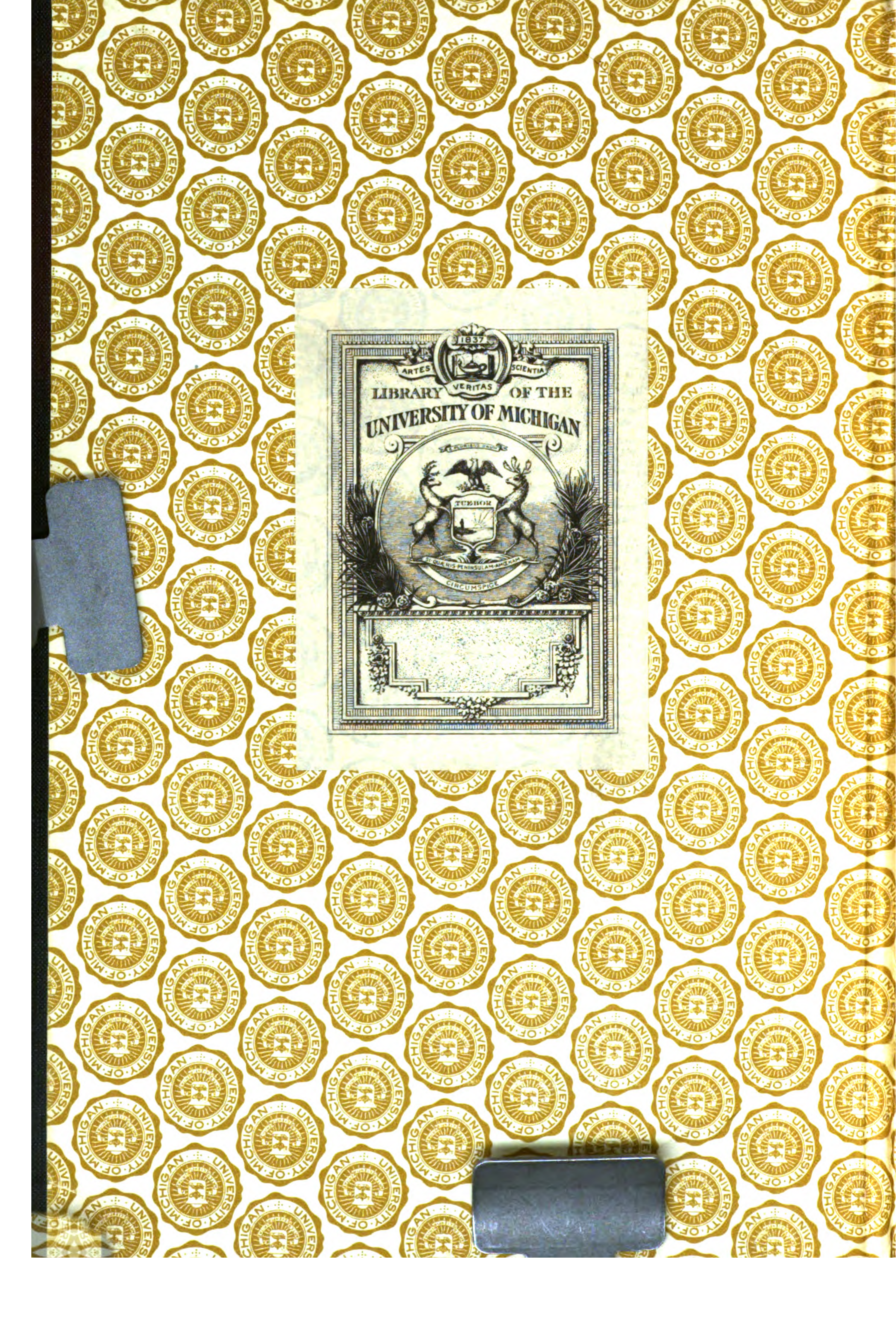
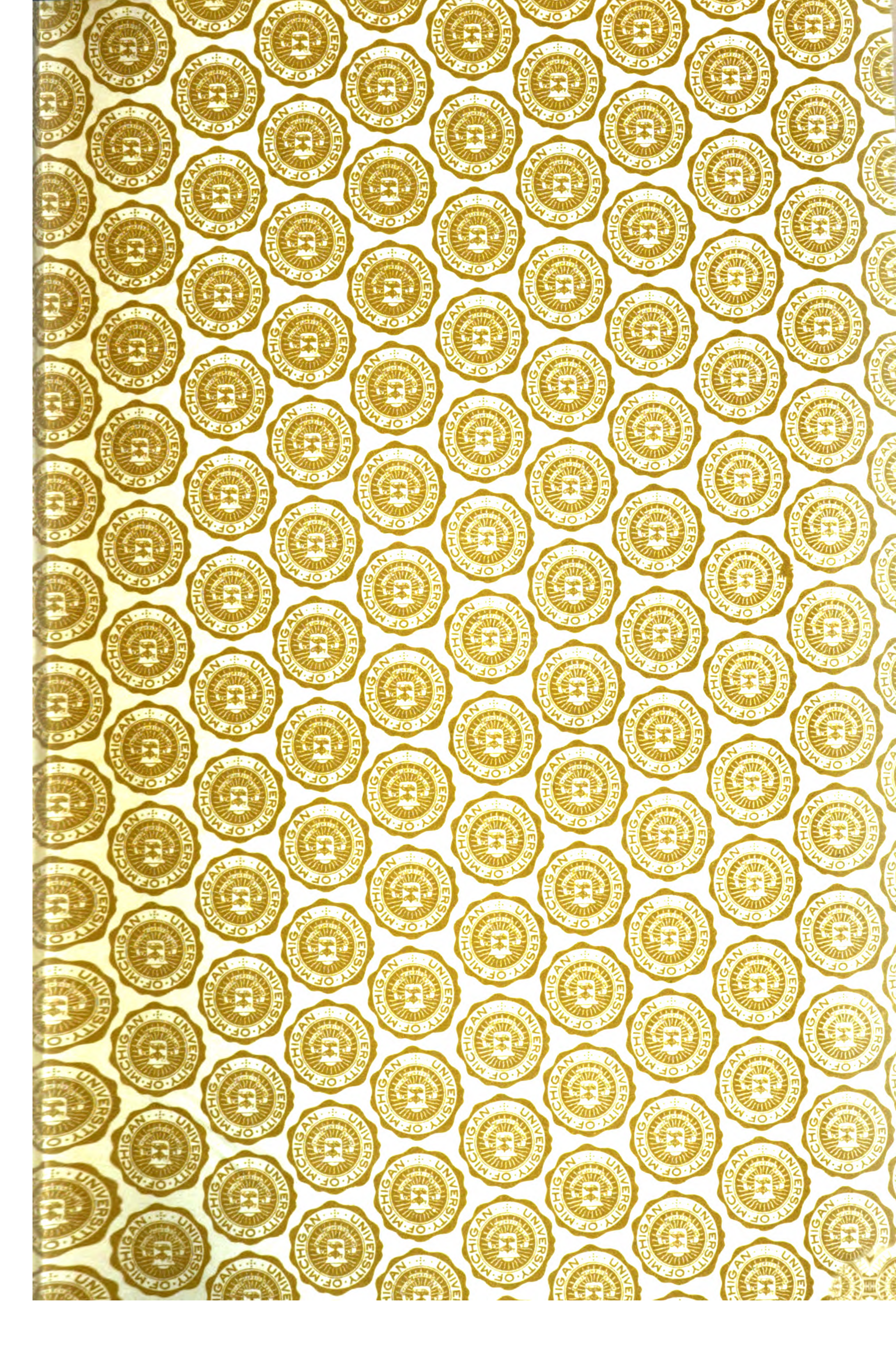


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Westermanns Monatshefte

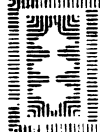


72. Jahrgang. 143. Band. 1. und 2. Teil

September 1927 bis Februar 1928

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Verzeichnis der Mitarbeiter



Inhalt des hundertdreiundvierzigsten Bandes



1. und 2. Teil. September 1927 bis Februar 1928

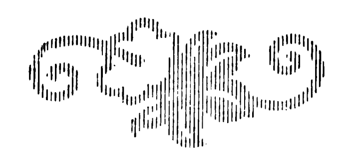
Beiträge nach der Reihenfolge

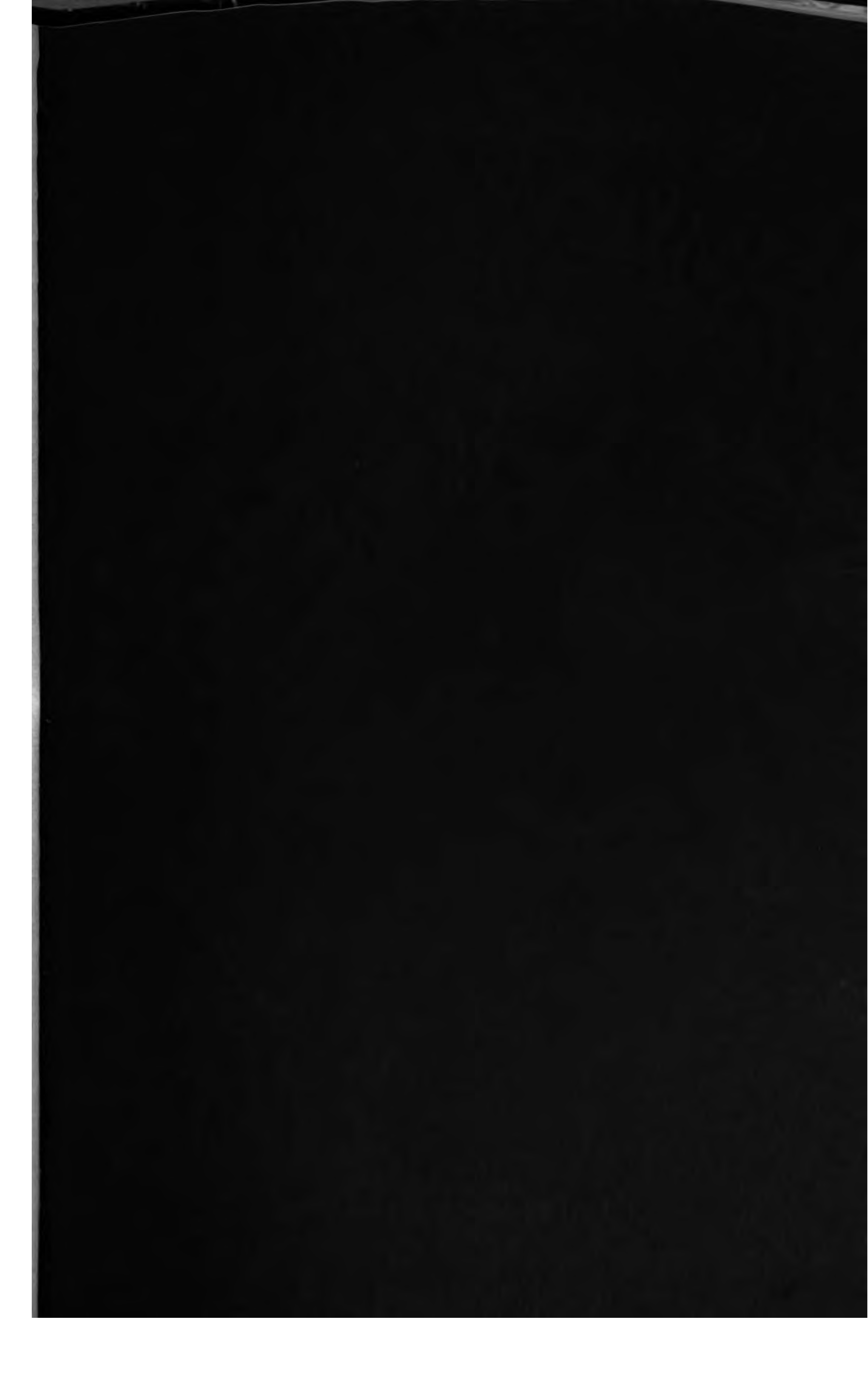
Beiträge nach dem Abc

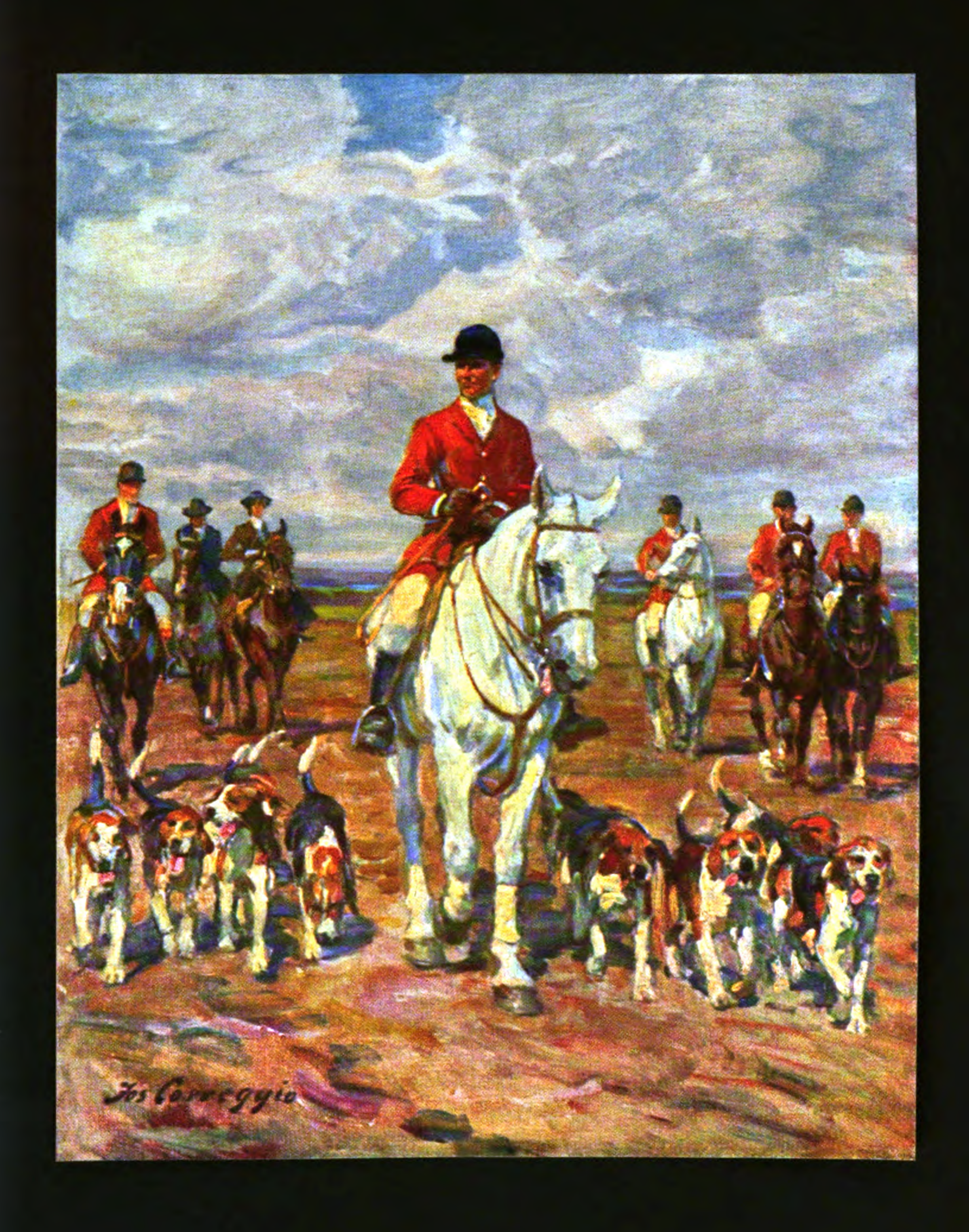
Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Kunstblätter und Einschaltbilder







Josef Correggio: Bei der Meute



Heft: 853 Sept. 1927

Madame Kolibri

Roman von Werner von der Schulenburg

I

In die Laderäume des holländischen Dampfers »Gelria« hinein tanzten die letzten Kaffeesäcke. Die Rüssel eiserner Lastelefanten zogen die Säcke durch heiße, zerrissene Luft, bis sie über dem Laderaum auspendelten. Dann kreischten die Kräne auf; die Dampfmaschinen ratterten, und unter dem Klirren erschlaffender Eisenketten sanken die Säcke in den dunklen Bauch des Schiffes. Ein halbes Dutzend Neger lief hin und her; ein Mulatte kommandierte sie, bis er dem Lademeister melden konnte, daß die Ware verstaut sei. »Schiff frei!« Der lange Kommandant stieg nach oben; blütenweiß in seiner Tropenuniform; die Schiffspfeifen heulten auf, und langsam glitt die »Gelria« vom Ufer weg in den Flußarm, der Santos mit dem Meere verbindet.

Der Erste Offizier ging mit einer Dame über das Promenadendeck. Er sprach lebhaft und verbindlich. »Sehen Sie dort, gnädige Frau,« sagte er und wies nach dem Ufer, »dort liegt das alte Fort. Das ist der einzige gesunde Punkt hier. Da soll auch die Malaria nicht hinkommen.«

Die Dame wandte den Kopf dem Ufer zu. Der Erste Offizier sah sie rasch von der Seite an. Nein, schön war Frau van Kerckhove nicht. Sie war reizvoll, von einem Reiz, der nicht nur Modeschöpfung war, zart, feingliedrig, und es hieß, daß sie prachtvoll tanze. Freilich, sie tanzte nicht, wie andre Frauen tanzen. Sie tanzte nicht um des Tänzers willen; sie tanzte um des Tanzes willen; sie tanzte am Ende mit sich selbst.

Als Frau van Kerckhove das Fort gemustert hatte, sprach sie auf den Offizier ein. Ihre Stimme war ein wenig knarrend; sie erinnerte den Offizier, ohne daß er sich dessen ganz bewußt wurde, an die eines Papageien, und er fragte sich, wo er diese Stimme schon gehört hätte. Endlich verfiel er auf Guarujà, das Modebad Brasiliens, das er von Santos aus zu besuchen pflegte. Irgendwo in Guarujà, vor dem langen, weißen Hotel war es gewesen, unter dem samtbraunen Nachthimmel.

»Sehen Sie, da hinten liegt die Fähre, die nach Guarujà führt,« sagte er zusammenhanglos, wie ein Reiseführer.

Die »Gelria« fuhr schneller. Die Ufer glitten vorbei, und rückwärts, hinter ihr, weitete sich das Kielwasser, das weiß an den Ufersümpfen verbrandete.

»Guarujà ist reizend,« meinte Frau van Kerckhove plötzlich. Ihre Stimme bekam einen ganz andern Klang, so daß der Offizier erschrocken auf die Frau an seiner Seite sah, wie wenn er sich überzeugen wollte, ob noch

der gleiche Mensch dort stände wie vorhin. Die magere, im Handrücken aber fleischige Hand der Frau van Kerckhove lag auf der Reeling. »Ich habe dort vier Wochen gewohnt,« setzte sie hinzu, »es war so ruhig dort. Ich möchte wieder nach Guarujà.«

»Sie werden auch wieder hinkommen,« lächelte der Holländer, »Sie sind ein Mensch, der immer zurückkehrt.«

Ein erstaunter Blick der Frau van Kerckhove traf den Offizier. Plötzlich fragte sie wieder hart und abgerissen: »Was meinen Sie damit? Was soll das?«

»Ich meine,« entgegnete der Offizier verbindlich, »daß Sie Ihrer Bestimmung nach wandern müssen. Man ist nicht ungestraft die Frau eines holländischen Residenten auf Java. Und daß Sie...«

»... daß ich...?«

»... daß Sie Ihrer Natur nach zurückkehren zum Ausgangspunkt, weil Sie eigentlich seßhafter Art sind. Solche Menschen machen dann einen Kreis.«

Frau van Kerckhove sah auf die waldigen Uferberge und erwiderte, ohne den Sprecher anzusehen: »Sie sind im Nebenberuf Psychολog, wie mir scheint?«

»Dazu kommt man, wenn man im Hauptberuf auf Menschen angewiesen ist,« antwortete der Offizier ruhig. »Zudem ist es nicht schwer, zu erraten, da Sie nur bis Rio fahren. Die Welt der Fremden liegt hier ja zwischen Rio, São Paulo, Santos und Guarujà.«

»Ihre Kenntnis meines Bestimmungsortes muß meine Anerkennung freilich automatisch wieder einschränken,« Frau van Kerckhove lachte, ein motorisches Lachen, wie der Erste Offizier für sich feststellte. Und dabei sieht sie einen nie an.

»Die Kenntnis der Reiserouten gehört zu meiner Dienstpflicht,« fuhr der Holländer fort, »wir liegen nicht unnötig lange in einem Hafen. Nur so lange, als es Passagier- und Frachtverkehr verlangen. Und diesmal steigen nur drei Personen in Rio aus: Sie, ein Argentinier und der Ingenieur.«

»Der Ingenieur? Wer ist das? Ist es ein Schiffsbeamter?«

Die »Gelria« rückte gegen den Ozean. Sie kam aus der Glätte in Widerstand. Die Maschinen keuchten, und das Schiff arbeitete sich in die wesenlose Weite des Ozeans hinein.

Prüfend sah der Erste Offizier in die Weite. »Wieder mal saure Fleischbrühe,« meinte er nach einiger Zeit. »Da unten sind Haifische.«

»Ich bat Sie um eine Auskunft.« Frau van Kerckhove fragte mit dem Tonfall der Dame von Welt, die gewöhnt ist, daß man ihre Wünsche sofort erfüllt, aber sie fragte mit einer zu harten Kürze, als daß ein guter Beobachter ihr nicht eine Unsicherheit angemerkt hätte.

Der Erste Offizier schien diese Unsicherheit nicht zu bemerken. Er beeilte sich, Auskunft zu geben über den Ingenieur, der auch in Rio aussteigen wolle.

»Er ist nicht vom Schiff, gnädige Frau. Natürlich nicht.«

»Das ist nicht natürlich,« entgegnete Frau van Kerckhove. »Oder«, fuhr sie einlenkend fort, »ist es doch natürlich?« Dann zu dem Offizier: »Sie müssen schon entschuldigen, ich bin in Schiffsfragen wenig bewandert.«

Die beginnende Unruhe der Frau van Kerckhove ließ den Offizier fühlen, daß es Zeit sei, sich zu empfehlen. Solche Nervositäten war er am Ende der Reisen gewohnt; am Anfang erschienen sie ihm ungewöhnlich. So antwortete er denn kurz und ohne auf das letzte Einlenken der Dame einzugehen: »Der Ingenieur ist eine uns allen bekannte Persönlichkeit. Daher meine Selbstverständlichkeit. Er hat den Staudamm von Assuan gebaut und hat für die englische Regierung den oberen Ganges reguliert. Jetzt soll er für die brasilianische Regierung die neuen Uferbauten gegenüber von Santos ausführen. Es ist der Doktor Dufour. Er hat übrigens auch für unsre Regierung in Java gearbeitet. Gleich nach dem Kriege. Ich nahm an, daß Sie ihn kennen. Er ist auch ein Deutscher.«

Wieder sah Frau van Kerckhove mit verkniffenen Augen über das Wasser. »Ja,« meinte sie nach einiger Zeit, »ich erinnere mich. Wir sahen uns mehrere Male in Batavia. Man trifft sich ja immer wieder. Doktor Dufour, er war auch einmal bei uns in Sailang. Aber er war wenig liebenswürdig.«

»Das hat er nicht mehr nötig,« murmelte der Offizier und griff an die Mütze.

»Trotzdem,« antwortete die Dame, »es könnte ihm nicht schaden. Die Leute mögen ihn nicht.«

»Ich glaube, Sie würden ihn verstehen, gnädige Frau,« meinte der Holländer gesetzt. »Ich möchte Sie doch im Vorbeigehen mit ihm von neuem bekannt machen. Sie werden sich, wenn Sie ein wenig auf seine Empfindlichkeiten eingehen, heute abend gut mit ihm unterhalten. Vergessen Sie nicht, daß er Hugenotte ist. Von der Berliner Kolonie.«

»Parademarsch mit Rokokobeinen, ich verstehe.« Frau van Kerckhove sagte es unwirsch. »Ich will Sie nicht aufhalten. Sorgen Sie nur noch für meine Abendunterhaltung.«

Sie ging mit raschen, ein wenig kurzen Schritten vor dem Offizier her, dem Heck des Schiffes zu, wo Dufour in der offenen Laube in einem Korbsessel saß. Der Erste Offizier trat an ihn heran, legte ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter und sagte: »Ich habe mir gedacht, daß Sie die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen würden, Ihre alte Bekanntschaft mit der Frau unsers Residenten von Sailang, Frau van Kerckhove, zu erneuern. Frau van Kerckhove reist auch nach Rio.« Dann verbeugte sich der Offizier rasch nach beiden Seiten und ging.

Dufour war aufgestanden. Er hielt den Kopf ein wenig schief und musterte Frau van Kerckhove mit einem kurzen Blick. Er verbeugte sich, küßte ihr die Hand und bat sie in einen Sessel neben sich.

»Sie werden sich meiner kaum erinnern,« begann Frau van Kerckhove, und ihre Stimme knarrte leicht, »ich sah Sie auch einmal bei uns in Sailang. Aber ein Mann wie Sie sieht ja schließlich andre Frauen ...«

Das gefiel ihm nicht. »Ich erinnere mich sehr gut, gnädige Frau. Es war im August 19. Ich war bei Ihnen zu Gaste, ehe ich in die Berge hinaufritt. Damals hab' ich Ihrem Töchterchen den Kaninchenstall geflickt.«

Ein Leuchten ging über die Züge der Frau van Kerckhove. Das Leuchten war merkwürdig. Es glitt über eine Starrheit weg wie Sonne über das Meer. Aber es bewegte das Antlitz nicht in der Tiefe. »Ich hätte daran denken sollen,« meinte sie verbindlich.

»Sie meinen, daß ein Mann kein Erlebnis vergißt, bei dem er auch nur einen Kaninchenstall geflickt hat?« fragte Dufour verhalten. Sein breiter Oberkörper senkte sich etwas nach rechts, und der Kopf mit der riesigen Stirn und den grauen Augen neigte sich noch stärker als der Oberkörper.

Rasch löste Frau van Kerckhove diese ungewollte Fechterstellung der beiden auf. Sie lachte gutmütig, und ihr Vermittlungsversuch sagte dem Manne zu. »Nein,« erwiderte er nach kurzer Pause, »so meine ich das nicht. Aber ich habe mich damals so sehr gefreut, auch einmal für ein kleines weißes Mädchen etwas tun zu können. Auf die Dauer bekommt man es satt, nur für kleine Pralinés etwas zu tun. Meine Vatergefühle leite ich lieber auf helle Haut ab als auf schwarz-braun-gelbe. Wie geht es Ihrer kleinen Ruth?«

Frau van Kerckhove wiegte den Kopf mit halboffenem Munde und sah den Fragenden prüfend an. »Kleine Ruth? Sie ist ebenso groß wie ich. Sie wird bald sechzehn, Herr Dufour. Wir Erwachsenen vergessen, wie schnell ein Kind wächst. Und sind erschüttert davon, wie stark ein Kind liebt.«

»Ruth liebt Sie, gnädige Frau?«

Das Antlitz der Frau leuchtete jetzt wie von einem inneren Feuer durchstrahlt. Sie nickte.

»Ist sie in Java?« Dufour erkundigte sich ganz zurückhaltend.

»Sie ist in Rio beim Gesandten von Paranaiba und wird mich abholen.«

Der Doktor nahm eine Zigarette. »Da werde ich sie ja sehen. Erinnert sie sich meiner noch?«

»Sie hat ihr größtes Kaninchen Doktor Dufour genannt. Aber das dürfen Sie nicht wissen.«

»Der Unsterblichkeit zu entgehen ist schwer,« erwiderte der Hugenotte heiter. Und doch fragte er sich: Warum erzählt sie das?

Das Schiff hatte den Kurs nach Norden genommen. Gleichmäßig zogen die bunten Küstenfelsen vorüber; dann glitt die Nacht rasch wie ein eiserner Fallvorhang über die Welt.

»Sehen Sie den hellen Streifen dort am Ufer?« fragte Frau van Kerckhove.

»Ja. Guarujà.« Es klang ein ganz klein wenig höhnisch.

»Guarujà. Dort war ich vier Wochen lang.«

Dufour antwortete nicht.

»Wo waren S i e?«

»Auch in Guarujà. Aber nicht im Hotel.«

Frau van Kerckhove hob den Kopf. »Schade, daß wir uns dort nicht gesehen haben. Wir hätten Ausflüge machen können. Zur Tar-

der gleiche Mensch dort stände wie vorhin. Die magere, im Handrücken aber fleischige Hand der Frau van Kerckhove lag auf der Reeling. »Ich habe dort vier Wochen gewohnt,« setzte sie hinzu, »es war so ruhig dort. Ich möchte wieder nach Guarujà.«

»Sie werden auch wieder hinkommen,« lächelte der Holländer, »Sie sind ein Mensch, der immer zurückkehrt.«

Ein erstaunter Blick der Frau van Kerckhove traf den Offizier. Plötzlich fragte sie wieder hart und abgerissen: »Was meinen Sie damit? Was soll das?«

»Ich meine,« entgegnete der Offizier verbindlich, »daß Sie Ihrer Bestimmung nach wandern müssen. Man ist nicht ungestraft die Frau eines holländischen Residenten auf Java. Und daß Sie ...«

»... daß ich ...?«

»... daß Sie Ihrer Natur nach zurückkehren zum Ausgangspunkt, weil Sie eigentlich seßhafter Art sind. Solche Menschen machen dann einen Kreis.«

Frau van Kerckhove sah auf die waldigen Uferberge und erwiderte, ohne den Sprecher anzusehen: »Sie sind im Nebenberuf Psycholog, wie mir scheint?«

»Dazu kommt man, wenn man im Hauptberuf auf Menschen angewiesen ist,« antwortete der Offizier ruhig. »Zudem ist es nicht schwer, zu erraten, da Sie nur bis Rio fahren. Die Welt der Fremden liegt hier ja zwischen Rio, São Paulo, Santos und Guarujà.«

»Ihre Kenntnis meines Bestimmungsortes muß meine Anerkennung freilich automatisch wieder einschränken,« Frau van Kerckhove lachte, ein motorisches Lachen, wie der Erste Offizier für sich feststellte. Und dabei sieht sie einen nie an.

»Die Kenntnis der Reiserouten gehört zu meiner Dienstpflicht,« fuhr der Holländer fort, »wir liegen nicht unnötig lange in einem Hafen. Nur so lange, als es Passagier- und Frachtverkehr verlangen. Und diesmal steigen nur drei Personen in Rio aus: Sie, ein Argentinier und der Ingenieur.«

»Der Ingenieur? Wer ist das? Ist es ein Schiffsbeamter?«

Die »Gelria« rückte gegen den Ozean. Sie kam aus der Glätte in Widerstand. Die Maschinen keuchten, und das Schiff arbeitete sich in die wesenlose Weite des Ozeans hinein.

Prüfend sah der Erste Offizier in die Weite. »Wieder mal saure Fleischbrühe,« meinte er nach einiger Zeit. »Da unten sind Haifische.«

»Ich bat Sie um eine Auskunft.« Frau van Kerckhove fragte mit dem Tonfall der Dame von Welt, die gewöhnt ist, daß man ihre Wünsche sofort erfüllt, aber sie fragte mit einer zu harten Kürze, als daß ein guter Beobachter ihr nicht eine Unsicherheit angemerkt hätte.

Der Erste Offizier schien diese Unsicherheit nicht zu bemerken. Er beeilte sich, Auskunft zu geben über den Ingenieur, der auch in Rio aussteigen wolle.

»Er ist nicht vom Schiff, gnädige Frau. Natürlich nicht.«

»Das ist nicht natürlich,« entgegnete Frau van Kerckhove. »Oder«, fuhr sie einlenkend fort, »ist es doch natürlich?« Dann zu dem Offizier: »Sie müssen schon entschuldigen, ich bin in Schiffsfragen wenig bewandert.«

Die beginnende Unruhe der Frau van Kerckhove ließ den Offizier fühlen, daß es Zeit sei, sich zu empfehlen. Solche Nervositäten war er am Ende der Reisen gewohnt; am Anfang erschienen sie ihm ungewöhnlich. So antwortete er denn kurz und ohne auf das letzte Einlenken der Dame einzugehen: »Der Ingenieur ist eine uns allen bekannte Persönlichkeit. Daher meine Selbstverständlichkeit. Er hat den Staudamm von Assuan gebaut und hat für die englische Regierung den oberen Ganges reguliert. Jetzt soll er für die brasilianische Regierung die neuen Uferbauten gegenüber von Santos ausführen. Es ist der Doktor Dufour. Er hat übrigens auch für unsre Regierung in Java gearbeitet. Gleich nach dem Kriege. Ich nahm an, daß Sie ihn kennen. Er ist auch ein Deutscher.«

Wieder sah Frau van Kerckhove mit verkniffenen Augen über das Wasser. »Ja,« meinte sie nach einiger Zeit, »ich erinnere mich. Wir sahen uns mehrere Male in Batavia. Man trifft sich ja immer wieder. Doktor Dufour, er war auch einmal bei uns in Sailang. Aber er war wenig liebenswürdig.«

»Das hat er nicht mehr nötig,« murmelte der Offizier und griff an die Mütze.

»Trotzdem,« antwortete die Dame, »es könnte ihm nicht schaden. Die Leute mögen ihn nicht.«

»Ich glaube, Sie würden ihn verstehen, gnädige Frau,« meinte der Holländer gesetzt. »Ich möchte Sie doch im Vorbeigehen mit ihm von neuem bekannt machen. Sie werden sich, wenn Sie ein wenig auf seine Empfindlichkeiten eingehen, heute abend gut mit ihm unterhalten. Vergessen Sie nicht, daß er Hugenotte ist. Von der Berliner Kolonie.«

»Parademarsch mit Rokokobeinen, ich verstehe.« Frau van Kerckhove sagte es unwirsch. »Ich will Sie nicht aufhalten. Sorgen Sie nur noch für meine Abendunterhaltung.«

Sie ging mit raschen, ein wenig kurzen Schritten vor dem Offizier her, dem Heck des Schiffes zu, wo Dufour in der offenen Laube in einem Korbsessel saß. Der Erste Offizier trat an ihn heran, legte ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter und sagte: »Ich habe mir gedacht, daß Sie die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen würden, Ihre alte Bekanntschaft mit der Frau unsers Residenten von Sailang, Frau van Kerckhove, zu erneuern. Frau van Kerckhove reist auch nach Rio.« Dann verbeugte sich der Offizier rasch nach beiden Seiten und ging.

Dufour war aufgestanden. Er hielt den Kopf ein wenig schief und musterte Frau van Kerckhove mit einem kurzen Blick. Er verbeugte sich, küßte ihr die Hand und bat sie in einen Sessel neben sich.

»Sie werden sich meiner kaum erinnern,« begann Frau van Kerckhove, und ihre Stimme knarrte leicht, »ich sah Sie auch einmal bei uns in Sailang. Aber ein Mann wie Sie sieht ja schließlich andre Frauen ...«

Das gefiel ihm nicht. »Ich erinnere mich sehr gut, gnädige Frau. Es war im August 19. Ich war bei Ihnen zu Gaste, ehe ich in die Berge hinaufritt. Damals hab' ich Ihrem Töchterchen den Kaninchenstall geflickt.«

Ein Leuchten ging über die Züge der Frau van Kerckhove. Das Leuchten war merkwürdig. Es glitt über eine Starrheit weg wie Sonne über das Meer. Aber es bewegte das Antlitz nicht in der Tiefe. »Ich hätte daran denken sollen,« meinte sie verbindlich.

»Sie meinen, daß ein Mann kein Erlebnis vergißt, bei dem er auch nur einen Kaninchenstall geflickt hat?« fragte Dufour verhalten. Sein breiter Oberkörper senkte sich etwas nach rechts, und der Kopf mit der riesigen Stirn und den grauen Augen neigte sich noch stärker als der Oberkörper.

Rasch löste Frau van Kerckhove diese ungewollte Fechterstellung der beiden auf. Sie lachte gutmütig, und ihr Vermittlungsversuch sagte dem Manne zu. »Nein,« erwiderte er nach kurzer Pause, »so meine ich das nicht. Aber ich habe mich damals so sehr gefreut, auch einmal für ein kleines weißes Mädchen etwas tun zu können. Auf die Dauer bekommt man es satt, nur für kleine Pralinés etwas zu tun. Meine Vatergefühle leite ich lieber auf helle Haut ab als auf schwarz-braun-gelbe. Wie geht es Ihrer kleinen Ruth?«

Frau van Kerckhove wiegte den Kopf mit halboffenem Munde und sah den Fragenden prüfend an. »Kleine Ruth? Sie ist ebenso groß wie ich. Sie wird bald sechzehn, Herr Dufour. Wir Erwachsenen vergessen, wie schnell ein Kind wächst. Und sind erschüttert davon, wie stark ein Kind liebt.«

»Ruth liebt Sie, gnädige Frau?«

Das Antlitz der Frau leuchtete jetzt wie von einem inneren Feuer durchstrahlt. Sie nickte.

»Ist sie in Java?« Dufour erkundigte sich ganz zurückhaltend.

»Sie ist in Rio beim Gesandten von Paranaiba und wird mich abholen.«

Der Doktor nahm eine Zigarette. »Da werde ich sie ja sehen. Erinnert sie sich meiner noch?«

»Sie hat ihr größtes Kaninchen Doktor Dufour genannt. Aber das dürfen Sie nicht wissen.«

»Der Unsterblichkeit zu entgehen ist schwer,« erwiderte der Hugenotte heiter. Und doch fragte er sich: Warum erzählt sie das?

Das Schiff hatte den Kurs nach Norden genommen. Gleichmäßig zogen die bunten Küstenfelsen vorüber; dann glitt die Nacht rasch wie ein eiserner Fallvorhang über die Welt.

»Sehen Sie den hellen Streifen dort am Ufer?« fragte Frau van Kerckhove.

»Ja. Guarujà.« Es klang ein ganz klein wenig höhnisch.

»Guarujà. Dort war ich vier Wochen lang.«

Dufour antwortete nicht.

»Wo waren S i e?«

»Auch in Guarujà. Aber nicht im Hotel.«

Frau van Kerckhove hob den Kopf. »Schade, daß wir uns dort nicht gesehen haben. Wir hätten Ausflüge machen können. Zur Tar-

taruga, zum Schildkrötenfelsen. Oder in das Land hinein, in den Urwald.«

Ganz nebensächlich meinte der Ingenieur: »Ich wußte, daß Sie da waren, gnädige Frau.«

Frau van Kerckhove zuckte einen Augenblick zusammen. Dann meinte sie verbindlich: »Natürlich, Sie hatten keine Zeit. Das ist ja das Unglück aller Leute, die in Modeorten arbeiten müssen. Alle Erholungsuchenden glauben, daß die Ansässigen auch nichts zu tun hätten, und sie verlangen von denen, die dort arbeiten wollen, die gleiche Feiertagsstimmung, die sie selbst mitbringen.«

Blaue Zigarettenwolken verloren sich im braunen Samt der Nacht. Ganz ruhig sagte der Angeredete: »Das ist durchaus richtig, was Sie da sagen, gnädige Frau. Aber ich habe mich nicht nur mit meinem neuen Arbeitsgebiet vertraut gemacht; ich habe mich auch ausgeruht. Und deshalb wollte ich nicht.«

Aufs neue begann die Stimmung feindlich zu werden. Er ist wirklich wenig erträglich, dachte Frau van Kerckhove, und ihre seelische Unsicherheit gewann wieder die Oberhand. Und während das Oberflächenlachen über die unbewegten Züge ging, fragte sie: »Würden Sie sich denn um Ruth gekümmert haben, wenn Sie gewußt hätten, daß sie mit dort war?«

Erstaunt wandte der Ingenieur den Kopf. »Um Ruth? Aber gewiß. Wenn sie noch so unverdorben ist, wie sie es war, würde ich mich die ganze Zeit mit ihr beschäftigt haben.«

»Dann wären Sie aber kaum um die Mutter herumgekommen.« Frau van Kerckhove versuchte weiter, herzlich zu sein. Aber etwas tat ihr weh.

»Nein,« entgegnete Dufour, »das wäre ich wohl nicht.«

Das Lächeln war vom Antlitz der Frau van Kerckhove weggeflogen. Ein Steward brachte Windlichter; die Züge der Frau erhielten durch das Licht etwas Zeitloses, Hartes; sie glich einer Gorgo. Dufour sah ruhig und prüfend in die Tropen der Menschenseele, gegen die der Urwald Brasiliens nur ein glattstämmiger märkischer Kiefernwald ist.

Rasch war das Bild vergangen, als Frau van Kerckhove vom Steward die elektrischen Wandleuchter entzünden ließ. Der Ventilator an der Decke wirbelte Licht und Luft zu einem zarten Schleier zusammen, und die Frau schien ein Mädchen geworden zu sein, mit mädchenhaften Bewegungen und mädchenhaften Zügen.

»Sie sind nicht höflich,« meinte Frau van Kerckhove nach einiger Zeit und sah dem Manne rasch in die Augen.

»Ach nein,« erwiderte der Angeredete, »das dürfen Sie nicht so ernst nehmen. Ich muß mich schützen. Wenn ich höflich würde, wäre ich schon längst aufgefressen. Ich bin vorsichtig, weil ich irgendwo weich bin.« Nach einiger Zeit fuhr er fort: »Hat das Drahtgitter an der rechten Seite des Kaninchenstalles gehalten? Wir hatten keine Klammern, wissen Sie noch?«

»Ja, ich weiß noch.«

»Wir nahmen Draht, den wir mit Nägeln befestigten.«

»Ja.« Frau van Kerckhove sah den Sprechenden ruhig an. »Und dann verknebelten wir den Draht mit Holzpflöcken.«

»Ja. Und wissen Sie noch: das Wasserbecken?« Dufour lachte vor sich hin. »Es war so tief, daß die Kaninchen nicht herankonnten. Aber wir mußten auf die Schlangen aufpassen, die durch die Röhre kriechen konnten.«

»Da bekamen die Kaninchen eine Treppe.« Das klang fast hilflos und hilfesuchend.

Der Ingenieur lachte knabenhaft. »Das war die erste und einzige Kaninchentreppe, die ich in meinem Leben gebaut habe.«

Plötzlich hob er den Kopf. »Das helle Licht stört mich,« sagte er kurz. Er stand auf und löschte die Wandlichter. Frau van Kerckhove rückte das Windlicht auf dem Tisch beiseite. Ihre Stirn hatte sich zusammengezogen. Sie sprach über Ruth, über Guarujà und Rio. Dufour antwortete kurz, aber höflich.

Der Gong rief die beiden zum Umkleiden für die Abendmahlzeit.

Das Promenadendeck war durch bunte Fahnentücher dem Meere zu abgesperrt worden, und in der Nische vor dem Rauchsalon saß die Schiffsmusik, die zum Tanz spielte. Frau van Kerckhove tanzte mit einem Argentinier, einem hageren, jungen Menschen mit hohen Schultern und spitzen Jimmy-Schuhen. Die Passagiere standen ehrfurchtsvoll im Kreis umher und bewunderten schweigend das Paar.

Dufour saß in einer Ecke, hatte die Beine übereinandergeschlagen und sog an einer großen brasilianischen Zigarre. Irgendein Ärger war in ihm, daß Frau van Kerckhove mit diesem Menschen tanzte. Er empfand den Tanz immer noch als eine Form der Erotik. So schwieg er denn, als Frau van Kerckhove nach dem Tanz zu ihm kam und ein Gespräch über das Wesen des modernen Tanzes zu beginnen suchte.

»Daß Sie dieses Vergnügen nachher noch theoretisch zu deuten suchen, macht es mir nicht sympathischer,« meinte er nach einiger Zeit. »An solchen Tänzen ist mir eines besonders peinlich: daß sie nämlich nicht ursprünglich sind. Die Erotik ist durch die Mathematik nicht etwa sublimiert, sondern ausgelaugt. Der Tanz von heute ist steril.«

Diese Bemerkung mußte die Frau treffen; sie antwortete achselzuckend: »Das verstehen Sie nicht, Doktor Dufour.« Und nach einiger Zeit fuhr sie fort: »Es ist mir gleich, mit wem ich tanze. Herr Avenzuales tanzt gut.«

»Aber ihm ist es nicht gleich, und da sollte es auch Ihnen ...« Er fuhr mit der Hand durch den Zigarrenrauch. »Ah was! In Rio ist eine Bar; Progresso e liberdade heißt sie, glaube ich. Da tanzt Tobby. Das ist der beste Tänzer der Welt. Da wollen wir hingehen. Der wird Ihnen Freude machen.«

»Wenn er gut tanzt, gewiß.«

Wieder holte Herr Avenzuales Frau van Kerckhove. Wieder zuckten die beiden über den Boden, wieder blickte das Publikum bewundernd auf das Paar. Da gab es Bewegungen aus starrem Kreuz, seltsam aufgeteilt und ihrer Wesensart entkleidet, durch eine hilflose Musik wieder zusammengehalten; da gab es Schritte, dutzendweise, die geübt, gelernt, erarbeitet waren, Schritte, die nur der Fachmann begreifen konnte; es gab Gehirne in den Beinen und Kunststücke in den Oberkörpern. Dufour sah sich das Ganze neugierig an. Er hatte auf Bali Tanzfeste gesehen, die ihm noch lebendig im Blute saßen. Als Frau van Kerckhove wieder zu ihm zurückkehrte, suchten ihre Augen die seinen mit einer etwas unterwürfigen Besorgnis. Er meinte nach einiger Zeit: »Heißen Sie Ellen?«

Ein Schreck ging über die Züge der Frau. »Nein, Herr Dufour, ich heiße Margret.«

»Sie könnten mit einem Ihrer Namen auch Ellen heißen,« murmelte er, »Sie sind Deutsche?«

»Ja, das bin ich. Es erstaunt mich, daß Sie das sofort sehen. Man hält mich meistens für eine Französin. Ich bin durch Ehe Holländerin, aber Deutsche von Geburt.«

»Man merkt es. An Ihrem Tanz.«

Die Augen bekamen etwas Stahlhartes. »Herr Dufour, Sie wollen mich verletzen,« fuhr sie auf, und hemmungslos, laut, daß die Zunächstsitzenden aufmerksam wurden, sagte sie rauh und abgerissen: »Sie haben keinen Grund, mich derart zu behandeln.«

Der Ingenieur erhob sich und verbeugte sich höflich. »Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau. Auch ich bin Deutscher. Drei Jahre Westfront. Mir lag es fern, Sie verletzen zu wollen. Wenn man einsam lebt wie ich, wird man leicht zum Kanadier. Sie gestatten mir, zu gehen. Zudem kommt dort Herr Avenzuales wieder. Ihre neue Nummer beginnt. Auf Wiedersehen!«

Margret van Kerckhove hatte einen viel zu feinen Fraueninstinkt, um nicht unter diesen Unhöflichkeiten ein Interesse zu spüren. Anderseits ruhte sie zu wenig in sich selbst, als daß sie diese Unhöflichkeiten stillschweigend hingenommen hätte. Sie bedurfte zur Erhaltung ihres sorgsam ersonnenen Lebensgleichgewichts der Zustimmung eines Mannes, der ihr nicht gleichgültig war. Und diese Zustimmung wollte sie sich erkämpfen. So dankte sie denn Herrn Avenzuales lächelnd, und der Argentinier zog sich eckig und grinsend zurück.

»Ich möchte mit Ihnen gehen, Herr Doktor Dufour,« sagte sie mit halber Stimme.

Der Ingenieur nickte kühl. »Bitte!«

Die Blicke der Passagiere folgten den beiden.

Neben der Laube ließen sie sich in ein paar verlassene Deckstühle nieder. In einiger Entfernung las eine alte Engländerin in einem zerfledderten Band, bei schwachem Licht, das durch die Milchscheiben der Bar fiel. Doktor Dufour sah hinüber auf die schwarze Küste und winkte mit dem Kopf nach dem Tanzplatz, auf dem sich jetzt, nachdem Frau van Kerckhove davongegangen war, ein lebhaftes Treiben breitmachte. »Sehen Sie,« meinte er launig, »Sie haben durch Ihre allzu große Vollkommenheit den Genuß des Völkchens gestört. Nun darf es sich weniger vollkommen geben; aber es gibt sich.«

Die Frau sah stillschweigend auf die Ufer. Weiß leuchtete der Dampferschaum durch die blaue, laue Farblosigkeit der Nacht. Nach einigen Minuten begann sie zögernd: »Was soll das alles? Bitte, sagen Sie es mir!«

»Menschen wie mich fragt man nicht nach dem Warum,« entgegnete er ruhig. »Soll ich Ihnen psychologische, völkerpsychologische, ethische und sonstige Vorträge halten? Das fällt mir gar nicht ein. Sie würden jedes meiner Worte hübsch garnieren und sich doch irgendwo an Ihren Sommerhut hängen. Und selbst, wenn Sie erkennen würden — ich setze diesen höchst unwahrscheinlichen Fall —, dann würden Sie doch nicht danach handeln.«

»Ich bin nie in meinem Leben so beleidigt worden wie von Ihnen,« antwortete Frau van Kerckhove mit zitternder Stimme.

Dufour faltete die Hände über dem Knie. »Nie so erkannt, wollten Sie sagen. Denn wenn ich Sie beleidigte, säßen Sie nicht mehr hier, sondern tanzten mit dem Rasta.«

Langsam sank die Frau in den Stuhl zurück. Sie gab es auf, mit gesellschaftlichen Mitteln ihr Ziel, die Billigung des Mannes, zu erzwingen. »Sie würden mich verstehen, wenn Sie mein Leben kennten.«

Aber Dufour schüttelte den Kopf. »Lassen Sie die Kiste zu. Ich weiß alles. Unverstehende Eltern, ein harter Vater, eine Mutter, die keine Mutter ist, ein Trottel von Mann. Diese Tatsachen — bei wem sind sie anders? — nutzen Sie aus. Das Geschäft vererbt sich. Was die Alten mit Härte erzwangen, erzwingen die Jungen mit Psychologie. Interessant wird die Sache doch eigentlich erst, wenn jemand die Konsequenzen zieht — durch die Tat.«

Ein Steward glitt vorbei, und Dufour ließ sich einen Whisky-Soda reichen. Margret schüttelte den Kopf. Als der Steward weggegangen war, meinte sie: »Was fehlt mir?«

Die Antwort kam rasch. »Selbsterziehung, gnädige Frau.«

»Aber nehmen Sie mich doch um Gottes willen wie ich bin, als Erscheinung, als Tatsache. Wozu denn immer ändern wollen?«

Langsam trank der Ingenieur seinen Whisky-Soda. Er setzte das Glas neben sich auf den Boden. »Ich will ja gar nicht ändern. Ich denke nicht daran. Bleiben Sie in Gottes Namen so, wie Sie sind.«

»Aber Sie sind nicht mit mir einverstanden?« Das klang wie die Stimme eines Kindes. Irgendeine Quellenader war flüchtig an die Oberfläche getreten.

»Ist es meine Aufgabe, mit den Menschen einverstanden zu sein?« fragte Dufour.

»Aber dann wollen Sie doch ändern?«

»Mir scheint, Sie wollen. Oder besser, Sie möchten wohl, aber Sie wollen nicht. Und den Fall soll ich psychologisch behandeln? Gnädige Frau« — der Doktor lachte das helle, feine Hugenottenlachen, das zuweilen so seltsam in der preußischen Geistesgeschichte durchklingt —, »Sie werden wohl verstehen, wenn ich ein solches Unternehmen abweise. Ich bin zwar ein Rüpel, aber ich bin es nicht aus Beruf. Sie müßten erst kurz und klein geschlagen werden. Und dazu hat nur ein Liebender und Geliebter das Recht. Im andern Falle wäre es ein Experiment, das dem Experimentierenden teuer genug zu stehen käme; oder aber ein Fressen für einen Psychoanalytiker, das Ihnen übrigens teuer zu stehen käme. Ich merke, daß Sie neugierig sind ...«

»Oh, Herr Dufour ...!«

»... und ich will die Reste meiner guten Erziehung zusammensuchen, um Sie nicht ganz leer ausgehen zu lassen. Wo wir nun doch einmal in einer Bordunterhaltung stecken. Sie haben starke Anlagen, die Sie tropisch haben wuchern lassen. Ihre Seele ist ein Urwald, gnädige Frau, um den Sie hohe Gitter gezogen haben. Sie stehen davor und behaupten, es sei ein fabelhafter Park, aber es dürfe niemand hinein.«

Margret van Kerckhove zog an ihren Löckchen. »Sie kennen mich gar nicht. Keine Ahnung haben Sie von mir.«

Wieder lachte der Hugenotte leise. »Sehen Sie, da geht es schon wieder los. Ich sehe diesen Urwald vielleicht noch als Flieger, etwas von oben, weil ich gar keine Sehnsucht nach seinen Feuchtigkeiten, seinem Gewürm und seinen Orchideen habe. Aber ich erkenne den Urwald auch von oben.«

Inzwischen war Herr Avenzuales aus dem großen Flaggenvorhang herausgetreten und zögernd auf die beiden zugekommen. Mit seinem schwerzungigen Französisch näherte er sich Frau van Kerckhove, machte noch im Gehen eine schleichende, entschuldigende Verbeugung gegen Dufour und fragte, ob die gnädige Frau nicht doch noch tanzen wolle.

»Nein, danke, Herr Avenzuales!«

Ganz langsam wandte der Ingenieur wieder das Haupt der Frau van Kerckhove zu. »Aber tanzen Sie doch, gnädige Frau; es ist ja viel interessanter. Und im Grunde reizt es Sie ja. Denn wir kommen hier ja doch zu keinem Ende.«

»Ich danke wirklich, Herr Avenzuales.«

Als die beiden wieder allein waren — die Engländerin hatte sich hustend entfernt —, begann die Frau von neuem: »Und das ist wirklich alles?«

»Alles, gnädige Frau. Urwald mit ein paar Aussichtspunkten für besseren Fremdenverkehr. Die will ich Ihnen zugestehen. Aber es gibt zu viel Urwald. Er ist reizvoll nur für Anfänger. Unsereins brennt ihn ab, mit Stumpf und Stil und rodet die Reste. Wenn es unsrer ist.«

Rasch sprang Margret van Kerckhove auf. »Das ist Unsinn! Jeder Urwald ist unser.«

»Nicht, wenn wir nicht wollen. Und wir wollen nur dann, wenn wir hoffen dürfen, daß unsre Arbeit Sinn hat.«

Frau van Kerckhove stand vor Doktor Dufour. »Sie machen mich wahnsinnig. Sie zerquälen mich. Sie haben eine so perfide und zermürbende Art. Sie sind ein Teufel.«

Während des Trinkens hielt der Hugenotte inne. »Sehen Sie. Das war alles zu berechnen. Aber ich habe mich dem Ersten Offizier gegenüber verpflichtet, für Ihre Abendunterhaltung zu sorgen. Ich bin zum mindesten überzeugt, daß Sie sich nicht gelangweilt haben.«

In Frau van Kerckhove kämpften zwei Möglichkeiten miteinander: entweder mußte sie gehen, oder aber sie mußte den Kampf weiterführen. Ihre Triebhaftigkeit sagte ihr: Wenn du gehst, mußt du sagen: Nein, ich habe mich nicht gelangweilt; wenn du aber bleibst... Und dann kam das ganze Gewirr von Gefühlen und Unklarheiten; es stürzte über sie her, und plötzlich lag sie schluchzend und zitternd im Liegestuhl und jammerte: »Nein, ich habe — mich — nicht gelangweilt.«

Dufour sprach ruhig über die Schluchzende hinweg. »Lassen Sie das, gnädige Frau. Zum großen Reinemachen der Seele gehören andre Dinge, ich wiederhole es. Aber damit Sie klar über sich sehen und nicht weiter aus den Bergwerken Ihrer Seele heraus versuchen, mich anzufallen, will ich Ihnen eines sagen: Ich liebe den Urwald nicht. Ich liebe bebautes Land, nordische Wälder und nordische Städte. Ich liebe Deutschland. Ich liebe Seelen, die weit und schön sind wie die Wiesen in Holland unter bewegtem Himmel; ich liebe Seelen, die erhaben sind wie holsteinische Buchenwälder; ich liebe Seelen, die bunt, von gezügelter, geistvoller Wirrnis sind, wie die schönste Stadt, die ich kenne, wie Bern. Was soll dem, der Holland, Holstein und Bern liebt, der Urwald?«

Langsam erhob sich Margret van Kerckhove wieder und sah dem Manne unsicher in die Augen. »Sie haben mir den Weg gezeigt.«

»Das freut mich. Sie werden ihn nur nicht gehen. Wenn Sie ihn aber gehen, dann wird es Ihr Schade nicht sein.«

Ganz langsam kam eine Entspannung über Frau van Kerckhove. Sie sah sich nach den Seiten um, als ob sie aus einem bösen Traum erwacht sei. Sie fühlte sich elend, erniedrigt; sie kam sich vor, als ob sie sich weggeworfen hätte. Und doch hatte sie sich gern weggeworfen. In ihrer kranken Seele war das zwingende Bedürfnis gewesen, sich wegzuwerfen. Sie war, trotz allem, doch noch glücklich, daß sie sich nicht in den Schmutz geworfen hatte. Um Ruths willen bin ich glücklich, murmelte sie vor sich hin. Das war eine ihrer vielen konventionellen Formeln, die sie um ihre Ich-Gefühle zu wickeln pflegte. Sie sagte kurz und freundlich: »Ich danke Ihnen. Sehen wir, was daraus wird. Ich freue mich für Ruth und Sie, daß Sie beide sich morgen sehen werden.«

»Ich freue mich auch.« Dufour sagte das herzlich.

»Und ...«

»Reden Sie nicht mehr von sich, gnädige Frau.«

»Gute Nacht.« Frau van Kerckhove reichte dem Hugenotten die Hand. Er erhob sich und küßte die Hand artig. Margret van Kerckhove kämpfte um ein letztes Wort. Als sie aber in die unbeweglichen Züge des Mannes sah, ging sie rasch in ihre Kabine hinunter.

Am nächsten Morgen stand Doktor Dufour an der Reeling des Oberdecks und ließ die Uferwelt von Dunst und Goldflimmer an sich vorüberziehen. In der Ferne erhob sich der Zuckerhut aus dem grünen

Die Frau sah stillschweigend auf die Ufer. Weiß leuchtete der Dampferschaum durch die blaue, laue Farblosigkeit der Nacht. Nach einigen Minuten begann sie zögernd: »Was soll das alles? Bitte, sagen Sie es mir!«

»Menschen wie mich fragt man nicht nach dem Warum,« entgegnete er ruhig. »Soll ich Ihnen psychologische, völkerpsychologische, ethische und sonstige Vorträge halten? Das fällt mir gar nicht ein. Sie würden jedes meiner Worte hübsch garnieren und sich doch irgendwo an Ihren Sommerhut hängen. Und selbst, wenn Sie erkennen würden — ich setze diesen höchst unwahrscheinlichen Fall —, dann würden Sie doch nicht danach handeln.«

»Ich bin nie in meinem Leben so beleidigt worden wie von Ihnen,« antwortete Frau van Kerckhove mit zitternder Stimme.

Dufour faltete die Hände über dem Knie. »Nie so erkannt, wollten Sie sagen. Denn wenn ich Sie beleidigte, säßen Sie nicht mehr hier, sondern tanzten mit dem Rasta.«

Langsam sank die Frau in den Stuhl zurück. Sie gab es auf, mit gesellschaftlichen Mitteln ihr Ziel, die Billigung des Mannes, zu erzwingen. »Sie würden mich verstehen, wenn Sie mein Leben kennten.«

Aber Dufour schüttelte den Kopf. »Lassen Sie die Kiste zu. Ich weiß alles. Unverstehende Eltern, ein harter Vater, eine Mutter, die keine Mutter ist, ein Trottel von Mann. Diese Tatsachen — bei wem sind sie anders? — nutzen Sie aus. Das Geschäft vererbt sich. Was die Alten mit Härte erzwangen, erzwingen die Jungen mit Psychologie. Interessant wird die Sache doch eigentlich erst, wenn jemand die Konsequenzen zieht — durch die Tat.«

Ein Steward glitt vorbei, und Dufour ließ sich einen Whisky-Soda reichen. Margret schüttelte den Kopf. Als der Steward weggegangen war, meinte sie: »Was fehlt mir?«

Die Antwort kam rasch. »Selbsterziehung, gnädige Frau.«

»Aber nehmen Sie mich doch um Gottes willen wie ich bin, als Erscheinung, als Tatsache. Wozu denn immer ändern wollen?«

Langsam trank der Ingenieur seinen Whisky-Soda. Er setzte das Glas neben sich auf den Boden. »Ich will ja gar nicht ändern. Ich denke nicht daran. Bleiben Sie in Gottes Namen so, wie Sie sind.«

»Aber Sie sind nicht mit mir einverstanden?« Das klang wie die Stimme eines Kindes. Irgendeine Quellenader war flüchtig an die Oberfläche getreten.

»Ist es meine Aufgabe, mit den Menschen einverstanden zu sein?« fragte Dufour.

»Aber dann wollen Sie doch ändern?«

»Mir scheint, Sie wollen. Oder besser, Sie möchten wohl, aber Sie wollen nicht. Und den Fall soll ich psychologisch behandeln? Gnädige Frau« — der Doktor lachte das helle, feine Hugenottenlachen, das zuweilen so seltsam in der preußischen Geistesgeschichte durchklingt —, »Sie werden wohl verstehen, wenn ich ein solches Unternehmen abweise. Ich bin zwar ein Rüpel, aber ich bin es nicht aus Beruf. Sie müßten erst kurz und klein geschlagen werden. Und dazu hat nur ein Liebender und Geliebter das Recht. Im andern Falle wäre es ein Experiment, das dem Experimentierenden teuer genug zu stehen käme; oder aber ein Fressen für einen Psychoanalytiker, das Ihnen übrigens teuer zu stehen käme. Ich merke, daß Sie neugierig sind ...«

»Oh, Herr Dufour ...!«

»... und ich will die Reste meiner guten Erziehung zusammensuchen, um Sie nicht ganz leer ausgehen zu lassen. Wo wir nun doch einmal in einer Bordunterhaltung stecken. Sie haben starke Anlagen, die Sie tropisch haben wuchern lassen. Ihre Seele ist ein Urwald, gnädige Frau, um den Sie hohe Gitter gezogen haben. Sie stehen davor und behaupten, es sei ein fabelhafter Park, aber es dürfe niemand hinein.«

Margret van Kerckhove zog an ihren Löckchen. »Sie kennen mich gar nicht. Keine Ahnung haben Sie von mir.«

Wieder lachte der Hugenotte leise. »Sehen Sie, da geht es schon wieder los. Ich sehe diesen Urwald vielleicht noch als Flieger, etwas von oben, weil ich gar keine Sehnsucht nach seinen Feuchtigkeiten, seinem Gewürm und seinen Orchideen habe. Aber ich erkenne den Urwald auch von oben.«

Inzwischen war Herr Avenzuales aus dem großen Flaggenvorhang herausgetreten und zögernd auf die beiden zugekommen. Mit seinem schwerzungigen Französisch näherte er sich Frau van Kerckhove, machte noch im Gehen eine schleichende, entschuldigende Verbeugung gegen Dufour und fragte, ob die gnädige Frau nicht doch noch tanzen wolle.

»Nein, danke, Herr Avenzuales!«

Ganz langsam wandte der Ingenieur wieder das Haupt der Frau van Kerckhove zu. »Aber tanzen Sie doch, gnädige Frau; es ist ja viel interessanter. Und im Grunde reizt es Sie ja. Denn wir kommen hier ja doch zu keinem Ende.«

»Ich danke wirklich, Herr Avenzuales.«

Als die beiden wieder allein waren — die Engländerin hatte sich hustend entfernt —, begann die Frau von neuem: »Und das ist wirklich alles?«

»Alles, gnädige Frau. Urwald mit ein paar Aussichtspunkten für besseren Fremdenverkehr. Die will ich Ihnen zugestehen. Aber es gibt zu viel Urwald. Er ist reizvoll nur für Anfänger. Unsereins brennt ihn ab, mit Stumpf und Stil und rodet die Reste. Wenn es unsrer ist.«

Rasch sprang Margret van Kerckhove auf. »Das ist Unsinn! Jeder Urwald ist unser.«

»Nicht, wenn wir nicht wollen. Und wir wollen nur dann, wenn wir hoffen dürfen, daß unsre Arbeit Sinn hat.«

Frau van Kerckhove stand vor Doktor Dufour. »Sie machen mich wahnsinnig. Sie zerquälen mich. Sie haben eine so perfide und zermürbende Art. Sie sind ein Teufel.«

Während des Trinkens hielt der Hugenotte inne. »Sehen Sie. Das war alles zu berechnen. Aber ich habe mich dem Ersten Offizier gegenüber verpflichtet, für Ihre Abendunterhaltung zu sorgen. Ich bin zum mindesten überzeugt, daß Sie sich nicht gelangweilt haben.«

In Frau van Kerckhove kämpften zwei Möglichkeiten miteinander: entweder mußte sie gehen, oder aber sie mußte den Kampf weiterführen. Ihre Triebhaftigkeit sagte ihr: Wenn du gehst, mußt du sagen: Nein, ich habe mich nicht gelangweilt; wenn du aber bleibst... Und dann kam das ganze Gewirr von Gefühlen und Unklarheiten; es stürzte über sie her, und plötzlich lag sie schluchzend und zitternd im Liegestuhl und jammerte: »Nein, ich habe — mich — nicht gelangweilt.«

Dufour sprach ruhig über die Schluchzende hinweg. »Lassen Sie das, gnädige Frau. Zum großen Reinemachen der Seele gehören andre Dinge, ich wiederhole es. Aber damit Sie klar über sich sehen und nicht weiter aus den Bergwerken Ihrer Seele heraus versuchen, mich anzufallen, will ich Ihnen eines sagen: Ich liebe den Urwald nicht. Ich liebe bebautes Land, nordische Wälder und nordische Städte. Ich liebe Deutschland. Ich liebe Seelen, die weit und schön sind wie die Wiesen in Holland unter bewegtem Himmel; ich liebe Seelen, die erhaben sind wie holsteinische Buchenwälder; ich liebe Seelen, die bunt, von gezügelter, geistvoller Wirrnis sind, wie die schönste Stadt, die ich kenne, wie Bern. Was soll dem, der Holland, Holstein und Bern liebt, der Urwald?«

Langsam erhob sich Margret van Kerckhove wieder und sah dem Manne unsicher in die Augen. »Sie haben mir den Weg gezeigt.«

»Das freut mich. Sie werden ihn nur nicht gehen. Wenn Sie ihn aber gehen, dann wird es Ihr Schade nicht sein.«

Ganz langsam kam eine Entspannung über Frau van Kerckhove. Sie sah sich nach den Seiten um, als ob sie aus einem bösen Traum erwacht sei. Sie fühlte sich elend, erniedrigt; sie kam sich vor, als ob sie sich weggeworfen hätte. Und doch hatte sie sich gern weggeworfen. In ihrer kranken Seele war das zwingende Bedürfnis gewesen, sich wegzuwerfen. Sie war, trotz allem, doch noch glücklich, daß sie sich nicht in den Schmutz geworfen hatte. Um Ruths willen bin ich glücklich, murmelte sie vor sich hin. Das war eine ihrer vielen konventionellen Formeln, die sie um ihre Ich-Gefühle zu wickeln pflegte. Sie sagte kurz und freundlich: »Ich danke Ihnen. Sehen wir, was daraus wird. Ich freue mich für Ruth und Sie, daß Sie beide sich morgen sehen werden.«

»Ich freue mich auch.« Dufour sagte das herzlich.

»Und...«

»Reden Sie nicht mehr von sich, gnädige Frau.«

»Gute Nacht.« Frau van Kerckhove reichte dem Hugenotten die Hand. Er erhob sich und küßte die Hand artig. Margret van Kerckhove kämpfte um ein letztes Wort. Als sie aber in die unbeweglichen Züge des Mannes sah, ging sie rasch in ihre Kabine hinunter.

Am nächsten Morgen stand Doktor Dufour an der Reeling des Oberdecks und ließ die Uferwelt von Dunst und Goldflimmer an sich vorüberziehen. In der Ferne erhob sich der Zuckerhut aus dem grünen

und orangenen Meer, wie ein Protest gegen die Verweichlichung der Südberge. Er lag da, lauernd und abwehrend, der Wächter des Hafens von Rio. Auf den Zuckerhut nahm die »Gelria« ihren Kurs.

Ach, wir Elenden, die wir im Zeitalter der Kohle, der Kritik, der Gleichmacherei und des Amerikanismus geboren sind, dachte Dufour. Woher sollen wir eine Weltanschauung bekommen? Danken wir Gott, wenn wir es bis zu einer Weltbetrachtung bringen und irgendwo in uns einen Felsen bewahren, mag er Trotz, Verachtung oder Instinkt heißen. Einen Gipfel, von dem aus wir unser eignes Elend wenigstens überschauen können.

Als er sich umwandte, kam ihm Frau van Kerckhove entgegen. Um ihre Augen zogen sich ganz feine Fältchen, wie Silberdrähte, und der Jugend ihres Antlitzes hatte sie nachgeholfen. Nach kurzer Begrüßung meinte sie: »Ich habe gestern mit Erörterungen begonnen, die eigentlich an den Schluß gehören.«

Dufour lächelte. »Sie wissen ja noch gar nicht, wo der Anfang ist. Er ist nämlich dort, wo Sie den Schluß vermuten. Bis jetzt ist ja alles bei Ihnen Kreis. Ein Zurückbiegen in das heilige kleine Ich.«

»Das heilige kleine Ich...« Margret van Kerckhove sah den Mann erschrocken an.

»Ihnen ist es heilig, weil es klein ist. Wäre es groß, dann könnten Sie verschwenden. Und das, was man verschwendet, ist profan.«

»Es lebe das Profane!« sagte die Frau unsicher.

»Es lebe das heilige Profane!« nickte Doktor Dufour. »Aber jetzt ist es genug. Wir sind in einer Stunde in Rio. Da drüben beginnt schon die Avenida Niemeyer, die am Meer entlang führt. Des Nachts ist sie fabelhaft erleuchtet; eine Silberschlange, viele Kilometer lang. Nur ist dann kein Mensch auf der Straße zu sehen. Sie brennt für sich. Ein hübsches Zeitbild.«

Der Dampfer beschleunigte die Fahrt. Breite weiße Schaumwellen, aus Glast und Buntheit aufgepeitscht, überrollten sich vom Bug aus in besonnte Breiten, wo sie ihre Lebenskraft gleichförmig verloren. Aber die Wogen der Steuerbordseite gelangten noch sterbend bis zu der fernen Kaimauer, an der sie schwach zerfielen.

»Die der andern Seite vergehen, ohne daß man es weiß. Im Ozean.« Margret sagte das so vor sich hin.

»Es wird ihnen auch egal sein,« antwortete Dufour.

In rasender Fahrt schoß die »Gelria« am Fuß des Zuckerhutes vorüber. Der Aussichtsturm auf dem Gipfel, ein Sperling, der den Adler überflogen hat, stand dünnknochig gegen den Himmel von Ungewißheit. Dann entrollte sich Rio. Das weite Amphitheater der Stadt zur Linken, mit seinen Verflüchtungen dem Januarfluß zu, ihr Echo im gegenüberliegenden, unruhigen Modebad Nictherohy, die Felswirrnis dem Zuckerhut gegenüber — das alles stand als plötzliches Bild vor den Augen der beiden Menschen.

Schiffe aller Nationen lagen im Hafen. Die Hitze ließ die Ozeangiganten faul und müde erscheinen. Die Luft flimmerte nicht einmal mehr. Auch sie war faul. Ein türkisches Palais, auf einer kleinen Insel in seltsamen Eisenformen errichtet, mochte von der großen napoleonischen Weltausstellung hierher verschleppt sein. Don Pedro hatte früher dort die Abende zugebracht, ehe sein Kaisertraum durch die humanen Bestrebungen seiner Stellvertreterin zerging.

Frau van Kerckhove beobachtete den Mann, der das alles mit einem kühlen Blick musterte. Und sie fragte sich, während die Gesundheitspolizei an Bord kam: Ob er Ruth noch gefallen wird?

Denn Ruth war kritisch geworden, seit jener Zeit, in der er ihr den Kaninchenstall geflickt hatte. Ruth lehnte außer ihrer Mutter eigentlich alles ab. Und sie, die Mutter, war stolz darauf, daß sich die erste Liebe des Mädchens nicht auf eine andre Frau, sondern auf sie, die Mutter, vereinigte. Aber am Ende war es doch verständlich, daß das Mädchen so an ihr hing. Sie gab ihrem Kinde ja alles. Sie war ihm Mutter, Geliebte, Freundin; sie besprach mit ihm Dinge, die eine Frau sonst nur mit ihrem Gatten bespricht, oder die sie vielleicht auch für sich behält. Und Margret Kerckhove sagte sich, mit jenem festen Willen, mit dem sie immer die guten Gründe für ihre Wünsche fand: Es ist schön so.

»Wir werden Ruth bald sehen,« meinte sie nach einiger Zeit. »Sie wird am Kai warten.«



Tiefdruck von Georg Westermann

Hans Thoma: Weidende Pferde

Aus der Galerie Karl Haberstock in Berlin / Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart



Langsam arbeitete sich der Dampfer an das Ufer heran. Dort standen die vielen Neugierigen, die Erwartenden und diejenigen, die kleine Gewinne erzielen wollten. Es gab Boote, in denen eingeborene Fruchthändler schreiend mit ihrer Fuhre von lebenden Farben standen; Vogelbälge wurden vom Wasser her ausgeboten, kranke Affen und Halbedelsteine. Aber Frau van Kerckhove suchte mit ihren grauen Augen, die seltsam groß geworden waren, nach einem schlanken, blonden Mädchen, und sie stieß einen lauten begeisterten Schrei aus, als sie es winkend am Fuße eines Kranes entdeckte. Nachdem die Treppen an das Ufer gezogen waren, drängte sich Ruth am Kai durch die Negerposten hindurch, überrannte die lachenden, gutmütigen Matrosen und lief mit langen Schritten, ein wenig unsicher und doch glücklich, auf Frau van Kerckhove zu, der sie um den Hals fiel.

Das ist also Ruth van Kerckhove, dachte Dufour, der abseits stand und die beiden Frauen betrachtete. Ruth glich der Mutter, aber sie glich ihr auch wieder gar nicht. Ruth war noch ungelöst, aber sie mochte der Lösung fähig sein. In ihrem Körper lebte ein Zielstreben, während die Mutter durch jede ihrer überlegten Bewegungen dieses Streben gewohnheitsmäßig zu verwischen suchte. Ruth strebte nach einem Punkt; die Mutter strebte in die Weiten. Dabei zeigte das Antlitz des Mädchens merkwürdige, fast revolutionäre Züge, die zu dem gehaltenen, mondänen Ausdruck der Mutter in krassem Widerspruch standen. Sie erinnerten an die Züge Bakunins, des seltsamsten unter allen Umstürzlern, der so seltsam ist, weil er zurückgreift auf das Uralte. Am Ende sind auch wir Ruth gegenüber die Revolutionäre, dachte Dufour, während er die breite Nase, den vollen, festen Mund und die schmalen Augen des Mädchens musterte. Ihr Haar, weißblond und kurz geschnitten, lag hell und bewußt neben dem unauffälligerem Haar der Mutter, als sie die Arme um den Hals der Frau van Kerckhove legte.

Dann führte Frau van Kerckhove ihre Tochter zu Doktor Dufour. »Erinnerst du dich noch an Herrn Doktor Dufour, Ruth, der dir damals in Sailang den Kaninchenstall in Ordnung brachte?«

Ein musternder Blick traf den Ingenieur. Der erkannte sofort, daß Ruth ihm feindlich gegenüberstand. Nicht etwa, weil sie sich überhaupt ein Urteil über ihn bildete, sondern weil sie nicht wollte; weil sie überhaupt nur einen einzigen Menschen wollte, auf den sie alle ihre Leidenschaften konzentrierte, und das war die Mutter.

Sie gab dem Ingenieur die Hand mit einer herausfordernden Artigkeit. »Ja, ich erinnere mich,« sagte sie und sah an dem Angeredeten vorbei.

»Sie bleiben in Rio, Fräulein Ruth?«

»Ich weiß es nicht. Mutter, bleiben wir in Rio?«

Ganz gemessen antwortete Frau van Kerckhove: »Das hängt davon ab, was für Nachrichten wir vorfinden. Mein Mann wird uns hier in den nächsten Monaten abholen; wir werden dann nach Amsterdam reisen, wo wir vom Ministerium einen europäischen Posten zugewiesen erhalten sollen. Ich denke aber, daß wir bis dahin in Rio bleiben werden. Wir bleiben wohl bei unsern Freunden, dem Gesandten von Paranaiba.»

Inzwischen hatte Ruth sich an den Arm der Mutter gehängt. »Ich will da weg,« sagte sie kurz. »Laß uns woanders hingehen.«

»Aber warum willst du weg? Du weißt doch, daß Herr Damiros mit Papa gut befreundet ist.«

»Dann soll Papa dahin gehen. Ich mag nicht.«

»Aber warum denn nicht, Ruth? Das ist doch albern.«

Das Mädchen verzog den Mund, und seine Stimme bekam etwas Ablehnend-Klagendes. »Die andern Mädchen sind so dumm. Morgen abend ist ein Fest. Sie sagen, zu deinem Empfang. Aber es ist gar nicht wahr. Sie wollen ihre Nanon auf den Gänsemarkt bringen.«

»Ruth!« Die Mutter war empört, und Dufour wandte sich lachend um.

Das Mädchen bemerkte davon nichts, sondern es sprach aus seinem Ärger heraus vor sich hin. Mit großen, kreisenden Handbewegungen schilderte es die Atmosphäre im Hause des Gesandten von Paranaiba. »O ... das geht so fein da her ... Mademoiselle hier und Mademoiselle dort... Die beiden Töchter sind Affen ... den ganzen Tag stehen sie vor dem Spiegel und kalken sich ... und dann glauben sie, mich zu ärgern, wenn sie mir ihre Pariser Kleider

zeigen. Ich habe ihnen gesagt, daß man doch sie und nicht ihre Schneider sehen wollte. Na, da ging es los.«

Während die Mutter sich entrüstete und ein Gefühl der Angst über die Wirkung ihrer Tochter im Hause der Freunde niederzukämpfen suchte, wandte sich Doktor Dufour an Ruth. »Warum amüsieren Sie sich denn nicht über den Gänsemarkt?« fragte er.

»Weil alles erlogen ist. Und weil Madame ihren Freund erwartet, der mit der Gelria kommt. Nanon hat es mir erzählt und mir sein Bild gezeigt. Das hat sie ihrer Mutter gestohlen. Denn sie sagt, daß sie den heiraten solle, und da könne sie auch ein Bild von ihm haben. Ich will nicht, daß man meine Mutter für so etwas zum Vorwand nimmt.«

Die Aufrichtigkeit Ruths wurde der Mutter mehr und mehr peinlich; dennoch war sie von der Anhänglichkeit ihrer Tochter gerührt, und sie ging, gewohnheitsmäßig, dazu über, die Tatsachen zu erklären und zu wenden, um sie ihrer Kraft zu berauben, indem sie sie verständlich zu machen suchte.

Als sie aber Dufours spöttisches Gesicht bemerkte, hielt sie mitten im Satz inne und schwieg. Dann wandte sie sich ihrer indischen Zofe zu und gab ihr Befehle wegen des Gepäcks.

Während einer leichten Unterhaltung, die Dufour mit Ruth zu führen begann, kam Herr Avenzuales, in einem Pelzmantel, mit einem weichen Hut auf den schwarzen geölten Haaren, mit weißen Gamaschen, gelben Handschuhen und einem gebogenen Stock am Arm, auf Frau van Kerckhove zu.

»Madame,« sagte er in seinem stockenden Französisch, »ich suche Sie überall. Ich bin untröstlich, daß wir nicht mehr tanzen konnten. Ich hätte so gern noch einmal mit Ihnen die neueste Kreation versucht; Sie kennen sie sicher noch nicht ... es wird in den Boston ein Seitenschritt eingelegt ... sehen Sie, so ... ah, da ist wohl Ihre jüngere Schwester? ... Scharmant, scharmant ...« Mit großen Augen, hochgezogenen, runden Brauen und röhrenförmig geöffnetem Mund ging Herr Avenzuales auf Ruth zu. Dufour erwartete mit Neugier, wie dieses Zusammentreffen wohl ablaufen würde. Aber ehe er sich dessen versah, hatte Ruth ihn heftig in den Mittelfinger seiner hängenden Rechten gekniffen, und mit blitzenden Augen zischelte sie ihm zu: »Schaffen Sie den Kerl weg!«

Halb verärgert durch den Schmerz, aber doch wieder erheitert, fing der Ingenieur den Strom der Anrede auf. Herr Avenzuales war entzückt, daß Frau van Kerckhove und ihre reizende Schwester auch beim Gesandten von Paranaiba wohnen würden; die Villa oben in Petropolis sei ja ein Traum.... Dort in der großen Halle über dem Golf mit Madame zu tanzen ... was wolle man mehr ... zudem, die reizenden Menschen ... Nanon, natürlich, er kenne sie von Guarujà her ...

»Nun können Sie sich vorstellen, wie das da oben ist,« meinte Ruth gleichgültig. »Die Männer sind da alle so. Ich kann seitdem keine schwarzen Männer mehr sehen.«

In diese echte Erregung hinein redete Dufour gut zu. Schließlich, so meinte er, dürfe Ruth ihrer Mutter die Lage nicht noch mehr erschweren.

»Das bekomme ich manchmal zu hören,« erwiderte das Mädchen. »Ich mag die Menschen nicht; warum geht denn meine Mutter dahin?«

»Ihres Vaters wegen, Ruth. Das muß sie als dessen Frau tun. Sie muß die Beziehungen mit aufrecht erhalten.« Während Dufour diese Worte herausbrachte, fühlte er, daß er jetzt Banalitäten und Unwahrheiten reden müsse, wenn Ruth weiter in ihn dränge.

Das tat sie aber nicht. Sie sah nur einen Augenblick lang auf das Orgelgebirge, um das eine schwefelgelbe Fahne wehte, und sagte bissig: »Für meinen Vater ... na, ja.« Und wieder machte sie große, kreisende Handbewegungen. »Für ihn muß ich also morgen das alberne Menuett mittanzen. Na, ja.«

Als das Schiff freigegeben war, stiegen die Reisenden rasch von Bord. Am Fuß des Brückenstegs empfing der Diener der Gesandtschaft von Paranaiba Frau van Kerckhove.

»Sieh mal, wieviel Gold der an seinem Rock hat,« flüsterte Ruth der Mutter zu. »Er ist aber sonst ein guter Kerl. Er ist ein Brasilianer.« Die beiden Frauen gingen zum Kraftwagen der Gesandtschaft; Doktor Dufour, der sein Gepäck dem Hoteldiener gegeben hatte, kam an den Wagen und verabschiedete sich.

Irgendwo war er unsicher geworden. Frau

van Kerckhove schien es vermeiden zu wollen, ihn wiederzusehen. Wenigstens für absehbare Zeit. Er hatte sich darüber zwar noch keine Gedanken gemacht; jetzt aber empfand er das als merkwürdig, während er am Wagenschlag den Damen die Hand reichte. Vielleicht war es besser so. An Land überfiel ihn immer die Arbeitswut. Psychologische Experimente? Was lag daran? Weiberkram. Er hatte mit Ministerien, mit Behörden, mit Unternehmern wegen der Uferbauten bei Santos zu verhandeln; er hatte zu tun. Was konnte ihm am Ende eine Bordunterhaltung bedeuten?

Der Wagen, mit der Staatsflagge von Paranaiba auf dem Benzinkasten, rückte an. Frau van Kerckhove grüßte ebenso unsicher wie er.

Plötzlich aber erhaschte Dufour einen Blick Ruths. In diesem Blick lag etwas wie Haß.

Dufour ging in sein Hotel und ließ die Dutzende von telephonischen Verbindungen herstellen, die von seiner Ankunft in jeder großen Stadt untrennbar waren. Am Nachmittag war er in Konferenzen gefangen; viele Male war er in der Autokarawane die Avenida hin und her gerollt; in die glühende Kalkweiße der Stadt hinein; nach Atem ringend, um nach kurzen, vorbereitenden Besuchen wieder in diese gefrorene Hitze hinaus zu müssen. Abends mußte er mit ein paar Bekannten schwer und umständlich essen; als er gegen Mitternacht in sein Hotel zurückkam, in gleicher Glut, als die Ventilatoren vergebens kreisten und das Moskitonetz über seinem Bett dem Liegenden die letzte Luft nahm, da fühlte er in sich irgendeine Gegeneinstellung, die ihn merkwürdig an Ruths Gegeneinstellung gegen die Gesandtschaft von Paranaiba denken ließ ...

Am nächsten Morgen erhielt er ein paar liebenswürdige Zeilen der Gesandtin von Paranaiba, die ihn bat, doch teilnehmen zu wollen an dem Fest, das an diesem Abend in der Gesandtschaft in Petropolis zu Ehren von Frau van Kerckhove gegeben würde.

Er lachte, als er den Brief las. »Du bist doch manchmal noch ein Grautier. So wird das also gemacht.«

Er sagte telephonisch zu.

Der Gesandte von Paranaiba stand am Eingang des großen Gesandtschaftssaales und empfing die Gäste mit seinem südamerikanischen Lachen. Durch die breiten, offenen Fenster der Glashalle, die mit feinen Moskitonetzen verhängt waren, drang der warme Blumenduft aus dem nächtlichen Garten, und die Lichter Rios flimmerten schwach aus der Tiefe. Die Deckenbeleuchtung des Saales ließ den Glanz, der dort unten lebte, nur ahnen. Zuweilen stach aber das Licht eines anfahrenden Automobils hinauf zu dem halbdunklen Eingang des Saales, in welchem der Gesandte wartete. Dann ging Herr Damiros an das Fenster, steckte den Kopf vor und sah wohl neidisch auf eine der Limousinen oder Isotten, die spielend von Rio nach Petropolis hinaufgejagt waren, während der kleine Amerikaner mit der Flagge von Paranaiba das vornehme Petropolis nur noch in den letzten Zügen erreichen konnte.

Doktor Dufour erschien, ein wenig verspätet, im Wagen des Präsidenten, und Herr Damiros begrüßte den Gast, der ihn um Haupteslänge überragte, mit unbeschränkter Höflichkeit. Er leitete den Ingenieur an die Gesandtin weiter, welche, von Herrn Avenzuales unterstützt, die Gäste mit einer neuen Woge von Liebenswürdigkeiten überschüttete, während sie von Zeit zu Zeit tief atmete, weil die Luft schwer und ranzig zu werden drohte durch die Ausdünstung von hundert Menschen, von denen neunzig überstark parfümiert waren.

Der Ingenieur warf einen prüfenden Blick auf den absterbenden Ventilator. Er sagte der Frau des Hauses ein paar Worte; ein schwarzer Diener holte Werkzeug, und ruhig, als ob ihn das Gewirr von Pariser Kleidern und von Orden dunkelster Herkunft nichts anginge, begann er hinter einem hochbeinigen Wandsofa zu schrauben und zu klopfen, bis nach einigen Minuten der Ventilator von neuem zu rasen anhub, und ein Aufatmen durch die Gesellschaft ging.

»Das war ein guter Einfall, Gentleman,« sagte ein dicker Amerikaner, der hinter dem arbeitenden Dufour stand, indem er ihm eine Zehn-Milreis-Note über die Schulter reichte. Dufour nickte, steckte das Geld in die Westentasche und arbeitete weiter. Als er fertig war und sich erhob, sah der Amerikaner, daß dieser Techniker zwei große Ordenssterne trug. Der Amerikaner rief verblüfft: »Oh!«, während Dufour lachend »Danke!«

entgegnete und den Schein dem wartenden Neger zusammen mit dem Werkzeug übergab.

Am Ende des langgestreckten Saales, unter dem Bild des Präsidenten von Paranaiba, bemerkte Dufour die Frau van Kerckhove. Sie mußte ihn schon einige Zeitlang beobachtet haben, denn sie war nicht erstaunt, als er auf sie zukam und sie begrüßte. Sie trug ein sehr bewegtes Golddamastkleid, mit Straußfedern garniert, und er freute sich, wie diese zierliche Frau durch seine Bewegungen den schweren Stoff meisterte. Mit kurzen Worten bedankte er sich für die Einladung, die Frau van Kerckhove ihm verschafft hatte; er lernte drei Damen kennen, die sich alle ähnlich sahen und alle gurrend sprachen; er schüttelte dem schweizerischen Legationsrat, Doktor Luegibühl, rasch die Hand und dankte immer wieder den Dienern, die es nicht begreifen wollten, daß er weder Fruchteis noch Whisky-Soda nehmen wollte.

Dann setzte das Orchester ein. Es saß hinter einer Pflanzenwand und spielte die Aufforderung zu einem Menuett à la Cour. Die Gäste traten, auf verbindliche und schiebende Winke des Herrn Avenzuales und des paranaibaschen Legationssekretärs hin, an die Wände des Saales; der Gesandte kam händereibend zu Frau van Kerckhove, und nun öffneten die Diener die Mitteltür der gegenüberliegenden Schmalwand, gegen einen verdunkelten Raum. Zunächst liefen vier kleine Neger, in roten Kitteln, in den Saal und stellten sich mit gekreuzten Armen auf die Eckpunkte des Menuettraumes. Unter den Auftakten des Menuetts lösten sich die Paare aus der Dämmerung und rückten in das Karree.

Es waren zehn Paare, Knaben und Mädchen des diplomatischen Korps, feine, schlanke Erscheinungen, meist überreif und bewußt. Sie trugen weiße Perücken und Kostüme; die Mädchen waren geschminkt und gepudert. Mit ungequälter Grazie lösten sie die ersten Figuren des Menuetts. Der Rhythmus trug sie alle; der zarte, verhaltene Rhythmus des königlichen Tanzes, in seiner gedämmten, romanischen Anmut. Der Anmut aus der Zeit echter Könige.

Das Publikum nahm in seinen Äußerungen wenig Rücksicht auf die Kinder. Es fielen lobende und bewundernde Worte jeder Art; die tanzenden Paare wurden beurteilt wie etwa Pferde beim Rennen, ohne daß jemand daran gedacht hätte, daß diese Kinder auch hören und verstehen konnten. Frau van Kerckhove wandte sich zu dem Gesandten und bedankte sich für diese reizende Aufmerksamkeit. Als sie auch Frau Damiros ein paar Worte sagen wollte, bemerkte sie, daß die Gesandtin mit Herrn Avenzuales flüsterte, und daß sie zuweilen übereinstimmende Blicke auf Nanon Damiros warfen, die als erste mit dem Sohn des portugiesischen Geschäftsträgers tanzte und den Figuren des Menuetts Tanzvariationen unterzulegen suchte, die in Versailles nicht angängig gewesen wären. Aber Nanons Bewegungen waren reif und geschickt, und ihre Blicke, die sie der Mutter zurückgab, machten den Eindruck von Erfahrung.

»Sie ist so naiv,« flüsterte Frau Damiros dem Freunde zu.

»Das wird sich geben,« lächelte Avenzuales zurück, und beide sahen sich an.

Dufour hatte Ruth vergeblich unter den Tänzerinnen gesucht. Ihn überkam eine dumme, kleine Unruhe, und er war erst zufrieden, als er sah, daß Ruth als Knabe tanzte, vielleicht, weil sie größer war als die andern Mädchen. Sie sah nicht sehr zufrieden aus; ihr Gesichtchen war muffelig, aber ihre Bewegungen hatten etwas graziös Knabenhaftes. Nur wirkten sie herber und keuscher als die der andern Kinder; der Rhythmus ihres Tanzes war gespannter und blieb der gleiche bis zum Schluß des Menuetts, während sich bei fast allen andern Kindern Verwischungserscheinungen bemerkbar machten, die darauf hinausgingen, das strenggezogene Menuett zu modernisieren, aufzulösen, umzuformen.

Der Beifall der Gäste war lang und übermäßig; ein Teil des Menuetts mußte noch einmal getanzt werden, und einige Mütter ließen es sich nicht nehmen, am Schluß des Tanzes ihre Töchter aus dem Karree zu reißen, sie abzuküssen und bei Bekannten herumzureichen. Aber diese Mädchen drängten sehr bald den andern nach, da sie sich gleich jenen umkleiden wollten, um ihre neuen Roben zeigen zu können und um den ersten Tanz nicht zu versäumen.

Während sich die Gäste unterhielten und Süßigkeiten aßen, ging Dufour vor den geöffneten Fenstern in der Galerie auf und ab und rauchte eine Zigarette. In einer

Fensternische saß der schweizerische Legationsrat und spielte mit seiner Uhrkette.

»Sie langweilen sich?« fragte Dufour, als ob er Mitleid empfände.

»Das nicht gerade,« entgegnete Luegibühl, »aber ich kann dieses Gehüpfe nicht vertragen. Und diese Luft!«

»Ja, Sie sind bessere gewöhnt,« antwortete Dufour launig.

»Gut, daß Sie den Ventilator wenigstens geflickt haben.«

»Sonst hätten Sie den Heldentod in der Gesandtschaft von Paranaiba erlitten.«

»Das wünsche ich mir lange,« knurrte der Berner. »Ach, das Oberland!«

Nach einiger Zeit fuhr er fort: »Sie wollen in die Schweiz kommen? Ich habe so etwas läuten hören. Die Verwendung unsrer Wasserkräfte ...«

»Sie haben in der Schweiz gute Leute.« Dufour wurde zurückhaltend.

»Eben deswegen. Die wissen Sie zu würdigen.«

»Warten wir ab.« Der Ingenieur sog lange Züge aus seiner Zigarette.

Luegibühl wurde mißtrauisch. »Wir Schweizer lassen jedes Verdienst gelten, und wir wissen das Gute zu würdigen, auch wenn es aus dem Auslande kommt. Uns liegt jeder Neid auf andrer Verdienst fern.«

Während sich Dufour freundlich zu der gleichen Ansicht über den Nationalcharakter der Schweizer bekannte, glitt sein Blick an einer der Holzsäulen vorüber, auf Frau van Kerckhove, vor der Herr Avenzuales einige Tanzschritte demonstrierte. Margret van Kerckhove sah interessiert auf diese Schritte, und als Ruth, in einem kurzen Musselinkleid, zu ihr kam, nickte sie ihr rasch und freundlich zu, um aber gleich wieder Herrn Avenzuales ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Der Ingenieur empfand irgendein Mitgefühl für das Mädchen, das ein wenig hilflos im Saal stand. Er ging daher auf Ruth zu, die ihn in diesem Augenblick auch gern kommen sah und sprach mit ihr über das Menuett. Er lobte sie zunächst gar nicht; er sprach über den Geist der alten Tänze und kam dann auf die neuen Tänze zu sprechen, die für ihn ein Ausdruck des Rhythmus der Maschine seien. Deshalb seien sie auch vom Gefühlsleben so losgelöst. »Es liegt irgend etwas Motorisches in ihnen.«

Ruth schwieg und ließ ihn sprechen. Er sprach auch, klug, lächelnd und höflich. Endlich, als er eine kurze Pause machte, brachte sie die Worte heraus: »Und wie finden Sie, daß ich getanzt habe?«

Der Ingenieur unterdrückte ein Lächeln. Dann meinte er: »Ich, als Fachmann, habe in Ihrem Tanz das Nicht-Maschinelle gefunden. Das, was den Menschen macht, und was nur der Mensch tanzt. Den Tänzern von heute ist es ja gleich, ob sie mit einem Menschen oder einem Automaten tanzen. Mit einem Automaten vielleicht noch lieber, weil der Mensch einmal wieder in seine Menschlichkeit entgleisen könnte. Und das stört den Rhythmus — oder was sie Rhythmus nennen.«

Inzwischen hatte das Orchester wieder eingesetzt. Herr Avenzuales konnte nicht darum herum, den ersten Tanz mit der Gesandtin zu tanzen. Dann aber bat er Frau van Kerckhove, die sich sehr bald in die neuen Tanzschritte hineinfand. Dufour beobachtete die merkwürdige Gewichtsverteilung der Tanzenden, die Akrobatik in ihrer Wissenschaft; er dachte ein paar böse Dinge. Bestenfalls Kunstgewerbe, war sein Schluß.

Ruth sagte zunächst nichts. Endlich meinte sie: »Meine Mutter tanzt gut, finden Sie nicht?«

»Ja, Fräulein Ruth. Die Tänzer werden mit ihr zufrieden sein.«

Und nun traf ihn wieder ein Blick, voll von Haß. »Sie tanzt gut, Herr Dufour.«

»Ich bestreite es nicht, Fräulein Ruth.«

»Doch, Sie bestreiten es. Sie wollen nicht, daß meine Mutter gut tanzt.« Die geschlitzten Augen wurden böse. »Sie tanzen nicht gut. Deshalb.«

Dufour sah das Mädchen fest an. »Ich tanze überhaupt nicht mehr. Aber ich erkläre Ihnen noch einmal, Fräulein Ruth, daß sowohl Ihre Mutter wie auch Herr Avenzuales gut tanzen.«

Ruth sah den Mann erschrocken an. »Herr Avenzuales ... das ist ein Affe,« sagte sie kurz.

»Auch er tanzt gut,« wiederholte Dufour ruhig.

Da wandte sich Ruth van Kerckhove um und ließ Herrn Dufour stehen. Sie ging auf ihre Mutter zu, die den Tanz beendet hatte, und hängte sich in deren Arm. Zärtlich und anschmiegend sprach sie auf die Mutter ein. Nur ein einziges Mal warf sie einen kurzen,

harten Blick auf Doktor Dufour; ein Blick, der verächtlich wurde, als ihr Auge auf Herrn Avenzuales fiel. Dann senkte sie den Kopf, und später tanzte sie mit Alten und Jungen, in irgendeinem anderen Geist, welchen die Alten und Jungen als »mäßiges Tanzen« bezeichneten, der den Hugenotten aber fesselte.

Frau van Kerckhove lehnte Herrn Avenzuales zweimal ab. Das dankte ihr Frau Damiros durch ihre ganze üppige Zärtlichkeit. Aber Margret van Kerckhove war innerlich verärgert, denn sie glaubte, daß Dufour das auf seinen Einfluß zurückführen könnte.

Als die Gäste vor dem Diner für eine kurze Zeit auf die Freiterrasse gingen und schwatzend auf Rio hinabsahen, trat Margret wie zufällig neben Doktor Dufour.

»Sie werden wieder mißmutig über meinen Tanz gewesen sein, Herr Dufuor,« begann sie. »Aber ich kann nicht anders; ich muß tanzen. Tanz ist mein Leben.«

Der Hugenotte sah der Frau mit prüfender Gelehrtenkühle in die Augen. »Mißmutig? Gar nicht. Ich möchte im Gegenteil, daß Sie einmal den Tänzer fänden, der alle diese Instinkte in Ihnen löst. Diese Leute holen ja nichts aus Ihnen heraus. Ihr Wesen kann sich noch nicht ganz offenbaren.«

Margret van Kerckhoven fühlte sich nicht sicher. Dann aber meinte sie: »Es scheint, daß Sie mich doch mehr begreifen, als ich dachte.« Der Gedanke, daß Dufour glauben könnte, sie habe seiner Meinung wegen nicht mehr mit Avenzuales getanzt, stachelte sie an. Sie wollte ihre Freiheit beweisen. »Sie sprachen«, fuhr sie daher nach einiger Zeit fort, »von dem besten Tänzer Brasiliens — oder war es der Welt?«

»Tobby,« nickte Dufour ruhig. »Progresso e liberdade.«

»So, also Tobby. Ist er Berufstänzer?«

»Nein, Amateur. Gentlemantänzer.« Dufour sagte alles ganz geschäftsmäßig.

Margret van Kerckhove nickte. »Mich würde übrigens auch ein Berufstänzer nicht stören. Es ist mir ganz gleich, mit wem ich tanze. Ich tanze auch mit meinem Manne. Ich würde mit einem Automaten tanzen, wenn er gut tanzte.«

Der Blick des Ingenieurs ging über Rio, die hellerleuchtete Uferstraße entlang, bis zu den fernen Felspartien, über denen das Kreuz des Südens unsicher funkelte. Vom Garten quoll der Duft der Vanille empor; eine riesige Magnolie stand stark gezeichnet gegen den Sternenhimmel. Insekten wippten über die Terrasse.

»Wir können nachher noch hinunterfahren,« meinte Dufour. »Ruth kommt mit?«

»Wo ihre Mutter hingeht, kann Ruth auch hingehen,« antwortete Margret betont.

»Gut. Aber man bittet zum Diner. Es gibt eine Überraschung. Die Verlobung des Herrn Avenzuales wird verkündet werden. Nur steht noch nicht fest, ob mit der Mutter oder der Tochter. Wir werden es aber gleich erfahren.«

Unwillig ging Frau van Kerckhove in den Saal zurück, innerlich neugierig auf den besten Tänzer des Landes, verärgert und gereizt, und dennoch gespannt auf das, was der Abend noch bringen werde. Sie saß während des Essens an der Seite des Ministers, beglückwünschte ihn, die Mutter und das junge Paar, als die Verlobung verkündet war; sie warf zuweilen einen Blick auf Ruth, die fern mit ein paar Knaben an einem Seitentische saß und sie kommandierte. Einmal sah sie auch zu Dufour hinüber. Der unterhielt sich mit einer rundlichen, schlauen Brasilianerin, die große Brillanten in den Ohren trug und sehr tief lachte.

Kurz nach Mitternacht schoß der Wagen des Präsidenten von Petropolis nach Rio hinunter. Er fuhr durch riesige, fette Pflanzen, die in blauer Nachtschwere faulenzten, durch Tausende von Glühwürmchen und Leuchtkäfern, an blauweißen Häusern vorbei, in schlafende Hitze hinein. Dufour hatte außer den Damen noch den Legationsrat Luegibühl mitgenommen. Das Auto nahm den Weg durch die glatten, breiten Straßen, raste an Häusern aller Stilarten vorüber und bog in eine kleine, enge Gasse ein. Dort hielt es vor der Bar »Progresso e liberdade«.

Über dem Eingang standen bunte, von rückwärts erleuchtete Flaschen. Ein Mulatte riß grinsend die Tür auf; Gejohle und Alkoholgeruch drängten sich den Eintretenden entgegen. Umwogt von Tabakschwaden, stand im Hintergrund des Lokals ein hoher Schenktisch, hinter dem weißhäutige, goldhaarige Mädchen saßen. An kleinen Tischen hockte das, was man hier Gesellschaft nannte.

»Schöne Spelunke,« brummte der Legationsrat.

Aber Dufour wandte sich beruhigend zu den dreien. »Denken Sie, Sie seien auf Montmartre in Paris, dann wird Ihnen das alles natürlich erscheinen.«

Ein Grammophon wurde von dem dicken Wirt aufgezogen; die Platte gab einen neuen Step her. Nun begann der Tanz. Die goldhaarigen weißen Mädchen wurden von schwarzhaarigen, farbgemischten Männern hinter dem Schanktisch hervorgeholt; gespreizte Hände lagen auf bloßen Schultern; lachende Gesichter wurden zu Wachsmasken, und der Totentanz zog seltsam und erregend durch das Lokal.

Margret starrte neugierig auf die Tanzenden; Ruth sah immer noch schweigend auf ein Glas Wein; Luegibühl murmelte: »Härgottsdunner...«, und Dufour sog an seiner Zigarette. Nach einiger Zeit winkte er dem farbigen Kellner. »Ist Tobby noch nicht da?«

»Kommt sofort.«

»Bringen Sie ihn her!«

Die Luft war zum Ersticken. Schminke und Puder hatten sich unter Schweiß zersetzt; der Tabakrauch wurde bleifarben, aber der Tanz dauerte an. Nach einer Weile kam der Kellner aus dem dicken Rauchvorhang heraus. »Komm, Tobby,« sagte er. Und er führte einen riesigen Neger zu Dufour.

Der nahm die Zigarette langsam aus dem Mund, wandte sich gegen Frau van Kerckhove und sagte verbindlich: »Dies ist Senjor Tobby, ein Herr vom Zoll. Das ist Frau van Kerckhove, die Gattin des holländischen Residenten von Sailang. Beides berühmte Tänzer.«

Ruth war zurückgesunken und starrte ihre Mutter an. Die Augen der Frau van Kerckhove traten ein wenig vor, ihr Mund blieb hart und aufgerissen stehen. Luegibühl sagte wieder: »Härgottsdunner...«, und dann streckte Tobby die Hände nach Margret van Kerckhove aus. Die Hände waren außen ganz schwarz und behaart; inwendig weißbraun. Der Neger grinste mit runden Augen, so daß das Weiße grell leuchtete, und sagte gutmütig: »Dance, come, Mylady.«

Mit einem Ruck stand Frau van Kerckhove auf. Sie sah starr in die Weite und sagte hart: »Yes, Sir.«

Der Neger war ein vollendeter Tänzer. Er kannte die kleinsten Schritte, Bewegungen und Figuren, und sekundenlang fühlte sich Margret als Tänzerin verstanden, geführt und gehoben; dann, wenn sie den Kopf hob, sah sie dies grinsende Geschöpf, eine Abart von gutmütigem Affen, das sie in den Armen hielt.

Im Vorbeitanzen glitt ihr Blick zu Dufour. Sie sah ihn ruhig rauchen und beobachten. Ruth sah sie nicht. Aber sie merkte, daß sie anders tanzte als sonst.

Nach Beendigung des Tanzes setzte sie sich wieder ruhig auf ihren Platz.

»Tobby tanzt gut,« meinte Dufour, »ich habe Ihnen nicht zuviel versprochen?«

»Er tanzt glänzend,« antwortete Margret und wischte mit der Puderquaste über das Gesicht. Der Hugenotte beobachtete, daß sie dabei eine Träne zerdrückte.

»Er tanzt gern noch einmal mit Ihnen,« fuhr Dufour fort. »Wissen Sie, sein Tanz ist moralisch. Er will gar keine Erotik sein; viel einfacher. Und das ist schön.«

»Härgottsdunner...« murmelte Luegibühl.

Aber Margret van Kerckhove erhob sich. »Ich will gehen. Ruth, komm! Ich bin müde. Ich danke Ihnen, Herr Dufour, gute Nacht. Gute Nacht, Herr Luegibühl.« Als Tobby sie im letzten Augenblick noch um einen Tanz bat, ging sie starr an ihm vorüber. Ruth folgte der Mutter mit gesenktem Kopf.

Dann hob sie der Kraftwagen wieder in die Höhe, durch weiße Palmengärten und Zitronenwälder, nach Petropolis. Margret sah aus dem Fenster in die Nacht; plötzlich begann sie zu schluchzen. Sie suchte in der Dunkelheit die Hand ihrer Tochter, aber sie fand sie nicht. Da keuchte sie auf: »Schuft, Satan!«

Nach einer Weile stöhnte sie wieder. »Ruth!«

Ihre Tochter sah starr zum Wagenfenster hinaus, in die beglänzte Nacht von Rio.

Am folgenden Vormittag führte der Diener der paranaibaschen Gesandtschaft den Doktor Dufour, der seinen Abschiedsbesuch machen wollte, auf die Freiterrasse und wies leicht mit der Hand auf Frau van Kerckhove, die in einem hellen Kleid am Frühstückstisch saß. Frau van Kerckhove kniff die Augen kaum merklich zusammen, als der Hugenotte auf sie zutrat, um ihr die Hand zu küssen.

»Ich habe Ihnen noch besonders zu dan-

ken«, meinte sie verbindlich, »für die Freude, die Sie mir gestern abend bereitet haben. Tobby ist wirklich ein glänzender Tänzer.«

»Das freut mich,« nickte Dufour kühl, »wir können ja bald wieder hingehen.«

Margret van Kerckhove sah den Ingenieur mit ruhigen Augen an. »Ich werde Ihnen für Ihre Begleitung immer verbunden sein.« Dufour beobachtete indes den Mund der Frau, den sie nicht so in der Gewalt hatte wie ihren Blick. Und über Rio hinwegsehend, den Blick auf die andre Seite des Golfs, auf Nictherohy, gerichtet, meinte er freundlich: »Gern. Auch Ruth wird sich sicher freuen.«

»Gewiß, Herr Dufour.«

Dann schwiegen die beiden Menschen; die Frau schwieg feindschaftlich, fanatisch; der Mann schwieg höhnisch und ein wenig zitternd. Von den unteren Terrassen stieg schwerer Blütenduft empor; und über den Blüten wippten, unsicher, unfaßbar in tausend Feuern spielend, schillernde Kolibris.

Margret hatte sich über eine Arbeit geneigt; aber sie ruhte nicht sicher genug in sich, um dieses Schweigen auch aufrechterhalten zu können. So begann sie denn nach einiger Zeit: »Herr Avenzuales und Fräulein Damiros werden bald heiraten.«

»Freut mich,« knurrte Dufour und begann auf der Terrasse auf und ab zu gehen.

Frau van Kerckhove zog mit feingebogener Hand lange Fäden. Das Licht glänzte auf ihrem Haar und ließ es merkwürdig aufleuchten. Ein rascher, kaum merkbarer Blick ging von der Arbeit fort, zu dem Hinundherschreitenden hinüber.

»Mich freut es sehr für Nanon Damiros. Lange Verlobungen sind ein Unding. Wenn sich Ruth einmal verloben sollte ...« Margret hielt inne und fuhr mit dem Handrücken über die Stirn.

»Wo steckt denn Ruth eigentlich?« fragte Dufour unvermittelt.

»Sie ist davongegangen, als der Diener Sie anmeldete.« Das sagte die Mutter mit ausgeglichener Ruhe, wie etwas Gleichgültiges, Selbstverständliches.

Dufour nickte: »So, so,« und dann trafen sich die Blicke der beiden wieder für eine winzige Zeitspanne.

Die Gesandtin kam eilig auf die Terrasse, begleitet von vielen Düften und vom Rascheln ihres Seidenkleides. Sie verstand es wieder, entzückend zu sein; sie kümmerte sich nicht um die eisige Ruhe des Mannes, der neben ihr in einem geflochtenen Korbstuhl saß und ihre Ausführungen über Nanons Glück und Avenzuales' Glück selten durch ein »Hm, hm!« oder »So, so!« unterbrach. Nur zuweilen kam der Berliner Kolonist hervor; Dufour erkundigte sich verbindlich, ob das Töchterchen, das so graziös im Menuett mitgetanzt hätte, auch an der Hochzeit teilnehmen würde; oder aber er fragte, ob Ihre Exzellenz den Herrn Avenzuales schon in seiner Kinderzeit für Nanon gewünscht hätte. Die Gesandtin schlug lachend mit dem Fächer durch die Luft und ließ sich von solchen Bosheiten wenig anfechten.

»Sie werden also die Hafenarbeiten im Hafen von Santos leiten?« fragte sie nach einer Weile.

Doktor Dufour nickte. »Ich reise heute mit dem Nachtzug dorthin ab. Wir müssen jetzt mit den Arbeiten beginnen, damit wir nicht in die Regenzeit kommen.«

Die Gesandtin wiegte den Kopf. »Das versteht sich. Aber dann haben Sie ein besonderes Glück. Frau van Kerckhove will uns verlassen, um mit Ruth wieder nach Guarujà zu gehen. Das ist doch eine Gottesgabe, Herr Dufour?«

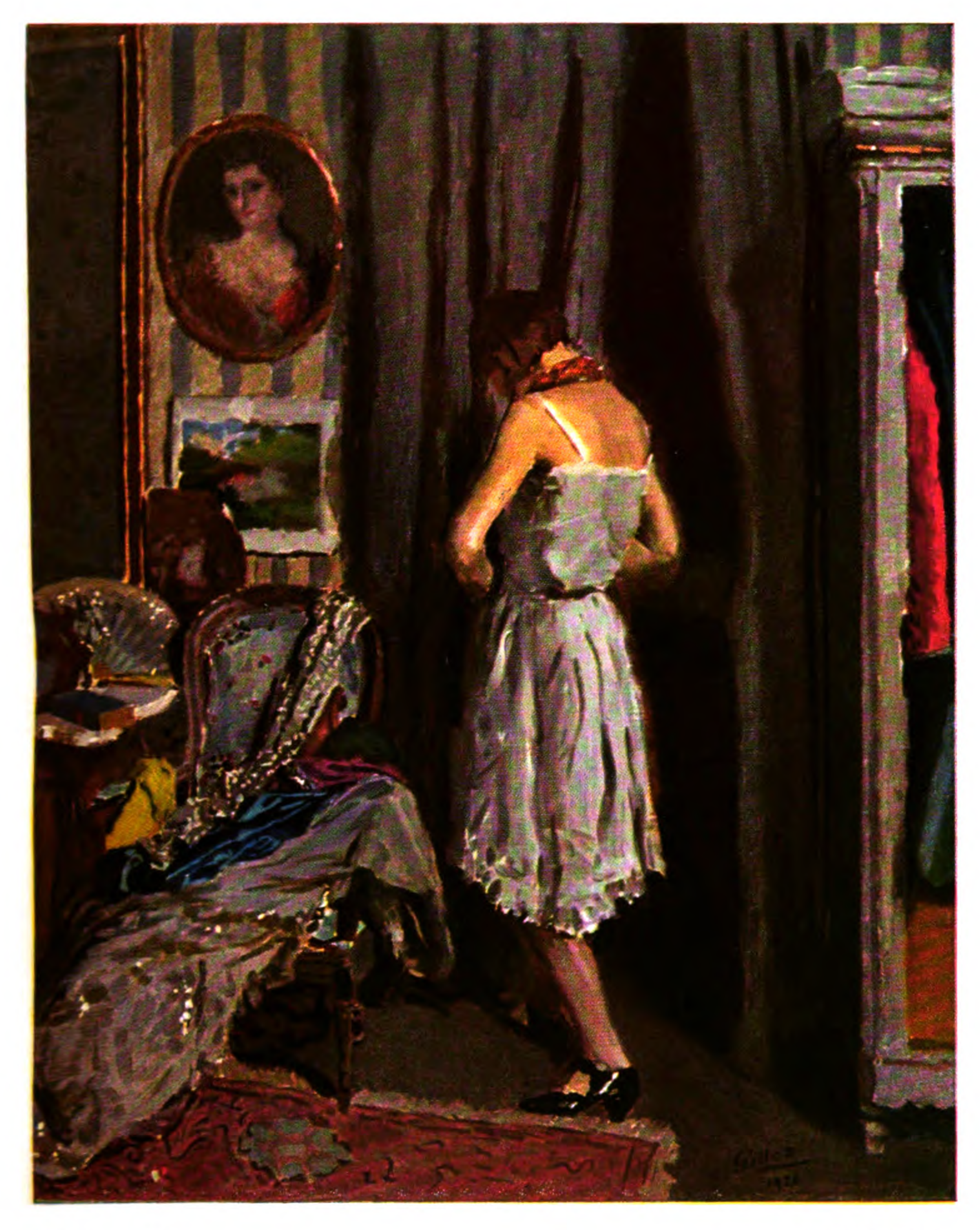
Ganz rasch hob Margret den Kopf und sah den Ingenieur scharf an. »Mein Mann telegraphierte mir heute, daß wir ihn in Guarujà erwarten sollten. Er kommt von Java mit der Stella Polare und hat in Rio noch dienstlich zu tun. Nur der ausdrückliche Wunsch meines Mannes bewegt mich, von der Gastfreundschaft unsrer Freunde keinen weiteren Gebrauch zu machen.«

»Solche strikte Befolgung ehemännlicher Anordnungen ehrt Sie, gnädige Frau,« entgegnete Dufour betont, während die Gesandtin, indem sie mit ihrem Fächer auf den Ingenieur wies, laut aufschrie: »Da — habe ich recht? Margret, ich habe sicher recht ... Herr Dufour sagt es ja auch. Es ist schändlich, daß ihr abreist.«

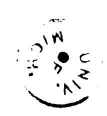
Langsam schüttelte Frau van Kerckhove den Kopf, und sich zur Gesandtin wendend, meinte sie: »Aber du kennst doch Frans, Melanie!«

»Tatata!« antwortete Frau Damiros, aber ihre Einladung wiederholte sie nicht mehr.

Der Ingenieur hatte inzwischen an sich die



Nicolas Gilles: Im Boudoir



Beobachtung gemacht, daß er die Unterhaltung um einige Phrasen hinausgezogen hatte, weil er auf das Erscheinen Ruths wartete. Er wartete auf das Mädchen, dem feindlichen Gefühl trotzend, das ihm von Frau van Kerckhove entgegenkam; und er ärgerte sich, daß er vergebens wartete. Als er sich den Damen empfahl, sah ihn Margret mit starren, hellen Augen an und bat ihn, sich ihrer und ihrer Tochter in Guarujá zu erinnern. »Wir wollen Sie zwar nicht in Ihrer Arbeit stören,« setzte sie mit feinem Hohn hinzu; »ebensowenig aber auch in Ihrer Erholung.«

»Ich werde im Hotel wohnen,« entgegnete Dufour ruhig, »und da werden wir uns ja täglich sehen.«

»Sie denken: sehen müssen, Herr Dufour. Aber seien Sie unbesorgt.«

Das gefiel ihm wieder gar nicht, weil sie eine Freude daran zu haben schien, ihn in Verlegenheit zu setzen. Daß er es gestern mit ihr noch viel toller getrieben hatte, daran dachte er nicht. Er verabschiedete sich mit einer kurzen Bemerkung, daß er nicht verfehlen würde, die Damen zu sehen und sich um sie zu bemühen.

Als sich das Auto wie ein niedergehendes Flugzeug nach Rio hinunterwand, kam es ihm ein wenig stärker zum Bewußtsein, daß Frau van Kerckhove mit ihm im Krieg war. Er hatte diesen Krieg schließlich begonnen; sie hatte die Tochter als natürliche Bundesgenossin, die niemals würde begreifen können, warum er die Mutter so erniedrigt hatte. Und auch er fragte sich: Warum hast du das eigentlich getan? Aus irgendeinem Reiz, aus Abscheu, aus Verbesserungssüchten heraus? Spukt da in dir doch noch das Hugenottenblut? Er wußte es sich nicht zu deuten, und irgendwo schämte er sich seiner moralischen Forderungen. Er kam sich rückständig und doktrinär vor.

Eigentlich ist es doch sinnlos, dachte er sich; sie ist wirklich eine Gottesgabe. Die Gesandtin von Paranaiba hat ganz recht. Wozu denn diese alberne Pädagogik? Hugenottenblut ist eben nicht nur Kalvinisten-, sondern auch Franzosenblut.

Als der Wagen die weißen Straßen Rios durchschoß, begann Dufour sich auszumalen, welche Freude er durch die Gegenwart dieser Frau in Guarujá haben könnte. Endlich einmal eine Arbeit, von der er nicht in eine elende Hütte zurückkehren würde, sondern in ein großes, gut geleitetes Hotel, mit weiten Sälen, einem etwas mageren aber sauber gehaltenen Ufergarten und der unvermeidlichen Spielbank. Frau van Kerckhove würde mit ihm schwatzen; die Zeit könnte graziös werden, und ein paar Monate dieses elenden Lebens wären auf eine anständige Art zu Ende gebracht.

Und Ruth? ... Aber das müßte sich finden.

Der Wagen hielt mit einem harten Ruck vor dem Hotel, und die Gedanken an Ruth wurden jählings unterbrochen. In der Halle erwarteten den Ingenieur drei Herren der brasilianischen Regierung. Nach wenigen Minuten rollten über die Tische des Konferenzzimmers große, fein gezeichnete Pläne; das Telephon ging hin und her, und nach dreistündiger Besprechung unterzeichneten die vier einige lange Schriftstücke, lachten und schüttelten sich die Hände, und am Abend lag Doktor Dufour im Pullmanwagen, der ihn nach São Paulo brachte. Als der Morgen aus dem Meere aufglühte, fuhr er nach Santos hinunter, durch Urwald und Felsbrocken hindurch; und am nächsten Tage stand er, umgeben von Dutzenden von Männern, am Rande einer versumpften Bananenplantage, am Nordufer des breiten Hafens von Santos und leitete die Vermessungen. Von der dunstigen Kaffeestadt her wurden Bagger und Eisenwagen auf breiten Schiffen angeschleppt. Mit steigender Hitze war das Arbeitsfieber über die vielen Menschen gekommen, und von der kleinen Bauhütte aus gingen durch hängende Telephondrähte kurze und scharfe Befehle die Uferlinie entlang. Doktor Dufour war wieder er selbst.

Vier Tage und vier Nächte lang blieb er an der Baustelle. Er hörte nicht auf die lächelnden und verbindlichen Warnungen der brasilianischen Ingenieure; er war gegen das Fieber gefeit, und wenn der boshafte, brückengebogene Mond hinter dem kaum gerodeten Urwald, hinter der verlassenen Plantage aufging, wenn er die Farbe der Baumkronen tötete und sie furchtbar machte, wenn er die Plantage in ein Gewoge von Blau, Grün und Silber tauchte, dann ging Dufour vor seiner Hütte grübelnd auf und ab, und nur selten warf er einen Blick auf die wirren Hafenlinien von Santos, über denen ein milchiges Lichtfeuer schwebte, oder

auf ein fernes, feines Glänzen über dem Urwald, auf Guarujà. Das Kreuz des Südens übersah er.

Am vierten Abend bemerkte er die kleine Bahn, die auf seiner Karte hundertmal in Erwägung gezogen war, als Wirklichkeit. Er sah die feurige Kobra sich in den Wald hineinbohren, sah Blättergewirr und Bananengewoge rotgolden aufblitzen, bis das Phänomen im Walde verging, und das Licht hinter ihm wieder zusammensank. Da wurde er sich klar, daß das die Hotelbahn sei, die nach Guarujà führe.

Am folgenden Abend bestieg er den Zug und fuhr nach Guarujà. Die Sterne funkelten herausfordernd, als der Zug vor dem kleinen Bahnhof am Hotel hielt. Blaue Schatten, von Lichtkegeln durchzogen, die aus dem Hotel schossen, von Palmen durchschwärzt — das war der Park des Hotels, der auf das Meer hinausging. In der Ferne strich ein erleuchteter Ozeandampfer vorüber.

Der Diener des Hotels nahm den Gast in Empfang. Man hätte lange auf ihn gewartet; die Zimmer seien von der Regierung reserviert...

... ob Frau van Kerckhove angekommen ...

»Schon vorgestern.«

Dufour nickte. Und er spürte, daß ihn etwas wie Freude durchzog, die mit Abenteuerlust gemischt war.

In der großen erleuchteten Halle empfing ihn der Hoteldirektor, ein schlanker, kraushaariger, blonder Italiener, der verbindlich sprach und sich dabei die Hände rieb. Er ließ dem Ingenieur die Zimmer anweisen, weite Zimmer, mit dem Blick auf das Meer hinaus. Die riesigen Moskitoschleier über dem Bett wehten ein wenig hin und her. Aber die Luft war zum Ersticken, und Insekten und Glühwürmchen schossen in das Schlafzimmer, als Dufour bei offenem Fenster das Licht entzündete. Dann kleidete er sich im Dunkeln um und ging zum Essen in den großen Speisesaal.

Als er in den Saal trat, spielte die Musik etwas Schluchzendes. Er sah sich um, sah viele nackte Schultern, viele geneigte schwarze Köpfe; aber er sah auch ein paar schmale Schultern sich abfällig bewegen, als ob sie die ölige Musik abstreifen wollten. Er erkannte Ruth; Frau van Kerckhove sprach auf die Tochter ein.

Als sie ihn erblickte, glättete sich ihr Antlitz. Sie reichte Dufour die Hand und lächelte. Sie bat ihn, sich mit an ihren Tisch zu setzen. Er ließ das lange Diner fast unberührt vorübergehen; aber er sprach mit Frau van Kerckhove.

Sie will dich bezaubern, dachte er. Warum soll ich mich nicht bezaubern lassen? Sie sprach weich und anschmiegend, und ihre schönen, bloßen Arme griffen sorgsam über den Tisch. Sie sah den Mann freundlich an und erkundigte sich nach seiner Arbeit. Ruth saß still für sich.

»Es tut mir wohl, gnädige Frau,« meinte Dufour nach einer Weile, »wieder einmal dem Gebrüll und Geschrei entrückt zu sein.«

»Sie leiden unter harten Stimmen?« Margret hielt mit dem Schälen eines großen gelben Apfels inne und sah den Sprecher fragend an.

Der Ingenieur liebte es nicht, sich ausfragen zu lassen. So antwortete er kurz: »Ich habe mich daran gewöhnt.« Er übersah Ruths prüfenden Blick, der den seinen flüchtig traf.

»Ich hoffe, daß Sie dann nicht gestört werden, wenn wir uns nach dem Essen zu einer kleinen Gesellschaft zusammenfinden,« fuhr Frau van Kerckhove fort. »Es sind ein paar alte brasilianische Freunde mit ihren Söhnen und Töchtern. Wir tanzen ein wenig« — sie sah den Mann lauernd an —, »und wir erzählen uns Dinge, damit wir nicht zu schweigen brauchen. Ruth hat eine Freundin.«

»Meine Freundin ist Isabel nicht, Mutti,« schaltete das Mädchen ein, »sie ist nur ganz nett. Meine Freundin ist jemand anders.« Sie sah die Mutter helläugig an.

Die Mutter begütigte. »Nun ja, Ruth. Aber du verstehst. Das kann man so bei Tisch nicht auseinandersetzen. Im übrigen ist Isabel doch ein gutes Mädchen.«

Als Frau van Kerckhove mit ihren kurzen Schritten und den wiegenden Bewegungen des Körpers nach dem Essen auf die brasilianischen Freunde zuging, um Dufour vorzustellen, bemerkte der Ingenieur schon von weitem, daß der alte Rechtsanwalt Medoz darunter war. Der kleine, bewegliche Herr mit der ruhigen Freundlichkeit des Brasilianers schüttelte dem Ingenieur die Hände; er sprach über die begonnenen Arbeiten, und in dem Kreise der artigen Männer

und Frauen wurde der Fremde, der den Hafen von Santos erweiterte, sofort als ein Freund und Wohltäter begrüßt. Frau Medoz, eine magere, stark gepuderte ältere Dame, erkundigte sich nach seiner Hütte.

»Aber ich werde Ihnen morgen Decken und Kissen schicken,« sagte sie erschrocken, als Dufour launig von dem Zustand seiner Behausung an der Bananenplantage erzählte. »Und ich ein Moskitonetz.«

»Ich darf Ihnen einen Ventilator anbringen lassen. Das ist so richtig die Regierung in Rio. Sie lädt sich fremde Gäste ein und läßt sie in Negerhütten verkommen.«

Nur mit Anstrengung konnte Dufour die Erregten beruhigen. Er wies darauf hin, daß die Regierung ihn in diesem Hotel untergebracht habe, und daß er wirklich nur aus persönlichen Gründen in der Hütte geblieben sei. Frau van Kerckhove sah ihn eigentümlich an; dann ließ sie sich von einem jungen Brasilianer zum Tanz führen, während Ruth sich kümmerlich mit ihrer dunkelhäutigen Freundin unterhielt.

Nach einiger Zeit begann Dufour die Unterhaltung mit Ruth. »Sie sind mir nicht wohlgesinnt, Fräulein Ruth,« sagte er auf Deutsch, während die andern dem Vortrag des Doktors Medoz zuhörten, der beim Sprechen immer wieder mit huldigenden Bewegungen auf Dufour wies.

»Nein, Herr Dufour,« entgegnete das Mädchen, »so ist es nicht. Aber Sie sollten es meiner Mutter leichter machen. Ich mag nicht, wie Sie mit ihr sind.«

»Wie bin ich denn mit ihr?« erkundigte sich Dufour erstaunt.

»So — so — ja, ich kann es nicht sagen —«

Inzwischen kam Frau van Kerckhove vom Tanzen zurück. Sie legte sich einen gestickten venezianischen Schal um die Schultern, machte aber bald den Vorschlag, ein wenig am Strande spazierenzugehen, in der Hoffnung, daß dort eine leichte Meerbrise ginge.

Die Gesellschaft brach auf. Aber schon im Park lösten sich die brasilianischen Damen und mit ihnen die Herren wieder von dem Trupp, um in das Hotel zurückzugehen. Die jungen Paare wollten tanzen, und die älteren waren das Gehen nicht gewöhnt. Doktor Medoz erklärte an dem festen Strand, daß er sich um seine Damen bemühen müsse, und empfahl sich mit vielen Worten und Bewegungen. So gingen denn Isabel und Ruth am Ufer entlang; Frau van Kerckhove folgte mit Dufour in einiger Entfernung.

»Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Doktor Dufour,« begann Frau van Kerckhove nach einiger Zeit und wandte das Köpfchen dem Manne zu.

»Auch ich freue mich,« meinte Dufour ruhig, »und ich hoffe, daß wir hier ein paar schöne Wochen zusammen verbringen können.«

Dann sprachen sie über Java. Sie wurden beide lebendig. Sie dachten an das alte Kulturland mit seinen Denkmälern aus Stein, an die Buddha-Pyramiden und an das hochkultivierte Volk. Nach einiger Zeit blieb Frau van Kerckhove stehen. »Ich sehne mich so nach dieser Welt,« sagte sie leise.

»Auch ich sehne mich nach ihr,« setzte der Hugenotte hinzu. »Irgendwo ist man dort zu Hause und nicht ausgesetzt. Nicht Übersee.«

Margret van Kerckhove schwieg. Dann schüttelte sie den Kopf. »Ausgesetzt? Ausgesetzt? Ach, lieber Doktor Dufour, man ist überall ausgesetzt. Und wir Frauen ... Wir sind immer ‚Übersee'.«

Dann schwieg sie und hob eine bunte Muschel auf, die im Mondlicht funkelte.

Langsam ließ sie sie wieder sinken. »So eine bunte Muschel ... nun ja.«

Dann rief sie Ruth, die mit Isabel weit vorausgelaufen war, und bat sie, in der Nähe zu bleiben. Nach einiger Zeit fuhr sie fort: »Ich weiß, Herr Dufour, Sie hassen solche Betrachtungen. Aber Sie sagten mir ja selbst, daß Sie irgendwo schwach seien. Mir scheint, daß Sie sie gerade deshalb hassen; aus Selbstschutz heraus.«

Der Mann ging ein paar Schritte schweigend neben der Frau her. Vor ihnen türmte sich das Kap dunkel auf.

»Schwach?« fragte er, »das habe ich wohl nicht gesagt. Ich sagte ‚weich'.«

»Nein, Sie sagten ‚schwach',« entgegnete Frau van Kerckhove bestimmt.

»Nun,« antwortete Dufour kurz und zuckte die breiten Schultern, »mag es ‚schwach' gewesen sein. Und wenn ich es auch wäre: ich verberge die Schwäche, wie Lord Byron die Schwäche seines einen Fußes verbarg, so daß wir nicht einmal wissen, ob der rechte oder der linke Fuß der kranke war.«

»Wir Frauen«, erwiderte Margret, zufrieden lächelnd, »sind nicht so heldenhaft veranlagt. Freilich, man kann sich fragen, ob

das nicht die bei den Frauen so oft getadelte Eitelkeit... Aber sprechen wir von Ihnen. Weil Sie schwach sind, sind Sie auch brutal. Und Sie haben mich es fühlen lassen. Jawohl, Herr Dufour, stutzen Sie nicht. Tobby! ... Sie haben mich brutalisiert.«

Langsam schüttelte der Ingenieur den Kopf. Das Gespräch wurde ihm zu ernst, und es widersprach ungewollt der leichtsinnigen Absicht, mit der er nach Guarujá gekommen. »Ich habe Ihnen nur gewisse Konsequenzen zeigen wollen.«

»Glauben Sie, das Recht dazu zu haben?« Das klang scharf, und die Stimme, so seltsam in ihrem Wechsel, knarrte wieder ein wenig.

Diese kahle Frage trieb den Mann zu einer kahlen Antwort. »Ja,« entgegnete er.

»Wieso?«

»Weil Sie mir nicht gleichgültig sind.«

Die beiden gingen wieder schweigend nebeneinander her. Margret hatte die Sache bis vor einen Schluß getrieben, den sie aber nicht erwartete. Irgendwo in ihrem Innern hatte sie die Frage gekitzelt: Was wird er jetzt sagen? Er muß doch zurückbremsen. Als aber das Wort gefallen war, fiel es wie ein Blitz in lang getrockneten Brennstoff.

»Wissen Sie, daß das eine neue Brutalität ist?« meinte Margret nach einiger Zeit, und ihre Stimme zitterte.

Der Mann nickte wieder. »Weiß ich. Eine Dame ... einsam am Strande ... eine Wehrlose ... die sich mir anvertraut hat... unritterlich ... sonst noch etwas ...?«

Die große Unsicherheit überkroch die Frau. Was war das nun wieder? War es Hohn, Wahrheit, Wahrheit unter Hohn versteckt?

»Das ist nicht schön von Ihnen, Herr Dufour,« sagte sie, während sie sorgsam über die mondbeglänzten Steine stieg, die unter dem Kap verstreut lagen.

In Dufour begann die Neugier einem feinen Gefühl der Neigung zu weichen. Er übersah als Mann die Entwicklung des Gesprächs; aber er gab ihm keine andre Richtung.

Ein einziges Wort, aus der Welt des Südens gegriffen, tief erkannt und doch nur hingehaucht, antwortete er: »Kolibri.«

Ganz fein wandte Margret den Blick zu ihm. Sie hat in diesem Licht die bekannten Nixenaugen, glänzend und feucht, dachte Dufour. »Wissen Sie,« fragte Margret leise, »wie der Kolibri auf portugiesisch heißt?«

»Beijaflor, ich weiß. So hieß mein Arbeitshaus am Rande der Alpen, in dem ich glücklich war.«

Margret überhörte die feine ableitende Spitze. Er hatte ihr nichts von seinem früheren Glück zu erzählen. »Beijaflor, Herr Dufour. Er küßt die Blume. Da sollte Ihnen Ihr eignes Wort zu denken geben.«

»Ich will Gold in der Tiefe schürfen,« sagte er hart, und plötzlich vorwärtsdrängend: »Was gehen mich Vögel und Blumen an!«

Margret wiegte den Kopf langsam hin und her. »Versuchen Sie es. Vielleicht... es gibt ja manches verborgene Gold...«

Er nahm ihre Hand und küßte sie. Aber er küßte diese merkwürdige Hand anders als er sie in Gesellschaft von Menschen geküßt hatte.

»Ich will nichts,« meinte er tastend, »was Ihrer Natur widerstrebt.«

Wenn er diese Natur finden könnte, dachte Margret rasch; dann aber griff sie mit der Hand in die Nachtluft und ließ die Steine ihrer Ringe im Mondlicht funkeln.

Langsam gingen die beiden in das Hotel zurück. Sie sprachen von Lord Byron und seinen Welten. Sie sprachen von Bern, der schönsten Stadt, von ihrer Mischung des Deutschen und Welschen. Nach einiger Zeit kam Ruth zur Mutter gelaufen und hängte sich heftig, als ob sie sich anklammern wollte, an Margrets Arm. So kamen sie in die Halle des Hotels zurück, wo die Brasilianer einen Ausflug nach der Tartaruga beschlossen hatten und diesen Beschluß den dreien als Tatsache mitteilten.

Frau van Kerckhove lächelte: »Das trifft sich gut. Morgen ist Ruths sechzehnter Geburtstag.« Nun willigte auch Dufour ein, und Ruth sah böse vor sich hin.

Dann tanzte Frau van Kerckhove noch einmal mit einem jungen Brasilianer und nickte Herrn Dufour kurz zu, ehe sie sich mit ihrer Tochter zurückzog.

Auf der Treppe sagte sie zu Ruth: »Ruth, weil du jetzt sechzehn wirst, kannst du dein eignes Zimmer bekommen. Du wirst sicher gern einmal allein sein. Als ich so alt war wie du, war das auch mein innigster Wunsch.«

Die Tochter küßte die Mutter und ließ sich versprechen, daß am folgenden Tage dieses Zimmer für sie eingerichtet werde.

(Fortsetzung folgt.)



Frühlingstag auf der Hallig

Franz Türcke

Von Fritz Wildhagen

Mit zehn mehrfarbigen Abbildungen nach Gemälden des Künstlers

Es kann jemand ein bedeutender Künstler und dabei ziemlich unbekannt sein; die künstlerische Leistung hat mit dem Berühmtsein nicht immer viel zu tun. Maler z. B., die es aus irgendwelchen Gründen ablehnen, sich neuzeitlicher Formensprache zu bedienen, erleben es oft, daß ihr Name trotz einer starken künstlerischen Potenz weiteren Kreisen recht unbekannt bleibt. Eigenwillig, wenig begabt, von sich reden zu machen, gehen sie still und beharrlich ihren Weg. Und schaffen dabei mitunter Köstliches. Zu diesen eigenwilligen, fremden Einflüssen schwer zugänglichen Naturen gehört Franz Türcke.

Großzügigkeit und liebevollstes Einfühlen in das Kleine wohnen in ihm eng beieinander. Ein Anwalt unbeachteter Schönheit, geht er den Dingen nach, die ihn bewegen, und läßt sie, ein rechter Deuter, filtriert durch das Medium starker künstlerischer Gestaltung, neu erstehen, unterstützt von seinem außerordentlichen Können.

Das Primäre bei Türcke ist das Lineare. So ist es heut, so war es vor 25 Jahren. Beziehungen von Linien zueinander waren ihm eigentlich immer die Hauptsache, ihm, dem sich schon früh das Geheimnis des Winkels erschlossen hatte. Das Bestreben, alles auf eine große, einfache, dabei möglichst charakteristische Form zu bringen, war ihm von jeher eigen. Härten mied er nicht, er liebte sie, aufrichtig, von innen heraus. An kleinen, gutmütigen Verhöhnungen ließen es die mitstrebenden Kollegen nicht fehlen. Wenn eine gestreckte Baumsilhouette nicht ganz so scharf gegeben war, wie es meist der Fall zu sein pflegte, hieß es dann wohl: »Fränzchen, du mußt dein Metalllineal wieder einmal zum Schleifen schicken.«

Die Eigenart seiner Arbeiten und ihren starken Stil empfanden und schätzten im Ernst wir alle, die wir selbst in naturalistischer Weise zu arbeiten uns bestrebten. Türcke hatte damals schon eine starke Abneigung gegen rundliche oder gar verschwommene Formen. Die Freude am Eckigen kam immer mehr zum Ausdruck, besonders in den Arbeiten größeren Formats; er bildete den »Polygonismus« immer mehr aus. Die meisten seiner neueren und neuesten Werke, Bilder aus dem Havelland und aus dem Allgäu, legen davon beredtes Zeugnis ab. Er zerlegt die ganze Landschaft, Terrain und Luft, in Polygone. Er kann sich bei seinem ganz außerordentlichen zeichnerischen Können diese Darstellungsart gestatten. Sie ist bei ihm keine von der Mode diktierte Manier, sondern inneres Bedürfnis, das seinem knorrigen, jeder Weichlichkeit abholden Wesen entspricht. Die Bilder bekommen durch diese herbe Formensprache etwas Gehaltenes, Ernst, Monumentalität, trotz der reichen liebevollen Ausgestaltung aller Teile des Bildganzen. Ja, die Liebe — die Liebe zum einzelnen Objekt, die Liebe zur Landschaft ist in Türckes Schaffen ein sehr wichtiger Faktor. Er sieht die Dinge entzückten Auges, er versenkt sich in sie, er bohrt sich ein; gestaltend bekennt er, was sie ihm bedeuten. Einen Anwalt unbeachteter Schönheit nannte



Holsteinische Landschaft
Goldene Medaille München 1913 (Internationale Kunstausstellung)

ich ihn. Das ist er. Seine Vorliebe gilt der kargen Landschaft, die sich schwer erschließt. Aus einem Nichts malt er mitunter ein Bild von Bedeutung und Schönheit. Aber diese Freude am Abseitigen, wenig Beachteten und diese Gestaltung »undankbarer Stoffe« haben es bewirkt, daß der Kreis derer, die Türckes Bilder hochschätzen und lieben, nur klein geblieben ist.

Im Einklang mit der linearen Strenge steht die Farbe. Am Anfang seiner Laufbahn war Türcke ernsten, tiefen, fast lastenden Tönen ergeben; nur selten malte er ein farbig bewegtes Bild. Eine Reihe von Nachtstücken entstand, stark in der Stimmung, heimlichen Zaubers voll. Mit den Jahren wandelt sich seine Farbe ins Hellere; jubilierend wird sie eigentlich nie.



Pfingstmorgen



Im Berliner Zoologischen Garten

Liebenswürdiger, lockender Schmelz liegt dem Künstler nicht. Im allgemeinen sind seine Aquarelle farbiger als seine Ölbilder, ausgenommen einige Riesenaquarelle, denen eine etwas schwere Farbe eigen ist. Diese Aquarelle erstaunlichen Formats gehören nicht zu dem sehr Bedeutenden in Türckes Schaffen, wenn auch das eine (die abgebildete holsteinische Landschaft) ihm auf der Internationalen Kunstausstellung in München 1913 die goldene Medaille eintrug. Bewundernswert an diesen Riesenaquarellen ist die Zähigkeit, mit der er sich in die Aufgabe, die er sich gestellt hat, vertieft und nicht locker läßt, bis alles nach Wunsch gelöst ist. Diese Zähigkeit ist ein hervorstechender Zug seiner künstlerischen Persönlichkeit. Es gibt bei ihm kein sorgloses Hinstreichen — immer wieder wird eine noch prägnantere, glücklichere Lösung erwogen. Er schrickt nicht zurück vor einer mühevollen, großen



Scheidender Tag (Privatbesitz)



Abend im Gebirgsdorf (Im Besitz des bayrischen Staates)

Änderung, wenn sie ihm angezeigt scheint. Und beim Malen vor der Natur können ihn die Unbilden der Witterung nicht von seiner Arbeit treiben, weder Regen, noch Wind, noch Kälte. Einmal malte er eine Studie bei —30 Grad, weil ihn der Vorwurf gerade reizte. Er macht sich die Arbeit wirklich nicht leicht; nicht so leicht, wie eine heimkehrende Arbeitsfrau im Hinblick auf den malenden Türcke zu andern Frauen meinte: »Wie leicht doch mancher sein Brot eßt, Knochenarbeit is dat nich.« O doch, eine ganze Menge »Knochenarbeit« steckt schon in Franz Türckes Schaffen. Stunden auf Stunden kann er in rastloser Emsigkeit arbeitend vor einem Halligzaun stehen. Die Liebe zum Objekt gibt ihm Kraft und Ausdauer.

Eine Technik, der er von jeher seine Zuneigung entgegengebracht und immer bewahrt hat, ist das Pastell. Es liegt ihm eigentlich mehr als die Ölfarbe. Mit den Farbstiften hat er eine große Zahl meist sehr reizvoller Arbeiten kleineren Formats geschaffen. Farbig sind seine Pastelle vielleicht das Schönste und Delikateste seines Werkes. Seltsamerweise hat er sich der Radierkunst ganz ferngehalten.

Betrachten wir nun die Wiedergaben einiger Werke Türckes, die seine Eigenart recht deutlich machen. Da haben wir den »Frühling auf der Hallig«. Welch einfacher Vorwurf; und welch starkes Bild hat der Künstler daraus geschaffen! Wie klar ist der Halligcharakter herausgebracht! Ein Stück grünen Flachlandes, aus dem hier und da gelbbrauner Boden schaut, ein Streifchen blauen Meeres am Horizont und ein klarer Himmel darüber mit einer hellen Wolkenbank. Das ist alles. Nein, nicht alles; ein ganzes System von Stangenzäunen ist auf dem Bilde zu sehen. Mit sorglicher Sachlichkeit, ja mit Liebe hat der Maler das Gestänge behandelt; empfand er doch: diese Zäune sind für die Hallig besonders charakteristisch; und dann sind sie auch in ihrer linearen Bedeutung wichtig zur Belebung der leicht eintönig wirkenden Fläche und unterstreichen das Strenge und Karge der Gegend. Und zur Betonung des Frühlingsmäßigen liegt an besonders geeigneter Stelle im Bilde ein schöngeformtes, stilles kleines Wasserbecken, das des seligen Frühlingshimmels zartes Blau widerspiegelt.

In der Holsteinischen Landschaft verläßt der Maler den Natureindruck mehr als bei dem Frühlingstag. Er vereinfacht bei dieser weiten, gegliederten Landschaft, die so reich an Einzelheiten ist, Form und Farbe, um die Ruhe der Landschaft zu wahren. Diese beherrschte Stili-

sierung gestattet ihm liebevolles Versenken in all die reizvollen Einzelheiten, ohne ihn der Gefahr auszusetzen, die Geschlossenheit des Bildganzen zu schädigen. Die fruchtbaren Faktoren der holsteinischen Landschaft, Felder, Wald und Wasser, in ihrer schönen Verbindung deutlich zu machen war sein Bestreben. Wie gut hat Türcke die Aufgabe gelöst! Mit einem Blick übersieht man den Bau der reichgegliederten und doch so ruhigen Landschaft; beim Verweilen entdeckt das Auge immer neue entzückende Nebenmotive und kleine Köstlichkeiten. Mit dem verblüffenden Können und der Hingabe eines alten Meisters sind alle diese Äcker, Felder und Büsche gestaltet; Großzügigkeit und Liebe zum Kleinen zeigen sich aufs schönste gepaart.

Linear ganz einfach ist der »Pfingstmorgen«. Keine erregende Linie ist im Bilde; Ruhe, Sonne und Frühling sind über das bescheidene Stückchen Mark gebreitet. Türckes Vorliebe für das ganz Einfache, fast Dürftige spricht aus diesem Bilde. Und da er ein Künstler ist, bannt er den Zauber eines Pfingstmorgens, daß wir ihn schauend nachgenießen können.

Einen starken Gegensatz zu dem »Pfingstmorgen« mit seinen langen, ruhigen Linien in Terrain und Luft bildet das Bild aus dem Zoologischen Garten. Ein knapper Ausschnitt, impressionistisch gesehen und wiedergegeben, zeugt besonders deutlich von Türckes kultiviertem Farbempfinden und seinem Vermögen, ein zeichnerisch und farbig bewegtes Durcheinander fesselnd zum Ausdruck zu bringen. Solcher impressionistischer Werke gibt es ziemlich wenig in seinem Schaffen. Sie entsprechen nicht recht seiner auf das Bestimmte, Klare gerichteten Wesensart. Und doch gehören diese Sachen nicht zum Minderen in seinem Gesamtwerke, weil in ihnen ein Temperament, das sich in vielen seiner Bilder verbirgt, augenfällig und malerisch besonders reizvoll zutage tritt.

In der künstlerischen Auffassung verwandt



Bei der alten Klostermühle (Privatbesitz)

sind: »Scheidender Tag« und »Abend im Gebirgsdorf«. Beide Bilder geben die Stimmung winterlicher Gegend im Tauwetter um die Stunde, wenn der Himmel sich abendlich färbt. Die durch die letzte Abendsonne auf den Höhen gemilderte Melancholie eines kleinen schlesischen Dorfes will der Künstler geben. Die Vorstellung von Abgeschlossenheit von der großen Welt, bescheidenen Daseinsbedingungen in winterlicher Gebundenheit weiß er in uns meisterlich zu wecken. Nicht der Vorwurf ist es, der uns bewegt — Ähnliches malen andere auch —, sondern das, was der Künstler an Menschlichem hineingetragen hat von seinem starken Empfinden. Der »Abend im Gebirgsdorf« ist wieder besonders reich an reizvollen Einzelheiten, die mit rührender Liebe und verblüffendem Können, besonders in zeichnerischer Hinsicht, gebildet sind.

Der Zauber einer hellen Mondnacht umwebt das Bild »Bei der alten Klostermühle«. Es ist nicht die billige Romantik eines üblichen Mondscheinbildes; nein, feines Empfinden und stark entwickeltes Gefühl für den reizvollen Gegensatz von Hell und Dunkel und vor allem für den Aufbau eines Bildes lassen den Künstler alle Klippen gesuchten Effektes vermeiden und ein schönes, ernstes Bild schaffen.

Die beiden Bilder »Kaisergebirge« und »Im Allgäu« — beide aus der letzten Zeit — zeigen des Künstlers Vorliebe für ein Bildgestalten durch vereinfachte, sehr präzise Formen in höchster Entwicklung. Wie gut werden diese Bilder durch ihre herbe Formensprache dem Charakter der Gegend gerecht, wie stark ist ihre lineare und farbige Kraft! Türcke erkannte, es täte not, seine manchmal reichlich dunkle Palette aufzulichten. Die Zeit der Nachtstücke war für ihn vorüber; der leuchtende Tag mit seinen kräftigen Farben mußte sein Recht haben. Man darf nicht sagen: »Sieh da, Türcke ist auch modern geworden.« Ihm kam mit zunehmendem Alter das Verlangen nach leuchtenderer Farbe. Die Freude an vereinfachten, eckigen Formen, am »Polygonismus« war ihm von jeher eigen; er gab sich ihr nur rückhaltloser hin. So entstanden, unabhängig von Modeströmungen, diese zunächst überraschenden Bilder. Welcher Formensprache sich auch immer ein Künstler bedienen mag — stecken künstlerischer Ernst, starkes Naturempfinden und sicheres Können in ihm, so werden immer zwingende Werke geschaffen werden. Sie werden bestehen bleiben, wenn eine nicht mehr ferne Zeit den spärlichen Weizen von der sehr reichlichen Spreu scheiden wird.

Das Bildchen »Bauernstube in der Mark« — ein früher Türcke — entbehrt nicht eines gewissen Humors. Mit welcher Liebe zum Objekt ist da eines »windstillen Lebens Genüge« gegeben worden! Unendlich sorgsame Behandlung des Details, und doch welche Geschlossenheit der Gesamterscheinung! Hinter dem Unbedeutenden selbst steht ein Künstler. Das ist das Geheimnis.

Es liegt nahe, daß Türcke bei seiner starken zeichnerischen Veranlagung am Zeichnen mit dem Bleistift viel Freude hat. In der Tat gibt es eine Unmenge reizvoller Bleistiftzeichnungen von ihm. Sie sind sehr glücklich in der reichen Skala von der tiefsten Dunkelheit bis zur Papierhelligkeit und bei einer großen Beherrschung des Linearen überaus fesselnd durch die künstlerische Umwertung des Natureindrucks. Dem Ornamentalen räumt der Künstler in seinen Zeichnungen große Bedeutung ein, wie ja



Kaisergebirge



Im Allgäu

die Liebe zum Ornamentalen durch sein ganzes Werk geht. Aber der bei Türcke stets wache künstlerische Takt läßt den Charakter des »Kunstgewerblichen« in seinen Arbeiten nicht störend aufkommen. Der Maler fühlt genau: So weit kann ich in dieser oder jener Richtung gehen; ein Mehr wäre vom Übel.

Jemand könnte einwenden: Wie steht es bei Türcke eigentlich mit dem Temperament? Wenn man unter Temperament nur ein recht forsches, impulsives Drauflosstreichen versteht, so könnte in vielen seiner Arbeiten dieses sogenannte Temperament vermißt werden; deuten wir aber den Begriff als Gegensatz zu kühler künstlerischer Gelassenheit, als Ausdruck intensiven künstlerischen Erfassens und prägnanten Gestaltenwollens, so müssen wir feststellen, daß ein starkes künstlerisches Temperament in ihm wirkt.

Türcke ist lediglich Landschaftsmaler. Bilder, in denen das Figürliche die Hauptsache ist, gibt es nicht von ihm. Der Darstellung des Figürlichen hat er sich nie zugewandt; sie liegt ihm nicht, oder er fühlt keine Neigung dazu. Auf seinen Bildern wird man fast nie die früher so beliebte »Staffage« finden. Er weiß, Figuren im Bilde ziehen, und seien sie noch so klein, den Blick auf sich und von dem Wesentlichen der Landschaft ab; ganz selten nur verwendet er in seinen Bildern ein anspruchsloses figürliches Beiwerk, wenn er dadurch die Stimmung steigern zu können glaubt oder wenn der Mensch ihm als Fleck kompositionell wichtig erscheint.

»Ein norddeutsch kühles Lüftchen weht aus Franz Türckes Bildern« schreibt ein süddeutscher Kritiker. Das ist richtig. In Türcke steckt viel Norddeutsches, obwohl er der Abstammung nach Mitteldeutscher, Sachse ist. Sein Großvater, aus Meißen, war ein tüchtiger Porzellanmaler an der Manufaktur; sein Vater studierte bei Ludwig Richter in Dresden und wandte sich später auch der Porzellanmalerei zu. Franz Türcke wurde am 12. Mai 1877 in Dresden geboren. Im Jahre 1884 siedelte die Familie nach Berlin über. 1891 ist er Malerlehrling in der Berliner Porzellan-Manufaktur. 1900 bezieht er die Akademische Hochschule für die bildenden Künste als Schüler von Eugen Bracht. 1902—1905 ist er Schüler von Friedr. Kallmorgen, 1905—1910 Meisterschüler von Albert Hertel. Studienreisen führen ihn nach der Lüneburger Heide, nach Holland, Holstein, der Hallig Hooge, der Rhön, der Schwäbischen Alb, der



Bauernstube in der Mark (Privatbesitz)

Uckermark, nach dem Bayrischen Wald, dem Riesengebirge, dem Allgäu, nach Oberbayern.

An Auszeichnungen fehlte es ihm nicht; er erhielt den Blechenpreis der Berliner Akademie, einen Ehrenpreis der Stadt Berlin, die Goldene Medaille in München. Eine Reihe seiner Bilder ist in öffentlichen Sammlungen. Werke von ihm besitzen der Preußische Staat, die Pinakothek München, die Bayrische Staatsgemäldesammlung, die Stadt Berlin usw. Im Frühling 1918 war er im Auftrage des preußischen Generalstabes als Kriegsmaler in Rumänien.

Franz Türcke hat sein fünfzigstes Jahr vollendet; seine künstlerische Entwicklung aber ist noch nicht abgeschlossen.

Horants Lied

Da hub das Meer zu leuchten an
Wie Silber und Smaragd.
Ein Glanz aus allen Himmeln rann
In sternenweißer Pracht.

Ein Leuchten in den Bäumen hing
Wie bunter Blütenschein,
Und strahlend wie Gott Baldur ging
Die Nacht durch Busch und Hain.

Und leise wie die Sehnsucht schwebt
Ein Schritt durch Moos und Gras,
Und eine Seele zweifelnd bebt
Und weiß nicht wie und was.

Im Sinn das Lied, das Horant sang,
Im Ohr der Mutter Wort —
Ein Schatten sich durch Blätter schwang,
Ein Fuß eilt flüchtend fort.

Ein zages Weib, ein seliger Mann,
Zwei Blicke glückdurchlacht —
Da hub das Meer zu leuchten an
Wie Silber und Smaragd.

Robert Seitz

Marios und Dommelfeis Fahrt ins Moor

Von Waldemar Bonsels

Aus einem neuen, noch unveröffentlichten Schwesterbuch der »Biene Maja«, betitelt »Mario und die Tiere«

Das war nun also Marios erstes Mittagsmahl in der Waldhütte der alten Kräuterfrau Dommelfei, die sich nach dem Tode seiner Mutter des zwölfjährigen eltern- und heimatlosen Knaben angenommen hatte, um ihn zu ihrem Gehilfen und allmählich mit dem Wald und dessen Tieren so vertraut zu machen, wie sie selbst es war. Wohl lag ihm, was er gegessen hatte, leicht und gut im Magen, aber er staunte immer noch in Erinnerung an diese Tafel. Da gab es graues, grobschrötiges Brot, von der Alten gebacken, das köstlich schmeckte, zwei gebratene Vögel, die er nicht kannte, so groß wie Drosseln, und einen Salat, der ihn anfänglich mit Schrecken erfüllte. Da fanden sich wahrhaftig im würzigen sauren Saft Gänseblümchen und Knospen der Sumpfdotterblume, junge Nesseln, Wiesenblüten und Löwenzahnblätter die Menge, Bachkresse und unbekannte helle Keimstauden, zart wie Haselnüsse und süß.

»Die Vögel,« sagte Dommelfei, als sie sein Zögern sah, »die singen nicht nur, und die Blumen, die duften nicht nur.« Damit ergriff sie ihren Vogelbraten bei den Beinen, hob ihn auf und biß hinein wie in einen Rettich. Es knisterte nahrhaft, und heraus quoll ein Fruchtsaft. Nur die Krallen blieben übrig. Mario war zumute, als müsse sich der Vogel noch im Tode vor diesem Rachen fürchten; als er es aber, hungrig wie ein junger Wolf, der Alten nachtat, fand er, daß der Vogel sich sicherlich nicht mehr zu fürchten brauche. Es kam ihm auch nicht mehr so sehr darauf an. Niemals glaubte er so köstlich gespeist zu haben, und die Gänseblümchen auf der Holzgabel erschienen ihm nach kurzer Prüfung viel zu klein.

Hinter dem Hause, beim Birnbaum, lud ihm Dommelfei zwei lange, schmale Bretter auf, nicht eben leicht, jedoch Mario nahm seine Kraft aufs beste zusammen, als er das spöttische Lächeln der Alten sah. Die sollte nicht glauben, es fehle ihm an Kraft, staunen sollte sie!

»Nur diese zwei?« fragte er.

Da nahm ihm Dommelfei das eine ab, und sie brachen auf.

Nicht weit vom Hause entfernt kamen sie an den Vogelherd, tief im Walddickicht verborgen, doch nahe einer buschreichen Lichtung. Mario sah ein Gehäuse aus Zweigen, dicht geflochten und mit einem feinen Netz überspannt, ähnlich wie eine Fischreuse. Der Eingang öffnete sich nach außen weit und verlief nach innen zu ganz schmal, kleiner noch als ein Vogelkörper. Dort waren die Zweige so gesteckt und befestigt, daß sie den Vogel wohl herein-, nicht aber wieder herausließen, weil die kleinen und kleinsten Ästlein sich gegen das Gefieder des Vogels stemmten, wenn er sich hindurchzuzwängen versuchte, um seine Freiheit zurückzugewinnen. In der Mitte des Gefängnisses hing ein Büschel Haferähren, und auf ein Holzbrettchen am Boden war Hanfsamen gestreut.

Dicht vor dieser Falle saßen auf Ruten zwei Graudrosseln, die nicht fortflogen, aber mächtig flatterten. Dommelfei nahm sie herunter, löste die festgeklebten Füße mit Vorsicht, drehte ihnen rasch und weich die Hälse um, und sie verschwanden in der Kiepe. Ein Buchfink und ein Zeisig, die sich auf einer andern Leimrute gefangen hatten, wurden von Dommelfei gelöst und in den Wald entlassen.

Sie wandte sich an den staunenden Mario: »Tust du Honig oder Nußöl unter den Vogelleim, so schadet ihm kein Regen,« grinste sie vergnügt und räumte den Vogelherd aus. Fast alles durfte fliegen, nur eine rotbrüstige Spechtmeise behielt sie lange in der Hand und zeigte sie Mario. »Ist mir doch selten ein Kleiberlein in die Maschen geraten,« sagte sie, den Vogel betrachtend, »denn sobald er Insekten findet, verschmäht er Körner.«

Mario sah den kleinen Vogel mit dem kurzen Schwanz und dem grauen Rückengefieder begierig an. Dann durfte auch der fliegen. Er blieb verdutzt an einem Baumstamm hocken wie eine Maus und schien die Welt nicht mehr zu fassen.

Dommelfei war geschäftig und verwahrte und richtete alles mit Sorgfalt. Sie holte das Fläschchen hervor und strich mit einer Feder neuen Leim auf die Ruten. »Wenn du Leimruten für Vögel schneidest, so darfst du dabei nicht sprechen. Aus Mistelbeeren, die du im Herbst bei Vollmond sammelst, bereitest du Vogelleim, doch auch die Rinde der Walddistel ist brauchbar. Nun komm denn weiter, du Kleinster im Walde!«

»Warum müssen die Beeren bei Vollmond gepflückt werden?« fragte Mario.

Dommelfei sah ihn an und antwortete nicht.

Rascher und sicherer, als Mario es bei ihrem Alter vermutet hätte, glitt sie nun über den unebenen Waldboden dahin. Den großen Hut hatte sie nach hinten fallen lassen, er lag, von seinem Band gehalten, wie ein Deckel auf der Kiepe. Nirgends gab es Wege, nur einmal kreuzten sie einen dicht verwachsenen uralten Holzpfad, als sie in jüngere Baumbestände kamen. Dort wuchs hohes, gleichmäßiges Gras, wie grüne Seide anzuschauen, bis unter die Tännchen. Der blaue Himmel, an dem die Sonne strahlte, öffnete sich. Ein Raubvogel kreiste in der Höhe.

Mario war das Herz frei und so von Seligkeit erfüllt, daß er am liebsten laut gesungen hätte. Seine Gedanken gingen berauscht um Spiel und Waffen. Er sah Dommelfei an. Sie

würde ihm nichts verbieten, bald sollte ihr Wald der seine sein, er war Herr und König über alles. Wunderbar und sonderbar war doch diese Dommelsei, die Alte! Ihn plagte die Neugier, er hätte gar zu gern mehr über sie gewußt. Wie mochte sie in den Wald geraten sein, was trieb sie tagaus, tagein? Gab es niemand, der sie kannte, der sie hinderte oder ihr zu gebieten hatte? Jedoch er wagte keine Fragen, auch war er begierig zu erfahren, wohin es ging und was die Bretter sollten, die sie mitschleppten. Ohne Ende schien dieser herrliche Wald, der noch hellgrün in seinem Frühlingskleid prangte und so von Frühlingsduft und Vogelliedern erfüllt war, daß die Brust es schwer ertrug, ohne zu jubeln.

Als wieder der Hochwald begann, jetzt Buchen und selten nur Fichten, fand sich am Rand im lichten Busch, in den Sonnenflecken des Dickichts Seidelbast. Dommelsei schnitt eins der kleinen fußhohen Stämmchen ab, an deren zähem Holz, ohne Stiel und Kelch, immer in Büscheln von drei, vier Blüten, im Vorfrühling die hellvioletten Blütensterne wuchsen, voll süßen Duftes und an Gestalt dem Flieder ähnlich, die ersten Blüten im Jahr.

»Im Hochsommer tragen sie rote Beeren, dann sind auch die schmalen Blätter groß geworden, und die rote Farbe ist herrlich schön, so hoch und hell von Rot, daß du froh wirst, wohltuend dem Blick, aber voll Gift. Findest du im Wald dieses Büschlein, so schneide es mir mit Vorsicht in großer Zahl, aber hüte dich! Die Beeren ergeben uns eine prächtige rote Farbe und die Rinde ein blasentreibendes Pflaster, für manches gut.« Sie nahm den Strauch, und er kam in die Kiepe zu den Drosseln.

Mario staunte immer wieder. Er dachte an die vielerlei Kräuter, die er am Morgen im Schuppen gefunden hatte, und ihm war, als müsse der Wald unter Dommelseis Forschen und Wissen voll unerschöpflichen Reichtums sein.

Sie standen im dichten Moos, eine Gruppe uralter Tannen vor sich, in deren Wipfeln die Krähen lärmten. Als sie unter den Bäumen den braunen Nadelteppich erreicht hatten, sah Dommelsei zu den Kronen empor und fragte: »Siehst du Nester?«

Mario erkannte nach mühsamem Suchen hoch in den Spitzen der Bäume die dunklen Reisigballen, und Dommelsei nickte zufrieden.

»Da will ich dir nun, bevor wir die Sümpfe erreichen, eine schöne Kurzweil sagen, wie eine Krähe mit einer andern zu fangen sei. Sind die Jungen im Sommer flügge und ausgewachsen, so fange du eine, binde ihr die Flügel mit Sorgfalt und lege sie an einen Pflock gebunden auf den Rücken aufs offene Feld, wo die Krähen ihr Wesen haben, und verbirg dich. Bald wird sie jämmerlich schreien, und die Gefährten eilen herbei, ihr zu helfen. Die erste nun, die ihr zunahe kommt, erfaßt sie blindlings mit ihren Krallen und läßt sie nicht mehr los, um alles läßt sie nicht los, auch nicht, wenn du herzuspringst. Da hast du nun ihrer zwei, du Schändlicher!«

Mario lachte. »Kann man Krähen essen?«

»Die Jungen sind köstlich von Geschmack und zart von Fleisch, besser noch als die Eichhörnchen.«

»Ißt du Eichhörnchen?«

Dommelsei blieb stehen und sah ihn an, als habe er die törichtste Frage der Welt gestellt. Sie schüttelte nur den Kopf vor Mitleid über solche Unkenntnis und trampelte weiter ins Weglose dahin, über Moospolster und Tannengrund, durchs Gebüsch des Unterholzes, über Wurzeln und gesunkene Baumstämme dahin, die moderten. Bald schien sie zu rollen, bald hüpfte sie, es ging so glatt und flott und rüstig von dannen, daß Mario Mühe hatte, zu folgen. Er tat es in einer erregenden Mischung von Grauen und Entzücken.

Ein Häher strich scheltend über sie hin, Dommelsei lachte mit seiner Vogelstimme hinter ihm her, genau wie er. »Da warnt er nun den Wald, ein kluger Bursche,« sagte sie zärtlich. »Gibst du ihm Eicheln, so lernt er sprechen, gibst du ihm aber Nüsse, so schweigt er und verliert alle Lust, etwas zu studieren. Nur im ersten Jahre seines Lebens ist er ein eifriger Schüler. Räätsch, räätsch!« machte sie noch einmal und torkelte weiter. »Er baut sein Nest nicht hoch, der Blaubunte, du wirst mir im Sommer eine Eichelkrähe bringen.«

»Ich werde dir alles bringen, was du willst, Dommelsei, ich werde es lernen, glaube es mir! Ich freue mich!«

»Wir werden sehen. Nun achte gut auf Dommelsei und zeig', daß du Geschick hast.«

Sie waren schon vor einer Weile in sumpfiges Gebiet geraten, Weiden und Erlen reckten die jungbegrünten Zweige, nicht hoch, gegen den Himmel, der sich bezogen hatte. Eine große Wolke stand im südwestlichen Himmelsgebiet. Der Boden gluckste und gab hier und da nach; dann kam hohes vorjähriges Schilf, gelb und dürr, die langen Halme mit den Wedeln an der Spitze mischten sich braun und tot in das zarte Frühlingsblattwerk der Büsche. Es knisterte erregend, wenn man die Wildnis durchdrang. Vor ihnen im Unbekannten ertönten gurrende und quäkende Laute, dann ein leises Klatschen, dem ein zarter, hallender Trommelwirbel folgte, kurz und knarrend. Ein großer Vogel brach dicht vor ihnen auf und flüchtete mit wildem Flügelschlagen hart am Boden durch die Schilfwände. Der Moderduft von Sumpf und Morast nahm zu, Dommelsei ging langsamer.

Als die Schilfwände sich öffneten, sah Mario ein weites Sumpfgelände vor sich. Stille Wassertümpel, die den Himmel spiegelten, wechselten mit dicht und niedrig bewachsenen Inselchen und

Hügeln, nur hier und da sah man noch Weiden, auch morsche Stümpfe, seltsam geformt, wie menschliche Gestalten, uralt und verkrüppelt. Das Wasser, das in den Löchern zusammenlief, die die Füße zurückließen, war schwarz, das Gras dünn und scharf. Es war warm und heimlich umher, es gärte und brodelte von Frühlingsdämpfen und Erdbrüchen.

Mario mußte seine Schuhe und Strümpfe ausziehen, sie verschwanden in der Kiepe, nichts blieb zurück. Er krempelte seine Hosen so hoch auf, als es anging, und sah Dommelfei abwartend an. Es schien der Alten wohl zu gefallen, daß das Kind wenig fragte und zu allem fröhlich bereit war. Sie lächelte Mario gut und grimmig zugleich an; das konnte nur sie.

Eins der Bretter, von einem Hügel zum andern gelegt, diente ihnen einstweilen als Sitz, das andre schützte die Füße vor Nässe.

»Kivit, kivit!« klang es laut in großer Nähe.

»Das ist der Kiebitz, da sagt er nun: Hier bin ich. Und seine Eier, die holen wir. Nimm ein Brett und dann das zweite und lege sie vor dich, immer eins vor das andre, in den Sumpf und achte mir wohl darauf, daß sie von Hügel zu Hügel spannen; die Inselchen sind fest und geben nicht nach. Dann laß deine Augen gut von rechts nach links wandern, überall mag ein Nest sein und nirgends. Der Vogel baut es auf trockene Plätzchen, unverhüllt. Doch liebt er auch die Vertiefung im Schoß des Binsenstrauchs oder die Hügel des Maulwurfs auf trockenerem Sand. Grüngelb wie der Grund sind die Eier, braun und schwarzblau gefleckt wie das welke Gekräut und das Wasser. Immer ein Brett vor das andre, da kommst du weit hinaus. Doch warte noch, so wirst du die Vögel erblicken.«

Sie saßen lange ruhig; oh, Dommelfei hatte viel Geduld. Es gefiel Mario, obgleich die Ungeduld ihn plagte; es gefiel ihm, weil es hier nicht Zeit noch Pflichten gab, die störten oder riefen, nur für die Vogeleier waren sie nun beide in der Welt — wie schön das war! Wie Dommelfei es bestimmte, so würde es gehen. Er hätte am liebsten ihre Hand genommen, aber ihm war dann, als wüßte sie alles auch ohnedies.

Nun sah er die Kiebitze fliegen. Sie sahen wie Tauben aus, jedoch mit breiten, weichen Flügeln, flogen ruckweise und kreisten; es schien manchmal, als schaukelten sie in der Luft, und ihr Gefieder blitzte schwarz und weiß. Er erkannte den kleinen, dünnen Federschopf, der ihnen wie ein Haubenband nach hinten flog, die schwarze Farbe des Halses brach plötzlich an der Brust ab, gegen den weißen Bauch, als seien sie halb in Tinte gesteckt worden. Wenn sie sich am Boden niederließen, so wippten sie noch ein Weilchen auf den roten Beinen.

Sie flogen in großer Zahl über dem Sumpf, bis weit hinüber, wo drüben die blaue Mauer des Waldes die Landschaft beschloß — weit und still lag die Ferne im Geheimnis. Vielleicht, daß ein Fluß dieses Gebiet durchfloß oder ein See sich ausbreitete. Sehr fern, auf einer Waldhöhe, lag Sonnenschein; in einem breiten, goldenen Lichtfächer sank er ins Land.

Als Mario nun aufbrach, umkreisten ihn die Vögel mit Geschrei; aber er gewahrte bald, daß sie zu scheu waren, um ihm gefährlich zu werden. Als er das erste Nest fand, zitterte er vor Erregung. Da lagen die dunkelfarbigen Eier im trockenen Schilfgewirr, ganz deutlich und doch rätselhaft unwahrscheinlich. Es ergriff ihn ein Rausch von Sammelgier und Beutelust. Dommelfei rief ihm zu, er solle stets ein Ei im Nest zurücklassen — gewöhnlich waren es drei oder vier, niemals mehr —, er solle aber keins von denen mit der Hand berühren, die er zurückließ.

Als er die ersten brachte, wog sie sie vergnügt in der großen Hand, roch daran und prüfte sie genau. Was war wohl an einem ungeöffneten Ei zu riechen? Zwei warf sie fort.

»Ich brauche die Bretter nicht,« rief Mario; aber die Alte bestand darauf. »Du mußt noch weiter hinaus, nimm die Kiepe und geh mit guter Weile vor; sie fliegen nicht davon, die Eierchen.«

Nach einer Stunde hatte Mario mehr als drei Dutzend Kiebitzeier gefunden. Es waren auch andre darunter, die kleinen schmutzig-grünen Eier der Rohrdommel und die gelben, rotbraun gesprenkelten des Wasserhuhns. Die Alte verstaute alles aufs beste in der Kiepe zwischen Moos und dürrem Gras; kein Ei stieß das andre, wie kleine Schätze ruhten sie wohlverwahrt.

Als die beiden wieder trockenen Boden und den Wald erreicht hatten, machte Dommelfei unter einem großen Baum ein Feuer, an dem Mario seine Füße trocknete. Wie Negerbeinchen kam es aus den nassen Hülsen hervor; er lachte fröhlich und säuberte sich mit Blättern und Moos. Die Alte holte Brot und Milch hervor, und sie stärkten sich nach ihrem glorreichen Beutezug. Ja, das war nun etwas andres gewesen als Ostereiersuchen! Mario war stolz wie ein Löwenjäger und berichtete wieder und wieder, was ihm gelungen war. Dommelfei ließ ihn reden, ohne zu antworten; da hielt er bald inne und begriff, daß man vielleicht im Walde schweigsam sein müsse. Wie hatte Dommelfei vorhin gesagt: »Wenn du Leimruten für Vögel schneidest, so darfst du dabei nicht reden.« Er dachte nicht mehr an die Ruten und den Leim, sondern an das Schweigen und verstand es plötzlich wie ein sanft gelichtetes Geheimnis.

Nun wurden die Bretter im Gebüsch versteckt und mit Laub zugedeckt. Dann löschte Dommelfei das Feuer mit Sorgfalt, nicht ein Fünkchen durfte noch glühen. »Nun führ' du mich zurück!« sagte sie und sah den Knaben an.

Nur zwei- oder dreimal mußte die Alte auf

dem Heimweg helfen. Mario wußte, daß sie fast geradeswegs nach Süden gegangen waren, ein wenig westlich, und achtete darauf, daß sie die untergehende Sonne zur Linken hatten.

»Warst du früher oft im Walde?« fragte Dommelsei.

Da erzählte ihr Mario von seinem Vater und endlich auch von seiner Mutter. Als die Hauswände der Hütte zwischen den Bäumen auftauchten, war es schon dämmerig, den Knaben überkam ein heißes Glücksgefühl von Geborgenheit und Heimat.

Am Abend, nach dem Essen, zu dem es Kiebitzeier und Kressensalat, Brot, Milch und Haselnüsse gab, lag Mario bald auf seinem Laublager, und Dommelsei zündete eine Unschlittkerze an. Sie selbst hatte, seit er da war, ihr Nachtlager im Bettschrank der Küche hergerichtet.

Im knarrenden Spind gab es geheime Nischen, Schubladen, Borde und Fächer. Sie öffnete eins, entnahm ihm eine kurze Pfeife und einen Kasten mit Tabak.

Dommelsei reinigte die Pfeife mit Sorgfalt. Hierfür gab es Federn, bunte und weiße, kleine und große. Die runden Finger wühlten im Tabak, erforschten seine Trockenheit, die Nase half. Dann mußte in den Pfeifenkopf, was irgend hineinging. Nun steckte sie die Pfeife an der Kerzenflamme in Brand, sog tief und andächtig den Rauch, soviel sie fassen konnte, und blies ihn hörbar aus, im Sessel zurückgelehnt.

Mario war wieder beruhigt; für eine Weile hatte ihn Entsetzen befallen, als der große Kopf mit Haarmähne, Pfeife und Rauch im roten Schein der eingesaugten und aufschlagenden Kerzenflamme verschwand und wieder auftauchte. Es sah teuflisch aus. Jetzt war es friedlich, dies ungewohnte Abendbild.

Dann griff Dommelsei zärtlich zur großen Flasche, hielt sie mit beiden Händen vor sich empor, wie man ein Baby hält, prüfte Klarheit und Fülle des Inhalts und schenkte vorsichtig ein Gläschen ein. »Ein teurer Saft,« erklärte sie und sah Mario an, den Finger erhoben. »Er brennt die Schimmelflecken des Alters aus dem Gehäuse der Seele, die steigt alsbald kinderfröhlich in die unnennbaren Tage und endlich ins friedliche Schlafland mit Dommelsei. Schlaf, Mario, du Waise, morgen mußt du von dannen.«

Sie kippte den Sommergeist des Wacholders in den großen Rachen, klappte ihn innig zu, lächelte fromm und blinzelte in das rote, aufsteigende Kerzenfähnchen, das auch ein wenig rauchte.

Wahrlich, auf herrliche Art verbrachte Dommelsei ihr Leben im Walde. Und Mario, der wußte, daß sie ihn nicht würde ziehen lassen, schlief glücklich ein.

Einsamer Tag

Weißt du um dieses Glück, allein zu sein
In Wald und Feld und Heide, ganz allein? –
Du gehst schon früh aus dumpfer Häusergruft
Mit starkem Schritt hinein in Licht und Duft.
Da fällt, was dich an Last und Not umgab,
Wie unbekannt von deinen Schultern ab.
Die Wälder rauschen dir dein Heimatlied.
Du fühlst, wie dich ein neuer Geist durchzieht.
Und Vögel, Blumen, Himmel, Wald und Wind
Ziehn dich hinan wie ein verlornes Kind.
Was dir die laute Stadt an Mut zerbrach,
Wird heil an diesem Gottesfeiertag.
Den schlichten Gruß, den dir mit freiem Blick
Ein Landmann bot, gibst du beglückt zurück.
Dann liegst du wunschgestillt im Wiesengras,
Und jede Freude wächst ins Übermaß.
Du schaust den Wolken nach. Gott ist dir nah,
Und eins mit allen Wesen liegst du da.

Und wenn du abends kehrst in dein Gemach,
Dann zittert noch die Freude in dir nach,
Dann sitzt du lange noch an deiner Fensterbank
Und denkst an Sonnenauf- und Sonnenuntergang.
Du fühlst das Glühen noch in Geist und Blut
Und greifst dein Tagwerk an mit neuem Lebensmut.

Gerhard Ludwig Milau



Selma Friedlaender: Kinderkopf





Blick von Ayl (links Ayler Kupp)

Saarland,
das Treupfand des Völkerbundes

Von Dr. Joseph M. Faßbinder

Mit zehn Abbildungen in Tiefdruck nach Aufnahmen von August Rupp in Berlin SW 68

Fast stets stößt der Saarländer drüben im »Reich«, sobald er etwas weiter über den Rhein gekommen ist, auf eine ihn seltsam anmutende Unkenntnis von der Lage und den Zuständen seiner Heimat. Dem einfachen, aus Schlesien oder Pommern während des Krieges hierher verschlagenen Soldaten hat man es halb unmutig, halb kopfschüttelnd verziehen, wenn er die Saarländer schon zu den gefährlichen Lothringern zählte. Aber seitdem durch Versailles der schmerzliche Begriff »Saargebiet« geschaffen, seit dieses Land dem Völkerbund »zu treuen Händen« bis zur endgültigen Abstimmung 1935 übergeben worden ist und schon mehr denn einmal ein Angelpunkt der zwischenstaatlichen Politik war, sollte man annehmen, daß jeder Deutsche sich ein einigermaßen klares Bild machen könnte. Doch immer wieder hört man selbst von durchaus Gebildeten ganz irrige Ansichten, und man wird Sonderbares gefragt: wie viele Franzosen nun tatsächlich hier beheimatet seien; ob bei einer Abstimmung wohl 50 v. H. für einen selbständigen Staat eintreten würden. Wenn man dann die erste Frage aufs Geratewohl beantwortet: auf 100000 Stimmen kommen vielleicht 100 Franzosen; und die zweite: auf dieselbe Zahl schätze ich 1000 Separatisten, dann begegnet man je nach der politischen und nationalen Gesinnung einem ungläubigen, hoffnungsvollen, ärgerlichen oder freudigen Lächeln.

Und doch ist dieses Land seit der Völkerwanderung so gut deutsch wie Schwaben oder der Niederrhein, länger also als etwa Mecklenburg oder Schlesien, die ja erst später den Slawen entrissen wurden. Ja, die Völkerwanderung hat so gute Arbeit geleistet, daß vermutlich in den Ländern östlich der Elbe mehr slawisches Blut fließt als an der Saar römisches oder keltisches, jedenfalls nicht mehr als auch in den andern Ländern hinter dem Limes oder südlich der Donau. Natürlich, als Cäsar kam, wohnten hier Kelten. Aber schon die Treverer, deren Gebiet noch weit die Saar hinaufreichte, »rühmten sich germanischer Herkunft«. Und überhaupt gibt Cäsar mehrmals zu, daß Germanen links des Rheines wohnten und die keltische Rasse verbesserten, und willkürlicher ist nie eine Grenze festgesetzt worden als die Galliens. Cäsar eroberte das Land bis zum Rhein, und so bestimmte er: Der Rhein ist Galliens Grenze



Die Abtei-Kirche in Mettlach

ohne Rücksicht auf die germanischen Stämme, die bereits die Gallier durchsetzten. Auf diese unglückselige Bestimmung eines großen Eroberers und Diktators schielen noch immer begehrliche Augen.

Wie dem auch sei: die Völkerwanderung stürzte das Alte, schuf neue Verhältnisse, und was aus dem Chaos hervorging, das hatte sich als gesund erwiesen, konnte Anspruch erheben auf geschichtliche Dauer. So kam das Reich der Franken, das die westgermanischen Stämme vereinigte. Im Saarbecken kreuzten sich die Siedlungen der Franken und Alemannen, erst feindlich, dann nach der Zülpicher Schlacht in friedlichem Nebeneinander. Die Franken waren offenbar in der Überzahl; denn der saarländische Dialekt ist bis heute ein Zweig der rheinfränkischen Gruppe, durchsetzt mit mancherlei alemannischen Elementen. Karl der Große führte die fränkische Gaueinteilung straff durch, die unser Gebiet in sechs Teile gliederte, ohne daß die Grenzen mit irgendwelchen heutigen zusammenfielen. Der Vertrag von Meersen, der endgültig das französische und das deutsche Reich gegeneinander abgrenzte, kennt bereits einen oberen und einen unteren Saargau, einen Blies-, einen Nied- und einen Albegau, denen sich bald noch der Rosselgau zugesellte. Die Gaugrafen wurden später die Landesfürsten. Besonders früh zeigte sich diese Entwicklung in Lothringen, dessen Herzöge bekanntlich schon unter den Karolingern selbstandige, also reichsfeindliche Politik trieben mit Unterstützung der französischen Könige.

So gab es denn vom 12. Jahrhundert ab in dem wegen der Kreuzung wichtiger Straßen begehrtesten Saargau Grafen unter dem Familiennamen »von Saarbrücken«, Lehnsträger des Bischofs von Metz. Ihren Namen führten sie nach ihrer Hauptburg, die auf dem Felsen des heutigen Saarbrücker Schlosses ragte und selbst so genannt wurde nach einer von den Römern erbauten Brücke, die etwa eine halbe Stunde oberhalb am Halberg lag und mindestens bis ins 13. Jahrhundert bestand.

In den folgenden Jahrhunderten trieben die Grafen je nach der Macht des Kaisers mehr deutsche oder mehr lothringische Politik, hie und da auch französische. Doch finden wir sie in den entscheidenden Stunden unentwegt in deutscher Gesinnung, wie z. B. Franz 1. vergeblich versuchte, den Grafen Johann Ludwig zur Parteinahme für sich zu gewinnen, als es sich darum handelte, ob er oder Maximilians Enkel Karl 5. Kaiser werden sollte. Die Reformation führte erst zwanzig Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden Graf Philipp 3. durch. Der Dreißigjährige Krieg fand Saarbrücken zunächst auf kaiserlicher Seite, dann, seit dem Aufleuchten von Gustav Adolfs Stern, auf seiten der Schweden, endlich auch im Dienste der Franzosen.

Doch brachte der Westfälische Friede eine neue Gefahr: Metz, Toul und Verdun wurden abgetreten, und mit Besorgnis erinnerten sich die Grafen, daß ihre Burg und manche Landesteile Metzer Lehen waren, wenn auch die Grafschaft selbst nur vom Kaiser abhing.

Ludwig 14. von Frankreich war fest entschlossen, jeden nur möglichen Vorteil aus dem Frieden zu ziehen. So richtete er die berüchtigten Reunionskammern ein, die denn auch 1680 Saarbrücken als Metzer, d. h. also nun als französisches Lehen erklärten. Doch hatte schon vorher eine französische Abteilung die Städte St. Johann und Saarbrücken besetzt und bei einem Kampfe mit Kaiserlichen in Brand gesteckt. Siebzehn Jahre waren die Franzosen die Herren und führten mit despotischer Gewalt mancherlei Neuerungen ein; einige bedeuteten vielleicht Fortschritt, andre aber wurden als drückend empfunden, und besonders hatten alle Evangelischen und Reformierten unter der Aufhebung des Ediktes von Nantes schwer zu leiden. Doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange: der Friede zu Ryswyk brachte den Städten die Befreiung, wobei allerdings Homburg und verschiedene andre Festungen geschleift wurden. Vor allem aber setzten es die Unterhändler durch, die mitten im lothringischen Lande neuerbaute und von Frankreich aus besiedelte Feste Saarlouis mit einer halben Meile Bann herauszuschälen und als Insel im deutschen Gebiet zu behaupten.

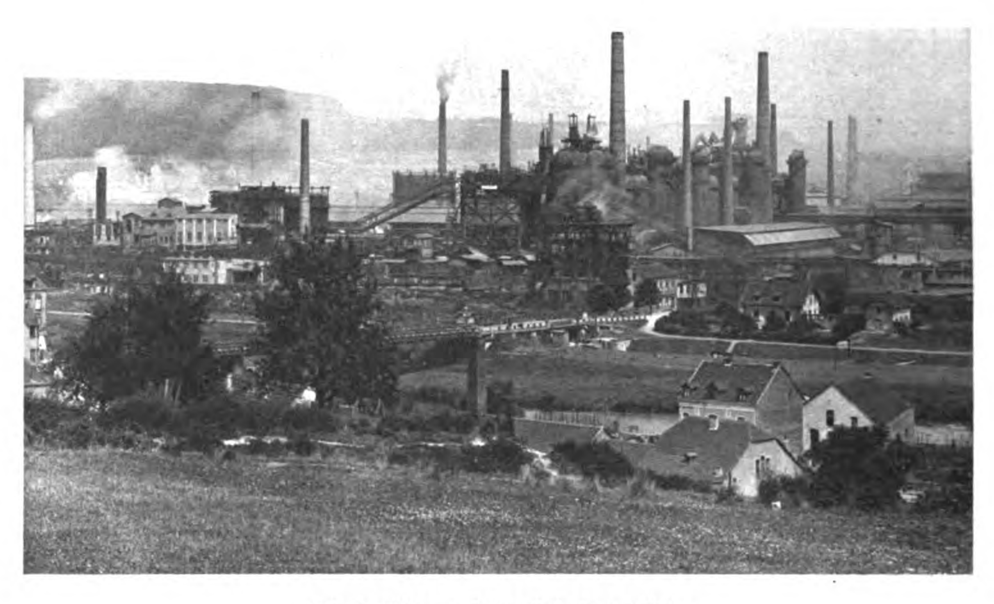
Das 18. Jahrhundert zeigte entsprechend der Kabinettspolitik des absoluten Monarchismus die Nassauisch-Saarbrückischen Grafen je nach dem erwarteten Nutzen bald auf seiten des Kaisers, bald im Dienste der Franzosen als Kriegsobersten von Söldnerregimentern. Das Volk hatte daran so wenig Anteil wie auch das preußische, als Friedrich nach dem Tage von Mollwitz mit Frankreich ein Bündnis schloß. Bei Roßbach zählte das Regiment des Fürsten Wilhelm Heinrich zu denen, die vergeblich Ruhm zu erwerben hofften. Sonst aber nahm das Land unter diesem bedeutenden Herrscher einen gewaltigen Aufschwung. Großartige Bauten entstanden, Schlösser und Kirchen, Fabriken wurden gegründet, Kohlenbergwerke sachgemäßer und ausgiebiger betrieben, alles wie sonst auch in Europa. Und ebenso fühlte die Bevölkerung sich durch mancherlei Unfreiheiten bedrückt und durch eine zuletzt sehr üble Mätressen- und Günstlingswirtschaft ausgebeutet und verärgert.

Kein Wunder, daß das Gewitter der Revolution verheerend und klärend über das Grenzland hereinbrach, und als vollends die Banden der Sanskulotten ins Land fegten, spülten sie das Fürstenhaus und die alte Herrlichkeit weg. Das war 1793. Die furchtbare Ernüchterung für die Bürger kam zu spät. Vergeblich war auch der Versuch der Verbündeten, Hilfe und Rettung zu bringen. Wie das übrige linke Rheinufer trug das Saargebiet eine zwanzig-



Ockfen und der weinberühmte Bocksberg





Die Völklinger Hütte bei Saarbrücken

jährige Fremdherrschaft, lernte die neue Gesellschafts- und Staatsordnung am eignen Leibe kennen, nahm teil an der Gloire Napoleons und an dem Aderlaß, den er seinen Völkern auferlegte, und wäre bei der allgemeinen Abrechnung 1815 beinahe um seine nationalen Hoffnungen betrogen worden. Denn der erste Pariser Friede schrieb das Saarbecken mit seinen damals schon wertvollen Kohlenfeldern Frankreich zu. Große Bestürzung in Saarbrücken. Protestversammlungen. Bittschriften nach allen Richtungen, vor allem an Hardenberg, den preußischen Minister. Entrüstete und erschütternde Berichte im Rheinischen Merkur, dem Blatte von Görres. Ganz Deutschland nahm Anteil, und Friedrich Rückert dichtete sein Lied von dem »Armen Saarvöglein«, das allein im Chor der deutschen Waldvögel in Trauer verstummte.

Da tat Napoleon den erwünschten Schritt, von neuem aufzutauchen und die Waffen zu versuchen; denn als er nunmehr endgültig geschlagen und gefangen worden war, da konnte die Abrechnung gründlicher geschehen, und zum unermeßlichen Jubel der Bevölkerung wurde die neue Grenze erst hinter den Saarstädten gezogen. Wenn man die Briefe, Gedichte, Zeitungsartikel der Zeit liest, dann kann man glauben, daß nirgendwo im ganzen deutschen Vaterlande der Gedenktag der Leipziger Schlacht am 18. Oktober 1815 begeisterter begangen werden konnte als in Saarbrücken, wo im Jahre vorher alles dunkel bleiben mußte, während einige Meilen weiter von allen Höhen die Freudenfeuer lohten.

Die friedliche Entwicklung des Landes unter preußischer Herrschaft brachte machtvolles Erblühen. 1909 wurde die neue Großstadt Saarbrücken geschaffen durch Verschmelzung von Saarbrücken, St. Johann, Malstadt und Burbach. Sonst hatte das Land keine Sondergeschichte, bis nach dem Weltkriege auf einmal das Gerücht auftauchte, das Saargebiet werde abgetreten. Alle Anstrengungen nutzten nur so viel, daß das Gebiet nur für fünfzehn Jahre dem Völkerbund unterstellt wurde; danach soll dann eine Abstimmung stattfinden, ob die Bewohner sich für Deutschland oder Frankreich entscheiden oder ob sie einen neuen, selbständigen Staat gründen wollen. Wenn die Entscheidung für Deutschland ausfällt, darf das Reich die Kohlengruben wieder zurückkaufen, die sonst im Besitz Frankreichs bleiben. Infolgedessen hat Frankreich eine starke Propaganda entfaltet. Seitdem aber die Jahrtausendfeier einwandfrei bewiesen hat, daß die Werbegelder fortgeworfen sind, ist es merklich stiller geworden. Und alle einsichtsvollen Franzosen, die die Dinge etwas aus der Nähe betrachten konnten und nicht gerade zu den Heißspornen der Action Française gehören, geben unumwunden zu, daß Frankreichs Sache an der Saar bereits entschieden ist. Denn selbstverständlich stehen auch die andern



Die Burbacher Hütte

Gebietsteile, die nicht die Entwicklung der Grafschaft Saarbrücken mitgemacht haben, genau so oder erst recht auf dem ererbten deutschen Boden, mögen es nun Abteien, Herrschaften, kurtrierische Teile oder pfälzische Länder gewesen sein.

Es geht Frankreich auch weniger um die Bewohner, die ihm ja doch nur eine unbotmäßige Irredenta zubrächten; sondern es geht um die Kohlen. Die saarländischen Kohlenvorkommen runden das lothringische Gebiet ab und helfen Frankreich vom Weltmarkt unabhängig machen.

Schon vor Jahrhunderten grub man hier Kohlen. Es war aber mehr ein Schürfen und Vortreiben kurzer Stollen am Ausgehenden der Flöze. Erst Fürst Wilhelm Heinrich befahl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen sachgemäßeren Bergbau, hauptsächlich um die Wälder vor der Vernichtung zu schützen, die ihnen von den Eisen- und Glashütten drohten. Doch erst in der preußischen Zeit und mit dem Aufkommen der Dampfmaschinen setzte die sprunghafte Entwicklung ein. Als Wilhelm Heinrich den Betrieb schon sehr gesteigert hatte, 1773, gab es im ganzen Lande 45 Stollen mit insgesamt 141 Arbeitern. Heute ernährt der Saarbergbau über 70000 Menschen. 1913 waren die Saargruben mit etwa 7 v. H. am deutschen Bedarf beteiligt. Im Boden liegen noch etwa 13 Milliarden Tonnen mit einem Wert von fast anderthalb Milliarden Mark. (Im Boden ist die Kohle nicht mehr wert. Der Preis wird bedingt durch die Gestehungskosten.)

Einen großen Teil der Kohlen braucht die saarländische Industrie selbst, einmal zur Erzeugung von Elektrizität in zwei großen Werken, vor allem aber in der Eisenindustrie. Dazu werden noch zwei Millionen Tonnen Koks hergestellt.

Auf dieser Grundlage des saarländischen Gewerbereichtums bauen sich eine Reihe wichtiger und ausgedehnter Industrien auf. Einige sind allerdings bereits entstanden, als man die Kohlen nur eben kannte und noch kaum in gewerblichen Betrieben benutzte. So kann die Großeisenindustrie auf ein Alter von Jahrhunderten zurückblicken. Damals fand man Eisen im Hunsrück und benutzte die Holzkohlen der unermeßlichen Wälder. Allmählich konzentrierten sich diese weitverbreiteten Werke im eigentlichen Saargebiet an den Stellen, wo teilweise noch heute große Werke liegen. Da die ursprünglichen Eisenvorkommen erschöpft sind, wird jetzt vorwiegend die lothringische Minette verwandt. Das war erst seit Ende der siebziger Jahre möglich nach Erfindung des Thomasverfahrens, da die Minette sich in der Bessemerbirne nicht verarbeiten läßt. Auch Siemens-Martin-Stahl wird in steigender Menge hergestellt. Man rechnet acht Betriebe zur Großindustrie: die Hütten in Neunkirchen, Brebach, Saarbrücken, Völklingen, Dillingen, das Eisenwerk in Sankt



Am Klausenberg bei Serrig

Ingbert und die Stahlwerke in Saarbrücken und Bous. Die Jahreserzeugung beträgt etwa zwei Millionen Tonnen.

Ein großer Teil dieses Eisens, dazu aber noch Mengen von Einfuhr, wird gleich an Ort und Stelle weiterverarbeitet. Maschinen- und Konstruktionsbau, Hallen, Bahn- und Förderanlagen, Hebezeuge, Eisenbahnbedarf, Motoren — immer ergibt sich eins aus dem andern oder läßt sich angliedern. Auch kleinere Dinge, Ketten, Schrauben, Niete, Heizungs- und Badeanlagen, Hausgeräte, werden über den eignen Bedarf erzeugt und weithin abgesetzt.

Die zweite sehr alte Industrie ist die Glasgewinnung. Seit 1618 schon ist sie bekannt, eingeführt aus Lothringen. Als »zur Menagierung des Holzes« 1774 Steinkohlen verwandt werden mußten, gab es im fürstlichen Besitz ein Reihe von Hütten. Die Pächter wurden vor hundertzwanzig Jahren Eigentümer, und ihre Familien sind es meist bis heute. Technische Erfindungen haben auch hier große Umwälzungen gebracht. Etwa 1880 wurden die Siemensschen Glasöfen eingeführt, um 1890 kam das Wannensystem auf, und seit einigen Jahren ist man vom Blasen des Fensterglases ganz abgekommen, sondern zieht es als ewige Scheibe aus dem Fluß am Wannenende heraus. Die Bedeutung der Glasindustrie erhellt aus dem Umstand, daß die Betriebe von Sulzbach und St. Ingbert über 20 v. H. des ganzen deutschen Bedarfs an Fensterglas decken. Aber auch Flaschen und Kristallwaren werden hergestellt.

Weltruf genießen ferner die Steingut- und Keramikfabriken, am meisten wohl die von Villeroy und Boch in Mettlach. Ja, in manchen Neuerungen sind die Saarbetriebe führend gewesen auf dem Kontinent. Hier wurden zum erstenmal die Töpferscheiben durch Wasserkraft gedreht, hier setzte man zuerst Feldspat zu der Tonmasse anstatt Kalk.

Im Gefolge der Gruben und der Eisenfabriken steht noch eine ganze Gruppe von chemischen Industrien, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Eins der ältesten Werke dieser Art, noch aus dem 18. Jahrhundert, ist die Blaufabrik in Sulzbach, die in neuerer Zeit auch zur Herstellung andrer vorzüglicher Farben übergegangen ist.

In früherer Zeit, noch vor hundert Jahren, dampften hier auch einige bedeutende Alaunsiedereien. Es ist jedenfalls nicht alltäglich, wie man auf diese Verarbeitung kam. Im Sulzbachtal war durch Unachtsamkeit von Köhlern ein unter einem Meiler zutage tretendes Flöz in Brand geraten. Das unterirdische Feuer strömte schweflige Dämpfe durch die Risse und Spalten des übergelagerten Schiefers, und man brauchte die so gerösteten Steine nur noch auszulaugen, um Alaun zu gewinnen. Goethe kam

als Straßburger Student im Jahre 1770 auf einem Ritt nach Saarbrücken und besichtigte den schon über hundert Jahre »Brennenden Berg«. Der Boden war damals so heiß, daß man kaum darauf stehen konnte. Heute liest man auf einer Gedenktafel am immer noch »Brennenden Berge« die betreffenden Bemerkungen Goethes aus »Dichtung und Wahrheit«. Jedenfalls hat der damaligen industriefreudigen Regierung diese Methode der Alaungewinnung so gefallen, daß man sogar versucht hat, einen neuen brennenden Berg zu schaffen. Man setzte das Ausgehende eines Flözes im Fischbachtal in Brand, doch erlosch der glücklicherweise nach ein paar Jahrzehnten.

Die auf all diesen Unternehmungen beruhende Wirtschaftslage ist durch die Folgen des Friedensdiktates aufs schwerste beeinflußt worden. Der neue Besitzer der Gruben richtete den Strom der Erzeugnisse nach Westen, der deutsche Markt ging fast ganz verloren. Die Schwerindustrie und viele andre Betriebe wurden während der Inflation gezwungen, französisches Kapital aufzunehmen, und aufrechte und geldstarke Unternehmer, die jeden Entfremdungsversuch ablehnten, hatten mancherlei Schwierigkeiten zu gewärtigen. Bei der Einführung des Franken war die Industrie mit einem Schlage in Deutschland nicht mehr konkurrenzfähig. Als die Stabilisierung der Mark diesen Zustand aufhob, da wurde das Saargebiet gerade in die französische Zollhoheit einbezogen. Unter dieser Abschnürung leidet es noch heute, während doch alle natürlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen nach dem Reich hinweisen.

Doch noch immer rauchen die Schlote, zischen die Essen, sausen die Hämmer. Der Saarknappe steigt in den Schacht zu den schwarzen Diamanten und zählt am Wochenende knirschend seinen kargen Lohn in der fremden Währung. Am andern Morgen steht er doch wieder auf der Schale des Förderkorbes unter den schwingenden Seilscheiben. Die sind auf ihren hohen Eisenkäfigen Wahrzeichen der Gegend. Freilich nicht anders als in andern Kohlengebieten, an der Ruhr oder in Oberschlesien. Höchstens, daß sie nicht so zahlreich sind, außer dem Sulzbachtal, das die meisten erschlossenen Gruben aufweist. Anderswo geben die großen Eisenwerke der Landschaft das Gepräge. Nicht nur am Tage, wo die gewaltigen Türme und Rohre der Hochöfen und das Gitterwerk der Laufkrane den Horizont beschneiden, sondern vor allem auch bei Nacht. Immer wieder kann man vor Völklingen oder über Neunkirchen stehen und aus den Essen das Feuerwerk prasseln und zischen sehen und hören. Funkengarben, Feuersäulen, dann wieder ein Sprühregen von gelben, roten und blauen Punkten und Glühwürmern — hier eine Bessemerbirne, die entleert wird, dort ein Stahlfluß, durch den die Luft sich preßt und die eingeschlossene Kohle flammend und wehend mit sich reißt



Abend am Deutschmühlen-Weiher bei Saarbrücken



Turm der Ludwigskirche in Saarbrücken

in flatternden Schwaden und einer gischenden Leuchtfontäne —, Raketen stieben hoch und färben den Himmel blutrot, zwanzig bis dreißig Kilometer weit sichtbar wie ein Vulkan ...

Und dann — gerade wie im Bergischen Lande — dicht neben den Gruben und ihren trostlosen Bergehalden, noch keine Viertelstunde oft von den Schmelzen und Hütten und Kokereien, der schönste deutsche Wald, das fruchtbarste Flußtal mit reichem Gartenbau, die gesegneten Fluren eines guten Weizenbodens. Stundenweit kann man sich ergehen in Eichen- und Buchenhainen über die bewaldeten Höhen und hat schnell den Qualm der Schornsteine und die giftigen Schwefelgase der brennenden Halden vergessen.

Erst recht, wenn man über Neunkirchen hinauskommt. Da lachen die fruchtbaren Feldmarken von Ottweiler und St. Wendel, fast rein landwirtschaftliche Kreise. Die Städtchen selbst voll alter Kultur und mittelalterlicher Erinnerungen, das eine noch mit Mauerresten und Bergfried, das andre eine weitbekannte Wallfahrtsstätte des aus fremdem Königsgeschlecht stammenden Einsiedlers Wendelinus. In einem Seitentale der Blies stehen noch heute wohlerhaltene Teile der Abtei Tholey am Fuße des Schaumberges, der als die höchste Erhebung im Saargebiet jährlich das Ziel zahlreicher Wanderungen ist. Von da oben läßt sich das ganze Land überblicken, weithin über Getal und Gehügel mit flockigen Laubwäldern und schwarzen Tannen bis über die Saargroßstadt hinweg. Die ehemalige Benediktinerabtei selbst stammt aus der Merowingerzeit und wuchs hervor auf noch altrömischen Fundamenten. Die frühgotische Kirche mit späteren Umbauten ist noch in Gebrauch. Wie verworren übrigens früher Besitzverhältnisse waren, zeigt auch Tholey: jahrhundertelang bildete es eine Enklave des Bistums Verdun mitten in Kurtrier.

In dem aus der Rheinpfalz herausgerissenen Teile des Saargebietes sind die Hauptorte die Städtchen Homburg, St. Ingbert und Blieskastel, jedes ein andres Tal der parallelen Hügelreihen beherrschend, die den südwestlichen Westrich gliedern. Der Gewerbefleiß der Städte hat auch hier die Landschaft nicht zerstört. In hallenden Wäldern und lauschigen Seitentälern trifft der Fuß des Wanderers klare Bäche, stille Weiher, Kloster- und Burgruinen, die ganze Romantik einer rheinischen oder mitteldeutschen Landschaft.

Von dem feenhaften Prachtschloß Karlsberg bei Homburg, das die Zweibrücker Herzöge nach Versailler Vorbild sich hatten bauen lassen, stehen nach dem Brande von 1793 nur noch klägliche Trümmer. Nicht besser erging es dem Gräflich von der Leyenschen Residenzschloß Blieskastel. Die Orangerie allein ist erhalten, erbaut in einer italienisch beeinflußten Spätrenaissance. Aus der Barockzeit stammen eine Reihe von behäbigen Bürgerhäusern, die, wie

die ehemalige Hofkirche auf der Schloßhöhe, in einem klassizistisch gerichteten Barock erbaut, wohl Werke des Zweibrücker Baudirektors Chr. L. Hautt sind. Gerade die Barockzeit hat, wie in mancher andern deutschen Residenz, im Saargebiet Perlen der Baukunst hinterlassen.

Naturgemäß hat Saarbrücken den Hauptanteil daran. Wieder war es Fürst Wilhelm Heinrich, dessen Kunstsinn das durch seine Industrien gewonnene Geld in bemerkenswerten Bauten anlegte. Aus der nassauischen Heimat seines Geschlechts ließ er einen fähigen Meister kommen, Fr. Joachim Stengel, der sich an großen Vorbildern geschult hatte. Schon bald nach seiner Ankunft war das baufällig gewordene Schloß auf dem alten Burgfelsen ersetzt durch einen Palast, der sich in den kleineren Maßen getrost neben die Versailler und Dresdner Bauten der Zeit stellen konnte. Allenthalben entstanden Lusthäuser und Jagdschlösser, aber das verhängnisvolle Jahr 1793 zerstörte alles, sah die lodernden Fackeln der brennenden Fürstensitze.

Dagegen sind mehrere Kirchen dieser Epoche erhalten. Zunächst die prächtige katholische Kirche in St. Johann, deren Inneres in seiner kostbaren Ausgestaltung sich der schönen Architektur vorzüglich anpaßt. Der Gipfel aber der erhaltenen Barockbauten ist die Ludwigskirche, die inmitten einer wunderbar gelungenen Platzanlage und umrahmt von stilgemäßen Privatpalästen sich erhebt. Erscheint Groß-Saarbrücken mit seinen nüchternen Häusern und weiten Arbeitervierteln dem kunstsinnigen Fremden oft nur als ein großer Steinhaufen — an diesen barocken Denkmälern einer glanzvollen Vergangenheit kann sich auch ein verwöhntes Auge weiden. Es ist gewissermaßen ein brausender Ausklang der ganzen formenfreudigen Zeit.

Auch auf ihrem Laufe hinab zur Mosel bespült die Saar Stätten alter Kultur. Fangen wir wieder bei Saarbrücken an, so begegnet uns hier wohl die älteste erhaltene Kultstätte des Christentums, die frühgotische Stiftskirche von St. Arnual, der ein stilwidriger Barockhelm aufgepfropft worden ist. Das dazugehörige Chorherrenstift versah in meilenweitem Kreis die pfarrherrliche Tätigkeit bis in die Reformationszeit hinein. Das Prämonstratenserkloster Wadgassen, Lehen und später Schirmvogtei von Saarbrücken, kam durch Tausch schon im Laufe des 18. Jahrhunderts an Frankreich. Der Abt protestierte mit dem Hinweis, er habe bereits den Doppelaar des Kaisers im Wappen und bedürfe der Lilien nicht. An der Stelle der umfangreichen Gebäude erhebt sich jetzt die Kristallglasfabrik von Villeroy und Boch. Auch das Augustinerinnenkloster Fraulautern fand durch die Revolution ein Ende; nur daß hier die Gebäude noch erhalten sind und privaten oder Verwaltungszwecken dienen.

Glücklicherweise ist eine andre Perle der Baukunst der Vernichtung entgangen: die in einem



Die Weinberglagen bei Serrig



Die »Alte Brücke« und das Denkmal Wilhelms 1. in Saarbrücken

großzügigen, klaren Barock erbaute Benediktinerabtei Mettlach. Jahrhundertelang der kirchliche Mittelpunkt des unteren Saargaues, wurde sie allmählich selbständig. Einer ihrer letzten Äbte folgte im 18. Jahrhundert dem Zuge der Zeit und ließ an Stelle der im Dreißigjährigen Kriege und in den Raubkriegen zerstörten Gebäude einen palastähnlichen Neubau errichten. In dem weitläufigen Klosterschloß gründete nach der Säkularisation der Fabrikbesitzer Boch seinen vorbildlichen keramischen Betrieb.

Wir sind bei unsrer Wanderung saarab allgemach zur Grenze gekommen. Dicht vor den Toren des Städtchens Saarhölzbach grüßt von steilem Felsen die Kapelle der Klause still ins Tal hinab. Dort oben liegt ein ruheloser Held, der König Johann von Böhmen, der in der Schlacht bei Crécy 1346 trotz seiner Blindheit sich von zwei Rittern führen ließ und im Kampfgetümmel fiel. Und gegenüber, auf den Hängen um Serrig, da reihen die ersten Weinberge ihre geraden Rebenzeilen. Da gedeihen die Edelmarken, die im Preise neben den besten Moselweinen gehen: die staatlichen Domänen von Serrig und Ockfen, die wundervollen Lagen, die beim Abwärtswandern sich Kulisse um Kulisse auftun: Saarburg, Wiltingen und Oberemmel, Ayl und Canzem und vor allem Scharzhofberg, zum Teil gelegen in den abgeschnürten Talschleifen des diluvialen Flußlaufes. Jeder Kenner weiß heute die erdrauchigen, prickelnd säuerlichen Trinkweine zu schätzen, hinter denen kein Kater lauert, die wundersam rassig, kernig, blumig, stahlig, lockend, fordernd genannt werden. Selbst ausgedehnte Zechstunden mit den naturreinen Marken hemmen dich nicht, in morgendlicher Frühe und Frische Ausschau zu halten nach neuem Wanderziel. Doch, im Vertrauen: vor der Probe des Neuen im Keller sei gewarnt! Die Welt sieht anders aus, verhext und verdreht, wenn du ans Licht steigst ...

Ach, diese eigensten Kinder der Saar sind den Bewohnern des Saargebietes versagt! Oder wenigstens muß man Tribut zahlen, hohen Einfuhrzoll an eine landfremde Macht, wenn man die deutschen Weine über die Grenze ruft. Ein Band mehr, an dem die alte Heimat uns hält. Aber weit stärker sind die Bande des Blutes, der Sprache, der tausendjährigen Kultur. Die Sehnsucht durchbricht die Schranken, überfliegt die Wälle. Und nicht nur eine unbestimmte Sehnsucht, sondern der feste Wille der Bevölkerung, das klare Ziel und die geruhige Gewißheit hält sie aufrecht. Heißt es doch in einem Saarliede, das von einem Bergmann stammt und in seiner volkstümlichen Weise von »Glückauf, Glückauf, der Steiger kommt!« oft und gern gesungen wird:

Ihr Himmel, hört!
Jung Saarland schwört:
Wir wollen's in den Himmel schrein,
Wir wollen keine Knechte sein ...



Aufn. A. L. M.

Begegnung in der Luft: ein Fokker-Verkehrshochdecker über dem Hafen von Rotterdam und seinem Getriebe

Deutschland und der Weltluftverkehr

Von Hauptmann a. D. Wulf Bley

Mit acht Abbildungen in Tiefdruck

Die zunehmende Steigerung der Verkehrsbedürfnisse hat den Luftverkehr in seiner Entwicklung in einem Maße gefördert, das die größten Hoffnungen übertraf. Gefördert wurde diese Entwicklung durch die glückliche Tatsache, daß der deutsche Luftverkehr in den Direktoren der Deutschen Lufthansa Merkel und Martin Wronsky von Männern geführt wurde, die einen ganz neuen Typ im Wirtschaftsleben und in der Wirtschaftspolitik darstellen: den modernen Großreeder der Luft. Sie fanden in dem Reichsverkehrsministerium und seinem Leiter, dem Reichsverkehrsminister Krohne, und dem Luftfahrtreferenten Geheimrat Fisch tatkräftige Förderer ihres Werkes. Insbesondere dem Geheimrat Fisch ist es zu verdanken, daß die unwürdigen und unerträglichen sogenannten »Begriffsbestimmungen«, die den deutschen Flugzeugbau und Luftverkehr drosselten, endlich beseitigt wurden und damit die deutsche Flugzeugindustrie die Freiheit erlangte, ihre mit großen Opfern aufrechterhaltene Forschungsarbeit zur Schaffung modernster Handelsflugzeuge zu verwerten. Für den Luftverkehr und den Bau von Handelsflugzeugen (nicht für die Sportfliegerei) fiel die letzte Schranke, als am 1. September 1926 das interalliierte Luftfahrt-Garantie-Komitee seine Tätigkeit einstellte. Nicht nur unter dem Zwange der Verhältnisse, sondern auch in klarer Erkenntnis der wirtschaftlichen Erfordernisse des Luftverkehrs hatte Deutschland noch unter dem Druck der »Begriffsbestimmungen« eine Entwicklung angebahnt, deren weiterer Verlauf es technisch und organisatorisch nunmehr in kürzester Frist an die Spitze aller Luftverkehr treibenden Staaten brachte. Während in andern Staaten, insbesondere in Frankreich, das Militärflugzeug die Entwicklung auch der Handelsluftfahrt bestimmte und diese nur dann staatlich subventioniert wurde, wenn die Handelsflugzeuge die Umwandlung in Kriegsflugzeuge durch geringfügigen Umbau ermöglichten, schuf man in Deutschland das für militärische Zwecke nicht umbaufähige reine Verkehrsflugzeug nach den Gesichtspunkten: unbedingte Sicherheit, größte Bequemlichkeit für den Fluggast, angenehme Flugeigenschaften und äußerste Wirtschaftlichkeit im Betriebe.

Es bedarf keiner Erörterung, daß trotz höchster Leistung eine volle Wirtschaftlichkeit des Luftverkehrs gegenwärtig noch nicht zu erzielen ist und die Luftverkehr treibenden Unternehmungen somit auf Zuschüsse angewiesen sind. Dies war auch zu Beginn der Entwicklung der Dampfschiffahrt der Fall. In Deutschland wird nun folgendermaßen verfahren: das Reich subventioniert die großen von der Deutschen Lufthansa betriebenen internationalen Strecken; die Länder, Provinzen und Gemeinden unterstützen die sogenannten Zubringerstrecken, die die Lufthansa gemeinsam mit den örtlichen Luftverkehrsunternehmungen betreibt. Dadurch ist in Deutschland eine jeden Leerlauf des Betriebs ausschaltende Dichte des Luftverkehrsnetzes entstanden. Die Zubringerstrecken bezwecken neben ihrer Unentbehrlichkeit für den Frachtverkehr nicht nur die Aufsaugung des Stromes der Reisenden auch des flachen Landes, sondern wirken zugleich



Aufn. Rohrbach-Photoabt.

Was ein Großflugzeug auch bei mehr als zehnstündigem Fluge an Nutzlast schleppen kann, zeigen die 2000 Kilo Eisenbahnschienen und Sandsäcke, die das Rohrbach-Flugzeug »Roland« bei seinem letzten Weltrekordflug belasteten

werbend; wer nämlich einmal auf einer Zubringerstrecke geflogen ist, wird die nächste größere Reise ebenfalls nicht mit der Bahn, sondern im Flugzeug machen. Ein Blick auf das Streckennetz des deutschen Luftverkehrs mutet bereits heute wie der Anblick einer Eisenbahnkarte an. Zurzeit werden **täglich** fast sechzigtausend Kilometer von Flugzeugen der Deutschen Lufthansa zurückgelegt; dies ist der anderthalbfache Umfang des Äquators. Ein internationaler Luftverkehr ist ohne deutsche Beteiligung nicht mehr möglich, da Deutschland das Luftkreuz Europas geworden ist. Das bedeutet eine wirtschaftspolitische Machtstellung, deren Schwergewicht von einer klugen und geschickten Staatskunst wohl in die Wagschale der Geschicke geworfen werden könnte.

Deutschland gehört der »Cina« (Commission Internationale Aerienne) nicht an. Diese ist eine Vereinigung von Staaten unter ausschließlicher Führung der Ententestaaten und Vorherrschaft Frankreichs; sie sollte dazu dienen, Deutschland auf dem Umwege über angebliche Bedürfnisse des Weltluftverkehrs das Hoheitsrecht seines Luftraumes zu nehmen. Die Erreichung dieses Zieles ist einmal durch die Festigkeit des Reichsverkehrsministeriums, zweitens durch die Gründung der »Jata« verhindert worden. Die »Jata« (International Air Traffic Association) wurde seinerzeit von Sir Sefton Brancker, dem Chef der englischen zivilen Luftfahrt, als privatwirtschaftlicher Zusammenschluß der europäischen Luftverkehrsunternehmungen zu dem ausdrücklichen Zwecke gegründet, zu einer für England unentbehrlichen Zusammenarbeit mit Deutschland in den Fragen des praktischen Luftverkehrs zu kommen. Durch diese Gründung, der alle führenden Luftverkehrsunternehmungen Europas sowie je ein Vertreter der Vereinigten Staaten und Japans angehören, wurde der gordische Knoten durchschnitten, den die französische Regierung, teilweise sehr gegen den Willen ihrer eignen Luftverkehrsunternehmungen, in blindem Haß geschürzt hatte. Dieser Haß konnte selbst in Frankreich nicht die Einsicht in die Tatsache verhindern, daß Handels- und Kriegsluftfahrt voneinander so verschieden sind wie der Frachtdampfer vom schwerbewaffneten und gepanzerten Linienschiff.

Wer das Verkehrsflugzeug zur Reise benutzt, verkürzt deren Dauer auf ein Drittel bis ein Viertel der Dauer der Bahnfahrt. Diese erhebliche Verkürzung erhält ihre größte Wirkung auf den internationalen Fernstrecken dann, wenn der Luftverkehr eine Unterbrechung der Reise während der Nacht nicht mehr erfordert. Der Nachtluftverkehr selbst ist nicht eine Frage des Flugzeuges an sich, sondern eine solche luftschifferischer Instrumente und der Bodenorganisation. Beide sind heute in Deutschland so weit vervollkommnet, daß wir — als erste! — auch den nächtlichen Personen-Luftverkehr mit voller Sicherheit betreiben. Es ist jetzt beispielsweise möglich, von London über Berlin nach Moskau durchzufliegen, da in Berlin ein Schlafwagenflugzeug Anschluß an das von London über Amsterdam und Hannover kommende Tagflugzeug hat. Mit einer derartigen Tatsache ist der gesamte Weltluftverkehr in einen neuen Abschnitt seiner Entwicklung getreten. Beispiels-



Aufn. Hansa-Luftbild

Die eigenartige Motorenanordnung des Udet-Hochdeckers ergibt günstige Verteilung des Stirnwiderstandes und unbehinderte Wirkung der Luftschrauben

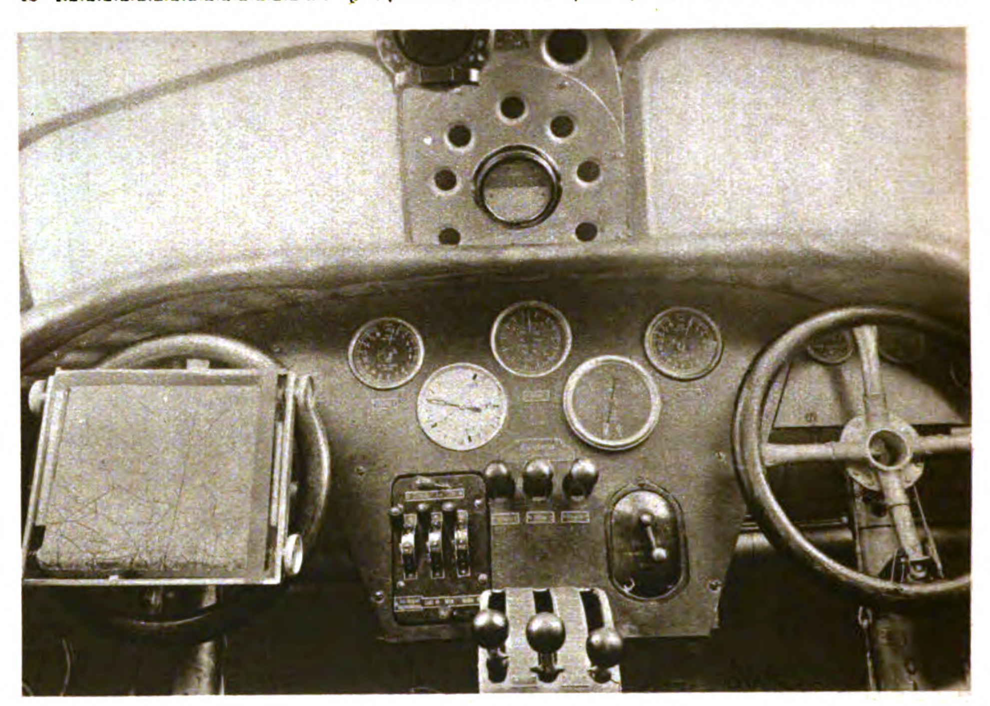
weise dauert die Bahnfahrt (mit allen Unannehmlichkeiten, wie Ruß, Staub, Stuckern und Langwierigkeit der Zollabfertigungen) von London nach Moskau mehrere Tage und bedeutet selbst bei Benutzung des Schlafwagens eine erhebliche Anstrengung, während die Luftreise von London nach Moskau nur anderthalb Tage erfordert und bei großer Bequemlichkeit noch das sehr erhebliche Schönheitsmoment der Flugreise bietet. Es bedarf keiner Erörterung, daß derartige Verkehrsleistungen ein erstklassiges Verkehrsmittel, ein hochgezüchtetes Verkehrsflugzeug, erfordern.

Mit Ausnahme der Albatros-Flugzeuge, die u. a. auch im Nachtluftverkehr verwandt werden, der Udet-Hochdecker und einiger kleiner Zubringer-Flugzeuge, wie beispielsweise Focke-Wulf und einiger Spezialflugzeuge, wie Heinckel und Caspar, sind die meisten in Deutschland verwendeten Flugzeuge nur aus Metall gebaut. Durch den Metallflugzeugbau steht Deutschland an der Spitze des Weltflugzeugbaues. Man kann diese Tatsache nicht feststellen, ohne des verstorbenen Grafen Zeppelin und seines Werkes zu gedenken, aus dem seine Jünger Dornier und Rohrbach hervorgegangen



Aufn. Lachnitt-Bremen

Vertrauen des Auslandes zum deutschen Luftverkehr: der sechseinhalb Jahre alte Schotte John Mc Intyre flog in einem Junkers-Großflugzeug der Deutschen Lufthansa ohne Begleitung von Hamburg nach London

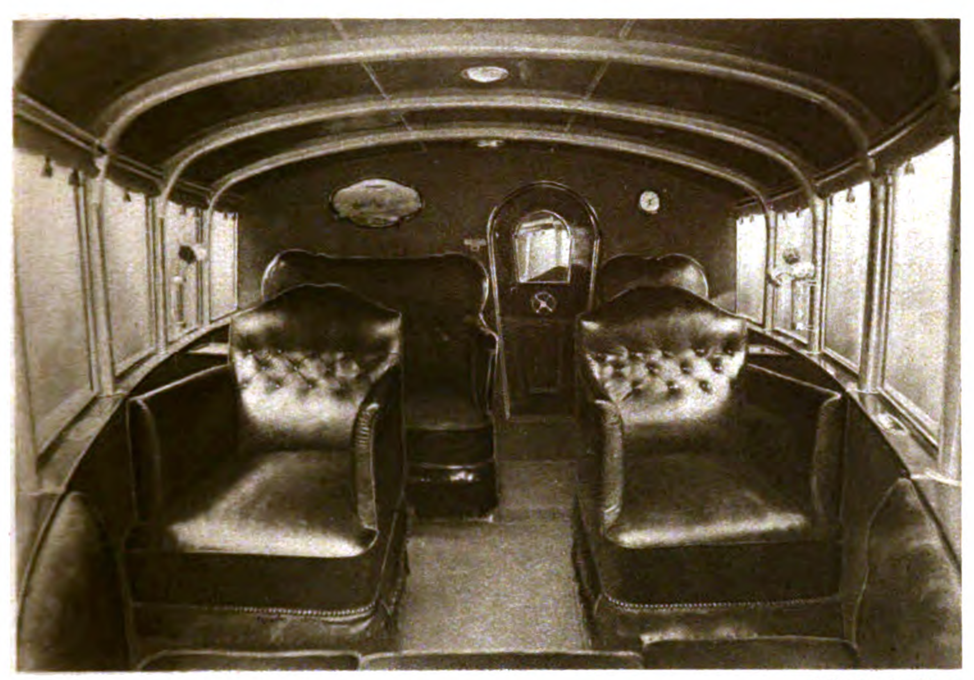


Aufn. Hansa-Luftbild

Führerstand eines Junkers-Großflugzeuges mit Doppelsteuerung, den dreifachen Gas- und Zündungshebeln für die Motoren, den Höhen- und Geschwindigkeitsmessern, den Umdrehungszählern, dem bei Nacht oder Nebel unentbehrlichen Gleichgewichtsanzeiger sowie dem Bordkompaß. Alle Instrumente sind für beide Flugzeugführer übersichtlich auf einem Schaltbrett angeordnet

sind. In gleicher Weise wegweisend war Professor Junkers, der für das Flugzeug das Wellblechsystem erfand und verwendete und zugleich einer der Hauptanreger jener streng wissenschaftlichen Konstruktionsarbeit im Flugzeugbau war, die man uns ebenso wenig nachmachen kann wie die sehr wichtigen Werkstatterfahrungen, die uns auf Jahre hinaus den Vorsprung im Metallflugzeugbau sichern. Das moderne Metallflugzeug hat vor allen andern Konstruktionsarten Vorteile, deren Erlangung beim Holzflugzeug leistunghemmende Konstruktionsrücksichten erfordert, nämlich: Feuersicherheit, unbedingte Zuverlässigkeit des Konstruktionsmaterials, fast unbegrenzte Lebensdauer und Unabhängigkeit von der Hallenunterbringung. Zudem hat das Metall (fast durchgängig Duralumin) den wesentlichen Vorteil, daß es sich nicht »verzieht«; es treten also Formveränderungen weder am Rumpf noch an den Tragflächen ein, weshalb die Flugeigenschaften und Flugleistungen auch nach großer Dauer des Betriebes nicht sinken, sondern unverändert bleiben. Dies ist für die Wirtschaftlichkeit eines Luftverkehrsunternehmens von der gleichen Wichtigkeit wie die Vereinfachung und Verbilligung von Reparaturen, wie sie der Metallflugzeugbau mit sich bringt. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß Junkers, Dornier und Rohrbach alle für den Luftverkehr in Frage kommenden Weltrekorde für Land- und Seeflugzeuge in Dauer, Tragfähigkeit und Geschwindigkeit halten.

Wenn man die Leistungen der Vorkriegsflugzeuge und der heutigen Verkehrsflugzeuge nur ganz oberflächlich miteinander vergleicht, erkennt man sofort die ungeheure Entwicklung, die der Flugzeugbau im letzten Jahrzehnt gehabt hat. Wog vor dem Kriege das Flugzeug ein Vielfaches dessen, was es an Nutzlast aufnehmen konnte, so schleppt das zeitgemäße Verkehrsflugzeug nahezu ebenso viel Last wie es selbst wiegt. Flog man früher mit Stolz eine Geschwindigkeit von 100 Kilometer in der Stunde, so wird heute vom neueingestellten Verkehrsflugzeug die doppelte Stundengeschwindigkeit, also 200 Kilometer-Stunden, verlangt und geleistet. Während vor dem Kriege bei der geringeren Geschwindigkeit für jedes Kilo Nutzlast ein Kraftaufwand von etwa einer Pferdestärke erforderlich war, wird im modernen Handelsflugzeug bei doppelter Geschwindigkeit jede Pferdestärke mit bis zu 10 Kilo Tragleistung belastet. Erschien früher eine Tragflächenbelastung von 40 Kilo je Quadratmeter Fläche erheblich, so erreichen wir heute (Rohrbach mit seinem Hochsee-Flugboote »Rocco« bei einer



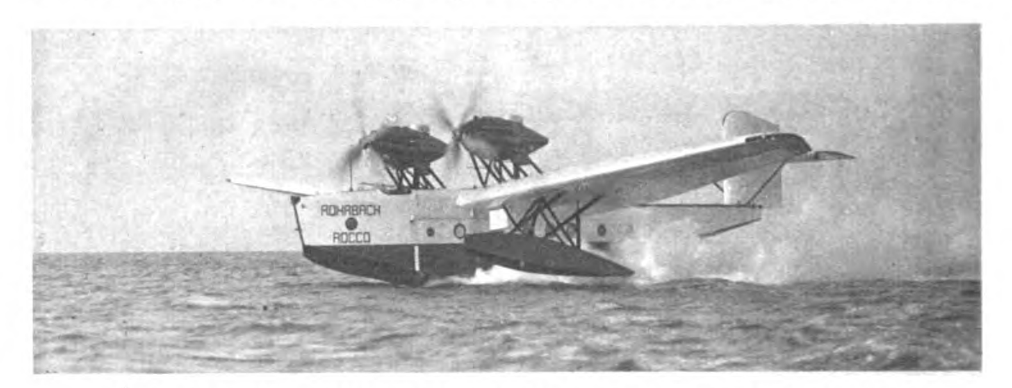
Aufn. Dornier-Bildabt.

So geräumig und bequem ist der Fluggastraum des Dornier-Verkehrsflugbootes »Wal«

Stundengeschwindigkeit von fast 230 Kilometer!) eine Tragflächenbelastung von 102 Kilo je Quadratmeter Fläche! Was dies bei den Maßen unsrer Großflugzeuge an zweckmäßiger Ver-



Inneres des kleinen Dornier-Flugbootes »Libelle«



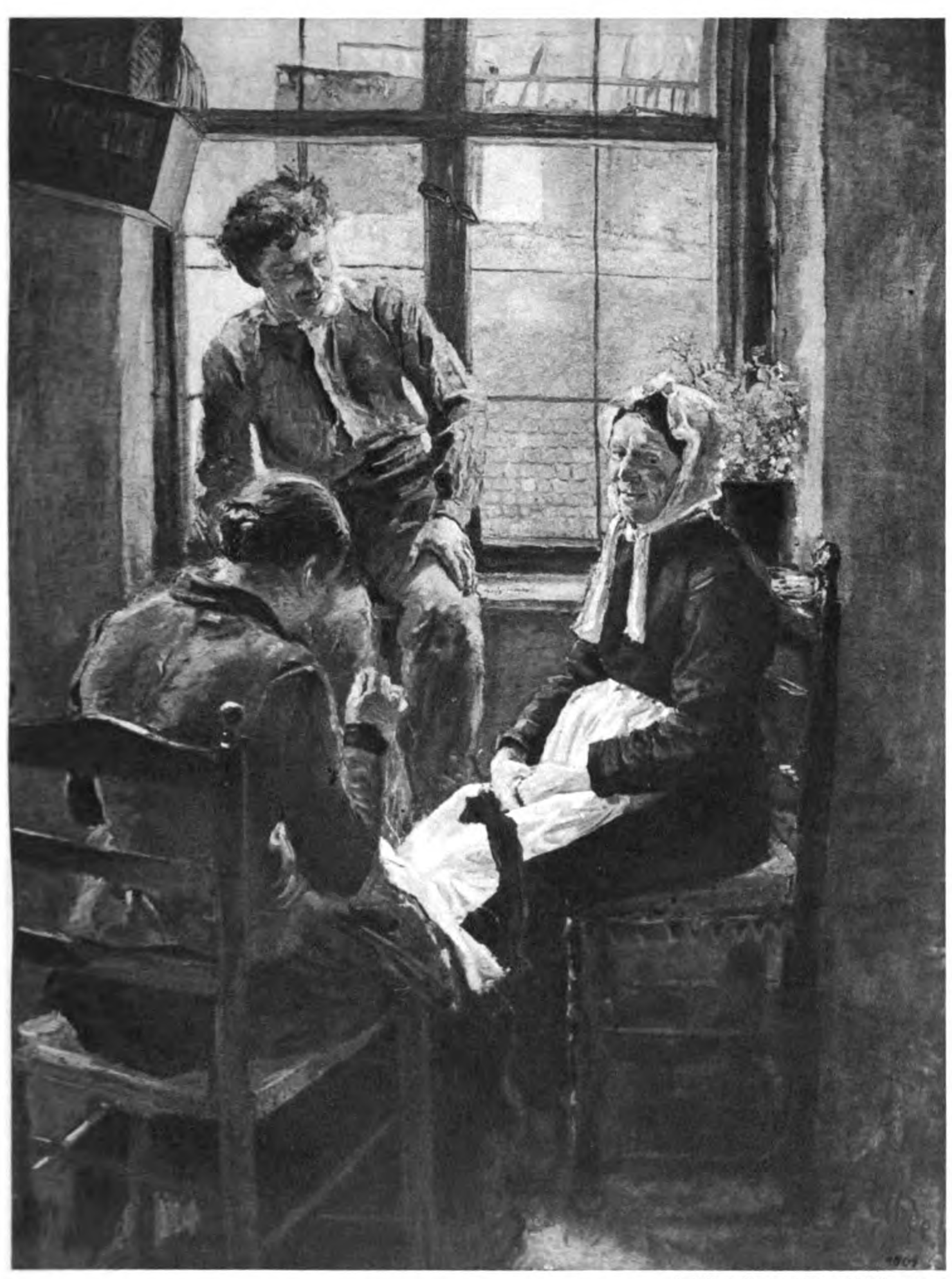
Das Rohrbach-Hochseeflugboot »Rocco« startet auf See; sein Rumpf hat die Größe eines Torpedobootes

ringerung der Spannweite und Verbesserung der Unterbringungsmöglichkeit in Hallen usw. bedeutet, liegt auf der Hand. Sehr bald ist man auch in Deutschland zu der Erkenntnis gelangt, daß die Sicherheit des Luftverkehrs auf großen Strecken, namentlich beim Fehlen von Zwischenlandungsplätzen, die Verwendung mehrerer Motoren auch da ratsam erscheinen läßt, wo die zum Fluge erforderliche Zahl von Pferdestärken sich auch mit einem einzigen Motor erreichen ließe. Man verlangt heute, daß ein neu in Dienst gestelltes Flugzeug eine Motorenanlage hat, die bei Ausfall eines Teiles der Motoren den Weiterflug ohne wesentlichen Leistungsverlust gestattet.

Eine derartige Voraussetzung ist doppelt notwendig für Landflugzeuge, die größere Wasserstrecken überqueren müssen, für Flugboote oder Wasserflugzeuge mit Schwimmergestell auch dann, wenn sie Meeresteile in größerer Ausdehnung zu überfliegen haben. Zwar ist die Ozeanüberquerung, die zum erstenmal im Jahre 1919 einem britischen Heeresflugzeug gelang, auch mit einmotorigen Flugzeugen in einer Flugrichtung geglückt. Jedoch sind derlei Flüge lediglich anerkennenswerte Sportleistungen, denen für die Entwicklung eines regelmäßigen Luftverkehrs jede noch so geringe praktische Bedeutung fehlt. Es ist nur zu begrüßen, daß man sich von deutscher Seite nicht an derartigen Unternehmungen beteiligt hat. Die Überquerung des Ozeans durch ein Zeppelin-Luftschiff war — ganz abgesehen davon, daß es sich hierbei um ein Luftschiff und nicht um ein Flugzeug handelte — mehr als eine sportliche Leistung und erbrachte den Beweis, daß über die Frage eines regelmäßigen transozeanischen Verkehrs mit Luftschiffen Erörterungen nicht mehr notwendig sind. Für das Transozeanflugzeug, zu dessen Konstruktion der Dornier-Wal und sein größerer Bruder, der ebenfalls als Flugboot gebaute Dornier-Superwal, sowie das bereits erwähnte Rohrbach-Hochseeflugboot »Rocco« gewissermaßen Versuchstypen von höchster praktischer Verwendbarkeit darstellen, ist nach Lage der Dinge nur ein schnelles, sehr tragfähiges und mehrmotoriges Hochseeflugboot in Metallbauart denkbar.

Man bezeichnet die Luftschicht bis zu zehntausend Meter Höhe mit dem Namen Troposphäre. Mit wachsender Höhe nimmt die Dichtigkeit der Luft in gleicher Weise wie ihre Temperatur und ihr Wasserstoffgehalt ab. Bei zehntausend Meter Höhe beginnt die sogenannte »Stratosphäre«, in der bei fehlender Wolkenbildung nur ganz regelmäßige und schwache Luftbewegungen herrschen. Die geringe Luftdichte würde bei Verwendung eines entsprechenden Höhenmotors, der noch zu schaffen wäre, sowie bei der ebenfalls noch nicht erreichten Verstellbarkeit der Luftschraube die Erhöhung der zurzeit mit unsern Verkehrsflugzeugen erreichten Reisegeschwindigkeiten auf mindestens vier- bis fünfhundert Kilometer in der Stunde innerhalb dieser Luftschichten gestatten. Natürlich müßten die Räume für die Führer und Fluggäste luftdicht gemacht werden, was aber keine Schwierigkeiten bietet. Heizung haben wir in unsern Verkehrsflugzeugen ohnedies.

Es ist in letzter Zeit viel über das zukünftige Stratosphärenflugzeug geschrieben und gesprochen worden. Doch ist dies nur das geahnte Endziel einer Entwicklung, die Schritt für Schritt auf dem Boden nüchterner Wirklichkeit vor sich gehen muß. Vorläufig können wir uns mit der Forderung einer Gipfelhöhe von fünftausend Meter begnügen, die bei Außerachtlassung von künstlicher Sauerstoffzufuhr stets das Aufsuchen der für den Reiseflug geeigneten Luftschicht gestattet. Auch in der Formgebung sind wir, wie die immer wachsenden Leistungen beweisen, in Deutschland auf dem richtigen Wege. Für uns ist die Frage eines regelmäßigen Luftverkehrs über den Ozean technisch wie organisatorisch durchaus lösbar und lediglich eine Geldfrage. Das sollte uns genügen.



Tiefdruck von Georg Westermann

Fritz von Uhde: Die Unterhaltung

Aus der Galerie Karl Haberstock i. Berlin / Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart



Verklärung

Novelle von Heinrich Lilienfein

»Wenn es nur man stimmt?« meinte der Postbote ungewiß und rückte die Mütze auf dem Kopf hin und her.

Die, die ihm in der Flurtür gegenüberstand, hielt das zusammengefaltete Telegramm zwischen den langen, schmalen Fingern wie etwas Fremdes und Störendes, mit dem sie nichts zu schaffen haben mochte. Ihre grauen Augen, die groß und von starken, dunklen Brauen überzeichnet im ernsthaften Gesicht standen, verloren sich ins Weite, und ihr Mund zuckte ungeduldig.

»Weil doch die Adresse ‚Hansen' heißt, und Sie heißen ‚Meiners',« fuhr der Mann mit der Mütze überlegend fort.

»Helga Hansen-Meiners,« sagte sie, ihre tiefe Stimme dämpfend. »Ich heiße mich Helga Meiners. Und Hansen —« Sie brach ab. Ihre Lippen schlossen sich beinahe heftig, als hätten sie sich einer überflüssigen, unangebrachten Mitteilsamkeit schuldig gemacht. Sie bot ihm die Depesche hin, als wäre sie nur allzu bereit, ihren Anspruch aufzugeben.

»Es wird schon richtig sein! Lassen Sie nur!« erklärte der Postbote mit plötzlichem Entgegenkommen. Offenbar wollte er nun doch nicht umsonst die drei Treppen bis unter das Dach heraufgestiegen sein.

Erst als sie seine plumpen Schritte schon auf den Steinfliesen des Hausgangs hörte, trat Helga Meiners in ihren Flur zurück, klappte die Tür hinter sich zu und ging wieder in ihr Atelier. Der weite, längliche Raum mit seinem gewölbten Glasdach und der breiten Scheibenwand war noch taghell. Der große Photographenapparat auf seinen hohen Beinen, überdeckt von einem schwarzen Tuch, drohte fast gespenstisch aus dieser Helle hervor; aber schwere, geschweifte Lehnsessel, Armstühle und Hocker, gute Teppiche, Bildnisaufnahmen an den mit lichtgelbem Rupfen bespannten Innenwänden, frische Blumen auf Tisch und Tischchen nahmen in ihrer geschmackvollen Unordnung dem Atelier die Steifheit des üblichen Photographengelasses.

Im Eintreten legte sie das verschlossene Telegramm auf die bauchige, messingbeschlagene Kommode links von der Tür. Wie um es gleich zu vergessen; um zu glauben, es wäre gar nicht da, wandte sie sich fort. Ihre Besuchsstunden waren für heute vorüber. Schon vorhin, ehe sie herausgeklingelt wurde, hatte sie in der Dunkelkammer gearbeitet und wollte dorthin zurückkehren. Aber im Kopf, in den Gliedern lag ihr eine lähmende Schwere; daran waren wohl die ersten warmen Sommertage nach dem unerbittlich eisigen Frühjahr schuld. Die paar Aufnahmen, die sie noch in den Kassetten hatte, konnte sie ebensogut später entwickeln. Also setzte sie sich ans Fenster; sie strich sich zerstreut über die Stirn und die kirschbraunen, glattgescheitelten Haare, die rückwärts in einem üppigen Knoten auf dem Nacken lasteten, und starrte hinaus: bei sichtigem Wetter, wie heute, konnte man von ihrem Dachstock zwischen den Dächern durch einen Streifen See erhaschen; er funkte in der Sonne, und eine ferne, grüne Landzunge sprang leuchtend vor. Nach Feierabend, aber auch mit einem raschen Ausblick während der Arbeit mochte sie gern ihre Augen dorthin schicken: in dem bescheidenen Stückchen Meer und Landschaft meinte sie dann einen Zipfel der Unendlichkeit zu erfassen, und ihre Seele ruhte sich darin aus. Jetzt freilich lag es trotz der klaren Sicht wie Nebel vor ihren Augen.

Warum wußte sie gleich, von wem allein das Telegramm dort, in ihrem Rücken auf der Kommode, kommen konnte? Wenn nicht viele — es gab andre Möglichkeiten als diese eine, andre Absender. Auch daß ihr Frauenname, den sie abgelegt, auf der Adresse genannt war — der Name, unter dem sie hier kaum jemand kannte —, bewies nichts: es gab auswärtige Bekannte oder Verwandte, die sie vielleicht unter diesem Namen suchten ... Nein! Seit dem Augenblick, da sie den Boten mit dem Telegramm vor der Tür stehen sah; ehe sie die Adresse gelesen hatte, wußte sie mit übernatürlicher Sicherheit: es war von ihm ... Darum hätte sie es am liebsten in der Hand des Postboten gelassen. Darum heuchelte sie Gleichgültigkeit, wollte es gar nicht aufmachen, vergessen ...

Seit drei Jahren war sie von Onno Hansen geschieden, seit mehr als vier von ihm getrennt. Oh — sie kannte die dringenden Botschaften, die Eilbriefe und Telegramme, mit denen er sie anfiel! Schon früher, vor der endgültigen Trennung, wenn sie, der Qual des blutenden Aneinandergekettetseins müde, von ihm geflohen war, griff er nach

ihr über alle Räume weg mit der Macht seiner betörenden, schimmernden Worte. Auch nach dem Bruch, während und nach der Scheidung bestürmte er sie noch so. Erst seit zwei Jahren ließ er sie ohne diese plötzlichen, leidenschaftlichen Anrufungen. Er war es wohl endlich müde geworden, an ihre Schwachheit zu glauben, und überließ sie deshalb der Ruhe, in der sie, langsam genug, von den Wunden genas, die er ihr geschlagen hatte ...

Sie war genesen. Ihm zum Trotz. In dieser abgelegenen, halb verschollenen Stadt an der See hatte sie sich ein selbständiges Dasein erkämpft, das ihr ermöglichte, auf die ihr gerichtlich zugesprochene Unterstützung von seiner Seite zu verzichten. Ihr Atelier für künstlerische Bildnisaufnahmen, das sie nach ein paar Lehrmonaten bei einem ersten Berliner Meister einrichtete, war — erst von tausend Widerwärtigkeiten und Ränken umdroht — überraschend schnell zu Ansehen und Erfolg gelangt. Außerhalb ihres Berufes mied sie den Umgang mit Menschen so gut wie ganz. Nur die Arbeit, der Stolz, nur dies beharrliche Vorwärtsschreiten, für das es kein Zurück- und Zur-Seite-schauen gab, hielt sie aufrecht. Nun sie auf festem Boden war, in ihrer selbst eroberten, nur ihr gehörigen Welt, sollte niemand sie stören! Auch er nicht! Er zuletzt ...

Beinahe mitleidig lief es um ihre fest zusammengebogenen Lippen. Wie war es nur möglich, daß er noch einmal auf seine an ihr längst verlorene Kraft baute und zu ihr herrief? Seine Botschaft würde ungeöffnet und ungelesen zu den früheren wandern, die im Winkel der Kommodenschublade beieinanderlagen — gleich, sofort!

Helga stand auf und ging nach der Kommode. Sekundenlang wog sie das zusammengefaltete Papier auf der Hand. Dann drehte sie den Schlüssel und zog die Schublade. Und stutzte doch. Ein unerklärlicher Zwang hielt das Telegramm in ihren Fingern fest. Unter diesem Zwang, der sie leise erschauern machte, riß sie plötzlich ohne Überlegung das verklebte Blatt auf und las die maschinengeschriebenen Worte: »Onno Hansen gestorben. Einäscherung Mittwoch 15 Uhr.«

Sie mußte zwei-, dreimal lesen, ehe der Sinn dessen, was sie da las, ganz in sie einging. Ihr Gesicht war blaß geworden, und sie suchte am Türrahmen eine Stütze. Also nicht der Lebende — der Tote rief sie diesmal an, dies letztemal ... Ein erstes, fernes Schmerzgefühl — wohl dem ähnlich, das manchmal aus dem früheren Bereich eines längst verlorenen Körpergliedes aufklingen soll — wurde schnell von dem stärkeren der Befreiung überholt. In ihr befreites Aufatmen mischte sich dunkel, dann bewußt und bis fast zur Freude anschwellend, die Genugtuung ... Sie tastete sich, einer Trunkenen gleich, zurück ans Fenster, stieß eine Scheibe auf: seeher, über die Dächer blies durch den warmen Juniabend ein straffer, frischer Wind, umstrich ihr Gesicht und zauste in ihren Haaren.

Sie brauchte sich des ungestümen, beinahe frohen Gefühls nicht zu schämen, wahrhaftig nicht! ... Was hatte sie durch diesen Mann gelitten! ...

Übermächtig toste die Erinnerung gegen sie, während sie, wie auf wilder Segelfahrt, sich vom Wind anfegen ließ. Da war wieder das erste Sichfinden, das damals in München, auf einem Künstlerfest, ihn und sie zusammenriß — ein Orkan, der die Wipfel zweier junger Bäume ineinanderwühlt. Über Nacht war ihr das Königreich seiner Liebe in den Schoß gefallen: er, der schon weitbekannte Dichter, umworben und umneidet, hob die unbedeutende, mäßig begabte Malerin an seine Seite. Kurze Wonnen kaum eines flüchtigen Jahres, in dem sie ohne Besinnung schenkte, was in und an ihr war, und mit ihrem Glück das seine ganz und für immer zu erfüllen glaubte. Dann das Aufschrecken, das Wachwerden, die augenbeizende Helle der Wirklichkeit. Bald nach der Hochzeit hatte er ihr einmal mit seinem Lachen eines großen Jungen erklärt: »Dichter sind Menschenfresser. Für ihre Seele, für ihre Sinne brauchen sie Nahrung — immer neue, immer andre, ohne Ende und Maß. So will's ihre unersättliche Herrin, die Kunst!« Sie hatte verwundert den Kopf geschüttelt und mit ihm gelacht. Sie sollte grausam verstehen, wie ernst er scherzte! Der dämonische Erlebnishunger, der in ihm war, seine unbändige Gier nach Wechsel und Wandlung in sich und außer sich fanden ja auch an ihr kein Genügen. Jedes Werk, das er schuf, wurde eine neue Station ihres Leids. Zögernd noch erst, bald in immer hastigerer Folge verflocht er sich in immer andre, immer kühnere Verwicklungen des

Herzens und der Sinne. Nicht einmal, daß er sie hinterging: er beichtete ihr, was er lebte; er bekannte ihr — oft mit der drolligen Miene eines straffälligen Buben, oft unter Tränen — die Wagnisse, die Irrungen, die Triumphe, die Enttäuschungen und Lösungen seiner leidenschaftlichen Verstrickungen. Sie sollte begreifend verzeihen; noch mehr: wie eine gütige Freundin, eine wissende Schwester sollte sie mit ihm lesen in den heißen, abgründigen Blättern seiner Erlebnisse, die zu Blättern seiner Bücher wurden. Und sie sollte glauben, wieder und wieder glauben, was er ihr zwischenhinein mit flehender Inbrunst, mit naiver Treuherzigkeit versicherte: daß er doch nur sie brauchte; daß ihr die verborgenste und tiefste Sehnsucht seines Wesens gehöre ... Sie versuchte es. Einmal und noch einmal. Von vornherein lehnte sich ihre gerade, einfache Natur auf gegen das, was er ihr zumutete und antat, aber ihre Liebe — wie alle echte weibliche Liebe unerschöpflich in Hoffnung und Opfer — lehrte sie dulden. Bis diese Liebe und ihr Selbsterhaltungsgefühl, ihre Würde als Frau die Erniedrigung nicht mehr ertrug; bis am Grund dieser Liebe der Haß aufstand ...

Draußen schrillte wieder die Flurklingel.

Helga war so verfangen in ihr quälerisches Erinnern, daß ihre aufgeregte Einbildungskraft alles auf ihn bezog. Widerrief er vielleicht seinen Tod durch eine zweite Depesche? Kam er am Ende selbst, stand jäh in der Tür? — Sie schalt sich wegen ihres grotesken Einfalls und zitterte doch ... So wahnwitzig der Gedanke war — was war ihm nicht zuzutrauen? Hatte er sie nicht einst, als sie nach einer furchtbaren Auseinandersetzung fortgereist war, mit der Nachricht seiner tödlichen Erkrankung zurückgejagt, und empfing sie gesund und — lachend, weil ihm seine List gelungen war?

All ihre Vernünftigkeit zusammenraffend, ging sie in den Flur. Auf dem Boden, vor der äußeren Tür lag die Zeitung. Die Austrägerin hatte sie durch den Briefschlitz gesteckt und dabei geklingelt wie an jedem Abend ...

Mechanisch hob sie die Zeitung auf. Im Bücken fiel ihr ein: Onno Hansen war ja nicht der nächste beste; wenn er gestorben war, flog die Kunde durch alle Blätter, auch bis in ihre verschollene Stadt an der See.

Wieder im Atelier, durchlief sie fiebrig das »Tageblatt«. Richtig: auf der dritten Seite, unter dem Strich, sprang es ihr entgegen: sein Name mit einem Kreuz dahinter, und ein Nachruf von einer Spalte. Die Zeilen mußten aus einer größeren Zeitung übernommen sein, denn sie umschrieben mit kundiger, kluger Knappheit den Dichter, sein Leben und Schaffen. »Wie man über seine einzelnen Werke urteilen mag,« hieß es am Schluß, »er war eine dichterische Persönlichkeit von eigner Prägung, von hohem Format. Er verströmte sein Herzblut, ohne Schonung gegen sich, in den Gestalten, die ihn überleben werden. Zu früh hat eine kurze, tückische Krankheit seine ungebärdige Kraft gebrochen. Oder war seine Sendung erfüllt? Hatte die Flamme im Vollenden sich aufgezehrt? War er ein Glückskind im Tode wie im Leben und Schaffen? Wie immer: wir betrauern einen Starken im Reiche der Kunst ...«

Noch einmal liefen Helgas Augen zurück. Wie hieß das? »Er verströmte sein Herzblut, ohne Schonung gegen sich ...« Sie zerknitterte das Blatt, warf es von sich. Sie wußte es besser! Nicht sein — der andern, ihr Herzblut hatte Onno Hansen verströmt! Ohne Schonung — nicht gegen sich, gegen sie! ... Wie sie logen, die billigen Lobredner! Noch über den Tod hinaus seine Schwäche, seine Jämmerlichkeit in Stärke und Ruhm umlogen! ... Brennend und rot schoß der Haß in ihr auf und umlohte sie wie eine Wolke, daß sie schwankte und sich in den nächsten Sessel fallen ließ, die Hände vors Gesicht werfend ...

Aber er war ja tot. Onno Hansen war wirklich tot. Als sie aufblickte, stand im Atelier und blasser noch vor den Scheiben die Dämmerung, in der der Tod geisterte. Der ferne, feine Schmerz wollte sich wieder rühren, den ein längst von ihr abgelöstes Glied ihres Körpers vortäuschte ... Wer will einen Toten hassen?

Kühle Besonnenheit rieselte durch sie hin. Sie nahm das Telegramm wieder zur Hand. Jetzt erst bemerkte sie, daß das Datum auf den vorgestrigen Tag lautete. Es mußte sich auf unerklärliche Weise verspätet haben, mußte umhergeirrt sein, ehe es sie fand. Aus einer südwestdeutschen Industriestadt kam es, die sie nur dem Namen nach kannte. Eine Unterschrift fehlte. Hatte er selbst

noch die Absendung verfügt? »Einäscherung Mittwoch 15 Uhr« — Mittwoch, das war ja morgen ...

Wie dunkel es geworden war! Helga schaltete die große Deckenlampe ein. Grell schossen die weißen elektrischen Strahlen in den weiten Raum. Morgen? Was ging es sie an? Während sie es dachte, gestand sie sich, daß sie nicht wirklich so dachte. Es war unmöglich, daß sie dies Morgen hier, in ihren Wänden durchlebte, als wäre nichts geschehen; daß sie Aufnahmen machte, fremde Menschen um sich litt, während irgendwo Onno Hansens Leib im Feuer verging. Sie mußte fort. Sie mußte — wohin, wußte sie nicht — aber fort mußte sie. Mit einem Schnellzug in die Nacht, ins Unbekannte hineinbrausen ...

Sie ging in ihr kleines Schlafzimmer hinüber, das neben dem Atelier lag, und machte auch dort Licht. Was wollte sie hier? Etwa schlafen? Es war längst noch nicht Schlafenszeit und war ja auch ganz unmöglich, daß sie in dieser Nacht schlief wie sonst ... Ja, sie mußte fort ... In leerer, nervöser Eilfertigkeit riß sie einen Koffer herbei und legte das Notwendigste für eine Reise hinein.

Als sie fertig war, sah sie auf die Uhr. Neun Uhr vorüber. Gegen zehn fuhr der Schnellzug nach Süden. Aber das war ja derselbe, der sie dorthin führte, wo er war! In ratloser Benommenheit drückte sie die Hände gegen die Schläfen, gegen die Brust. Wollte sie etwa nicht von Anfang an dorthin und nur dorthin fahren? Also gelang dem Toten, was dem Lebendigen nie und nimmer wieder gelungen wäre: daß er sie wider ihren Willen zu sich rief? ... So war es nicht. So nicht! Es war kein Vergessen und Verzeihen, kein Mitleid in ihr, das sie weich gemacht hätte. Aber sie mußte dabeisein. Während sie ihn mit klingenden Phrasen verherrlichten, den »Starken im Reiche der Kunst« und »das Glückskind« priesen, würde sie unerkannt abseits stehen — als Wissende, als Einzige, die ihn kannte, wie er gewesen war. Das war sie sich schuldig. Diese letzte Begegnung mit einem Toten — sie hatte sie nicht zu scheuen ...

Sie schrieb noch einen Zettel »Auf zwei Tage verreist« und heftete ihn für ihre Gehilfin — ein junges Mädchen, das bei ihr lernte — vor die Flurtür, ehe sie mit ihrer Handtasche die schlecht erleuchtete Treppe hinunterstieg und durch die schon still gewordene Stadt nach dem Bahnhof eilte.

Die große Friedhofskapelle faßte die Menschen nicht, die zu Onno Hansens Bestattung gekommen waren. Bis in die Wartehalle hinein standen die Trauergäste. Dort hatte auch Helga Meiners sich neben einen der kahlen steinernen Pfeiler gestellt. Über die Köpfe derer weg, die sich in der aufgesperrten Tür drängten, sah sie den erhöhten, blumenüberschütteten Sarg.

Kurz vor Mittag war ihr Zug angekommen. Übermüdet von der langen Reise, hatte sie sich im Hotel für eine halbe Stunde niedergelegt. Sie erwachte erst zehn Minuten vor drei Uhr, und ein Auto brachte sie in sausender Fahrt zum entlegenen Friedhof. Die letzten Töne eines mehrstimmigen Gesanges verschwebten gerade, als sie eintrat. Jetzt sprach in der Kapelle eine Stimme so laut und schallend, daß die Worte vom Widerhall verschlungen wurden.

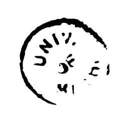
Sie hörte ohnedem nicht zu.

Zusammenhanglos liefen ihr die Gedanken durch den schweren, dumpfen Kopf — eine peinigende Jagd von Beobachtungen, von Einfällen, von Fragen ohne Antwort. Merkwürdig — all die Menschen in ihren steifen, schwarzen Kleidern, mit ihren gemacht ernsthaften Mienen, die die Neugier und Langeweile nur schlecht versteckten. Nicht ein einziges ihr bekanntes Gesicht war ihr bisher begegnet. Sie allein trug ihr einfaches, graues Reisekostüm — gerade sie, die berechtigt war, seinen Namen zu führen. Wie war er nur in diese fremde Fabrikstadt gekommen? Wohnte er schon länger hier? Verschlug ihn nur eine seiner ziellosen Stimmungs- und Entdeckerfahrten hierher — eine Laune, ein Abenteuer, das Studium einer bestimmten Gegend oder eines unerforschten Milieus? Was wußte sie von ihm, seit sie sich von ihm losgesagt hatte! Vielleicht hatte er sich wieder verheiratet. Vielleicht saß eine Frau, die auch seinen Namen tragen durfte, dort in der ersten Reihe vor dem Katafalk. Vielleicht waren die festlichen Nelken, die so rot aus den Lilien und Tulpen und gelben Rosen hervorglühten, von ihr ...

Unwillkürlich hob sie sich einen Augenblick auf die Fußspitzen, um nach vorn zu spähen. Sie fand niemand, auf den ihre Vermutung



Gustav Siegel: Wildenthal zur Frühlingszeit



paßte. Dafür entdeckte sie die Köpfe zweier Schriftsteller, die einst in ihrem Hause viel verkehrt hatten. Schnell tauchte sie zurück. Wenn es auch jene Frau gab — was ging es sie an? Auch der hatte er nicht mehr gehört als ihr! Jede war ihm nur ein vergängliches Erlebnis für seine menschenverschlingende, unersättliche Phantasie gewesen.

Eine junge, helle Stimme sprach nun, die klar zu ihr herdrang, ob sie wollte oder nicht. Die Begeisterung, die die Stimme hob, die Ergriffenheit, die sie senkte, waren echt. Die junge Stimme feierte den Dichter und forschte nach dem Menschen, in dem dies Dichtertum wurzelte, um zu bekennen: »Ein Einsamer ist er gewesen. Man hat ihn ein Glückskind genannt.« Zum erstenmal spürte Helga ein leises Zittern, vibrierte eine Saite in ihr. »Gewiß — Onno Hansen hat viel Liebe empfangen. Aber wer darf sagen, er habe ihn ganz gekannt?« Sie — sie durfte so sagen! »Ich glaube, nie wohnt höchste Künstlerschaft in einem Glückskind. Mit Schmerzen, mit einer Sehnsucht, die ohne Stillung bleibt in noch so leidenschaftlicher Beglückung, bezahlt der Schaffende seinen Kranz!« ... Eitel Phrase! Lüge! Lüge! bäumte es sich in Helga auf. Sie hätte sich durchdrängen, vorstürzen, über die Trauerversammlung hinschreien mögen: Ich habe mit Schmerzen bezahlt! Ich, und nicht er! Ich zu allermeist! — so heiß und bitter schwoll es in ihr. »Ein Einsamer hat er gelebt. Ein Einsamer ist er gestorben!« hörte sie noch. Sie hob die Hände, bedeckte sich die Ohren. Um fort, ins Freie zu kommen, machte sie einen Schritt auf den Fliesen; aber so behutsam sie auftrat — der Schritt hallte, die Menschen in der Tür zur Kapelle schauten strafend her. Sie mußte aushalten.

Ein Geistlicher sprach ein kurzes Gebet — so gedämpft, daß ihr das Zuhören erspart blieb. Klänge folgten, wühlende, wuchtende Klänge eines Orchesters: die Trauermusik zu Siegfrieds Tod aus der »Götterdämmerung« spielten sie — das einzige, was er von Wagner gelten ließ. Sie blieb ungerührt. Sie starrte auf den blumenüberschütteten Sarg. Was war das? Während die Töne ermatteten, sanken die Blumen ein, sanken mit dem Sarg unaufhaltsam in die Tiefe. Der Haß in ihr sank gleichzeitig zusammen, während sie so starrte, bis die dunklen Falltore über Blumen und Sarg sich zuschlossen ... Onno Hansen ging durch die Flammen in eine unbekannte Ferne, für immer ... Hatte doch vielleicht auch sie ihn nicht ganz gekannt? War er wirklich ein Einsamer gewesen? ... Fragen, huschend wie Schattenschwingen; Fragen ohne Antwort und Sinn. Gleichgültig wie all das Vergangene, das mit ihm ging, ohne daß ihre Augen zuckten, ohne daß sie etwas andres empfand als die fremden Menschen umher: einen Schauer der Ehrfurcht vor jener unbekannten Ferne ...

Gern wäre sie entkommen, ohne in das Gedränge der heimkehrenden Trauergäste zu geraten. Sie eilte aus der trübseligen Wartehalle. Das Sonnenlicht über dem weiten Gräberfeld stürzte ihr blendend entgegen. So sehr sie dem Tor zustrebte — sie konnte nicht verhüten, daß andre sie einholten, daß sie vom Strom der schwarzgekleideten Menschen eingefangen war. Alle, die da vor und hinter ihr schritten, sprachen von Onno Hansen — manche in öder Gelassenheit, manche breit und wichtig, wie man von einem Manne spricht, über den man allerhand gehört und gelesen hat.

»Haben Sie ihn denn persönlich gekannt?« hörte sie hinter sich jemand seinen Nachbar fragen.

»Aber natürlich! Das heißt, vom Sehen!« lautete die eifrige Antwort. »Hat ja in der Kuhnertstraße, drei Schritt von uns, gewohnt!«

»In der Kuhnertstraße? Was Sie nicht sagen!«

»Gegenüber der Anselmus-Drogerie, in dem roten Eckhaus, wissen Sie ... Fast jeden Tag sah ich ihn. Ein richtiger nordischer Hüne, wissen Sie! Und in drei Tagen lebendig und tot ... Man sagt —«

Entsetzt bog Helga in einen Seitenweg ein. Sie verirrte sich in den Gräberreihen. Endlich stieß sie auf einen Nebenausgang. Durch eine Allee und eine kaum bebaute Straße, die sich zwischen Bretterzäunen und kärglichen Vorstadtgärten hinzog, erreichte sie wieder die Stadt.

Was nun noch? Unschlüssig verlangsamte sie ihren Schritt. Spät am Abend konnte sie mit einem Schnellzug die Rückreise antreten. Aber ihr graute vor der Gewaltfahrt; noch einmal vierzehn Stunden Bahnfahrt, zusammen achtundzwanzig in noch nicht zwei

Tagen — wie sollte sie das aushalten? Wenn sie erst am Morgen fuhr — ihr graute vor der fremden Stadt, vor der schlaflosen Nacht in einem Hotelbett ... Ratlos, ohne Ziel schlenderte sie weiter, betrachtete eine Ladenauslage, ohne etwas zu sehen; ließ sich vom Getriebe geschäftiger Menschen tragen. Zuweilen sah sie durch eine Häuserlücke oder fern am Ende einer Straße, hinter himmelragenden Essen, friedliche Steigen am Berghang, besonnte Waldzüge. Wenn sie hinaus, dort hinauf hätte gelangen können! Aber sie war ja zu müde und entschlußlos, scheute sich vor der Einsamkeit draußen wie vor dem Gewühl der Menschen.

In der Kuhnertstraße, gegenüber der Anselmus-Drogerie, lag es ihr noch im Ohr. Es war ja einerlei, wo sie sich herumtrieb. Warum sollte sie nicht nach der Kuhnertstraße fragen?

An einer Ecke stand ein Schutzmann. Sie redete ihn an. Bereitwillig wies er sie zurecht: sie brauchte nur die Straße, die er ihr zeigte, zu Ende und über einen Platz zu gehen.

Sie tat wie geheißen. Gehorsam, als folge sie einem Befehl des Schutzmanns, nicht ihrem Willen. Die Drogerie war leicht an ihrem Aushängeschild zu finden. Gegenüber das rote Eckhaus — also in diesem unpersönlichen, trüben Mietshaus hatte Onno Hansen zuletzt gewohnt! Sie ließ den Blick über die Stockwerke und Fensterreihen streifen. Wo mochte sein Zimmer gewesen sein?

Verwundert über sich selbst betrat sie das Haus. Ein Dienstmädchen, das ihr neugierig ins Gesicht sah, lief ihr in den Weg.

»Hat Herr Onno Hansen hier im Hause gewohnt?« fragte sie hastig und gepreßt.

»Bei Urbans. Im zweiten Stock,« war die fixe Antwort.

Sie klingelte über der zweiten Treppe. Es dauerte eine Weile, bis eine zerlassene, schlecht angezogene Bürgersfrau ihr öffnete und sie musterte. Ein wenig mißtrauisch, dann zu einem Wortschwall ausholend, geleitete Frau Urban sie nach dem Zimmer, das sie sehen zu dürfen bat.

Auf der Schwelle stutzte sie beklommen. Sie erschrak über das ungastliche, nur mäßig bequeme Zimmer, in dem alles lag und stand, wie es der von plötzlicher Krankheit überfallene Bewohner verlassen hatte: auf dem Schreibtisch vor dem Fenster einige Bücher; ein offenes Zigarettenetui — die Zigaretten lose umhergestreut; welke Blumen in einem schlechten Glase; über dem Bett ein hingeschleuderter Rock; ein Mantel, ein Stock und andre Kleider an einem Garderobenständer in der Ecke ... Helgas Augen faßten im ersten, scheuen Umblick jedes Möbel, jeden kleinsten Gegenstand. Von der unwirtlichen Fremdheit dieser vier Wände, vom Zufälligen und dabei doch Persönlichsten der Unordnung, die sie umschlossen, fühlte sie sich wie aus dem Hinterhalt gepackt und erschüttert — sie, die die Nachricht von seinem Tode und noch eben die Trauerfeier ohne eine Regung des Bedauerns oder gar des Schmerzes hingenommen hatte. Sie atmete schwer und griff nach einem Stuhl, auf den sie sich haltlos niedergleiten ließ.

Die redselige Mietswirtin stand erstaunt neben ihr. Ihre weitschweifigen Erklärungen, warum sie alles gelassen, wie es war, ihre beweglichen Mitteilungen über die Besonderheiten, die Noblesse, die unvermutete Erkrankung ihres Zimmerherrn, dessen Berühmtheit ihr erst neuerdings recht aufgegangen war, brach sie ab. Das Fräulein sei wohl eine Angehörige, womöglich eine nahe, des Herrn Hansen, forschte sie mit besorgter Wißbegier.

Helga nickte verloren; bat halblaut, ob sie wohl — von weiter Reise und den ungewöhnlichen Eindrücken erschöpft — sich eine Weile hier ausruhen dürfe.

Frau Urban hatte ihre kleinen Bedenken über den seltsamen Wunsch. Endlich riet ihr ihr gutmütiges Herz besser als ihr argwöhnischer Verstand, und sie verschwand kopfschüttelnd und murmelnd aus der Stube, der Küche zu ...

Erst als sie allein war, sah Helga wieder auf. Von neuem, noch gewaltsamer ergriff sie die traurige Öde des Zimmers und die in so vielen Kleinigkeiten lebendige, fast körperliche Gegenwart dessen, der es verlassen hatte, um nicht wiederzukehren. Während ihre Blicke wieder fragend einen und den andern Gegenstand der Einrichtung und seines täglichen Gebrauchs betasteten, sann und sann sie. Wie war er in diese Stadt gekommen und gerade in diese Wohnung? Er, dessen Schönheitssinn gegen jede Äußerlichkeit so überempfindlich war! Hatte ein Wirbelsturm der Arbeit, wie er manchmal über ihn kam, ihn gegen jede Umgebung un-

empfindlich gemacht, oder ein Sturm der Leidenschaft für eine Frau? Sogar das zweite dachte sie ohne die Bitterkeit, die noch draußen in der Friedhofskapelle in ihr aufgekocht war. War er denn überhaupt der gleiche geblieben, der er war, ehe sie sich von ihm lossagte? Wer war er? War es wirklich so, daß keiner ihn kannte — auch sie nicht?

Ohne recht zu wissen, was sie tat, war sie aufgestanden. Sie strich mit zaghaften Fingern über den Rock, der übers Bett geworfen war, über seinen Mantel in der Ecke. Ein unbegreifliches, stilles und wehes Mitgefühl wollte sie beschleichen, als berühre die Einsamkeit, von der dort an seinem Sarg die junge, helle Stimme gesprochen, auch sie. Sie wandte sich nach dem Schreibtisch, der quer vor dem Fenster stand. Ein Buch, ein beliebiges, nahm sie in die Hand und legte es wieder zu den übrigen, ohne es aufgeschlagen zu haben. Dann sammelte sie die Zigaretten, die umherlagen, und schob sie ins Etui. Wahrhaftig — es war noch das glatte, silberne Etui, ihr erstes Geschenk an ihn. Ob er noch je an sie gedacht hatte, wenn er es benutzte? Ob er überhaupt noch an sie dachte? ... Ein kleines Notizbuch war zwischen die Bücher geklemmt. Sie nahm es heraus und blätterte darin. Kurze, durcheinander hingeworfene Aufzeichnungen in seiner schönen und doch so schwer leserlichen Schrift bedeckten die Seiten. Oft nur einzelne Worte und halbe Sätze ... Durfte sie lesen, was nur für ihn bestimmt war? Vielleicht traf sie auf Worte, die einer andern galten ... Auf Worte, die sie anklagten ... Das kleine Buch brannte in ihren kalten Fingern. Sie wollte es schnell fortschieben, als ihr Name ihr entgegensprang. »Helga«, stand da, auf einem der letzten Blätter. Und hinter einem Doppelpunkt — ihre Augen wollten sich losreißen und sogen sich doch fest an den Buchstaben. »Helga: — ich habe dich je und je geliebt, 8. 6. 1926.«

Das Notizbuch entfiel ihr. Ein Beben schüttelte sie bis in den Grund ihrer Seele. Am 13. Juni war Onno Hansen gestorben. Heute war der 16. Kurz ehe er ins Krankenhaus gebracht wurde, ehe er starb, hatte er an sie gedacht! Hatte es niedergeschrieben, nur für sich: »Ich habe dich je und je geliebt.« — — —

Das Zimmer, in dem sie saß — allein, mit schlaff hängenden Händen vor seinem Schreibtisch, blaß und eisigen Schweiß auf der Stirn —, drehte sich um sie. Ein heißer, wilder Schmerz, in dem zugleich ein unnennbarer Jubel war, zog ihr Herz zusammen, als wollte er dessen Schlag ersticken. Dann tropften Tränen — stille, unaufhaltsame, schmerzhafte und erlösende aus ihren übernächtigen Augen ... Er hatte sie geliebt ... Er hatte andre leidenschaftlich begehrt und besessen, sie tödlich gekränkt und gemartert — und hatte sie doch geliebt! Geliebt noch, nachdem sie sich längst, die Folter seiner Untreue nicht mehr ertragend, von ihm gerissen! ... Dem Lebenden hatte sie es nicht geglaubt, wenn er es unter seinen quälenden Beichten wieder und wieder beteuerte; wenn er es verzweifelt, mit kindlichem Betteln ihr in die Ferne nachschrie ... Dem Toten mußte sie glauben! ... Gab es denn das? Treue in unaufhörlicher Unbeständigkeit? Liebe zu ihr, indes er bei andern Liebe suchte und genoß!? ... Wie sollte sie es begreifen — das Unbegreifliche? ...

Sie hob den Kopf. Ihre Augen gingen durchs Fenster.

Jenseits der Straße, in einem Ausschnitt zwischen den Dächern, stand eine silberweiße Sommerwolke, von der späten Sonne umrandet. In der Sommerwolke sah sie ein Gesicht, sein Gesicht. Und mit Sonnenblitzen der Erkenntnis drang Antwort und Verstehen in sie: Auf der hohen, wuchtigen Stirn, in den blickmächtigen Augen war die Kraft und die Wonne des Schöpfers, der schaute und das Geschaute trunken gestaltete — groß und unersättlich und ohne Gnade, wie die Natur selber. Um den Mund aber, um den leidenschaftlich aufgeworfenen Mund irrte ein heimlichstes Weh, eine kindhafte Bitte: Ich bin, wie ich muß; eine übermenschliche Flamme bin ich im menschlichen Gefäß; und ich liebe doch nur dich — nur dich ...

Ungesehen, auf huschenden Sohlen eilte Helga Hansen aus der Stube, aus dem fremden, unwirtlichen Hause. Aller Mattigkeit zum Trotz fuhr sie noch in derselben Nacht nordwärts, ihrer Stadt am Meer, ihrem Atelier zu. Onno Hansen war in Asche zerfallen. Aber sie hatte ihn bei sich: er gehörte ihr neu und für immer in seiner mit Schmerz und Jubel geschenkten, unauslöschlichen Verklärung.

Johanna Wolff / Ein Herz

Ich brauche ein Herz, um glücklich zu sein,
Ein Herz voll Liebe und Treu.
Und finde ich keines, ich stehle mir eins
Und werde ein Dieb ohne Scheu.
Ach, Geld und Gut tut's nicht allein,
Man braucht ein Herz zum Glücklichsein.

Ein einziges Herz, mehr begehre ich nicht,
Von tausenden in der Welt.
Verschwiegen und lauter und hold wie das Licht,
Solch' Herz meinem Herzen gefällt.
Ach, Geld und Gut tut's nicht allein,
Man braucht ein Herz zum Glücklichsein.

Und schaut's wo aus redlichen Augen dich an,
Gib Handschlag und halte es fest.
Sonst bleibst du ein armer, verlassener Mann
Und sitzest allein auf dem Nest.
Ach, Geld und Gut tut's nicht allein,
Man braucht ein Herz zum Glücklichsein!

Heinz Schauwecker / Kinderglaube

Abends, wenn der Mondenschein
Flutet voll zu mir herein,
Träum' ich: Aus dem Himmelshaus
Vater Gott schaut nun heraus.

Seinen Silberbart streicht lind
Ehrfurchtsvoll der Abendwind,
Daß er leis zufrieden lacht,
Erdwärts nickend: »Gute Nacht!«

Lieg' ich so im Mondenschein,
Schaut er auch zu mir herein,
Streichelt mir am Ende gar
Gütig über Stirn und Haar.

Alle Sorgen fliehen müssen,
Kuschle wohlig mich ins Kissen,
Und die Augen fallen zu ...
Vater Gott schützt meine Ruh.

Karl Bienenstein / Herz in der Nacht

(Aus dem Nachlaß)

Die Welt liegt im Traum und alles hat Ruh';
Wach bist, mein schlagendes Herz, nur du.

Gehst nun schon Jahre und Jahre lang
Immer getreulich deinen Gang.

Riß dich der Tag in der Freude Tanz,
Blutetest du unterm Dornenkranz,

Du stocktest vielleicht, doch stehn bliebst du nicht,
Du tatest getreulich deine Pflicht.

Wenn allen andern die Kraft entschwand,
Dem Kopf und dem Arm, dem Fuß und der Hand,

Du wurdest nicht müde, du hieltest Wacht,
Wenn alles versank in Schlaf und Nacht.

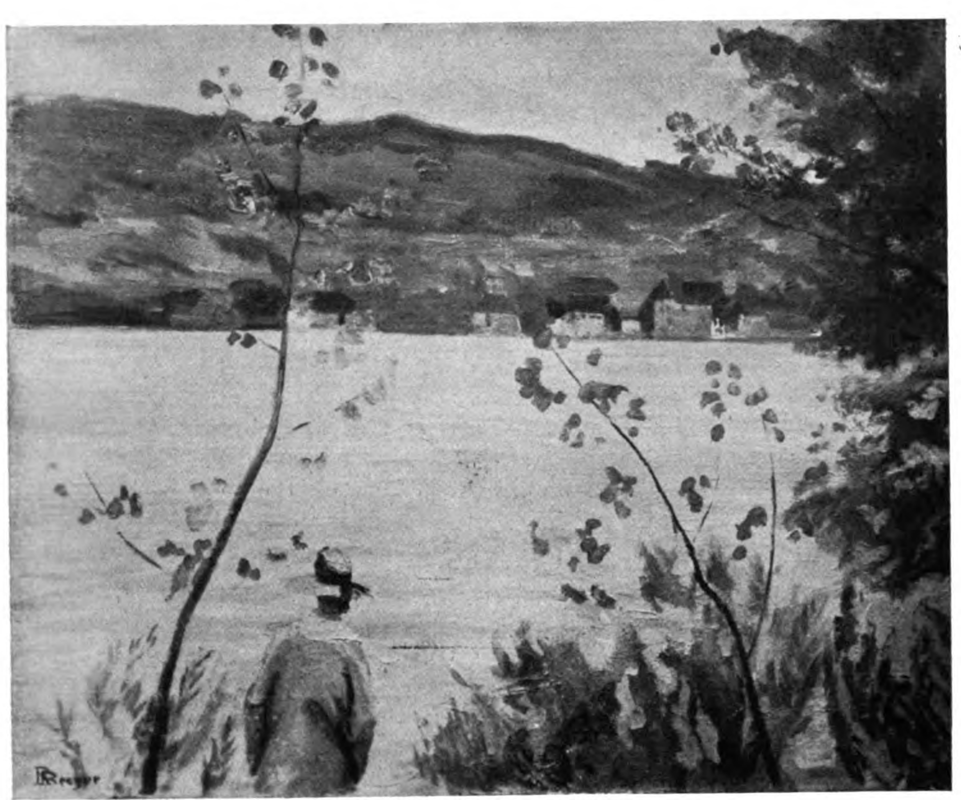
Schlag weiter, mein Herz, deinen mutigen Schlag,
Bis den Osten rötet ein neuer Tag,

Der Tag, da im strömenden Freiheitslicht
Der Deutsche die Sklavenketten bricht,

Da die Glocken von Gnesen bis an den Rhein
Läuten die deutschen Ostern ein.

Da die Deutschen vom Belt bis zum Donauland
Ein Reich umschlingt als Bruderband.

Wenn diesen Tag mein Auge gesehn,
Dann, treues Herz, magst du stillestehn!



Steckborn am Untersee (1924)

Robert Breyer

Von Friedrich Düsel

Mit sieben mehr- und neun einfarbigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen des Künstlers

Bald sind zwei volle Menschenalter verflossen, seit die Mainschranke zwischen Nord- und Süddeutschland gefallen ist, aber noch immer können wir Deutsche es uns nicht abgewöhnen, Nord und Süd gegensätzlich voneinander zu unterscheiden, selbst wenn es sich um Dinge der Kunst handelt, denen doch sonst gern eine sogar die Grenzen der Nationalität überfliegende Freizügigkeit zugestanden wird. Auch Berufungen angesehener Meister und Lehrer hinüber und herüber, wie unsre Kunstverwaltungen sie dankenswerterweise pflegen, haben gegen diese unsre eingefleischte Engherzigkeit wenig auszurichten vermocht. Ja, diese fluchwürdige Sonderbündlerei hat, gleich gewissen krankheiterregenden Pilzen, die Eigenschaft, sich zu spalten und zu verdoppeln: setzt sich ein in Süddeutschland geborener und ausgebildeter Künstler in Norddeutschland fest, so heißt es — manchmal mit einem gnädigen, manchmal mit einem ungnädigen Unterton —: »Nun ja, er wird sich schon ak-



Selbstbildnis des Künstlers (Bleistift; 1923)



Nieuport (1911)

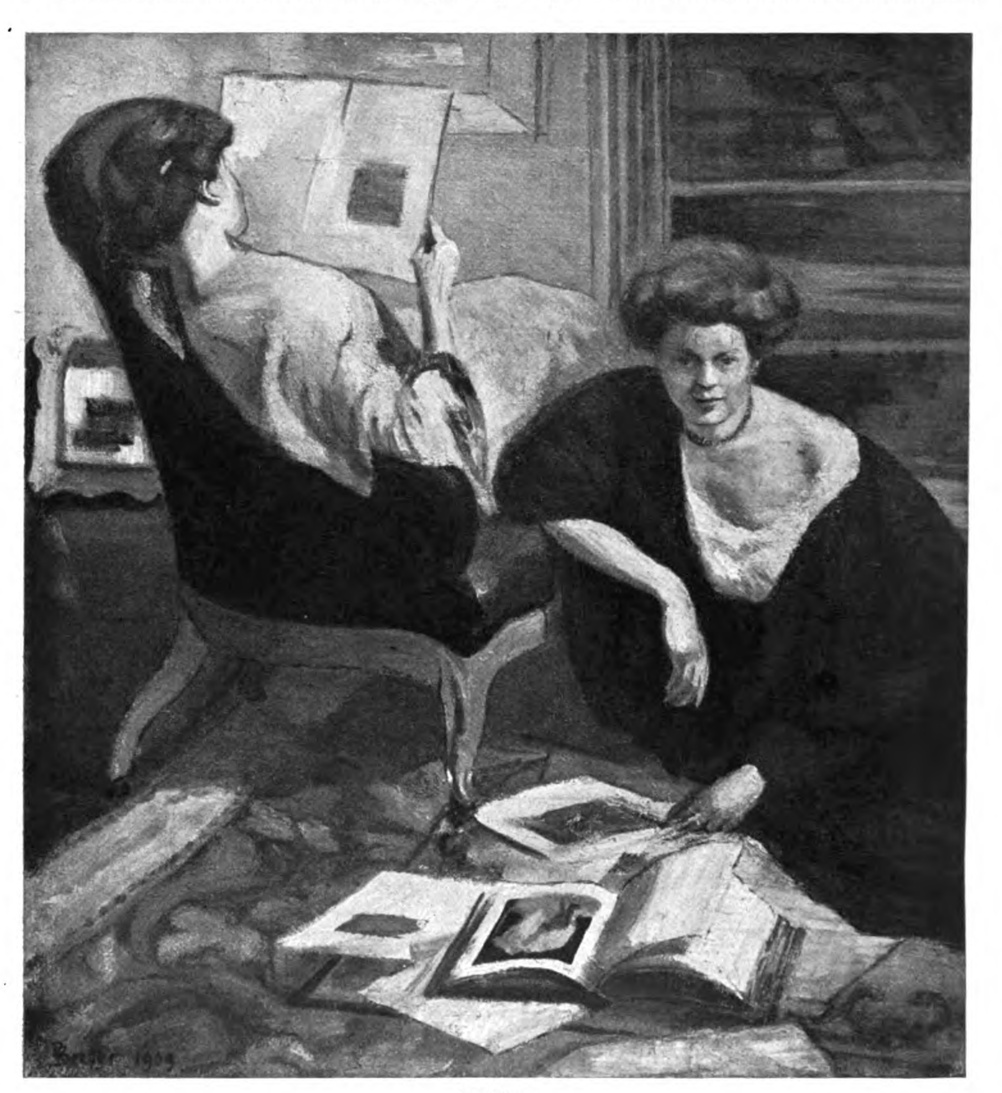
klimatisieren, aber eigentlich wäre er in Süddeutschland besser am Platze«; kehrt er dann aber, fortgeschritten und gereift, in seine süddeutsche Heimat zurück, so wird er mit mehr oder weniger Respekt hinfort als Norddeutscher angesprochen, denn dort oben hat er sich ja seinen Namen gemacht. Kuriose Zustände! Die aus den Sternen geholte Weisheit der orphischen Urworte Goethes, daß es vor dem Gesetz, wonach du angetreten, kein Entfliehen gibt, daß »keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt«, hier ist sie Karikatur geworden. Wann endlich werden wir diese geistige, diese ungeistige Mautkrämerei überwinden!

Der Maler Robert Breyer ist einer von denen, die sie zweimal am eignen Leibe, das heißt an der Aufnahme und Wertschätzung seiner Kunst hat erfahren müssen. Am 19. Juni 1866 als Sohn einer alten süddeutschen Kaufmannsfamilie in Stuttgart geboren, nach einer dort in den glücklichsten Verhältnissen und unter lebhaften geistigen Anregungen verlebten Kinder- und Schulzeit in München bei Rauen und Wilhelm von Diez für den dem Widerstand des Vaters endlich abgerungenen Malerberuf ausgebildet, schloß er sich, dem akademischen Zwang bald entwachsen, aber in München und im Ausland auf eigne Faust eifrig an sich arbeitend, als Vierundzwanzigjähriger dem um zwei Jahre jüngeren, aber nach gleichartigem Studiengange früher als er selbständig gewordenen Max Slevogt an, um mit dem schon Berühmten und Anerkannten eine über Florenz, Rom und Neapel bis nach Capri ausgedehnte Italienreise zu unternehmen. Diese Reise öffnete ihm die Augen für die farbigen Reize der südlichen Welt, mehr aber noch über seine eignen fernen Ziele und greifbaren Schwächen. In Paris, Brüssel und Amsterdam machte er sich mit der modernen Malweise vertraut und studierte die alten und neuen holländischen Meister, Rembrandt und Hals, Maris und Israëls. Als er nach München zurückkehrte, konnte er sich des freundschaftlichen Umgangs mit Slevogt und Trübner schon würdiger fühlen; in Seeon, unter den Augen Trübners, der dort seine berühmten Klosterlandschaften malte, entstan-



Das Modell (1927)

den Breyers erste nennenswerte Landschaften, die freilich bald wieder Bildnissen, Interieuren und Stilleben weichen mußten. Denn schon damals zeigte sich, daß der lebhafte Geist dieses jungen bald fröhlich beschwingten, bald skeptisch verzagten Künstlers nicht gesonnen war, sich auf eine Stoffgattung festlegen zu lassen: von dem malerischen Universaltalent der Slevogt und Trübner war ein Funken gleichen Ehrgeizes auch auf ihn schon übergesprungen. Diesen Funken blies Hermann Schlittgen zum Selbstvertrauen an, als er 1895 ein paar Bilder Breyers in die Ausstellung der Münchner Sezession brachte



Lektüre

und den mittlerweile Dreißigjährigen als deren Mitglied einführte. Solche äußeren Erfolge im Verein mit einer gesteigerten Schaffensfreude waren schon deshalb höchst erwünscht, weil nur dadurch der Vater sich mit der Tatsache aussöhnen ließ, daß der Sohn dem ihm zugedachten Kaufmannsberuf endgültig untreu geworden war, und weil der Künstler nach seiner Rückkehr von einer längeren Reise durch Spanien und Marokko gewillt war, sich zu verheiraten und sein eignes Heim zu gründen. 1899 kam Liebermann nach München und forderte Breyer auf, Arbeiten zur neugegründeten Berliner Sezession zu schicken, was dieser um so lieber tat, als sie ihm in München innerhalb eines Jahres nicht weniger als fünf Bilder zurückgewiesen hatten. Ein damals entstandenes Bild, das drei lebensgroße Tauzieher zeigte, gefiel Liebermann ganz besonders; Breyer konnte sich aber — und darin kündete sich vielleicht schon der Unterschied zwischen der süddeutschen und der Berliner Kunstauffassung an — nicht entschließen, es herzugeben, weil er es als roh und unfertig empfand.

Immerhin, der Weg in den deutschen Norden war geebnet. Im Jahre 1901 siedelte Breyer mit seiner jungen Frau nach Berlin über, wo um dieselbe Zeit auch Slevogt Wurzeln schlug, und gesellte sich zu dem Kreise der

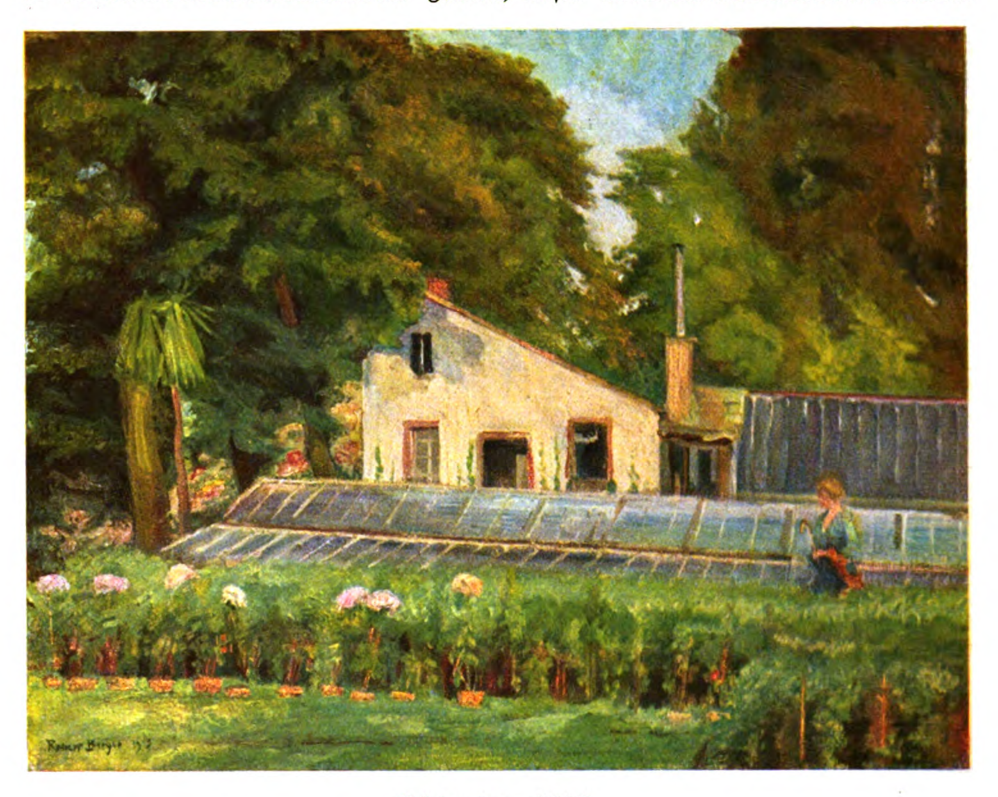
in ihrem ersten frischen Saft stehenden Freien Sezession.

Fragen wir uns nun, was Breyer damals an malerischen Leistungen in die Reichshauptstadt mitbrachte, so läßt sich wohl schon eine stattliche und abwechslungsvolle Reihe von größeren und kleineren Gemälden verzeichnen: Landschaften und Bildnisse, darunter das große Porträt seines Vaters von 1898, Akte und Modellbilder, Interieure und Stilleben, darunter das »Teeservice« von 1895 und das »Porzellan« von 1900; aber ein ausgesprochener künstlerischer Charakter hatte sich bei Breyer trotz offensichtlicher koloristischer Eigentümlichkeiten, die auf eine gesetzwillige und doch freie Harmonie ausgingen, noch nicht herausgebildet. So fiel es dem Süddeutschen nicht gar schwer, in den Reigen der Berliner Sezessionisten, wo damals die verschiedenartigsten, wenn auch gesinnungsmäßig gleichstrebenden Talente Platz fanden, sich einzufügen. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen, daß Breyer erst hier in Berlin »sich selbst gefunden« hätte. Sich selbst brachte er mit, und über sich selbst wußte er schon damals nach dem, was er geleistet hatte und was er in sich spürte, einigermaßen Bescheid.



Akademieprofessor Arnold Waldschmidt mit Hund (1925)

Aber daß der anregende Verkehr mit gleichgesinnten und gleichgearteten Kollegen, zu denen sich auch allerlei mehr oder weniger stürmische Begabungen aus der Schriftsteller-, Theater- und Musikerwelt fanden, den Prozeß des künstlerischen Wachstums bei ihm beförderte, läßt sich nicht verkennen. Seine Farben werden heller und frischer, sein Farbenauftrag überwindet das altmeisterlich Pastose, mit dem noch seine letzten Münchner Bilder geliebäugelt hatten, seine Palette bereichert und differenziert sich, seine sonst etwas zage und kühle Auffassung, sie läßt sich von dem kecken Impressionismus rings um ihn — aber wohlverstanden nur von dem deutschen! — mitbeflügeln, so wenig sich auch schon damals seine immer wache Selbstkritik mit den ersten Eingebungen des Augenblicks zufrieden geben mochte. An sein Innerstes konnte die norddeutsche Art mit ihrer bohrenden Problematik freilich nicht heran. Das süddeutsch Liebenswürdige, Heitere, Umgängliche und Bewegliche, das ihm das Geleit an seinen neuen Wohnsitz und Schaffensort gegeben hatte, bewahrte ihn vor den artistischen Grübeleien, zu denen die Berliner neigten, und hielt ihn bei den freundlichen und ge-



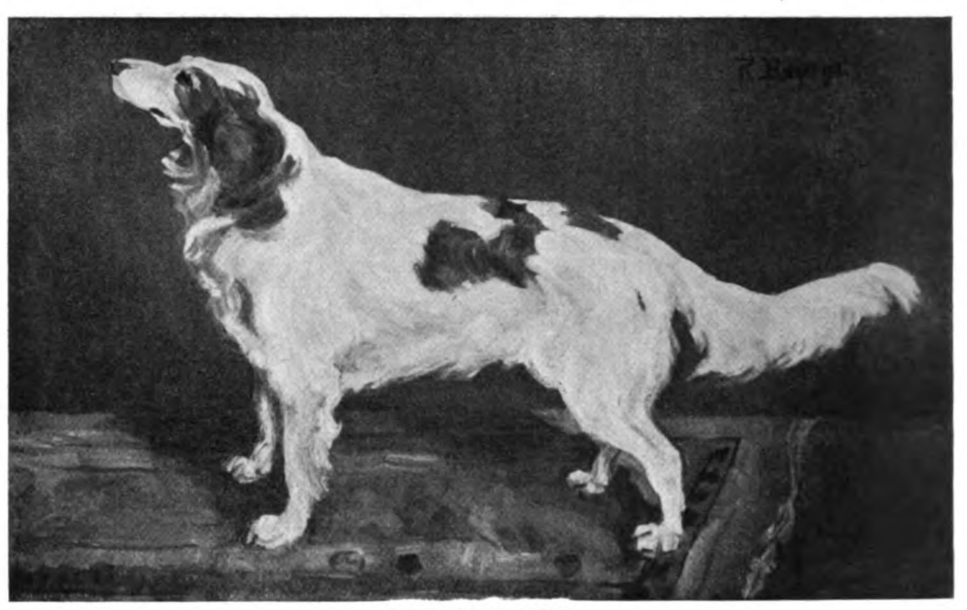
Gärtnerhaus (1912)

fälligen Motiven fest, die ihm die Heimat mitgegeben hatte. Nicht nur in den Stillleben und Innenbildern, auch in den Landschaften und Bildnissen regt sich dies gesellige Element, und die Figurenbilder, z. B. die Bildnisgruppe »Mutter und Kind« vom Jahre 1904, die der Kleinen auf dem Schoße der Mutter nicht bloß ihren grünen Mantel, ihr buntes Mützchen und ihre blaue Haarschleife, sondern auch den knallroten Apfel im prallen Patschhändchen gönnt, retten sogar ein hübsches Stück von der guten alten Genremalerei in eine Epoche und eine Stadt hinüber, die in ihrer emporkömmlingshaften Selbstgerechtigkeit von der zum Aschenbrödel Erniedrigten sonst nichts mehr wissen wollten.

Diese glückliche, unbeschwerte Naivität der Stoffwahl und Bildkomposition, die sich in ihrer vornehm reservierten Farbigkeit doch nichts vergibt, ist vielleicht das wichtigste, jedenfalls das einschmeichelndste süddeutsche Erbteil, das den Eingewanderten durch die Berliner Jahre begleitet. Er malt eine fränkische Landschaft und setzt in ihre hellgrünen und gedämpft gelbgrauen Töne eine Spaziergängerin in weißem Kleid, die mit anmutig erhobener Hand die Augen gegen die Sonne beschattet; er malt seine junge, schöne Frau in weißem, hochgeschlossenem Brautkleid, mit versonnen auf dem Knie gefalteten Händen vor einem grünen Vorhang sitzend; er malt eine reifere Dame mit sprechendem Gesichtsausdruck und lebhafter Bewegung in niedrigem Lehnstuhl und gestaltet den Tisch, auf den sie sich stützt, mit Decke, Schreibmappe, Büchern, Tintenfaß und Porzellanfigur zu einem fast plauderhaften Stilleben aus. Ein Uniformbild, das Porträt des Leutnants von Z. in Feldgrau (dem silbergetönten der friedlichen Garnisonzeit), mit leuchtend roten Aufschlägen, spiegelnden Ledergamaschen und blitzenden Knöpfen, das alles lässig und doch distinguiert in einen großen tiefschwarzen Sessel gelehnt, läßt die jugendlich ungestüm pulsierende Farbenfreude des Malers erkennen; in dem Bilde »Lektüre« (Abbild. S. 60) lebt sich einmal wieder der Genre- oder Situationsmaler aus. Denn nicht als Doppelbildnis zweier Modelle ist dies Bild von 1909 aufzufassen, sondern der Maler hatte die, sagen wir zunächst: koloristische Absicht, eine im Atelier zufällig erfaßte Situation: zwei

Die Schauspielerin (1927)

in bequeme Morgenkleider gehüllte Damen beim Lesen von Zeitschriften, ein Bild, das ihm in den vorherrschenden Tönen von Schwarz, Graublau und Gelb, aber auch als Linie bedeutend erschien, in breiten Farbflächen festzuhalten. Durch diese drei Grundtöne zieht sich kräftig belebend von der Stirn des schwarzhaarigen Mädchens über die Schulter, das Hemd, die Arme und über die Bücher hinweg das hellste Licht. Auch hier springt die Malerfreude an reichster Farbigkeit in die Augen: jeder Fleck im Bilde soll dazu beitragen, der Menge des Gegenständlichen zum Trotz eine ruhige, vornehme und doch kräftige Wirkung zu üben. Aber das Bild erzählt auch, beschäftigt auch gegenständlich unsre Phantasie: Was mag es sein, woraus die eine der Freundinnen der andern vorliest, eine Modeplauderei, ein Essay, eine Kunstabhandlung, eine Novelle, ein Gedicht?



Hühnerhund (1898)

Heute würden wir auch fragen müssen: ein Sportbericht? Aber für solche »Belange« sind diese jungen Damen von 1909 noch nicht angezogen, und das Zuhören der am Boden Hockenden, halben Ohres und sinnend verträumt, es läßt auf geistigere und ästhetischere Dinge der Unterhaltung schließen, als Boxkämpfe und Kanalschwimmen es sind. So sagt dies Bild auch über Zeit und Kultur der Zeit etwas aus, und solche innere Beredsamkeit teilt es noch mit manch anderm Bilde dieses Malers.



Schnauzer (1914)

In Berlin freilich galt Breyer hauptsächlich als Stillebenmaler, dessen Farbengeschmack überall gerühmt, dessen Komposition stets als mustergültig anerkannt wurde. Damit glaubte die Reichshauptstadt ihrer Gastfreundlichkeit aber auch Genüge getan zu haben. Denn so macht man es in Berlin: hängt jemandem ein Schildchen um den Hals: »Das bist du, das bleibst du«, und wehe, wenn die Bouteille sich herausnimmt, andern Wein zu schenken, als ihr befoh-

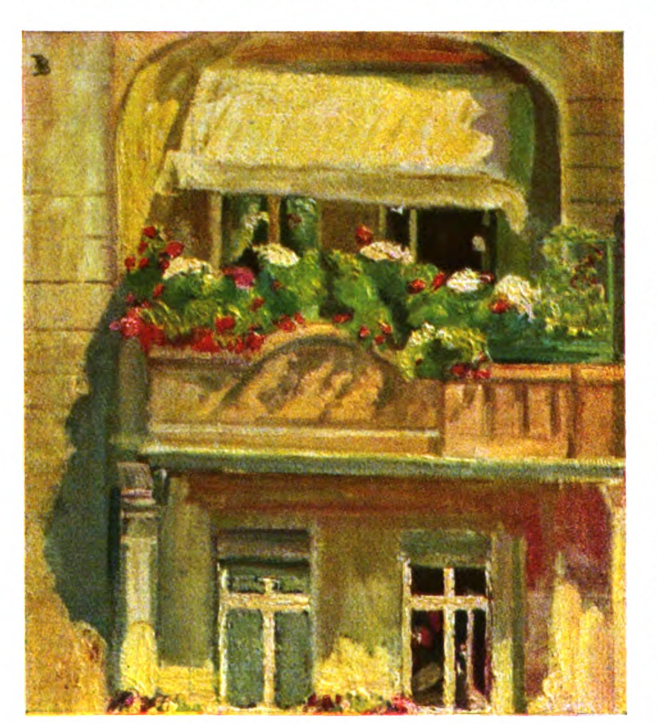
len! Man muß Haare auf den Zähnen haben, um sich da nach eignem Gusto durchzusetzen. Breyer war nun zwar gewiß kein Duckmäuser und Spielverderber, vielmehr ein geselligkeitsfroher, vielseitig interessierter, immer hilfbereiter und liebenswürdiger Kamerad seiner Kollegen, aber auf die Dauer konnte er sich in diesem mit den Jahren immer lauter und geschäftswütiger werdenden Getriebe nicht wohlfühlen. Er landschafterte noch eine Weile in Italien, im Lauenburgischen, an der belgischen Küste, aber vielleicht waren das schon verschleierte Rückzugsgefechte, die mit Bedacht auf eine neue strategische Stellung abzielten. War der nunmehr Vierzigjährige durch den Tod seines Vaters doch inzwischen wirtschaftlich unabhängig geworden und konnte sich deshalb nach einem Wohn- und Malsitz umsehen, der, fern vom lauten Kunstmarkt, seinem freien Geschmack entsprach und günstige Gelegenheit zur Landschaftsmalerei bot, die ihn zu dieser Zeit wieder besonders lockte. Er wählte Auerbach an der Bergstraße, baute sich dort ein eigens zu diesem Zwecke eingerichtetes Haus und schüttelte im Jahre 1913 den Berliner Staub von den Füßen.



Die Frau des Künstlers (1923)

Dieser goldenen Freiheit sollte er sich aber nicht lange erfreuen. Schon während der Bauzeit hatte er einen Ruf an die Kunstakademie seiner württembergischen Heimatstadt erhalten; kurz vor dem Kriege nahm er ihn mit wehmütigem Bedauern, so bald wieder vom Landleben scheiden zu müssen, an. Er war nun heraus aus dem Schwabenalter, das Wanderbedürfnis war leiblich gestillt — vielleicht regte sich auch so etwas wie Heimweh in der Brust. Aber so leicht sollte er noch nicht zur Ruhe kommen; erst 1916 erlaubte es ihm der Krieg, seine Lehrtätigkeit und seine eignen künstlerischen Arbeiten in Stuttgart richtig aufzunehmen.

Dieser neuen, wenn man zählen will, der dritten Periode im malerischen Schaffen Robert Breyers, gehören zum weitaus größten Teil die im Rahmen dieser Zeilen schwarz-



Balkon (1910) Im Besitz der Staatsgalerie in Stuttgart

weiß und farbig wiedergegebenen Bilder an.

Schon die Fülle und Mannigfaltigkeit der in Stuttgart entstandenen Schöpfungen, von denen hier selbstverständlich nur ein paar bescheidene Stichproben erscheinen können, liefert den Beweis, daß Breyers Produktion in den letzten zwölf Jahren nicht nachgelassen hat, obgleich auch er unter den Kriegsnöten zu leiden hatte. Eine neue Erweiterung seiner Stoffwahl, eine neue Erfrischung seiner Malweise bereitet sich vor. Stuttgart oder vielmehr Süddeutschland »verlangte« oder »erwartete« das auch sozusagen von ihm. Was sich 1901 in Berlin ereignet hatte, wiederholte sich jetzt: wie man dort das Süddeutsche an Breyer nicht recht als vollwertig hatte gelten lassen, so fand jetzt in der schwäbischen Vaterstadt das in Berlin Entstandene nur langsam Verständnis und Anerkennung. Es war, als müßte sich der Fünfzigjährige das Heimatrecht erst wieder neu verdienen.

Nun, Breyer fühlte sich noch elastisch genug dazu, all das, was sich ihm an künstlerischen Erkenntnissen, Geschmackserfahrungen und technischen Fertigkeiten aus seinem bisherigen Schaffen herauskristallisiert hatte, zu neuen Leistungen zusammenzufassen. Leistungen, die den zurückgelegten Weg nicht verleugneten, aber sich von einem neuen Tag auch zu neuen Ufern locken ließen. Er schuf Bildnisse, die, wie das Porträt Professor Waldschmidts (Abbild. S. 61), das der Schauspielerin (Abbild. S. 63) und das seiner Frau (Abbild. S. 65), die etwas stillebenhafte oder dekora-

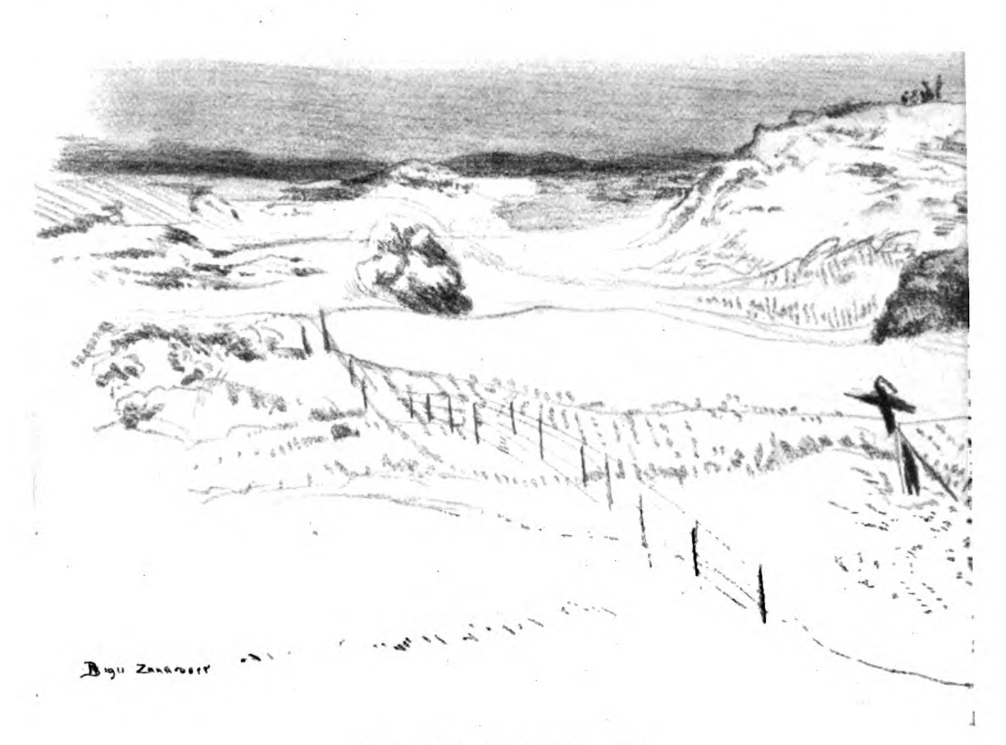


Stilleben (1926)
Im Besitz der Galerie
Paul Hartmann in Stuttgart



Dämmerung im Atelier (1924)

tive Ruhe der früheren durch individuell erfaßtes Leben, durch temperamentvolle Bewegung und psychologische Vertiefung überwinden und sicherer als in seiner Jugend die Licht- und Schattenwirkungen meistern; er brachte Landschaften vom Bodensee (Abbild. S. 57), von der Nordseeküste (Abbild. S. 58), aus Holland (Abbild. S. 68) und aus der süddeutschen Umgebung heim, die zu einer heiteren, leichten Freiheit gekommen und in einen feinen atmosphärischen Duft gehüllt sind; er malte Stilleben und ins Freie versetzte Blumenstücke (Abbild. S. 66), die den älteren Schöpfungen dieser Art an Delikatesse nichts nachgeben, sie durch die lebensvolle Frische ihrer Farben aber tief in den Schatten stellen; er dehnte seine Porträtkunst mit exakter Beobachtungstreue und glücklichem Humor auch auf rassige Hundeerscheinungen aus (Abbild. S. 64) und erklomm in den beiden großen Atelierszenen (Abbild. S. 59 und S. 67) eine malerische und kompositorische



Zandvoort (Kreidezeichnung)

Vollendung, die auch in der letzten Kunst- und Geschmacksprobe, dem Helldunkel, den Vergleich mit berühmten Meisterwerken der Interieurmalerei nicht zu scheuen braucht. Von »Genre« und »Erzählungsgehalt« kann vor diesen Schöpfungen nun freilich nicht mehr die Rede sein: die malerische Intuition hat solche Krücken oder sagen wir besser Spaliere resolut beiseite geräumt; frei, aufrecht und stolz, ohne Stütze und Zierat stehen diese in sich selber seligen Gebilde dar.

Wer sich in drei Etappen so konsequent und charaktervoll, mit vornehm verhaltener Annäherung an den guten Publikumsgeschmack, jedenfalls ohne snobistisch überhebliche Brüskierung bürgerlicher Wünsche und Neigungen, zu stufen und zu steigern vermag, der steht noch nicht am Ende seines Weges, der hat noch höhere Ziele vor sich und darf hoffen, daß er auch noch die Schranke des Verständnisses, der Anerkennung und der Liebe fallen sehen wird, die Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit zwischen norddeutscher und süddeutscher Kunst aufgerichtet haben.



Sitzende Frau (Bleistiftstudie)

Juan Castillo

Erzählung von Georg v. d. Gabelentz

Juan Castillo war der Sohn eines reichen Kaufmanns, der mit Produkten des Landes einen wohlbewährten Handel führte und es nachsah, wenn sein Juan allerlei Dinge trieb, die abseits vom Wege der geldtragenden Berufe lagen. Gehörte man nun einmal dem Diesseits an, so hatte man auch ein Anrecht auf Freuden. Von dem, was hinter den Toren des Lebens lag, etwas zu erwarten, mein Gott! davon hielt der alte Castillo nicht viel.

Juans Mutter — ihrer Familie war eine Reihe von Prälaten und Bischöfen entsprossen — litt unter der Freigeistigkeit ihres Mannes und suchte durch doppelte Hingebung den Himmel für den Unglauben der andern zu entschädigen.

Nach dem frühen Tode der beiden ältesten Söhne warf sie alle Glut ihrer Liebe auf den jüngsten und umgab Juan mit einem solchen Dunstkreis frommer Lehren, Übungen und Gewohnheiten, daß der arme Schelm aufatmete, wenn er sich einmal ohne die Anwesenheit eines Geistlichen sah. Freilich geschah dies selten genug. War er aber einmal frei, so fand man ihn als einen der übermütigsten unter den jungen Burschen. Er schien durch tolle Streiche alle Heiligkeit wieder herabwaschen zu wollen, die die gläubige Seele der Mutter seinem Wesen aufzumalen inbrünstig und dauernd bemüht war.

Eines Tags machte Herr Castillo seiner Frau Vorwürfe über ihre tropische Glaubensglut, wie er es nannte, und schalt ärgerlich: »Vertrau' nur nicht zu sicher, daß die Wechsel aufs Jenseits wirklich eingelöst werden. Hat ein Mensch das schon mal gesehen?«

Da blickte sie ihn erschrocken und tief schmerzlich an und floh schweigend aus dem Zimmer. —

Genau zehn Jahre nach der feierlichen Firmung durch einen bischöflichen Oheim fuhr ein Sturmtag durch die Gassen Toledos, einer jener plötzlich einsetzenden rauhen Tage, die über die spanische Hochebene gehen.

Frau Castillo erkrankte und fühlte ihr Ende nahen. »Nur ich kann deine Seele retten, Juan, und nun muß ich fort,« seufzte sie, ihres Sohnes Hand haltend, während Tränen über ihre Wangen rollten.

Juan antwortete nichts. Der Sturm klopfte an die Fenster und nahm die Seele der frommen Frau mit sich, wie der Herbstwind eine reife Frucht vom Baum schüttelt.

Juan, mit einmal der strengen Leitung und hütenden Zäume ledig, schlug sich alsbald in das Gewirr von Torheiten und Abenteuern, die ihn von den himmelssüchtigen Pfaden der Mutter weit entfernten.

Bald war er in allerlei erfreuliche Unternehmungen mit dunkeläugigen Schönen verwickelt, bei denen freilich sein Herz sich ebenso rasch entflammte als wieder abkühlte, und aus deren belebenden Wellen er stets ohne den Gewinn ernstlicher Besinnung heraustauchte.

Unter den jungen Mädchen, denen er das Flackerlicht seiner Neigung zuwandte, war auch Ines Pineto, die schöne Tochter eines der Domküster, mit der er schon zuweilen als Kind gespielt hatte.

Ines hatte viele Bewunderer; aber sie wich wie ein scheuer Vogel allen Versuchen der Annäherung aus und galt für ein ängstliches Geschöpf, das, wenn es nicht im eignen Nest hockte, nur bei irgendeiner Freundin hinter herabgelassenen Vorhängen sich vor Sonne und Männerblicken verbarg.

Nur im Dom konnte man sie jeden Sonntag zur Messe finden, und dort war es auch, wo Juan und seine Kumpane ihr öfters auflauerten, um den lieblichen Vogel mit Blicken und geflüsterten Worten in Verlegenheit zu bringen. Und je öfter das junge Mädchen dem hübschen Burschen begegnete, desto mehr fühlte es sich von dem eigentümlichen Ausdruck seiner dunklen Augen in Fesseln geschlagen.

Neben solchen Spielereien der Liebe hatte der mittlerweile zum Studenten herangewachsene Juan Castillo aber noch einen andern, recht unheimlichen Zeitvertreib, dem er ohne Bedenken nachging, trotz der Warnung seines vorsichtigen Vaters.

Ein Zufall hatte ihm nämlich die Gabe offenbart, durch angestrengtes Zusammenfassen seiner Gedanken auf das gewollte Ziel, jemand, auch aus der Ferne, ohne dessen Wissen oder Ahnen zu irgendeinem Tun zu bringen.

Was anfänglich von ihm als unterhaltender Scherz betrieben wurde, beschäftigte ihn immer mehr, je mehr sich seine Fähigkeiten

darin entwickelten und Bewunderung und Staunen bei seinen Bekannten erregten. Er wurde von ihnen bald nur noch »der Magier« gerufen.

Um die Welt kennenzulernen, wünschte Juan in Paris zu studieren; sein Vater aber rief ihn nach Toledo zurück, denn der alte Herr war kränklich geworden und wollte den Sohn in den Gang des Geschäftes einweihen.

Juan hatte, heimkehrend, in Toledo die Freunde und Genossen seiner Jugendtorheiten ziemlich vollzählig vorgefunden und war auch im Dome Ines Pineto wieder begegnet.

Sie erschien ihm genau so hübsch, wie er sie früher schon gekannt, aber er sah in ihr auch jetzt nur ein Spiel, wenn er ihr auch den Hof machte und der Vater nicht ungern in ihr eine Schwiegertochter gefunden hätte, deren Hand den Sohn allmählich aus dem allzu irdischen Treiben hätte lösen können.

Juan begann mit den Freunden das alte leichtsinnige Leben von neuem. Am Tage arbeitete er wohl — seine Studien zunächst beiseiteschiebend — im Geschäft des Vaters, weil das nun einmal sein mußte. Die Abende aber gehörten den Bekannten und Freunden und allerlei Windbeuteleien, die häufig genug ihn oder seine Kumpane in nicht unbedenkliche Lagen versetzten.

Auch die Gabe der Fernwirkung vergaß er nicht hin und wieder auszuüben, und zwar absichtlich oft in einer Form, die für den Betroffenen böse Folgen hatte. So gab er eines Tags einem Freunde ein, in das Haus des Polizeipräfekten zu dringen und diesem zu erklären, er sei abgesetzt und habe ihm, dem neuernannten Präfekten, den Platz zu räumen.

Die Folge dieses Unfugs war eine Verhaftung des Freundes, und der Polizeipräfekt, dem sowohl der Sinn für derlei etwas anrüchigen Humor wie das Verständnis für transzendentale Dinge abging, war schwer zu überzeugen, daß es sich hier um das Phänomen einer Fernsuggestion handle.

Eines Abends waren er und seine Freunde wieder im Garten des Hauses, das dem alten Castillo gehörte, versammelt. Sie saßen in einem Winkel des Altans, den ein üppig wuchernder Strauch roter Rosen überschattete, über dem Ufer des Tajo, sprachen von Dingen, die ihnen am Herzen lagen, von schönen Mädchen, neuen Liedern und dem letzten Stierkampf, und da sie im Augenblick nichts Gescheiteres anzufangen wußten, so kamen sie endlich auf allerlei Experimente okkulter Natur.

Einer der Gäste, Francisco Tirana, ein Neuling im Kreise, reizte Juan, indem er dabei blieb, dessen vielgerühmte Kräfte seien doch von sehr beschränkter Art. Juan widersprach. Nun forderte der Gast ihn auf, einmal einen unwiderleglichen Beweis seiner Künste zu geben.

Juan erklärte sich bereit. »Welchen Beweis wollen Sie haben?«

Und der Gast nach kurzer Überlegung: »Ich höre, Sie machen Ines Pineto, der schlanken Küsterstochter vom Dom, ebenso vergeblich den Hof, wie das viele andre Jünglinge tun. Ihr Einfluß auf dies Mädchen scheint also recht gering zu sein. Beweisen Sie, daß Sie fähig sind, die Kleine zu etwas zu bringen, das ihr innerlich widerstreben müßte.«

»Und das wäre?« fragte Juan.

»Zwingen Sie Ines, ihrem Vater den Schlüssel zur Pforte zu entwenden, morgen abend um diese Stunde in den Dom zu treten und sich auf dem Leichenstein des Erzbischofs Portocarrero — Sie kennen ihn ja — schlafen zu legen.«

»Teufel! Auf die kalte, harte Bronzeplatte?«

»Ja, gerade da.«

»Der Dom gehört nachts den Toten,« warf jemand ein.

Aber der junge Tirana schlug mit den Knöcheln der Linken auf den Tisch. »Macht nichts! Gerade darum soll die Kleine einmal dort schlafen, unter toten Männern, da dies Fräulein Rührmichnichtan den lebenden so schön aus dem Wege geht.«

Juan hätte das schöne Mädchen gern damit verschont, aber er glaubte seine Ehre auf dem Spiel. »Gut,« rief er nach kurzem Bedenken und sprang auf, »die Wette gilt! Treffen wir uns morgen abend um diese Stunde in der Nähe der Domtür bei der Capilla de Reyes Viejos. Durch sie soll Ines eintreten, und ich wette, sie bleibt die Nacht im Dom und bildet sich noch ein, in ihrem Bett zu schlafen, wenn sie sich auf der Grabplatte des Erzbischofs ausstreckt.« — — —

Der nächste Tag verging den Freunden in Erwartung und Spannung.

Pünktlich fanden sie sich am Abend im Torgang eines Gasthofes unweit der bewußten Pforte ein. Von dort konnten sie, selbst im

Dämmer bleibend, die Straße überblicken. Sie brauchten nicht lange zu warten. Mit dem Glockenschlage, wie Juan es vorausgesagt, sahen sie die dunkelnde Straße herauf eine weibliche Gestalt näher kommen, Ines Pineto. Sie schien unsicher, wohin sie sich wenden solle, lief erst an der Pforte des Doms vorüber, blieb aber dann stehen, als müsse sie nachdenken, drehte mit einmal um, öffnete die Tür und verschwand unter der Wölbung.

Rasch eilten Juan und seine Freunde über die Gasse, lautlos schlichen sie sich hinter das junge Mädchen ins Innere und suchten den Schatten einer tiefen Pfeilernische auf, um nicht bemerkt zu werden.

Zwischen den Säulenreihen des gewaltigen Domes flutete blutrotes Licht, durch das grüne, blaue und goldene Fäden sich schlangen, denn die Sonne war im Untergehen, und ihre letzten Strahlen brachen sich in den hohen gemalten Fenstern. Die Grabmäler von Königen, Erzbischöfen und Kardinälen wurden umflossen von diesem rötlichen Dämmerschein. Das Gold der Pfeiler, der Wände und Säulen, der geschnitzten Baldachine leuchtete fahl aus dunklen Hintergründen.

Hundert Figuren von Heiligen und Märtyrern, Bilder von Bischöfen und Fürsten, spielende Engel, ja Teufelsfratzen schienen unter dem reichen Marmormosaik der Wände und Pfeiler mitten aus dem Leben heraus zu stummer Bewegungslosigkeit verdammt und machten wie verzauberte Lemuren die Schauerlichkeit der Dämmerung nur fühlbarer.

Ein unbeschreibliches Wunderahnen webte durch die grottendüsteren Schiffe, lag auf Reliquienschreinen, goldenen Geräten, glühenden Ampeln, entstieg all den Grabmälern, über denen sich die schweigenden Pfeiler und aufstrebenden Mauern zu einem Gewirr von Bogen, Nischen und Wölbungen verbanden. Schnitzwerk und Steinmetzarbeit redeten die Sprache versunkener Geschlechter und verrauschter Zeiten.

Ab und zu flammte ein hellerer Sonnenstrahl durch die Glasgemälde der Fenster und glitt lebendig durch die fünf Schiffe des Domes, bis er immer bleicher wurde und dahinstarb, wie ein seliges Wölkchen von Opferrauch.

Die Turmuhr schlug die achte Stunde, ihr Klang ging mit erzhallenden Schritten über das Pflaster, als wandere die Zeit langsam durch das Haus Gottes. Merkwürdig laut tönten die Schläge der Uhr.

Ines erschauerte leicht, aber sie setzte ihren Weg fort, ging, die Augen geradeaus gerichtet, mit dem Ausdruck einer Traumwandlerin unter den Säulen hin.

Und Juan folgte ihr mit den Blicken. Nie war sie ihm so schön erschienen. Trotzdem mühte er sich mit aller Kraft seiner Gedanken, sie zu zwingen, auf dem Grabe des Erzbischofs Portocarrero sich niederzustrecken.

Die Einsame war bis in die Nähe der prunkvollen Kapelle vorgeschritten, die Kardinal Jimenez vor fünf Jahrhunderten den kastilischen Königen erbaut hatte, schien aber vor dem kostbaren Gitterwerk und der glimmenden goldenen Ampel sich plötzlich eines andern zu besinnen und schritt mit schwebendem Gang, als berührten ihre Sohlen kaum den Steinboden, auf die Platte zu, unter der Erzbischof Portocarrero begraben lag.

Einen Augenblick zögerte sie dort, dann machte sie eine Bewegung der Hand, als wolle sie ein Kissen oder eine Decke aufheben, kniete auf der Platte hin, verrichtete ein Gebet und streckte sich langsam aus, den Kopf auf ihren Arm legend.

In diesem Augenblick faßte einer der Freunde Juans Handgelenk: »Laß sie erwachen! Komm, das wird unheimlich.«

Aber der tolle Bursche stand selbst unter einem gewissen Zwang und weigerte sich.

Nein, das ginge nicht. Ines würde dann erst recht erschrecken, wenn sie sich liegend auf dem Grabmal fände. Und unter welchem Vorwand sollte er vor sie treten? Und er redete sich und den Freunden ein, sie würde unter dem Einfluß seines Willens dort ganz gewiß unbekümmert in Ruhe einige Stunden schlummern und auf der Bronzeplatte nicht schlechter träumen als in den weichen Kissen ihres Bettes.

So verließen also die Freunde, leise, wie sie sich hereingeschlichen, die hohen Wölbungen mit all ihren Geheimnissen, und sie atmeten auf, als sie in die Freiheit der Gasse hinaustraten. Das Halbdunkel des Domes hatte ihnen heute einen merkwürdigen, schauervollen Eindruck gemacht; vielleicht weil sich in ihnen unwillkürlich die Erinnerung an so manche Geschichte geregt hatte, die sich Toledo von dem Erscheinen gespenstischer Gestalten in dem alten Bauwerk erzählte.

Wohl machte Francisco Tirana den Vorschlag, man möchte das Herauskommen des jungen Mädchens erwarten. Aber Juan wollte davon nichts wissen. Das Abenteuer begann ihn zu beunruhigen, er wollte vom Dom nichts mehr sehen; und so zerstreuten sich die Freunde, indem ein jeder von ihnen sein Haus aufsuchte und Tirana die Wette verlorengab. —

Ines hatte eine Weile wirklich in halbem Schlummer auf dem harten Stein gelegen. Dann aber schlug sie die Augen auf und schaute erstaunt um sich. Jemand hatte sie am Ärmel gezupft. Eine Gestalt war's, die mit der Hand eine fortweisende Bewegung machte, dann aber sich selbst lautlos entfernte.

Ines sah sich im Dom, sprang von der Grabplatte herunter und fuhr sich über die Stirn, ohne zu verstehen, wie sie hierhergekommen sei und warum sie sich dahergelegt habe.

In der Überzeugung, dies könne nur in einem Zustand des Schlafwandelns geschehen sein, und eigentlich ohne Furcht vor dem geheimnisvollen Ort, an dem sie sich befand, trat sie an den nächsten Betstuhl heran, kniete auf ihm nieder und faltete unwillkürlich wieder die Hände zu einem Gebet. Der Dom war ihr vertraut von Kindheit an; sie würde durch die Seitenpforte leicht hinauskommen, und sie nahm sich vor, morgen früh ihrem Vater das merkwürdige Ereignis zu beichten.

Aber sie kniete noch nicht lange, als sie plötzlich hinter den Pfeilern eines der Seitenschiffe Menschen hervorkommen sah. Eine Menge Menschen! Es traten Männer aus dem Dunkel, Vermummte, in schwarzen Kappen, mit Fackeln in den Händen; es folgten Geistliche und Mönche, Frauen tief verschleiert, und in ihrer Mitte schwankte eine Bahre.

Also sie begruben jemand? So spät noch? Ines schlich näher, sie erkannte: auf dieser Bahre lag, mit kostbaren Gewändern bedeckt, ein Mann, ein Greis, der die Mütze eines Erzbischofs trug. Trauernde, ein langes Gefolge, schlossen sich der Bahre an.

Mit einmal kam es Ines zum Bewußtsein: kein Laut löste sich von den Lippen dieser Menschen, ihr Schritt klang nicht auf dem Steinfußboden, ihre Gewänder raschelten nicht, kein Gesang tönte.

Still, unheimlich still bewegte sich der Zug quer durch den Dom, wie eine Wallfahrt von Verdammten.

Ines wich unwillkürlich zurück, sie zitterte und drückte sich an einen Pfeiler. Als der Zug näher kam, floh sie von dort bis an eine der Seitenkapellen und warf sich mit klopfendem Herzen und das Vaterunser murmelnd auf die Stufen eines Altars nieder.

Und der Zug schwebte quer durch den Dom, bis an die Stelle, wo sie eben noch gelegen, und wo im Boden die Bronzeplatte über dem Grabe des Erzbischofs Portocarrero lag. Dort hielt die Menge, die Bahre, auf der der Tote ruhte, wurde niedergesetzt, und der Kirchenfürst verschwand in der Gruft, die sich unter dem Marmor der Diele öffnete.

Lautlos, wie der Zug gekommen war, kehrte er wieder nach den Seitenschiffen der Kirche um und verwebte dort, langsam in Farbe und Ton verdämmernd, verschwimmend, als sauge ihn die Steinmasse der Mauer in sich hinein.

Ines hämmerten die Schläfen, sie zitterte, sie fühlte alles Blut aus den Wangen weichen.

Allmählich faßte sie Mut. Begierig, zu sehen, was das gewesen sei, schritt sie, ihren Schutzheiligen anrufend, durch das Schiff der Kirche bis in die Nähe der Grabplatte jenes Erzbischofs. Sie gleißte im leichten Schein eines ewigen Lichtes, das wie ein vergessener Stern im Dunkel schwamm; und auf dieser Platte las Ines die Worte: »Hic jacet pulvis, cinis et nihil.« Hier ruhen Staub, Asche und nichts.

Die Inschrift leuchtete ihr in die Augen, Schwindel faßte sie an, wankend griff sie sich an die Stirn.

Eine weiße Frau fing sie in ihren Armen auf, sie trug die Züge von Juans verstorbener Mutter. — — —

Am andern Morgen, als der alte Küster Pineto als erster in den Dom trat, fand er zu seinem Entsetzen die Tochter, die er schlummernd in ihrem Zimmer geglaubt hatte, bewußtlos am Boden.

Er warf sich auf sie, hob ihr das Haupt, weckte sie auf, fragte; sie wußte nicht, wie sie hierhergekommen, und ihre Reden waren so wirr, daß der Alte erschrak, mit Hilfe eines seiner Kollegen das junge Mädchen nach der nahen Wohnung brachte und einen Arzt kommen ließ. Aber auch der Arzt wußte nichts zu sagen.

Ines lag lange im Fieber. Durch Tage sprach sie nur davon, daß sie eine Vision im

Dom gehabt habe, und ganz allmählich kehrte die klare Erinnerung an alles zurück.

Eine Vision? Die Nachbarn zuckten die Achseln. So etwas sei doch nicht möglich. Man müsse darüber mit dem Bischof reden.

Juan und seine Freunde hörten sehr bald, daß Ines den Geisterzug gesehen habe und bewußtlos im Dom gefunden worden sei. Sie waren bestürzt, und ohne einzugestehen, daß sie die Veranlassung gewesen waren zu jenem nächtlichen, verhängnisvollen Besuch am Grabmal des Erzbischofs Portocarrero, erkundigten sie sich beim Vater nach dem Befinden des jungen Mädchens.

Der alte Pineto war gerührt und geschmeichelt über die Anteilnahme, die seiner Tochter Erkrankung bei den Nachbarn, den Freunden und zumal dem jungen Herrn Juan Castillo fand.

Als Ines zum erstenmal wieder aus der Tür ihres Hauses auf die Gasse hinaustrat, eine blutrote Rose, ihre Lieblingsblume, zwischen den Lippen, näherte sich ihr Juan, nicht eben sehr sicheren Gefühls, und fragte, denn es interessierte ihn zu wissen, ob sie wirklich ein so seltsames Gesicht im Dom gehabt habe.

Ines bestätigte unbefangen alles und setzte hinzu: »Jene Menge hat mich weniger erschreckt, denkt, als das, was bald darauf geschah. Als ich mich noch über die Worte beugte: ‚Hier ruhen Staub, Asche und nichts', sah ich mit einmal eine Hand erscheinen, und gleich darauf erkannte ich eine weiße Gestalt. Sie bog sich herab, neben mir, und las die Worte, schüttelte den Kopf und strich mit dem Finger das letzte, das ‚nihil', aus. Und dabei raunte sie mir zu: ‚Sag' es ihm.' Dann schwand mir das Bewußtsein. Ich erwachte erst wieder, als mein Vater neben mir kniete und mich vom Boden aufrichtete.«

»Sie sahen eine weiße Gestalt?«

»Eine Frau. Wär's nicht ein Traumbild, ich würde schwören, es sei Ihre Mutter gewesen.«

»Das ist wunderbar,« sagte der junge Mann und versuchte eine überlegene Miene zu zeigen, »aber wie Sie schon annehmen, es ist am Ende doch nur Einbildung, liebe Ines, Einfluß der Dämmerung, ein lebhafter Traum gewesen. Vielleicht wirklich ein Nichts.«

Ines zuckte die Achseln. »Ich ahne nicht, Herr Castillo, ob wir so genau wissen, wo die Wahrheit anfängt und der Traum aufhört, oder wo unser Träumen beginnt und die Wirklichkeit zu Ende ist.«

Juan nahm mit einer raschen Bewegung die Rechte des jungen Mädchens zwischen seine Hände. »Ines, wir müssen über diese Dinge noch einmal reden. Wenn ich wirklich glauben müßte, was Sie gesehen haben ... aber es kann ja nicht sein!«

»Ist Gott etwas unmöglich, Herr Castillo?« Und sie löste sich von ihm, um heimzukehren. Er blickte ihr nach. Auch sie wandte sich noch einmal in der Tür um, und die Augen beider sanken tief ineinander.

Da die Tür des Domes gerade offen stand, trat der Jüngling hinein. Er erwartete irgend etwas von diesem Besuche, er wußte selbst nicht, was, aber er kam sich vor wie ein Schwimmer, den eine Strömung mit einmal unmerklich einem unbekannten Ufer zutreibt, und der sich dieser ahnungsvoll überläßt.

Langsam schritt er durch den jetzt von allerlei Betern und Priestern belebten Dom und ging wie von ungefähr auch auf das Grabmal des Erzbischofs Portocarrero zu. Er hatte ihm bis jetzt wenig Beachtung geschenkt, entsann sich aber sehr wohl der wunderlichen Inschrift, die ihm seine Mutter öfters gewiesen: »Hic jacet pulvis, cinis et nihil.«

Als er an die Platte herantrat und sich über die Buchstaben beugte, sah er etwas, das er bestimmt früher nicht bemerkt und das ihm einen merkwürdigen Schauer über die Glieder jagte: quer über das Wort »nihil« war ein frischer Sprung gelaufen, als hätte jemand mit einem scharfen Griffel das Wort »nichts« durchgestrichen.

Er starrte auf dies Zeichen; da schreckte ihn der Gruß des alten Pineto aus seinem Sinnen auf. »Fällt Ihnen der Sprung in der Grabtafel auch auf, Herr Castillo?« meinte der Küster. »Sehen Sie, er kam in jener Nacht hinein, als meine Ines in einem sonderbaren Fieberanfall den Dom besuchte.«

Da lächelte Juan, wie aus einem Traum erwacht, und trat mit dem Alten hinaus auf die sonnenüberflammte Straße. Geradeswegs ging er nach dem Garten des Vaters, pflückte einen dichten Strauß von roten Rosen, Ines' Lieblingsblumen, und legte ihn auf das Grab seiner Mutter.

Die Zuckerkrankheit

Neue Wege zu ihrer Erkennung und Behandlung

Von Dr. W. Schweisheimer (München)

Dunkle Geheimnisse umschließt ein ragender Berg. Wir wissen nichts von den Vorgängen in seinem Inneren, kein Weg führt in den Kern seines Aufbaues, kein äußeres Zeichen verrät uns, aus was für Bestandteilen er zusammengesetzt ist. Aber an einer Stelle entströmt eine Quelle dem dunklen Koloß. Genaue Untersuchung zeigt: sie führt Gold, Silber, Kupfer mit sich — und siehe da, plötzlich öffnet sich uns laut und deutlich ein sicherer Hinweis auf das Sein und Werden im Inneren des schweigenden Berges.

Die Stoffwechselvorgänge im Inneren des menschlichen Körpers gehen unaufhaltsam, unaufhörlich vor sich, solange das Herz das Blut durch die Adern treibt; wir merken wenig oder nichts von dem lebendigen Getriebe. Ein schweigendes Wunder, so liegt der geformte Bau vor unsern Augen; wir sehen ihn wachsen, welken, wieder aufblühen, altern, ohne die eigentliche Triebkraft jemals bildend am Werk zu schauen. Aber die Quelle, die aus dem Inneren dieses lebenden Zellberges drängt, der Harn, offenbart uns einen Teil der Geheimnisse. Chemisch und physikalisch läßt sich die Zusammensetzung des Harns mit den modernen Untersuchungsarten aufs schärfste kontrollieren. Wir kennen die normale Zusammensetzung; so dürfen wir aus dem Auftreten von Änderungen einen Rückschluß auf neuartige, von der Norm abweichende Vorgänge im Körperinneren ziehen. Als ein Endprodukt der inneren Stoffumsetzungen werden bestimmte Stoffe in flüssiger Form im Harn regelmäßig abgegeben. Auf einmal erscheinen Stoffe in ihm, die sich sonst nicht finden: Zucker, Blut, Gallenfarbstoffe. Was ist los? Woher diese neuartige, ungewohnte Erscheinung? Die Erfahrung oder die Kenntnis aus dem Tierversuch ermöglicht es, aus dem plötzlichen Erscheinen derartiger Stoffe im Harn auf eine bestimmte Stoffwechselstörung, auf die Erkrankung wichtiger Organe zu schließen.

Die genaue chemische Untersuchung des normalen Harns läßt regelmäßig das Vorhandensein zahlreicher Stoffe erkennen: Harnstoff, Harnsäure, Farbstoffe usw. Zucker findet sich nicht in ihm. Tritt nun doch Zucker im Harn auf, so heißt das: Im Stoffwechsel besteht eine Störung, die Verdauungsorgane können die mit der Nahrung eingeführten Zuckerarten (Kohlehydrate) nicht richtig abbauen, oder sie bauen aus irgendwelchen andern Verbindungen unrechtmäßig Zucker auf, oder die Nieren lassen durch ihr feines Filter versehentlich Zucker in den Harn hindurch. Jedenfalls ist hier etwas nicht in Ordnung. Der Patient scheidet Zucker im Harn aus, er ist zuckerkrank. Die alten Ärzte waren bei dieser Feststellung auf den feinen Geschmack ihrer Zunge angewiesen, die — von allen andern Überlegungen abgesehen — natürlich nur bei starkem Zuckergehalt des Harns eine besondere Süßigkeit feststellen konnte. Die Untersuchungsmethoden der modernen Chemie lassen nicht nur im Reagenzglas die Anwesenheit schon geringer Spuren von Zucker erkennen, sondern sie gestatten auch eine bis aufs Milligramm genaue mengenmäßige Bestimmung des Zuckers im Harn. So erst sind genaue Vergleiche möglich, so erst läßt sich von hochgradiger und geringgradiger Zuckerkrankheit sprechen, läßt sich Besserung und Verschlechterung ziffernmäßig nachweisen. Der Prozentgehalt des Harns an Zucker liefert den Vergleichsmaßstab.

Aber nicht nur im Harn ist Zucker nachzuweisen, sondern auch im Blut. Nun enthält ja Blut normalerweise stets etwas Zucker, Traubenzucker. Die Blutflüssigkeit führt diesen Stoff mit sich, um ihn den Zellen, die seiner bedürfen, zur Verfügung zu stellen. Die arbeitenden Zellen gewinnen aus ihm bei der Verbrennung — darum handelt es sich bei dem inneren Abbau — Spannkräfte; der nicht verwendete Rest wird als Kohlensäure und Wasser wieder ausgeschieden. Fast ein Zehntel v. H. Traubenzucker ist normalerweise stets im Blut vorhanden und mit Hilfe neuartiger Methoden der Menge nach leicht nachzuweisen. Von diesem Zucker im Blut wird beim Gesunden nichts in den Harn abgegeben. Beim Zuckerkranken ist der Zuckergehalt des Blutes erhöht. Auf welche Weise diese Vermehrung des Blutzuckers zustande kommt, mag vorerst unerörtert bleiben. Auf jeden Fall ist dieser anormale Zustand für den Körper nicht erwünscht, und er sucht sich des überschüssigen Blutzuckers durch Abgaben in den Harn möglichst rasch zu entledigen. Der Harn bildet ja von vornherein ein wichtiges Abfuhrsystem für Stoffe, die nicht oder nicht mehr in den Körper gehören, und so ist er auch der gegebene Träger für den zu entfernenden Zucker.

Der Gedanke liegt nahe, daß eigentlich schon ein erhöhter Blutzuckergehalt genüge, um die Diagnose auf Zuckerkrankheit zu stellen, und daß es dazu des Auftretens von Zucker im Harn gar nicht recht bedürfe. Praktisch kommt dieser Weg nicht in Frage; die Zuckeruntersuchung des Harns ist eine sehr einfache Maßnahme, während die Feststellung des Blutzuckers ein weit umständlicheres Vorgehen erfordert. Aber auch theoretisch ist bei solchem Gedankengang nicht alles in Ordnung. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Beziehungen zwischen Zuckergehalt im Blut und im Harn nicht in allen Fällen mechanisch eng

sind. Die frühzeitige Feststellung einer beginnenden Zuckerkrankheit durch Harnuntersuchung ist von großer Bedeutung, weil durch richtiges Verhalten eine weitgehende Schonung des gestörten Stoffwechsels herbeigeführt werden kann. So ist es zu erklären, daß manche Ärzte die Forderung nach regelmäßiger Untersuchung jedes Harnes auf Zucker (auch auf Eiweiß) stellen.

Die Vorgänge im Körperinneren, die zum Auftreten von Zucker im Harn führen, bringen noch weitere Begleiterscheinungen mit sich. Besonders auffallend ist die Harnflut, die oft außerordentliche Vermehrung der Harnmenge. Der medizinische Name der Zuckerkrankheit, Diabetes mellitus, stammt zum Teil von diesem Zeichen. Diabetes kommt vom griechischen diabaino, d. h. durchtreten, weil eine abnorm große Menge Harn durch die Niere hindurchtritt; mellitus bedeutet honigsüß. Der normale Mensch scheidet im Lauf von vierundzwanzig Stunden etwa anderthalb Liter Harn aus. Der Zuckerkranke hat während der gleichen Zeit eine Harnmenge von drei, vier, fünf Litern und mehr. Es werden Fälle beobachtet, wo sogar zehn und zwölf Liter Harn ausgeschieden werden. Die in solchem Harn enthaltene Zuckermenge ist sehr bedeutend. Sie kann in schweren Fällen der Zuckerkrankheit zweihundert bis fünfhundert Gramm, aber auch mehr betragen. Die große Wasserausscheidung hängt wohl damit zusammen, daß der Körper danach trachtet, den auszuscheidenden Zucker in möglichst verdünnter und damit für die Nieren harmloserer Weise auszuscheiden.

Die ungewöhnlich starke Wasserabsonderung ist wohl die Hauptursache für das bekannte starke Durstgefühl der Zuckerkranken. Dem Körper, dem Blut und den Gewebesäften wird viel Flüssigkeit entzogen, und ihr Ersatz wird durch das Durstgefühl herbeigezwungen. Starkes Hungergefühl läßt sich aus der ungenügenden Verwertung der eingeführten Nahrungsstoffe erklären. Auch andre Erscheinungen der Zuckerkrankheit, wie Müdigkeit, Hautveränderungen, nervöse Störungen hängen mit den veränderten Stoffwechselverhältnissen zusammen, namentlich auch die Neigung zu Furunkelbildung in der Haut.

Zweifellos ist bei vielen Formen der Zuckerkrankheit nicht nur der Kohlehydratstoffwechsel, sondern auch der Eiweißstoffwechsel gestört, wie auch im Fettstoffwechsel Hemmungen bestehen können. Bei stärkerer Zuckerkrankheit erscheinen noch andre abnorme Abbauprodukte im Harn, nämlich Azeton, Azetessigsäure und Oxybuttersäure. Das Auftreten dieser Stoffe im Harn erfordert energisches Eingreifen, weil sonst eine Neigung zum diabetischen »Koma«, einem mit Bewußtlosigkeit einhergehenden Krankheitsbilde, entstehen könnte. Gerade diesen schweren Fällen von Koma ist durch das neue Heilmittel Insulin eine hervorragende Hilfe entstanden.

Über das Wesen der Zuckerkrankheit ist man sich trotz allen Bemühungen noch keineswegs im klaren. Wir haben zwar die Teile, die Anzeichen der Krankheit in der Hand, aber das geistige Band zu ihrer logischen Verknüpfung fehlt uns. Es ist bisher noch nicht einmal eindeutig geklärt worden, woher der Zucker in den Körpersäften des Zuckerkranken stammt, ob mehr Zucker erzeugt wird als beim Gesunden, oder ob ein herabgesetzter Zuckerverbrauch durch Organe und Gewebe das Ausschlaggebende ist. Die Leber ist ein Stapelplatz für Kohlehydrate; nach Bedarf werden sie ans Blut und weiter an die arbeitenden Zellen abgegeben. Wenn Kohlehydrate genossen werden, so stapelt die Leber den augenblicklichen Überschuß zunächst auf. Das übrige wird von den Zellen verwertet. Sind jedoch die Zellen aus irgendeinem Grunde nicht in der Lage, die dargebotene Zuckerlösung zu verarbeiten, so ist auch die Leber nicht imstande, unbegrenzt die dargebotenen Kohlehydrate aufzunehmen. Wenn ihre Stapelfähigkeit erschöpft ist, geht der überschüssige Zucker in Blut und Harn über, die Leber läuft über. Richtige, an Kohlehydraten sparsame Ernährung ist daher für den Verlauf des Geschehens von Bedeutung.

Eine Überernährung mit Zucker kann vorübergehend zum Auftreten von Zucker im Harn führen. Das ist nichts Krankhaftes, sowenig wie etwa das Erscheinen von Asparaginsäure im Harn nach Spargelgenuß. Nimmt ein Mensch eine Menge von zweihundert bis dreihundert Gramm Traubenzucker in Wasser auf einmal zu sich, so ist nach einigen Stunden in seinem Harn Zucker nachweisbar. Wird aber wenig Zucker genossen oder andre Kohlehydrate (Mehl, Kartoffeln), so erscheint nur beim Zuckerkranken Zucker im Harn. Bei Wöchnerinnen, die sehr viel Milch haben und sie nicht genügend abgeben können, kann auch wohl Milchzucker ins Blut übertreten und im Harn erscheinen. Bei Vergiftungen und Infektionskrankheiten, bei Gehirnschädigungen kommt es ebenfalls zuweilen zum Auftreten von Zucker im Harn, ohne daß man deshalb von eigentlicher Zuckerkrankheit sprechen könnte. Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts konnte Claude Bernard experimentell die Ausscheidung von Zucker im Harn erzielen, wenn er eine bestimmte Stelle im Gehirn durch einen Stich reizte (Zuckerstich). Es wurde hier offenbar ein Reiz auf die nervöse Verbindung ausgeübt, die das Gehirn mit der Leber verbindet. Auch Einspritzen von Nebennierensaft ruft durch Einwirkung auf die Leber Zuckerausscheidung hervor. Daß nervöse Einflüsse eine Rolle spielen, geht aus der unbestreitbaren Beobachtung hervor, wonach bei Zuckerkranken see-

lische Erregungen oder nervöse Reizzustände die Zuckerausscheidung erhöhen. Eine besondere Einwirkung hat das Phloridzin, ein Stoff, der in der Wurzelrinde von Apfel- und Kirschbäumen vorkommt. Spritzt man diesen Stoff einem Menschen oder einem Tier ein, so erscheint Zucker im Harn. Dabei ist jedoch auffallenderweise der Zuckergehalt des Blutes vermindert; man denkt daher in diesem besonderen Fall daran, daß hier die Nieren durch das eingespritzte Mittel zuckerdurchlässiger geworden sind.

Diese Befunde, so interessant sie an sich sind, erklären freilich das Wesen der Zuckerkrankheit nicht. Nur in einer bestimmten Gruppe von Fällen ist es gelungen, Licht in die Entstehungsursache zu werfen: bei der Erkrankung der **Bauchspeicheldrüse**. Sie spielt zweifellos in vielen Fällen eine ursächliche Rolle bei der Entstehung der Zuckerkrankheit. Die Bauchspeicheldrüse liefert lebenswichtige Stoffe; sie sind zur Verdauung der eingebrachten Nahrungsstoffe wie für die sonstige Regelung des Säftestoffwechsels von unersetzlicher Bedeutung. Die Bauchspeicheldrüse gibt ihre Absonderung teils unmittelbar mit Hilfe eines eignen Ausführungsganges in den Dünndarm ab, teils werden sie als Stoffe der »inneren Sekretion« ins Blut ergossen. Durch die innere Sekretion stehen alle Drüsen miteinander in Verbindung und wirken aufeinander ein, die Bauchspeicheldrüse also auch mit der Leber, mit der Schilddrüse usw. Bei ihrer Erkrankung fällt vielleicht ein regulierender Einfluß auf die Leber weg.

Die Bedeutung der Bauchspeicheldrüse für die Entstehung der Zuckerkrankheit ist vollkommen erwiesen seit den klassischen Versuchen Minkowskis und v. Merings, die im Jahre 1889 bei Hunden durch operative Entfernung dieses Organs Zuckerkrankheit erzeugen konnten. Anschaulich schildert die Entdeckung Naunyn in seinen Erinnerungen. An seiner Straßburger Klinik waren Minkowski und v. Mering damals Assistenten. Sie hatten sich über die Entfernung der Bauchspeicheldrüse unterhalten. Am andern Tage erzählte Minkowski, Mering habe die seit Claude Bernard geltende Anschauung vertreten, daß Tiere deren Entfernung nicht überständen. Er, Minkowski, sei der Ansicht, daß sie bei Hunden möglich sei. Der befragte Naunyn antwortete: »Wenn Sie die Leber haben exstirpieren können, werden Sie wohl auch die Bauchspeicheldrüsenentfernung zustande bringen, und wenn Gänse jene aushalten, werden Hunde diese wohl noch leichter überstehen.« Einen Tag später führte Minkowski unter Hilfe v. Merings die erste Bauchspeicheldrüsenentfernung aus. Am nächsten Tage hatte der operierte Hund eine ausgesprochene Zuckerkrankheit mit fünf Prozent Zucker. Von jenem Tage an stammen die Bemühungen um Auffindung eines Mittels gegen die Zuckerkrankheit, die jetzt in der Auffindung des **Insulins** einen so großartigen Erfolg erzielt haben.

Von den verschiedenen Punkten, die als Ursachen oder Mitursachen der Zuckerkrankheit betrachtet werden, ist besonders die Annahme einer eignen, angeborenen Neigung zu dieser Krankheit hervorzuheben. Es gibt Familien, in denen Zuckerkrankheit gehäuft vorkommt. Man könnte hier auch an eine in der Familie übliche unzweckmäßige Lebensweise denken, ungeeignete Nahrung, sitzende Lebensweise usw. Aber genau dieselbe Lebensweise findet sich in Familien, in denen noch nie ein Fall von Zuckerkrankheit vorgekommen ist. Eine Reihe von Stoffwechselstörungen scheinen dabei füreinander einspringen zu können, so daß die verschiedenen Mitglieder einer Familie entweder an Zuckerkrankheit oder Fettsucht oder Gicht oder Arterienverkalkung erkranken, oder auch, daß mehrere dieser Krankheiten sich bei ein und demselben Patienten finden. Männer erkranken mehr als Frauen an Zuckerkrankheit; daran soll die stärkere Beanspruchung des Mannes durch äußere Schädlichkeiten schuld sein. Auch einer derartigen Betrachtungsweise muß die angeborene Neigung (Disposition) zur Zuckerkrankheit als bedeutungsvoll erscheinen.

Von Einzelheiten der **Behandlung** soll hier nicht die Rede sein. Sie wird immer die Sache des Arztes bleiben, und zwar eines Arztes, der Erfahrung mit der Fähigkeit zu individuellem Eingehen auf die Natur des Einzelfalles verbindet. Jeder Fall von Zuckerkrankheit ist sozusagen eine Welt für sich; sie muß erst studiert werden, ehe sich die besten Wege zu ihrer günstigen Beeinflussung erkennen lassen.

Bei den neuen Behandlungsprinzipien der Zuckerkrankheit handelt es sich aber um **Grundfragen** der Biologie überhaupt. Ihre Bedeutung als Heilmittel steht außer Frage, daneben verkörpern sie jedoch noch ein neuartiges naturwissenschaftliches Prinzip. Die Grundlage jeder Zuckerkrankheitsbehandlung wird eine geeignete, an Kohlehydraten arme, an Eiweiß nicht zu reiche **Diät** sein. Die gewöhnlichen Fälle von Zuckerkrankheit werden auf diese Weise jahrzehntelang, sozusagen das ganze Leben hindurch keine Beschwerden bereiten. Freilich ist es nicht angenehm, ständig seine Ernährung nicht nach Wunsch und Appetit zu gestalten. Um diese Hemmung kommt man aber nicht herum, und auch die neuartigen Behandlungsmittel der Zuckerkrankheit lassen auf eine verständige Regelung der Kost nicht verzichten. Die Unterernährung der Kriegszeit hat viele Fälle von Zuckerkrankheit günstig beeinflußt, auch die Sterblichkeitsziffer an dieser Krankheit um 30 bis 40 Prozent gesenkt. Trotzdem ist von einer chro-



Tiefdruck von Georg Westermann

Wilhelm Claudius: Aus dem Kirms-Krackow-Haus in Weimar



nischen Unterernährung der Zuckerkranken nichts Gutes zu erwarten, und Mast ist jedenfalls zu vermeiden.

Die neue Behandlungsmethode geht auf jene Versuche zurück, als Minkowski und v. Mering im Jahre 1889 Hunde durch Entfernung der Bauchspeicheldrüse zuckerkrank machen konnten. Schon damals bemühte man sich, Auszüge der Bauchspeicheldrüse dem zuckerkranken Körper zuzuführen. Es sollten auf diese Weise dem Zuckerkranken künstlich Stoffe geliefert werden, die durch die Erkrankung der Drüse und die Verminderung ihrer Tätigkeit wenigstens teilweise fehlten. Die Versuche bewährten sich nicht, und so kam man von ihnen wieder ab.

Es zeigte sich aber neuerdings, daß der Gedankengang dieser Behandlungsart ganz richtig war, und daß nur technische Unvollkommenheiten dem Erfolg im Wege standen. Zwei junge Ärzte am Mac Leodschen Laboratorium der kanadischen Universität Toronto, Banting und Best, nahmen die Versuche mit der Einspritzung von Bauchspeicheldrüsenextrakten wieder auf (Mac Leod und Banting haben inzwischen für diese Arbeiten den medizinischen Nobelpreis erhalten). Die Forscher gingen von der Ansicht aus, der wirksame Stoff sei bei den früheren Versuchen dadurch unwirksam geworden, daß in den Extrakten auch noch das eiweißverdauende Ferment der Bauchspeicheldrüse, das Trypsin, vorhanden gewesen war. Es wurde ein alkoholischer Auszug der normalen Bauchspeicheldrüse von Rindern, Schweinen und Schafen hergestellt. Hier ist die Trypsinwirkung ausgeschaltet; der den Zuckergehalt der Körpersäfte regelnde Stoff kann ungestört einwirken. Er hängt vermutlich mit einem bestimmten Teil der Bauchspeicheldrüse zusammen, den sogenannten Langerhansschen Inseln. Es sind das Zellen, die sich vom übrigen Bauchspeicheldrüsengewebe unterscheiden und im gefärbten mikroskopischen Bild gleich Inseln im umgebenden Gewebe erscheinen. Nach diesem Entstehungsort des wirksamen Stoffes wurde das neugewonnene Behandlungsmittel I n s u l i n genannt.

Die Versuche wurden zunächst an Tieren vorgenommen. Hunde und Kaninchen, die durch Entfernung der Bauchspeicheldrüse zuckerkrank gemacht worden waren, wurden mit Insulin behandelt. Sofort sank der Zuckergehalt in Blut und Harn. Sowenig die Frage entschieden ist, ob der erhöhte Zuckergehalt im Blut und Harn bei der Zuckerkrankheit auf vermindertem Zuckerverbrauch oder vermehrter Zuckerbildung beruht, sowenig ist es geklärt, in welchem dieser beiden Sinne das Insulin wirkt. Vielleicht ist Insulin imstande, die Zuckererzeugung im Körper zunehmend zu hemmen.

Daraufhin wurde das Insulin auch zuckerkranken Menschen eingespritzt. Es ergab sich überwiegend eine günstige Beeinflussung, namentlich auch bei den oft schweren Krankheitsfällen von Kindern und jugendlichen Personen. In kürzester Frist wurde der Harn frei von Zucker, etwas später auch von Azetonkörpern. Die sonstigen Beschwerden der Kranken besserten sich wesentlich. Bei Zuckerkranken heilen Wunden oft langsam oder fast gar nicht, so daß man mit der Ausführung auch lebensnotwendiger Operationen sehr zurückhalten mußte. Durch entsprechende Insulinbehandlung läßt sich der Körper wenigstens auf einige Zeit zuckerfrei machen, und während dieser Zeit kann die Operation durchgeführt werden und die Wunde wieder heilen. Schwieriger ist es, den Patienten zuckerfrei zu halten. Geeignete Kost ist auch bei der Insulinbehandlung nicht zu entbehren. Man braucht zur Zuckerfreihaltung aber bei geeigneter Ernährung in vielen Fällen eine immer geringere Menge Insulin. Bisweilen steigt unter der kombinierten Behandlung die Toleranz (d. h. die Menge Kohlehydrate, die noch genossen werden darf, ohne daß Zucker im Harn auftritt) so stark an, daß kein Insulin mehr verabreicht zu werden braucht.

Bei den schweren Anfällen von K o m a der Zuckerkranken hat sich das Insulin als offenbarer Lebensretter erwiesen. Es ist das, wie erwähnt, eine mit Bewußtlosigkeit einhergehende Folge der Vergiftung des Körpers durch die in seinem Inneren sich bildenden Säuren. Ganz verzweifelte Fälle, in denen der Arzt schon alle Hoffnung aufgegeben hatte und denen er früher auch ziemlich hilflos gegenüberstand, wurden durch das Insulin rasch und ohne Schaden gerettet. Die plötzliche Verringerung des Zuckergehaltes im Blut ist in solchen Fällen, wo vor allem die giftigen Azetonkörper zu entfernen sind, oft schädlich. Es wird deshalb in derartigen Fällen gleichzeitig mit dem Insulin reiner, keimfrei gemachter Traubenzucker ins Blut eingespritzt.

Die Universität von Toronto hatte anfangs das Mittel bestimmten medizinischen Körperschaften in allen Ländern zur Vornahme eigner Untersuchungen zur Verfügung gestellt. Überall ergaben sich übereinstimmend die gleichen günstigen Wirkungen. Inzwischen wird Insulin in ausreichender Menge auch von deutschen Fabriken hergestellt. Es gelangt in verschiedener Form zur Anwendung, als Einspritzung oder auch innerlich genommen. Der Preis des Mittels ist infolge des gesteigerten Angebotes nicht mehr so hoch wie am Anfang.

Auf der Naturforscherversammlung in Düsseldorf (1926) wurde von Frank (Breslau), einem Schüler Minkowskis, zum erstenmal Mitteilung von einem neuen, synthetisch gewonnenen Mittel gegen Zuckerkrankheit gemacht, dem S y n t h a l i n, einem Guanidinderivat. Seine Wirkung in Hinsicht auf die Verminderung des Zuckers

im Blut und Harn ist jener des Insulins ähnlich, es eignet sich aber hauptsächlich für leichtere und mittlere Fälle, nicht für schwerere. Bei Koma ist seine Anwendung nicht angezeigt. Das Synthalin wird innerlich verabreicht.

In allerletzter Zeit hat nun der Frankfurter Internist v. Noorden, eine Weltautorität auf dem Gebiete der Zuckerkrankheit, über ein neues Mittel berichtet, das gleichfalls die Zuckerkrankheit wirksam bekämpft, aber nichts unmittelbar mit Insulin zu tun hat. Das Mittel wird in einem eigentümlichen, patentgeschützten Verfahren aus der tierischen Bauchspeicheldrüse gewonnen; es enthält kein Insulin und wird in Tablettenform gegeben.

Bei dem Gebrauch dieses neuen Mittels, des Glukhorments, nahm im Tierversuch wie bei Kranken der Zuckergehalt im Harn und Blut allmählich ab. Der Ersatz von Insulin durch Glukhorment erwies sich auch in schweren Fällen als möglich. Nur in ganz schweren Fällen ließ sich das Insulin durch Glukhorment nicht völlig ersetzen. Die theoretische Grundlage zur Beurteilung des neuen Stoffes steht noch aus. Vielleicht handelt es sich um einen Stoff, der die Einwirkung des Insulins oder des Bauchspeicheldrüsensaftes irgendwie fördert. Weitere Nachprüfungen werden wohl bald erfolgen, und dann wird man den Wert des neuen Mittels, insbesondere bei schwereren Fällen von Zuckerkrankheit, erst sicher beurteilen können. Es wäre erwünscht, ein Mittel zu besitzen, das auch bei innerlicher Verabfolgung sicher wirkt.

Ein so erfahrener Kenner der Zuckerkrankheit wie v. Noorden ist über das Insulin zu dem Urteil gekommen: »Die Insulinkur leistet beim Zuckerkranken, wenn richtig durchgeführt, Wunderbares; man darf sagen, im Vergleich mit den früheren Behandlungsmethoden unerhört Wunderbares.« Um so bemerkenswerter ist es, wenn nun derselbe Forscher mit einem neuen, anscheinend insulinfreien Präparat so beträchtliche Erfolge erzielt hat. Auch die Insulinbehandlung hat die Durchführung einer richtigen Diät, wie von allen Seiten betont wird, nicht entbehrlich gemacht. Sie wird, wie aus den bisherigen Erfahrungen hervorgeht, auch bei dem Glukhorment nicht zu umgehen sein.

Die Zuckerkrankheit gehört zu den Krankheiten, bei denen merkwürdigerweise die entscheidenden Aufschlüsse über ihr Wesen von der Behandlungsmethode herkommen. Das Rätsel einer Krankheit ist eben, ohne Hinblick auf eine Theorie, da anzupacken, wo es Lösung verspricht, und das ist bald bei der Aufdeckung der Ursache, bald bei der Entdeckung wirksamer Behandlung der Fall. Es zeigt sich hier wieder, daß nur die Zusammenarbeit der Völker umfassende Fortschritte in der Wissenschaft erzielen kann. In Deutschland wurden die grundlegenden Experimente für die Erkennung der Zuckerkrankheit durchgeführt, Amerikaner haben ein wirksames neues Heilmittel geschaffen, und daraufhin hat wieder die deutsche Forschung einen energischen Antrieb zu weiterer Forschung erfahren, deren erste Erfolge sich jetzt zeigen.

Abend

Verstaubte Menschen mit durchsonntem Herzen
Erwarten müd' den letzten Abendzug.
Im Dorfe löschen mählich alle Kerzen,
Aus Gärten quillt ein herbstlicher Geruch.

Vier Wandervögel stimmen ihre Lauten:
Ein schlichtes deutsches Lied klingt in die Nacht,
Und junge Menschen, die noch nie sich schauten,
Sind plötzlich nah verwandt und wie erwacht.

Neugierig klettert auf die Felsenwände
Der dicke Mond mit lächelndem Gesicht,
Daß von dem Widerscheine die Gelände
So silbern leuchten wie mit eignem Licht.

Harald Torp

Bei Mahatma Gandhi im Ashram Sabarmati

Von Helene Haußding

Ich hatte alle Brücken in Deutschland hinter mir abgebrochen, um mit Mahatma Gandhi arbeiten zu können, in dessen Idealen sich die meinigen spiegelten, obwohl ich ihm von Anfang an keine Schwärmerei, wohl aber Verehrung entgegengebracht habe. Warm und herzlich war der Händedruck, mit dem wir uns begrüßten, als ich ihm zum erstenmal gegenüberstand. Bapu (Vater) — so nennen ihn seine Jünger — lächelte über meine ersten, für meine Weltkundigkeit wenig schmeichelhaften Erfahrungen auf indischem Boden, und dieses herzliche Lachen ließ mich aufatmen. Der Mann hat Sinn für Humor, war mein befreiendes Gefühl; denn mit einem Menschen leben zu müssen, dem dieser Sinn fehlt, wäre eine Qual für mich gewesen. Mir gefiel seine bestimmte, knappe Art, zu sprechen; er hat keine Zeit, viele Worte zu machen, sein Tag ist vom Morgen bis zum Abend stundenplanmäßig ausgefüllt.

Ich will Bapu schildern, wie er sich mir offenbarte. Unsre Freundschaft wurzelt im Boden gleichartiger Eigenschaften und Naturanlagen, wie Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Arbeitsliebe und Humor. Ich verehre ihn, ohne ihn auf das Piedestal der Gottheit zu erheben, wie man einen Menschen verehren muß, der in Selbstzucht, Selbstaufopferung, Anspruchslosigkeit und Menschenliebe eine seltene Höhe erreicht hat. Ich liebe ihn, weil ich mit unbegrenzter Bewunderung gesehen habe, wie er sich in jede Menschenseele hineinfühlen und ihre Schwingungen mitempfinden kann. Und da berühre ich die Klippe, an der so manches Lebensboot seiner Jünger Schiffbruch erlitten hat. Diejenigen seiner Nachfolger, die sich durchaus auch zu Heiligen machen wollen, werden oft Pharisäer; und andre, die geistig auf keiner hohen Stufe stehen, glauben, durch Beten und Fasten aller Sünden ledig und vollkommen neue Menschen werden zu können; sie verstehen nicht, daß eine Vergewaltigung ihrer Natur sich bitter rächen muß. Ein junger Ashrambruder, dessen Temperament ihn oft fortriß, glaubte durch ein siebentägiges Fasten zu einem zahmen, sanftmütigen Jünger zu werden. Als sich bald darauf doch wieder Wutanfälle einstellten, sagte Bapu zu ihm: »Faste nicht wieder, es hat keinen Zweck.« Während meiner Anwesenheit fastete ein Fanatiker vierzig Tage, um Gott zu schauen; er wollte seinen Meister Mahatma, der einundzwanzig Tage gefastet hatte, überbieten. Geistiger Hochmut muß die Folge sein, wenn der ganze Ashram und seine Umgebung sich dienstbeflissen um den Fastenden mühen, wenn ihm nachher Besuche gemacht werden und das Fasten durch eine Diät aus Fruchtsäften und Obst belohnt wird, Genüsse, die im Ashram sonst ein Luxus sind.

Die Bedeutung des Wortes Ashram ist: Wohnstätte oder Heim. Es gibt in Indien verschiedene Gandhi-Ashrams, Anstalten, in denen meistens mit der Handspinnerei und -weberei auch Schulen verbunden sind. Wir lernten die Baumwolle reinigen und karden; die gekardete Baumwolle, die dann wie leichte, blendend weiße Wolkenflocken aussah, wurde auf einem schräg liegenden Marmorblock über einen kaum zentimeterdicken Eisenstab zu »Punis« gerollt, wie man in Indien die zum Spinnen fertigen, ungefähr zwanzig Zentimeter langen Baumwollwickel nennt. Das Weben ist eine anstrengende Tätigkeit, denn das andauernde Treten, verbunden mit der scharfen Beobachtung des hin und her fliegenden Schiffchens, greift an.

Das Leben in den Ashrams ist mehr oder weniger klösterlich; manche strenge Regel hat sich aber im Laufe der Jahre sehr gelockert. Unter den Lehrern und Angestellten gibt es z. B. viele Verheiratete, obwohl Bapu die Ehelosigkeit gern aufrechterhalten hätte.

Unser Tageslauf begann früh. Um vier Uhr morgens sprang man von dem nicht sehr weichen Lager auf — wir schliefen entweder auf Gurtenbetten oder auf Holzpritschen, worauf eine dünne Matratze lag, aber die meisten hatten ihr Lager auf dem Fußboden —, dann eilte man mit seiner Laterne nach mangelhafter Toilette zum Gebetplatz, der im Sabarmati-Ashram auf einer sandigen Terrasse am Flusse war, in der Regenzeit auf den Steinfliesen vor der Küche. Männer, Frauen, Kinder, sogar Säuglinge hockten um Bapu herum. Der Sänger mit der Zithar, einem langen, lautenartigen Instrument, singt vor, und die Gemeinde antwortet. Die Musik der Inder konnte mich nicht begeistern. Von der Kunst des Tonansatzes haben sie keine Ahnung; sie scheinen in der Stärke die Schönheit zu sehen. Sie öffnen den Mund sehr weit oder sehr breit, singen nasal und wiederholen bis zur Bewußtlosigkeit. Diese Eintönigkeit würde einschläfern, wenn der Tebalaspieler nicht auf seiner Trommel eine ziemlich geräuschvolle Begleitung trommelte, während der Sänger auf seinem Bein oder seinem Instrument den Takt hörbar markiert. Der Rhythmus ist da, sehr sogar, aber man merkt die Absicht und wird nicht nur verstimmt, sondern gereizt, da wir Deutsche mit einer auf Musik eingestellten Seele es nicht gut ertragen können, durch hörbares Markieren fortwährend an den Takt erinnert zu werden. Bei unsern Gebetstunden klappte die Gemeinde sogar laut in die Hände. Ich habe in Privatkonzerten schönere Musik gehört, aber eintönig war sie fast immer. Nach Mondscheinnächten lag ein geheimnisvoller Zauber über der Natur. Der Mond und einige Sterne standen noch am Him-

mel; die Bäume hoben sich schwarz gegen den mattgrauen Horizont ab. Nachtvögel schwirrten in ihre Schlupfwinkel, und die Umrisse eines Hindutempels auf der andern Seite des Sabarmati wurden allmählich sichtbar.

Nach dem Einleitungsgebet erläuterte Bapu einige Stellen aus den Chorälen, und dann wurde noch ein Abschnitt aus der Gita gesungen, ehe wir auseinandergingen. Einige von uns legten sich noch eine Stunde zu Bett, andre fuhren fort, laut singend zu beten. Um sechs Uhr fegte ich meine Zelle, ging dann in die Küche, wo die immer geschäftige Ba (Mutter), Gandhis Frau, schwachen Kaffee oder Milch kredenzte. Um sieben Uhr rief die Glocke zur Arbeit. Wir dürfen uns natürlich vor keiner Arbeit scheuen und müssen alle mit der niedrigsten anfangen, der Reinigung der gesundheitlichen Vorrichtungen. Diese Arbeit, die ich mit einem jungen Arzt, der sich vorübergehend im Ashram aufhielt, zu verrichten hatte, dauerte anderthalb Stunden. Danach badete ich ausgiebig. Ich ging meistens zuerst in den Fluß, dessen Wasser allerdings zur Monsun-, d. h. Regenzeit nicht vertrauenerweckend aussah, denn die Massen gelben Wassers wälzten vieles mit sich fort, was eher schmutzig machen als reinigen konnte; nachher ging ich in das sogenannte Badezimmer, wo ich mit Seife und einem Eimer klaren Brunnenwassers — denn eine Wasserleitung gibt es im Ashram nicht — mein Reinigungsbedürfnis befriedigte. Die Brunnen sind offen. Die Brüstung, die die Mauer oben abschließt, ist an einer Seite offen, an der eine Eisenstange mit einem beweglichen Rade angebracht ist. Über dieses Rad läßt man seinen an einem Strick befestigten Eimer hinab. Ich fand es immer schwierig, den Augenblick zu erhaschen, wo die Schwingung des Eimers sich mir zuneigte, um den gefüllten Eimer zu mir heranzuziehen. Der Inder kennt unsre Badeeinrichtungen nicht und schätzt sie auch nicht. Er gießt mit seinem Lota (Messingbecher) das reine Wasser, je mehr, desto besser, über den Körper, oder er badet im Flusse. Nach meinem Bade nähte ich auf einer verrosteten Maschine Kleider aus Khaddar (handgesponnener und handgewebter Baumwollstoff) für mich und andre, und um zehn Uhr nahm ich die Mittagsmahlzeit in der Küche ein, wo Ba mit einigen Helfern Berge von Chaupati (aus grobem Weizenmehl, Wasser und zerlassener Butter bereitete flache Kuchen) ausrollte, die auf Holzkohlenfeuer schnell gebacken werden. Dazu gab es ein Gemüse und natürlich den obligaten Reis und Dahl (wässeriger Brei aus gelben Erbsen): mit einer Tasse saurer Milch dazu eine ausreichende Mahlzeit. Gewürze, die der Inder so sehr liebt und die mir wie Feuer in den Magen glitten, durften in Bapus Küche glücklicherweise nicht gebraucht werden. Das Hocken auf einem etwa vier Zentimeter hohen Holzbrett vor dem auf dem Fußboden stehenden Zinnteller war nicht einfach; zwar hatte Bapu gesagt, ich solle meine Platte auf ein Holztischchen stellen, aber das ließ mein Ehrgeiz nicht zu. Ich aß, wie die Inder, mit den Händen, aber Flüssigkeiten auf diese Weise vom Teller bis zum Munde zu befördern, ist mir nie gelungen; ich bewunderte meine Kameraden, die das mit wahrhaft affenartiger Geschwindigkeit fertigbrachten.

Bapu aß allein in seinem Zimmer und lebt seit seiner Operation, die zwei Jahre nach seiner Gefangennahme 1922 stattfand, nur von Obst, Milch und Biskuiten, die seine Frau aus braunem Mehl, Ziegenmilch und Ziegenbutter herstellt. Nach dem Essen hält der Inder gewöhnlich ausgedehnte Mittagsruhe, wozu ihn die Sonnenglut wohl berechtigt. Ich tat das selten, denn ich wollte mir den Nachtschlaf nicht verderben, da wir um neun Uhr abends meistens schon im Bette lagen. Ich bereitete mich gewöhnlich für meine Hindistunde vor und ging dann in die Spinnstube. Von vier bis fünf Uhr, nachdem mein Hindilehrer mich verlassen hatte, übersetzte ich häufig fremdländische Briefe, die Mahatma in Massen erhält und die sehr oft in den Papierkorb wandern. Unglaublich, mit welchen Nichtigkeiten man diesen vielbeschäftigten Mann belästigt! Um sechs Uhr, nach dem Abendbrot, ging Bapu eine Stunde spazieren, und jeder konnte sich anschließen; wir gingen bis zu dem Gefängnis, in dem er die ersten Tage seiner Gefangenschaft verbrachte, berührten den Torpfeiler und kehrten dann, manchmal im Laufschritt, nach dem Ashram zurück, um zum Abendgebet pünktlich um sieben Uhr wieder dort zu sein. Er ging und lief wie ein Jüngling trotz seiner unbequemen Holzsandalen. Vom Abendgebet beurlaubte ich mich oft an schönen Abenden, um mit einem jungen chinesischen Freunde einen Mondscheinspaziergang zu machen. Bapu legte sich nach dem Gebet auf sein Bett, aber selbst dort sammelten sich, während ein Ashramjünger ihn massierte, Männlein und Weiblein um ihn; sie belästigten ihn oft, wie ich von einem Freunde, der nur selten in ihrer Mitte war, hörte, mit ziemlich nichtigen Fragen. Ich hatte es mir zum Grundsatz gemacht, den armen Bapu so wenig wie möglich zu stören; aber wenn ich mich mit ihm unterhielt, fiel manches Scherzwort.

Ich möchte nun etwas Licht auf Mahatmas geistige Einstellung zur Politik, sozialen Arbeit, Religion und modernen Technik werfen. Es reiben sich in diesem großen Manne die vergeistigten und praktischen Flächen so scharf gegeneinander, daß es Augenblicke gegeben hat, wo ich in ihm nur den berechnenden, scharfen und klugen Juristen sah, wo ich auf Widersprüche zwischen Theorie und Praxis zu stoßen schien.

Ein großer Politiker in unserm Sinne kann

Mahatma nie werden, weil seine Politik nur für eine Utopie anwendbar ist. Der Inder ist von Natur nicht kriegerisch veranlagt. Da er nun auch das Leben nicht so wichtig nimmt, wird es ihm gar nicht schwerfallen, sich im Ahimsageist, d. h. im passiven Widerstand, zu opfern. Der fünfte Teil der Bevölkerung besteht aus Mohammedanern, die durchaus nicht kampfuntüchtig sind; auch sind sie bessere Kaufleute als die Inder. Der Kampf zwischen Indern und Mohammedanern, der nie aufgehört hat, wenn auch Mahatma alles versucht, um eine Vereinigung herbeizuführen, würde sich unter der Selbstregierung, die die Inder erstreben, nur verschärfen und zugunsten der Mohammedaner ausgefochten werden. Solange die entsetzlichen Klassenunterschiede und der durch die Hindupriester aufrechterhaltene Aberglaube bestehen, ist Indien für eine Selbstregierung nicht reif. Ein glänzender Politiker hätte aus der Non-Ko-Operationsbewegung, die jedes Zusammenarbeiten mit den Engländern ablehnt, etwas ganz andres machen können. Gandhi war viel zu vornehm, viel zu religiös, und so ist diese Bewegung eine tragische Erfahrung seines Lebens geworden. Denn tragisch ist es wirklich, wenn man die im ersten Enthusiasmus erbauten Nationaluniversitäten teils leer, teils dem Verfall nahe sieht; nur wenige zählen noch so viele Studenten, wie es zur Aufrechterhaltung des Instituts notwendig ist, trotzdem viele Professoren auf Gehalt verzichten.

In seiner sozialen Arbeit ist Gandhi einzigartig. Der Brennpunkt seiner Tätigkeit in den letzten Jahren ist Khaddar, Khaddar und wieder Khaddar; denn nur in der Wiederbelebung der Handspinnerei, einer Kunst, die vor der Ausbeutung durch die Ostindische Handelsgesellschaft auf wohl unerreichter Höhe stand, glaubt Gandhi die furchtbare Armut der unteren Klassen und die Not der während der vier Monsunmonate zur Untätigkeit verdammten Kleinbauern heben zu können. Jeder, der zur Swaraj-(Selbstregierungs-)Partei gehört, Männer und Frauen, muß mindestens eine halbe Stunde täglich spinnen. Die Ashrambewohner spinnen natürlich stundenlang, und ihr Ehrgeiz liegt darin, die größte Geschwindigkeit und Feinheit zu erzielen. In den Ashrams wird die Baumwolle vom ersten bis zum letzten Stadium verarbeitet, und auch in kleinen Dörfern findet man Webereien. Die Zusammenkünfte der All-India-Spinnerei finden in Bapus Beisein statt. Nach dem diesjährigen Kongreß in Gauhati unternahm er eine Rundreise durch die Provinzen Indiens im Interesse dieser Arbeit, und es war auf dieser Tour, daß ihn der Schlaganfall in seiner Programmreise unterbrach, von dem er sich aber, wie ich zu meiner Freude höre, allmählich erholt.

Dann hat er in Sabarmati eine Gerberei eingerichtet; natürlich werden nur Felle der eines natürlichen Todes gestorbenen Tiere bearbeitet, denn der Inder soll kein Tier töten. Wir machten einmal den Versuch, kraft eines Separators Butter zu gewinnen, aber die Maschine war mangelhaft, und der Versuch mißlang. Es wird Mahatma so oft der Vorwurf gemacht, daß er sich, wenn er den Gebrauch von Maschinen erlaubt, widerspreche. Zur Ersparung individueller Arbeit hat Bapu die Maschine nie verworfen und ist auch stets bereit, jede neue Erfindung zur Vervollkommnung des Spinnrades eigenhändig zu erproben. Er fährt im Auto, wenn es Zeitersparnis für ihn bedeutet. So fuhr er jede Woche einmal nach der Universität, die eine halbe Stunde entfernt war, um die Bibel zu erläutern; eine Freundin aus Ahmedabad schickte ihm ihr Auto, das stets eine Viertelstunde früher ankam. Konnte er den Ashram nun etwas früher verlassen, so ging er eine Strecke zu Fuß und ließ das Auto folgen, weil er jederzeit lieber geht als fährt. Auf diesem Wege erinnerte ich mich an eine Unterhaltung, in der ich meine Bewunderung über Henry Ford ausgesprochen hatte, den ich einen Idealkapitalisten nannte. Diese Unterhaltung war unterbrochen worden, denn im Ashram werden Unterhaltungen fast immer unterbrochen durch die vielen Besucher, die von fern und nah, besonders aus Amerika, täglich von drei bis vier Uhr zu Bapu kommen. Das nun folgende Auto war ein Ford. Ich fragte: »Bapu, warum erlaubst du den Gebrauch eines Dampfpfluges nicht immer, da Mr. Andrews (einer seiner besten Freunde) ihn doch den Bauern einmal zur Verfügung stellen durfte, um ihre Ernte zu retten?« — »Nein,« sagte er, »dadurch würden soundso viele Arbeiter arbeitslos.« — »Aber, Bapu, du würdest deine Ernte lieber verderben lassen?« — »Ich würde es als Gottes Fügung ansehen und mich darein schicken.« Das war zu viel für mich, und ich rief aus: »Nein, Bapu, das würde ich nie tun! Wenn ich auch ein unbedeutender kleiner Sparrow bin (Bapu hatte mir den Namen ‚Sparrow' = Spatz gegeben), so ist ein Atömchen Gottheit doch auch in mir, und ich würde den Kampf mit Gott aufnehmen.« Da sah er mich mit seinem warmen Lächeln an und meinte: »Du kannst wohl recht haben, Sparrow.« Da kam das Auto, und ich öffnete ihm die Tür mit den Worten: »So, nun steig nur in den Ford, ich hasse Autos und gehe lieber zu Fuß.«

Er ist der Herausgeber der Zeitschrift »Jung-Indien«, für die er jede Woche einen langen Artikel schreibt; daneben hat er unzählige Schreibereien, die er teils in die Maschine diktiert oder in einer Schweigestunde, die niemand unterbrechen darf, selbst niederschreibt. Montags ist sein Tag der Stille, an dem er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht redet.

Seine Religion? Er ist Vishnaivit, Verehrer des Gottes Vishnu, einfach, wie er mir sagte, weil er als solcher geboren wurde. Er läßt die übliche Haarsträhne auf seinem glattgeschorenen Haupte wachsen, aber er kämpft mit Ernst gegen den geradezu gefährlichen Aberglauben, der das Volk so demoralisiert hat, daß es in den Händen der Priester ist, die oft das Geld, das sie von den Ärmsten erpreßt haben, zur Befriedigung ihrer Lüste verwenden. Unter den Sikhs, einem im nördlichen Indien wohnenden Stamme, entstand vor einiger Zeit eine heftige Bewegung gegen die Priester, die ein lustiges Leben mit Tanzmädchen führten, und schließlich gelang es den jungen Leuten, unterstützt von ihrem Maharadscha von Nabha, sich ihrer zu entledigen. Die Sadhus, die mit aschebeschmierten Gesichtern, halbnackt, wohlgenährt und mit Ketten behangen, ihr Bettelhandwerk betreiben und das leichtgläubige Volk, das keine Schulbildung hat, in Furcht jagen, um es auszubeuten, sind gefährlicher als die Pest und müßten ausgerottet werden. Wie oft hört man, daß Frauen in Abwesenheit ihrer Männer jedes Sparpfennigs beraubt worden sind, oder daß durch Explosionen und sonstige Überraschungen Verstecke der Sadhus bloßgelegt wurden, die Tausende von Rupees zum Vorschein brachten. Die Sanyasis, Menschen, die sich wie die Sadhus für Heilige halten, aber nichts weiter als Faulenzer und Tagediebe sind, leben in der Zurückgezogenheit, wobei sie sich nicht die häßlichsten Plätze aussuchen, und gehen mit ihren Bettelschalen durch die Basare. Das Land braucht jedes Atom von Intellekt, um das Volk zu erziehen und aufzuklären, aber diese Menschen saugen das arme Land mehr aus als alle andern Ausbeuter. Bapu kämpft seinen Kampf gegen diese Krebsschäden des Aberglaubens, indem er die Unberührbarkeit abzuschaffen sucht; aber der Europäer kann sich keine Vorstellung von der Schwierigkeit seiner Aufgabe machen. Die Unberührbaren sind die niedrigste der fünf gesellschaftlichen Klassen und tragen meistens ein halbes Dutzend Ringe am äußeren Ohrläppchen; die Frauen schmücken sich mit unzähligen Armbändern an Beinen und Armen; dann schrauben sie sich kleine oder größere Rosetten aus falschen Diamanten oder Edelsteinen durch die Nase, und eine Frau habe ich sogar gesehen, die einen armbandgroßen Ring in der Nase trug, den sie beim Essen hochhalten mußte. Diese Klasse — man nennt sie auch oft »Sweeper« oder Kehrerklasse — ist so verachtet, daß selbst der geringste Handwerker ihre Berührung vermeidet.

Ein kleines Beispiel als Erläuterung. In Verbindung mit dem Fabrikkrankenhause, wo ich als Oberin die letzten Monate in Ahmedabad arbeitete, hatten wir eine Krippe, in der die Kinder der Fabrikarbeiterinnen tagsüber beaufsichtigt wurden. Mrs. Greenhalgh, die unendlich warmherzige und mütterliche Frau des Spinnmeisters, arbeitete dort unbesoldet, einfach aus Liebe zur Sache. Jeden Morgen wurden die Kleinen gewaschen, und eines Tags setzte sie zwei Kinder in die Badewanne. Die Mutter des einen Kindes ging mit Fäusten auf die arme Mrs. G. los. Die rief weinend einen Dolmetscher herbei, mußte sich aber von ihm klarmachen lassen, daß sie ein großes Kastenverbrechen begangen habe, indem sie das Kind eines Sweepers mit ihrem Kinde in demselben Wasser baden wollte.

Ein andres glänzendes Beispiel der Tyrannei des Aberglaubens ist die Geschichte meines in Begleitung Bapus in den beiden größten Hindutempeln in Benares ausgeführten Besuches. Ich hatte keine Ahnung, daß während Bapus Besuch in Benares ein Tempelbesuch auf dem Tagesprogramm stand, sondern wußte nur, daß Bapu und seine Frau in der Ganga baden wollten, und daß Mahatma nachher irgendwo eine Rede zum Gedächtnis des von einem fanatischen Mohammedaner ermordeten Swami Shraddhanand, eines Hindus, der vielleicht auch nicht ganz vom Fanatismus freizusprechen war, halten wollte. Bapu und sein Führer gingen voran, seine Frau und ich hinter ihm, und dann sein übriges Gefolge, zwei und zwei, umgeben von Studenten, die eine Kette gegen die Volksmenge um uns bildeten. Nach dem Bade ging es durch enge Straßen und Gassen, und plötzlich traten wir in einen Tempel ein. Ich zog hastig meine Schuhe aus und sagte ihnen im stillen ein »Auf Nimmerwiedersehen!« Am liebsten wäre ich umgekehrt, hätte ich gegen die Menge angekonnt, denn ich wußte, daß kein Weißer einen Hindutempel betreten darf. Eine abwehrende Hand streckte sich vor mir aus; in demselben Augenblick legte sich Bapus Arm um mich, und er erklärte, daß auch er nicht weitergehen würde, wenn man mir den Eintritt wehrte, denn ich wäre Buddhistin und als solche Hindu. So folgte ich ihm von einem entsetzlichen Götterbilde zum andern, und am andern Tage war ganz Benares in Aufregung über diesen Besuch einer Deutschen in den beiden größten, bisher noch unentweihten Tempeln. Die Priester haben den ganzen Tag durch Reinigungsmittel, wie Kuhdung, die Ketzerspuren meiner Fußtritte zu verwischen gesucht. Die Zeitungen beschäftigten sich monatelang mit dieser Angelegenheit; teils griffen sie Mahatma an, teils verteidigten sie seine Handlungsweise. Bapu aber schrieb mir, nachdem er einige dieser Artikel gelesen hatte: »Ich bin erfreut, daß dem Aberglauben ein solcher Schlag versetzt worden ist.«

Als der schon erwähnte Hindu auf seinem Krankenlager von dem Mohammedaner erschossen worden war, fand Mahatma in einem

Artikel in »Jung-Indien« sogar versöhnende Worte für den irregeleiteten Bruder. Er liebt eben mit einer allumfassenden großen Liebe auch den erbärmlichsten Sünder, und es ist diese allverstehende Liebe, die mir in seiner Gegenwart stets das Gefühl des Geborgenseins gab. Es umgibt ihn eine Atmosphäre der Reinheit, die es wohl zur Unmöglichkeit macht, in seinem Beisein eine Lüge auszusprechen. Er wird selbst seinen Gegnern gegenüber nie aggressiv, sondern vertritt seine Meinung in juristisch präziser, klarer, stets vornehmer Weise. Als Saklatvala (indisches kommunistisches Mitglied des Parlaments) während seines Besuches in Indien Gandhi durch die Zeitung aufforderte, zu seiner Partei überzutreten und mit ihm zu arbeiten, suchte Bapu ihn in warm brüderlicher Art von der Unmöglichkeit einer Zusammenarbeit zu überzeugen und gab dabei seiner Achtung für seinen Gegner Ausdruck. Saklatvala, den ich persönlich kennen und schätzen lernte, ist ein tapferer Kämpfer für das, was er für das wahre Heil seines Volkes und der ganzen Menschheit hält, und ich werde die Antwort nie vergessen, die er meinem Freunde, einem schwerreichen Fabrikbesitzer, in dessen Hause wir dinierten, gab. Mein Freund gab zu, daß jeder Reiche die Pflicht habe, nach Möglichkeit zur Hebung des allgemeinen Elends beizusteuern, aber er sähe kein Unrecht darin, wenn er ein Schwimmbad in seinem Hause habe und seinen Kindern Pferde und eine eigne Schule hielte, was man natürlich nicht jedem Menschen geben könne. Zum Schluß warf er die Frage auf: »Wenn ich dreißig Affen ein gutes Diner gebe, was wird geschehen?« Saklatvala antwortete: »Diese Frage könnte ein Kommunist gar nicht stellen, und dann werden Sie meine Antwort auch nicht verstehen, die lautet: Geben Sie dreißig Affen dreißig Diners.« Saklatvala ist eben Politiker und kämpft mit scharf geschliffenen Waffen, und auch er hat Kerker und Not für seine Sache gelitten. Aber ein Zusammenarbeiten mit Mahatma würde andauernd Reibeflächen bieten. Bapu hat die tragische Erfahrung gemacht, daß die Massen noch nicht für die Verantwortlichkeit der Selbstregierung reif sind, und es ist seine feste Überzeugung, daß nur einem gereiften und geläuterten Volke die reife Frucht im rechten Augenblick in den Schoß fallen wird.

Joseph Freiherr von Eichendorff

Ein Hornruf tönt ins Tal vom Tannenhang,
Sanft schwellend wie des muntern Quellbachs Rauschen.
Bezaubert muß ich stillestehn und lauschen
Im grünen Grund dem wundervollen Klang.

Am Weg ist einer Mühle Rad im Gang,
Um das sich Erlenhecken buschig bauschen.
Hoch über gelben Ährenfeldern tauschen
Laut ihren Gruß die Lerchen im Gesang.

Aus dem gereiften Korn hell jauchzend schreitet
Ein Wanderbursch, jungfrischen Angesichts,
Und späht, wo sich zur Rast ein Schatten breitet.

Sein schallend Lied verhallt im Glanz des Lichts,
Eh müd' ins Moos am Wald er niedergleitet ...
Das war die Stimme deines Taugenichts.

Christian Schmitt

Fauler Friedrich

Von Max Jungnickel

»Na, fauler Friedrich?«

Die Uhr tut, als ob sie mich nicht versteht. Es ist eine große, alte Uhr mit einem mächtigen Zifferblatt, das wohl einmal weiß war und dann vom Pfeifenrauch gelblich wurde. Die Zahlen auf ihrem breiten Gesicht sind mit Blumenranken durchwoben. Unten rasselt ein großes Pendel. An den Ketten hängen Gewichte, verrostet grün — eiserne Tannenzapfen. Und die Uhr ächzt und stöhnt.

»Bist du schon taub geworden, fauler Friedrich?«

Jetzt knurrt die Uhr: „Weshalb nennst du mich denn immer fauler Friedrich? — Mein Herr hat nie so von mir gesprochen.«

»Aber der Lehrer nannte dich doch so.«

»Ja, ja, der Lehrer. Mein Herr, der Bauer, hat ihn oft ausgelacht, weil er den ganzen Tag über seinen Büchern saß und ganz vergaß, die Schwalben um sein Dach fliegen zu sehen. Mein Herr, der Bauer, hatte immer Zeit. Er hatte Zeit zur Arbeit, er hatte Zeit zum Tanz, zum Gebet; er hatte sogar Zeit auf dem Krankenbett und Zeit zum Sterben. — Wie sagte er doch immer zum Schullehrer: ‚Willst du Pflaumen essen, darfst du die Kerne nicht verfluchen.' — Oh, seine letzten Jahre! — Wenn er in den letzten Jahren, draußen vorm Fenster, unterm Nußbaum saß! Wie er lächelnd nachdachte! Er schrieb an seiner Familienchronik. Aber er schrieb nicht so wie der Lehrer, so mit Feder und Tinte und aufs Papier. Er schrieb mit den Augen die Familienchronik an die Giebelwand von Haus und Scheune. — Und dann wurde er krank. Er ließ mich an sein Bett, in die Hofkammer kommen. Oh, mich hat er immer so geliebt! Ich sah immerzu in seine Augen; denn er lag im Bett, am Fenster. Ganz große Augen hatte er, größer noch als überreife Schwarzkirschen.

»Es war Winter. Draußen brannten sie die Hoflaterne an. Es schneite. Die Schneeflocken kreiselten ums Licht der Hoflaterne; schnell, ganz schnell und dann immer schneller. Und plötzlich klatschte er in die Hände und rief zur Bäuerin, die bei ihm saß: ‚Du, Alte, wie ein Karussell! Oh, ich möchte noch einmal mit dir Karussell fahren!' Und dabei war er älter als ich. Und seine Frau war auch schon welk. Und dann summte zierlich klein eine Mücke lange um die Lampe vor seinem Bett. ‚Eine Mücke im Winter!' so rief er wieder. Ach, Alte, Alte, weißt du noch, wie jung wir mal waren! Ich war ein Schlimmer!' Die Bäuerin wehrte, schmerzlich lächelnd, ab. ‚Na, sag's nur, daß ich mal ein Schlimmer war!'

Und auf einmal hatte er sich im Bett aufgesetzt und küßte die Bäuerin auf den alten welken Mund. Und er lachte hell auf. Die Bäuerin war verwirrt und erschrocken wie ein junges Mädchen. ‚Ja, ja, Alte, so schön schmecken sie nicht mehr wie damals, als ich mit dir, zum erstenmal, nach Hause ging vom Tanz. — Was hast du eigentlich damals von mir gedacht, Emile?'

Die Frau kroch in sich zusammen wie ein Schulmädchen, das sich schämt: ‚Was ich von dir gedacht habe, Friedrich? — Oh, der! Der Wilde! Was will denn der mit seinen großen Augen mit mir machen?' —

Da wurde mein Herr, der Bauer, ernst und sagte: ‚Emile, wirst du mir auch die Augen zudrücken können? — Wenn's nicht geht, nimm aus der Lade einen alten Silbertaler und drück' ihn mir auf die Augen, dann gehen sie bestimmt zu. Leg' dich schlafen! Wenn's soweit ist, dann ruf' ich schon.'

Sie ging kopfhängerisch hinaus. Mit dem Schürzenzipfel wischte sie sich das Wasser aus den Augen.

Als der Morgen erwachte, brannte die Lampe immer noch. Der Milchwagen ratterte aus dem Hoftor, zur Stadt. Seine Glocke hämmerte auf Messing eine Melodie. Und da sah ich ganz tief in seine Augen. Und er flüsterte wie zu einer Freundin zu mir auf: ‚Nicht wahr, wie auf einem Karussell?' — Und dann sagte er nichts mehr. Es lag wie ein Jubeln auf seinem Gesicht. Er war tot. Sein rechter Arm lag auf der Bettdecke wie eine alte Bauernwurzel. — Hernach mußten sie wirklich den Silbertaler holen und seine Augen zudrücken. —

Mein Herr, mein Bauer, fühlst du mich noch?

Horch — horch —, es — weht — der — Wind.

Mein Herr, mein Bauer, fühlst du mich noch?

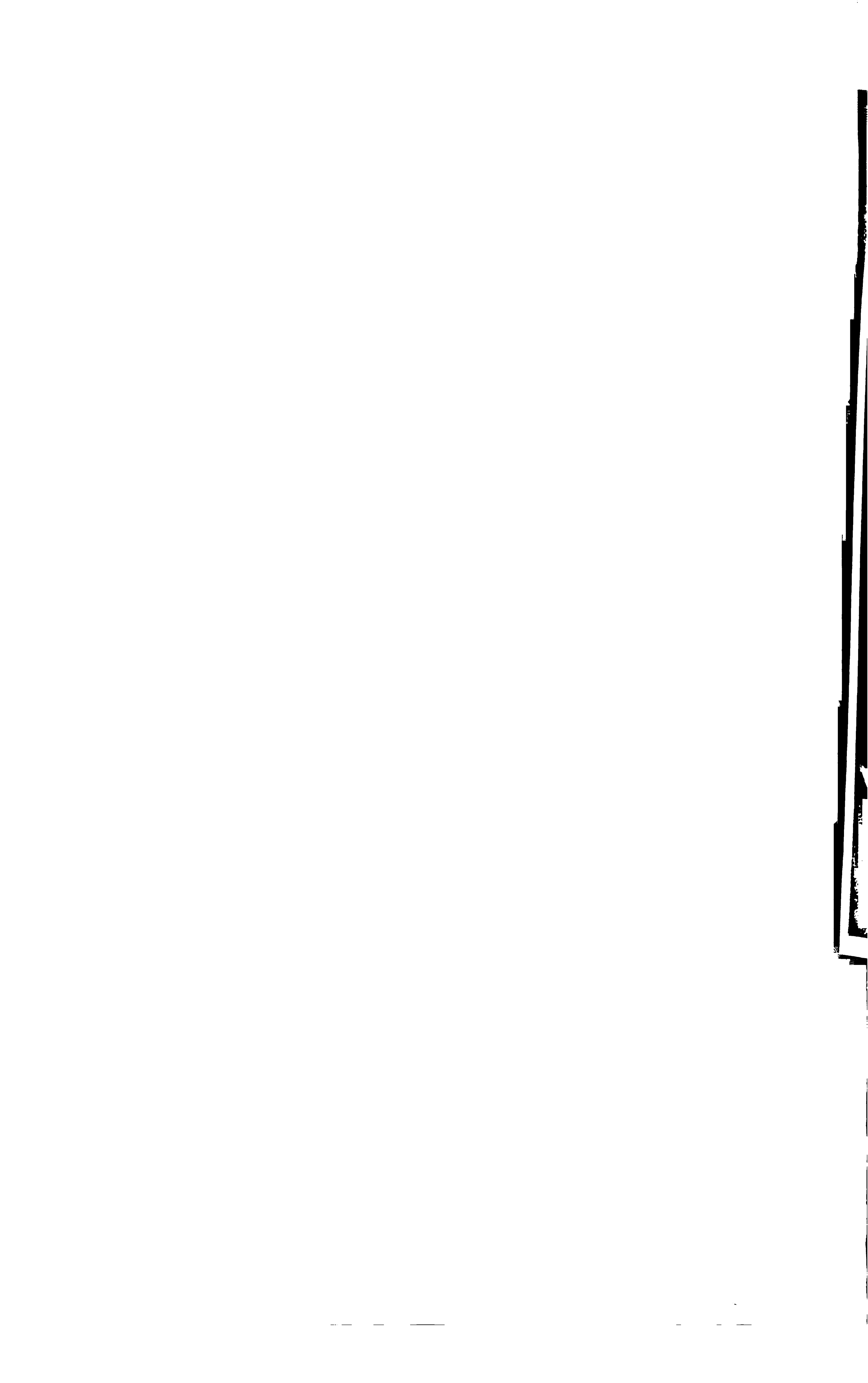
Bauer — ist — Schwester — kind. —

Hund — und — Pferd — Bruder — kind.

Mein Herr, mein Bauer, hörst du mich noch?« —

Und nun geht eine sonnige Verklärung über die alte, müde Uhr.



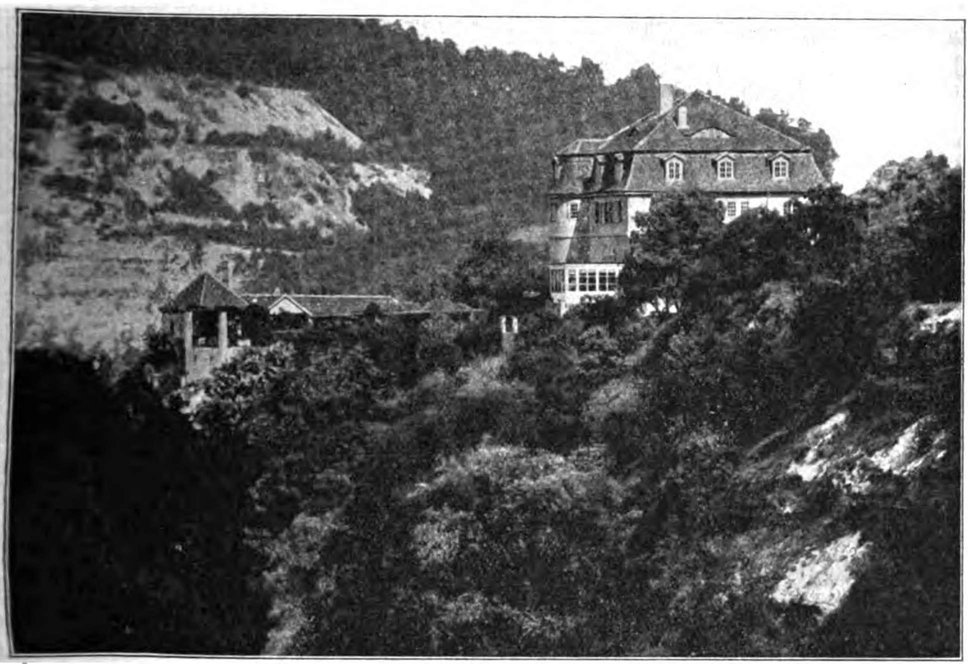




Wolf Röhricht: Stilleben

Aus der Herbstausstellung der Berliner Sezession 1926





Das Wohnhaus Schultze-Naumburgs in Saaleck

Seelenvolle Wohnhäuser

Gedanken zu den Bauschöpfungen von Prof. Dr. h. c. Paul Schultze-Naumburg

Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Expressionismus war die Vergewaltigung der Seele durch das Seelenlose, durch das Geometrische, Stereometrische, Anorganische.

Erst hatten wir ihn in der Literatur, in der er gottlob überwunden ist. Dann spukte er zwei Jahrzehnte lang durch die Malerei und machte Bilderausstellungen zu Lachkabinetten. Auch die Ornamentik der Kleidermode bekam ein Spritzerchen — das Batik, das für den Geschmack von Südseeinsulanern gewiß wunderschön war. Dann, als auch dies unmodern wurde, begann die Bühne: wir mußten auf blöde Riesentreppen starren, die den Rütli darstellen sollten. Nun fängt als letzte die Baukunst an — reichlich spät, sie muß sich sputen, will sie den Anschluß nicht versäumen.

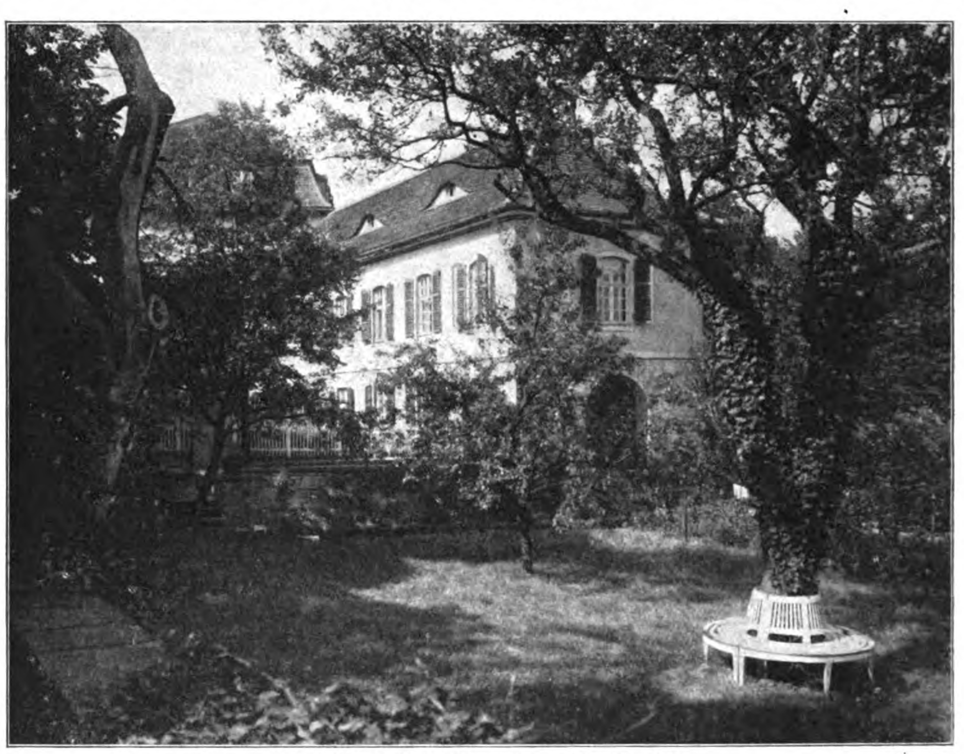
Es sei einmal die Frage erlaubt: Müssen wir eigentlich alles das mitmachen, was irgendwer, der gerade nichts Besseres zu tun hat oder Geld verdienen oder um jeden Preis auffallen will, uns vorredet?

Da tauchte z. B. eines Tages der literarische Expressionismus auf, und eines Tages war der literarische Expressionismus wieder tot. Gut. Heute weiß jeder Kunstjüngling, daß dieser Expressionismus ein Irrweg gewesen ist, der kaum einen wirklichen Wert geschaffen und gewiß keinen echten stillen Menschen innerlich bereichert hat. Heute pfeifen das die literarischen Spatzen von den Dächern, und das muß uns Zehntausenden, die wir während der Jahre des Expressionismus das ganz genau auch schon gewußt und gesagt und geschrieben haben, eine wehmütige Befriedigung geben.

Aber wieviel törichte theoretische Erklärungen und wieviel überschwengliche Lobhudeleien haben wir in den Jahren seiner Blüte über diesen Unfug — denn das war es zumeist — lesen und hören müssen, wie viele urteilslose Menschen sind auf die zum größeren Teil doch ganz entsetzlich albernen Produkte dieser Literaten und Maler hereingefallen, wieviel Köpfe sind verdreht worden, die nunmehr von der neuen Sachlichkeit oder einer andern Mode wieder zurechtgerückt werden müssen! So ist die Frage wohl erlaubt und zugleich beantwortet: Mußten wir wirklich jahrelang vor lauter deutscher Objektivität und, um nur ja nicht ungerecht gegen »Werdende« zu sein, in diesem trüben Wässerlein mitschwimmen?

Übrigens: Werdende! Zumeist waren es höchst gerissene Jüngelchen, die, beseelt vom Geiste des Hausvogteiplatzes, ihre neueste Konfektion priesen und die »Konkurrenz« mit allen Mitteln lächerlich machten.

Es hat sich eine merkwürdige Angst, ja geradezu Feigheit im Volke breitgemacht, eine Angst davor, den Anschluß an das Allerneueste



Wohnsitz Schultze-Naumburgs in Saaleck

zu versäumen. Vor nichts haben die Zeitgenossen eine so hosenschlotternde Angst wie davor, altmodisch zu sein. Man will heute viel lieber ein Narr mit den Neuesten als ein Weiser mit den Gestrigen und den Ewigen sein. Man sieht eine neue Richtung niemals kritisch an und fragt: Gibt sie B e s s e r e s als das, was wir hatten? Nein, man liest, daß die diesjährige Mode Gandhi oder Shaw, Mazdaznan oder Punktroller, Dadaismus oder Ekstatismus verlangt, und also trägt man die neue Mode, eben weil sie Mode ist. —

Augenblicklich scheint im Hausbau der Bauhausstil des Walter Gropius der dernier cri werden zu sollen, und die kritiklosen Nachläufer, die blindlings jeden Neuerer als den diesjährigen, endlich erschienenen, endgültigen Messias preisen, mögen dieser Mode nachlaufen, wie sie dem Expressionismus der Literatur nachgelaufen sind. Nur wollen wir andern uns das Recht wahren, zu sagen, daß diese neue Weisheit zu einem Teile durchaus keine neue Weisheit ist, sondern von dem unvergeßlichen Messel (Warenhaus Wertheim) oder von Bonatz schon längst besser und schöner in steinernen Predigten gelehrt und hingestellt wurde. Und daß diese »Weisheit« zum andern Teile — Narrheit ist.

Es ist einfach nicht wahr, daß unser zu einem Teil auf Technik eingestelltes Leben nun unbedingt überall Technik haben und sehen will. Die Technik ist eine Dienerin, die uns als Auto und Radio, Füllhalter und Schreibmaschine, Flugzeug und Telephon höchst nötig, nützlich und angenehm ist. Aber in den Bezirken unsrer Seele hat Technik nicht das mindeste zu suchen. Wir genießen die feinen Humore, wir lachen über einen glänzenden Witz, wir plaudern mit klugen Freunden, wir lesen ein wertvolles Buch, wir entzücken uns an Blume und Stein, Bild und Bau, wir lieben und wir hassen ganz ohne die Technik, weil die Seele selbst eines Monteurs eben eine Seele ist und mit Technik nicht das geringste zu tun hat.

Zu unsrer Seele aber gehören in gewissem Sinne auch unsre Kleidung und unser Haus, soweit sie Ausdruck unsrer Gesamtpersönlichkeit sind. Ein Taucheranzug ist mit Recht ein ganz und gar technisches Ding, vielleicht ist auch ein Skianzug nichts andres als technisch. Aber einen Gesellschaftsanzug oder ein Werktagskleid nur technisch ausbilden zu wollen, ist nicht viel andres, als einen Taucheranzug zum Diner tragen oder in Skihosen am Familientisch sitzen zu wollen! Eine Autogarage, ein Transformatorenhaus, eine Fabrik sind technische Dinge, und niemand verlangt etwas andres von ihnen als nüchterne Sachlichkeit und Zweckdienlichkeit. Aber ein W o h n h a u s ist nur bei wenigen Menschen und auch bei diesen nur zu einem ganz unwesentlichen Teile ein reines Zweckgebilde,

zum wesentlichen Teil aber soll es der Ausdruck der Seele des Bewohners sein, und eine Seele hat mit Technik nichts zu schaffen. Natürlich ist das Bad, der Abort, die Werkstatt ein Zweckraum, und man wird ihn weiter — genau so wie es die besten Baumeister bisher taten — ganz ohne Rücksicht auf Seele bauen und ausstatten. Aber wie entsetzlich, wenn nun auch das Äußere eines weinumsponnenen Landhauses, eines im Garten träumenden Schlosses, eines geliebten Eigenheims lediglich als Zweckgebilde aufgefaßt wird und gestaltet werden soll! Womöglich der Wohnraum einer geliebten Frau, das Spielzimmer der Kinder und die Schlafstube eines braven Philisters ganz in »kubische Ballungen« aufgelöst und in trostloser Sachlichkeit hingestellt werden sollen!

Mein Gott, seht doch, wie sich das Reh in die Fichtendickung eindrückt, wie das Kaninchen sein lustiges Höhlenreich buddelt und der Reiher seinen adligen Horst in die Krone der Eiche baut! Gropius will eine große Kiste für das Reh und eine kleine Kiste für das Kaninchen und eine mittlere Kiste für den Reiher bauen. Wie glücklich werden die Tiere in seiner Jahrmarktsbuden-Menagerie wohnen!

Immerhin: Es sind Tiere. Aber sollte man es für möglich halten, daß man heute tatsächlich



Gartenparterre in Saaleck

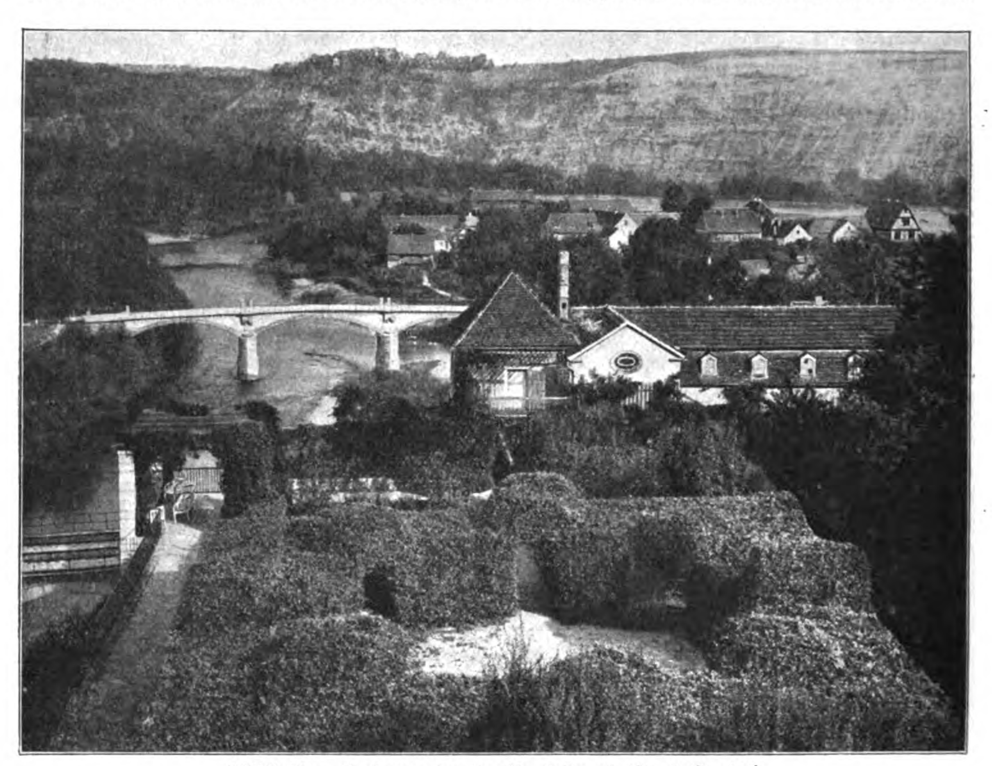


Toreinfahrt von innen in Saaleck

für Menschen, für Charaktere, für Anlagen, für geistige Wesenheiten die Behältnisse als kahle Steinkisten in Konfektion herstellen will?!

Mit Recht ist das Wort von der Wohnmaschine gefallen, deren Teile fix und fertig von einer Fabrik im Tausend hergestellt werden und dann blindlings an einen Gebirgssee, in ein Waldtal, in eine Großstadt hineingebaut werden sollen. Wie weit muß die rassefremde Seelenlosigkeit unsrer Zeit gekommen sein, daß solche Gedanken offen ausgesprochen werden dürfen! Haben diese Köpfchen nie gefühlt, daß ein Haus einerseits Teil einer Landschaft und anderseits Ausdruck des Besten ist, das der Mensch hat: seiner Seele? Ist nicht Dürers hochgiebliges Fachwerkhaus und Lenbachs prunkhafte Renaissancevilla, ist nicht die Burg am Berge und die Mühle im Tal, das Schweizerhaus wie das niedersächsische Bauernhaus Ausdruck von Seele und Volkstum?

Wer die theoretischen Darlegungen dieser Bauhausleute liest, der kommt um den fatalen Gedanken nicht herum: Ich soll hier durch ein offenbares »Geseire« dumm geredet werden. »Man empfinde den Raum und alles, was darin ist, das geheime Fadennetz seiner Dimensionen als etwas Erstmaliges, Elementares. Man nehme alles, was darin geschieht an Form, Bewegung, Wort und Ton, als ein Naturereignis.« Was sollen diese (über den Bühnenraum geschriebenen)



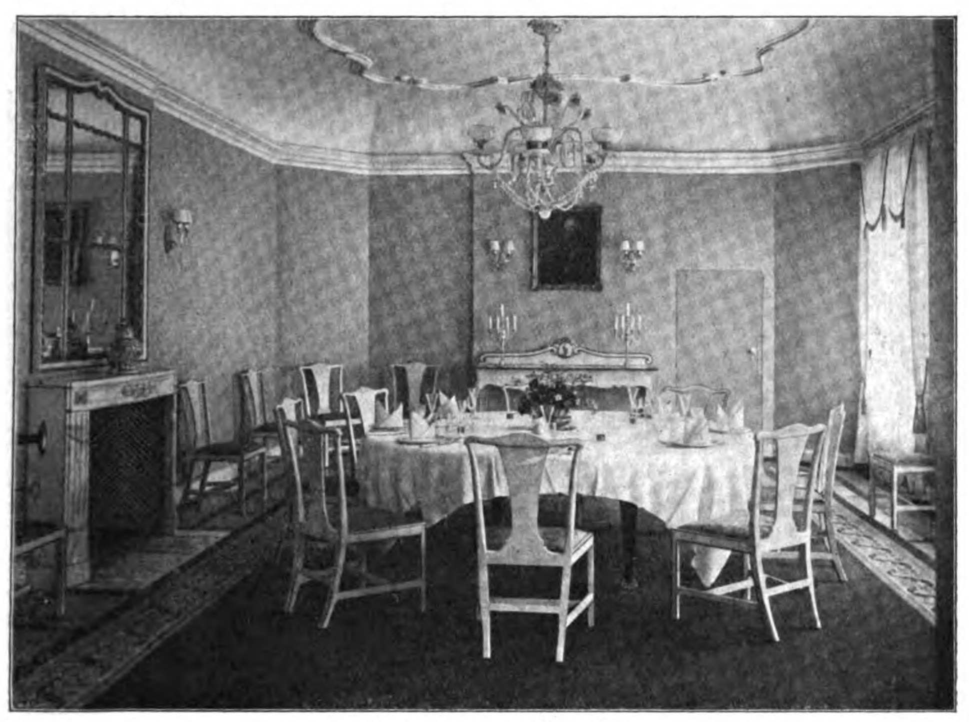
Blick über Heckengarten in Saaleck und Dorf Saaleck

Worte eigentlich besagen? Weshalb soll ich einen Raum als »Erstmaliges« empfinden, ich weiß doch ganz genau aus tausend Erfahrungen, daß er es nicht ist! Und ich habe doch tausendmal erlebt, daß seine Größe und Form eine Stimmung wiedergibt, die nur dann, wenn sie der Stimmung der Bewohner entspricht, Behagen schenkt. Warum soll ich alles, was in einem Raum geschieht, »als Naturereignis nehmen«? Das ist doch zu einem Teil eine Plattheit, zum andern eine Albernheit!

Ein gutgebautes Haus hat ein Gesicht, genau wie ein Mensch. Und ebenso wie ein Mensch nicht kreisförmige Augen, prismatische Nase und ovalen Mund hat, sondern gerade in den hunderttausend Abweichungen von der Geometrie und Stereometrie seine Seele zeigt, genau so sind auch ein Haus und ein Raum, die bloß angewandte Mathematik und Technik sein wollen, seelenlos wie die aus mathematischen Figuren zusammengesetzten Gesichter gewisser Anzeigen von Schuhputz- und Lampenölfabriken. Das berühmte Bauhaus ist eine grauenhaft öde, seelenlose Konstruktion; als Fabrik, als Zweckbau meinethalben entschuldbar, so wie wir ja schon unzählige ebenso sachlich-seelenlose und ebenso zweckmäßige Bauten als Fabriken überall im schönen Vaterlande haben. Wenn es bescheiden als Zweckding hingestellt wäre, würde man ihm gern die »Schönheit« (im übertragenen Sinne) zubilligen, die auch ein Sägegatter, ein Sattel, eine Nähmaschine haben. Als Typus eines neuen Stils, gar eines Wohnhauses für lebendige Menschen — brr!



Bibliothek in Saaleck



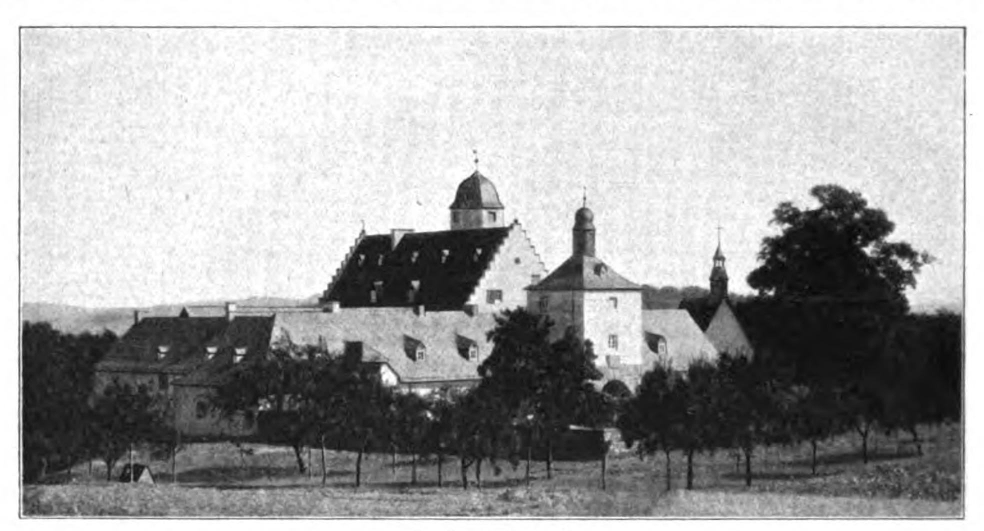
Speisezimmer in Saaleck

Ein Haus ist ein Kunstwerk; bisher zählten sich die Architekten mit Recht zu den Künstlern. Die Fabrikanten solcher Monstrositäten sind Reißbrettmenschen, die ihre Seele vergewaltigt haben, um nur auf alle Fälle etwas ganz Neues und Auffallendes zu ertifteln.

Einige Beispiele mögen deutlich machen, was ich meine, und ich wähle mit Absicht die Bauten eines der Stillen im Lande, des Architekten Prof. Paul Schultze-Naumburg. Ich will damit nicht sagen, daß seine Häuser die einzigen möglichen Lösungen geben. »Die Lösung« nämlich gibt es ebensowenig wie es »das« Gesicht oder »das« Kleid gibt. Und ich will ebensowenig sagen, daß ich jedes dieser Häuser als mein Haus haben möchte. Auch das würde ja bedeuten, daß eine fabrikmäßig herstellbare »Wohnmaschine« möglich ist. Schultze-Naumburg steht, wie jeder Künstler, auf



Schloß Jalkowicz bei Varasdin



Jagdgut Hofpelt

den Schultern andrer Künstler vor ihm, so wie andre auf seinen Schultern stehen. Hüten wir uns davor, vom Künstler immer etwas ganz Neues, Verblüffendes zu verlangen! Ich glaube, daß dies Verlangen etwas völlig Undeutsches ist, das lediglich dem Profithunger der Modeschöpfer entspricht. Dies Verlangen, immer etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes zu schaffen, ist nichts als der tiefgeheime Wunsch nach Abbruch der organischen Entwicklung, nach Zerstörung des natürlichen Wachstums. Wie vielen Künstlern hat dies Verlangen nicht schon geschadet! Goethe hat uns gelehrt, im Stamm der Pflanze die weiterentwickelte Wurzel, in der Blüte das weiterentwickelte Blatt, in der Frucht die weiterentwickelte Blüte zu sehen — alles ist »Blatt«, und unmerklich leise entwickelt sich eines aus dem andern, jedes dem vorherigen ähnlich, und jedes vom vorherigen verschieden. Gewisse Zeitgenossen scheinen ein starkes Inter-



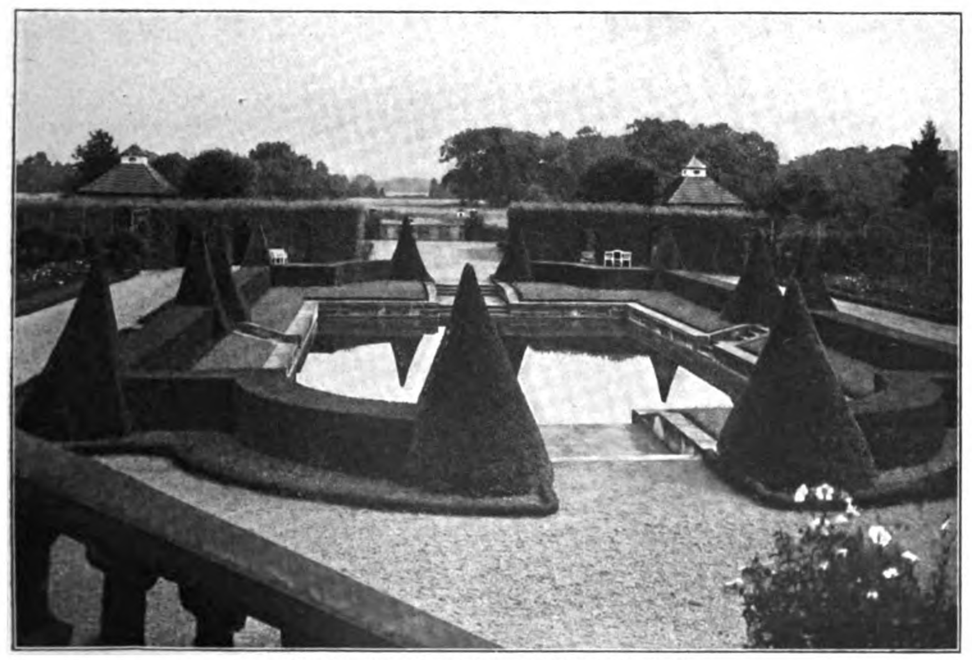
Jagdgut Hofpelt



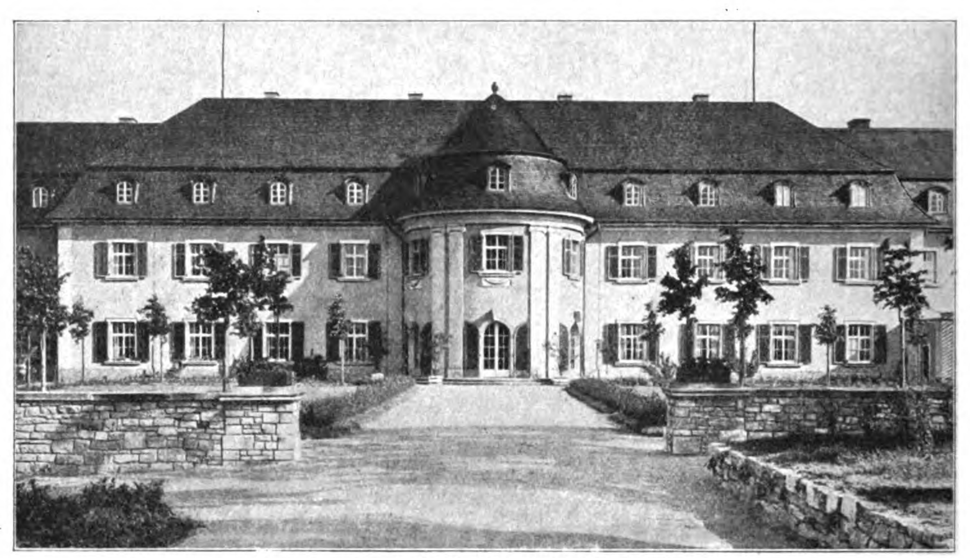
Jagdgut Hofpelt

esse daran zu haben, diese natürliche Entwicklung der Volksseele und damit des Volksstiles zu zerschlagen: Der Baum soll quadratische Blätter und soll würfelförmige Früchte tragen; handelt er anders, so ist er altmodisch.

Es gilt als ein Zeichen kleiner Geister — der Gedanke steht, wenn ich nicht irre, bei Goethe —, im Kunstwerk überall die Anklänge zu finden; es ist ein Zeichen überlegenen Geistes, das Neue darin zu erkennen. Niemand ist so schnell



Garten und Park des Schlosses Neudeck



Mittelbau des Schlosses M. in Mitteldeutschland

bei der Hand mit dem Urteil »Nachempfunden« wie der Zweitklassige, niemand findet in einer Melodie, einem Bilde, einem Hause so schnell, wie er, das, was er schon einmal gehört oder gesehen hat. So wird ein solcher auch vor den Werken des Thüringer Meisters schnell bei der Hand sein mit seinem Urteil: Das gab es doch schon im Empire, im Rokoko, in der Renaissance.

Gewiß ist das wahr. Schultze-Naumburg ist kein »Neutöner«, der verblüffen will — er will bloß Häuser bauen, die den Menschen als Ausdruck ihrer Seele lieb wie gute Freunde sind, und in denen das Wohnen eine immer neue Freude ist. »Bloß« das will er! —

Wir leben in einem Regen- und Schneeklima, also ist ein schräges Dach besser als ein plattes, weil vom platten Dach der Schnee mit teurer Arbeit fortgeschaufelt werden muß, und der Regen gar zu leicht eindringt — ich kann ein Lied von platten Dächern singen, liebe Freunde, ich habe selbst einige, die nicht zu ändern sind! Von je hatten wir schräge Dächer, also ist ein schräges Dach altmodisch, und ein plattes Tropendach für unser Land höchst neu — aber welches ist wohl das praktischere?



Bibliothek im Schlosse M. in Mitteldeutschland

Wer im Zimmer den geraden Blick in der Richtung der Hauswand haben will, der muß einen Erker anbauen, der außer dem allgemeinen Raum des Zimmers einen besonderen Raum angliedert, was für viele Zwecke unendlich reizvoll und nötig ist. Dieser Wunsch lag von je vor, von je ist er in dieser Weise erfüllt. Also ist auch ein Erker — altmodisch.

Wer glaubt, daß der liebe Gott die senkrechten Linien ebenso geschaffen hat wie die wagerechten, der ist nach den Bauhäuslern höchst altmodisch. Das Bauhaus quält sich maßlos, alle Senkrechten zu morden und alles wie die morgenländischen Häuser quergestreift erscheinen zu lassen. Lassen wir den Morgenländern doch ihre Querstreifigkeit, mir gefällt die Senkrechte besser, gefällt am besten ein anmutiger Wechsel zwischen beiden. Das Bauhaus ist nichts als eine ins Wirkliche gepreßte Ver-



Diele im Hause Th. in Mülheim a. Rh.

rranntheit, die Verranntheit in einen völlig abstrakten Gedanken.

Schultze-Naumburgs Häuser sind mir immer wie ganz persönliche Kleider erschienen. Er lernt zunächst die Familie kennen, für die er bauen soll, er vertieft sich in die Landschaft und den Garten, er weiß, was für Liebhabereien die Hausfrau treibt, weiß, was den Hausherrn interessiert, er lernt die Möbel auswendig, die in den Zimmern stehen müssen. Und erst aus allen diesen wächst langsam und zwingend das Haus dieser Familie heraus — das dann freilich keine »Wohnmaschine« ist, sondern ein lieber Freund.

Unnötig zu sagen und gleichsam nur in Klammern zu erwähnen, daß alles Praktische in seinen Häusern doppelt praktisch ist — ich habe nie so raffinierte Zweckgebilde gesehen, wie in



Haus Rhodius in Burgbrohl

seinem schönen Saalecker Berghaus hoch über der Saale. Da gibt es Wäscheaufzüge aus dem ganz automatischen Waschraum zum Trockenboden, Maschinen für Küche und Abwäsche, allerlei Räume für jede häusliche und hausfrauliche Tätigkeit, Durchreichefenster und Wartestübchen für den Postboten, einen Hundezwinger, der dem getreuen Wächter nachts das Abpatrouillieren auch des Hausganges erlaubt, Lampen, die für wenige Pfennige Tag und Nacht brennen, Bäder für jeden phantastischen Wunsch — die Beleuchtung eines riesigen Herrenschreibtisches ist offenbar von ihm erst sein eignes Saalecker Haus aus den eigentümlichen Saalehügeln. Das Torhaus ist von außen trutzig-wehrhaft, von innen zeigt es die trauliche Wohnung eines, der gern allein ist. Breit und reich lagert sich das mitteldeutsche Schloß M. im Vorland Thüringens, und doch zeigt ein Blick, daß es kein Königsschloß, sondern das Haus eines kunstliebenden Privatmannes ist. Haus Rhodius ist kleiner, aber gerade bei seinen bescheideneren Bauten zeigt sich Schultze-Naumburgs Können in bestem Lichte; wir erkennen schon von außen, wie zweckmäßig Wirtschaft und Gärtnergelaß, Auffahrtweg und

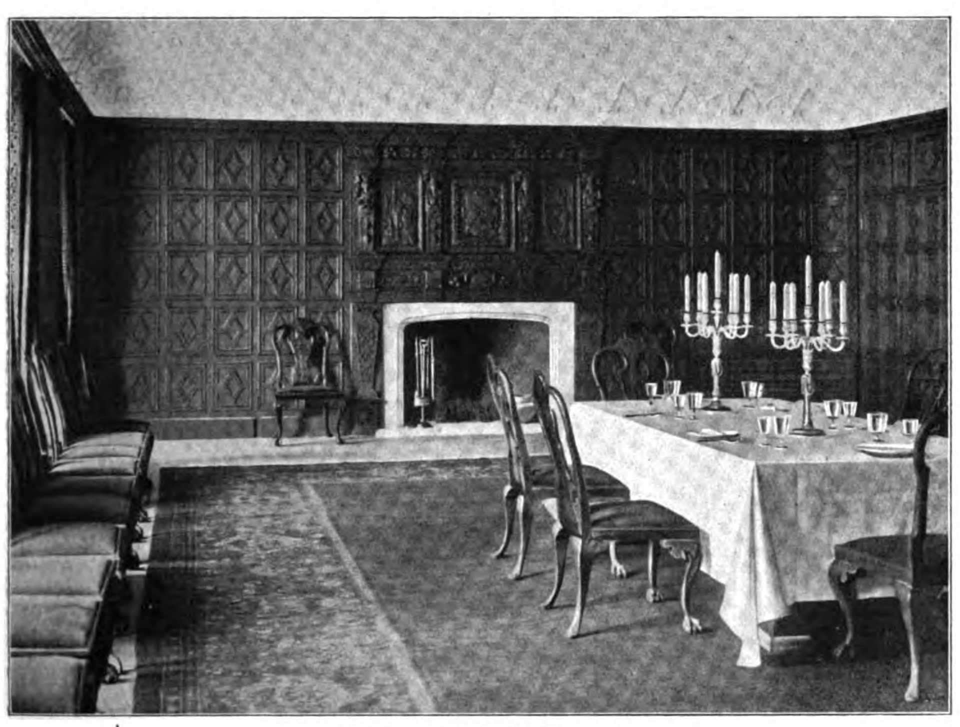


Der große Hof in Cecilienhof

erfunden, ich habe so was nie woanders gesehen! Aber wie gesagt: Das sind alles Selbstverständlichkeiten, sehr nötig, sehr nützlich, sehr zweckmäßig — aber der Künstler fängt erst an, wo der Techniker aufhört. Dies alles dient dem leidigen Leibe, den wir nun mal mit uns herumschleppen — aber das Beste in Schultze-Naumburgs Häusern dient der Seele!

Und wie wohl fühlt sich die Seele, fühlt sich das Auge, das sich in diese Häuser einlebt, einwohnt! Busch und Baum der Gärten sind Teile des Wohnhauses geworden, da sie von der Hand des Architekten an und neben das Haus gestellt wurden. Das Haus selber ist ein Teil der Landschaft, wie lehnt sich, wie wächst heraus Zimmereinteilung sind, wissen schon beim Anblick von außen, wie behaglich die Räume sind, wie köstlich der Blick aus diesen Fenstern ist. Des deutschen Kronprinzen Cecilienhof ist ein Meisterstück der Erfüllung ausgesprochener stilistischer Wünsche des Bauherrn. Hospelt ist so vortrefflich an das alte Kirchlein und die alte Mauer gebaut, daß wir meinen, es müsse schon Jahrhunderte so gelegen haben, alles Schrille und Gewaltsame ist sorglich vermieden. Und wie entzückend liegt das Häuschen der Merseburger Gartensiedlung da, ganz Seele, ganz Behagen, ganz umschirmende gemütvolle Häuslichkeit einer Familie! —

Wer ein Haus baut, hat immer schon vorher eine Menge Hausrat, an dem sein Herz hängt,

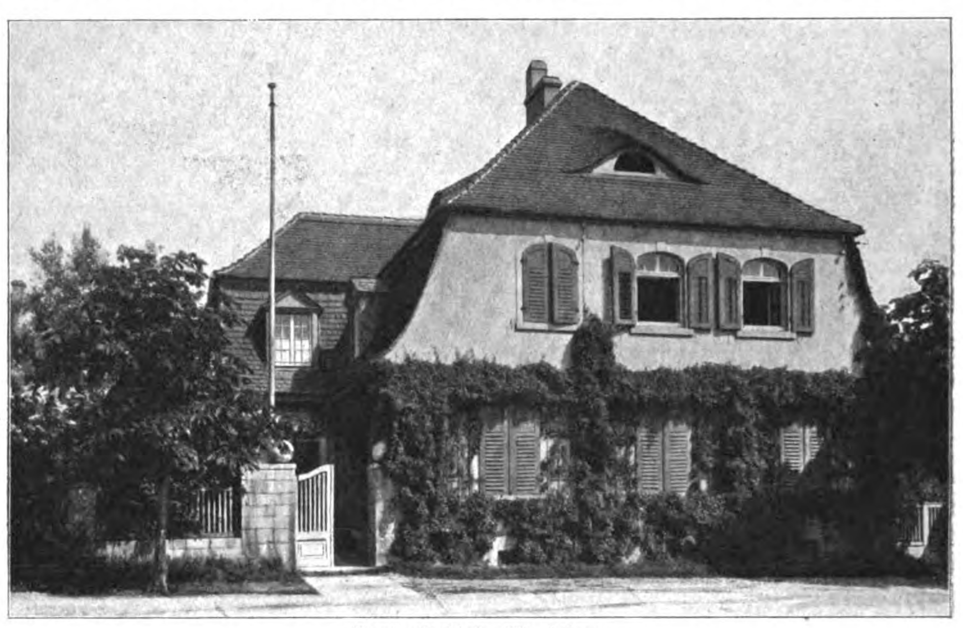


Speisezimmer in Cecilienhof

und der in die neuen Räume hineingenommen werden soll. In die seelenlosen Kisten der »Neutöner« paßt nie ein altes Stück, aber wie natürlich gliedern sich in die Stuben unsrer Abbildungen die Möbel vergangener Jahrhunderte hinein! Hier fühlen sich ein altes Bild, ein



Ein Zimmer im Kunstgewerbehaus der Saalecker Werkstätten in Berlin, Viktoriastraße 23



Gartenstadt in Merseburg

Lehnstuhl aus Großvaters Zeit, ein alter Teppich wohl, so wohl wie der Bewohner, der ja auch in seiner Seele Teile seiner und seines Geschlechtes Vergangenheit neben neuen Erkenntnissen hegt. — Ein Speisesaal ist hier festlich-froh, eine Halle gastfreundlich-bewillkommend, eine Bücherei verinnerlicht ganz durch das Fehlen von Ausblicken, ein Kaminplatz ladet zum Träumen und Plaudern ein. Und daß selbst ein Gummibaum, richtig verwendet, dem Zimmer den Reiz einer lebendigen grünen Säule geben, daß ein ausgestopfter Pfau mit seinen schillernden Farben eine dunkle Ecke aufhellen kann, das lernen wir, fast ungläubig, auch.

Ich habe eben lauter Beiworte, die seelische Werte bedeuten, verwendet, und wirklich: man kann von Schultze-Naumburgs Häusern und Stuben nur sprechen wie von Seelen, von lebendigen, lieben Menschen. Nur die Werke ganz weniger neuerer Baumeister vertragen solche Urteile — ganz gewiß nicht die furchtbaren leeren Kistenräume der Bauhäusler.



Aus dem Kunstgewerbehaus der Saalecker Werkstätten in Berlin, Viktoriastraße 23

Möchten diese bescheidenen Worte eines Außenstehenden denen ein wenig zur Festigkeit helfen, die aus Angst, unmodern zu scheinen, vielleicht zum Expressionismus der Architektur glauben greifen zu müssen. Dieser Expressionismus wird ebenso schnell vorübergehen wie der des Schrifttums und der Malerei. Wer sich aber dann sein Haus so hat verschandeln lassen, der kann es nicht wie einen Schmöker, einen Leinwandkitsch von 1900 auf den Boden stellen. Wer eine Seele hat und seine Seele in seinem Hause, seinem Garten und seinen Stuben wiederfinden will, wer glücklich sein will in seinem Daheim, der folge seinem echtesten Triebe und lehne tapfer ab, was ihm zutiefst zuwider ist!

Schultze-Naumburg zeigt uns den Weg.

Othmar Schoeck

Von Hans Corrodi (Zürich)

Unvergeßlich werden mir immer die Tage bleiben, da ich zum erstenmal, von des Komponisten Hand selber geleitet, in den Wundergarten seiner Musik eindrang. Es war noch in den Jahren vor dem Kriege. Der im Herzen der Schweiz, in Brunnen am Vierwaldstätter See (1886), geborene und aufgewachsene Tondichter stand damals in der Mitte der zwanziger Jahre. Er wohnte droben an der Lehne des Zürichberges; von der Laube des Schweizerhäuschens aus schweifte das Auge von den fernen Silberfirnen über die blanke Helle des Seespiegels weg und glitt, den sanften Wellenlinien blauer Waldberge folgend, in das weite Limmattal hinunter, wo im Schein der Abendsonne die weiten Windungen des Flusses fern und ferner erglänzten, bis der Blick über das blaue Band der Juraberge hinweg in der Abendklarheit sich verlor. Eine rechte Eichendorfflandschaft! Und Eichendorfflieder waren es, die damals dort oben entstanden, während im blühenden Garten Finken und Amseln lärmten. Schoeck spielte und sang mit ihnen um die Wette, einen Stoß von Manuskripten vor sich aufgetürmt, der täglich reicher wurde. Er hatte eine ganz eigne Art, zu singen. Immer hatte er irgendein Tabakkraut im Munde, wäre es auch nur ein simpler »Stumpen« gewesen — so sang er zwischen den Zähnen durch mit leiser, oft fast nur gehauchter, aber tief ergreifender Stimme seine Melodien. Nur selten nahm er den Glimmstengel aus dem Munde; dann legte er mit voller Stimme los, während der Flügel unter seinen Händen aufrauschte. »Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz, alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz!« (»Dithyrambe«, Op. 22.) Es war ein Ausbruch schöpferischer Ekstase, über dem mir vieles klar wurde. Der junge Komponist verschwendete damals seine Musik, wie nur Jugend und Überfülle verschwenden können; vieles, was ihm damals unter den klangbegeisterten Händen erblühte, blieb ungeschrieben. Gelegentlich verblüffte er durch seine Kunst der Improvisation in fremden Stilformen; so wenn er ein »Schubertsches« Impromptu, ein »Chopinsches« Nocturne, eine »Brahmssche« Ballade hinzauberte, so echt, so täuschend, so charaktervoll, daß man hätte schwören mögen, es seien verlorengegangene und wiedergefundene Originalkompositionen. Und doch: ein Komponieren in fremden Stilformen ist immer nur ein Spiel des Talents; wahre Musik beginnt erst da, wo der eigne, der persönliche Ton ungesucht und ungewollt aufklingt.

Und dieser eigne Ton durchzog alle Kompositionen des jungen Tondichters, mochten sie unter sich noch so verschieden sein, so schon das Lied des Siebzehnjährigen »Ruhetal« (Uhland, Op. 3, Nr. 1) in der herrlich sich aufschwingenden, schwermutsvoll träumenden und selig klagenden Melodie. Der junge Schoeck knüpfte unmittelbar bei Schubert an; der Gesang ist das Primäre, trägt das Lied, besteht und beglückt auch ohne Begleitung, aber in diesem Gesang ist eine labile Beschwingtheit, eine glühende Erregtheit, ein Verströmen, die Schoeck von aller Klassik entfernen und ihm seinen Platz nach dem Großmeister des musikalischen Barock, *nach* Wagner anweisen. Später gewinnt Hugo Wolfs Lied Einfluß auf Schoecks Lyrik: es erscheint die Klavierdichtung, deren Primäres nicht die Melodie, sondern die Klangatmosphäre ist, die die seelische Stimmung des Gedichtes zum Ausdruck bringt und mit ihr sich erhellt und verdunkelt, während die Singstimme das Gedicht in melodisch gehobenem Sprechgesang rezitiert. Zuletzt gelingt es Schoeck, ein Neues zu schaffen, indem er, die beiden Extreme vereinigend, den Sprechgesang zur blühenden, mit Ausdruck gesättigten Melodie steigert, die sich wieder Schuberts primärer Melodie nähert (vgl. z. B. »Nachklang«, Op. 30, Nr. 7). *Schoecks* Melodie ist nicht ein absoluter musikalischer Einfall, der zum Gedicht hinzutritt; sie ist Musik, die sich aus ihm herauslöst; es ist die zum Gesang erhobene Sprachmelodie; es ist gleichsam die Seele des Wortes, die in klingende Erscheinung tritt. Und Gesang ist Schoecks Musik auch, wo er sie Instrumenten anvertraut (Violinkonzert und -sonate, zwei Streichquartette u. a.). Sie redet, klagt, jubelt, schluchzt auch da, wo sie nicht mit der Sprache verknüpft ist. Nie hat Schoeck auch nur den Versuch gemacht, wie etwa sein Lehrer und Gegenpol Max Reger, mit der Freude des musikalischen Architekten abstrakte Formen zu gestalten. Er ist an die Sprache gebunden, und diese Sprache ist deutsch, *urdeutsch*, auch wo sie keiner Worte bedarf; Schoeck ist wohl bis heute der stärkste Künder der alemannischen Seele in der Musik. Und deutsch ist seine Musik nicht nur durch ihren Charakter, sondern auch durch ihre Abstammung: sie ist unlösbar in der Tradition der deutschen Musik verwurzelt, zutiefst wohl im Werke Mozarts, Schuberts und Hugo Wolfs. Sie stellt wohl einen der extremsten Punkte in der Entwicklungslinie der mit Beethoven einsetzenden Musik des unbedingten Willens zum Ausdruck dar.

Parallel zu der geschilderten Entwicklung der Form geht die Erweiterung des Gehalts. Schoecks Jugendlieder sind *ein* übervoller Klang der Jugendlust. Uhland mit der quellklaren Poesie seiner Lieder und Eichendorff sind seine Lieblingsdichter, nicht der ganze Eichendorff vorerst, sondern der »Taugenichts«, der

»frohe Wandersmann«, der Sänger der Gotteswunder in Berg und Strom und Wald und Feld. In die Blüte der Jahre und der Schaffenskraft tretend, bringt Schoeck in die Goethische Welt ein; ein Ton prachtvoller Weltbejahung, männlicher Kraft und Leidenschaft, großartiger Fülle und Klarheit klingt auf, der sich in den zwölf »Hafisliedern« alsdann zu brausendem Jubelsang, zu berauschender Süße steigert — der übermütigste, irdischste Ton im Schaffen Schoecks und die Wende! Er kehrt zu Eichendorff zurück (Op. 30); aber nun ist der helle Morgenschein verschwunden; tiefe Schatten breiten sich über die Lieder; Lichter einer andern Welt bringen in schauervolle Nacht; der Ton wird schmerzlich düster und steigert sich zu mystischer Inbrunst, zu religiöser Ekstase. Schoeck umfaßt jetzt den ganzen Eichendorff: den Visionär, den Gottschauer, wie auch den Deuter des Unsagbaren, der Dämmertiefen der Seele. Diese Lieder bilden den schwermutsvollen Vorklang der »Elegie«, eines Zyklus von vierundzwanzig Gesängen nach Lenau und Eichendorff, die schwerstem Erleben in freier Folge entsprossen und sich von selber zum Zyklus runbeten. Er führt von den umdüsterten Klängen unglücklicher Liebe hinweg in Nächte irrer Todesverzweiflung, in ein Nirwana des Schmerzes und endlich in weltferne Einsamkeit, zur Sammlung in sich und in Gott, in eine völlig entmaterialisierte Musik, den Ausdruck sublimer Läuterung des höchsten Schmerzes. Nach dieser Krisis, die Schoecks ganzes Schaffen beherrscht, auch das des Musikdramatikers, wendet er sich Gottfried Keller zu, einer Welt voll Bitterkeit, voll Sarkasmus in Zorn und Züchtigung, aber auch voll weher Süße, voll schmerzlicher Glut, herber Leidenschaft und überwindender Weltbejahung. So entstehen die zehn Gesänge der »Gaselen« und die vierzehn des Kellerschen Zyklus »Lebendig begraben«. Dieses neueste Werk enthält Schoecks Kredo, ein Urteil über unsre Zeit, das an furchtbarer Vehemenz und Bitterkeit in der Musik wohl nicht seinesgleichen hat und doch nicht in Untergangs-Pessimismus versinkt, sondern in grandiosem Aufschwung den Mut zur Weltbejahung wiederfindet, zu einer Weltbejahung auf höherer Ebene, zur Rückkehr in »ein gutes Heimatland«, in die innere Welt der eignen Seele, in die Ekstase und Weltvergessenheit des Schöpferglückes.

Neben dem Lyriker steht der Musikdramatiker Schoeck, und dessen Werk ist von nicht minderer Einheit und Schicksalshaftigkeit. Ungefähr gleichzeitig mit seinen Goetheliedern komponierte Schoeck seine Musik zu Goethes Singspiel »Erwin und Elmire«, dessen lyrische Perlen er in eine schwelgerisch blühende, aber auch rhythmisch beschwingte Melodienfülle tauchte, die trotz aller Selbständigkeit und Modernität die Nähe seines Meisters und Vorbildes, Mozarts, fühlbar macht (1916). Einige Jahre darauf greift Schoeck nach einer Komödie des Dänen Ludwig Holberg (bearbeitet von Armin Rüeger), einer humorvollen Satire auf den Standesdünkel und Gottesgnadenwahn eines spanischen Granden, der, obgleich verschuldet und verlumpt, seine Tochter einem reichen, aber nicht ganz ebenbürtigen Edelmann verweigert. Schoeck macht aus der unbarmherzigen Satire des dänischen Molière eine von tragischen Untertönen durchklungene Charakterkomödie, indem er den lächerlichen Narren Holbergs zu einer in dämonischer Leidenschaft die Grenze des Wahnsinns streifenden, überlebensgroßen Gestalt steigert (1919). Der Reichtum an charakteristischen Themen, beschwingten Rhythmen, an glänzendem Brio wie an leuchtendem Kolorit, aber auch an seelischem Schmelz, rückt das Werk in die Nähe des ihm verwandten »Don Corregidore« Hugo Wolfs, dem es an dramatischer Schlagkraft aber überlegen ist. »Venus« (nach Mérimée von Armin Rüeger), an den Internationalen Festspielen 1922 in Zürich zum erstenmal aufgeführt, ist die Tragödie einer genialen Natur von höchster Sensibilität, die, die Schranken des bürgerlichen Lebens und der bürgerlichen Sitte überschreitend, in ekstatischer Leidenschaft in den Flammen der eignen Seele verglüht. Es ist Schoecks Bekenntniswerk, eine Vorahnung der Ereignisse, deren lyrischer Reflex die »Elegie« ist. Es zeigt Schoecks schöpferische Kräfte in höchster Steigerung; nie vorher hatte er seiner melodischen Potenz Gesangslinien von solcher Spannweite und Ausdrucksgewalt abgerungen; die Sprachmelodie der Rüegerschen Verse ist hier zu glühend-ekstatischem Melos gesteigert; man möchte das Werk eine lyrisch-dramatische Dithyrambe nennen.

Kurz nach der Vollendung der »Elegie« wurde für Schoeck Kleists »Penthesilea« zum Ereignis; er mochte in dieser gewaltigen symbolischen Gestaltung des tragischen Vernichtungskampfes der Geschlechter das Bild jener Ereignisse sehen, die sich in seiner »Elegie« spiegeln. Das Werk weist im Vergleich mit den früheren Bühnenwerken Schoecks ein völlig neues Gesicht auf. Bis zur »Venus« hatte Schoeck, entgegen der damaligen Zeitströmung, vom Musikdrama weg zur Oper hingestrebt, zu einer erneuerten Oper freilich, die die Errungenschaften des Wagnerschen Musikdramas: dichterische Wahrheit der Handlung und der Charaktere, bewahrte, der Musik aber die Vorherrschaft einräumte, dem Gesang ein herrlich strömendes Melos zuführte. Und heute, da der Ruf »Zurück zur Oper!« Mode geworden ist, bringt Schoeck ein Werk zur Aufführung, das über das Musikdrama noch hinausgeht und stellenweise zum Drama mit Musik wird! Schoeck hat diesen Weg nicht aus theoretisierender Willkür heraus eingeschlagen;



er war ihm durch seine dichterische Vorlage gegeben. Das Werk eines Kleist, in das der große Dichter den »ganzen Schmerz und Glanz zugleich seiner Seele« gelegt, erforderte eine andre Technik als ein eigens zur Vertonung geschaffenes Opernlibretto; es verhielt sich einem solchen gegenüber wie ein ausgeführtes, an Glut des Kolorits fast unvergleichliches Gemälde zu einer Bleistiftkonturzeichnung. Schoeck konnte nicht in Versuchung geraten, alles, was Kleist erschöpfend gesagt hatte, nochmals durch Musik unzulänglich auszudrücken; sein lyrisches Gefühl verwehrte es ihm, alle Verse Kleists in eine musikalische Zwangsjacke zu stecken, die ihren Rhythmus gehemmt, ihren Eigenklang überdeckt hätte. Was Erzählung, Gedanke, sachliche Mitteilung ist, wird bei Schoeck gesprochen; aber er bettet dieses gesprochene Wort auf einen klingen-

den Untergrund, indem er mit dem Orchester die seelische Atmosphäre ausbeutet, der es erblüht. Nur wo die Woge des Gefühls das Wort durchflutet und es in lyrischem Schwunge oder in dramatischer Spannung erhebt, gewinnt Schoeck die Höhenlinie strömenden Gesanges. Wo aber Gesang aufblüht, kommt er nicht zur Dichtung hinzu, sondern tritt aus ihr heraus.

Ein kleines Zitat, das selbstverständlich keinen Begriff von der ganzen Tondichtung zu geben vermag, vor allem nicht von der ungeheuren Wucht der dramatischen und tragischen Partien, aber kennzeichnend ist für die durchaus eigne Harmonik des Werkes wie für das Melos der Sprache (S. 99), vertont die Stimmung des Augenblicks, da Penthesilea dem Achill, der sich der Amazonenkönigin als »Gefangener in jedem schönern Sinn« zu Füßen gelegt hat, Name und Abkunft offenbart.

Heroische Jungfräulichkeit, herber Stolz sprechen aus dem Melos ihrer Worte; die um Fis-Dur kreisenden Harmonien umleuchten sie mit feierlichem Glanz, den Schoeck durch die Beimischung der dissonierenden Sekunde zu schimmernder Glut steigert. In stolzer Grazie spielend, aber wie eine geheimnisvolle Drohung läßt die Amazonenkönigin das Wort »Penthesilea« sich dehnen und niedersinken (wobei ein leiser Paukenwirbel in C-Moll unheimlich fremd und unheilverkündend mitschwingt); Achill aber nimmt es in wundervoller Beseeltheit auf; aus der träumenden Seele des Liebenden entsteigt es in all seiner melodischen Schönheit, in herrlich beschwingter Linie, einer Kristallisation der Sprachmelodie des Wortes, der weiterhin als Leitmotiv eine bedeutende Rolle zukommt. Die musikalische Ausprägung dieses einzigen Wortes, in der sich zwei seelische Welten spiegeln, mag einen Begriff geben von der außerordentlichen Verfeinerung und Empfindlichkeit des Schoeckschen Melos. Kleists Wort wird nicht, wie mancher befürchten mag, mit Musik überdeckt, sondern es wird in Musik gelöst; es wird nicht vergewaltigt, sondern ihm wird die höchste Ausdrucksgewalt abgerungen. Alles, was Kleists Gestalten unfaßbar und unsagbar umglüht, gewinnt tönend Gestalt: das Wetterleuchten einer erhabenen Dämonie, die Atmosphäre einer überwirklichen Welt, der Glanz mythischer Gestaltung.

Begegnung

Grauer griff die graue Zeit mich heute,
Greller tönte grellen Alltags Schrei.
Aber sieh: Zwei bunte junge Leute
Gingen jungen Worts an mir vorbei.

Er dozierte, wie sein Schmiß gesessen,
Den er trug für das geliebte Band;
Kühlender als kühlende Kompressen
Lag darauf die kleine Mädchenhand.

Bin auch ich nicht einst durchs Land gegangen,
Nur von dummen Herzens Kraft geschwellt?
Immer wieder werden neu umfangen
Junge Arme die verklärte Welt.

Ob sie nur das dumme Herz verklärte,
Scheint sie grau dem wachen, reifen Geist,
Tausend Herzen folgen jener Fährte.
Was ist Wahrheit? Was sich ewig weist.

Was ist Weisheit: Kühles Feuer hüten
Unter Marmordomes Majestät,
Oder träumen unter warmen Blüten,
Die der erste Sommerwind verweht?

Was ist Größe? Schweben in entfernten
Sphären auf des Hirns vermess'ner Flucht?
Was ist reicher: Säen oder ernten?
Was ist heil'ger: Blüte oder Frucht?

Stürmt dein Fragen auf mit gieriger Schwinge?
Nur ein kühles Lächeln, Stern bei Stern. –
Streu' dies Lächeln über alle Dinge,
Und dein Weg führt still ins Licht des Herrn.

Robert Hohlbaum



Stolzes Paar

Kurt Wendler und seine Stoffmalereien

Von Franz Servaes

Mit acht mehrfarbigen Abbildungen nach Originalen des Künstlers

Fanatiker der Modernität predigen die gänzliche Dekorationslosigkeit bei Ausgestaltung unsers Heims. Gleichwie die Fassaden unsrer Häuser jetzt immer glatter und glatter werden, so daß die Fenster nur noch wie eingeschnittene Löcher wirken und die künstlerische Gesamtwirkung lediglich durch den Rhythmus der Verhältnisse und allenfalls noch durch die Farbe bestimmt wird, so soll auch im Inneren spartanische Einfachheit, betonte Sachlichkeit herrschen. Gewiß waltet hierbei ein gesunder Grundgedanke und äußert sich ein bewußtes Stilgefühl unsrer Epoche: des Maschinenzeitalters. Vor den extremen Übertreibungen dieser Mode aber kann einem grausen. Sie nötigt den, der sich ihr hingibt, zu einer Kahlheit und Nüchternheit seiner ganzen Umgebung, die jeden freischweifenden Gedanken, jede munter auftauchende Laune sozusagen polizeilich verpönen. Todfeind aller Romantik nennt sich dieser neue Sachlichkeitsstil mit selbstgefälliger Prahlerei.

Aber uns Deutschen steckt der Romantiker im Blut. Wir können und mögen nicht gänzlich von ihm lassen. Ohne einen Hauch davon kommen wir seelisch um. Und ob uns das stolze Modernitätsbewußtsein hierfür einen vollgültigen Ersatz zu leisten vermag, ist zum mindesten fraglich. Darum gibt es immer wieder »sündige« Rückfälle in die alte holde Gewohnheit phantastischen Schwärmens, üppigen Schönheitsverlangens. Und auch die ewigen Anregungen der Natur mögen wir, bei aller strammen Stilerziehung, nicht völlig entbehren. Eine ununterbrochene Formfexerei, mit lauter ineinandergeschobenen



Fliehende Reiher

Quadraten, Rechtecken, Dreiecken, Kreisen und ähnlichen Mathematikprodukten kann uns auf die Dauer nicht beseligen. Wie an den Strand geworfene Fische schnappen wir nach Berührung mit dem Urelement. Und kommt dann ein Künstler, jung und fröhlich, der, unberührt von der drakonischen Gesetzesstrenge »suprematistischer« Hoherpriesterschaft, höchst unbefangen seiner Phantasie die Zügel schießen läßt, der an allen tausend Schönheiten und Unwahrscheinlichkeiten der Natur voll Seligkeit sich labt, und dabei immer noch eignes Stilgefühl im Leibe trägt und einem geheimen Rhythmus seines Formwillens sichtbarlich gehorcht — kommt so einer des Wegs daher, dann stößt er gewiß bald auf dankerfüllte Herzen und wird von vielen mit offenen Armen froh empfangen.

Einer von dieser nicht ausgestorbenen Gilde, ein wundervoll echter Romantiker von Geblüt, und von Indien bis Irland mit Kunstentzückungen vielfältig befruchtet, ist der noch jugendliche Kurt Wendler aus Wernigerode am Harz, dem diese Zeilen gelten. Als er vor genau zehn Jahren, im August 1917, vierundzwanzigjährig, den Berliner Boden betrat, mit der Absicht, sich dort heimisch zu machen und jedenfalls ein Stücklein davon für sich zu erobern, kam er wie der echte deutsche Träumer daher, dem die Königreiche in den Schoß fallen sollen. Doch der Träumer war zugleich ein zielbewußter Arbeiter und geschäftstüchtiger Organisator, vor allem aber ein eigenartiger Könner und unermüdlicher Erfinder, so daß ihm im Berliner Lärm und Geschiebe keineswegs der Atem ausging. Er hatte mit einer Reihe unternehmender Firmen anspornende Verträge, fand in einem Kunsthaus am Kurfürstendamm (Erik Blydt) günstige Ausstellungsgelegenheit und gewann nicht minder rasch einen maßgeblichen Teil der Presse, durch den die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt wurde. Es waren damals, trotz des



Tropennacht (Privatbesitz: Herr Kommerzienrat H. L. in München)

Krieges, Zeiten, in denen ein junger Mann sich emporschwingen konnte. Und erst recht in der zunächst folgenden Zeit, in der die Kauffreudigkeit in einer Weise angestachelt war, wie wir sie uns heute, so kurz dies alles hinter uns liegt, kaum mehr vorzustellen vermögen. Denn von langer Dauer war der Zustand ja nicht.

So konnte denn Kurt Wendler auf rasche und schöne Erfolge zurückblicken und durfte sich wenige Jahre später wieder nach Wernigerode zurückziehen, um dort in eignen Werkstätten seine kunstgewerbliche Tätigkeit hoffnungsvoll zu organisieren. Doch in den nachfolgenden schlimmen Zeiten sind sehr viele Hoffnungen in unserm lieben Deutschland zerstört worden — auch der junge Wendler kann sein Liedlein davon singen. Aber mit ungebrochener Künstlerkraft arbeitet er schöpferisch weiter, und wenn jetzt, hoffentlich recht bald, Berlin von neuem sich ihm günstig erweisen wird, so werden wir noch viel von ihm zu erwarten haben.

Doch nun wollen wir, was dieser junge Künstler schafft, einmal etwas näher anschauen. Zunächst: er besitzt ein ausgesprochenes dekoratives Talent, wie es in unsern nördlichen Himmelsstrichen nur äußerst selten heranreift. Sein Schmucktrieb ist so groß und seine erfinderische Hand so leicht arbeitend und vielgewandt, daß er die größten Absatzgebiete zu befriedigen vermöchte. Eigentlich findet man nur bei Wiener Künstlern, vor allem bei Klimt, einen derartigen Reichtum dekorativer Einfälle, zugleich verbunden mit einem untrüglichen Taktgefühl für dessen stilvolle Verwendung. Und auch dieses mutet wienerisch an, daß bei Wendler ein ungewöhnlich starker erotischer Einschlag bemerkbar ist, eine geradezu tropisch entzündete Phantasie und ein wahrhaft glühender Farbensinn, auf den die Nebel des Nordens niemals gedrückt haben.

Was Wendler seit jeher als lockendste Aufgabe vorschwebte, war die Herstellung und Ausschmückung lebensfroher Prachträume, vom hohen



Nacht in der Wüste (Privatbesitz: Frau L. W.)

Saalgewölbe an bis zum letzten Nagelknopf, der in die Wand geschlagen wird. Etwa ein Festraum für geistig und künstlerisch angeregte Menschen, für höchste, ja extravagante Eleganz, für schwärmenden Schönheits- und Genußdienst: das war es, was die Phantasie des jungen Künstlers vor allem reizte. Die Wände hätten funkeln müssen in blendenden Farben, bedeckt mit großzügigen ornamentalen Formen und gaukelnden Naturphantasien. Auf reizenden Korbmöbeln, vor zierlichen Tischlein und neben in die Wand gelassenen erleuchteten Schmuckschreinen hätten die geputzten Menschen Platz nehmen müssen, und jeder Sitz, jede Tischplatte hätte einen gemalten Stoffüberzug, den Wendler »Padma« nannte, erhalten. Entzückende Leckereien wären in luxuriösen »Asra«-Packungen — jede einzelne vom Künstler entworfen — herumgereicht worden. Und allerfeinstes »Indra«-Porzellan, in der Herstellung von Rosenthal — wiederum jedes Stück aufs kostbarste bemalt — hätte als Service umhergestanden und hätte in Dosen und Vasen mit buntfarbiger Pracht das Auge erfreut.

Alle diese Gegenstände waren nach und nach aus Wendlers formender Hand hervorgegangen. Unaufhörlich hatte die Phantasie neue Zauberdinge erdacht, und die Fabriken hatten förmlich Mühe, dem nachzukommen, was an Vorlagen ihnen vom Künstler ins Bureau geschickt wurde. Sowohl die Korbmöbel wie die Dessertpackungen, wie die bemalten Porzellane erwarben sich in steigendem Maße die Gunst des kauflustigen Publikums, und es ist sehr zu beklagen, daß die darauf einsetzende wirtschaftliche Depression diese hoffnungsvolle Entwicklung vorläufig unterbrochen hat. Doch wird das vielseitige Talent Wendlers unzweifelhaft, sobald die Zeiten sich gehoben haben, wieder die Anerkennung und das Betätigungsfeld finden, die ihm gebühren.

Inzwischen schafft der Künstler unentmutigt weiter und hat jetzt vor allem ein Sonder-



Nachtspuk

fach sich erkoren, für das seine Begabung uns recht eigentlich berufen erscheint. Er schafft kleine oder auch größere Gemälde auf Seide oder auf einem ähnlichen zarten Gewebe, die als dekorativer Wandschmuck von apartester Wirkung sind. Eine große Menge solcher Stoffmalereien liegen von Wendlers Hand vor, lauter Kompositionen, in denen Phantasie und Naturbeobachtung den eigentümlichsten Bund miteinander geschlossen haben und durch den ornamentalen Rhythmus eines linearen und koloristischen Formwillens zusammengehalten werden.

Zunächst überrascht an diesen Kompositionen das unverkennbar starke exotische Element an Tier- und Pflanzenformen. Affen und Elefanten, seltsame Reiher und groteske Papageien, geflügelte Fische und huschende Fledermäuse, Schlangengezücht und Chamäleongeburten treiben sich vor riesigen Monden, zwischen hängenden Lianen und sich wiegenden Palmen, auf knorrigen Ästen oder auf schillernden Sümpfen wie verwunschene Märchengestalten umher. Auch indische und chinesische Tempelchen tauchen auf, oder korallenartige Gewächse mit riesigen Blumen spreizen sich empor, und seltsame Flußwindungen oder übereinandergezackte Wellenberge ziehen sich hindurch und bilden die Kulisse zu all dem umherhuschenden oder -turnenden Getier. Doch auch wunderliches Menschen- und Elfenvolk gesellt sich hinzu, bald splitternackt und in tänzerisch erregten Körperschwüngen, bald in gespreizter Rokoko- oder Chinesentracht, mit hohen Stäben und Palmwedeln einherwandelnd oder in üppig geschweifter Staatskutsche von vier Rössern dahingezogen. Wie Märchen aus Tausendundeiner Nacht oder aus indischen Sagenbüchern, seltsam untermischt mit nordischem Geisterspuk oder freigestalteten Geschichtskostümen, nehmen sich diese Stoffgemälde aus: Kinder einer ewig entzündeten Imagination und einer arabeskenhaft schaltenden Künstlerlaune.



Meeresblühen (Privatbesitz: Herr Präsident Wallauer, Berlin)

Trotzdem ist zu bemerken, daß hier keineswegs eine undisziplinierte Phantastik zügellos sich ergeht. Sondern man darf feststellen, daß ein reiches Wissen aus dem Formenschatz der Natur und aus geschichtlicher Überlieferung mit wählerischem Sinn seine Motive nimmt. In der Tat ist Wendler ein ausgezeichneter Beobachter der Natur, der Tierwelt sowohl wie der Pflanzenwelt, und in seinem innersten Bewußtsein tief davon durchdrungen, daß keinerlei menschlicher Phantasieüberschwang auch nur im entferntesten jemals an den unerschöpflichen Reichtum der immer neuerfindenden, neugestaltenden Urmutter heranzureichen vermag. Er ist ein Naturenthusiast, wie es wenige gibt; und wer jemals einen Blick getan hat in Haeckels wundervolles Werk über »Kunstformen der Natur«, der muß dem scheinbaren Schwärmer beipflichten. Aber viel zu wenig hat sich bisher unsre Kunstübung von derlei ununterbrochen strömenden Anregungen inspirieren lassen, obwohl gerade unsre dekorative Malerei hier eine Fundgrube vor sich hätte, die neidlos unausschöpfbare Schätze spendet.

Wendler fühlt sich also gar nicht als »Phantast«, wenn er diesem ewig sprudelnden Born hie und da Motive entnimmt, die er künstlerisch-eigenschöpferisch weiter verwendet, die er aber mit dem unübersehbaren Reichtum und bizarren Schöpferdrang der Natur nicht im mindesten zu vergleichen wagt. Er selbst ist ein eifriger Käfer- und Schmetterlingssammler und hat zumal seltene Prachtexemplare brasilianischer und indischer Falter daheim in Kästen an der Wand hängen. Auch Bücher mit seltsamen Fisch-, Krabben- und Quallenformen hat er eifrig durchstudiert und sich mit der Flora ausländischer Sonnenländer in Gewächshäusern begierdevoll vertraut gemacht. Aber immer wieder scheinen es vor allem die Schmetterlinge mit dem buntfarbigen Glitzerschmelz ihrer Flügel und der darauf prangenden berückenden Ornamentzeichnung zu sein, woraus



Falter

unser Künstler sich stets neue Entzückung und Anregung holt. Hier ist gleichsam die Urquelle seiner ganzen »Phantastik« — die also einen sehr natürlichen Ursprung hat und aus dem ewig spendenden Mutterboden der Allbefruchterin Natur ihre Nahrung saugt.

Immerhin, ein Künstler, der solcherlei Dinge schafft, steht einigermaßen abseits da von jenem großen Räderwerke, das die Speichen unsers Welt- und Privatgeschehens treibt. Mag er tausendmal seine Motive der Natur entnehmen und hierdurch jener geheimnisvollen Urkraft, die alles, ob Großes oder Kleines, erzeugt, sich zugetan fühlen: der Banause steht dennoch vor seinen Schöpfungen wie vor unwahrscheinlichen Mondlandschaften, auf denen fremdartiges Getier umherspukt und -kreucht. Doch an Banausen wendet sich ein Kurt Wendler ja auch nicht, sondern an jene immer noch vorhandene Elite echter Kunstfreunde, die es nicht verschmäht, den Träumen und Eingebungen eines von der Natur inspirierten und an deren Formenreichtum sich berauschenden Talentes zu folgen.

Die Kunst ist nicht bloß dazu da, dem Alltag tiefere Bedeutung zu geben; sie darf uns auch lehren, dem Alltag zu entfliehen und in der Anschauung fremder Märchengebilde Erholung und Ablenkung zu finden. Ist doch der Trieb, diese zu suchen, gerade beim heutigen vielgeplagten und hundertfach enttäuschten Kulturmenschen, wie in unwillkürlicher Reaktion, vorhanden und erregt seine Freude und Sucht an allerhand üppigem Gepränge, zumal in Revuetheatern und Ballettdarbietungen. Gar nicht genug an ausschweifenden Ausstattungen, verblüffenden Überraschungen, sinnekitzelnden Farbenorgien kann hier geboten werden, und die Erfindsamkeit unsrer Künstler muß sich oft förmlich abstrapazieren und gerät auf bedauerliche Abwege, um derartigen Gelüsten des Publikums zu dienen.

Hier eine vornehmere Befriedigung herbei-



Tanzende Teufelinnen (Privatbesitz: Herr Ludw. Dunkhase, Berlin W)

zuführen, ist wahrlich ein Ziel, dem künstlerisch nachzustreben sich verlohnt. Kurt Wendler, der für alles, was dekorativ anreizt, so reich Begabte, wittert auch hier ein Feld für weitere und fruchtbare Tätigkeit. Aus allem, was er bisher geschaffen hat, spricht ein echter und hochentwickelter Sinn für Ergötzung des Auges durch phantasievoll bewegte, stilvoll gezügelte Kunstarbeit. Dieses, aufs Theater übertragen, verspricht eigenartige und neue Überraschungen. Neben einem Kainer, neben einem Cäsar Klein vermöchte auch Wendler der heutigen Bühne, soweit sie im Phantastischen sich zu bewegen unternimmt, neue Lockreize, neue Wunder zu schenken. Daß der Künstler dahin strebt, gesteht er offenherzig ein. Und bereits ruhen in seinen Mappen fesselnde Entwürfe, die der Auferstehung harren. Doch zukünftiger Entwicklung soll hier nicht vorgegriffen werden. Möge Kurt Wendler selbst das Seinige dazu tun, sie herbeizuführen!

Nächtlicher Besuch

Du gehst durch alle Türen,
Auch die verschlossen sind,
Und deine Blicke rühren
Duldend an Stuhl und Spind.
Das Hündlein unterm Lager
Murrt schlafend wie zum Dank,
Es ist so arm und mager,
Nun träumt ihm Brot und Trank.

Du siehst die Schläfer liegen
Im Mond wie weißen Blust,
Die Kinder in den Wiegen
Und an der Mütter Brust.
Sie wissen nicht dein Kommen,
Nicht deinen Nachtbesuch,
Längst hat sie fortgenommen
Ein Traum von Werk und Buch.

Da siehst du alle Herzen,
Davon die Schale wich,
Und deines Todes Schmerzen
Sehn abermals durch dich,
Und deine Wunden bluten
Hilfe und Trost herfür
Den Argen wie den Guten
Hinter der nächsten Tür.

Ruth Schaumann





Der Sprung ist ein Kind der freien Natur, ungezügelt in seiner Art, entstanden nur aus Lust und Sehnsucht, ja aus einer Art von Schmetterlingstaumel, der uns die Erde mit Bach und Wiese, Berg und Tal und Baum, mit Sonne, Licht und Wärme frohgemut und lebensprühend durchgaukeln läßt. Nicht nötig, daß der Sprung sich zum Sport gestaltet, daß er mit Band und Stoppuhr in den Panzer des Gesetzes gezwängt werde! Allein und auf sich selbst gestellt, aus jedem Körper das ihm innewohnende Höchstmaß an Daseinsbejahung hervorzaubernd, ist er nichts als lachendes Leben, triebhaft lebendige Zelle und ungebändigter Wille des kraftstrotzenden Organismus; ist er Lebensquell, aus sich selbst sprudelnd, Kriterium der Bewegung und des kreisenden biologischen Urgesetzes und somit auch der machtvolle Feind der Finsternis und Auflösung. Der Sprung, von Kraft geschwellt und von Mut beseelt, sagt uns: wir leben; wir sind; wir atmen im Licht; Gott hat uns mit diesem glühenden, taumelnden, unersättlichen Leben gesegnet. Und neben dem Geist, der die Lichtjahre verbindet, gab er uns das Ebenmaß unsers Körpers und das reizvoll federnde Spiel unsrer Muskeln.

Dies Spiel aus Kraft und Schönheit, dieser Bewegungsrhythmus aus harmonischer Schmiegsamkeit und Gewandtheit ist steigerungsfähig bis zur virtuosen Meisterschaft. In dieser Vollendung bewundern wir den Akrobaten, bei dem die Funktion der Muskeln im schönsten Sinne künstlerische Formen annehmen kann. So durchfliegt er den Raum, ohne Halt scheinbar und frei von Schwere, wundervoll elastisch gestreckt oder katzenhaft geschmeidig geduckt, sich selbst wirbelnd überschlagend im Looping und Salto, ausgestreckt wie ein Pfeil und zusammengekauert wie ein Kugel, plötzlich wieder auseinanderschnellend und von unsichtbaren Flügeln getragen, um zuletzt mit weich federndem Aufschlag den Erdboden wieder zu berühren. Im Akrobaten haben wir vielleicht das höchste Ideal des Muskelspiels, nämlich eine sinnvolle, geistig durchdrungene Vereinigung von Kraft und Schönheit, von Mut und Ästhetik, verbunden mit der sinnfälligen Beweisführung, was zu leisten der menschliche Körper imstande ist, wenn die in ihm schlummernden Kräfte geweckt werden.



Drehsprung

Aus Sprung und Tanz entwickelt sich die gesamte Körperkultur; denn alle gymnastischen Übungen sind ja doch nur Vorstufen, die zur außerordentlichen Schlußleistung des »stilvollen Sprunges« führen oder in den Bewegungsrhythmus des Tanzes überleiten. Nicht jeder Mensch kann ein Akrobat sein. Durch Kultur und Unkultur unheilvoll beeinflußt, hat der menschliche Organismus im Laufe der Jahrhunderte sich mehr und mehr nach dem einzelnen Individuum gestaltet; bei diesem sind Gaben verkümmert, die beim andern in starkem Maße in Erscheinung treten, kurz gesagt: nicht jeder Mensch ist wahllos für Höchstleistung und



Übersprung

Vollendung geeignet. In jedem Gesunden aber wohnt von Geburt an ein gut Teil Kraft und Gewandtheit, ein jeder besitzt diese tausend elastischen, gummiartigen Fasern, die in sich weiter nichts als den Drang haben, sich nach allen Seiten hin zu entfalten. Die Mehrzahl unter uns ist aber leider allzu leicht geneigt, dies mit den Jahren zu vergessen. In der Jugend noch tollend und turnend, werden sie mit fortschreitendem Alter allzu bequem und behäbig. Ihr Beruf zwingt sie meist zu sitzender Lebensweise in Räumen, die von frischer Luft nur spärlich durchflossen sind; sie verweilen am Schreibtisch, auf dem Drehschemel oder im Schalterraum; ihr Geist, weil immer zur Leistung angehalten, bleibt wach und rege, aber die Muskeln fallen in Schlaf, weil sie vergessen werden. Dermaßen in Ruhe schwelgend, bilden sie sich nach und nach zu wenig leistungsfähigen Werkzeugen um, denen die Federkraft abhanden kommt und in die sich widrige Krankheiten schmarotzerhaft einschleichen. In Augenblicken, da sie dann plötzlich zur Leistung herangezogen werden sollen, versagen sie schmählich und lassen den gesamten, sonst so wohlorganisierten Zellenstaat im Stich. Durch allzuviel Ruhe sind sie zu verkümmerten Gebilden geworden, denen Kraft und Elastizität fehlen und die oft gerade noch imstande sind, den ungelenken Körper auf den Beinen zu halten.

Ähnliches Schicksal erleiden auch oft das Herz und die Lungen. Törichte Meinung, das Herz müsse möglichst geschont, die Lungen am Ende in Watte gepackt werden! Der Herzmuskel, ein rastloser Geselle, ist gierig auf Schlag und Tempo, er will Leistung vollbringen durch gesteigerte Bewegung und Lebendigkeit des Körpers. Zu normaler Zeit, im Gehen oder Liegen befindet sich das Herz schon in einem Zustand der Ruhe. Während wir langsam schlendernden Schrittes spazierengehen, während wir liegen oder sitzen, ruht das Herz in gleichmäßig rhythmischen Schlägen aus. Seine Anpassungsfähigkeit ist aber ungeheuer groß, und so folgt es jeder gesteigerten Körperbewegung mit einem wahren Lustgefühl, daher es beim Bergsteigen und Springen, bei Tanz und sportlicher Leistung eifrig beschwingter schlägt, um hinterher langsam wieder in sein altes Gleichmaß zurückzupendeln.

Wer aber seinen Körper einschlafen läßt, wer das göttliche Geschenk seiner Muskeln durch Trägheit und Bequemlichkeit vernachlässigt, wer dem Herzen nicht mehr zumutet



Wippsprung

als den trottenden Gang zur Arbeitsstätte, der wird plötzlich feststellen müssen, daß sein Körper mit all den schöpferisch meisterhaften Wunderorganen müde und abgespannt geworden ist und sich nun weigert, das zu vollbringen, was er früher mit Lust und aus freiem, fröhlichem Willen vollbrachte. — verfklave; denn kein höheres Ziel gibt es zu erreichen als dieses: gesunder, rastloser Geist, der vor dem Unfaßbaren nicht zurückschrickt und alle Gedankenformen wie ein Meteor durcheilt, wohnend in einem federnd elastischen Körper, der im Sprunge sieghaft sich schnellen kann, von Tanzlust durchpulst wird



Stützsprung

An dieser Stelle muß die große Mahnung einsetzen. Sorgt rechtzeitig dafür, daß euer Körper nicht erschlaffe! Vergeßt über der Arbeit des Hirns nicht die Arbeit der Muskeln und Organe! Sorgt frühzeitig, daß der Zustand einer wehrlosen Erschlaffung in euren Organismus sich nicht langsam und hinterhältig wie ein Verbrecher einschleiche! Gebt dem Körper, was des Körpers ist: Sprung und Tanz, Bewegung und Gymnastik im Freien! Seid wachsam, daß das Hirn in euch nicht den übrigen Menschen und kreisendes, blutdurchströmtes Leben ist im unendlichen Garten der Natur, die neben Grausamkeit und Brutalität doch auch so tausendfältig uns mit Lust und Schönheit überschüttet.

Nein, nicht jeder ist geboren, um Spitzenleistungen zu vollbringen. Dies ist leider der Grund, warum oft viele Menschen sich scheuen, auf dem Kampf- und Tanzplatz der freien Natur zu erscheinen. Sie fürchten, daß sie nicht mitkommen, daß sie nichts Hervorstechendes, sondern nur ganz Untergeordnetes



Spannschritt

leisten werden und zuletzt doch beschämt zurückstehen müssen. Andre haben sie bereits weit überflügelt, ihre Muskeln sind straffer und sehniger, ihre Erfolge, durch unermüdliches Üben hochgeschraubt, stehen von der Gloriole der Unnahbarkeit überstrahlt, so daß sie selbst machtlos unten stehen und es bald aufgeben, sich weiter mit der Kultur ihres stiefmütterlich behandelten Körpers zu beschäftigen. Vielleicht auch sind sie plötzlich zu der Erkenntnis gekommen, daß sie jahrelang gegen ihren Körper gesündigt haben, indem sie ihm allzuviel Ruhe gönnten und jeder Anstrengung aus dem Wege gingen. Nun ist dieser Körper langsam in eine ganz andre Form übergegangen, hat sich merkwürdig verbildet, ist müde und schläfrig geworden und jeder Kraftleistung abhold. So wird und muß er nun dort den Dienst versagen, wo der in Übung gestählte Körper zur lebendigen Feder wird und nicht nur seine ungebärdige Kraft verschenkt, sondern auch ein Meisterwerk schöpferischer Schönheit darstellt. An ihnen gemessen, sind die andern die Unzulänglichen, und die Folge davon ist oft, daß jene, die spät zur Erkenntnis kamen, keine Hoffnung aufbringen können, dieser Zustand würde sich je wieder ändern. Nach den ersten körperlichen Versuchen verlassen sie, ihre Unzulänglichkeit einsehend, mutlos die Arena. Nichts ist härter zu verurteilen als solche Mutlosigkeit. Auch der wenig Geübte, auch der körperlich Vernachlässigte, er kann die schlummernden Kräfte seiner Muskeln wieder wecken und zu neuem Leben rufen, nur darf er den Mut, die Ausdauer, vor allem die Geduld nicht verlieren. Hartnäckig sein ge-



Übersprung

steckles Ziel verfolgend, mit verbissenem Grimm und, sich selbst ein Tyrann, gegen den Widersacher angehend und in einer zähen Unbeirrbarkeit auf einen Erfolg hoffend, wird der Unverzagte schon bald den lebhafteren Kreislauf in seinem Inneren fühlen. Er wird merken, daß die schlummernden Kräfte hier wie Blüten aufbrechen, und langsam staunend bewundern, wie der Körper sich dehnt und streckt, wie die Muskeln unter Weh und Ach schwellen und die Sehnen sich schmerzhaft straffen, wie das Herz mit fühlbarer Freude beschwingter schlägt, der Brustkorb sich weitet und die Wiedergeburt des Menschen in Millionen kreisender Zellen machtvoll einsetzt. Schwer und mühsam ist es, diese späte Krone zu erringen, aber es ist wert, daß man um sie gestritten hat, denn man hat mit ihr sich ein Königreich erobert.



Rittsprung

So liegt der tiefere Sinn körperlicher Bewegung nicht in der Höchstleistung, so schön und erstrebenswert ein solches Endziel von Können sich auch dem Auge und dem Selbstbewußtsein darbietet, nein, der Sinn liegt verborgener, liegt in der Arbeit als solcher geheimnisvoll versteckt und gibt damit allen Muskelfunktionen einen seelischen Inhalt. Da Wille und Ausdauer, da Mut und Unverzagtheit, Zucht des Geistes und Unterjochung aller Leidenschaften dazugehören, so wird das Spiel der Muskeln auch zum Bildner des Charakters und zum Gestalter einer weitschweifenden Seele. Und ein solcher Mensch kann nur Freude und Dank empfinden, daß Gott ihn auf den Schauplatz der Natur gestellt hat, damit er darin nicht nur seiner Lust fröne, sondern auch zu kämpfen imstande sei. Ein kraftvoll durchgebildeter Körper wird allen Gefahren unerschrokken gegenübertreten und sie dort spielend und von Kampflust beseelt überwinden, wo der Ungeübte ihr billiges Opfer werden muß. Seiner Leistungsfähigkeit sich stolz bewußt, steht er in engem Zusammenhang mit der Natur und ist auch ihrem Ernst und ihren schweren Gefahren gewachsen. Das ist wahrlich ein Ziel, nach dem zu streben wir nicht müde werden sollten; denn wer mutvoll und tatenhungrig im Leben steht und alles Vertrauen in die geschulte Schönheit seines Körpers setzt, wer frohen Sinnes ist und damit dem lebendigen Geist, der ihn zum Ebenbild des Schöpfers werden läßt, die Feder menschlicher Erkenntnis und die Flügel der Phantasie verleiht, wer im Leben jauchzende Lust und erbitterten Kampf sieht, ihre Schönheit trinkt und ihre Schatten nicht scheut, der ist im wahren Sinne ein gesunder Mensch und wird teilhaftig des höchsten Geschenkes: der inneren Zufriedenheit.



Literarische Rundschau

Jakob Kneip, der rheinische Lyriker, hat seinen ersten Roman, überhaupt sein erstes Prosabuch geschrieben. »*Hampit der Jäger*« heißt es, nennt sich selbst einen »fröhlichen Roman« und ist im Horen-Verlag in Berlin-Grunewald erschienen, der gewiß nicht all und jedem Herberge gewährt. Auf die Erfüllung der literarischen Stilgesetze, die auch für den »Halbbruder des Epos« immer noch bestehen, scheint er hier aber nicht allzu streng gehalten zu haben. Was Kneip auf diesen 300 Seiten erzählt, ist kaum eine zusammenhängende, sich folgerichtig oder schicksalsmäßig entwickelnde Geschichte, geschweige denn ein im Spiegel eines oder mehrerer Menschenleben aufgefangenes Weltbild.

Zwar erfährt der freiheitsfrohe, kecke und lebensmutige Hampit an der Schwelle zwischen Jugend und Mannesalter mit den Freuden und Schmerzen der Liebe auch die Not harten Daseinskampfes in einer sozialen Umgebung, die sich mit dem »Dunst und Rauch der Welt« wie ein Eisenband um seine an den Atem der freien Natur gewöhnte Brust legt, aber das bleibt doch nur Episode, die ihm kaum noch nachgeht, sobald er seinem Elemente, dem Wald und der Jagd, zurückgeschenkt ist. Sicherlich ist *darum* dieses Buch nicht geschrieben worden. Und doch hat es seinen Ursprung dort, wo alle echte Dichtung entspringt: im Überfluß des inneren Erlebens und Fühlens. Dieser junge Rheinländer hat sich vollgesogen mit heimatlichen Schnurren, Späßen, Abenteuern, mit Jägerlatein und Eulenspiegeleien, durch die das Blut der geliebten Heimat und also auch das seine kreist. Er kann nicht anders, er muß sie wiedererzählen, sich von ihnen befreien, sie an den Mann bringen, eben an Hampit, den Jäger, der in seiner strotzenden Lebenskraft und nicht umzubringenden Herzensfröhlichkeit selbst so etwas wie ein lebendiges Symbol der rheinischen Heimat ist. In diesen Einsprengseln und Zutaten, nicht in der eigentlichen »Geschichte«, die Auerbach oder Ganghofer oder Rosegger besser erzählt haben würde, liegt der Wert des Buches. Sie streifen manchmal die Anekdote, sie sind meistens mehr komisch als humoristisch, geben sich nicht selten so ungeniert, daß zarte Gemüter, zumal kirchlich gesinnte, ein Ärgernis daran nehmen mögen, und man kann begreifen, daß gerade dieser Dichter letzthin auf einer rheinischen Dichtertagung aus seinen persönlichen Beschwerden oder Nöten heraus bittere Klage führen mußte, daß sich die katholische Kirche von »allem starken, lebenskräftigen Ausdruck in der Kunst mit ängstlicher Scheu abwende«. Aber dennoch: man kann sich dem Zauber dieses Hunsrücker Waldlebens zwischen Rhein, Mosel, Nahe und Saar, der Romantik dieser versteckten Mühlen, Gehöfte, Dörfer und Burgruinen, durch die das Märchen, die Sage, der Spuk- und Gespensterglaube, behängt mit tausend Sprichwörtern und kernig volkstümlichen Redensarten, wandeln, nicht entziehen; man wird, ob man will oder nicht, Hampits und seiner Freunde Kumpan bei ihren ausgelassenen, nicht immer ganz sauberen, aber niemals schlechten Streichen auf den Märkten, Kirmessen, Schlachtefesten, Zechereien, Wallfahrten und Waldläufen. Der tolle Bomberg und de Costers Ulenspiegel nicken diesem Buche zu, und wir glauben es dem Dichter, wenn er seinen köstlich herzhaften Bericht über seinen Lebensgang mit den Sätzen schließt: »Alle Bäche der Heimat rauschen mir zu; Berge und Wälder rücken zu mir an; die Gestalten umdrängen mich. Ja, oft werden ihre Gesichter mit den borstigen Köpfen den Heiligen auf den Bildstöcken und in der Dorfkirche zum Verwechseln ähnlich ... Ach, selbst Gottvater und der Teufel mischen sich unter diese Gesellen und tollen mit ihnen in ihrer festlichen Kumpanei. Und so werden wir wohl, Sünder und Heilige, am Ende doch in guter Eintracht zu den Pforten des Paradieses hingelangen und von aller Wirrsal und Mühsal Erlösung finden.«

Komm gut heim, Hampit, junger Burmesbauer, zu deinen seligen Jagdgefilden und bereite, wenn möglich, auch uns dort eine Stätte! In einem zweiten Leben möchte unsereins auch lieber Hirsche jagen und Auerhähne schießen, als tagaus, tagein am Schreibtisch hocken.

Mancher findet erst spät zu seinem Stoff und Stil. Der Eisenbahner *Heinrich Eggersglüß* hatte schon nicht weniger als fünf Bände Gedichte, Balladen und Sprüche, ein Drama und einen Roman veröffentlicht, ohne daß er unter den »Arbeiterdichtern«, die sich doch sonst nicht gerade über Vernachlässigung bei der Kritik zu beklagen haben, zu Namen und Ruhm gekommen wäre. Nicht daß diese früheren Dichtungen unbedeutend gewesen wären. Von den Gedichten erlebten einige Bände, was heute in der Lyrik gewiß nichts Alltägliches ist, sogar zweite und dritte Auflagen. Aber immerhin: zu seinem Eigentlichen und Wesentlichen, zu dem nur von ihm Erlebten und »Erfahrenen« war dieser von der Bremse an gediente Mann der rollenden Räder noch nicht gekommen; alles, was er sich von der Seele geschrieben hatte, war, auch wenn es seine Wurzeln in seinem Berufe hatte, mehr oder weniger sentimentalisiert und ins Rhetorische, Pathetische oder Allgemeinmenschliche verpflanzt. Erst mit dem »*Tagebuch eines Eisenbahners*« (Braunschweig, Georg Westermann; in Ganzleinen gebunden 5,50 M.) hat Eggersglüß *seine* Welt und *seinen* Ton gefunden — gefunden, ohne



Konrad Schikaneder: Frau Dr. Br. (Höchst a. M.)



ihn suchen zu brauchen, eben in dem, was er »geworden« war, was sein Leben geformt hatte. Denn dieser Mann war nicht etwa nur so nebenher Eisenbahner, sondern mit Leib und Seele, mit Willen und Sinnen bei seinem Beruf, und nichts war ungerechter als der Rüffel, den er sich von seinen Vorgesetzten holte, als eins seiner Eisenbahngedichte in der Zeitung erschienen und dadurch vor die gestrengen Augen der Behörden gekommen war: »Zum Versemachen stellen wir keine Leute an! Ein tüchtiger Eisenbahner hat zu solchen Kinkerlitzchen keine Zeit. Da hätten Sie sich einen andern Beruf suchen müssen!« Nun, man hat ihn nicht gleich gefressen, und das gute Verhältnis, das — zur Ehre beider Teile sei es gesagt — zwischen ihm und seinen Vorgesetzten bestand, wurde bald wiederhergestellt.

Denn dieser Bremser, Rangierer, Zugführer und Revisionsbeamte ist kein Unzufriedener, kein Aufsässiger oder gar Aufwiegler. Er hat ein lebhaftes Gefühl für Zucht und Ordnung, die für ihn mit zur Schönheit dieses Daseins gehören, wo Rad in Rad greifen muß, wenn es vorwärtsgehen soll, und Glück und Unglück des Vaterlandes ist auch das seine — vielleicht ist er unter den Berühmtheiten der Arbeiterdichter auch deshalb nicht so vorangekommen wie andre, die die Revolutionsfahne schwingen und aus Versen Barrikaden bauen. Nun also: im »Tagebuch« erzählt er von seinem Dienst, von dessen Beschwerden, Nöten und Gefahren, erzählt mit einer so temperamentvollen Anschaulichkeit, daß wir mitten hineingezogen werden in das Rasseln und Rattern der Räder, in das Blinken und Blitzen der Signale, in das Kreischen der Bremsen und das Singen der Schienen, aber er weiß auch von den Entzückungen und Beglückungen seines Raum und Zeit überwindenden Dienstes zu berichten, und er fühlt sich nicht ohne Stolz als unentbehrliches Glied in der Kette einer Arbeitsordnung, ohne die Deutschland, zumal das sich erst mühsam wieder emporringende der Nachkriegszeit, nicht bestehen kann. Dies Bewußtsein, dieses Einssein zwischen Beruf und Glücksgefühl gibt seinen Bildern die Beseelung, den Schwung und das Feuer, und es bedürfte gar nicht der manchmal etwas gefühlsseligen Sentiments aus dem Dachstübchen, der eingestreuten Gedichte und der zärtlichen Briefe an Mutter, Braut und junge Frau, um uns wissen zu lassen, daß wir es hier mit einem empfindungstiefen, zartfühlenden und nachdenklichen Gemüt zu tun haben, das aus dem Rhythmus der Räder die Melodie seines inneren Lebens erhorcht. Von ihm als Dichter und von ihm als Menschen gilt, was er niederschreibt, als ihn ein hoher Herr auf seine Gedichte anspricht: »Im Leid perlen die Tränen, und die Perlen glitzern im Leid. Wir müssen das Dunkle haben für unsre Sehnsucht nach Licht, wir müssen das Licht haben für unsre Wege ins Dunkle.« Es wäre unserm Vaterlande besser ergangen 1918, wenn dies der vorherrschende Typus unsrer Arbeiterschaft gewesen wäre statt des international gesinnten, der so willig oder arglos sein Ohr den Fanfaren der Revolution und den Schalmeien der Weltfriedensflöte öffnete. Aber halten wir uns an den Schwur, der hier abgelegt wird, gewiß im Namen vieler offen oder heimlich Gleichgesinnter: »Wir haben den Willen zur Arbeit, zum Aufbau und zum Leben trotz all dem Wirrwarr unsrer Tage. Wir wollen und wir zwingen das Geschick! Nun erst recht!« Und trösten wir uns des andern Bekenntnisses: »Die Seele muß wieder aufflammen und unser Herz und unsre Gefühle durchglühen, die deutsche Volksseele, die uns Licht und Leben und Kraft und Freiheit gibt. Ohne Seele stirbt der Mensch, ohne Seele stirbt auch ein Volk.«

Wer von uns möchte die derbe Würze an Max Dreyers Erzählungsgabe entbehren? Ein Mecklenburger — wie er selbst einer ist — gewiß am allerwenigsten. Sie gehört zu den bäuerlich-bodenständigen Stoffen, die Dreyer aus dem liebevoll beobachteten und kameradschaftlich miterlebten Leben seiner Waterkantmenschen aufgreift, und das schmunzelnde Behagen, mit dem er diese Würze an die Speisen tut, ist so natürlich und echt, kleidet ihn so gut und macht uns ihm so vertraut und zugetan, daß Dreyer nicht mehr Dreyer wäre, wollten wir uns die Zutat, die fast schon Materie geworden ist, hinwegdenken. In seinem neuesten Erzählungsbande »Das Sympathiemittel« (Leipzig, L. Staackmann; gebunden 3 M.) schmeckt dies Salz der Erde freilich zunächst etwas vor, wenn wir lesen, wie eine tapfere Fischerfrau mit ihrem zu gelegentlichen alkoholischen Ausschweifungen — »Supen« sagen sie in Mecklenburg — neigenden Manne, einem sonst tüchtigen und warmherzigen Kerl, durch Liebesverweigerung um seine Nüchternheit ringt, schließlich aber weiß der Erzähler diese niederdeutsche Kreuzlschreibergeschichte durch eine aus den Charakteren und den Elementen der Landessitte geholte Wendung so zu sättigen, daß man an der schalkhaft-humorig vorgetragenen Erzählung sein lange nachklingendes Vergnügen hat. Nicht wenig trägt dazu die köstliche Schilderung einer weisen Frau aus dem Dorfe und ihres Beschwörungshokuspokus bei, zumal da diese Episode ganz naiv, ohne jede Überlegenheit einer »besseren Vernunft« vorgetragen wird.

Vom deftigen Vesperbrot bei Max Dreyer zu Ludwig Fulda in die Teestunde zu gehen, will ich ohne Zwischenspaziergang niemandem raten. Stil und Umgangsformen der beiden Häuser sind zu verschieden: was sich dort

in saftigem Behagen gemächlich und wohl auch etwas selbstzufrieden ausbreitet, spitzt sich hier gern zur geschliffenen Pointe zu, auf der der Witz seine oft halsbrecherische Balance sucht.

Keine Frage, es geht formgerechter zu im Hause Fulda, auch wenn zu »Bunter Gesellschaft« geladen ist. Der Zeichner Franz Christophe hat für die so benannte Sammlung ernster und heiterer Geschichten Fuldas (Stuttgart, J. G. Cotta) eine seiner eleganten und geistreichen Titelzeichnungen geliefert: in der Mitte eine in steife Hoftracht gekleidete Dame, die auf ihrer hochgewölbten Frisur so etwas wie ein Miniaturkrönchen trägt, während die zarten, nervösen Hände züchtig den Fächer zusammenfalten, rings herum ein Kranz von ausgelassenen, lachenden oder Fratzen schneidenden Karnevalsköpfen, unter denen weder der Königs- noch der Narren- noch der Schweinskopf fehlt. Doch laßt euch nur nicht bange machen! So wild und wüst, wie es nach dieser Einladungskarte aussieht, geht es drinnen keineswegs zu. Wohl machen wir in Graf und Gräfin, einem wahrscheinlich zu symbolischen Zwecken aus der Traum- oder Gespensterwelt auftauchenden baltischen Ehepaar, »seltsame Bekanntschaft«, zwar hören wir aus den Flegeljahren des Hausherrn allerlei verwegene Dinge, bei denen ein zartes Ohr hier und da wohl rot werden dürfte, kommen mit einem Taschenspieler — selbstverständlich einem Gentleman, der nur der Geschicklichkeitsprobe wegen Uhren klaut — und mit einem Mohrenfürsten — selbstverständlich nicht dem Freiligrathischen, sondern nur einem zu Redoutenzwecken kostümierten — in Berührung und sitzen ein Viertelstündchen lang sogar neben einer Dame, die sich Petersilie nennt, ihren Courmacher fragt, ob er ihr seine Augen schenken wolle, und auch sonst gefährlich nach der Irrenanstalt schmeckende Äußerungen tut — aber im großen und ganzen sind es recht artige, gesittete Zeitgenossen, die uns im Salon Fulda begegnen. Ein junger Herr, der für Sozialpolitik schwärmt, schämt sich vor zwei Strolchen seines guten neuen Anzugs und wird zum Dank für diese edle Wallung von ihnen kaltgemacht; ein andrer reist und forscht einem berückend schönen weiblichen Kinoschattenbilde nach und fällt in Geistesverwirrung, als er hört, das Original weile nicht mehr unter den Lebenden; zwei mit Glück und Freundschaft reich gesegnete Geschäftskompagnons spielen so lange mit dem Feuer der ehelichen Liebe, bis richtig eine Querzündung erfolgt. Die hübscheste und zugleich lehrsamste Geschichte ist aber doch wohl die von den lieben Nächsten, die von Angesicht zu Angesicht ein Herz und eine Seele sind, hinter dem Rücken aber aufeinander loshacken, daß nur die Späne so fliegen. Da guckt nicht bloß der Schalk, da blitzt auch der Zeit- und Gesellschaftssatiriker Ludwig Fulda hervor, und der hat uns über die leichte, amüsante Unterhaltung hinaus immer noch manches Ernsthafte und Nachdenkliche zu sagen — mag er's getrost einmal in Knallbonbonpapier einpacken.

Das Erscheinen des neuen Fuldaschen Novellenbuches erinnert uns an eine alte, noch nicht abgetragene Schuld: über Ludwig Fuldas gesammelte Sinngedichte »Karneval des Lebens« (Stuttgart, J. G. Cotta; in Ganzleinen gebunden 4,50 M.) sollten noch ein paar Worte gesagt werden. Denn das Epigramm, so kurze Halme es treibt, ist und bleibt doch nun mal für Fuldas Pegasus die nahrhafteste Weide. Vielleicht waren die Sinngedichte seiner Jugend spitzer, schärfer, boshafter und eleganter, dafür sind sie jetzt gesättigter mit Lebenserfahrung, Menschenkenntnis und Altersweisheit. Die Pointe schleift sich dadurch wohl etwas ab, und die Entladung im vierten Verse erfolgt nicht mehr so explosiv wie früher, aber der Kreis, durch den die Radien des Witzes ausstrahlen, ist weiter geworden: Leben, Gesellschaft, Liebe und Frauen, Literatur und Kritik, Kunst und Bühne, Wissenschaft, Politik — nichts ist vor Fuldas Pfeil und Bogen sicher, wenn sich auch das Gift, das seine Geschosse sonst mit sich führten, oft schon in eine Wundsalbe verwandelt hat. Auch der Selbstspott fehlt nicht, der immer ein Zeichen der Reife ist:

> Scherzhaftem Spiel sind wir geneigt;
> Nur dürft ihr uns nicht selbst verwirren:
> Wer auf ein Schaukelpferdchen steigt,
> Der soll nicht mit den Sporen klirren . . .

Er kann es aber noch kürzer:

> Die deutsche Kunst begann an der Ilm
> Und endet am Film . . .

und noch geistreicher in der Rubrik »Frauen«:

> Ein Lederstrumpf steht außer dem Verdacht,
> Daß ihn ein Blaustrumpf je zum Glüh-
> strumpf macht.

Von ganz anderm Schlage als der Rostocker Max Dreyer ist sein mecklenburgischer Landsmann Friedrich Griese. Dreyer bleibt bei allen gefühlsmäßigen und verschönenden Zutaten, die er sich erlaubt, doch immer Realist, gehorsam der Wirklichkeit des Lebens und ihr für sein Bestes tief verpflichtet; Griese, um fünfundzwanzig Jahre jünger als Dreyer, strebt von der greifbaren Wirklichkeit so eilig hinweg ins Unwirkliche und Überwirkliche, daß es manchmal scheinen will, als berühre er kaum noch den Boden oder fange erst an, Dichter zu werden, wenn er sich weit genug davon entfernt hat. Und doch schickt seine irdische Sehnsucht und seine Liebe zu den Menschen, wenn sie sich hoch genug emporgeschwungen hat, ihr Senkblei wieder hinab auf die Erde: nicht umsonst heißt eins seiner tiefsten Bücher »Ur«, weil darin wohl der Kampf des Menschen um die letzten seelischen Dinge,

aber auch sein Verlangen geschildert wird, den Quellkräften der Natur nahezukommen, an ihren und unsern innersten Trieben den Urgrund der Welt zu erspüren.

Grieses neueste Erzählung, nach der schmerzensreichen Heldin »Wittvogel« genannt (Leipzig, Ph. Reclam), an Umfang und künstlerischem Gehalt mit den Romanbüchern »Alte Glocken« und »Feuer« so wenig zu vergleichen wie mit den Novellenbüchern »Das Korn rauscht« und »Die letzte Garbe«, hebt an wie ein freilich von dunklerererbten Ahnungen früh beschattetes Jugendidyll eines traumumfangenen Mädchens auf dem Lande, taumelt eine Weile wie ein bunter Nachtschmetterling um die lockenden Geheimnisse der Liebe und des Lebens, ist dann aber unversehens schon in den Höhen, wo die Stürme der menschlichen Schicksale brausen. Das, was Anne Witt, Klaus Witts Tochter, erfährt, sie, in deren Blut sich die Wildheit des Vaters und die große ruhige innere Sicherheit der Mutter begegnen, ist wohl dem des Strindbergischen Fräuleins Julie ein wenig verwandt, trägt aber wiederum so eigengeprägte und ausgesprochen metaphysische Züge, daß der Vergleich sich nicht lange behaupten kann. Genug, daß sich auch hier Herren- und Knechtsblut nicht mischen darf, und daß, wen es nur danach gelüstete, wer sich nur einmal dadurch hat aus der Bahn werfen lassen, den dunklen Weg hinabschreiten muß, auf dem es auch durch eine neue, gleichbürtige Liebe keine Rettung zu Glück und Fröhlichkeit mehr gibt. Nur zu Strenge, Stolz und Verzicht. Denen freilich deshalb die Krone, die Wittvogels Mutter und Wittvogel selbst immer vor sich herschweben sahen, nicht zu fehlen braucht ... Das Buch ist nicht frei von romantisierenden Verstiegenheiten, die zuweilen sogar ans Peinliche streifen, aber es ist das Werk eines Dichters, der ein Ohr für die geheimen Stimmen des Lebens und eine gestaltende Hand für ihre letzten und tiefsten Symphonien hat.

Wer Griese aus diesem Büchlein liebgewinnt, versäume nicht, seinen Roman »Alte Glocken« (Trier, Friedr. Lintz; geb. 7 M.) zu lesen, das Gehaltvollste und Tiefste, das er bisher geschrieben hat. Übrigens ist Griese unsern Lesern kein Unbekannter mehr. Die den Band »Die letzte Garbe« (Lübeck, Otto Quitzow) eröffnende Erzählung »Brüder« ist unter dem Titel »Der gute Jakob« zuerst in unsern Monatsheften (Februarheft 1925) erschienen.

Löst man Grieses Erzählungsart aus ihrer niederdeutschen Ackerkrume, schüttelt auch den letzten Ballen Erde von den Wurzeln und versetzt den Stamm in den Boden der Legende, des Naturmythus oder der alten Elementarsagen, wo das Besondere sich zum Allgemeinen verflüchtigt, Traum und Wirklichkeit, irdisches Leben und geistige Verklärung, Gegenwart und Ewigkeit ineinanderfließen, so steht man vor Georg Munks Epik, wie sie sich in sparsamer, aber eindringlicher Produktion bisher in dem Roman »Irregang«, der zartempfundenen Geschichte einer rätselhaften Frauengestalt, dem wundersamen Geschichtenbuch »Die unechten Kinder Adams« und der Historienlegende »Sankt Gertrauden Minne« offenbart hat. Jetzt bietet der Dichter durch denselben Verlag (Insel-Verlag in Leipzig) ein neues Geschichtenbuch dar, betitelt »Die Gäste«. Wie schon in dem ersten salige Fräulein zu den Erdensöhnen herabstiegen und sich mit den Männern in wildem Geklüft paarten, so zieht sich durch diese Siebenzahl von seltsam fernen und doch wie mit der Wünschelrute unser Herz geheimnisvoll berührenden Geschichten das eine Motiv von der mysteriösen Einkehr und dem nicht weniger rätselhaften Abschied und Verschwinden fremder Geister auf dieser vertrauten und doch ach! so dunklen Erde.

Am schlichtesten und primitivsten ist das Motiv in der ersten Geschichte von der »Weidenmutter« behandelt, dem rauhen, schlanken Mädchen, das sich zu dem einsamen Siedler gesellt, ihm sein Heim einrichtet und einen Sohn gebiert, dann aber, als der Mann in aufbrausender Eifersucht sein Beil in den Weidenstamm geschlagen, zu dem die Frau sich nächtens zärtlich flüchtet, wie abgemähtes Gras dahinwelkt und entschwindet. Auch das Kind, das sie zurückgelassen hat, scheint dahinschwinden zu wollen. Aber als der Vater ihm aus dem gefällten Weidenstamm eine Wiege baut, drin es heimlich befriedet wie im Mutterleibe liegt, gedeiht es und ist dem Vater keine Sorge mehr. Eines Abends, da der Mann verdrossen seine Netze flickt, schneidet der Knabe sich eine Flöte aus einem Weidenschoß, wie der alte Stumpf sie noch zahlreich treibt, hebt sie an die Lippen und bringt sie mit Mund und Fingern zum Tönen, als hätte er's oft schon geübt. Da vernahm der Vater, wie aus der Flöte mit holder Stimme die Mutter zum Kind redete ...

Zur Novelle ausgestaltet erscheint das Motiv in der letzten, ausgedehntesten Erzählung des Bandes, die nach dem fremden, geheimnisvoll lockenden Zauberer, der das stille, ernste Mädchen aus der trüben deutschen Heimat in den sonnigen Süden entführt, »Der Venediger« genannt ist. Alberta lebt mit ihm, aber das Heimweh zieht sie zu den Ihrigen zurück, sie wird Frau und Mutter und scheint ihr Jugendabenteuer vergessen zu haben. Doch das Blut des Erlebnisses und der heimlichen Sehnsucht nach ihm kreist in ihr: ihr Sohn, dem sie es vererbt, erschlägt den Fremden, der gleich dem Vater geheimnisvoll auftaucht, und sinkt mit dem Erschlagenen, seinem unerkannten Bruder aus dem Süden, aufs gleiche Totenbett ...

Ein eigenartiger Zauber webt um all diese Geschichten, als stiegen sie unmittelbar aus alten, verschütteten Schächten der Volksphantasie empor. Sie geben sich ganz episch, reihen Geschehen an Geschehen und enthalten sich aller gefühlsmäßigen Zutaten. Nur die manchmal allzu wählerische, dem Nahen und Alltäglichen preziös ausweichende Sprache verrät die Künstlichkeit der Form und die Gestaltungsmühe des Epigonen. Ein Gewächs für Feinschmecker, die den Wein, statt zu schlucken, zu schlürfen verstehen und aus einem Tropfen Erde, Sonne, Wind und Regen und alles Glück des Wachstums schmecken. F. D.

Verschiedenes

Die in diesem Hefte veröffentlichte Erzählung »Marios und Dommelseis Fahrt ins Moor« ist ein in sich abgeschlossenes Stück aus dem neuen Buche von Waldemar Bonsels, das »Mario und die Tiere« heißen und bei der Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinen wird. Es erzählt, wie Mario, ein Waisenknabe, nach dem Tode seiner Mutter zu dem alten Kräuterweib Dommelsei in den Wald flüchtet, zunächst unwillig von ihr aufgenommen wird, dann aber zu ihrem Freund und vertrauten Gehilfen emporwächst, den sie in all ihre Erfahrungen und Geheimnisse einweiht, namentlich aber in den Tieren des Waldes seine Brüder und Schicksalsgenossen erkennen lehrt. Nach den uns aus dem Buche bekannt gewordenen Proben ist zu erwarten, daß der großen Gemeinde von Lesern und Verehrern des Dichters, der längere Zeit geschwiegen und zuletzt nur eine einbändige Auswahl seiner Jugendnovellen (»Blut«; »Der tiefste Traum«; »Leben, ich grüße dich«; »Der letzte Frühling«) dargeboten hat, mit der neuen Gabe eine Geschwisterdichtung der »Biene Maja« geschenkt werden wird.

*

Was Helene Haußding in diesem Hefte von Mahatma Gandhi, dem indischen Patrioten und Reformator des indischen Lebens, erzählt, beruht auf eignem Erleben und intimer persönlicher Kenntnis seines Charakters und seiner Arbeit. Unter den vielen Büchern, die über Gandhi oder von ihm selbst geschrieben worden sind, tritt seine Persönlichkeit in ihrer ganzen Fülle, Schaffens- und Anregungskraft am stärksten in »Jung-Indien« hervor, einer Zeitschrift, die Gandhi herausgibt, und die z. T. in deutscher Übersetzung von Emil Roniger in Zürich veröffentlicht worden ist. In demselben Verlage (Rotapfel-Verlag in Zürich) sind Gandhis Schriften erschienen, darunter der »Wegweiser zur Gesundheit«, ein besonders für die Jugenderziehung wertvolles Buch, da es in ernster, vornehmer Art Fragen der körperlichen Entwicklung und des Geschlechtslebens behandelt, und das Lebensbild »Mahatma Gandhi« von Romain Rolland.

*

Dieckhoffs Führer durch das Oberwesergebiet ist in 3., bedeutend erweiterter und verbesserter Auflage bei Hüpke & Sohn in Holzminden erschienen. Nicht nur, daß in diesem fast 700 Seiten starken Bande jede Ortsschilderung und Wegebezeichnung neu nachgeprüft, alle geschichtlichen, geologischen und geographischen Angaben bereichert und tausend neue praktische Hinweise in den Text eingefügt sind, auch die Zahl der musterhaft übersichtlich und anschaulich ausgeführten Karten und Pläne ist auf 44 gestiegen, drei neue Wanderkarten: Hildesheimer Berge, Alfelder Berge, Bückeberg, sind hinzugekommen, die große Übersichtskarte (im Maßstab von 1 : 300 000) ist durch eine neue ersetzt, ebenso die geologische Karte auf Grund des neuesten Materials von einem wissenschaftlichen Geologen neu bearbeitet worden; selbst die Stadtpläne haben eine Vermehrung und Verbesserung erfahren. — Das Wesergebirge ist weniger ein Reise- und Sommerfrischengebiet als ein Wanderziel, vielleicht das idealste, das wir in Deutschland haben. Der Dieckhoff erschließt uns all seine oft sehr versteckten landschaftlichen Schönheiten, macht uns im Wandern und Genießen mit der Geschichte des Landes vertraut, von der Urzeit bis in die jüngste Gegenwart, und deutet uns auch die Kulturdenkmäler, die hier so viel von unsern vaterländischen Schicksalen zu erzählen haben, wie kaum in einer andern Gegend Deutschlands.

*

Zwei berühmte Ärzte und edle Menschenfreunde, von denen einer mit dem Schicksal unseres zweiten Kaisers eng verknüpft war, erhalten gleichzeitig in ausführlichen und liebevollen Lebensbeschreibungen ihr wohlverdientes Denkmal. Der Engländer Lister, berühmt vor allem als Chirurg und durch die auf seinen Namen getaufte Wundbehandlung, hat seinen Biographen in Sir Rickmann John Godlee gefunden, und dieses englische Werk, mit Hilfe von tagebuchartigen Aufzeichnungen verfaßt, liegt jetzt auch in guter deutscher Übersetzung vor (von Dr. E. Weißschedel; Leipzig, F. C. W. Vogel). Ebenbürtig neben Lister steht unser Ernst von Bergmann. Ihm hat Arend Buchholtz eine umfassende, von Sachkenntnis und menschlicher Wärme erfüllte Gesamtdarstellung zuteil werden lassen, die durch Bergmanns Kriegsbriefe von 1866, 1870/71 und 1877 (Russisch-Türkischer Krieg) noch eine besondere Bereicherung erfährt.



Max Liebermann: Nähende Mädchen — Aus der Pastell-Ausstellung von Bruno Cassirer in Berlin

Von Kunst und Künstlern

Hans Thoma: Weidende Pferde — Fritz von Uhde: Unterhaltung — Wilhelm Claudius: Aus dem Kirms-Krackow-Haus in Weimar — Josef Correggio: Bei der Meute — Nicolas Gilles: Im Boudoir — Ernst Müller-Braunschweig: Die Reine und Mutterglück — Konrad Schikaneder: Frau Dr. B. — Selma Friedlaender: Kinderkopf — Wolf Röhricht: Stilleben — Gustav Siegel: Wildenthal — Alexander Liebmann: Chamberlins Flug um die Münchner Frauenkirche — Bildnis Franz Türckes

An Hans Thomas Ruhm, der Maler des deutschen Gemütslebens zu sein, als der er in unserm dankbaren Gedächtnis lebt, würde ein gut Teil fehlen, wenn er neben den Menschen, den Bergen, Bäumen, Büschen und Blumen nicht auch die Tiere in sein Herz geschlossen und sie auf mannigfachste Weise mit Pinsel und Palette, Grabstichel, Feder und Stift verherrlicht hätte. Schon in seinen frühen Studien und Bildern tummelt sich das drollige, unruhige Hühnervolk, das dem Schwarzwälder Kleinbauern und seinen Kindern ein unentbehrlicher Haus- und Hofgenosse ist; dann beehrt er — abgesehen von den Katzen, die seine Bilder bis zu seinem Lebensende begleiten — die Ziegen mit seiner Vorliebe, die auf den Bergwiesen weidenden, die ins Dorf und in den Stall heimkehrenden, die zur lagernden Herde gesammelten, denen der Hirtenbub auf seiner Schalmei vorspielt; läßt das friedliche Geläute der Kuhherden auf blumigen Weiden und sanften Berglehnen erschallen und nimmt sich bald auch des Pferdes an, um es uns in geselligem Beieinander auf der Weide oder in der Schwemme vorzuführen. Weidende Pferde, wie unser Tiefdruckblatt sie zeigt, hat er mehrmals gemalt: außer unserm Bilde, das aus dem Jahre 1882 stammt und lange in Bremer Privatbesitz war, ehe es in den Besitz der Galerie Karl Haberstock in Berlin überging, noch in einem großen Gemälde des Jahres 1887, das die Städtische Galerie in Frankfurt a. M. zu ihren Schätzen zählt. Klingt bereits in diesen beiden Bildern etwas Mythisches an, schon weil beide Male im Vordergrund ein Schimmel grast, so gewinnt das Sagen- und Märchenhafte vollends den Vorrang in dem »Frühlingswunder« von 1894, wo ein zarter kleiner Luftgeist oder Liebesgott sich auf den Rücken des Gauls niedergelassen hat, den der noch halb knabenhafte Bauernbursche gesenkten Hauptes, als ahne er schon etwas vom Schicksal, das ihn lenkt, während er zu lenken meint, vom Acker nach Hause führt.

Fritz von Uhdes Bild »Die Unterhaltung«, dessen Original gleichfalls der Galerie von Karl Haberstock gehört, ist im Jahre 1891 entstanden, also zu einer Zeit, als Uhdes Schaffen auf seiner Höhe stand und die glücklichsten Werke hervorbrachte. War doch im Jahre zuvor das Bild gemalt worden, das von allen Uhdeschen Leistungen heute noch als eine der volkstümlichsten und ergreifendsten gilt: der »Schwere Gang«, dessen Motiv der Maler dann im Laufe der Jahre in vielen leiseren oder stärkeren Abwandlungen unter derselben Bezeichnung oder als »Gang nach Bethlehem«, »Der heilige



Ernst Müller-Braunschweig: Mutterglück

dem Herzen malen. So sprach das sogenannte Grüne Zimmer im Kirms-Kracow-Haus nicht nur mit seinem geschlossenen malerischen Eindruck, sondern auch mit seiner Stille, Bescheidenheit und vornehm abgetönten Behaglichkeit zu ihm, wie es nun zu uns in seinem Bilde spricht.

Der Maler des Bildes »Bei der Meute« führt einen in der Geschichte der Malerei hochklingenden Namen, der sich übrigens seit vier Jahrhunderten durch mehr als eine italienische und deutsche Malerfamilie fortpflanzt. Was unserm Josef Correggio, einem geborenen Frankfurter und Schüler des Städelschen Instituts und der Münchner Akademie, mit seinem großen italienischen Namensvetter, dem Meister der Helldunkelmalerei, allenfalls verbindet, ist die Neigung für Stoffe des Jagdlebens. Hat doch auch Antonio Allegri, wie der berühmte Correggio eigentlich hieß, neben seinen religiösen und allegorischen Gemälden heitere, graziöse Bilder aus dem Jagdleben der Diana gemalt, und hat sich unser Zeitgenosse (geb. 1870) doch auch erst durch die Historien- und Schlachtenmalerei zu der Sport- und Jagdmalerei hindurchgefunden, die er jetzt neben dem Bildnis hauptsächlich pflegt.

Abend«, »Nach kurzer Rast« wiederholt hat. Wie in diesen wechselnden Titeln des gleichen Bildes bald das heilige, bald das weltliche Moment vorherrscht, so ließ Uhde damals auch in seinen malerischen Stoffen gern Abwechslung walten. Zwischen dem »Schweren Gang«, dem »Gang nach Emmaus« und dem »Ostermorgen« stehen einige weltliche genrehaft aufgefaßte Innenbilder mit ruhigen, vor der Natur gemalten Zustandsschilderungen voll feiner Lichtwirkungen. Unter ihnen die »Unterhaltung« als das belebteste und beredteste, schon deshalb, weil hier die drei Figuren zu einer lebendig in Beziehung gesetzten Gruppe auftreten, von denen die eng benachbarten Bilder »Die alte Näherin« und »Am Fenster« nur je eine der Frauen zeigen.

Der Dresdner Wilhelm Claudius, ein Großneffe des Wandsbecker Boten, scheint, wie die Freude an stillen, seelenvollen deutschen Landschaften, so auch die Liebe für altersgeweihte, vom Hauch einer fernen Zeit durchwehte Räume von seinem dichterischen Ahnen geerbt zu haben. Schon früher hat er in den alten lübeckischen Patrizierhäusern manchen solcher Innenräume aufgespürt; neuerdings ist ihm auch im Kirms-Kracow-Haus in Weimar, diesem mit seltener Treue erhaltenen oder wiederhergestellten bürgerlichen Heim aus der Zeit unsrer Klassiker, der Zauber solcher Vergangenheitstimmungen aufgegangen. Denn Claudius ist nun einmal einer von denen, die niemals allein mit dem Pinsel, die stets auch mit

In München, das sich eine Weile ernstlich durch das Schlagwort vom »Niedergang Münchens als Kunststadt« bedroht fühlen durfte, ist seit einer Reihe von Jahren eine jüngere Malergeneration emporgekommen, die es sich mit Erfolg angelegen sein läßt, die etwas herkömmlich-landläufig gewordenen Motive durch neue zu bereichern und die eingetrockneten Farben der Münchner Palette nachdrücklich aufzufrischen. Auch Nicolas Gilles darf man wohl zu diesen reformatorischen Talenten zählen. Wenigstens ordnet sich sein in der Komposition, in der Verteilung von Hell und Dunkel, in der Farbengebung und Farbenabstimmung höchst geschmackvolles Gemälde »Im Boudoir« solchen malerischen Bestrebungen vorteilhaft ein. So delikat diese Farben sind, sie haben nichts Preziöses, nichts verstandesmäßig Überlegtes, sie scheinen vom Augenblick empfangen und aus dem Impuls des Augenblicks auf die Leinwand geworfen zu sein.

Die Plastik dieses Heftes ist ein neues Werk von Ernst Müller-Braunschweig, für dessen Schöpfungen unsre Monatshefte schon eingetreten sind, als diese edlen, sicher und sauber durchgearbeiteten Köpfe, Büsten und Gruppen

noch vielfach mit dem wegwerfenden Ausdruck »akademisch« abgetan wurden. Heute ist Müller als bewußter plastischer Verkünder und Gestalter des Seelischen im Menschen nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, besonders in Südamerika, wohin ihn ehrenvolle Aufträge mehrmals gerufen haben, allgemein anerkannt. In dem Studienkopf »Die Reine« hat er sich vorgesetzt, gleichsam alles »Erlebte und irrend Erstrebte« vereinfacht und geläutert in einem Bildwerk zusammenzufassen. So ist dieser überlebensgroß in Marmor ausgeführte Kopf zum Ausdruckssymbol des zeitlosen germanischen Frauentyps geworden, wie er dem jetzt siebenundsechzigjährigen Künstler vor Augen steht: mit aller Herbheit und verstehenden Güte, mit aller Kindlichkeit und erfahrenen Fraulichkeit, mit aller Demut und Erhabenheit des Weibes, das durch das Leben zu einer friedvollen Ausgeglichenheit entwickelt worden ist. Auch ein rein technisches Problem — oder ist es mehr? — im Auge, nämlich ohne Andeutung der Pupille das Seelenvolle des Blickes zu erreichen, hat Müller in diesem Kopf zu lösen gesucht. — Eine verwandte Arbeit haben wir in dem gleichfalls in Marmor ausgeführten Flachbild »Mutterglück«, einer in Carioba, einer deutschen Mustersiedlung im brasilianischen Staate São Paulo, entstandenen Porträtplastik (Abbild. S. 122).

Etwas Ähnliches wie dem Bildhauer Müller für seine Plastiken scheint dem Münchner Maler Konrad Schikaneder, einem Nachkommen des Textdichters der »Zauberflöte«, für sein Bildnis »Frau Dr. B.« vorzuschweben. Auch ihn lockt das, was hinter der äußeren Form als innere wohnt, lockt die Seele, von der Auge, Gesicht, Haltung und Bewegung nur ein Spiegelbild sind.

Selma Friedlaenders »Kinderkopf« ist ein Pastell von so feinen koloristischen Reizen, daß es in unsrer farbigen Wiedergabe fast wie ein Original wirkt.

Das »Stilleben« (oder Blumenstück) von Wolf Röhricht, aus der vorjährigen Herbstausstellung der Berliner Sezession gewonnen, ist eine mit breitem, schwerem Pinsel hingesetzte Malerei, bei der man nicht nach individueller Durchführung der einzelnen zum Strauße gesammelten Blumen und Blüten suchen darf, wie sie den alten niederländischen Meistern der Blumenmalerei eigen war. Statt dessen erscheint desto temperamentvoller der, man möchte sagen, feurige Gesamteindruck dieser sich nur widerwillig in das Gefäß der Vase fügenden Feld- und Gartenblumen erfaßt, die man ganz und gar nicht, wie die Franzosen es tun, »nature morte« nennen dürfte.

Die liebenswürdige Landschaft »Wildenthal zur Frühlingszeit«, eine charakteristische Erzgebirgslandschaft, ist eine Huldigung des Malers an seine über alles geliebte Heimat, die ihm das Glück unvergeßlicher Natureindrücke, aber auch, als Jahre der Not und Sorge kamen, in Wald und Bergwerk den Unterhalt gegeben hat, bis sich die erfrischten Lebensgeister wieder der Kunst zuwenden konnten, die immer als Sehnsuchtsstern über dem Sinnen und Denken dieses Wildenthaler Waldarbeitersohnes stand. Gustav Siegels Entwicklung hat sich fast ganz autodidaktisch vollzogen; das verbirgt sich weder in der Zeichnung noch im Malerischen. Wie nicht selten bei Autodidakten, fragt es sich aber auch hier, ob dieser technisch-künstlerische Mangel nicht wettgemacht wird durch die Herz-



Alexander Liebmann: Chamberlins Flug um die Frauentürme

lichkeit und Innigkeit, von der dieses Bild beseelt ist.

Die Textabbildung auf Seite 121 gibt eins der achtzig Pastelle Max Liebermanns wieder, die der Kunstverlag von Bruno Cassirer in Berlin im Juli und August d. J. dem Künstler zu Ehren bei dessen achtzigstem Geburtstag ausgestellt hatte. Diese Pastelle ergänzten geistreich und intim die gleichzeitige große repräsentative Bilderschau in der Berliner Akademie, und die Ausstellung war den Kunstfreunden um so willkommener, als Max Liebermanns Pastelle gesondert noch nie recht gezeigt worden sind. Und doch haben wir hier den Koloristen Liebermann in seiner persönlichsten und liebenswürdigsten Erscheinung, zumal seit sich in den neunziger Jahren seine Pastelle aus ihrer ursprünglichen Abhängigkeit von den Bildern befreit hatten und selbständig wurden, als unmittelbar aus der Natur geschöpfte, von vornherein in der farbigen Kreidetechnik empfundene Eindrücke. Innenräume, Flußansichten von Elbe und Alster mit Schiffen und Landhäusern, Florentiner Stadt- und Berglandschaften, holländisches Land und Leben, Familienbilder, Wannseegärten, Alleen in den Haveldörfern: das sind die Gegenstände der Liebermannschen Pastellmalerei, die, wie Karl Scheffler im Katalog der Ausstellung sagt, mit ihrer Helligkeit nie die Farbe, mit ihrer anmutigen Zartheit nicht die malerische Kraft, mit ihrer Kostbarkeit nicht die Wahrheit ausschließt.



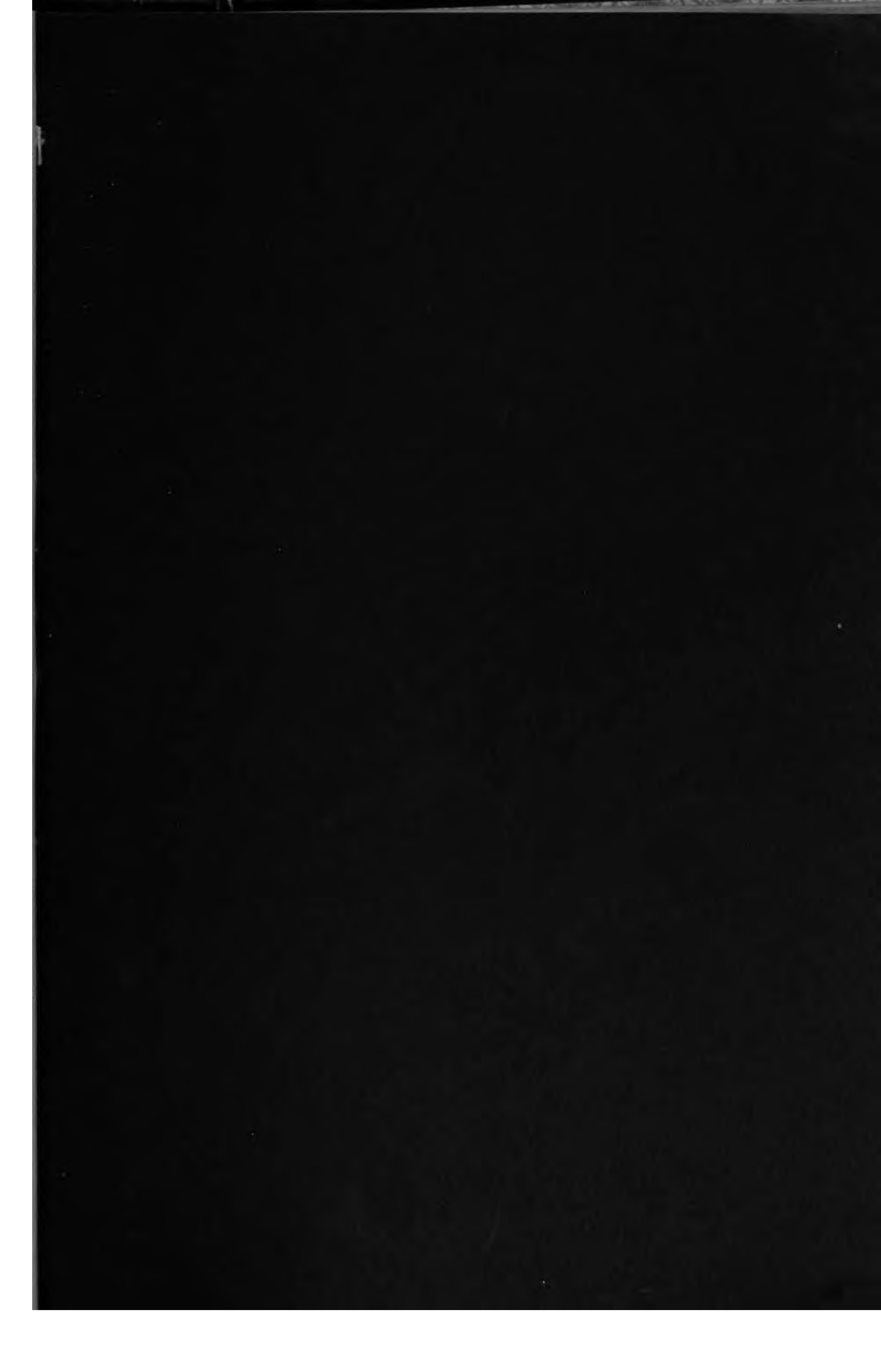
Franz Türcke
Nach einer Aufnahme von Gertrud Mündel in Berlin W 30

Auf Seite 123 finden die Leser die freilich stark verkleinerte Wiedergabe der Radierung, die der Münchner Graphiker Alexander Liebmann zur Feier der amerikanischen Ozeanflieger geschaffen hat. Dieses Blatt stellt Chamberlins Flug um die Münchner Frauentürme dar, wurde handkoloriert nur in 150 Exemplaren hergestellt und den Teilnehmern an dem Fest im Münchner Rathaus vom Oberbürgermeister Scharnagl als Erinnerung überreicht.

Endlich erscheint hier noch das lebensvolle Bildnis des Malers Franz Türcke, gleichsam als biographische Ergänzung des Aufsatzes von Fritz Wildhagen. Türckes auf Seite 23 wiedergegebenes Gemälde »Im Berliner Zoologischen Garten« ist übrigens soeben in den Besitz der Stadt Berlin übergegangen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Ferdinand Barth: Herbstgold





Heft: 854 Okt. 1927

Madame Kolibri

Roman von Werner von der Schulenburg

II

Dufour war vor Aufgang der Sonne zur Arbeitsstelle gefahren und hatte die Befehle für den Tag ausgegeben. Er ging prüfend am Hauptangriffspunkt der Bagger auf und ab, ehe er gegen sieben Uhr die Maschinen einsetzen ließ. Die Landschneidemaschinen sägten bereits festfaule Erde, als der erste Strahl der Morgensonne über den Urwald auf die eisernen Ungeheuer schoß. Nachdem die Arbeit richtig angesetzt war, konnten die Techniker ihre Fortführung übernehmen. Noch etwa eine Stunde lang sah der Hugenotte dem Getriebe zu. Dann verließ er mit gutem Gewissen die Arbeitsstelle und fuhr mit dem Motorboot nach Santos hinüber, um für Ruth etwas zum Geburtstag zu kaufen. Nach längerem Suchen fand er einen Fächer aus Elfenbein und Spitzen, den er am Ende nur deshalb nahm, weil die Spitzen aus Venedig stammten.

Während der Fahrt nach Guarujá, die er durch eine kurze Besichtigung der Arbeitsstelle noch einmal unterbrach, beschäftigte er sich mit den Seelenregungen der Frau van Kerckhove. Ihm schien, wenn er an den letzten Blick Margrets dachte, irgendwo das böse Spiel zu drohen, daß er diese Neigung ernster nehmen sollte, als sie es tat. Nur das nicht, sagte er sich; er wollte versuchen, die Frau durch seine Offenheit zur Offenheit zu zwingen, zum Bekenntnis dessen, was sie wirklich empfand.

Vor dem Hotel kaufte er von einem einäugigen deutschen Händler ein paar wundervolle Orchideen und sandte sie nebst dem Fächer mit ein paar Zeilen an Ruth.

Zur verabredeten Zeit war er vor dem Hotel. Die Kraftwagen standen bereit, und die Brasilianer fanden sich langsam ein. Dufour sprach über tagespolitische Fragen mit Herrn Medoz und sah von Zeit zu Zeit unruhig nach dem Lift, als ob er für das verspätete Kommen der Frau van Kerckhove verantwortlich sei. Nach einer Weile erschien Ruth, in einem weißen Kleid mit einem weichen Strohhut. Sie war verlegen und wurde noch verlegener, als die Brasilianer lebhaft und fröhlich auf sie zukamen und ihr mit Herzlichkeit ihre Glückwünsche ausdrückten. Ruth dankte kurz und befangen und brachte mühsam die Worte hervor: »Meine Mutter kommt gleich. Sie ist noch nicht ganz fertig.« Zu Dufour gewandt, sagte sie nur: »Ich danke Ihnen, Herr Dufour. Der Fächer hat mich sehr gefreut.«

»Ich sah, daß Sie neulich keinen hatten, und dachte ...«

Aber Ruth unterbrach ihn. »Ich habe drei. Aber ich benutze sie nicht.«

»Nun,« entgegnete der Hugenotte lachend, »wenn drei überflüssige daliegen, wird Sie der vierte ja auch nicht belästigen.«

Ehe sich Ruth aus ihrer Verlegenheit herausgewunden hatte, erschien Frau van Kerckhove, ähnlich wie ihre Tochter gekleidet. Sie entschuldigte ihr verspätetes Erscheinen mit klagender Liebenswürdigkeit, indem sie lächelnd-resigniert über das Zimmermädchen sprach und jedem der Anwesenden ein freundliches Wort gab. Zu Dufour meinte sie: »Sie haben Ruth schön verwöhnt!«

»Ich dachte, gnädige Frau, daß Ruth vielleicht noch keinen Fächer hätte.«

»Das hat sie auch nicht; auf jeden Fall keinen so schönen. Aber ich denke, wir wollen abfahren.«

Herr Medoz übernahm die Verteilung der Plätze mit weicher Beweglichkeit. Er bat Frau van Kerckhove und Dufour zu sich und seiner gelbweiß gepuderten Gattin in den ersten Wagen; im zweiten saß Ruth mit dem jungen Carlos Medoz, der sich artig um sie bemühte und dem es auch bald gelang, sie heiter zu stimmen. Sie lachte um die Wette mit den beiden Mädchen und Herrn Carlos Medoz, der in Deutschland studiert hatte; und während der Fahrt riefen die vier lustige Worte nach rückwärts, dem dritten Wagen zu, in dem der »Abfall der Niederlande«, wie Carlos Medoz den Rest der Gesellschaft wenig achtungsvoll bezeichnete, folgte. Es waren das ein grämlicher Witwer mit weit abstehenden, blondgefärbten Haaren, der die Schlangenfarm von Butantan zur Serumgewinnung mit eingerichtet hatte, und zwei ältere Schwestern des Herrn Medoz, die zur Entfaltung von Toilettenprunk ihre Kleider wechselweise trugen. Ein hüstelnder junger Mann mit bleiigen Augen im wachsbleichen Gesicht und einer feuerroten Krawatte, der in Dufours Bureau beschäftigt war, saß lauernd, als ob er immer freudig auf irgendein Unglück warte, im Rücksitz neben dem Schlangenforscher.

Die Fahrt ging am Ufer entlang, über freigehaltene Straßen, die das Dickicht durchschnitten. Das erste Auto überfuhr eine zusammengerollte Schlange, auf die Carlos Medoz mit dem Finger wies, wobei er nach rückwärts »Kobra!« rief, so daß der Witwer im dritten Wagen sie im Vorbeifahren noch betrachten und auf ihre Giftigkeit begutachten konnte. Er rief das Resultat seiner Beobachtung hoch aufgereckt, plötzlich lebendig geworden, nach vorn, und auch des hüstelnden jungen Mannes bemächtigte sich eine jähe Lebensfreude.

»Mir ist die Schlangenwirtschaft nicht angenehm,« meinte Frau van Kerckhove zu Herrn Medoz, »wenn ich auch von Java her manches gewöhnt bin. Aber die brasilianischen Schlangen sind mir doch noch sehr viel weniger lieb als die in Java. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil man mehr von ihnen hört.«

Herr Medoz lächelte und schüttelte den Kopf. »Man gewöhnt sich sehr daran. Und wir Brasilianer gehen nicht mehr, als eben notwendig ist. Auf den Plantagen — da allerdings.« Er erzählte mit lebhaften Handbewegungen und traurigen Augen verschiedene furchtbare Geschichten; er sprach von einer Riesenschlange, die man im Binnenland tot gefunden habe und aus deren Maul heraus nur die Füße und die großen silbernen Sporen eines vermißten Farmers zu sehen gewesen seien. »Die Sporen — die hat sie nicht hinunterwürgen können. Die hingen ihr über den Unterkiefer. Daran ist sie gestorben. Der Mann war natürlich auch tot. Und es gab eine große Schwierigkeit wegen des Begräbnisses.« Herr Medoz sah über das Meer.

»Wieso?« Dufour fragte es lauernd. Er sah Frau van Kerckhove listig an.

»Nun, man konnte den Mann nicht aus der Schlange herausholen. Aber der Priester — Sie wissen, unser Klerus ist sehr streng — konnte natürlich auch nicht für eine Schlange die Totenfeier mit halten.«

»Der Fall ist freilich ernst,« antwortete Dufour verständnisvoll und beobachtete Margret van Kerckhove, die sich auf die Lippen biß und den Kopf hin und her drehte. »Was wurde denn daraus?«

»Das weiß ich nicht,« antwortete der Anwalt versonnen, und Frau van Kerckhove war sichtlich froh, daß er es nicht wußte.

Diese gemeinsame heimliche Heiterkeit schlug eine goldene Brücke zwischen dem Hugenotten und Margret. Sie sprachen über viele leichte und halbschwere Dinge; sie machten sich gegenseitig aufmerksam auf Negerhütten, auf Ananasplantagen, die mühselig dem Dickicht abgerungen waren, und als die

Gesellschaft aussteigen mußte, weil das Fahrzeug hinter dem Kap auf elender Holzbrücke einen trockenen Bach überqueren sollte, gingen sie noch ein paar Schritte zusammen auf dem feuchtharten Ufersand und ließen ihr Gespräch wieder ernster werden.

»Wir haben gestern abend unsre Unterhaltung abgebrochen, gnädige Frau,« sagte der Hugenotte, »wo sie sich geziemend abbrechen ließ. Aber mir scheint, daß kein Grund vorhanden ist, sie heute nicht wieder aufzunehmen.«

Margret sah unter ihrem aufgespannten japanischen Sonnenschirm prüfend hervor. »‚Sprechen Sie nicht von sich‘ — so haben Sie mir jüngst an Bord gesagt,« meinte sie ruhig.

»Von *sich*, habe ich gesagt,« nickte der Ingenieur. »Wir wollen ja auch von *uns* sprechen.«

»Von uns?« Margret sah auf das Meer hinaus. »Da gibt es wohl wenig zu sagen.«

»Auf diese Bemerkung hin hätte ich vor zwanzig Jahren erwidert: Das freut mich innig, Margret,« sagte Dufour sehr ernst.

»Und vor zwanzig Jahren hätte ich Ihnen geantwortet: Mich auch ... Wie heißen Sie übrigens mit Vornamen?«

Der Hugenotte lächelte. »Ich heiße Jean. Nach Kalvin.«

»Sie sind Kalvinist? Ach ja, ich erinnere mich aus der Geschichtsstunde her ... Und Ihre Vorfahren gingen nach Berlin? Das war das zweite Unglück, das sie traf.«

Der Ingenieur strich mit der Hand durch die Luft. »Ich liebe keine Vergangenheitsbetrachtung vom Standpunkt der Wünschbarkeiten aus, gnädige Frau. Auf alle Fälle lebte ich dann nicht als Jean Dufour, sondern wäre etwas ganz andres geworden. Ich preise also — seitdem ich Sie kenne — den Zug, der meine Ahnen zum Großen Kurfürsten trieb. Auch das ist Prädestination.«

Ein sichtlicher Schauer glitt über die schmalen Schultern der zarten Frau. »Ja, das ist die schreckliche Lehre Kalvins, ich weiß.«

»Schrecklich ist sie schon, aber sie ist logisch, und sie ist leider verflucht richtig.« Dufour sagte das mit selbstverständlicher Ruhe.

Nach einer Weile begann Margret wieder: »Wenn man sich das durchdenkt, dann kann man verrückt werden. Ich muß — Sie müssen — ich bin nicht ich — Sie sind nicht Sie — wir sind nur Fäden eines bunten Gewebes, das wir nicht übersehen — das Leben ist entsetzlich.«

»Und doch ist es nicht anders, gnädige Frau. Sie werden sich in Ihrem Inneren schon tausendmal selbst gesagt haben: Ob ein Gott die Fäden zieht, oder Zufall, Vererbung, Notwendigkeit, das ist doch alles gleich. Wir wirken und müssen wirken, ob wir wollen oder nicht. Aber wir dürfen uns nicht wundern, wenn es anders kommt, als wir es uns gedacht haben.«

Margret blieb stehen. Langsam glitt die Spitze ihres Wildlederschuhes über einen rundgewaschenen Stein. »Und wie dieser Stein rundgewaschen ist, genau so ...«

Der Hugenotte zuckte die Achseln.

»Dann ist Gott böse,« beharrte Margret und sah den Mann bitter an.

»Gott ist die Folgerichtigkeit.«

»Gott muß verzeihen,« sagte Margret wieder und hob den Stein auf.

»Vielleicht,« erwiderte der Mann gelassen, »aber das ist seine Sache.«

Nach einer Weile warf Margret den Stein weg und lächelte wieder. »Sehen Sie, Doktor Dufour, wenn ich diese beglänzte, heiße Welt vor mir sehe, dann überkommt mich irgendeine selige Heiterkeit, die aller Vorausbestimmung spottet. Wenn ich Ruth dort hinter uns lachen höre, dann erwischt mich irgendein Glück, das ich festhalten will. Ich *will*, Herr Dufour.«

»Ich möchte es Ihnen wünschen,« nickte der Ingenieur und sah die Frau fest an. »Sie sind doch noch jung. Mir scheint es so zu sein, daß Ihr Leben irgendwo zu früh abgebrochen ist — ja, gewiß, vielleicht durch die Ehe — und daß Sie es jetzt nachholen möchten.«

Vorsichtig tappte Frau van Kerckhove durch einige Pfützen im Sand. »So ist es,« begann sie nach einiger Zeit wieder, »ich habe ein Recht auf das, was mir entgangen ist. Ein spätes Recht.«

»Das ist jenes Recht, das Sie an Bord in die Worte faßten: Nehmen Sie mich doch, wie ich bin.«

Die Frau blieb stehen. »Ja.«

Ganz ruhig sah ihr Dufour in die Augen. »Ich nehme Sie, wie Sie sind, Margret.«

»Dufour!« Ein Zittern überfiel Frau van Kerckhove. »Ich bitte Sie, das dürfen Sie nicht! Ich flehe Sie an!«

Aber Dufour schüttelte den Kopf. »Ob ich darf oder nicht: ich muß.«

Dann schwiegen beide. Margret sah mit starren Augen in die Ferne, und als der Mann ihre Hand ergriff und sie an die Lippen führte, senkte sie den japanischen Schirm unmerklich nach rückwärts, damit keiner der Nachfolgenden diesen Kuß auf ihre Hand sehe.

»Liebst du mich, Margret?«

»Ich liebe dich, seitdem ich dich zum erstenmal sah. Aber ich — ich wollte nicht. Ich konnte nicht ... und ich muß es doch wohl.«

Die beiden sahen sich fest an.

Dann ließen sie sich von den Wagen einholen und fuhren, innerlich erschüttert und glücklich, am Strand entlang. Doktor Medoz machte den Führer. »Sehen Sie, dort in den Bananen liegen die Hütten der Fischer. Die Leute hier sind nicht viel weiter als ihre Vettern am Senegal und Kongo. Sehen Sie, das elende Boot — es ist eigentlich nur ein Einbaum. Aber in ihm jagen sie die Schildkröten. Da vor uns der Felsen, das ist die Tartaruga. Nach der andern Seite zu fällt das Gestein senkrecht ab. Da werden wir frühstücken.«

Vorsichtig hatte Dufour nach der Hand der Frau van Kerckhove gehascht. Er fühlte, daß dieses kindliche Spiel ihr Freude machen würde, weil sie es nie erlebt hatte, und sie ließ ihm ihren Ringfinger einen seligen Augenblick lang, bis sie ihn der festen Hand des Mannes ängstlich entzog. Der aber wies mit strahlenden Augen auf die halb eingenickte Frau Medoz und auf den Anwalt, der seine Erklärungen auf das Land hinaussprach.

Dort, wo das Kap Tartaruga den Strand quer abriegelt, hielten die Wagen; die Gesellschaft ging durch den struppigen Bananengarten eines vernachlässigten Gasthauses, an den aufgestellten Rückenschilden riesiger Schildkröten vorbei, langsam zum Felsen hinauf. Das Kap, seltsam gestaffelt und wieder vom Meer ausgewaschen, lag hart und unbeweglich in graugrüner Brandung, aus der sich die klugen und plumpen Schildkröten zuweilen emporhoben.

Auf einer kleinen Steinfläche, dicht über dem brausenden Wasser, hatten die Diener das Frühstück gerüstet. Speisen waren im Übermaß aufgebaut, seltene und erlesene Gerichte und köstliche Weine. Auf bunten Decken lagerte sich die Gesellschaft; die Damen setzten sich auf Felsbrocken; Margret van Kerckhove saß höher als die andern und zog die Knie an die Brust. Die Spitzen ihrer feinen grauen Schuhe hatte sie gegeneinander gepreßt. Von Zeit zu Zeit streifte sie Dufour mit einem warmen Blick.

Als sich die Gäste ein wenig an den Platz gewöhnt hatten, bat der junge Carlos Medoz um das Wort. Er hielt eine hübsche kleine Rede an die Schildkröten, in der er ihnen Ruths Vorzüge pries, indem er hinzusetzte, daß er ihr das als zu plumpe Schmeichelei nicht ins Gesicht sagen könne; ihnen, den Schildkröten, könne er es aber sagen, denn sie seien verschwiegen und plauderten nichts aus. Ruth wurde über diese Rede sehr verlegen; sie flüchtete sich zur Mutter und versteckte den Kopf an deren Schulter, als der Schlangenprofessor Beifall murrte und der hüstelnde junge Mann wie leblos vor sich hinsah. Am Schluß der Rede hob sie den Kopf sorgfältig, um den Blick ihrer Mutter zu suchen.

Da sah sie plötzlich, daß dieser Blick, der sich sonst in solchen Augenblicken in ihre Augen gesenkt hatte, den Blick des Doktor Dufour traf, und daß Doktor Dufour lächelte.

Und dann sah sie weiter, wie der hüstelnde junge Mann diese Blicke fing, während er ruhig mit zwei ausgedörrten Fingern nach der roten Krawatte griff und sie leicht hin und her rückte. Die stumpfen Augen glühten; der Kranke schien aufzublühen.

Langsam hob Ruth den Kopf. Die Gläser der Gäste waren ihr entgegengestreckt; lachende Gesichter riefen ihren Namen. Man trank auf ihre Gesundheit, ihre Zukunft, ihr Glück. Man rief der Mutter heitere Prophezeiungen zu, die Frau van Kerckhove lächelnd entgegennahm. Und nun suchten ihre Augen die ihrer Tochter.

Aber Ruth hatte ein Glas ergriffen und ging langsam von einem der Gäste zum andern und stieß mit ihnen an.

»Ich danke im Namen der Schildkröten, Herr Carlos, für Ihre feinen Worte,« sagte sie zu dem Redner, »glauben Sie mir aber, daß solche Lobreden noch die Schildkröten verderben können.«

Carlos Medoz wehrte lachend ab, und Frau van Kerckhove hörte mit plötzlichem Erstaunen, daß ihre Tochter in einer Gesellschaft sprach, ohne befangen zu sein.

Sie sah, daß Ruth an Dufour herantrat.

Sie sah, daß über Dufours Antlitz ein Erstaunen glitt; das Antlitz der Tochter, die ihr den Rücken zuwandte, sah sie nicht. Dann schüttelte der Hugenotte den Kopf; aber Ruth sprach erregt auf ihn ein.

Margret van Kerckhove erhob sich, ging rasch an dem böse lächelnden kranken Manne vorbei zu den beiden Sprechenden. »Nun, Ruth,« meinte sie ausgleichend, »hast du dich bei Herrn Dufour bedankt?«

»Ja,« erwiderte Ruth und sah die Mutter an, »ich habe mich bedankt.«

»Du warst doch höflich, Ruth?« Die Mutter fragte es ängstlich.

Der Hugenotte neigte den Kopf ruhig. »Sie war nicht höflich; sie war ehrlich. Gott schütze Sie, kleine Ruth!«

Freundlich, als ob nichts geschehen sei, sprach er mit der Mutter über den Felsen und das Meer; er sprach zu Ruth über die Schildkröten und deren Leben, über ihre Verfolgungen und ihre Gefahren, daß ihn Ruth am Ende leer und unsicher ansah, ohne weiter auf seine Rede zu antworten. Nach einiger Zeit zog sich ihr Antlitz aber von neuem zusammen. Das bemerkte Frau van Kerckhove und schlang ihren Arm mit dem großen venezianischen Schal um die Schulter der Tochter.

»Reizend,« sagten die ältlichen Schwestern des Herrn Medoz, »wie ein Wesen!«

Dufour beobachtete, daß Ruth mit der Mutter nicht gleichen Schritt hielt. Er sah, daß Margret auf Ruth einsprach; es mußte irgend etwas unendlich Langes, Suggestives, Ermüdendes sein, dem Ruth nicht zu widerstehen vermochte. Als die beiden Frauen wieder zu der Gesellschaft zurückkamen, lächelte die Mutter befriedigt, während Ruths Züge gespannt waren.

Nach einiger Zeit setzte sich die Gesellschaft wieder in Bewegung, stieg den Felsen hinunter und ging durch den Bananengarten zurück, den Wagen zu. Dufour und Frau van Kerckhove folgten mit einem kleinen Abstand.

»War Ruth wirklich nicht ungezogen?« fragte Frau van Kerckhove, ohne den Kopf nach der Seite zu wenden.

»Wirklich nicht, Liebe.« Dufour suchte einen Blick zu erhaschen.

»Es schien mir aber doch so. Sie sind nur sehr gut gegen sie, Doktor Dufour.«

»Sehr gut will ich nur gegen einen Menschen sein, Margret,« antwortete der Hugenotte.

Sie hatten inzwischen das rote Holzhaus erreicht, und die breiten Blätter der Bananen warfen seltsame und unsichere Schatten auf die Wand.

Rasch legte der Hugenotte seinen Arm um das Köpfchen der Frau van Kerckhove und zog die Erschrockene und Zitternde an sich.

»Um Gottes willen,« flüsterte sie, »Dufour, seien Sie doch vernünftig!«

»Wozu?« lachte der Mann und küßte die sich Sträubende innig und lange.

»Dufour! Ich bitte Sie! Jetzt ist es aber wirklich genug ... So, jetzt gehen Sie voraus ... Ich bitte Sie ... Ich komme sofort nach. Sie bringen mich ganz außer Form.«

Sie schüttelte den Kopf, als er noch einmal um die Ecke des Hauses sah. Dann nahm sie rasch die Puderquaste und fuhr sich über das Gesicht, zog an ihren Haaren und versuchte sich Haltung zu geben. Nur Dufour bemerkte, daß sie innerlich erregt war, als sie in den Wagen stieg, und daß sich diese Erregung während der Fahrt kaum legte.

Zuweilen ging sein Blick gütig und streichelnd über das Antlitz der Frau, die ihm zulächelte. Er fühlte: Jetzt geht es vorwärts.

Diese Hoffnung blieb. Vorsichtig tastete der Mann, wie einer, der über Sümpfe geht, aber er fand immer wieder festen Boden. Die nächsten Tage stellten besondere Forderungen an Dufour; er mußte Liebhaber sein, ohne die Bedenken der zarten, empfindsamen Geliebten, die die Leidenschaft noch nicht kannte, zu überrennen. Auch wollte er selbst den Kopf nicht verlieren, nicht wie ein ganz junger Mensch sich in ein Meer stürzen, das vielleicht über ihm zusammenschlagen konnte. Er wollte sich gern ein Glück erkämpfen, aber er wollte nicht darin umkommen.

Bald aber wies er solche Sicherungen als kleinlich zurück, und er machte sich Vorwürfe wegen seines Argwohns; er fand sich der geliebten Frau nicht würdig, und nach einigen Tagen lebte er vereint mit ihr in einem Zustand leidenschaftlichen und ungetrübten Glückes.

Margret blühte sichtlich auf. Sie war zart, feingeistig, reizvoll; sie fand immer neue und beglückende Aufmerksamkeiten, wie sie die Liebe will. Es waren jene kleinen, sinnigen,

bezaubernden Geschenke, die nur für den Geliebten Sinn und Wert haben, weil sie mit einer glücklichen, erschöpfenden Stunde zusammenhängen: ein Bucheinband in der Farbe eines seidenen Tuches, das in bestirnter Nachtstunde auf den Schultern der Geliebten gelegen hatte; ein Gedichtband, aus dem in Augenblicken der Ruhe von geliebten Lippen ein Vers zitiert wurde, oder ein goldenes Etui, das jahrelang der geliebten Frau gedient und durch den Gebrauch den Geist ihrer Hände aufgenommen hatte.

Aber noch mehr. Margret wurde tief. Sie begriff sichtlich das Wollen und die Welteinstellung Dufours und begann sie zu ihrer eignen zu machen. Sie verstand plötzlich, warum ein Mann bis zur Erschöpfung arbeiten kann; warum ihm der Genuß des Lebens nur durch das Gegengewicht einer fanatischen Überarbeit möglich wird. Sie begriff seine hoheitsvolle Kälte allen neuen Erscheinungen gegenüber, weil er erfahren war und keine Rückschläge brauchen konnte.

»Ich verstehe Ihr Zögern gegen mich so gut, Dufour,« sagte sie eines Nachts, als er gedankenvoll seine Zigarette rauchte, »ich würde Sie nicht so lieben, wenn ich nicht auch diese Weisheit mit in meine Liebe einbeziehen könnte, die das alles so sicher steuert.«

Sie nannte ihn fast niemals du.

»Mein Zögern«, entgegnete Dufour und strich ihr über die Hände, »ist längst vergangen. Daß ich es hatte, daß ich mißtrauisch war gegen so viel Flimmerndes, Mondänes, wirst du begreifen. Ich kenne zuviel von dieser Welt. Irgendwo in deinem Typ ist etwas, was mich mißtrauisch machen muß.«

»Bin ich Ihnen zu elegant?« fragte Margret, und ihre geschlitzten Augen zogen sich ein wenig zusammen.

»O nein. Ich liebe elegante Frauen. Das goldene Herz unter dem Wandervogelkittel ist nicht mein Fall. Nein, das ist es nicht; es ist vielleicht die zu große Freundlichkeit nach allen Seiten, die mich stutzig machte,« erwiderte der Hugenotte. »Vornehm sein heißt fernhalten.«

»Ich hätte Sie also fernhalten sollen?« antwortete Margret mit verkniffenem Mund. »Ich werde es mir merken.«

Der Mann küßte sie glühend, und sie lachten beide.

»Vielleicht bin ich unsicher,« meinte Margret nach einiger Zeit versonnen, »und das überdecke ich durch Liebenswürdigkeit: Sie haben gewiß recht, Dufour. Aber jetzt, wo ich Sie habe, brauche ich diese Waffe nicht mehr.«

Ruth vermied es, mit Dufour zusammenzukommen. Sie hielt sich oft in ihrem Zimmer auf und las. Eines Tags kam sie mit einem Band Shakespeare zu ihrer Mutter und fragte sie, wie es wohl möglich sei, daß Richard der Dritte so rasch die Frau des von ihm Ermordeten geheiratet habe.

Margret van Kerckhove sah die Tochter über ihre Stickerei an. »Weißt du, das kann ich dir nicht sagen. Frage lieber einmal Doktor Dufour danach. Der weiß das sicher.«

Aber Ruth schüttelte den Kopf. »Dann will ich es lieber nicht wissen. Dufour frage ich nicht. Außerdem kennt er ja nur seine Dreckmaschinen.«

»Aber, Ruth, warum willst du denn Doktor Dufour nicht fragen? Ich bin überzeugt, daß er Bescheid weiß.«

Ruth sah aus dem Fenster. »Ich mag ihn nicht.«

»Warum nicht, Ruth?« Die Mutter legte beunruhigt die Stickerei in den Schoß.

Ruth schwieg beharrlich.

»Willst du es mir nicht sagen, Ruth? Sieh, zwischen uns beiden hat es niemals Geheimnisse gegeben. Du solltest mir auch in diesem Punkte nichts vorenthalten.« Margret wartete. Sie wußte, daß der Vorgang in der Seele des Mädchens viel zu verschlungen war, als daß Ruth ihn hätte ausdrücken können. Und sie hoffte diesen Vorgang dadurch seiner Wirkung berauben zu können, daß sie ihrer Tochter deren Unvermögen nachwies, das Verschlungene darzustellen. So war sie denn verärgert, als Ruth nur die Achseln zuckte und sagte: »Mein Gott, ich mag ihn nicht.«

»Das ist kein Grund, kleine Ruth. So urteilt man nicht über Menschen.«

Aber Ruth beharrte in ihrer Abwehr. »Ich urteile ja gar nicht,« meinte sie kurz, »ich sage nur, daß ich ihn nicht mag.«

Frau van Kerckhove ließ das Gespräch fallen, aber sie überlegte, auf welchem Wege sie den geliebten Mann wohl dem geliebten Kinde näherbringen könne. Es lag in ihrer Natur, daß sie die Menschen, die ihr nahestanden, auch untereinander befreundet wis-

sen wollte. Zum mindesten sollten sie sich gleichgültig gegenüberstehen; sie litt aber unter Abneigungen zwischen Menschen, die ihr geneigt waren. Dann schien ihr die Gesamtharmonie verzerrt zu sein, und das störte die mühsam aufrechterhaltene Harmonie ihres Lebens.

So sprach sie denn bei der nächsten Mahlzeit, an der Dufour im Arbeitsanzug teilnahm, weil er nach Tisch wieder an die Baustelle mußte, von Richard dem Dritten. Sie fragte Dufour ganz nebensächlich, während Ruth auf ihren Teller sah, ob er es sich erklären könne, wieso die Frau die Werbung Richards an der Leiche ihres Gatten annehme, nachdem sie den Mörder kurz vorher verflucht hatte.

Der Hugenotte sah vor sich hin. »So eilends ward noch nie ein Weib gefreit,« sagte er, und Ruth blickte ihn erstaunt an.

»Ja,« fuhr er dann fort, »das hat schon vielen zu denken gegeben. Sie wissen« — er wandte sich artig zu Frau van Kerckhove —, »ich bin Skeptiker. Mir scheint, daß Shakespeare in dieser Stelle aus ganz persönlichen bitteren Erfahrungen heraus spricht. Er ist der Ansicht, daß eine Frau — und zwar eine bedeutende Frau — etwa um halb zwölf Uhr genau der gegenteiligen Ansicht sein kann als um zwölf Uhr. Denn um halb zwölf Uhr hat sie für ihre Ansicht ebenso gute Gründe wie um zwölf Uhr für das Gegenteil.«

»Und der Mann hat sie nicht?« fragte Margret. »Hat er bessere?«

»Auf keinen Fall. Überhaupt, was sind gute Gründe? Nachträgliche Entschuldigungen für den Trieb. Wenn der Mann bei seinen Handlungen fester bleibt, wenn er sich aus Gründen des moralischen Kredits, den in dieser Welt nun einmal nur der Sichere genießt, starrer macht und starrer geworden ist als die Frau, so hat er es auch leichter, feste Gründe zu haben. Die Frau ist beweglicher, reagiert leichter, ist weniger starr. Daher gefährlicher, aber auch lenkbarer als der Mann. Diese Erfahrung hat Shakespeare in jener Szene ungeheuerlich stilisiert. So fasse ich sie auf, und so gesehen, hat sie mir immer viel Genuß bereitet.«

Nun begann Ruth Interesse zu gewinnen. »Halten Sie die Frau denn für minderwertig? Halten Sie den Mann für besser als die Frau?«

Der Hugenotte lachte. »Sie sind verschieden, Fräulein Ruth. Jeder geht seine Bahn. Ob sie sich aber je ganz verstehen, ist fraglich. Sie können sich lieben, gewiß. Aber lieben und verstehen ist zweierlei.«

»Dann möchte ich immer nur eine Freundin haben.« Sie schwieg. »Nein; auch das nicht,« meinte sie dann, »denn am Ende ...«

»Nun?« Dufour fragte ruhig.

»... am Ende liebt die wieder einen Mann. Mutter, ich finde es entsetzlich!«

Helle Tränen schossen dem Mädchen aus den Augen, und es begann zu schluchzen; rasch stand Frau van Kerckhove auf und nahm Ruth bei der Hand. »Komm, mein Herz,« meinte sie gütig, »du bist etwas nervös. Wir gehen ein paar Minuten vor dem Hotel auf und ab, und dann essen wir weiter.« Sie nickte Dufour zu und ging mit der tränenüberströmten Tochter davon. Nach einigen Minuten kamen die beiden wieder zurück. Ruth hatte sich beruhigt und war verlegen. So war sie denn Dufour dankbar, als der Hugenotte den beiden Damen den Vorschlag machte, doch gleich nach Tisch in seinem Kraftwagen mit zur Arbeitsstelle zu fahren, wo heute der Riesenbagger montiert sei. Er werde seine Tätigkeit jetzt beginnen. »Sie können gerade bei der Eröffnungsfeier zugegen sein,« meinte er scherzend, »dann geht die Arbeit sehr rasch vorwärts, ich denke, daß wir in sechs Wochen fertig sind. Wir müssen es auch sein; sonst kommen wir in den Regen, und dann ist alles umsonst.«

Frau van Kerckhove nahm den Vorschlag für sich und Ruth dankbar an. Auch Ruth freute sich und begann zum erstenmal mit Dufour ein Gespräch, das er launig und geschickt zu führen wußte, so daß die drei nach der Mahlzeit heiter zur Arbeitsstelle davonfuhren.

Über den Urwald hinaus ragte der Riesenbagger. Der Ingenieur wies auf die Maschine und schilderte mit kurzen Worten ihre Tätigkeit. »Das ist meine Artillerie,« meinte er; »wenn der Kampf gegen die Erde durch die Kleinarbeit eröffnet ist, dann kommt die schwere Waffe. Wir werden sie gleich in Tätigkeit sehen.«

Das Fahrzeug bog in einen Kiesweg ein, der für Dufour angelegt war und durch die Bananenplantage führte. Die großen Blätter standen unbeweglich in der Mittagsglut, und das Licht refelte sich auf ihnen.

»Wie sonderbar,« meinte Margret, als der

Bagger ganz sichtbar wurde, »wenn man die Entwicklung der Maschinen bedenkt! In Rio fährt noch ein uraltes Dampfboot durch den Hafen, ein Boot, dessen Kolben in freier Luft arbeiten. Ich muß immer lachen, wenn ich es sehe. Aber vor diesem Ungeheuer da habe ich Angst.«

»Überschätzen wir die Maschine nicht,« antwortete der Hugenotte. »Unsre Eltern waren nicht unglücklicher als wir mit unsern Flugzeugen und Ozeanhotels; für sie war eben jenes Dampfboot das Weltwunder.«

Erstaunt hob Ruth den Kopf. »Daß gerade Sie das sagen ... das wundert mich ... wo Sie doch so viel mit Maschinen zu tun haben und sicher auch neue erfinden.«

»Eben deswegen,« lachte Dufour, und Ruth schwieg betroffen.

Mit einem feinen Druck der Hand half der Hugenotte der geliebten Frau aus dem Wagen; Ruth sprang rasch hinaus, und dann wies Dufour auf seine Hütte, von der aus die vielen Telephondrähte in alle Richtungen gingen. »Hier ist das Hauptquartier,« sagte er, »Sie können es nachher ansehen, wenn Sie mögen. Mein Neger soll uns einen Kaffee machen.«

Er ließ die Damen stehen und ging über den moorigen Boden auf den Bagger zu, im Augenblick alle Höflichkeiten hinter sich lassend. Die Techniker waren versammelt und begrüßten ihn lebhaft. Er gab einigen die Hand und winkte den Damen, daß sie auf festem Boden bleiben sollten. »Verzeihen Sie,« rief er, »ich komme gleich wieder zu Ihnen. Die Arbeit wird sofort beginnen. Kommen Sie, meine Herren!« Die Männer traten auf das feste Land zurück und begrüßten die Damen. Frau van Kerckhove nickte liebenswürdig nach allen Seiten, so daß Dufour ein Lächeln hinunterschluckte, während Ruth die Grüße kurz und fast hart erwiderte. Dann gab ein Techniker auf Anordnung des Ingenieurs ein Pfeifensignal; die riesige Maschine begann zu rattern; der Eisenturm zitterte in allen Fugen, das Radwerk wurde lebendig, und die Schaufeln fraßen sich in die Erde ein. Bald kippten die ersten Schaufeln über den Kähnen um; Jahrtausende alte Erde tanzte immer weiter durch blauen Himmel und schoß in Lastkähne, die sie davontrugen.

»Das ist wirklich schön,« meinte Ruth versonnen.

»Nicht wahr?« bestätigte Dufour. »Das ist schön. Ebenso schön wie ein Palast, eine Kirche oder ein Bild.«

»Ja, es ist so fertig, so vornehm,« sagte das Mädchen.

Das gefiel dem Hugenotten. Er führte die beiden Frauen in seine Arbeitshütte, wo auf langen Tischen die Pläne für die Neubauten ausgebreitet waren. Am Telephon saß ein Schreiber, der die Gespräche vermittelte. Er erhob sich und bot den Frauen die Hand. Frau van Kerckhove und Ruth erkannten den blassen, hüstelnden jungen Mann wieder, mit den bleiigen, umränderten Augen, der immer auf das Unglück zu lauern schien, und der am Geburtstage Ruths den Ausflug nach der Tartaruga mitgemacht hatte.

»Ah, Sie sind hier?« fragte Margret erstaunt, während der junge Mann die Dame wesenlos ansah und mit dünnen Fingern wieder an seiner roten Krawatte herumschob. »Ich wußte ja gar nicht, daß Sie ein Angestellter von Herrn Dufour — ich meine, daß Sie mit Herrn Dufour zusammen arbeiten.«

»In meiner Freizeit bin ich Gentleman,« antwortete der Kranke bissig, und Frau van Kerckhove bestätigte das. Eigentlich brauchte er sich auch in seiner Freizeit nicht zu schämen, daß er mit Dufour arbeitet, dachte Ruth, aber sie sprach es nicht aus.

Dann zeigte ihnen der Ingenieur die Hafenpläne. Er ließ sie mit kurzen Worten die Gesamtabsicht wissen, erklärte ihnen, wie er dem fauligen, feuchten Boden zu Leibe gehe, und wie er mit der verschiedenen Feuchtigkeit der verschiedenen Jahreszeiten zu rechnen habe. Er setzte ihnen auseinander, wie stark die Fundamente für die geplanten Bauten sein müßten, und zeigte ihnen endlich die Pläne und Risse der Neubauten, die die Regierung an dieser Stelle zu errichten beabsichtigte. Während dieser Unterhaltung brachte ein kleiner Neger den Kaffee, den Frau van Kerckhove nur aus Höflichkeit entgegennahm. Als sie die Tasse in der Hand hielt, nahm sie ihr Dufour lachend wieder ab und rief: »Den Tee für Donna Marguarida!« Der Neger brachte aus dem Nebenzimmer auch sofort den Tee, den Margret dankend entgegennahm.

»Du mußt von vornherein danken, Liebste, wenn du etwas nicht magst,« flüsterte er ihr zu.



Tiefdruck von Georg Westermann

Ubaldo Oppi: Ruhendes Mädchen

»Ach, ich bin so verbogen — so verrückt erzogen,« antwortete Margret und sah den Geliebten hilflos an.

Er küßte sie mit den Augen.

Ruth hatte sich inzwischen in die Pläne vertieft. Sie fragte den grämlichen jungen Mann, um Dufour und ihre Mutter nicht zu stören, nach verschiedenen Einzelheiten. Der wußte aber nicht Bescheid, und am Ende meinte er achselzuckend, daß ihm die ganze Anlage zu verworren sei. Der Ingenieur kam Ruth zu Hilfe. Er zeigte ihr die Gesamtabsicht und wies sie auf Besonderheiten hin, die sie alle mit Sorgfalt nachprüfte, bis sie am Ende meinte: »Hier ist es wirklich interessant.«

»Sie können mich immer besuchen, Fräulein Ruth,« antwortete der Hugenotte, »wenn es Ihnen Freude macht, und wenn Ihre Mutter es erlaubt.«

Das Mädchen bedankte sich und erwiderte, daß es gern käme, wenn ihre Mutter es begleite.

»Ich meine,« setzte Frau van Kerckhove hinzu und wippte von einem Fuß auf den andern, während sie den Mund halb offen hielt, »daß hier noch manches für Ihren Komfort getan werden muß, Doktor Dufour. Das Moskitonetz ist zwar angekommen, wie ich sehe« — sie wies mit der schmalen Schulter in das Nebenzimmer —, »aber die übrigen Bereicherungen haben nicht meinen Beifall. Ruth und ich werden hier einmal Ordnung schaffen und das Ganze etwas behaglicher ausgestalten. Das erlauben Sie doch?«

Diese Worte waren von einem feinen, unbestimmten und doch brennenden Blick begleitet, der alle Liebe sagte und doch wieder die Sicherung äußeren Spottes trug. Dufour fühlte das sofort, und so antwortete er mit gleichem maliziösem Lächeln: »Aber gewiß, ich bin so froh, wieder einmal dankbar sein können.«

Rasch trat Margret an Dufour heran. »Bitte, seien Sie nicht so. Ich bin so glücklich über all das Große und Schöne, das wir hier erleben. Machen Sie es nicht klein durch diesen Ton.«

»Und du?« fragte Dufour. Auf seiner Stirn stieg eine Falte auf.

»Ich? Ich denke nicht daran. Nicht wahr, Sie sind nicht wieder so. Seien Sie gut und lieb. Versprechen Sie es!« Margret sagte das bereits aus der halben Tiefe der Überzeugung.

Der Hugenotte versprach es, weil ihn schwierige Auseinandersetzungen langweilten. Zudem war Margret jetzt bereits völlig von seiner Bosheit überzeugt, die ihre Güte grundlos verletzt hatte. Er dachte an seine eigne Darlegung über die Frau, die er Ruth am Mittag gemacht hatte, und er überlegte sich, ob wohl Margret sich dessen in diesem Augenblick nicht erinnerte. Er erkannte aber, daß sie sich ihres raschen Stimmungswechsels gar nicht bewußt war, und er war doch erstaunt darüber, wie dergleichen auch bei einer so klugen Frau wie Frau van Kerckhove möglich sein konnte. Was wollen wir Männer? dachte er. Sie sind nun einmal reizend.

Er wandte sich an Ruth, die ruhig beiseitegestanden hatte. Sie sagte nur: »Ich freue mich auch sehr, wenn meine Mutter und ich es Ihnen hübsch machen dürfen.«

Der Hugenotte dankte dem jungen Mädchen für ihre gute Absicht und ließ die Damen von seinem Chauffeur wieder in das Hotel zurückbringen.

Am Abend begegnete Dufour auf dem halberleuchteten Flur des Hotels einer jungen, schlanken Krankenschwester, die er noch nie gesehen hatte. Ihm war bereits von fern ihr leichter, huschender Gang aufgefallen; die Schultern bewegten sich spielend hin und her; den Kopf mit den dunkelblonden, kurzgeschnittenen Haaren hielt das Mädchen etwas gesenkt. Als er an der Schwester vorüberschritt, grüßte sie höflich; Dufour sah noch, daß sie in einem Zimmer am andern Ende des Korridors verschwand. Er fragte die Geliebte nach der Krankenschwester. »Sie ist ein reizendes Ding,« antwortete Margret; »sie würde Ihnen sicher gefallen. Übrigens ist sie auch klug.«

Der Hugenotte war peinlich berührt. Das empfand Margret; sie legte dem Manne die Hand um die Schulter und sagte beschwichtigend: »Sie sollen nur wissen, daß Sie immer frei sind. Ich liebe Sie so, daß ich glücklich bin, wenn Sie es sind, und wenn es auch auf meine Kosten geht. Ich kenne keine Eifersucht.«

»Solche Weitherzigkeit beglückt mich gar nicht,« erwiderte Dufour ruhig; »ich wäre glücklich, wenn du auch eifersüchtig sein könntest.«

»Wäre Ihnen das wirklich lieber? Es erscheint mir so unwürdig.« Margret sagte es bitter.

»Nun, es wäre natürlich. Aber wir wollen uns nicht über die kleine Krankenschwester zu Lebensproblemen aufschwingen.« Der Hugenotte strich der geliebten Frau über den Kopf.

Margret schüttelte das Haupt. Sie griff Dufours Hand und drückte sie an ihre Wange. »Sehen Sie,« meinte sie klagend, »ich habe mir die Eifersucht abgewöhnt, denn ich kenne ja keine Männer außer meinem Mann und nun Ihnen. In meiner Ehe habe ich von Anfang an übersehen, tröften und dulden müssen, und von Anfang an habe ich Frau Damiros mit durch meine Ehe geschleppt.«

»Frau Damiros? Ist sie wirklich die Geliebte des Herrn van Kerckhove?«

»Gewiß ist sie das. Glauben Sie denn, daß mein Mann als Resident von Sailang in Rio dienstlich zu tun hat? Er will sie wiedersehen, und da Damiros als Gesandter nach Paris kommt, so möchte er in unsern diplomatischen Dienst übertreten und nach Bern gehen. Bern wird jetzt frei. Deshalb reist er nach Amsterdam. Vielleicht glückt ihm auch das. Er hat gute Verbindungen.«

Dufour schwieg lange vor sich hin. Margret strich ihm über die Stirn und redete zart auf ihn ein. Aber der Mann unterbrach sie: »Um Gottes willen, Margret, sag' mir nur eins: warum bist du denn nicht davongegangen? Wie konntest du das ertragen?«

Auf diese Frage erfolgte zunächst keine Antwort. Margret sah mit traurig verkniffenem Mund vor sich hin. Dann atmete sie tief und sagte zögernd: »Ich war von Anfang an mit meinem Mann in Indien. Wo sollte ich hin? Und dann immer allein?«

»Irgendwo hin. In die Berge. Was weiß ich? Lieber allein, lieber tot als das. Aus Trieb heraus, aus Instinkt.« Der Hugenotte sagte es bitter.

Aber Margret schüttelte den Kopf. »Es lohnte nicht. Er war ja nicht einmal schlecht; nur ein Nichts. Ich habe mich hineingefunden. Und jetzt bin ich glücklich, daß ich es getan habe. Stendhal sagt irgendwo, daß sich die Frau einen indifferenten Mann und einen glänzenden Geliebten wählen solle. Ich habe das immer als richtig geahnt, aber ich habe auf den glänzenden Geliebten warten können.«

»Stendhal predigte für seine Pfarre. Er ist übrigens mit dieser Predigt schön hereingefallen und hat sie später oft genug bereut.« Der Hugenotte wurde kälter.

»Seien Sie gut und lieb zu mir, Dufour. Ich habe es so nötig. Bitte, seien Sie lieb! Ich brauche die Liebe so sehr. Ich sehne mich nach ihr. Gib sie mir, du!«

Auf diese Worte hätte Dufour nur mit einer langen Betrachtung antworten können, und das erschien ihm in diesem Augenblick unmöglich. Er nahm das feine Geschöpf auf beide Arme und trug es ganz vorsichtig im Zimmer umher. »Sei ruhig, kleine Margret! Sei ruhig, wir wollen das schon in Ordnung bringen. Du sollst glücklich werden. Nur wollen wir kein Glück wie Frau Damiros. Wir wollen ein sauberes Glück. Unser Glück.«

Margret schmiegte sich zitternd an den geliebten Mann. Und während er die Frau wie ein krankes Kind hütete und die Schluchzende beruhigte, überdachte er die Lage. Er glaubte zu erkennen, daß Margret zu den scheinbar seelisch aktiven, in Wahrheit aber passiven Naturen gehöre, für die man handeln muß; die dann glücklich sind, wenn sie vor eine Tatsache gestellt werden, die ihnen die Qual des Entschlusses abnimmt, weil sie selbst zu ihm nie die Kraft finden. Er beschloß, ohne daß er Margret davon Mitteilung machen würde, mit Herrn van Kerckhove bei dessen Ankunft klar zu sprechen und von ihm zu fordern, daß er die Frau freigebe. Sie könne ja dann immer noch tun, was sie wolle. Nur solle sie nicht in diesem Hindämmern langsam verkommen.

Als Dufour am übernächsten Tage die Früharbeit beaufsichtigte und seine Gedanken zuweilen zu der geliebten Frau gingen, die noch im Hotel im Schlaf liegen mochte, trat Ruth in seine Arbeitshütte. Sie sagte ihm freundlich guten Morgen und begann das große Paket zu öffnen, das sie mitgeschleppt hatte.

»Nanu, Fräulein Ruth! Um sieben Uhr in der Frühe auf den Beinen,« lachte Dufour, »das ist ja ein Wunder. Was haben Sie denn vor?«

Ruth nickte. »Danach dürfen Sie nicht fragen, Herr Dufour. Ich will hier alles vorbereiten, damit meine Mutter nachher das

Haus für Sie wohnlich machen kann. Sehen Sie, hier« -- sie zog die Ecke eines Tuches heraus — »und hier!« — sie wies dem erheiterten Manne die Ecke einer Matte.

»Haben Sie das alles selbst geschleppt?«

»Ja, das sind die guten Sachen. Die andern bringt ein Neger.«

Der Ingenieur war gerührt.

»Aber am besten dürften Sie gar nicht hier sein. Meine Mutter macht so etwas lieber allein und läßt sich nachher beloben, wenn alles fertig ist. Sie kann das nämlich großartig; das werden Sie sehen.«

»Müssen Sie denn nicht dabeisein?« erkundigte sich der Ingenieur.

»Nein, eigentlich nicht. Wenn meine Mutter nur irgend jemanden hat, der ihr hilft.« Ruth hatte inzwischen die Sachen im Nebenzimmer aufgebaut, verbot aber Dufour, einzutreten. Sie sprach mit ihm durch die geöffnete Tür, und der Hugenotte freute sich, daß die Zurückhaltung des Mädchens einem natürlichen Entgegenkommen zu weichen begann.

»Ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein Ruth. Ich habe in São Paulo zu tun und könnte diese kleine Reise heute machen. Hätten Sie nicht Lust, mich zu begleiten? Wir bitten Ihre Mutter telephonisch um Erlaubnis, und wenn wir wiederkommen, dann ist alles in schönster Ordnung.« Der Ingenieur beobachtete die Wirkung dieser Worte auf das Mädchen. In ihm ging ein sichtbarer Kampf vor sich. Irgendwo saß noch der latente Haß; aber er hatte sich wenigstens zum Teil in eine Hochachtung umgewandelt, die Ruth selbst wohlzutun schien.

»Wissen Sie,« begann sie zögernd, »ich weiß nicht recht ... ob meine Mutter ...«

»Ihre Mutter werde ich schon dazu bewegen.« Der Hugenotte sah das Mädchen ruhig an.

Ruth kämpfte mit sich. Dann aber sagte sie offen: »Ich will nicht, Herr Dufour.«

Der Ingenieur nickte. »Das ist ein Grund. Ich fahre dann allein um halb neun von Santos ab.«

Er gab dem mageren jungen Mann, über dessen Gesicht bei Ruths Antwort ein Lächeln gelaufen war, kurze Befehle; er ließ die Techniker kommen und ordnete die Weiterarbeit an. Alles das geschah mit halber Stimme, mit wenig Worten, ohne daß sich in seinem Antlitz ein Zug regte. Als er die Herren dankend entließ und sich umwandte, sah er, daß Ruth ihm zugehört hatte. Sie stand, den Ellbogen gegen den Türrahmen gestützt und den Kopf in die Hand gedrängt, mit gekreuzten Füßen in der Tür. »Nun,« sagte er freundlich, »haben Sie zugehört?«

»Sprechen Sie immer so leise, wenn Sie befehlen?« fragte sie wieder.

»Ja. Die Leute hören dann besser zu.«

Ruth dachte an das laute Schreien ihres Vaters, der alle Befehle mit großem Stimmaufwand zu geben pflegte. Sie sagte: »Das ist richtig.« Und sie überkam ein Gefühl des Gefügten, Geordneten, Organischen. Sie fühlte sich irgendwie geborgen in dieser Welt. So sagte sie denn etwas verlegen: »Wissen Sie, Herr Dufour, das mit São Paulo vorhin, das war dumm. Wenn Sie mich noch mithaben wollen, gehe ich gern mit.«

»Selbstredend, Fräulein Ruth. Nichts, was mir mehr Freude machen könnte. Dann wollen wir nur rasch bei Ihrer Mutter anfragen lassen.«

Frau van Kerckhove ließ die beiden gern zusammen fahren. So verließen sie denn die Baustelle gegen acht Uhr, überquerten mit der Fähre den Hafen und wanden sich durch Kaffeesäcke, Kaffeemakler und ein meergrünes Lager von Bananen, die ohne jede Verpackung eingeladen wurden, auf den Platz vor dem eisernen Hafengitter. Ein Automobil führte sie durch die Stadt der stehenden Hitze zum Bahnhof der Drahtseilbahn nach São Paulo, der São-Paulo-Railway. »Sehen Sie,« bemerkte Dufour am Bahnhof, »dort liegt, versteckt und verbittert, eine alte Jesuitenkirche aus dem siebzehnten Jahrhundert. Sie tut mir immer gut, trotzdem ich sie in Europa häßlich finden würde. Ich bin eben doch ein unverbesserlicher Europäer. Aber kommen Sie; es wird Zeit.«

Von dem großen, luftigen Pullmanwagen aus mit den strohgeflochtenen Klappsitzen und der Fensterfront von Glas konnten sie das Land übersehen. Irgendeine merkwürdige Traurigkeit lag über ihm, je weiter sie Santos hinter sich ließen. Einsame Häuser standen in bebauter Ebene; den Palmen fehlte die Fühlung zur Landschaft, und als der Zug hinaufkletterte durch fieberschwere Sümpfe, an Wasserenestern vorbei, an denen sich jämmerliche Hütten kaum noch vor dem Zusammensinken retten konnten, wurde Ruth still.

»Daß da Menschen wohnen!« sagte sie nur.

»Ja,« nickte Dufour, »die Menschheit hat noch viel mit sich selbst zu tun, ehe diese Erde einmal gemütlich ist. Pullmanwagen sind heute nur für wenige da.«

Nach der Mittelstation Alto da Serra wurde der Zug wieder hinabgelassen. Er schwebte über riesigen Palmenwäldern, auf schwindelerregenden Dämmen São Paulo entgegen. Die Erde wurde rot.

»Sehen Sie, Fräulein Ruth, das ist die Terra roxa, auf der der Kaffee wächst. Sie ist vulkanisch, und früher war sie Urwald. Die Kaffee-Erde ist das Merkwürdigste, was es gibt. Sie ist fast so verrückt wie die Menschen.«

»Wieso?« lachte Ruth.

»Weil sie nicht zu erklären ist. Alle möglichen großen und kleinen Köpfe, wie zum Beispiel ich, haben sie analysiert. Ihr fehlt jeder Bestandteil, den die Wissenschaft verlangt, um ihre Fruchtbarkeit erklären zu können. Vielleicht sind es auch die Kaffeebäume selbst, die uns den Schabernack spielen. Beim Kaffee ist nämlich alles unsicher. Einer der besten Kenner des Kaffees sagte mir, daß es in hundertzwanzig Jahren keinen mehr geben würde, weil dann der Boden aufgebraucht sei, denn der Kaffee wachse nur eine bestimmte Zeitlang auf dem gleichen Boden. Ein andrer der besten Kenner sagte mir, daß der alte Boden durch richtige Kalibehandlung prachtvolle Ernten brächte. Ebenso unsicher ist die Ernte; am unsichersten ist die Spekulation. Jede Tasse Kaffee, die Sie trinken, Fräulein Ruth, ist eine Häufung von Tragödien.«

Das Mädchen hörte dem Manne aufmerksam zu. »Und die Arbeiter?« fragte sie. »Verdienen die?«

»Sie werden wohl am besten bezahlt von allen Arbeitern der Welt. Früher, als es noch Sklaven gab, konnte der Kaffee auch zu erträglichen Preisen hergestellt werden. Heute müssen die Fazendeiros oft bitter kämpfen, und nur die kluge und weitsichtige Wirtschaftsführung der Brasilianischen Regierung hat das größte Elend verhütet. Der Vertrag von Taubaté, der im Jahre 1905 zwischen den drei großen brasilianischen Kaffeestaaten geschlossen wurde, war eine gewagte, aber eine große Tat.«

Das Mädchen ließ sich von diesem Vertrage und seinen Wirkungen erzählen; es begriff zum erstenmal, was angewandter Staatssozialismus für das Wirtschaftsleben bedeuten kann; es begriff weiter, daß es nicht Allein-Mensch war, dem der Kaffee morgens von einem Neger hingestellt wurde, sondern daß es durch jede seiner Handlungen, ja durch jeden seiner Gedanken in irgendeiner Form mit der Allgemeinheit verbunden sein mußte, ob es wollte oder nicht.

»Aber es ist doch ein Glück, daß die Sklaverei abgeschafft ist,« meinte Ruth nach einiger Zeit.

Dufour antwortete, wider Ruths Erwarten, nicht sofort. Dann meinte er ruhig: »Vom rein menschlichen Standpunkt aus gewiß. Wirtschaftlich hat es ungeheuer geschadet. Aber dergleichen muß man natürlich nur vom menschlichen Standpunkt aus ansehen. Der Mensch ist nicht der Wirtschaft wegen, sondern die Wirtschaft ist des Menschen wegen da. Man darf nicht Menschen verkaufen. Freilich,« setzte er nach einiger Zeit hinzu, »es steht noch dahin, ob die Menschen es heute überall besser haben, als die Sklaven es hier bis 1888 gehabt haben. Kultur ohne Sklaven ist vielleicht nicht möglich. — Ach, es ist *alles* widerlich!«

Dann schwiegen die beiden, während der Zug auf die weiße Stadt in der Hochebene zurollte. Ruth sah zum Fenster hinaus; sie dachte über das nach, was der Mann ihr gesagt hatte. Es fiel ihr wieder auf, wie er sich über die Dinge seine eigne Meinung bildete. Er muß nur selten Zeitungen lesen, dachte sie; jede Zeitung war für sie ein langweiliger Greuel, weil ihr Vater bei Tisch immer den Inhalt der Zeitungen als seine eigne Meinung zu geben pflegte.

In São Paulo umfing sie das Leben der Großstadt. Sie fuhren durch die engen Straßen der Altstadt, in denen die Bahnen rasten, zur Avenida Paulista hinaus, einer breiten, prachtvollen Villenstraße, in der italienische Zementarchitektur Schule gemacht hatte. »Diese neuen italienischen Architekten sind eine Katastrophe,« meinte Dufour. »Die Kerle verwechseln die Baukunst immer mit der Konditorkunst. Aber da ist nichts mehr aufzuhalten.«

Der Ingenieur suchte einen reichgewordenen Italiener auf, mit dem er wegen der Zementlieferungen zu sprechen hatte. Als er mit Ruth vor dem Hause in der Avenida hielt, schüttelte er sich vor Grauen. Ruth

lachte laut. »Sagen Sie, ist es so schlimm? Was ist so schlimm?«

Mit geballten Fäusten hielt sich der Ingenieur den Magen. »Sehen Sie nur, diese Pracht!«

Dann gingen sie beide in das Haus und waren entzückt von dem reizenden Empfang, den ihnen der Hausherr und seine feine alte Frau zuteil werden ließen. Dufour ging mit dem Italiener in das Arbeitszimmer. Die alte Frau, eine geborene Brasilianerin, erzählte indessen Ruth mit zarter, gütiger Stimme von der Zeit der Sklaverei, für die sich Ruth interessierte. Es sei den Sklaven meistens gut gegangen, meinte die alte Dame, denn am Ende seien sie ja auch das Vermögen der Fazendeiros gewesen, und sein Vermögen zerstöre niemand leichtfertig. Als der Kaiser, Don Pedro, in Europa gewesen sei, da habe seine Stellvertreterin Hals über Kopf die Sklaverei aufgehoben, und das habe dem Kaiser den Thron gekostet. »Aber«, sagte die Erzählerin, »die Prinzessin hat später noch gesagt: Wenn es uns auch den Thron gekostet hat, das Gefühl, so vielen Menschen auf einmal die Freiheit gegeben zu haben, ist mehr wert als ein Thron.«

»Das glaube ich auch,« meinte Ruth.

»Ja,« nickte die alte Frau und strich über die weißen gebrannten Löckchen, »das wird wohl so sein. Don Pedro war übrigens auch ein feiner Mensch. Er ließ sich für Orden und Titel viel Geld zahlen; von dem Erlös baute er das große Armenkrankenhaus in Rio — und wissen Sie, was daraufsteht?«

Ruth schüttelte den Kopf.

»Die menschliche Eitelkeit dem menschlichen Elend.«

»Das finde ich hinreißend!« rief Ruth strahlend.

»Ja, das ist es auch,« nickte die alte Frau und kreuzte die weißen, mageren Hände über der Brust. Die Hände wurden noch weißer durch das Schwarz der Seide, auf der sie ruhten. »Die Brasilianer liebten den Kaiser auch. Sie haben seine Leiche von Europa geholt und sie würdig bestattet. — Aber nun kommen Sie. Jetzt werde ich Ihnen nichts mehr von toten Kaisern erzählen, sondern Ihnen unsern Garten zeigen.«

Die beiden gingen langsam die Steintreppe in den Garten hinunter, wandelten in Orangenalleen auf und ab, und Ruth freute sich an dem Flimmern zahlloser Kolibris, zwischen denen große, flammende Schmetterlinge wippten. Die Luft war ein einziges Edelsteingefunkel.

Als Dufour und der Hausherr ihre Besprechung beendet hatten, reichte eine Negerin, mit einer großen Starbrille, in weißen Handschuhen den Kaffee auf der Terrasse. Ruth nahm die Tasse; dann durchzuckte sie plötzlich ein andächtiger Gedanke, und sie sah Dufour verständnisinnig an, als sie den ersten Schluck nahm.

Während der Rückfahrt fragte Ruth, ob Dufour mit seinen Abmachungen zufrieden sei. Der Ingenieur bejahte das. »Es ist aber auch nötig. Wir brauchen guten Zement. Ich bin nicht eher ruhig, als bis der Zement bei uns liegt.«

Die beiden frühstückten im Schweizer Hotel; während des Essens versprach der Ingenieur dem Mädchen, daß er ihr nach Tisch die beste Architektur São Paulos zeigen werde, klein, aber schön und zweckmäßig. Ruth versuchte, aus Dufour Näheres herauszubekommen. Der lachte nur, schwieg und vertröstete seinen Gast auf die nächste Stunde.

Dann fuhren sie wieder durch weiße Straßen, an Palmengärten vorbei, durch die weite, graugrüne Ebene vor der Stadt. Nach einer Weile näherte sich der Wagen einem alten Fort; ein Haus, das einem Krankenhaus glich, lag daneben, versteckt hinter Mauern und Wällen.

»Nun sagen Sie mir doch, was das ist, Doktor Dufour,« meinte Ruth neugierig.

»Ich will es Ihnen verraten. Es ist Butantan, das Institut zur Erforschung der Schlangen und zur Herstellung von Serum gegen Schlangenbisse.«

In dem alten Forst weideten ein paar Pferde mit dickgeschwollenen Gelenken. Ihnen war das Gift der Schlangen beigebracht, und von ihnen wurde auch das Serum gewonnen. Dufour, der die Institutsleiter kannte, bat um die Erlaubnis, das Institut besichtigen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde gern gewährt. In kleinen runden Erdhäusern wohnten die Schlangen, prachtvolle, schaudererregende Tiere, die sich scheu hin und her bewegten. Eine Klapperschlange raschelte mit unheimlichem Geräusch über den Boden.

»Wenn man gebissen ist, dann muß man die Schlange totschlagen und sie mitbringen. Dann bekommt man in der Apotheke das betreffende Serum. Sonst aber erhält man ein

zusammengesetztes Serum, das gegen sechsunddreißig Gifte wirkt. Das Serum wirkt sicher; nur haben es die Leute meist nicht bei der Hand. Sehen Sie, Ruth, dort, die Schlangenhäuschen — das ist sinnvolle Architektur.«

Der liebenswürdige Direktor des Instituts ergriff die Klapperschlange am Schwanz und hielt sie hoch. Ruth erfaßte ein Grauen.

»Haben Sie keine Furcht,« lachte der Direktor, »ich halte sie fest. Sehen Sie, eine Giftschlange kann sich nicht aufrichten, wenn man sie am Schwanze faßt. Das wußte nicht einmal Lionardo, denn er nennt den, der das tun will, einen Narren.«

Auch die Mussurana, eine Schlange, die Giftschlangen frißt, mußte Ruth kennenlernen. Aber aus dieser Bekanntschaft machte sie sich nicht viel. Sie war froh, als sie sich bei dem Direktor bedanken konnte.

Während der Rückfahrt von São Paulo nach Santos sprach sie mit Dufour über die Tageseindrücke. »Ich glaube, daß die Menschen hier noch viel furchtbarer mit der Natur zu kämpfen haben als bei uns in Java,« meinte sie. »Es scheint so hoffnungslos zu sein.«

Dufour war andrer Ansicht. »Brasilien,« sagte er, »ist noch jung. Es ist eigentlich nur zum geringsten Teil erforscht. Das Land ist unermeßlich reich; es ist unerschöpflich. Es leidet noch unter vielerlei Mißwirtschaft, aber anderseits wird doch wieder Gewaltiges geleistet. Sie dürfen nie vergessen, daß Sie nur Anfänge sehen. Wenn erst weitere hundert Jahre über Brasilien dahingegangen sind, dann wird es das Herz der Welt sein.«

»Ich danke Ihnen, daß Sie mir das alles gezeigt und erklärt haben, Herr Dufour. Mir ist vieles klarer geworden, und es war auch sehr schön. Und hoffentlich kommt der Zement zur rechten Zeit an.«

»Das wollen wir hoffen,« entgegnete der Hugenotte, »sonst wäre ich in einer sehr bösen Lage. Aber der alte Italiener ist zuverlässig.«

»Woher wissen Sie das?«

»Er verspricht nicht viel.«

Ruth hatte während der Rückfahrt nur wenig gesprochen. Ihr gingen die Erlebnisse im Kopf herum; heute hatte sie erlebt, wie die Menschen sich in diesem kaum erschlossenen Lande gegenseitig in die Hände arbeiteten, arbeiten mußten. Zu Hause in Java war sie von allem abgesperrt gewesen. Heute hatte sie vieles gesehen und gehört, was ihr neue Gedanken gab; war es nun der Kaffeekampf, die Geschichte der Sklavenbefreiung oder die Bereitung von Gegengiften gegen das giftige Gewürm. Durch das alles schien ihr im Grunde doch ein einziger Gedanke zu gehen, welchen sie nicht recht fassen konnte, der aber vielleicht nichts andres enthielt als die Formel: möglichst viele Menschen sollen möglichst glücklich sein. Und irgendwie, das empfand sie, tasteten sich die Menschen zu diesem Zustand hin. Diese Stimmungslage gab auch ihr ein Glücksgefühl, mit welchem sie noch vor Sinken der Sonne zusammen mit Dufour zu ihrer Mutter an die Arbeitsstelle zurückkehrte.

Frau van Kerckhove hatte den Tag über mit großer Umsicht gearbeitet. Ihre Fähigkeit, auf kleine Dinge eine unerwartete Energie verwenden zu können, hatte sie hier wieder bewiesen. Dufour prallte zurück, als er den Raum betrat und ihm die Geliebte in einem bunten Kleide lächelnd entgegenkam. Sie wies mit der Rechten leicht auf ihre geleistete Arbeit und sagte: »Jetzt hoffe ich, daß Sie sich auch wohlfühlen werden, wenn Sie hier einmal wieder übernachten müssen.«

»Auch am Tage wird mich diese Fürsorge immer wieder beglücken. Ich danke Ihnen, Frau Margret.« Nun mußte der Ingenieur die Decken und Kissen bewundern; er freute sich über die zierlich eingestellten Orchideen und die Radierungen, die Margret an den Wänden angebracht hatte. Überall spürte er die feine, ordnende Hand der liebenden Frau, und gerührt dankte er ihr für ihre Zartheit.

Margret hatte inzwischen mit der Teebereitung begonnen. Sie ließ sich von Ruth deren Erlebnisse in São Paulo erzählen und hörte selbst erstaunt und gefesselt zu, als Ruth ihr von der Vorgeschichte des Frühstückskaffees sprach und ihr die Bemühungen der Brasilianer schilderte, die aus dem ganzen ungeheuren Land etwas für die Menschheit Wichtiges machen wollten.

»Mit mir ist es seltsam,« meinte die Frau nach einiger Zeit, »mir fehlt jeder soziale Sinn.«

»Bis Sie einmal von einer Schlange gebissen sind,« lachte Dufour, »dann wird er schon kommen.«

»Auch dann nicht,« meinte Margret kopfschüttelnd. »Entweder gibt es Serum oder es gibt keins. Dann werde ich gesund oder ich sterbe. Aber ich werde immer von all dem

losgelöst bleiben. — Das ist gewiß ein Fehler, ich sehe es ein,« fuhr sie nach einiger Zeit fort, während sie den Tee einschenkte, »aber ich kann nicht dafür.«

»Nun,« meinte der Ingenieur begütigend und wies auf den Raum, »Ihre heutige Arbeit straft Sie Lügen. Übrigens noch eins: Sie wirken so beglückend allein durch Ihr Dasein, daß es Ihnen die Natur leicht gemacht hat, Ihre sozialen Pflichten zu erfüllen.«

Heiter nahm Margret diese »Artigkeit des Teetisches« entgegen. Ruth saß indessen nachdenklich in einer Ecke. Die Gedanken über das, was sie am heutigen Tage erlebt hatte, gingen ihr nicht aus dem Kopfe. Nur einmal warf sie einen kurzen Blick auf Dufour und ihre Mutter, und ein feines Aufleuchten glitt über ihr Gesichtchen. —

Dieser Tag hatte die Beziehungen von Ruth zu Dufour auf eine neue, sichere Basis gestellt. Während der nächsten Zeit war sie häufiger bei ihm auf der Baustelle. Der Ingenieur sehnte sich nach der Mutter; aber Margret schickte lieber ihre Tochter, weil sie den Tag mit kleinen Arbeiten verbrachte, und weil ihr die Intensität des geliebten Mannes oft zu stark war. »Ich kann nicht immer mit Dufour zusammen sein,« meinte sie eines Tags zu Ruth, »er strengt mich zu sehr an. Geh du ruhig zu ihm; du kannst es besser ertragen.«

Ruth ging gern zu Dufour. Der war im Anfang erstaunt, daß die Mutter seltener kam, und er fragte sie eines Tags nach dem Grund. Sie beruhigte ihn und meinte, daß eine Frau eben tausend kleine Dinge zu tun habe, von der der Geliebte nichts zu wissen brauche. »Wenn Sie zu mir kommen, Dufour, will ich ganz unverbraucht und frisch sein. Ich spare mir das Schönste auf.« Den Hugenotten konnte diese Erklärung aber nur halb überzeugen. Die peinliche Frage, ob er in gewisser Hinsicht doch noch nicht mit voller Hingabe geliebt werde, quälte ihn. In den Stunden der Leidenschaft wußte ihn Margret darüber hinwegzubringen, aber wenn er allein war, überfiel ihn das Grübeln. Sie muß vor Tatsachen gestellt werden, sagte er sich. Er wartete brennend auf die Ankunft des Herrn van Kerckhove.

Die Tochter vertraute ihm allmählich mit ganzer Seele. Eines Tags ritten die beiden tief hinein in den Urwald, an eine Quelle, die von Bambus und Bananen umstanden war. Sie ließen die Pferde grasen, setzten sich an der Quelle nieder, und allmählich verwickelten sie sich in ein ernstes Gespräch.

»Sehen Sie, Ruth,« meinte Dufour, »mit der Prädestination ist das so eine Sache. Gewiß sind Vorbedingungen gegeben; aber man kann sie wenden. Es gibt beispielsweise Menschen, die so zusammengehören, daß sie nichts auf der Welt zu trennen vermag. Nun ist aber einer der beiden vielleicht seelisch zu sehr gebunden, um alle Hindernisse aus dem Weg räumen zu können. Sollte der andre ihm da nicht helfen?«

Ganz langsam hob Ruth den Kopf von einem Blumenkranz, den sie sich flocht. Sie sah den Mann sehr ruhig an und nickte. »Ich verstehe Sie, Doktor Dufour. Und ich freue mich so. Sie brauchen gar nichts weiter zu sagen.«

Da stand Dufour auf und küßte das Mädchen auf die Stirn. Ruth faßte seine beiden Arme und sagte hastig: »So wird es gut. Ich freue mich so.«

Sie lief hinter einem rotgoldenen Kolibri her. Allmählich verlor sie den Kolibri aus den Augen. Am Ende warf sie sich wieder auf den Rasen neben der Quelle, und tiefatmend sagte sie: »Die Stella Polare kommt in drei Tagen in Rio an. Dann wird mein Vater mit Frau Damiros hierherkommen; auch Herr und Frau Avenzuales werden kommen. Die Avenzuales sind auf der Hochzeitsreise. Sie wollen uns alle besuchen.«

Dufour nickte.

Er dachte mit eignen Empfindungen daran, daß er eine so große Tochter haben würde. Aber er freute sich darüber; er konnte ihr etwas sein.

Als er am Abend mit Margret über die bevorstehende Ankunft des Herrn van Kerckhove sprach, sah sie ihn einen Augenblick lang erstaunt an. Dann meinte sie: »Dufour, wir wollen uns die köstlichen Tage doch noch nicht mit dem Gedanken an meinen Mann verderben. Zudem, was ist er mir? Eine siebzehnjährige Ehe macht gleichgültig. Was dann kommt, wollen wir dem Schicksal überlassen.«

Das Schicksal werde *ich* sein, dachte Dufour und streichelte Margrets Köpfchen.

Dann wartete er mit Ruth auf die Ankunft des Herrn van Kerckhove. Dufour und Ruth sahen sich ernst und fest an, als sie am

übernächsten Tage auf dem Kap standen und die Stella Polare am Horizont weiß und leuchtend vorüberzog. Ihr Kurs war nach Norden, auf Rio, gerichtet.

Bevor Herr van Kerckhove mit Frau Damiros und dem jungen Paar Avenzuales in Guarujá eintraf, hatte Dufour noch eine kurze Rücksprache mit Margret.

»Ich kann das alles nicht ertragen,« meinte sie und sah aus dem Fenster hinaus auf das Meer, das graugrün vor ihr lag.

Der Hugenotte freute sich im Inneren über diese Worte. Er ersah aus ihnen, daß Margret seiner Hilfe wirklich bedurfte. Er sah, daß er eingreifen mußte, und das wollte er so bald wie möglich tun. »Bleibe freundlich und kühl,« meinte er, und Margret nickte: »Ich werde es schon machen.«

Als er das Zimmer Margrets verlassen hatte, begegnete ihm auf dem Korridor wieder die blonde Krankenschwester. Sie glitt wieder rasch an ihm vorüber; sie grüßte artig, aber so, als ob sie in Nichts grüßte.

Dann traf er Ruth in der Halle des Hotels. Ruth ging eilig auf ihn zu und sagte leise: »Die Wagen sind eben angekommen. Hören Sie, wie sie gackeln.«

In der großen Glastür der Halle erschien Frau Damiros, bis an den Hals in Pelze gehüllt; neben ihr schritt Herr van Kerckhove, ein hagerer Vierziger mit einem Spitzbart und wasserblauen Augen. Er redete werbend auf Frau Damiros ein, die in sich hineinlachte und mit der Hand nach Herrn van Kerckhove schlug. Das junge Paar Avenzuales folgte in gleichfarbigen Staubmänteln, Arm in Arm, aber Avenzuales sah mißmutig auf die beiden vor ihm.

Als der Resident seine Tochter auf sich zukommen sah, rief er: »Ah, da ist ja Ruth! Guten Tag, mein Kind, wie geht es dir? Frau Damiros hat mir schon viel Schönes von dir erzählt. Wo ist denn Mama?«

Ruth begrüßte Frau Damiros und gab Nanon Avenzuales, die ihr über den Kopf streichen wollte, ärgerlich die Hand. »Laß den Unfug, bitte,« sagte sie, und Nanon lachte gezwungen. Avenzuales verbeugte sich sehr korrekt vor Ruth.

Inzwischen hatte Dufour die Gesandtin von Paranaiba begrüßt und hatte die Bekanntschaft mit dem Residenten erneuert.

»Sieh da, Doktor Dufour! Ja, Ihre Exzellenz hat mir schon erzählt, daß Sie Ihre Wasserkünste jetzt hier im Auftrage der Brasilianischen Regierung spielen lassen. Das freut mich von Herzen. Und inzwischen haben Sie sich auch um meine Frau und meine Tochter bemüht. Scharmant. Sie sind vielseitig. Das ist sehr freundlich von Ihnen gewesen, und ich danke Ihnen verbindlichst.« Er zog den gelben Handschuh von der ausdruckslosen Rechten und gab Dufour die Hand. Der musterte Herrn van Kerckhove rasch. Älter war Kerckhove nicht geworden, weil er schon alt geboren war.

»Wir sehen Sie wohl zum Frühstück, Herr Dufour,« lachte Frau Damiros, »inzwischen wollen wir Herrn van Kerckhove beim Wiedersehen mit seiner reizenden Gattin nicht stören, und auch unser junges Paar wollen wir in Frieden lassen. Vielleicht haben Sie die Güte, Herr Dufour, und erwarten mich hier in einer halben Stunde. Wir können dann noch ein wenig am Strand promenieren.« Frau Damiros rauschte in den Lift. Kerckhove und das Paar Avenzuales traten ebenfalls hinein, und der hübsche kleine Venezianer Liftjunge mit den ewig erstaunten Augen fuhr die vier in den zweiten Stock.

Ruth blieb sinnend in einem Klubsessel sitzen. Dufour konnte seine Erregung kaum bezähmen. Nur mit Mühe und Not bewahrte er seine Haltung; aber immer wieder dachte er daran, wie wohl das Wiedersehen der Ehegatten verlaufen würde. Nach einer Weile meinte Ruth: »Haben Sie gesehen, wie Herr Avenzuales zappelte?«

Der Hugenotte nickte.

»Ich finde das nicht schön,« fuhr das Mädchen fort, »wenn ich Nanon auch nicht ausstehen kann. Aber der Mann ist mir widerwärtig.«

Dufour antwortete nicht, sondern blieb in Gedanken versunken. Er fühlte, daß über allem eine grauenvolle Fäulnis lag, eine Fäulnis, die unerträglich war. Wie, wenn es ihm nicht gelänge, Margret daraus zu retten?

Und Ruth? schoß es ihm durch den Kopf. Sollte er die in dieser Gesellschaft lassen? Ruth brauchte ihn.

Brauchte er auch Ruth?

Vielleicht noch nicht. Aber es würde ihm schwer werden, sich von Ruth zu trennen. Er sah das Mädchen von der Seite an. Sie hatte in der letzten Zeit eine überraschende



Franz von Stuck: Mary als Torero

Ausgestellt in der Kunsthandlung Adrian Lukas Müller, Dresden, Weißer Hirsch

Entwicklung durchgemacht. Sie war irgendwie Frau geworden. Dann aber wieder schoß es ihm durch den Kopf: Was wird Margret jetzt sagen? Um Gottes willen, wenn sie nur nicht zu liebenswürdig ist, aus schlechtem Gewissen heraus. — Nein, dachte er wieder, das kann sie nicht sein. So ist Margret nicht. Sie wird freundlich und kühl bleiben, wie sie es mir versprochen hat.

Frau Damiros kehrte wieder in die Halle zurück. Sie überschüttete Dufour mit Artigkeiten, und während sie mit ihm am Strande auf und ab ging, ließ sie durchblicken, daß es für die Nerven der armen kleinen Frau van Kerckhove doch gut sei, wenn sie in Dufours Obhut noch einige Zeit in Guarujà bliebe.

»Das richtet sich nach den Wünschen der Frau van Kerckhove,« meinte Dufour trocken.

»Aber natürlich,« setzte Frau Damiros lebhaft hinzu, »natürlich! Nur könnte ich mir vorstellen, daß das auch im Wunsche von Margret liegt.« Sie sah in die Ferne und kniff die Augen zusammen, als ob das Licht sie blende.

Herr Avenzuales bat die beiden zu Tisch. »Jawohl, Kerckhoves sind schon da. Ich habe bereits einen Tanz mit Frau van Kerckhove verabredet.« Avenzuales sah die Gesandtin mit großen, strahlenden Augen an.

»Das ist lieb von dir, Juan, daß du dich so um die arme kleine Frau bemühst. Herr Dufour ist durch seine Arbeiten wohl sehr in Anspruch genommen.« Frau Damiros ging voran, bis Avenzuales ihr mit einer Handbewegung den runden Tisch wies, an dem Kerckhoves und Nanon bereits warteten.

Daß Margret den Hugenotten an ihre Seite bat, wagte er als eine leise, aber doch offene Erklärung ihrer Zugehörigkeit zu ihm zu deuten.

Die Unterhaltung ging lebhaft hin und her. Nanon rief Ruth ein paar Scherzworte über den Tisch zu, trank auf Ruths zukünftigen Mann, und Frau Damiros stimmte begeistert ein. »Dieser noch unbekannte Mensch hat ein Glück! Ein Glück hat er!« rief sie und neigte ihr Glas zu Margret. »Er hat ein Glück auch in der Wahl seiner Schwiegermutter,« flocht Avenzuales ein — er sagte ‚belle-mère' — und zeigte die Wiederkäuerzähne, während er die Augen auf Blitze einstellte.

Margret, deren Stimme während der ganzen Mahlzeit leicht flackerte, nahm die Wünsche lachend entgegen.

»Und was meinen Sie, Herr Dufour, zu der Wahl des unbekannten jungen Mannes?« fragte sie ihren Nachbarn. Der Hugenotte fühlte, daß die Frau gleichmütig erscheinen mußte, und so antwortete er nach der Art der Kolonisten mit einem helfenden Scherz. »Ich fürchte sogar, daß dieser Mann nie recht zum Schlusse kommen wird, ob er Mutter oder Tochter liebt. Das ist die einzige düstere Prognose, die ich Ruths Zukunft stelle.«

Margret lachte wieder, und noch immer heiter übertrug sie die Frage in ein paar Verse von Heine:

»In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?«

Der Hugenotte antwortete mit leichter Unruhe:

»Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.«

Bei der zweiten Strophe stockte er.

Margret, die inzwischen die Verse den Freunden ins Französische übersetzt hatte, fuhr dann mit heller, sehr fester Stimme mit der dritten Strophe fort:

»Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwischen zwei Gebündel Heu
Nachsinnlich grübelt, welch von beiden
Das allerbeste Futter sei.«

Diesen Vers kannten die Damiros, und so ließen sie unter allgemeiner Fröhlichkeit den grauen Freund von Mutter und Tochter leben. Nur Ruth war nicht damit einverstanden. »Nanon, was würdest du sagen, wenn ich deinen Juan als ‚grauen Freund' bezeichnete?«

Diese Frage veranlaßte eine ganz kleine, feine Pause, während der sich der Resident über den Spitzbart strich, Frau Damiros, weil sie sehr stark gepudert war, an den Haarwurzeln rot wurde und Herr Avenzuales seinen Mund zu einem Grinsen zu verziehen suchte.

Margret griff rasch ein. »Am Ende betrifft das mich ebenso wie dich, Ruth. Was nun deine Frage an Nanon anlangt, so muß ich sagen: Es wäre das zum mindesten ein Kompliment für Frau Damiros und Nanon, das sie beide verdient haben. Und von Herrn Avenzuales würde man es wohl verstehen.«

Nach diesen Worten, die sehr glücklich wirkten, setzten viele Münder mit neuen Reden ein, und Ruths Bemerkung war rasch verwischt. Herr van Kerckhove brachte

die Unterhaltung auf die letzten Feste am holländischen Hofe, über die er Berichte in Rio vorgefunden hatte; er nannte ein paar Namen, welche Frau Damiros und Margret bekannt waren. Über alle Notizen fielen kurze Betrachtungen: »Mein Gott, deren Kinder sind schon verlobt?« — »Wie, die Person ist Hofdame geworden? — Das freut mich für die Eltern, nicht wahr, Melanie?« — »Ist das die kleine rothaarige Gräfin Bentinck?« — »Es wäre glücklich, wenn die Prinzessin den Bruder heiratete.« — »Ja, was sollen wir mit den fremden Fürsten?« — »Sicherlich, die Bentincks sind mindestens ebenso vornehm wie alle in Betracht kommenden fürstlichen Kandidaten.«

Mit unbehaglichem Erstaunen beobachtete Dufour die Ruhe und das ungeteilte Interesse der Geliebten für diese Dinge. Zum mindesten kann sie sich unglaublich beherrschen, dachte er, aber das ist am Ende kein Nachteil. Ruth machte dagegen ein deutlich gelangweiltes Gesicht, während Avenzuales die Zeit seines Ausgeschaltetseins benutzte, um Nanon anzublitzen, die den Blick mit ursprünglicher Leidenschaft zurückgab. Allmählich empfand Dufour seinen Platz neben Margret aber nicht als besonders günstig. Er konnte der Geliebten nicht flüchtig in die Augen sehen, und die schönste Sprache der Liebe blieb ihnen versagt. Dagegen erhaschte er einen Blick und ein Lächeln des Herrn van Kerckhove, die Margret galten, und die Dufour beunruhigten. Er beschloß, möglichst bald mit dem Residenten zu sprechen.

Als die Mahlzeit beendet war und der Kaffee in der Halle gereicht wurde, konnte der Hugenotte zwei kurze Minuten mit der Geliebten sprechen.

»Hat dich das Wiedersehen sehr erregt?« fragte er, während Frau Damiros dem Residenten eine Pariser Skandalgeschichte mit Augenzwinkern und der Stimme einer Nonne erzählte.

Margret sah vor sich hin und lächelte. »Nicht im geringsten. Sie verstehen es nicht, was es heißt, siebzehn Jahre miteinander verheiratet zu sein. Das muß man erlebt haben. Im übrigen war ich ruhig; ich hatte nicht das Gefühl, ein Unrecht getan zu haben. Ich dachte an Sie.«

Der Mann erinnerte sich der Blicke, die der Resident seiner Frau über den Tisch zugeworfen hatte. Aber er wollte nicht davon reden. So sagte er nur: »Ich habe deine Ruhe bewundert, mit der du bei Tisch über gleichgültige Dinge sprachst.«

»An mein Gefühl soll kein Mensch rühren. Heimlich nehme ich dein Herz an, heimlich gebe ich das meine. Darin liegt die letzte Schönheit.«

Bevor Dufour zur Baustelle abfuhr, versuchte er, Herrn van Kerckhove noch für einen Augenblick allein zu sprechen. Es gelang ihm, den Residenten zu bekommen, als Herr van Kerckhove vor das Hotel getreten war, um sich auf Bitten von Frau Damiros nach einem schattigen Tisch unter der Eisenveranda umzusehen. Der Tag war glühend und feucht; und der Resident, der gewohnt war, daß ihm beim Ausgehen ein Eingeborener den Staatsschirm über den Kopf hielt, fühlte sich in der Sonne unsicher. Als Dufour auf ihn zutrat, sagte Kerckhove, während er sich mit einem großen seidenen Tuch über die Stirn fuhr und den schneeweißen Tropenanzug glatt zog: »Es ist schon eine teuflische Hitze, nicht wahr, Verehrtester?«

Der Hugenotte war durch die wohlwollende Herablassung des Residenten bereits bei Tisch verletzt worden; ihm lag eine scharfe Abweisung auf der Zunge, aber, überlegt, wie er zu handeln gelernt hatte, hielt er zurück und schlug einen gleichgültigen Ton an.

»Ich wäre Ihnen verbunden, Herr van Kerckhove, wenn Sie eine Stunde bestimmen wollten, in der ich Sie ungestört sprechen könnte.«

Der Resident hob den Kopf, daß sein Spitzbart wie eine Waffe gegen die Brust des Ingenieurs stand. Die breiten, nur wenig gestrafften Lippen fielen auseinander, und Dufour erstaunte über die einzelstehenden schlechten Zähne des Herrn van Kerckhove. Vier Zähne des Oberkiefers saßen auf goldenen Basen. Die blauen Augen sahen gleichgültig auf den Fragenden; aber Dufour wußte, daß man bei Menschen, die sich aus Natur, Stellung oder Beruf verstellen müssen, die Wirkung seiner Worte nicht an den Augen, sondern am Munde ablesen muß. Und hier las er ein unsicheres Erstaunen.

»Ich weiß zwar nicht, was Sie zu der Bitte bewegt, Herr Dufour,« erwiderte der Resident kurz, aber nicht unfreundlich, »aber ich stehe um fünf Uhr im Konferenzzimmer des Hotels zu Ihrer Verfügung. Ich denke, daß eine halbe Stunde genügen wird.«

»Gewiß. Ich danke Ihnen, Herr van Kerckhove.« Der Ingenieur empfahl sich kurz, und der Resident sah ihm erstaunt nach. Dann aber führte Herr van Kerckhove seine Freunde an den schattigen Platz, den Margret freilich bald wieder verließ, weil sie es dort unerträglich heiß fand. Frau Damiros blieb mit ihren Kindern, weil sie neugierig auf den ankommenden Zug wartete, der die Sonntagsgäste aus São Paulo und Santos bringen mußte.

Als Dufour im Wagen den von Gestrüpp und Urwald umgebenen Eingang des Dorfes Guarujá verließ, erblickte er Ruth. Sie schien zu warten. Er ließ den Wagen halten und fragte sie, ob sie mitfahren wolle. Das Mädchen antwortete nicht auf diese Frage, sondern meinte kurz: »Haben Sie schon mit meinem Vater gesprochen?«

Der Hugenotte sah Ruth freundlich an: »Noch nicht, Ruth. Die Damiros-Avenzuales lassen ihn nicht los. Ich habe ihn um eine Rücksprache zu zweien um fünf Uhr gebeten.«

»Wollen Sie jetzt allein sein oder soll ich mitkommen?«

»Kommen Sie mit, Ruth.«

»Es ist Ihnen lieber?« Das Mädchen fragte ruhig.

»Ja.«

»Schön.« Sie stieg in den Wagen ein. Nach einiger Zeit meinte sie: »Soll ich stillschweigen, damit Sie nachdenken können, oder wollen Sie lieber reden?«

Der Hugenotte war von der selbstverständlichen Umsicht des Mädchens warm berührt. »Sie sind ein feiner Kerl, Ruth,« sagte er ruhig. »Aber wir können ganz ruhig sprechen. Bedacht ist ja alles längst. Es freut mich, daß Sie mitkommen, denn heute morgen sind die ersten Boote mit Zement angelangt.«

An der Baustelle gab es viel zu sehen. Seit Tagen waren große Quadern angeschleppt worden; Hunderte von Negern trugen Steine in Rollwagen, und kleine Lokomotiven schleppten die Ladungen an die Bestimmungsorte. In acht großen Bassins wurde der Zement mit elektrischen Rührern gemischt; Stampfmaschinen hatten bereits die Fundamente der Neuanlage versenkt.

Begeistert sah Ruth auf das Arbeitsgewimmel, auf grinsende, speckglänzende, gutartige Neger, auf das Kreuzen der Bahnzüge, die kreischenden und kreisenden Entladekräne, die auf Booten lagen und Zementsäcke ans Land schleuderten. Die schwebten in dieser gewaltigen Wolke von tätiger Kraft wie Vögel über dem kleinen Hause Dufours, in welchem jetzt fünf Telephone Zahlen übermittelten, die zehn Techniker mit bunten Tinten in die Karten hineinschrieben. Diese Hütte erschien Ruth als der Tempel letzter Weisheit und Vollkommenheit. Hier in dieser Welt ging alles so herrlich ruhig zu, bei allem Geschrei und Gekreische der Maschinen; hier hörte man deshalb keine Geräusche, weil sie alle so sein mußten, wie sie waren.

Das Mädchen saß in einer Ecke des Raumes, die Beine übereinandergeschlagen, und ließ sich von den Zahlen umflattern; zuweilen fuhr der Ingenieur mit der Uferbahn an eine Arbeitsstelle; dann begleitete Ruth ihn.

Einmal, als nach einem kurzen ändernden Befehl Dufours die zementierten Quadern den erforderlichen Druck aushielten und Beton in Kanäle dahinter gepreßt werden konnte, drückte sie ihm in aufwallender Begeisterung die herabhängende Linke. Dufour wandte sich ihr erstaunt zu, lachte dann aber heiter und freute sich an ihren strahlenden Augen.

Als der Ingenieur wieder mit ihr in die Hütte zurückgekehrt war, sagte sie ganz sachlich: »Es ist zwanzig Minuten vor fünf.«

Der Hugenotte nickte. »Danke, ich weiß es. Wir fahren. Vielleicht steigen Sie aber besser vor dem Hotel aus, Ruth. Bringen Sie Ihrer Mutter rasch diese Orchideen und diesen Brief. Ich habe ihr mitgeteilt, daß ich mit Ihrem Vater sprechen werde, damit sie nachher nicht überrascht ist. Dann aber gehen Sie lieber spazieren. Es ist nicht nötig, daß Sie im Hotel zugegen sind.«

Zwei Minuten vor fünf hielt der Wagen Dufours vor dem Hotel. Der Hugenotte ließ das Automobil warten und ging in das nach rückwärts liegende kleine Konferenzzimmer.

Herr van Kerckhove, den Dufour schon bei der Anfahrt bemerkt hatte, als der Resident sich wieder einmal von einem der vielen Stiefelputzer seine gelben Schuhe reinigen ließ, erschien kurz nach der festgesetzten Zeit, in einem frischen Seidenanzug, mit einer großen Nelke im Knopfloch. Sorgfältig strich Kerckhove über seinen Anzug, und als er sich mit kurzem Gruß in einen Lederstuhl gesetzt hatte, zog er das rechte Bein hoch, so daß

der rechte Knöchel auf dem linken Oberschenkel lag. Kerckhove ließ durch eine leichte Fußbewegung den frischgeputzten Schuh einen Augenblick lang blitzen. Dann wandte er sich verbindlich zu dem Ingenieur und meinte: »Nun, Herr Dufour, um was handelt es sich?«

Der Hugenotte sah den Residenten einen Augenblick fest an. Dann sprach er ruhig und gesetzt und so gehalten, daß Herr van Kerckhove von Dufours innerer Erregung nichts spürte.

»Ich habe Ihnen ein paar kurze Erklärungen zu geben, Herr van Kerckhove, die Sie erstaunen, vielleicht auch erregen werden. Es handelt sich um meine Beziehungen zu Frau van Kerckhove.«

Langsam ließ der Resident den rechten Fuß auf den Boden gleiten. Seine blauen Augen weiteten sich, und er beugte sich vor. Mit der ausdruckslosen Rechten machte er eine halbe Bewegung.

»Ich darf als Mann zum Mann kurz sein. Frau van Kerckhove und ich lieben uns; dieses Gefühl ist übermächtig und keine leichtsinnige Wallung des Blutes. Ich habe an Sie die Forderung zu stellen, Frau van Kerckhove freizugeben.«

»Weiß meine Frau — weiß Frau van Kerckhove, daß Sie diese Frage an mich richten?« Der Resident hatte, nach einem raschen, aufflammenden Erstaunen, seine Beamtenruhe wiedergewonnen. Er sprach kurz, mit einer nicht unsympathischen Stimme, als ob es sich um etwas ganz Fremdes handle.

»Nein, Herr van Kerckhove. Das werden Sie vielleicht nicht verstehen, und Sie werden geneigt sein, mein Vorgehen als unverantwortlich zu bezeichnen. Das ist es aber nicht. Sie werden sich klarmachen müssen, daß Frau van Kerckhove unter jahrelangen schweren Depressionen leidet.«

»Davon habe ich nichts gemerkt und kein Mensch um uns herum.« Der Resident sprach wie ein Anwalt in einem Plaidoyer.

»Das beweist nur die Stärke der Verdrängungen.« Dufour entwickelte in kurzen Zügen ein Bild des seelischen Zustandes der Geliebten, und am Ende wies er auf seine Eigenmächtigkeit hin, als das allein mögliche Mittel, um Klarheit zu schaffen.

Der Holländer hatte inzwischen ein Schildpattglas mit runden Gläsern aus der Westentasche geholt, die Feder langsam geöffnet und es sorgsam mit der rechten Hand auf die Nase geschoben. Er sah den Ingenieur mit glanzlosen Augen an, faßte mit beiden Händen die Seitenlehnen des Sessels und fragte mit kaum merkbarer Stimmschwankung: »Bitte, sagen Sie mir noch eins: Wie sind Ihre Beziehungen zu Frau van Kerckhove sonst? Hier bitte i ch um Klarheit.«

Diese Frage hatte Dufour erwartet und sich gesagt, daß die Wahrheit Margret bei der Scheidung ihre Tochter kosten könne. Er hatte auch Margret erklärt, daß er auf eine solche Frage leugnen werde. Und kalt erwiderte er: »Die Beziehungen sind einwandfrei.«

»Geben Sie mir darauf Ihr Ehrenwort?« Plötzlich stachen die blauen Augen.

Dufour sah den Residenten mit gleichem hartem Blick an. Diese Frage ist eine infame Erpressung, dachte er, und aus Blutstiefen quoll die französische Ritterlichkeit empor: für die Ehre einer geliebten Frau muß der Mann auch ein falsches Ehrenwort geben. Aber er sagte sich wieder, daß der Versuch Kerckhoves, sich Klarheit auf alle Weise zu verschaffen, nicht nur begreiflich, sondern auch berechtigt sei. Nur war er selbst Menschenkenner genug, zu sehen, daß er bei Kerckhoves Eitelkeit nicht auf dessen Großmut rechnen könnte. Ohne Ruth ist Margret gebrochen, sie ist nichts mehr, sagte er sich weiter. Und Ruth ist verloren. Hier gilt es, die größeren Werte zu retten. Die aber liegen zweifellos auf unsrer Seite. So sagte er denn ohne die geringste Bewegung in der Stimme: »Ja.«

Der Resident erhob sich förmlich. Er nahm ruhig das Augenglas wieder ab, steckte es sorgsam in die Westentasche, strich den seidenen Anzug glatt und griff nach seinem Strohhut, den er mit zwei Fingern in Form brachte.

»Sie werden begreifen, daß ich erst mit Frau van Kerckhove zu reden habe, ehe ich Ihnen meine Entschlüsse mitteile. Sie werden von mir hören.« Er verbeugte sich förmlich und verließ das Zimmer.

Dufour folgte ihm ein paar Minuten später. Er fuhr wieder zum Arbeitsplatz zurück, innerlich ruhig und fest. Er freute sich, weil nun eine Entscheidung kommen mußte.

(Fortsetzung folgt.)



Jagende Kirgisen

Fritz Koch-Gotha

Von Paul Fechter

Mit elf schwarzweißen und neun farbigen Wiedergaben nach Gemälden und Zeichnungen von Fritz Koch

Es war im August 1914. Die ersten großen Schlachten im Westen waren geschlagen, im Osten aber drangen die Russen vor, und niemand wußte so recht, was dort vorging. Kriegsberichterstatter waren noch nicht zugelassen; so mußte man also auf andern Wegen versuchen, Darstellungen der Lage herauszubekommen.

Man packte mich also auf und schickte mich nach Ostpreußen. Und da zwei mehr sehen als einer, so gab man mir zur Begleitung einen Zeichner mit. Wir vertrugen uns ganz gut, und da inzwischen Tannenberg geschlagen war, zogen wir langsam durch das leere Land hinter den abziehenden Russen her, wanderten von Hohenstein über das kaum aufgeräumte Schlachtfeld, fuhren nach Wehlau und durch den Wald, der noch voll Russen steckte, nach Tapiau, führten das ganze halb amüsante, halb etwas lächerliche Dasein von Schlachtenbummlern. Es war manchmal ein bißchen anstrengend, manchmal ein bißchen langweilig, zum einzigen wirklichen Problem wurde zuweilen die Lösung der Verpflegungsfrage. Das Land war leer, die kleinen Städte von Freund und Feind in einen Zustand versetzt, der für Unterbringung und Verpflegung von Fremden wenig geeignet war. Nur wenn man Glück hatte, gab es gelegentlich irgendwo eine ehrwürdige alte Semmel, die noch aus der Zeit vor der Schlacht bei Tannenberg stammte.

In den ersten Tagen haben wir diesen Zwang zum Schlankerwerben beide schweigend und heroisch ertragen; als dann später auch die alten Schrippen nicht mehr aufzutreiben waren, sannen wir auf Abhilfe. Die einzige aber, die es gab, war, sich an das Militär heranzumachen. Schließlich waren wir ja beide sozusagen auch im Dienst des Krieges dort, und wo eine Kompagnie satt wurde, reichte es wohl auch noch für zwei halb verhungerte Zivilisten.

Ich muß bekennen, daß ich trotzdem beim ersten Mal nur mit leisem Herzklopfen gefolgt bin. Aber mein Begleiter mit dem Skizzenbuch, der eine alte Leidenschaft für alles, was Militär hieß, hatte, kannte keine Hemmungen und fand auch tatsächlich sofort den rechten Ton. Und nun kommt das, weshalb ich diese Geschichte hier erzähle. Zuerst, wenn wir kamen, wurden wir gemeinhin mit dem heftigsten Mißtrauen betrachtet. Die Lanzer ließen uns noch gelten oder schenkten uns kaum Beachtung; vom Unteroffizier aufwärts sandte uns jedes Auge mehr oder weniger strenge die mißtrauischen Fragen entgegen: Wer seid ihr? Wie kommt ihr hierher? Was wollt ihr? — Eis war nichts gegen die Atmosphäre, die uns empfing.

Aber es gab ein sehr einfaches Mittel, dieses Eis zu brechen, nämlich daß mein Begleiter sich vorstellte. »Gestatten Sie, mein Name ist Koch-Gotha,« höre ich ihn noch heute halb knarrend, halb freundlich lächelnd irgendeinen Hauptmann, einen Oberleutnant anreden. »Koch-Gotha?« — im nächsten Augenblick sanken Eis, Monokel und Mißtrauen gegen uns in die Tiefe; die Formel: »Das' ja großartig!« erklang in irgendeiner Variation, und für den Tag hatten wir ausgesorgt. Wir brauchten uns um keine Ver-

pflegungsschwierigkeiten mehr zu kümmern; der Name Koch-Gotha genügte zur Öffnung jeglicher Feldküche, jeglichen Brotbeutels, und zwar oben wie unten. Bei den Leuten wie bei den Offizieren. Für ihn und für mich.

Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch der Kunst, ein Maler, ein Zeichner bei uns zulande eine solche Popularität erringen könnte, wie ich sie in jenen ersten Kriegswochen immer wieder bei Fritz Koch-Gotha erlebt habe. Jeder kannte in bösen Stunden die Möglichkeit des Lachens gegeben. In all seinen Zeichnungen ist etwas, dem man schwer widerstehen kann — wahrscheinlich darum, weil er ihm selber nicht widerstehen kann und mitlacht, weil ihm selber das Leben, das ganze Treiben der Menschen, die kleine und die große Welt, in der er mittendrin steht, so unwiderstehlich lächerlich vorkommt. Er muß im Arbeiten selber lachen, wenn auch nicht über die Komik seiner Arbeit, seiner Blätter, sondern



Der Husar

ihn, kannte ihn nicht nur, sondern liebte ihn. Es war reizend anzusehen, wie die Leute plötzlich strahlten, wenn sein Name fiel. Man sah a tempo ihren Augen an, wieviel an Freude und Heiterkeit sie dem Mann, der da auf einmal unvermutet vor ihnen stand, zu danken hatten, und wie sie sich freuten, etwas von diesem Dank jetzt auf dem Umweg über Kommißbrot und Erbsensuppe zurückerstatten zu können.

Und die Leute hatten vollkommen recht. Was dieser Mann in den fünfzig Jahren seines Lebens dazu beigetragen hat, das Dasein auf dieser Welt ein bißchen erträglicher zu machen, ist schwer auszusagen. Er hat Tausenden noch über die ihrer Objekte. Koch-Gotha ist der Klassiker des heutigen und des gestrigen deutschen Bürger- und Kleinbürgertums, ein Klassiker, der alle Schwächen, alle Lächerlichkeit, alles Groteske der Menschheit ohne Rückhalt sieht und feststellt, aber in der Feststellung doch sich selbst von diesen Schwächen, von dieser Komik nicht ausnimmt. Was er gibt, ist nicht darum so populär geworden, weil er in halber Gutmütigkeit um das Wesentliche herumgeht; die Dämonie des Lächerlichen ist ihm viel zu nahe gekommen, als daß er diese Kompromißwege beschreiten könnte. Er gibt Karikaturen so scharf wie nur einer, aber nicht aus kühler Überheblich-



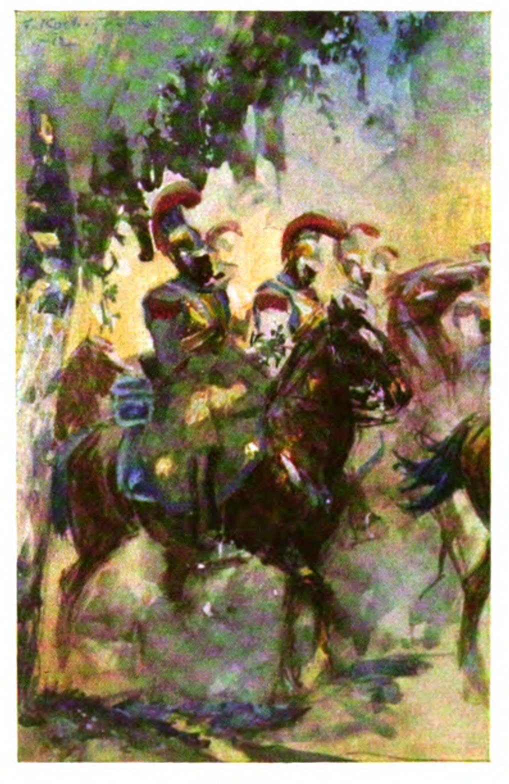
Die Sonne Homers

Immerhin, die Verbindung mit Gotha besteht trotzdem zu Recht. Geboren ist Fritz Koch zwar nicht dort, sondern auf dem Gute Eberstädt am 5. Januar 1877; aber schon im Alter von zwei Jahren kam er nach Gotha, wo er auch (nach vorübergehendem Aufenthalt in Breslau) seine ganze Schulzeit verbracht hat. Von väterlicher Seite bestanden Beziehungen nach Weimar hinüber zur Familie der Göchhausen, mütterlicherseits kommt man sehr schnell schon beim Großvater bei französischen Emigranten an, eine Tatsache, die man auch ohne Kenntnis der Genealogie aus manchem Zug in Fritz Koch-Gothas Art ablesen könnte.

Der Vater, ursprünglich Landwirt, geht, als der Junge zwei Jahre alt ist, zur Gothaer Feuerversicherungsbank über. Ihm verdankt der Maler die Vorliebe für alles, was Militär heißt. Denn der Vater war ein begeisterter Soldat, hatte als Reserveoffizier 66 und 70/71 mitgemacht, war bei Sedan verwundet worden und erzählte mit Vergnügen von seinen Erlebnissen. Die Folge ist, daß der Junge, der schon ganz früh zu zeichnen beginnt, fast nur Soldatenbilder fertigbringt, hauptsächlich Kriegsgeschichten und Reisebeschreibungen liest und sich dauernd bei den Soldaten auf dem Exerzierplatz, bei den Pferden im Landesgestüt

keit, die sich als Sachlichkeit verkleidet, sondern aus dem unbändigen Erlebnis des Lächerlichen und damit aus menschlicher Wärme heraus. Er hat selbst eine ungeheure Freude an seinen Objekten; er striegelt sie mit allem Spott; aber es ist etwas in seinen Blättern, aus dem noch der soeben Getroffene fühlend sieht, daß dieser Maler sich und seine eigne werte Person aus dem verulkten Reigen der Menschheit durchaus nicht herausnimmt, sondern am Bild des Einzelnen die allgemeine Komik, die allgemeine Lächerlichkeit des Tierreichs, zu dem er ebenfalls gehört, nicht ohne Freude an diesem Dazugehören hinstellt.

Ein bißchen wurzelt diese Lust an der vitalen Komik des Lebens in seiner heimatlichen Welt. Koch-Gotha stammt aus Thüringen, wenn auch nicht, wie man nach seinem Namen vermuten könnte, aus Gotha. An diesem Beinamen ist nicht die Stadt der Würste und des Genealogischen Kalenders, sondern Ludwig Pietsch schuld. Der erklärte eines Tags in einer Kritik, er könne sich zwischen all den Kochs in Berlin nicht mehr zurechtfinden. Daraufhin beschloß — es war im Jahre 1906 — der damalige schlichte Fritz Koch, sich ein unterscheidendes Epitheton beizulegen, und sein Freund Hans Michaelson, Maler gleich ihm, erfand zu diesem Zweck die Formel Koch-Gotha, nicht ahnend, wie populär die einmal werden sollte.



Kürassiere



Schwere Artillerie

herumtreibt. Ihn interessiert beides gleich stark; er weiß selber nicht, soll er Maler oder Offizier werden. Das Schicksal entscheidet: als Untertertianer verunglückt er beim Turnen und verliert fast völlig das Gehör. Er wird zwar einigermaßen wiederhergestellt; aber mit der Soldatenlaufbahn ist es ein für allemal aus. Es blieb nur die Malerei, die der Vater unter normalen Umständen niemals zugegeben hätte.

1895 bezog Fritz Koch die Akademie in Leipzig, von der er, wie er selber erzählt, als ziemlich einzigen Gewinn zwei Aussprüche des alten Professors Mohn mitgenommen hat: »Es wird wohl nur deshalb nicht schwer gewesen sein, weil Sie sich's nicht ordentlich angesehen haben,« und ferner: »Wenn wir wissen, daß eine Arbeit durch eine Änderung besser wird, dann wird die gemacht, und wenn die Stelle, die wir deswegen wegwischen müssen, an sich auch noch so gut gelungen war.« Immerhin brachten diese Jahre ihm den ersten Erfolg; zwei Zeichnungen von ihm erschienen in der damals von Breitkopf & Haertel herausgegebenen Sammlung »Deutsche Flugblätter«.



Anno 1813

Es folgten zwei Jahre Karlsruher Kunstschule mit gutem zeichnerischem Gewinn und wiederum zwei Kernsprüchen fürs Leben: »Gutes Material muß mer hawwe, des isch die Hauptsach', Herr Koch.« Und ferner: »Mit dem Herrn Professor hat mer nix wie Verdruß.« (Dieser vom Akademiediener Reichert.) Auch hier war Koch bereits als »Mitarbeiter« tätig, an dem Berliner »Narrenschiff«, das bald eines kläglichen Endes starb; daneben kämpfte er auf der »Kunschtschul'« einen ebenso verzweifel-

ten wie vergeblichen Kampf mit lebensgroßen Akten und konnte nicht in die Malklasse kommen, weil er nie einen einzigen fertigbrachte. Eine geplante Übersiedlung nach Paris unterblieb, weil der Vater Einspruch erhob; statt dessen ließ Koch-Gotha sich in Leipzig am Busen des deutschen Buchhandels als Kunstmaler und Illustrator nieder. Der deutsche Buchhandel nahm von dieser Niederlassung allerdings, wie Koch selber bekennt, wenig Notiz. Um zu leben, zeichnete er Soldaten-Postkarten, seine Hauptbeschäftigung aber war das Studium der napoleonischen Zeit, der Feldzüge von 1812 und 1813. Er las Tolstojs »Krieg und Frieden«, ein Buch, das ihm viel gab, wahrscheinlich weil schon seine starken eidetischen Fähigkeiten mitwirkten. Er trieb eingehende Uniformstudien, weniger als Selbstzweck, als um den Geist der Zeiten zu erfassen, aus dem jeweils die militärische Bekleidung erwachsen war. Um diese Zeit entstand eine Menge Aquarelle, Kosaken, Baschkiren und ähnliche Steppenreiter, die er neben thüringische Bauern in die thüringische Landschaft stellte. Das meiste ist verschollen. Auch von vielen Studien nach der Natur ist so gut wie nichts erhalten.



Revue von Longchamps

Drei Jahre hielt Koch in Leipzig aus, dann packte er eines Tags seine Waffensammlung, seine alten Gewehre und Säbel zusammen und zog nach Berlin — mit sehr, sehr wenig Geld in der Tasche. Er erzählt selbst von dieser Zeit: »Oft stand ich morgens nicht auf, um nicht essen zu müssen; denn ich hatte nichts. Aber hier in Berlin traf ich ein paar Leute, die wußten, was Kunst ist. Ich begreife heute noch nicht, wie es möglich war, daß ich damals von den französischen Impressionisten keine Ahnung hatte, Monet, Manet, Degas und Renoir nicht kannte und auch von Goya noch nie gehört hatte. Es kam eine glückliche Zeit des Erlebens und des Lernens, wenn auch der weite Weg vom Museum am Lustgarten bis in die Schloßstraße in Charlottenburg oft zu Fuß gemacht werden mußte.«



Le Chahut



Die ersten Kosaken

Um zu leben, arbeitet er wieder für Zeitschriften; die »Fliegenden Blätter« nahmen einiges an, als erstes ein paar Thüringer Bauern. Darauf ereignet sich folgendes: Sein Vater kauft zufällig auf einer Reise eine Nummer der »Fliegenden Blätter« und sieht die Zeichnungen. Die Typen fallen ihm bei seiner Kenntnis und seiner Liebe für die Bauern sofort auf, und er denkt: Wenn doch Fritz ein einziges Mal so ein paar Kerle hinstellen könnte! Er sieht nach dem Namen; da steht Fritz Koch (Koch-Gotha hat die Geschichte später auf Umwegen erfahren).

Die Zeit begünstigt ihn; »Jena oder Sedan« erscheint; der Russisch-Japanische Krieg, der Hereroaufstand brechen aus; seine Soldateninteressen fangen an, sich zu rentieren. Die »Lustigen Blätter« nehmen Zeichnungen von ihm. Unvermerkt kommt er mehr und mehr ins Illustrieren hinein. In der Schulzeit hat es ihm immer vorgeschwebt, einmal »Our special artist« zu werden, zeichnender Journalist, wenn auch keineswegs ausschließlich. Jetzt schiebt ihn das Schicksal langsam und unvermerkt auf diese Bahn. Anfang 1904 kommt er mit der »Berliner Illustrierten Zeitung« in Berührung; man bittet um seinen Besuch. Erstes Ergebnis: »Fahren Sie doch mal mit dem D-Zug nach Frankfurt am Main« (Koch-Gotha war noch nie mit dem D-Zug gefahren, der damals ja auch noch etwas Besonderes war) »und skizzieren Sie uns unterwegs lustige Typen und Szenen.« Das ist der Anfang; man schickt ihn nach Gelsenkirchen zu den Bergarbeitern, dahin und dorthin; dann kommt der Rote Sonntag, Januar 1905, Gapons berühmter Zug. Er bekommt einen Rohrpostbrief: »Fahren Sie heute abend nach Petersburg; überzeugen Sie sich, ob das russische Arbeiterelend wirklich so kraß ist, wie es geschildert wird.«

Als stellungsloser, heruntergekommener junger Kaufmann verkleidet, kriecht Koch-Gotha acht Tage lang in stinkenden Höhlen, Nachtasylen und Massenquartieren Petersburgs herum und bringt, unter den schwierigsten Umständen zeichnend, eine Serie mit heim, die dann durch sämtliche großen illustrierten Blätter der Erde geht und geradezu eine Weltsensation wird.

Und nun geht er langsam mehr und mehr in der Illustrationstätigkeit auf. Er zeichnet für alle möglichen Blätter; er illustriert dickleibige Bücher, er versinkt immer tiefer in der Arbeit. »Wie ich dabei noch Zeit fand, im Theater, im Café, im Varieté und auf der Straße Skizzenbücher zu füllen und ständige Studien nach dem Modell zu machen, ist mir heute rätselhaft. Wie oft ich damals auch im Winter bei der Arbeit die Sonne habe aufgehen sehen, weiß ich nicht. Und auch nicht, wie oft ich angekleidet und in eine Decke gewickelt mich auf den Fuß-



Serenissimus



»Einen Schnurrbart an der Nasen ...«

boden gelegt habe, den Wecker neben dem Kopf, um nach zwei bis drei Stunden Schlaf sofort aufspringen und wieder an die Arbeit gehen zu können.« Im Herbst 1905 geht er noch einmal nach Petersburg, 1908 bis 1909 ist er in Paris. Sein Haupterlebnis trotz der neuen Kunst sind die Schönheiten der Estampes aus dem 18. Jahrhundert, die Lithographien des 19. und das zweite Kaiserreich. Er erlebt im Paris des 20. Jahrhunderts ganz stark das Paris der Kaiserin Eugenie, sieht die Stadt, als wäre er fünfzig Jahre früher da. Wahrscheinlich wieder kraft seiner starken eidetischen Begabung. 1910 ist er in Konstantinopel; dann kommt der Krieg; er erlebt ihn als Zeichner im Westen, im Osten, worüber er selbst in einem wunderhübschen Buch »Frühlingsfahrt nach Polen« sehr ergötzlich berichtet hat; dann löst er sich langsam etwas mehr aus der reinen Berufsarbeit des Illustrators: der Maler, der Zeichner jenseits des Aktuellen verlangt sein Recht. Neben den Illustrator tritt stärker und stärker wieder wie in jungen Jahren der freie Künstler.

Von dem soll hier die Rede sein. Denn so populär Fritz Koch-Gotha durch seine Zeichnungen in der Illustrierten und anderswo geworden ist, so wenig kennt man den Maler, den nicht illustrativen Koch-Gotha, und gerade der verdient bei allem Reiz, den die gedruckten Blät-



Verbranntes Dorf

ter haben, daß man sich mehr als bisher mit ihm befaßt, weil wir in ihm einen der feinsten und lebendigsten von den Malern seiner Generation besitzen.

In diesem Thüringer steckt nämlich eine sehr merkwürdige Wesensmischung. Er besitzt eine breite, kräftige, strahlende Lebenslust, die ihn manchmal fast etwas in das große Lachen alter Volkskunst ausbrechen läßt, und daneben eine ganz stille, feine, zarte und liebenswürdige Art, etwas von jener Grazie Lessings, die auch halb sächsisch, halb französisch ist. Er hat den deutschen Bürger in Zivil und Uniform vom Gefreiten bis zur Exzellenz, vom Portier bis zum



Polnische Bauern



Begegnung im Tiergarten

Geheimrat mit größtem eignem Vergnügen konterfeit und eine Galerie von Zeitgenossen hingestellt, die man nicht ohne tiefes Behagen durchwandert. Er hat daneben Aquarelle und Radierungen, Zeichnungen und Gemälde geschaffen von einer so feinen Haltung im Gefühl, daß man unwillkürlich zwei Namen heraufbeschwören muß, die, oberflächlich betrachtet, wenig miteinander zu tun haben. In dieser Graphik, in diesen Aquarellen wirkt sich nicht nur ein Erbe von Wilhelm Busch und Spitzweg aus, ein fröhlicher Mann mit lebendiger Daseinskraft, sondern ein Mensch ganz stillen, warmen Gefühls. Es gibt Blumenaquarelle von Koch-Gotha und Landschaften, Zeichnungen von Kindern und für Kinder, vor denen man ohne weiteres den Namen seines halben Landsmanns Ludwig Richter heranholen muß. Und neben dieser Zartheit und Gefühlsstille steht eine Noblesse und Eleganz, für die es eigentlich nur einen charakterisierenden Vergleich gibt, nämlich den mit dem Chronisten des zweiten Kaiserreichs, Constantin Guys. Dinge wie der Chahut, die Dame auf dem Newskij-Prospekt, die Begegnung im Tiergarten brauchen den Vergleich mit Guys nicht im mindesten zu scheuen und lassen es begreiflich erschei-

Damenkopf

nen, daß Koch-Gotha so gern im alten Rußland gearbeitet hat. Das dortige Nebeneinander von Lebenslust und Grazie entsprach durchaus seinem Wesen. Es ist auch in ihm lebendig und verhindert, daß die sächsisch-thüringischen Züge ihn ins Sentimentale abgleiten lassen, daß das Bürgerliche seiner Objekte in seine Behandlung dieser Objekte hinübergreift. Seine Studien und Zeichnungen von Pflanzen und Blumen sind von einem sehr schönen, vorsichtigen Gefühl für die Feinheit pflanzlichen Daseins und pflanzlicher vielmehr ein sehr eigner, zugleich kraftvoller und feiner Künstler, dessen Arbeiten weit über den Tag hinaus Wert und Bedeutung haben. Koch-Gotha gehört zu den bei uns sehr seltenen Begabungen, die eine Zeichnung ohne viel Anleihen beim Malerischen, rein aus den Wirkungsmitteln der Zeichnung, aus Schwarz und Weiß, aus Strich und Fleck entstehen lassen und gleichzeitig jeweils die zeichnerische Form in Fleck und Linie aus dem besonderen Wesen des jeweiligen Objekts, das nicht nur betrachtet, sondern mit



Blumenstrauß

Form. Dies Gefühl sinkt nirgends ins Weichliche ab, weil sowohl der Instinkt für das Vitale wie der Instinkt für die Eleganz, für die reine Form sich dagegenstellen. In den Blättern, die in die Welt der Kinder hineinragen, wie der reizenden Radierung mit den Schneeflocken, die vom Himmel als lauter kleine Tänzerinnen herabtanzen, durchdringen sich Grazie und Gefühl für Kinderphantasie zu einer so lebendigen Einheit, wie man sie heute nicht eben häufig mehr findet.

Aus diesen Blättern erkennt man, daß Fritz Koch-Gotha viel mehr ist als ein Illustrator und Zeichner für illustrierte Wochenblätter, mehr als ein Spezialist für heutiges und gestriges Militär. In diesem vergnügten, lebendig strahlenden Mann mit den lachenden Augen steckt dem ganzen Lebensgefühl erfaßt wird, entwickeln. Wenn später einmal die Mappen Koch-Gothas aufgetan werden, wird es noch manches Erstaunen geben. Und mancher wird den Maler vielleicht heimlich um Entschuldigung bitten, weil er in ihm nur den populären Zeichner oder gar den beliebten Humoristen sah.

Eine wesentliche Stützung für Koch-Gothas künstlerische Energien sind seine bereits erwähnten starken eidetischen Fähigkeiten. Man versteht darunter eine Kraft des menschlichen Auges und der menschlichen Phantasie, die sich namentlich bei Kindern häufig findet, aber auch bei Erwachsenen mit starker künstlerischer Anlage anzutreffen ist, nämlich die, willkürlich oder



Ostersonntag

unwillkürlich Vorstellungen sozusagen wie ein kleiner, ganz privater Projektionsapparat objektiv in die Welt projizieren zu können. Wir alle haben die Möglichkeit, unter Umständen im Dunkeln mit geschlossenen Augen Figuren, mehr oder weniger abstrakte Formen, wenn es gut geht, Köpfe und dergleichen vor uns zu sehen. Menschen mit eidetischen Anlagen vermögen dies auch bei offenen Augen im hellen Licht; sie stellen sich ihre Vorstellungen ganz wörtlich »vor«, sehen sie irgendwo auf eine Wand projiziert vor sich, können zuweilen sogar Erinnerungen willkürlich und bewußt auf solche Weise in für sie objektive Bilder verwandeln und Vergessenes geradezu von diesen eidetischen Vorstellungen wieder ablesen.



Newskij-Prospekt

Die Phantasien und Lügen von Kindern erwachsen zum Teil wahrscheinlich aus dem Ineinandergehen dieser Vorstellungsbilder mit der realen Wirklichkeit, und manches Bild ist wohl von seinem Verfertiger unmittelbar als Vorstellung auf die Leinwand projiziert und dann dort im wörtlichen Sinn fixiert, ja sogar »ralisiert« worden.

Koch-Gotha besitzt diese Fähigkeit in sehr hohem Maße. In einem Gespräch über dieses Thema sprang er z. B. einmal plötzlich auf, lief an die Wand und sagte: »Sehen Sie, hier sehe ich jetzt eine römische Arena; von hier bis hier sitzt das Publikum; hier unten ist der Kampfplatz mit den Gladiatoren; hier ist der Eingang.« Als er Cäsars Gallischen Krieg



Spalierbilden

illustrierte, sah er, wie er selbst erzählt, in seinem Atelier einen römischen Leutnant mit Reitgerte sich über das Brückengeländer lehnen, den Arbeitern zuschauen und ins Wasser spucken. Alles als wirklich »vorgestellte« Vorstellung, nicht als inneres Phantasiebild, sondern als äußeres.

Immerhin, so interessant dies sein mag, es ist lediglich eine sekundäre Voraussetzung des eigentlich Produktiven, ein Hilfsmittel, nichts weiter. Das Eigentliche liegt, so wichtig Phantasie und Vorstellungskraft auch sein mögen, zuletzt im Menschen. Er ist das Entscheidende, und er entscheidet gerade in diesem Fall durchaus in positivem Sinne. Fritz Koch-Gotha ist nicht nur ein Talent und ein begabter Maler; er ist jenseits seines Könnens und seiner artistischen Qualitäten ein runder, ganzer, lebendiger und aufrechter Mann, ein Mensch, der legitim, aus seinem Lebensgefühl, nicht aus Kunstvorstellungen heraus arbeitet, und dessen Arbeit infolgedessen zum Lebendigen spricht und nicht zu den bloßen Kunstvorstellungen. Aus seinen Blättern und Zeichnungen, aus den Aquarellen, den Radierungen und den Lithographien strömt dem Betrachter der warme Hauch gelebten Lebens entgegen. Seine Seele empfängt etwas, bekommt Zufuhr, Bereicherung, etwas Nahrhaftes, also daß es am Ende nur recht und billig war, wenn damals Soldaten und Offiziere dem hungrigen Koch-Gotha aus ihren Feldküchen und Brotbeuteln mitteilten und ihn fütterten: sie gaben nur zurück, was sie auf anderm, mindestens so wichtigem Gebiet in gleicher Weise und in mindestens gleichem Maße von ihm empfangen hatten.



Der Herr Geheimrat

Säuglingsernährung und Säuglingspflege

Von Privatdozent Dr. de Rudder,
Oberarzt der Univ.-Kinderklinik in Würzburg

Ernährung und Pflege sind die beiden Kernprobleme, um die sich fast alle Fragen der Aufzucht von Säuglingen gruppieren. Beide stehen in so engen Beziehungen, daß ein erwünschter Erfolg nur dort zu erwarten ist, wo beide sich bestmöglich ergänzen. Das Neugeborene tritt mit der Geburt ganz plötzlich in eine anders geartete Umwelt, anders geartet als die bisherige war; und diese bringt mit ihren verschiedensten Einwirkungen für den Organismus eine ganze Reihe neuer Aufgaben und Anforderungen, die bewältigt werden müssen und die zunächst eine ganz erhebliche Leistung für den Organismus darstellen.

Zu diesen neuen Forderungen gehört die Deckung des Nahrungsbedarfs durch eigne Arbeit der Verdauungsapparate. Während bisher die Nahrungsstoffe sozusagen fertig zubereitet aus dem mütterlichen Blute bezogen werden konnten, muß nunmehr ein zugeführtes »Nährgemisch« erst durch Verdauung für den Körper verwertbar gemacht werden. In diesem Stadium gibt es naturgemäß nur eine ideale Nahrung, die Milch der Mutterbrust. Sie ist die bis in feinste Einzelheiten von der Natur für das Kind angepaßte Nahrungszubereitung. Mag man über die Leistung künstlicher, d. h. also »unnatürlicher« Ernährung in späteren Lebensmonaten denken, wie man will, für die ersten Lebenswochen stellt jede solche Nahrung ein Risiko dar, das nur unter ganz besonderen Umständen eingegangen werden darf. Man kann dieses Risiko verringern, beseitigen kann man es nie. Mit andern Worten: von keiner künstlichen Nahrung läßt sich in den ersten Lebenswochen mit Bestimmtheit sagen, ob sie nicht zu einer Schädigung für das Kind führt. Anderseits gibt es keine an sich schlechte Muttermilch, um ein heute noch immer verbreitetes Vorurteil gleich vorwegzunehmen; und wer glaubt, durch »Untersuchenlassen« von Muttermilch eine besondere Vorsicht zu üben, der ist erst vollständig im Irrtum, die chemische Untersuchung einer einzelnen Milchprobe ist durchaus belanglos. Ausnahmefälle kommen natürlich vor; sie bleiben aber Sache des Arztes.

Es gab eine noch nicht allzu ferne Zeit der Überschätzung unsers Könnens, eine Zeit, da man glaubte, eine nicht arteigne Milch durch entsprechende Prozeduren der Muttermilch so anzugleichen, daß sie diese ersetzen könne; und man wähnte, einer Mutter das Stillen mit gutem Gewissen »ersparen« zu können. Von diesem Irrtum sind wir längst zurückgekommen, und eine ausgedehnte Stillpropaganda ist eine der wichtigsten Aufgaben jeder Säuglingsfürsorge geworden. Es gibt bis heute keinen »Ersatz der Muttermilch« — man merke sich das ganz besonders, und wo man ihn angeboten findet, handelt es sich um unlautere Reklame, die man nicht unterstützen darf. Es gibt zahlreiche einwandfreie künstliche Nahrungen und Nährgemische; man betrachte sie als das, was sie sind, aber nicht als Muttermilchersatz.

Über die Stilltechnik im einzelnen hier zu sprechen, würde zu weit führen; man lasse sich da durch den Hausarzt, den Fürsorge- und Kinderarzt beraten. Man wird dort auch alles Nötige über Hygiene des Stillens erfahren. Wie in der ganzen Säuglingspflege ist aber — das mag besonders erwähnt sein — auch hier die größtmögliche Reinlichkeit geradezu selbstverständlich. Die Dauer der Ernährung an der Brust richtet sich nach dem einzelnen Fall; man stille, wenn irgend möglich, wenigstens die ersten Monate, etwa bis zum vierten; wer länger stillen kann, tut nur gut. Man gehe langsam zur künstlichen Ernährung über und wähle für die Abstillung, wenn irgend möglich, nicht gerade die heißen Monate des Sommers.

Mit der Abstillung treten dann an die Mutter ganz neue Fragen heran. Welche Nahrung soll gegeben werden? Woher soll die Milch bezogen werden? Denn das ganze erste Lebensjahr hindurch bildet Milch ja immerhin noch das Hauptnahrungsmittel, dem sich in der Regel andre nur zugesellen. Wer Gelegenheit hat, seine Kindermilch unmittelbar aus einem ihm als einwandfrei bekannten Stall zu beziehen, für den lösen sich manche Fragen sehr leicht. Aber der Städter kann das nur in den seltensten Fällen; für ihn steht in der Regel nur Milch zur Verfügung, die bereits von ihrer Gewinnung bis zu ihm, dem Verbraucher, einen weiten Weg zurückgelegt hat, einen Weg, der sich jeder

Überwachung und Beaufsichtigung durch den Verbraucher vollkommen entzieht. Alle Fragen der städtischen Milchhygiene und staatlichen Überwachung tauchen hier auf; ihre Erörterung ist zunächst Sache von Fachleuten. Aber jeder Städter kann von der ihm angebotenen Milch immerhin eine Reihe von Qualitäten fordern, die er kennen soll. Die Milch muß unverfälscht sein, sie soll gut aufrahmen, sie muß geschmacklich einwandfrei sein, und vor allem darf sie keine Verunreinigungen enthalten. Wer in einer gelieferten Milch Schmutzpartikelchen findet, weise sie zurück. Man erkennt sie gut in einem Bodensatz nach längerem Stehen. Jeder Verbraucher kann sich auch im Laden seines Milchhändlers durch Augenschein überzeugen, ob wenigstens keine groben Verletzungen gegen Sauberkeit und Appetitlichkeit zu bemerken sind. Wo Milch aus einer guten Molkerei zu erhalten ist, ist dazu nur zu raten; die Milch wird hier im großen regelmäßig kontrolliert, gereinigt und einwandfrei gelagert; man hat also eine erheblich bessere Gewähr, ein einwandfreies Naturprodukt zu erhalten, als bei einer im freien Straßenhandel angebotenen Milch. Ganz besonders anzuraten ist die ausgedehnte Benutzung öffentlicher Säuglingsmilchküchen, die neben einwandfreier Milch noch die Bequemlichkeit gewähren, daß man eine fertig zubereitete Nahrung für das Kind erhält.

Von mancher Seite wird geglaubt, daß Kondensmilch eine ganz besonders gute Kindermilch darstelle. Das trifft schon deshalb nicht zu, weil gerade in dieser Milch die Vitamine zumeist zerstört sind, was sie als Säuglingsnahrung wenig begehrenswert macht. Dort, wo eine einwandfreie Marktmilch nicht zur Verfügung steht, kann dagegen Trockenmilch in Form des »Milchschnees«, eines ganz feinen, sich in kaltem Wasser vollkommen lösenden Pulvers, sehr gut verwendet werden. Diese Milch ist nach einem besonderen Verfahren ohne Erhitzung getrocknet und liefert nach der Auflösung eine auch geschmacklich vorzügliche Milch, die, monatelang gegeben, zu keinerlei Schädigung des Kindes führt, wie ich aus eigner Erfahrung weiß und wie in zahlreichen andern Kliniken erprobt ist.

Noch ein paar Worte über die Ziegenmilchernährung, die sich einer gewissen Beliebtheit erfreut. Sie hat den Nachteil, daß sie bei manchen Kindern zu schwerer Blutarmut führt, kann also ebenfalls nur als Ersatznahrung in Frage kommen, wo gute Kuhmilch schwer zu beschaffen ist oder wirtschaftliche Gründe maßgebend sind. Doch ist dann zu empfehlen, auf ein beginnendes Blaßwerden des Kindes zu achten, oder besser das Kind unter Beobachtung des Hausarztes oder der Säuglingsberatungsstelle zu halten.

Bei der Zubereitung der Milch empfiehlt es sich, für den Säugling Rohmilch wegen der damit verbundenen Infektionsgefahr im allgemeinen zu vermeiden. Anderseits verliert Milch durch zu langes Kochen eine Reihe von Stoffen, die für den Körper wichtig und von ihm selbst nicht herstellbar sind. Man hat diese Stoffe als »Ergänzungsnährstoffe« oder Vitamine bezeichnet. Nun muß allerdings gesagt werden, daß man die Bedeutung der Vitamine zumal für den Säugling vielfach erheblich überschätzt hat, und daß ihrem Fehlen in der Nahrung eine ganze Anzahl von Krankheiten zur Last gelegt wurde, wofür der exakte Beweis noch aussteht. Immerhin kennen wir einige sichere »Avitaminosen«, das sind Mangelkrankheiten, die durch das Fehlen solcher Stoffe in der Nahrung entstehen, und wir werden solchen Krankheiten vorbeugen müssen. Nicht etwa durch Verabfolgung »vitaminreicher Tabletten und Extrakte«, auf die wir vollständig verzichten können, sondern durch Zufuhr von Vitaminen in der natürlichen Form. Wir werden die Milch nur ganz kurz aufkochen, um die Stoffe in ihr nicht zu zerstören. Allerdings hat die Milch in Großstädten vielfach bereits einen kurzen, diese Stoffe nicht schädigenden Erhitzungsprozeß durchgemacht, das sogenannte Pasteurisieren, das aus gesundheitlichen Gründen vor allem zum Zwecke der Entkeimung der Milch durchaus notwendig und wünschenswert ist. Diese bereits pasteurisierte Milch soll dann im Haushalt nicht mehr gekocht werden; man hole sich also bei seinem Milchhändler Aufschluß über eine etwa schon vorangegangene Pasteurisierung.

Weiterhin aber geben wir dem Kinde frühzeitig andre Stoffe als Beikost. Ihre Menge braucht zunächst nicht groß zu sein, es genügen einige Löffel am Tage. Solche Stoffe sind vor allem rohe Fruchtsäfte (Zitronen-, Apfelsinen-, Tomatensaft), auch

Früchte, wie Bananen, geschabter Apfel, dann verschiedene auch sonst im Haushalt gekochte Gemüse, wie Spinat, Mangold, Karotten und Möhren, Kochsalat u. a., etwas rohes Eigelb u. dgl. Dadurch wird der tägliche Speisezettel für den Säugling etwas reichhaltiger, und wir gewöhnen das Kind früh an den Geschmack andrer Nahrung, was im späteren Alter oft viel schwerer fällt. Wir geben, wie gesagt, zunächst etwa vom vierten oder fünften Lebensmonat an nur wenig und steigern dann etwa um die Wende des ersten Halbjahres auf täglich eine vollständige Gemüsemahlzeit, der wir gern etwas Zucker zusetzen, um sie dem Kinde schmackhafter zu machen.

Das bisher Gesagte bezog sich im wesentlichen auf die qualitativen Erfordernisse der Nahrung. Über die vom Säugling gebrauchten Nahrungsmengen kann hier natürlich im einzelnen nicht gesprochen werden. Immerhin merke man sich als kurze und brauchbare Regel, daß die tägliche Milchmenge etwa ein Zehntel des jeweiligen Körpergewichts des Kindes betragen soll, und daß die tägliche Gesamtmenge an Nahrung den Inhalt von einem Liter während des ganzen ersten Lebensjahres nicht überschreiten soll.

Mit einer rationellen Ernährung ist das Gedeihen des Kindes aber noch keineswegs gewährleistet; hierzu bedarf es einer sachgemäßen, verständigen Pflege. Ernährung und Pflege greifen im Säuglingsalter so eng ineinander, daß die Gefahren einer nicht idealen Ernährung, frühzeitigen Abstillens etwa, sicherlich bis zu einem gewissen Grade gemindert werden können durch eine sehr sorgsame Pflege, und daß anderseits Pflegefehler auch den Ernährungszustand eines Kindes beeinträchtigen können.

Für die Pflege selbst muß ein gesunder mütterlicher Instinkt als das Wertvollste betrachtet werden. Und alle Pflegeregeln sollen diesen Instinkt nicht töten, sondern ihn nur leiten. Freilich nimmt in unsrer zivilisierten Welt der Instinkt mehr und mehr ab, das Leben und die Aufzucht des Säuglings werden immer »fahrplanmäßiger«, die Massenaufzucht von Säuglingen, die das moderne Berufsleben mit sich bringt, verlangt nach schematisierten Regeln, in denen Erfahrungen sich ausdrücken. Wir müssen uns aber hüten, diese Aufzucht als eine Art Bandarbeit (oder Fließsystem) nach dem Modell amerikanischer Maschinenindustrie zu leisten, wir müssen trotz allen Regeln bei jedem einzelnen Kinde unterscheiden und abstufen.

Der Pflege des Säuglings fallen im wesentlichen zwei Aufgaben zu: die Fernhaltung von Schädlichkeiten einerseits, die körperliche und geistige Erziehung anderseits. Die zahlreichen täglichen Maßnahmen der Hygiene, vor allem die Reinhaltung des Kindes sind hier in erster Linie zu nennen. Das tägliche Bad mit dem sich anschließenden Reinigen der Augen, des Gehörgangs soll die Haut sauber halten, aber auch den Körper abhärten. Der Säugling empfindet dieses tägliche Bad geradezu als Vergnügen; er benutzt die Gelegenheit, um seine Muskeln ganz besonders spielen zu lassen. Daher soll das Bad in seiner Dauer sich innerhalb der Grenzen der Anregung halten, es soll nicht ermüden. Im allgemeinen soll es bei einer Temperatur von 36 Grad, später 34 Grad nicht über fünf Minuten ausgedehnt werden. Das darauf folgende Trocknen muß besonders sorgfältig geschehen, insbesondere die Gelenkbeugen sollen nicht feucht bleiben, was zu Wundwerden Anlaß gibt. Zu vermeiden ist ferner, daß das Gesicht beim Bade mit dem gleichen Wasser wie der Körper gereinigt wird, es soll vielmehr in fließendem Wasser oder aus einer eignen Schale und mit eignem Lappen abgewaschen werden, und es soll auch beim Trocknen mit einem gesonderten Teil des Handtuchs abgerieben werden. Daß das Kind tagsüber regelmäßig trockengelegt werden muß, bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung; die Haut wird sonst durch die Feuchtigkeit wund, insbesondere in den Gelenkfalten. Vor allem nach den Mahlzeiten ist das Trockenlegen wichtig, denn erfahrungsgemäß erfolgt das Einnässen bis etwa eine halbe Stunde nach dem Trinken.

Der gesunde Säugling schläft meist zwischen den Mahlzeiten. Auf dieses Schlafbedürfnis soll durchaus Rücksicht genommen werden. Aber auch wenn das Kind einmal schreit, so soll man nicht glauben, daß gleich eine besondere Krankheit im Anzuge sei, und es ist keineswegs nötig, das Kind nun gleich durch fortgesetzte Ablenkung oder durch Wiegen auf dem Arm zu beruhigen. Damit erzieht man nur nervöse und anspruchsvolle Kinder, die sich daran gewöhnen, daß stets jemand sich mit ihnen abgibt und ihre Lange-

weile vertreibt, und die später ihre Umgebung tyrannisieren. Hier wird noch manches gesündigt. Auch eine Nachtpause von mindestens sieben bis acht Stunden soll eingehalten werden; in dieser Zeit bedürfen Kind und Mutter der Ruhe, und die Gewöhnung gelingt meist nicht allzu schwer, wenn man früh damit beginnt und einige Nächte konsequent geblieben ist. Nun verhalten sich Kinder, was ihr Ruhebedürfnis anlangt, sicherlich sehr verschieden, und manche Mutter — auch mancher Vater — sehnt sich nach einem harmlosen Beruhigungsmittel für das Kind. Hier tritt die Frage des »Schnullers« an uns heran. Soll man ihn verurteilen? Ich glaube nicht. Solange er peinlich sauber gehalten wird, nicht abwechselnd mit dem Fußboden, dem Mund des Kindes und dem der Mutter oder Großmutter in Berührung kommt, ist gegen ihn nichts zu sagen. Das Lutschen löst nun einmal ein lustbetontes Gefühl beim Säugling aus — ob das kindliche »Erotik« ist, wie die moderne Seelenforschung es proklamiert, ist mehr Sache der Definition und interessiert hier nicht; jedenfalls können wir im ersten Lebensjahre dem Kinde diese Lust ruhig gönnen; länger freilich ist es nicht nötig.

Eine wichtige Aufgabe der Pflege ist ferner die Infektionsverhütung, eigne Reinlichkeit der Pflegeperson. Fernhaltung von Erwachsenen mit für diese selbst harmlosen Katarrhen, Schnupfen, Anginen, sowie Fliegenschleier über dem Kinderbett im Sommer und viele andre Vorsichtsmaßregeln wären hier zu nennen.

Daß bereits im Säuglingsalter die Erziehung beginnt, wurde schon erwähnt. Der ältere Säugling schöpft aus den zahlreichen kleinen Beziehungen zwischen ihm und Mutter oder Pflegerin seine ersten Anregungen für sein Seelenleben. Auch die körperliche Ertüchtigung ist Sache der Pflege. Abhärtung des Kindes in vernünftigen Grenzen, viel Aufenthalt im Freien und an der Sonne — eins der wertvollsten Mittel im Kampfe gegen die englische Krankheit —, Vermeidung zu warmen Einpackens im Sommer, worin von manchen Eltern aus Angst vor Erkältung oft Staunenswertes geleistet wird, all das sind wesentliche Faktoren für einen gesunden Körper.

In den letzten Jahren wird viel von Säuglingsturnen gesprochen. Für gesunde Kinder sind derartige einfache Übungen zu empfehlen, sie kräftigen die Muskulatur und erleichtern das spätere Erlernen von Sitzen, Stehen und Gehen, sie machen selbst dem jungen Säugling bereits ausgesprochenes Vergnügen, wie man nicht selten beobachten kann. Im übrigen vermeide man das zu enge Wickeln und gehe bald, etwa nach einem halben Jahre schon, zu Windelhosen über, um dem Kinde einen recht ausgiebigen Gebrauch seiner Muskulatur zu ermöglichen und es so selbst zum »Turnen« aufzumuntern.

Was sich auf diesen wenigen Seiten sagen ließ, sind nur kurze Andeutungen, Hinweise auf häufige Fehler, Streiflichter. Ein erschöpfender Leitfaden der Pflege kann auf so kurzem Raum nicht gegeben werden. Die Zeilen sollen nur eine Anregung bilden für ein Gebiet, auf dem ärztliche und Laientätigkeit sich so eng berühren wie kaum anderswo, und auf dem erst die verständnisvolle Zusammenarbeit beider Teile Erfolge verspricht.

Woher die grauen Haare stammen ...

Woher die grauen Haare stammen
Auf meinem Haupte, liebes Kind, begehrtest du zu wissen,
Das ist ein Märchen halb, halb ein Roman
Von Dornen und von Seidenkissen.

So mancher Tag der Dornenwirklichkeit
Vermeißelt sich im Silber unsers Hauptes,
Trübstunden werden drin zur Ewigkeit,
Und quälend-wach wird wieder Totgeglaubtes.

Empfangen hab' ich sie in tausend Schlachten,
Zu denen mich mein Los in die Arena rief,
Und viele Augen weinten, viele Lippen lachten,
Bis sich der erste Silberstreifen wies.

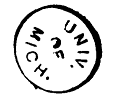
Die Silberhaare sind mir drum wie Orden,
Die mir das Leben für den Kampf verlieh,
Sie sind mir halt symbolisch lieb geworden,
Drum küsse mich, mein Kind, und streichle sie!

Drum möchte ich die grauen Haare nicht mehr missen,
Wenngleich sie auch der Dornenjahre Mahnung sind,
Man denkt dabei auch an Sekunden und an Seidenkissen ...
Ja ... ja ... das ist des Lebens Schule, liebes Kind.

Karl Heinz Kikisch



Maximilian Klein-Diepold. Tulpen und Narzissen


UNIV. OF MICH.

Das Auslanddeutschtum ein Spiegel deutscher Volksgeschichte

Von Dr. Paul Rohrbach

Ist dem gebildeten Deutschen heute durchweg gewärtig, daß das deutsche Volkstum in Europa unter fünfzehn Staaten aufgeteilt ist, und daß allein an dem geschlossenen mitteleuropäischen Körper des Deutschtums, außer den drei eigentlichen »deutschen« Staaten, noch mindestens sieben fremde Mächte einen größeren oder geringeren Anteil behaupten?

Die drei deutschen Staaten sind das Deutsche Reich, Österreich und die Freie Stadt Danzig, mit zusammen rund 70 Millionen Bewohnern. Danzig ist nicht etwa, wie manche meinen, ein sogenannter autonomer Bestandteil der Republik Polen, sondern es ist international als Freistaat anerkannt, muß sich nur die Vertretung Polens in auswärtigen Angelegenheiten gefallen lassen und gewisse polnische Rechte im Hafengebiet anerkennen.

Wäre das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das durch die Alliierten und ganz besonders durch den Präsidenten Wilson als eine Hauptgrundlage des zu schließenden Friedens proklamiert wurde, statt einer bloßen Redensart eine politische Wirklichkeit geworden, so würden sowohl Österreich als auch Danzig heute nicht von Deutschland getrennt, sondern in einem staatlichen Körper mit ihm vereinigt sein. Strenggenommen sollte man, wenn von Deutschland die Rede ist, immer unterscheiden zwischen deutschem Reich und deutschem Land, also dort, wo Deutschland im gegenwärtigen politischen Sinne gemeint ist, »Deutsches Reich« sagen. Auch die Österreicher und Danziger sind sich bewußt, in »Deutschland« zu leben, und mit Recht macht namentlich der Österreicher den Reichsdeutschen darauf aufmerksam, daß der Begriff »Deutschland« sie beide umfaßt.

Rings um das politische Deutschland und um Österreich legt sich der sogenannte grenzdeutsche Gürtel: eine Reihe von Gebieten, die allesamt zum deutschen Volksboden gehören, aber nicht durch den Willen und das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung, sondern durch das Diktat der Friedensschlüsse nach dem Weltkrieg teils vom Deutschen Reiche losgerissen, teils an der freien Entschließung, sich mit ihm zu vereinigen, verhindert sind. Die Teile des grenzdeutschen Gürtels sind im Norden ein Stück von Nordschleswig und das Memelgebiet; im Osten große Stücke der früheren Provinzen Westpreußen und Posen sowie von Ostoberschlesien; im Süden die Hauptmasse des Sudetendeutschtums und der deutsche Teil von Südtirol. Zu Ungarn und Jugoslawien gehören nur ganz kleine Teile unsers geschlossenen Volksbodens. Im Westen hat Frankreich Elsaß-Lothringen annektiert und Belgien das Gebiet von Eupen und Malmedy. Elsaß-Lothringen nimmt eine eigentümliche Zwischenstellung ein, insofern als die Elsaß-Lothringer unmittelbar nach dem Kriege politisch Franzosen sein wollten und auf ihr Stammesdeutschtum verzichtet zu haben schienen. Diese Stimmung hat sich bei ihnen aber sehr geändert, und heute wünscht ein großer Teil von ihnen, wahrscheinlich schon die Mehrheit, sei es auch innerhalb der politischen Grenzen Frankreichs, als ein deutscher Stamm mit deutscher Muttersprache anerkannt zu werden.

Alles in allem gibt es an sogenannten Grenzdeutschen ohne die Elsaß-Lothringer über 5 Millionen und mit den Elsaß-Lothringern beinahe 7 Millionen Seelen. Der Minderheitenbegriff kann auf die Grenzdeutschen logischerweise eigentlich nicht angewendet werden, denn auf dem Boden, den sie bewohnen und der mit dem großen deutschen Gesamtkörper zusammenhängt, bilden sie gar keine Minderheit, sondern sind erst künstlich durch die Verbindung mit einem fremdnationalen politischen Körper dazu gemacht worden.

Die *wirklichen* deutschen Minderheiten sind dadurch entstanden, daß in früheren Jahrhunderten Deutsche als Kolonisten in die Ferne gezogen sind: an die nördliche Ostsee, an den Fuß der Karpathen, in die ungarische Tiefebene, an die untere Wolga, an das Schwarze Meer, in den Kaukasus. So gab es im früheren Russischen Reich 2 Millionen deutsche Bauern, von denen ein Teil im Gebiet der Sowjetunion verblieb, ein Teil an Polen und ein andrer an Rumänien gekommen ist. Ebenso lebten im alten Ungarn 2 Millionen Deutsche, die durch das Friedensdiktat unter Restungarn, Rumänien und Südslawien verteilt worden sind. Die Gesamtzahl der echten Minderheitsdeutschen in Europa beträgt reichlich 4 Millionen, so daß sich also eine Gesamtzahl von rund 80 Millionen Deutschen in Europa ergibt.

Um diese ganze große Mannigfaltigkeit des europäischen Auslanddeutschtums, zu dem auch noch die überseeischen Auslanddeutschen in Nord- und Südamerika und den übrigen fremden Erdteilen hinzukommen, hat man sich früher im Deutschen Reiche viel zu wenig gekümmert. Jetzt, nach dem Weltkriege, fängt man an, sich klarzumachen: erstens, daß alles, was deutsch ist, auch wenn es jenseits der staatlichen deutschen Grenzen liegt, grundsätzlich ein Interesse für sein Schicksal beanspruchen darf, zweitens, daß es sich beim Auslanddeutschtum um eine große nationale Kraftreserve ebenso praktischer wie idealer Natur handelt.

Ohne Kenntnis des Auslanddeutschtums gibt es keine Kenntnis der deutschen Volksgeschichte. Das deutsche Volk ist seit vielen Jahrhunderten mehr gewesen als der deutsche Staat. Das Ausströmen der deutschen Kolonisation in den Norden, Osten und Südosten von Europa ist volksgeschichtlich ein so bedeutender Vorgang, daß ihn keine deutsche Volkskunde in historischer oder geographischer Richtung vernachlässigen darf.

Dasselbe gilt für einen weiteren Gesichtspunkt: den der nationalen Kraftreserve. Eine solche bildet das Auslanddeutschtum für die gesamtdeutsche Zukunft im höchsten Grade, denn kein andres Volkstum der Welt, ausgenommen vielleicht das chinesische, besitzt so starke verwandte Kräfte außerhalb seiner augenblicklichen politischen Grenze. In diesem besonderen Sinne muß auch Österreich zum »Auslanddeutschtum« gerechnet werden, denn es ist die stärkste unsrer jenseits der reichsdeutschen Grenzen noch vorhandenen nationalen Reserven.

Das richtige innere Verhältnis zum Auslanddeutschtum kann man erst gewinnen, wenn man lernt, das Dasein jedes einzelnen auslanddeutschen Stammes als ein lebendiges Denkmal deutscher Volksgeschichte aus der Zeit anzusehen, wo sich seine Bildung vollzogen hat. Der älteste »auslanddeutsche« Volksboden liegt in Siebenbürgen und in Livland, aber die siebenbürgischen und die livländischen Anfänge im 12. und 13. Jahrhundert waren nichts Vereinzeltes im damaligen deutschen Leben, sondern sie waren nur besonders weitgreifende Ausstrahlungen jener großen deutschen Bewegung nach Osten, die man mit Recht die »zweite Völkerwanderung« genannt hat.

Aus der Zeit, wo sich das »Ostland« mit deutschen Siedlern bevölkerte, gibt es ein altes Lied, das lange vergessen war, aber jetzt wieder bekannt geworden ist. Es fängt an mit den Worten: »Nach Ostland wollen wir reiten!« Entstanden ist es im 12. Jahrhundert in den Niederlanden, dort, wo Elsa und Lohengrin sich liebten und der deutsche König Heinrich noch sprechen konnte:

Wie fühlt' ich froh mein Herz entbrannt,
Fänd' ich in jedem deutschen Land
So kräftig reichen Heerverband!

Damals gehörte die Schelbelandschaft nicht nur zum Deutschen Reich, sondern war eins seiner Kernstücke nach Reichtum und Bevölkerungsdichte. Von der Schelde, vom Rhein und von der Mosel kamen die Siedler, denen die Fürsten »im Ostland«, das heißt in Brandenburg, in Preußen, in Schlesien, in Ungarn zuriefen, zu kommen, damit sie ihnen Städte bauten, den Acker pflügten und die Grenzen verteidigten.

Das »Ostland«, die Fremde, lag zur Karolingerzeit schon gleich hinter der Elbe und Saale. Dann rückte es weiter: an die Weichsel, an die Düna, an die Hohe Tatra und die Karpathen. Im Ostlandliede heißt es:

Und sind wir nach Ostland gekommen,
In das Haus von Marmelgestein,
Dann werden wir aufgenommen —
Frisch über die Heide —
Willkommen werden wir sein!

Das »Haus von Marmelgestein« in dieser Liedstrophe ist das eine Mal die Marienburg des Hochmeisters in Preußen, das andre Mal die Burg Herzog Heinrichs des Frommen in Liegnitz oder das Schloß des Ungarnkönigs in Gran. Dieser ganze Zug der deutschen Kolonisation im Mittelalter hat sich — hier im Volkslied, dort im Wissen der Gebildeten — als ein Stück deutscher Siedlungsgeschichte erhalten. Der deutsche Osten ist Kolonialland, das weiß heute jedermann, und auch von den Ordensrittern in Preußen und Livland und von den Siebenbürger Sachsen wissen seit dem Weltkriege schon die Soldaten zu erzählen, die dort am Finnischen Meerbusen oder in der Schlacht von Hermannstadt gefochten haben.

Viel weniger im Bewußtsein hat selbst der gebildete Deutsche, daß die große koloniale Ausbreitung, durch die das Deutschtum ostwärts getragen wurde, im alpenländischen Donaugebiet um Jahrhunderte früher be-

gann und dort schon fast beendet war, als sie an der Elbe und Weichsel erst einsetzte. Die Donau- und die Ostalpenländer wurden schon in der Karolingerzeit durch den an Volkskraft überquellenden Bajuvarenstamm kolonisatorisch in Angriff genommen. Die Donauspalte zwischen dem böhmischen Massiv und den Alpen ist der älteste Ostweg der deutschen Siedlung gewesen, und an den Nebenflüssen der Donau sind die Vorfahren der heutigen Tiroler, Salzburger, Ober- und Niederösterreicher, Steiermärker und Kärntner vor einem Jahrtausend und selbst noch früher in die neue Heimat vorgedrungen. Das Inntal wurde schon bald nach der Völkerwanderungszeit von den Bajuvaren besetzt, die auch über den Brenner vordrangen und südlich von Bozen auf das Herrschaftsgebiet der Langobarden stießen. Die Habernburg bei Salurn, wo auch heute noch die Sprachgrenze zwischen dem Deutschen und dem Italienischen liegt, war die Grenzfeste des bajuvarischen Machtbereichs gegen das langobardische. Meran und Bozen, und ebenso die alten deutschen Grenzstädte im Slowenischen, wie Marburg und Cilli, heute »auslanddeutsche« Orte, sind Zeugnisse uralter deutscher Siedlung, die bis weit vor die Zeit der Entstehung eines italienischen oder slawischen Nationalstaates zurückreicht. Dasselbe gilt vom Burgenlande, von dem ein kleiner Teil mit Ödenburg, das schon in einer karolingischen Urkunde des 9. Jahrhunderts als deutsche Stadt »Odinburgh« erscheint, bei Ungarn geblieben ist.

Im 12. und 13. Jahrhundert machte sich in Westdeutschland, an der Schelde, am Rhein und an der Mosel, die starke Volkszunahme geltend, die durch die Einführung eines fortgeschritteneren landwirtschaftlichen Betriebes, der Dreifelderwirtschaft, bedingt war. Dieser Volksüberschuß im Westen machte es den Eroberern des Slawenlandes, Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären, erst möglich, die mit dem Schwert genommenen Gebiete auch durch die Berufung von Kolonisten einzudeutschen. Die Erinnerung des Volks hat diese Großtat der beiden Männer in einem niederdeutschen Reim bewahrt, der sie neben den Helden der großen Kämpfe des Reichs in Italien und im Morgenlande, Friedrich Barbarossa, stellt:

Hinrik de Leuw un Albrecht de Bar,
darto Frederik mit dat rode Har,
dat waren dri Heren,
de kunden de Werld verkeren!

In der zweiten Hälfte der Hohenstaufenzeit war die elementare deutsche Volkskraft des Mittelalters auf ihrer Höhe. Kein Volk besaß damals einen weiteren Gesichtskreis als das deutsche, denn er reichte bis nach Sizilien und Skandinavien, bis nach dem russischen Nowgorod und nach dem morgenländischen Byzanz, im Norden bis Island und im Süden bis Palästina und Ägypten. Das war die Zeit, wo zugleich die großen Kunstdenkmäler in Naumburg und Bamberg und die Siedlungen an der Düna und auf der Innenseite des großen Karpathenbogens entstanden, wo das Nibelungenlied zuerst erklang und die Waffen deutscher Bauern und die Mauern deutscher Städte die Krone des Königs von Ungarn gegen Tataren und Polen verteidigten.

Dann kommt in Deutschland die Zeit, wo das Städtewesen erblüht, wo aber gleichzeitig in den Kämpfen der Territorialherren, der Kleinfürsten und Ritter, der Landfriede untergeht. Auf der einen Seite nahm das Wachstum der Städte einen Teil des Volksüberschusses im Lande auf, auf der andern Seite wurde er durch das Fehdewesen verzehrt. Später, im 17. Jahrhundert, wurde Deutschland durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkert, und es war kein Gedanke daran, daß bei dem Mangel an Menschen, der in Deutschland selbst herrschte, irgendwohin hätte kolonisiert werden können. Erst im 18. Jahrhundert tritt wieder eine deutsche Auswanderung auf, aber sie ist von ganz andrer Art als die mittelalterliche Kolonisation. Die ausziehenden Deutschen nehmen jetzt nicht mehr neben dem Pfluge das Schwert mit, sie bauen in der Fremde keine Burgen und keine festen Städte mehr, sondern sie sind bescheidene und kleine Leute, die dankbar aus fremder mächtiger Hand ein Stück Acker oder eine sonstige Nahrung empfangen. Als Prinz Eugen, der edle Ritter, an der Spitze kaiserlicher Heere den Türken Ungarn wieder entrissen hatte, berief die Regierung in Wien deutsche Ansiedler, hauptsächlich aus dem Südwesten des Reichs, wo durch die Zersplitterung in zahllose Kleinherrschaften, durch den Steuer- und Soldatendruck und durch die Franzoseneinfälle die Bevölkerung mißmutig war, in das von den Türken halb zur Wüste gemachte Land. Sie

kamen als Bauern und blieben Bauern. Das Donauschwabentum, zu dem der Grund in den Zeiten Karls 6. und Maria Theresias gelegt wurde, ist bis zum Weltkriege nicht dazu gelangt, außer der tragenden bäuerlichen Schicht auch noch ein eignes Bürgertum und eine gebildete deutsche Führerschaft hervorzubringen, weil alles, was sozial in die Höhe strebte, durch die madjarisierende Maschinerie der nationalungarischen Schulen und Universitäten hindurchmußte. Auf diesem Wege gingen das deutsche Bewußtsein und die deutsche Sprache verloren. Erst in neuester Zeit, und besonders nach dem Weltkrieg, sind die Donauschwaben in Rumänien, in Jugoslawien und in Restungarn national aufgewacht und gehen nun mit Erfolg ans Werk, eine deutsche Führerschicht heranzubilden.

Wie in Ungarn, so war auch in Rußland die von Katharina 2. an der Wolga und von ihrem Enkel Alexander 1. am Schwarzen Meer ins Leben gerufene deutsche Kolonisation eine Abspiegelung der politischen Unkraft und Zerrissenheit Deutschlands im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch diese Deutschen, die gerufen wurden, um die russische Steppe zu pflügen, um Rußland wirtschaftliche Dienste zu leisten, Getreide für die Ausfuhr zu schaffen, Steuern zu zahlen und ein Muster für den unentwickelten russischen Bauern zu sein, waren kleine Leute, die der drückenden Enge ihrer heimatlichen Verhältnisse entfliehen und vor allen Dingen, gleichviel wo in der Welt, ein Stück Land ihr eigen nennen wollten. Kaum einer von ihren Nachkommen hat sich als Lenker und Führer auf irgendeinem Gebiet des Staats- oder Wirtschaftslebens hervorgetan, aber Millionen fleißige Hände taten zum Wohle Rußlands ihre Arbeit in der Stille.

Deutschland als Staat ist durch den Weltkrieg auf das schwerste getroffen worden und hat Verluste an Menschen, an Sachwerten und an politischer Macht erlitten, zu deren Ausgleich es noch lange Zeit braucht. Die Deutschen als Volk aber haben dadurch gewonnen, daß durch die Auflösung Österreichs das österreichische Deutschtum aus einem nichtdeutschen Staatsverband herausgenommen und seine Vereinigung mit dem reichsdeutschen Volksteil zu einem wirklichen deutschen Nationalstaat in eine nahe Zukunft gerückt ist. Auf diesen Nationalstaat, das heißt auf die politische Vereinigung der Volksangehörigen, die auf geschlossenem Volksboden sitzen, haben die Deutschen so gut einen Anspruch wie die Franzosen, Italiener oder Spanier. Das freie Selbstbestimmungsrecht der Völker, das von den Feinden Deutschlands als eins ihrer Kriegsziele proklamiert war, wird, wenn auch seine Ausrufung nur ein heuchlerisches Kriegsmittel war, seinen Weg gehen. Solche Prinzipien, wenn sie einmal verkündet und von allen zerteilten und unterdrückten Nationen als ein Palladium aufgenommen sind, sterben nicht. Für das deutsche Volk bedeutet das freie Selbstbestimmungsrecht ein 70-Millionen-Deutschland im Herzen Europas. Es bedeutet den deutschen Nationalstaat, und wenn wir den haben, so wird auch das entfernte und zerstreute Auslanddeutschtum an ihm einen verstärkten Halt und die Gewähr einer starken und dauernden Zukunft finden.

Feierabend

Nun kommt die Gartenreise
Von Duft und Wundern voll,
Da uns zur milden Speise
Der Abend werden soll.

Der Tag ist abgetragen,
Sein Wirken ist vollbracht,
Und die Gedanken schlagen
Schon Brücken in die Nacht.

Wir gehn auf ihren Bögen
Und doch auf ebner Bahn,
Mir aber ist, wir flögen
Wie Saat vom Löwenzahn,

Beschirmt von reicher Stille
Im Hauch verschwiegner Zeit.
Und sanft hält Gottes Wille
Ein Rasenstück bereit.

Ruth Schaumann



Der sterbende Schwan

Anna Pawlowa

Von Arthur Grunenberg

Mit elf Zeichnungen des Verfassers

Als Anna Pawlowa im September 1925 einige wenige Male in der Kroll-Oper in Berlin auftrat, erregte sie einen solchen Sturm der Begeisterung, wie er in den Annalen des Theaters wohl selten zu buchen sein dürfte. Tausende von Kunstbeflissenen drängten sich zu den Vorstellungen, und Ungezählte mußten darauf verzichten, die gefeierte Künstlerin zu sehen, weil die Karten sofort vergriffen waren und der riesige Theaterraum dem Andrang des Publikums nicht genügte.

Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit hatte ich die Pawlowa aufgesucht. Es waren fast zwölf Jahre vergangen, seit ich sie gesehen und, hingerissen von ihrem unvergleichlichen Können, in manchem Blatt zeichnerisch gestaltet hatte. Zwölf lange Jahre, und innerhalb dieser Zeit die Ewigkeit des Krieges der Völker! Burleske Schwänke beherrschten das Theater. Noch war nichts gekommen, was die Verkrampfungen der überwundenen und durchlittenen Zeit löste, was uns von unserm eignen lastenden Ich befreite, was uns zur Harmonie und Ausgeglichenheit führte. Würden wir sie, und sei es auch nur für Augenblicke, in dem Tanz dieser Frau finden? Bei ihr, die sie die letzte, sicher köstlichste Blüte einer entschwundenen Epoche war, das äußerste Luxusergebnis einer Jahrhunderte währenden Schulung und Dressur, dazu bestimmt gewesen, dem überspitztesten Geschmacksbedürfnis einer ballettomanen Satrapendynastie zu dienen, als ein nervöses Gemengsel von Klassizistischem, Nationalem, Exotischem, überhaucht von Pariser Dekadenz?

Und dann erschien diese Frau! Und fegte mit einem einzigen wirbelnden Tanz alle Bedenken und Beklemmungen, alle Ängste und Bedrückungen weg. Das eigne Ich, durch Gefahren und Enttäuschungen und als Abwehr gegen Demütigungen zu sehr und zu breit in den Vordergrund unsers Bewußtseins gerückt, gibt die Kampfstellung auf und zeigt sich der unbeschreiblichen Anmut und Lieblichkeit dieser kleinen zarten Frau gegenüber bereit und willig. Und dann ist der Moment gekommen, wo das Ich sich ganz vergißt und willenlos dem ätherischen Körper- und Gebärdenspiel der huschenden Zauberin folgt. Noch ein arabeskenhafter Zierat, noch ein Schmetterlingszickzack — und das befreiende Lächeln ist da, aus dem Unbewußten heraus, das uns wieder jung und gut und selbstlos und zum Kind macht. Und das alles durch ein paar Gesten.

Anna Pawlowa ist ein Phänomen. Man kann nur die Tatsache feststellen — erklären, begründen kann man sie kaum. Die über alle Maßen ausgebildete Virtuosität ihrer tänzerischen Technik, ihr federnder Spitzentanz ist sicher ein starkes, von der Vorstellung der Pawlowa nicht einen Augenblick zu trennendes Hilfsmittel, wie jede durch lange Jahre ausgebildete Technik in allen Kunstarten eine notwendige und starke Hilfe ist; aber das Wesentlichste ist es nicht. Ihre Körperlichkeit ist es auch nicht. Sie



Russisches Volksmärchen

unlängst gefragt, ob sie tatsächlich so glücklich sei, weil sie mit einem so strahlenden Antlitz tanze. »Sicher,« antwortete er, »nur während sie tanzt, ist sie glücklich.«

Ein Dämon ist es, der sie treibt. Ein Dämon zwingt sie, ohne Rast und Ruh', atemlos und ohne viel Pause zu tanzen, zu tanzen, zu tanzen. So geht seit Jahrzehnten ihr Nomadenzug zu allen Völkern der Erde, durch die ganze Welt. Ihr schönes, glänzendes Haus in London, der herrliche Park, in dem sie ihre Schwäne füttert, beherbergt sie nur wenige Monate im Jahr, das Mindestmaß der Zeit, die zur Erfrischung der überanstrengten Kräfte notwendig ist. Dann geht es wieder von Tournee zu Tournee. Ein breiter Rahmen umgibt diese Künstlerin, die dem Bürgerlichen weit entwachsen ist. Wie ihr Haushalt, ohne Gepränge, von

steht weit über dem, was erotisch entflammend wirkt. Die Pawlowa ist zart und schmächtig. Auf einem wohldurchgebildeten und aufs feinste ziselierten Körper von graziöser Magerkeit thront ein kleiner Kopf mit scharfen, herben Zügen und eigenwilliger Modellierung, überaus schwer für den Plastiker, Maler und Zeichner festzuhalten. Das kurze Haar, das sie meist im enganliegenden Scheitel trägt, ist kohlschwarz, der vogelhafte Blick ihrer Zigeuneraugen hat etwas Brennendes, Spukhaftes. Das ist die Pawlowa in der Ruhe, oder vielmehr in der höchstbewegten Ruhe. Denn die Vorstellung der Ruhe ist mit dieser Frau unvereinbar. Selbst in unbewegter Haltung liegt die konzentrierteste Gespanntheit in ihr, so viel Kräfte drängen in ihr, sich in Bewegung auszuleben. Sie lebt, wenn sie tanzt. Ein naher Vertrauter von ihr wurde



Amarilla



Rondino

breitester internationaler Großzügigkeit ist, so ist auch die Gefolgschaft der tänzerischen Begleitung, die ihre Darstellungen einrahmt, auf großzügiger Basis gewonnen. Eine Schule von zweihundert Schülern, aus aller Herren Ländern ausgewählt, arbeitet in London unter den bewährtesten Tanzmeistern emsigst, dem unerreichbaren Ideal von »Madame« wenigstens so weit nahezukommen, um sie auf einer ihrer Tourneen begleiten zu dürfen und kleinere oder größere Rollen in ihrem Ensemblespiel sich zu erobern. Ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen sind aus dieser Schule hervorgegangen und gehen weiter aus ihr hervor. Und doch wirken sie, selbst die besten von ihnen, als kaum mehr denn Staffage, als ein Drum und Dran, als eine Ausfüllung der Zeit, in der Madame sich umzieht. Das klingt hart und ungerecht bei so viel Feuereifer und Arbeit. Aber es ist so. Die Elektrizität, die von der genialen Frau ausstrahlt und einen Feuerstrom in uns hineingießt, ist so groß, daß kein Eindruck daneben bestehen kann, auch die jüngste, schönste Körperlichkeit wirkt dagegen geist- und farblos, erscheint uns nicht unterhaltsam genug. Es ist das Gesetz der Relation. Was fehlt den andern? Außer der unwiederholbaren Technik, außer dem körperlosen Schweben, das die Gesetze der Statik aufzuheben scheint, außer der feinsten und innerlichsten Musikalität und Rhythmik fehlt — das Geheimnis. Etwas zwischen den Dingen, etwas die Bewegungen Einleitendes, Begleitendes, Fortspinnendes, Abbrechendes, Wiederaufnehmendes, Fallenlassendes, Vergleichendes, etwas, was vibriert, hin und her huscht, was die Seele entschleiert und im nächsten Augenblick keusch verhüllt, ein triebhaftes Spiel auf tragischem Grund.



Schneeflocke

Die Pawlowa ist eine durchaus tragische Tänzerin. Man hat sie nicht umsonst die Duse der Tanzkunst genannt, selbst in ausgelassenster Pose und Mimik klingt irgendwie etwas Hilfsbedürftiges mit, was uns rührt, und die spitzbübischsten Schelmereien und Artigkeiten haben blitzartig einen Ausdruck zur Gefolgschaft, der uns in Abgründe schauen läßt und uns weite Steppen erlebter Traurigkeit zeigt. Das kommt, weil die Pawlowa jedesmal und mit jeder Fiber aufs neue erlebt, was sie darstellt. Sie ist die wirbelnde Schneeflocke, der sterbende Schwan, das schlechtbewachte Mädchen, die Libelle, die große Mondäne im Rondino, die Empiredame in der Gavotte, die Bajadere im Bacchanal, das spielerische junge Mädchen in der Aufforderung zum Tanz. Eine unwiderstehliche Macht treibt sie, dasjenige, was sie auch sprechen, singen, weinen, lachen möchte, allein durch das Mittel des Tanzes auszudrücken. Dieser Furor zwingt ihre willfährigen, bereiten und trainierten Glieder. Und dieser Furor zwingt auch uns. Und weil diese geniale Besessenheit etwas Einmaliges ist, kann die Pawlowa weder nachgeahmt noch erreicht werden. Jede, aber auch jede Schauspielerin kann von ihr lernen. Und es spricht für die Stärke der Begabung von Tilla Durieux, daß sie geäußert hat, wenn sie lernen wollte, ginge sie zur Pawlowa, um ihre Giselle oder ihre Amarilla zu sehen.

Amarilla gehört mit zu den Höchstleistungen der Pawlowa. Tanzkunst und Schauspielkunst wetteifern hier miteinander. In einem Nichts von Handlung — ein Zigeunermädchen wirbt auf dem Hochzeitsfest eines gräflichen Liebsten mit einer jungen Marquise vergeblich um die Gunst des Geliebten — verschüttet Anna Pawlowa einen Reichtum von unerschöpflicher Vielgestaltigkeit des Ausdrucks und durchläuft die ganze Skala menschlicher Leidenschaft und Verzweiflung. Ihre Mimik ist das Ergreifendste, was man sich vorstellen kann. Und doch steht sie nicht außerhalb des Ensembles, sondern fügt sich dem tänzerischen Ganzen willig ein — im Tragischen. Alle Empfindungen eines überraschten, tödlich getroffenen, wilden, verzweifelten, wieder hoffenden, demütig werbenden, betörten, in Liebe irrenden und zusammenbrechenden Kindes der Pußta werden entschleiert, und die graziöse Heiterkeit der umrankenden Ensembletänze eines galanten Jahrhunderts bilden gobelinhaft die Umrahmung für das erschütternde Geschehnis. Übrigens ist die Darstellung dieser Rolle für die Pawlowa mit einer großen Gefahr verbunden, weil sie darin einmal mit weit zurückgeworfenem Kopf und hängenden Armen in rasender Schnelligkeit auf den Fußspitzen rückwärts über die Bühne tanzen muß. Sie ängstigt sich vor jeder Vorstellung unbeschreiblich vor dieser Passage, die ihr bei einem Ausgleiten das Genick brechen


Aufforderung zum Tanz

findet, zur Mitternachtszeit dem Dunkel der Geborgenheit als weißer Schatten entsteigt und mit andern Verlassenen zusammen im Mondschein geisterhaft tanzt und klagt. Aus dieser schauerlichen Ballade Lenauscher Art macht die Pawlowa ein Kunstwerk, das zutiefst erschüttert, weil das Unheimliche durch Zartheiten wohl ins Rührende, nicht aber ins Rührselige verwandelt wird.

Denn die Pawlowa ist gänzlich unsentimental. Selbst eine Rolle wie den Sterbenden Schwan, die von dem großen Tanzmeister Michel Fokin für sie erfunden und von Saint-Saëns für sie in Musik gesetzt worden ist, gestaltet sie gänzlich unweinerlich, gänzlich als gesteigerten Kunstausdruck des Naturerlebnisses, gekann, will aber auf die tänzerische Linie, die den Eindruck äußerster, halb irrer Trostlosigkeit und Verzweiflung hergibt, nicht verzichten.

Noch ergreifender für die Künstlerin ist die Darstellung der Giselle. Tagelang vorher ist sie traurig und verängstigt, so daß ihre Umgebung ihr jedesmal dringend dazu rät, die Rolle abzusetzen. Aber die Aufgabe lockt wie ein Kelch, den zu leeren für sie Schicksal ist. So ringt sie sich von Zeit zu Zeit auch diese Beschwernis ab. Giselle ist ein Mädchen, das durch die Treulosigkeit des Geliebten wahnsinnig wird und stirbt, im Grabe nicht Ruhe


Chopin: Mazurka

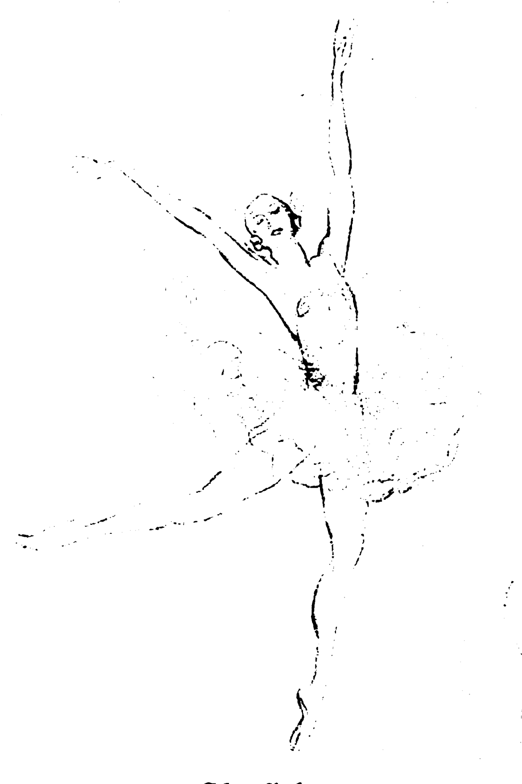


Das schlecht bewachte Mädchen

mäß dem Tun der armen Kreatur, die nach Auflehnung, Kampf und kurzem Ringen sich ohne Anklage ins unvermeidliche Naturgesetz ergibt und ohne viel Aufhebens irgendwo im Schilf still verendet.

Ein unbeirrbarer Instinkt und ein sicheres Stilgefühl leiten die Künstlerin bei dem Erfassen und Ausgestalten jeder Rolle. Wie ein französischer Stich nach Lancret wirkt schon ihre Erscheinung in der Tanzpantomime Das schlechtbewachte Mädchen. Alle Grazie, aller Scharm, alle Mutwilligkeit und Schelmerei finden sich bei dieser jungen Schäferin, deren kokette Tändelei die alte Mutter an der Nase herumführt, und die dabei durch ihren kindlichen Liebreiz und ihre unwiderstehliche Komik alle Herzen gewinnt. Dabei wird die Pawlowa auch als große Lehrmeisterin kenntlich. Denn die ländlichen Mädchen und Burschen des Gesamtspiels, zum Entzücken echt kostümiert, zeigen in ihren Bauern- und Schäfertänzen so prächtige Gruppierungen, daß man unwillkürlich immer wieder an altes französisches Porzellan oder an Gemälde des galanten Zeitalters erinnert wird. Alle stehen sie vor uns auf, die sich mit dem tändelnden Idyll beschäftigt haben, vom frühen Watteau über Chardin, Boucher, Fragonard bis zu Pierre Antoine Boudouin. Heiterkeit strahlt auf allen Mienen, wenn nach dieser entzückenden Tanzkomödie der Vorhang fällt.

Genau so fein und dabei vielleicht ihr gar nicht leicht ist die Einfühlung der Pawlowa in eine weitere Glanzrolle als junges Mädchen in der Aufforderung zum Tanz. Diesmal werden wir in die Biedermeierzeit ge-



Schneeflocke



Chopiniana

führt, in die Periode des Überschwangs der Gefühle, in das Reich des Sentimentalischen. Übertrieben höflich die Verbeugungen der Herren und Damen zueinander, und da kommt im champagnerfarbenen Reifrock mit Goldspitzen ein kleiner fremdartiger Spuk, gewissermaßen eine Ausländerin, und führt genauestens im Zeitmaß und Gefühl der empfindungsschwelgerischen Epoche, nicht ohne eine kleine Dosis Ironie hinzuzufügen, Tänze des Biedermeier auf. Spitzweg ersteht vor uns, Schwind und Krüger, aber neben dem Romantiker Weber läßt sich auch der melancholische Klang eines Chopin hören. Die Pawlowa bringt es fertig, die runden gelösten Bewegungen zu zeigen, die die Sehnsucht Chopinscher Musik versinnbildlichen. Sie braucht sich dabei gar keine Gewalt anzutun, sie mildert nur ihre Aktivität und zeigt ein überzartes, weißes, bleichsüchtiges Mädchenantlitz in großer Stille mit fragenden schwarzumränderten Augen. Das Durchsichtige und Ätherische ihrer Körperlichkeit kommt ihr dabei zu Hilfe. Man kann sich schlechterdings nichts Weißeres, Hauchhafteres denken.

Anna Pawlowa bevorzugt das Biedermeierkostüm, wie fast alle Russinnen: das glatte, schwarzgescheitelte Haar legt eine solche Vorliebe ja nahe. Auch sorgt der Gegensatz der behäbigen Kleidung zu der nervösen Körperlichkeit für einen pikanten Reiz, der sich besonders in einer ihrer neuesten Tanzschöpfungen Weihnachten überzeugend auftut. Mit einer Schar Verehrer, die ein Bäumchen und Geschenke tragen, wirbelt eine rosa Kapott-Schöne herein, die in Ausgelassenheit und Vorfreude sich erbitten läßt, Hut und Mantel abzulegen und jeden der Kavaliere mit einem kurzen Tänzchen zu beglücken, um dann wieder in die rosige pelzverbrämte Geborgenheit zu schlüpfen und am Arme des bevorzugten Meistbeladenen davonzuhüpfen. Eine Rosenwolke mit dunklem Köpfchen bleibt in der Vorstellung zurück.

Eine weitere Glanznummer, die berühmte Gavotte nach Glinka, zeigt die Pawlowa auf dem hohen Kothurn des kurzlebigen Empire. In enganliegender gelber Seidenrobe stolziert sie einher und weiß, trotz der Gemessenheit der hochstrebenden Bewegungen, am Arm des höfischen Begleiters alle erdenkliche Grazie ihres schmalen Körpers und alle Koketterie der Augensprache zu entfalten. Auf das Publikum wirkt diese Nummer geradezu bezaubernd; sie wird fast immer zum zweitenmal verlangt.



Puppenfee

Ebenso die Serenade. Auch hier ist die Koketterie das Ausschlaggebende. Unmöglich, dem prickelnden Reiz dieser Champagnerstimmung einer übermütigen, weißgekleideten Pierrette mit weißer Rokokoperücke zu widerstehen, die im Spiel mit ihrem Harlekinpartner die berückendsten und kapriziösesten Stakkato-Spitzentänze vorführt!

Noch eine andre Tanznummer allerneuesten Datums wurde für die Künstlerin ein einziger Siegeszug, wohin sie auch kam: das Rondino, nach der Musik von Beethoven, in der Bearbeitung von Kreisler. Während ihres letzten Gastspiels in Berlin rief es immer und immer wieder Beifallstürme hervor. Es ist ein Spiel mit einem riesigen weißen Federfächer und mit zahllosen Schleiervolants einer ebenfalls riesigen Stilrobe in Lila, zu der eine zart fliederfarbene Perücke getragen wird. Anna Pawlowa liebt diesen Tanz nicht. Sie benennt ihn mit dem einzigen deutschen Wort, das sie aussprechen kann, nämlich »Schlagsahne«, und will damit andeuten, daß sie den Tanz als nicht künstlerisch ernst genug empfinde. Sie begreift nicht, wie beglückend dieser Akkord aus Spitzen, Federn und Fliederduft ist.

Fehlt nur die Libelle, die von Blütenduft angezogen wird. Und schon ist sie da. Überall und nirgends flattert, schwebt, duckt sich und entflieht, surrt und fächelt, lockt und hascht die Pawlowa in ihrem Libellentanz. Kaum flog sie her — schon ist sie fort.

Das Körperlose ist das Element, das Anna Pawlowa bevorzugt, die Erlösung von der Erdenschwere. Kein besseres Symbol fand sich für diese Sehnsucht als das Zarteste, was es gibt, als etwas, was in sich verschwebt, als die Schneeflocke. Im Wirbel ihrer Gefährtinnen taucht die Schneekönigin auf und tanzt im tiefverschneiten Gletscherwald in blauer Nacht auf schneeigem Boden, den das Nordlicht rosig überhaucht, ihre glitzernden Tänze. Rußland ersteht vor uns, die tiefverschneite russische Erde, die Heimat der Künstlerin. In Schnee und Eis wuchs sie auf, stets blieb die Heimat in ihrem Herzen, sich selber tanzt sie, wenn sie das Russische Volksmärchen tanzt, jene Sage von dem Zaubervogel, der durch die Liebe des schönen Zarewitsch zur Prinzessin entzaubert wird.

Echtestes Rußland ist auch der dekorative Hintergrund zu einer Rolle, die Anna Pawlowa besonders liegt, der Puppenfee. Hier hat sie Gelegenheit, Nationales, Phantastisches, Kindliches, Heiteres, Kapriziöses nach Lust und Laune auszuleben, und sie zeigt es durchweg im geistvollsten Stakkato und in einer Spitzentechnik, die wohl nie auf der Welt war und auch nie mehr auf der Welt sein wird. Es ist das schlechthin Vollkommenste, was man sich vorstellen kann. In dieser Rolle habe ich sie auch am häufigsten gezeichnet: in dem perlenübersäten Phantasiekostüm über rosavioletten Gazeröckchen, in irgendeinem Stakkato-Pas, noch in der Haltung der Hände und dem Ausdruck der dunklen Augen, die unter der zartgelockten Perücke doppelt schwarz wirken, das geistvolle Motiv des Stakkato phrasierend. Und ein Blatt dieser Serie durfte ich auch der Künstlerin als Dank und Erinnerung überreichen.

Frauenarbeit im Mittelalter

Von Lulu von Strauß und Torney

Alles, was sich über die Stellung der Frau im Mittelalter sagen läßt, gilt ebenso für den bäuerlichen wie für den ritterlichen Stand. Denn die Frau des ritterlichen Dienstmannes, dem sein Fürst einen kleinen Lehnshof übertrug, lebte in alltäglich häuslichen Pflichten und Sorgen nicht viel anders als eine Bäuerin, während die Lebenshaltung eines großen Klostermeiers, eines freien Hofbauern häufig so breit behäbig war, daß sie — wie im Roman »Ruodlieb« der Dorfhirte dem nach Unterkunft fragenden Ritter berichtet — nicht erschrecken würden, wenn ein Graf mit hundert Mann bei ihnen Einkehr nähme.

In dem Maße aber, wie durch fürstliche Belehnungen die großen Grundherrschaften zunehmen, die Bauern dem Grundherrn zinspflichtig oder schutzhörig wurden oder dieser selbst seine Hörigen auf Bauernstellen setzte, erweiterte sich die Kluft zwischen frei und unfrei, Ritter und Hörigen, Herrn und Knecht. Die Ritterfrau, der genug Hände höriger Mägde zur Verfügung stehen, braucht nicht mehr selbst bäuerlich grobe Arbeit anzufassen, sie regiert das Hauswesen und wird ausgesprochen zur Herrin, während die Hörige selbst immer mehr als Arbeitskraft gewertet wird.

Trotzdem wäre es ein Irrtum, die Hörigkeit jener Zeit als eine Art Sklaverei aufzufassen. Wie wenig sie es war, beweisen die zahlreich erhaltenen Urkunden, in denen freie Leute sich samt all ihren Nachkommen »mit freien gantzen steden Willen unbetwungen und ungedrungen« in die Schutzhörigkeit eines Klosters oder auch eines edlen Herrn geben. Denn ebensowohl wie eine Abhängigkeit bedeutete die Hörigkeit auch ein persönliches Zusammengehörigkeits- und Fürsorgeverhältnis, vor allem für die Haushörigen, die lebenslang Obdach, Brot und Kleidung unter ihres Herrn Dache fanden. Freilich wirkt es dem Wortlaut nach seltsam, wenn etwa in einer Urkunde noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts ein schwäbischer adeliger Grundherr erklärt, »daß ich den ersamen geistlichen Herrn, dem Abt und dem Konvent des Klosters zu Laach hab geben die zwei Frauen Agnes und ihr Schwester Mahilt, Degan Reinbolds Seligen Töchter und ihre Kindt, die davon kommen mögen, um drei Pfund Heller.« Tatsächlich aber war die Beschränkung der persönlichen Freiheit wenig spürbar, da ja der mittelalterliche Mensch an sich schon fester in der Scholle verwurzelt war und wenig nach Freizügigkeit verlangte. Der laut Urkunden häufig vorkommende Tausch von Eigenhörigen zwischen benachbarten Gütern oder Klöstern, vor allem von hörigen Mägden, hat sichtlich mehr den Charakter eines Magdwechsels; gelegentlich wird auch erwähnt, daß die Betreffenden selbst befragt werden und den Tausch »mit oeren orpen Willen tagelaten ind avergegheven hebt, ind al sünder Argelist ind Geveverde«. Wollten hörige Leute auf eignen Wunsch in eine andre Gemeinde verziehen, etwa um sich zu verheiraten, so wurde das ohne Schwierigkeiten bewilligt, entweder unter Vorbehalt eines späteren Gegentausches oder gegen eine geringe Abgabe, und es wurde auch wohl urkundlich festgelegt, daß die betreffende hörige Frau, die in die Hörigkeit der Grundherrschaft ihres Ehemannes überging, nicht mit erbgeteilt, d. h. also nicht gegen ihren Willen anderweitig vergeben oder verpflanzt werden konnte. Auch Freilassungen, teils als Dank für treue Dienste, teils gegen eine gewisse Summe Geldes, kommen häufig vor.

Wie patriarchalisch die Stellung und Behandlung der Haushörigen war, geht aus Beispielen hervor wie etwa der Mägdeordnung des bayrischen Klosters Thierhausen: »Die Dirnen sollen der Millichfrawen gehorsam sein und bai ir in der Kammer liegen und mit ir niedergan und ufstan, wan sis weckt, und die Millichfraw soll darob sein, das sie nichts unerlich thuend und sie besonders an dem Feiertag zu der Kirchen fürdern und zu andern seligen Sachen weisen und lernen, als eine Muetter ir Dochter.« Im »Ruodlieb« trauert beim Abschied des Ritters das Hausgesinde mit der vereinsamten Mutter; sie erklettern die Pfähle des Hofzauns, blicken ihrem Herrn nach, schluchzend und weinend. Und ebenso wird bei seiner Rückkehr das Gesinde versammelt, »und keiner ist, der ohne ein Geschenk von Ruodliebs Hand in Freuden wieder geht«. Die Mutter des frommen Poppo von Stablo wurde von ihren Dienern so geliebt, daß sie ihr bei ihrem Abschied und Eintritt ins Kloster wehklagend

folgten und bis in die Mitte der Schelde wateten, die die Herrin schon von ihnen trennte.

Bei den hörigen Bauern wirkte sich die Hörigkeit als eine Art ursprüngliches Pachtverhältnis aus, wobei die Pacht an den Grundherrn teils in Sachlieferungen an Getreide, Schweinen, Hühnern, Leinen, Schuhen usw. bezahlt wurde, teils durch Frondienst, d. h. die Verpflichtung, an ein oder zwei Tagen der Woche die Felder des Grundherrn zu bestellen, ihm Vorspann zu leisten, Holz zu fahren u. dgl. Beim Tode des Bauern hatte die Witwe dem Grundherrn das Besthaupt oder den Sterbfall, das beste Stück Vieh des Stalles, abzutreten. Bei einer Heirat war der sogenannte Schürzenzins, anderwärts Frauengeld, Hemdschilling, Brautgulden genannt, für die Einwilligung der Grundherrschaft — die übrigens nicht abgeschlagen werden durfte — zu zahlen.

An den Diensten und Abgaben hatte auch die Bäuerin ihren Anteil. So hatte sie in Kloster Staffelsee etwa ein Stück Leinen oder Wollzeug zu weben, Bier zu brauen oder Brot zu backen, in Kloster Lorsch Tischtücher, Säcke, Kleidungsstücke zu liefern. In der Abtei Prüm hatte die hörige Bauerfrau Feldarbeit mit ihren Karren zu leisten, anderwärts bei der Heuernte bestimmte Tage zu helfen oder beim Haferschneiden Garben zu binden. Doch wird im alten deutschen Recht der hörigen Frau, vor allem der schwangeren, der Wöchnerin und der Mutter, weitgehender Schutz und Schonung gewährt.

Feldbau und Viehzucht waren aber nicht die einzige Tätigkeit der Hörigen auf den Fronhöfen, Klostergütern und Burgen des landsässigen Adels. Jede dieser Grundherrschaften war eine geschlossene Welt für sich, die für ihre sämtlichen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung, Schuhwerk und Gerät selbst zu sorgen hatte. So gab es vielerlei Handwerk im Hofbezirk, und neben der eigentlichen Magdarbeit, wie Waschen, Ofenheizen, Wassertragen u. dgl., fiel ein gut Teil davon auf die haushörigen Frauen. Merkwürdigerweise nicht die Küche; das Kochen selbst wurde durch Küchenknechte besorgt, denen nur ein paar Küchenmägde zur Hilfe beigegeben wurden. Dagegen war neben Melken und Mahlen, Brotbacken und Bierbrauen vor allem auch das Weben von Leinen und Wolle sowie das Schneiden und Nähen der Kleidung das Amt der Frau. So gab es auf den großen Fronhöfen stets das Frauenhaus, den sogenannten Werkgaben, wo manchmal Hunderte von Frauen mit Nähen, Spinnen, Garnwinden, Flachshecheln, Wirken und Weben beschäftigt waren. Hartmann von Aue gibt in seinem Gedicht »Iwein« eine Schilderung einer solchen Frauenwerkstatt, die »gestalt und getan« war wie armer Leute Gemach, und in der an die dreihundert Frauen, armselig gekleidet, um kärglichen Hungerlohn kostbare Wirk- und Stickarbeit in Gold und Seide machten.

Freundlicher gestaltet sich der häusliche Arbeitsbetrieb auf der Burg des ritterlichen Herrn, wo die Edelfrau zwischen ihren Mägden am Spinnrocken, Webstuhl oder Stickrahmen zu sitzen pflegte und sie lehrte. Auf Eigenmägde, die kunstreich zu wirken oder zu sticken wußten, hielt die Herrin so viel, daß sie gelegentlich aus diesem Grunde ihre Freilassung abschlug. Und auf die Weiber, die die gepriesenen friesischen Wolltücher zu weben verstanden, wurde sogar in dem Recht einzelner norddeutscher Stämme ein um ein Viertel höheres Wergeld gesetzt als auf andre Hörige.

Die ursprünglich vorwiegende germanische Wohnart des Einzelhofes, die sich auch in der ritterlichen Burg hinter Wall und Graben oder auf steiler Bergkuppe fortsetzt, hatte sich in der Dorfsiedlung noch eine gewisse Weiträumigkeit bewahrt. In der Gassenenge der aufwachsenden Städte aber, die für ausgedehnten Wirtschaftsbetrieb nicht Raum genug ließ, wurde mit der Wirtschaft des Einzelhauses auch das Leben der Frau ein andres. Es war nicht mehr möglich, wie auf dem ländlichen Einzelhof, alle Lebensbedürfnisse selbst zu beschaffen und herzustellen; das Handwerk löste sich in den Städten vom einzelnen Hausbetrieb und bildete eine neue selbständige Schicht. Außer den hörigen Handwerkern des fürstlichen, adligen, geistlichen Grundherrn kommt dem Handwerk reichlich Zuzug von außen, und schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts begegnen wir den ersten Zusammenschlüssen von Handwerkern desselben Gewerbes zu Zünften und Gilden mit eignem Gesetz und streng gebundener Organisation.

Mit den Anfängen der Zünfte setzte eine neue wirtschaftliche Entwicklung ein, die in immer steigendem Maße der Frauenarbeit

ungünstig wurde. Nicht nur, daß der Mann in das bisherige Arbeitsgebiet der Frau einrückte, daß die Zünfte der Tuchweber, Leineweber, Schneider entstanden, es kam auch in der Zünftebewegung sehr bald und deutlich das Bestreben auf, die Frau aus dem selbständigen Handwerk herauszudrängen oder wenigstens auf untergeordnete Hilfs- und Handlangerdienste, z. B. Wollkämmen, Garnziehen, Spulen, zu beschränken, wie es in wenig späteren Zeiten die häufigen Eingaben der Zünfte klar aussprechen, die von der Obrigkeit Einschränkung oder Verbot der Frauenkonkurrenz im Handwerk verlangen.

Wenn so einerseits die wirtschaftlichen Ursachen der Abwehr der Frauenarbeit klar zutage treten, so spricht auf der andern Seite auch jene ursprüngliche Art germanischen Denkens darin mit, daß die Welt von jeher nur eine Männerwelt, das Recht ein Männerrecht sein konnte, zu dem die Frau nur in einem Schutzverhältnis stand. Diese, als Frau, Tochter, Hörige stets in Abhängigkeit und häuslicher Gebundenheit abgeschlossen, konnte sich, zumal als Einzelne und außerhalb der Ehe, schwer in dieser neuen wirtschaftlichen Ordnung Geltung und Lebensunterhalt schaffen. Freilich blieb ihr immer das Kloster als Zuflucht, Versorgung und Arbeitsstätte; denn auch in den Arbeitsstuben der Nonnen wurde an Webstuhl und Rahmen mit Spindel und Nadel fleißig geschafft, und manche Klöster waren weithin berühmt für kostbare Stickereien und Bilderteppiche oder kunstvolle Schreibarbeit.

Aber nicht jede fühlte sich geschaffen für die Strenge des klösterlichen Lebens und völlige Entsagung der Welt, abgesehen davon, daß die meisten Klöster jetzt bei der Aufnahme schon eine Aussteuer verlangten und dadurch den Ärmeren verschlossen blieben. So entstanden bald nach den Anfängen der Zünfte, etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts, die ersten »Samenungen« von Frauen, die sich zusammentaten zu gemeinsamem Leben, vor allem gemeinsamer Arbeit, ohne doch der Welt gänzlich zu entsagen oder klösterliche Gelübde auf sich zu nehmen. Der Name Beginen, dessen Ursprung geschichtlich unsicher ist, kam vor allem in den Niederlanden auf, anderwärts hießen sie Seelschwestern, Mantelfräulein, grise oder blaue Sustern nach der Farbe ihres Anzuges. Bisweilen waren es anfangs nur vier oder fünf Schwestern, die unter einer selbstgewählten Meisterin oder »Martha« eine Webstube aufmachten, unter der Bürgerschaft wohlgelitten als gar schweigsame, einfältige, gutherzige Frauen und wegen ihres Fleißes geachtet. Später entstanden dann in den niederländischen und rheinischen Städten die großen Beginenhöfe, die mit ihren vielen Einzelhäuschen oder Stuben Hunderten alleinstehender Frauen Obdach und Arbeit schafften. Ein treuherzig schlichtes Bild von dem bescheidenen und arbeitsreichen Leben dieser Frauen gibt der Lübecker Totentanz, wenn er die Begine den Tod bitten läßt:

Ach dot, schon miner noch um Jesu willen!
Sus lange hebbe ik mi erneret mit der spillen,
Darto hebbe ik geknuttet unde gewracht
Unde mit klenen sorgen min levent hengebracht.

Leben

Über mir im blauen Himmel
Rudern Schwalben wie selige Nachen
In lichte Ferne.
Wohin? – –
Sie ertrinken im unendlichen Meer.
Zu meinen Füßen zieht sich ein Bach
Wie silbernes Band
Durch saftgrünes, buntes Land.
Und Wellen jagen sich.
Sonnengold pudert ihre eitlen Wangen.
Sie gleiten und gleiten an uns vorbei
Und gleiten zu Tausenden
In ungewisse Weiten.
Leise Winde zausen ihre Stirne,
Streichen klagend über Flur und Wald,
Ruhelos und ohne Ziel,
Wie meine qualvolle Sehnsucht – –
Die Hoffnungen meines Lebens
Sind spottende Narrenschellen.
In meiner Seele seltsamem Weben
Wiegt schwer sich ein bittrer Wahn.
Wie schmerzgeträumtes, weites Leben
Lächeln Bach und Wiese mich an.

Paul Habraschka

Hindenburg

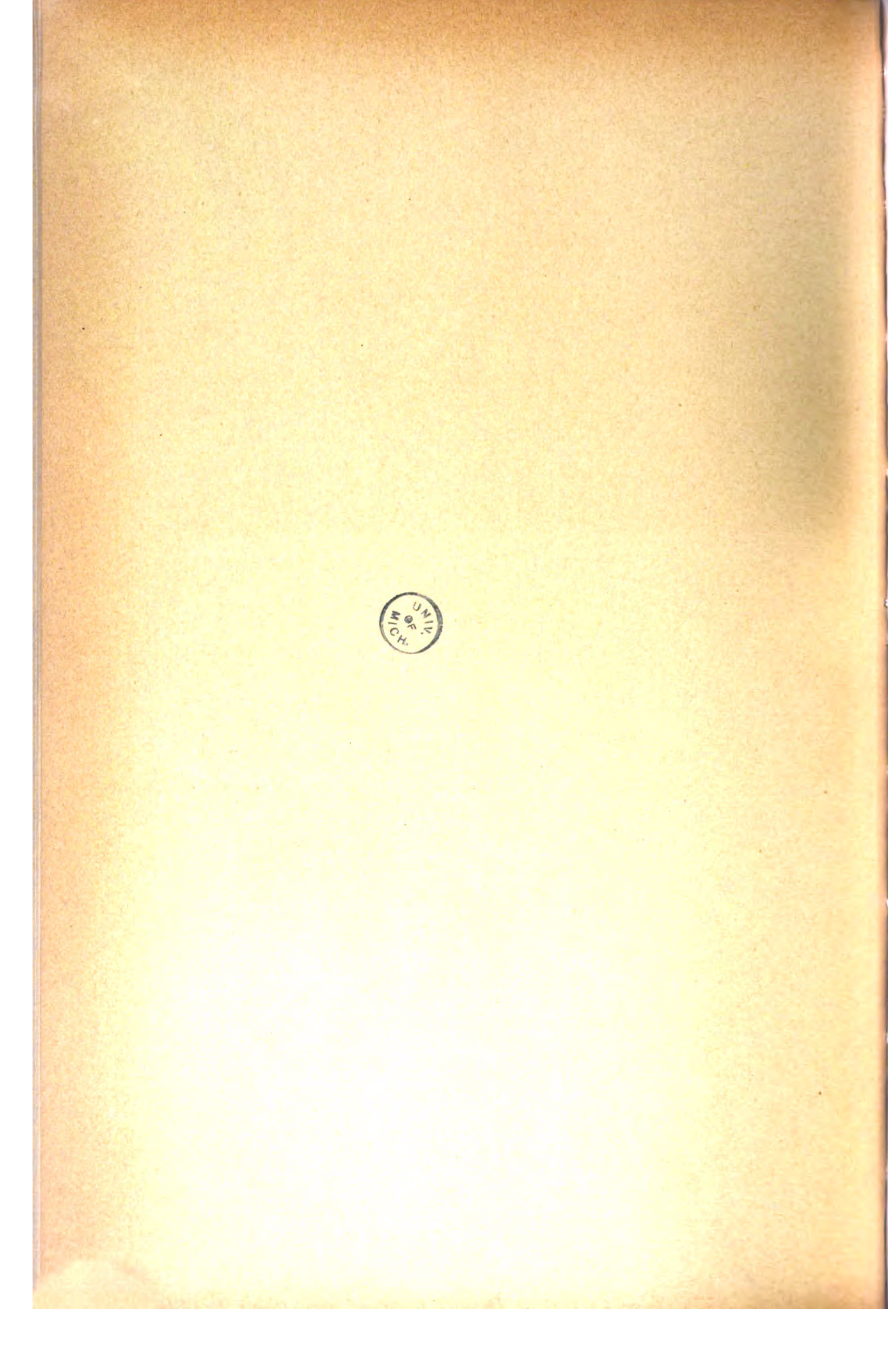
Du bist ein Bild, von Dürer gemalt,
Durch deine Tat rauscht Schillers Gedicht,
Doch deinen würdigen Scheitel umstrahlt
Weiser Meister Johannislicht.
Glück der Nähe und Glanz der Ferne,
Über dir gewaltige Sterne,
Doch in der Brust demütige Pflicht. –
Immer warst du, wo Deutschland war,
Immer warst du, wo Starkes geschah,
Noch in deinem erblichenen Haar
Weht der Glutwind von Saint-Privat. –
Immer warst du, wo Deutschland war.
Stürmt' es den Himmel, du trugst die Standarte,
Aber in tiefster Nacht und Gefahr
Standest du hoch auf warnender Warte,
Klar und still und doch wunderbar,
Wie ein Standbild aus ewigem Erz,
Aber in ihm ein herrliches Herz.
Nahm es zum Gipfel den Schicksalsflug,
Schlug es doch immer im selben Takt,
Wie im Letzten, der arm und nackt
Alle Qualen und Leiden trug.
Denn in dir schlagen tausend Herzen,
Tausender Seelen Opferkerzen
Einen sich strahlend in deinem Schein.
Unseres Schicksals rauschende Mühlen
Werden in dir zu großem Gesang,
Unser Sinnen und unser Fühlen
Will sich in dir entflammen und kühlen,
Deine Getreuen wollen wir sein,
Sei's im Triumph- oder Todesgang.
Und wir können im Hellen und Bösen
Nicht mehr dein Sein von dem unseren lösen,
Du bist in uns und wir sind in dir.
Durch dein Wort braust das Lied der Maschinen,
Ährenglanz leuchtet aus deinen Mienen,
Deine Schlachten in glühenden Tagen
Haben wir alle mitgeschlagen,
Deine kühl erwogenen Taten
Haben wir alle mitberaten,
Was du denkst und schaffst, sind wir! –
Deutschland versank. In dir erstand es.
Deutschland zerfiel. Dein Wille band es,
Heute ruht es in deiner Hand,
Unser Ärmstes und unser Größtes,
Unser Freies und Unerlöstes,
Unsere Ströme und unsere Firne,
Unsere Fäuste und unsere Hirne. –
Wenn wir heute zu deinen Füßen
Kränze breiten, um dich zu grüßen,
Wissen wir nur ein Wort zu sagen,
Das dich und uns durch das Dunkel getragen:
Vaterland!

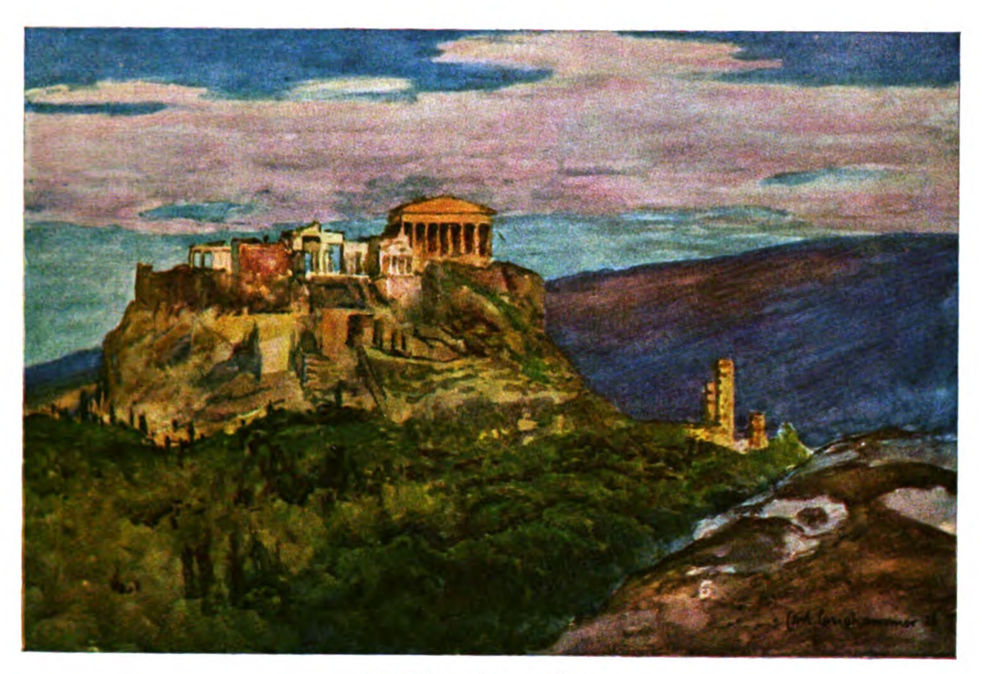
Robert Hohlbaum



Tiefdruck von Georg Westermann

Walther Firle: Bildnis des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg





Die Akropolis von Athen

Griechische Eindrücke

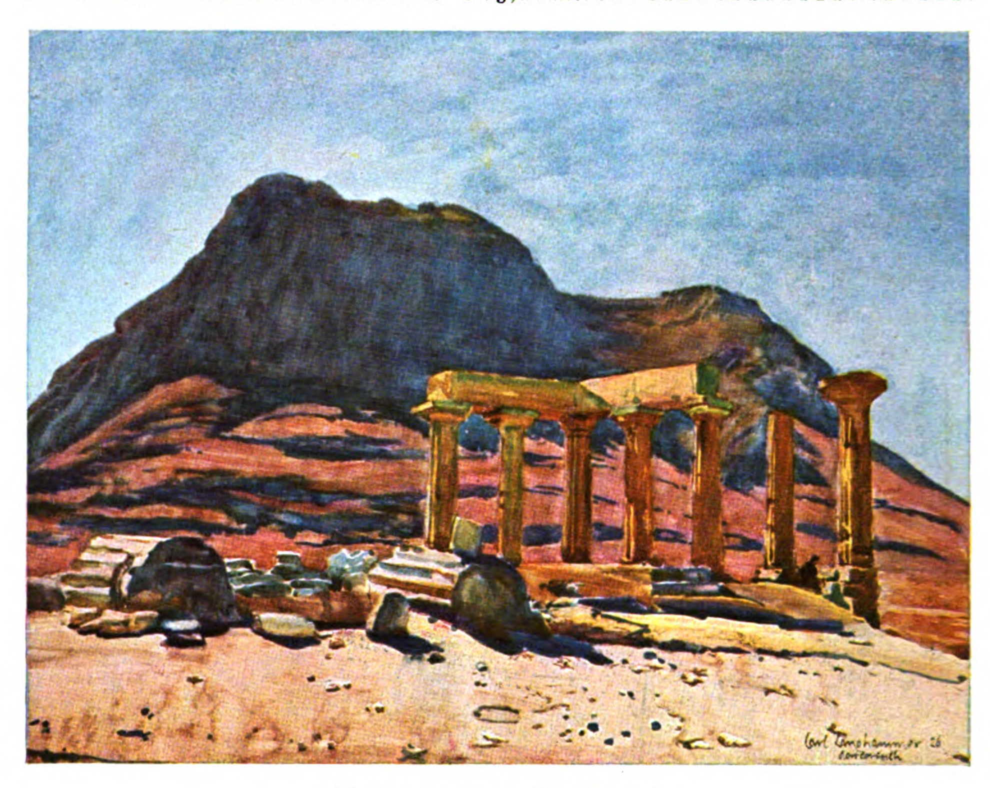
Von Prof. Carl Langhammer

Mit acht mehrfarbigen Abbildungen nach Aquarellen des Verfassers

Nach Griechenland soll man zur See reisen. Der Grieche ist im höchsten Maße ein Mensch des Meeres. Sein Land hat eine für seine Größe ungeheure Küstenausdehnung mit ungezählten kleinen, ein paar größeren und einem ganz großen Hafen: dem Piräus. Und es versetzt keine andre Art, in Griechenland anzukommen, so unmittelbar ins griechische Leben der Gegenwart wie die Ankunft im Piräus.

Es ist Orient, was man erlebt. Echter Orient in Farbe und Licht, in listigem Feilschen und überraschender Ehrlichkeit, in brüllendem Streit und vornehmer Würde, in ernster Zurückhaltung, in aufopfernder Gastlichkeit, in klugem Geschäftssinn und stolzer Uninteressiertheit. Orient mit all seinen ungeheuren Gegensätzen. Der Grieche hält sich selbst für einen Orientalen; von jemand, der nach Deutschland, Italien, England fährt, sagt er: »Er reist nach Europa.« Der Athener Schneider, der Anzüge macht, wie wir sie tragen, schreibt auf sein Firmenschild: »Europäische Schneiderei.« Als echter Orientale redet der Grieche dir immer zu Munde. Das wird oft mißverstanden. Es hat mit seiner inneren Wahrhaftigkeit gar nichts zu tun. Wünschst du, daß das empfohlene Haus groß sei: »Aber natürlich, es *ist* groß!« — »Aber doch wohl nicht sehr?« — »Nein, natürlich, es hat eigentlich nur ein Zimmer!« Nie überfällt dich dabei der Grieche mit seiner Fürsorge, wie etwa der Italiener, um nachher sofort die offene Hand hinzuhalten. Als eine Griechin sah, daß wir an der Straße etwas angestaubte Trauben kaufen wollten — immer noch, an unsern gemessen, Herrlichkeiten an Frische, Größe und Geschmack — griff sie in ihren Korb und bot uns von den ihren, die wahre Wunder waren, die einzelnen Beeren wie unsre Pflaumen, die ganze Traube etwa zwei Kilo schwer! Ihr irgendeine Geldgabe dafür zu bieten, war eine völlige Unmöglichkeit. Buben, die uns den ganzen Tag das Reit-Maultier betreuten, entfernten sich, wenn wir unsern Mundvorrat hervorsuchten. Eine Einladung, mitzuessen, wurde erst zögernd angenommen, als wir ihnen die Speise hinbrachten; da wäre es wieder unhöflich gewesen, abzulehnen. Die Geste der Ablehnung ist von großer Würde: sie heben die rechte Hand bis zur Höhe des Kopfes, den sie, dich ernst anblickend, etwas zurückwerfen, und sagen: »ὄχι« (ochi).

Also Orientalen, und dabei diese Kultur, von der die ganze Welt noch heute in einem nicht ausmeßbaren Maße abhängig ist! Gibt es irgendwo in der europäischen Kunst, der Architektur, der Plastik Werke, die nicht irgendwelche Wurzelfäden im alten Hellas hängen haben? Griechische Kapitelle, Gesimse, Gebälke beherrschen heute noch die Baukunst. Die griechische Sprache mußte, als sie vor hundert Jahren neu erstand, alle Kulturbegriffe neu bezeichnen, denn das griechische Volk,



Akrokorinth mit dem Apollotempel

das sich damals zum Freiheitskampf erhoben hatte, war ein reines Bauern- und Hirtenvolk ohne Kultur. Es gelang in dem Maße, daß das heutige »Griechisch« kaum ein Fremdwort enthält. Hatten doch inzwischen die Völker des westlichen Europas für die meisten ihrer Errungenschaften und Erfindungen in Wissenschaft, Technik und Zivilisation auf die Wortstämme der alten griechischen Sprache zurückgegriffen, und so hatte diese gerade in den Kulturbegriffen trotz allem unausgesetzt pulsend weitergelebt.

Türkische Statthalter — die Stellen wurden in Konstantinopel an den Meistbietenden versteigert —, die von ihrem Rechte, nach eignem Ermessen Steuern einzuziehen und jegliche Strafe, selbst die Todesstrafe, nach Gutdünken zu verhängen, reichlich Gebrauch machten, um als reiche Leute die Stelle einem Nachfolger zu überlassen, hatten Jahrhunderte hindurch alles kulturelle Streben unterdrückt. Die Blutsteuer, die in kurzen Abschnitten die schönsten und intelligentesten Knaben zwangsmäßig in das Janitscharenkorps nach Konstantinopel entführte, noch mehr. Wenige Völker haben einen solchen Leidensweg hinter sich. Über wenige Völker sind solche Blutmischungen gewaltsam hereingestürzt. Wenn auch die Theorie Fallmerayers, daß in den Adern des heutigen Griechen kein Tropfen althellenisches Blut fließt, unhaltbar ist, eine reichliche Rassenmischung fällt sofort in die Augen. Das hindert nicht, daß der heutige Grieche im Denken und Fühlen Geist vom Geist seiner Vorfahren, der großen Hellaszeit, bis in die kleinsten Züge aufweist und nicht minder leidenschaftlich hellenisch empfindet wie sie.

Des Rätsels Lösung ist das L a n d.

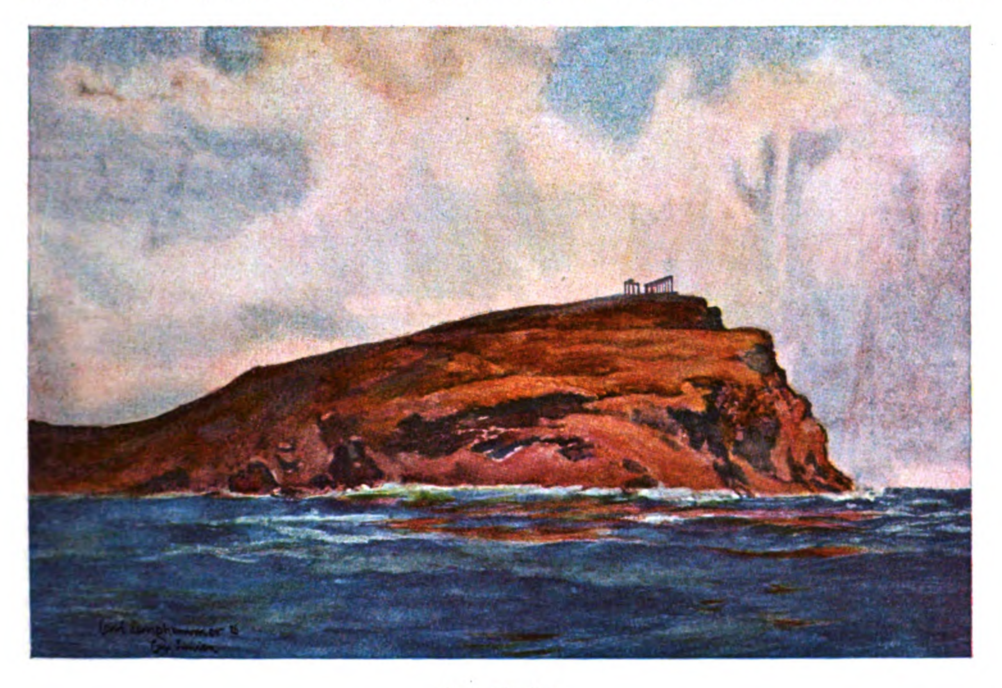
Dieses Land voll der gewaltigsten Gegensätze, dieses Land der Weltfahrer bei eigner engster Armut und Beschränkung, dieses Land schrofffster Wildheit und Rauheit und daneben der formvollendeten Schönheit von höchstem Adel. Es gibt Gebirgslinien, die wie von einem gewaltigen Meister der Architektur gezogen erscheinen. Und dieses Land hat die Kraft, sich seine Bewohner anzupassen. Und nicht nur diese: Sieht man die Akropolis auf ihrem Felsen emporragen, so kommt einem zunächst kaum zum Bewußtsein, daß das Bauwerke von Menschenhand sind, die da oben dieses unvergleichliche Bild formen: wie aus dem Felsen und mit ihm emporgewachsen erscheint alles. Denn auch die Gebirgszüge im Halbkreise herum, Lykabettos, Hymettos, Pentelikon, sind in all ihrer kahlen Wildheit so streng geformt, daß ihre Umrißlinien wie Werke höchster unbegreiflicher Kunst erscheinen. Es ist sehr merkwürdig: Überall kommt der stumpfe Winkel zum Vorschein und das Ausklingen der Linien seiner Schenkel, wie wir es anderseits

überall in den dreieckigen Giebelfeldern erblicken, den Bekrönungen der antiken Tempel. Ein organischer und unlöslicher Zusammenhang!

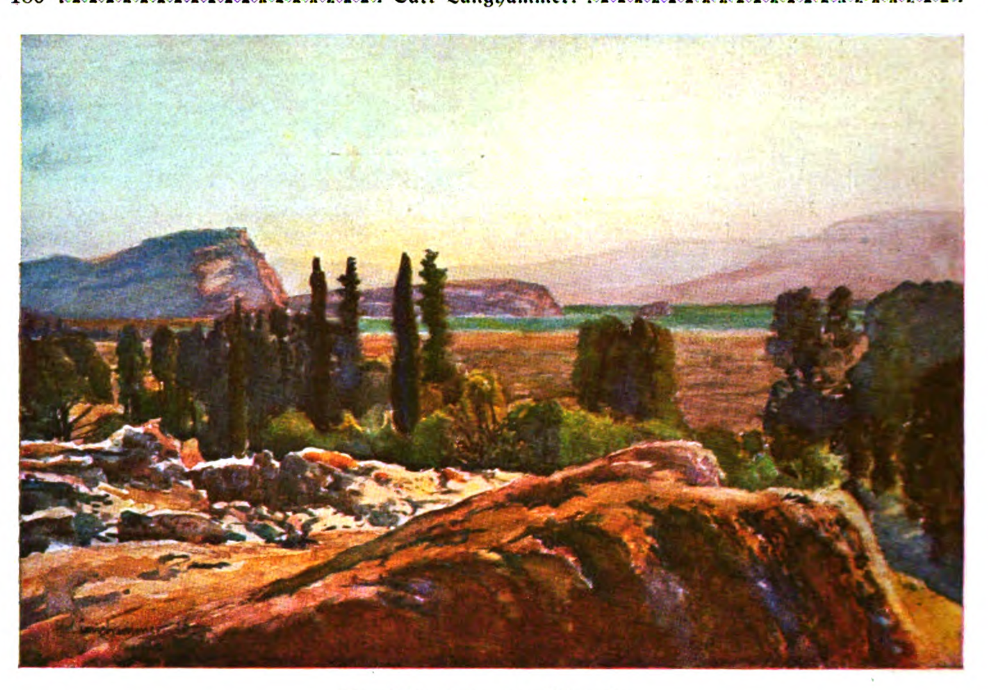
Ganz andre Eindrücke wecken die geringen Reste, die vom alten Korinth noch vorhanden sind. Auf dieser Einöde, die sich stundenweit zwischen dem riesigen Burgberg Akrokorinth und dem Meere ausdehnt, lag breitgelagert einst eine gewaltige Stadt mit einem das Mittelmeer beherrschenden Hafen und einer Bevölkerung, die an Reichtum und Üppigkeit am Mittelmeer nicht ihresgleichen hatte. Als der Übermut bis zu offener Auflehnung gegen den allmächtigen Schutzherrn Rom gediehen war, zerstörte dieses die Stadt von Grund auf und verkaufte die Einwohner in die Sklaverei. Über hundert Jahre lag die Stätte öde und verlassen. Cäsar siedelte eine neue Kolonie dort an, und in wenigen Menschenaltern war der alte Stand erreicht. Die Stadt reichte wieder von der Burg bis ans Meer und hatte wieder zwanzig Kilometer Umfang. Und wie der neue Reichtum auf Leben und Sitte wirkte, darüber belehren uns die beiden markigen Korinther-Briefe des Apostels Paulus, in denen er dieser reichsten und üppigsten, aber auch sittenverderbtesten Stadt des damaligen Griechenlands einen Spiegel vorhält. Mehrfach sind noch Zerstörungen und neue Herren über die Stadt hinweggezogen: die Türken, die Venezianer und dann wieder die Türken. Und heute? — Wo der Türke herrscht, bleibt nicht viel stehen. Am Meere liegt ein klägliches Provinzstädtchen und mitten zwischen dem Burgberg und dem Meere ein Weiler von wenigen Häusern, die gruppiert sind um die einsam emporragenden Säulen, die Ruinen des alten Apollotempels, die alles miterlebt haben. Die amerikanische Archäologen-Schule hat einige Reste des römischen Korinth ausgegraben, die von der Großartigkeit der Anlage eine Idee geben und die tief unter der heutigen Oberfläche liegen. Welche Schicksale, Menschen von Menschen bereitet! —

Eins der wunderbarsten Beispiele dafür, wie Natur und Baukunst bei den Alten auseinander emporwuchsen, ist die Südspitze von Attika, das Kap Sunion. Der Poseidontempel, der auf diesem Kap der Stürme den Meeresgott günstig stimmen sollte, wächst mit seinen weißen Marmorsäulen wie ein bekrönendes Naturgebilde aus dem Gipfel des Vorgebirges empor, das mit seiner eignen glühenden Farbigkeit und dem Schimmer des Meeres, das an dieser Stelle von unbegreiflichem Blau ist, an sich eine phantastische Schönheit besitzt.

Nicht weit von Korinth — es ist in Griechenland alles nicht weit, nur die Eisenbahn fährt nicht über 25 Kilometer die Stunde — führt uns der Schienenweg an den Meerbusen von Nauplia. Den umgaben die homerischen Königreiche Mykenä, Argos, Tiryns. Die ungeheuerlichen Menschenschicksale, deren Gedächtnis diese Namen wecken, lassen einen an große mächtige Königreiche im wahren Sinne des Wortes denken.



Kap Sunion



Der Meerbusen von Nauplia

Nun, wenn man an diesem lichterfüllten Golf von Nauplia steht, sieht man sie alle liegen, die Königsburgen, keine von der andern weiter als 30 Kilometer entfernt. Die Königreiche schrumpfen zu Raubgrafschaften zusammen. Aber welch eine Macht sich in diesen Raubburgen verbarg, das wird einem klar, wenn man auf den Spuren der deutschen Archäologen wandelt, die in jahrzehntelanger entbehrungsreicher Arbeit Mykenäs, Tiryns' Schätze aufdeckten und der Welt wiedergewannen. Die Namen Schliemanns, Dörpfelds und jetzt Karos, der zurzeit in Tiryns gräbt, mit seiner echtdeutschen Art zugleich die Herzen der Griechen dort für sich und damit für Deutschland gewonnen hat, sind Marksteine der Forschung und bedeuten vollkommen neue Erkenntnisse über Wesen und Ursprung der ganzen altgriechischen und mykenischen Kultur. Dieser Burgfels von Tiryns, der, wenn auch in ziemlicher Ausdehnung, doch kaum höher als zwanzig Meter aus der Ebene emporragt, hat an sich etwas Heroisches. Wenn auch nur die Grundmauern der alten Burg und ihre Unterbauten noch erhalten sind, sie haben uns tiefe Einblicke in die Baukunst und die Zivilisation ihrer alten Bewohner eröffnet. Wir wissen zwar noch immer nicht und werden es vielleicht nie wissen, wie hoch wohl die Gebäude dieses Königspalastes waren, ob sie mit flachen oder schrägen Dächern gedeckt waren, aber das Bad des Fürsten mit all dem erstaunlichen Zubehör von unterirdischen Entwässerungskanälen ist aufgedeckt worden; Malereireste an den Wänden, die durch ihren Stil die Verwandtschaft mit jenen lebensprühenden Malereien in Kreta beweisen. Wir staunen, wenn wir an den Grundsteinen der Torpfosten am Palasteingang den Schnitt der Steinsäge nachfühlen, mit der diese gewaltigen Blöcke zugeschnitten sind. Wir staunen noch mehr, wenn wir in den durchschnittlich acht Meter dicken Mauern diese ungeheuerlichen, viele Tausende von Kilo schweren, zwei bis drei Meter langen, ein Meter starken Steinblöcke entdecken, die da als Torbalken, Schwelle und Pfosten aufgerichtet sind. Unbegreiflich, wie man sie bei den damaligen mechanischen Hilfsmitteln hat handhaben können, als wären sie leichte Holzbalken. Dann diese aus unbehauenen gewaltigen Steintrümmern hochgewölbten Gänge unter der Oberfläche des Burgfelsens! Alles rein pelasgisches Mauerwerk, ohne Mörtel ineinandergefügt! Schon Homer sind diese Mauern als Wunder erschienen. Ihr Bau setzt die Arbeit unzähliger Menschen — sicherlich Sklaven — voraus. Welch eine Macht verkörpert er auf diesem kleinen Flecken Erde! Welch ein Reichtum aber hier auch herrschte, das zeigen die erst kürzlich in einem Grabe in der Nachbarschaft aufgedeckten Goldfunde, Gefäße und Schmuck von einer künstlerischen Schönheit und einer technischen Vollendung, die noch keine Zeit nachher übertroffen hat, auch nicht die Zeiten der höchsten Kunstblüte in Italien. Und entstanden ist das alles gut tausend Jahre vor Perikles, vor der Zeit, die wir gelernt haben als die Blüte Griechenlands zu bezeichnen.

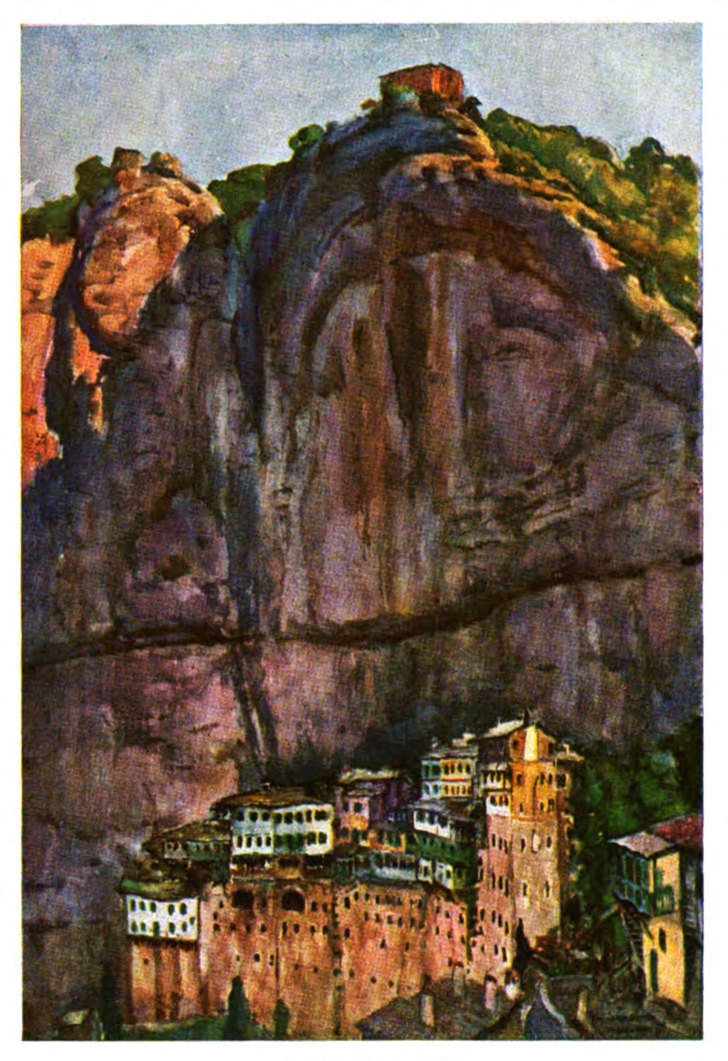


Die Burg von Tiryns

Bereist man Griechenland in seinen verschiedenen Teilen, so drängt sich als die wesentliche Erscheinung der Lebensauffassung, bei den Alten wie bei den Heutigen, derselbe Eindruck auf: das Leben des griechischen Menschen war im Altertum und ist heute durchtränkt von Religiosität. Die Alten lebten mit ihren Göttern, jenem frohen und heiteren Olymp-Volke. Sie waren unlösbar mit dem Leben jedes Einzelnen wie des Staates verbunden. Eine Art erhöhten Menschentums stellten sie dar, mit Liebe und Haß, aus Sympathie geborener Hilfe für den Schützling und aus Abneigung erzeugter Befeindung seines Gegners. Man rief nicht nur ihre Hilfe an in schwieriger Lage, man bat um ihren Rat durch das Orakel, man gab ihnen auch die Schätze des Staates in Verwahrung in ihren heiligen Bezirken. Welche gewaltigen materiellen Opfer hat dieses doch immer sehr kleine Griechenvolk gebracht, um eine solche Fülle der herrlichsten Bauten aufzuführen als Stätte für die Götter und ihre Verehrung! Welch eine Priesterschar setzten anderseits diese Kultstätten voraus!

Und heute?

Genau so ist das, was einem im Griechenland von heute zunächst in die Augen fällt: das Land ist übersät mit Kirchen und Klöstern. Die Armut mag noch so groß gewesen sein, für Gotteshäuser war immer Geld da. Und von dieser heutigen Religiosität ist das nationale Leben ebenso wenig zu trennen, wie es das im Altertum war. Man muß erlebt haben, in wie innigem gemeinsamem Verkehr die zum größten Teil blutarmen Priester mit der Bevölkerung leben, wie sie in dem in jedem kleinsten Flecken vorhandenen *Καφενειον* (Kapheneion = Kaffeehaus) mit den Mitgliedern ihrer Gemeinde die nationalen Tagesfragen diskutieren, und jeder Grieche ist heute, wie im Altertum, ein politisch leidenschaftlich entflammter Patriot. Da der Priester nicht dem Zölibat unterliegt, hat er innigstes Verständnis für die häuslichen und familiären Sorgen des Familienvaters, denn er ist selbst einer und muß oft den Unterhalt für sich und die Seinen aus einem Nebenerwerb verdienen, dem Ackerbau, auch dem Handel, was aber, wiederum bezeichnend, seiner priesterlichen Würde in den Augen seiner Gemeinde keinen Abbruch tut. Es war einer der rührendsten Eindrücke, die ich erlebte, als ich sah, wie — und das in Athen dicht bei der Akropolis — ein patriarchalischer alter Geistlicher zunächst die Glocken seines Kirchleins läutete, dann mit seinen sich sammelnden Andächtigen die Stühle für sie in das Kirchlein trug, und wie alle sich dann nach dem Gottesdienst freundschaftlich von ihm verabschiedeten. Das, was Klerus und Nation so innig zusammenkittet, ist das große Geheimnis: der Gottesdienst ist von A bis Z griechisch. Auch der Ärmste der Armen im Geist erlebt ihn mit seinem Herzen, denn es steht kein fremdes Wort zwischen ihm und seinem Gott. Da nun auch die Kirche sich mit dem reichlichen Heiligenwesen und der Heiligenanbetung dem aus dem Altertum polytheistisch eingestellten Religionsbedürfnis des Volkes



Kloster Megaspiläon

beim Eintritt dem Kloster übereignen, ohne persönliches Eigentum unter einem selbstgewählten Abt in ökonomischer Gemeinsamkeit. Anders in den idiorhythmischen Klöstern. Hier bekommt jeder Bruder ein Stück Land, das er mit seinem Gehilfen bebaut und von dessen Ertrag er lebt. Die Folge ist natürlich sofort, daß Vermögensunterschiede eintreten. Bezeichnend trat dies für mich in Erscheinung, als ich einer Messe in einem solchen Kloster beiwohnte: neben erbarmungswürdig zerschlissenen und abgetragenen Kleidern beim einen Mönch sah man elegante, peinlich saubere seidene Kaftane beim andern. Im allgemeinen wird man fehlgehen, wenn man in diesen Mönchen etwa Gelehrte sucht, nur wenige verstehen und pflegen die unermeßlichen Schätze der Bibliotheken.

durchaus anpaßt, so ist auch hierin das innigste Verhältnis vorhanden.

Eine besondere Stellung nehmen in Griechenland die Klöster ein, deren es über 170 gibt. Nicht nur, wie der Athos, als Hüter der kostbaren Handschriften, Bücher und Dokumente der Religion wie der Kultur Alt- und Neugriechenlands. In dem so wenig auf Verkehr eingestellten Lande erfüllen sie außerdem die Aufgabe, überall eine Gaststätte, wenn auch oft eine dürftige, zu bieten. Im Kloster kann man immer Nachtlager bekommen, sofern man vor Sonnenuntergang eintrifft; zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sind die Pforten geschlossen. Die Klöster und das Zusammenleben der Mönche in ihnen beruhen auf zwei verschiedenen Systemen. In den zenobitischen Klöstern leben die Brüder, die ihr ganzes Vermögen

Eins der eigenartigsten Klöster ist Megaspiläon, das größte Kloster nächst dem Athos. Im Peloponnes, unweit des Korinthischen Meerbusens, aber annähernd tausend Meter hoch in einer gewaltigen Gebirgslandschaft, liegt es mit dem Bienenstock seiner kleinen Einzelhäuschen, die aber im ganzen doch wieder ein bauliches System bilden, wie angeklebt an eine ungeheure Felswand. Es ist nicht leicht zu erreichen. Zunächst fährt man 700 Meter hoch mit einer Zahnradbahn, und dann muß man noch 300 Meter wahrhaft halsbrecherische Pfade an Abgründen entlang und über Felsstürze und in dem trockenen Bachbett empor auf Saumtieren reiten. Wenn man aber oben ist, dankt einem der Eindruck dieses einzigartigen Berglandes die Mühsal des Weges. Und — welche Überraschung! — man findet Unterkommen in einem der bestgepflegten Hotels Griechenlands; das Kloster hat es als eine eigne Unternehmung gegründet, und unter seiner Oberaufsicht wird es bewirtschaftet. Hier oben in dieser unzugänglichen Einsamkeit war vor hundert Jahren die Wiege des griechischen

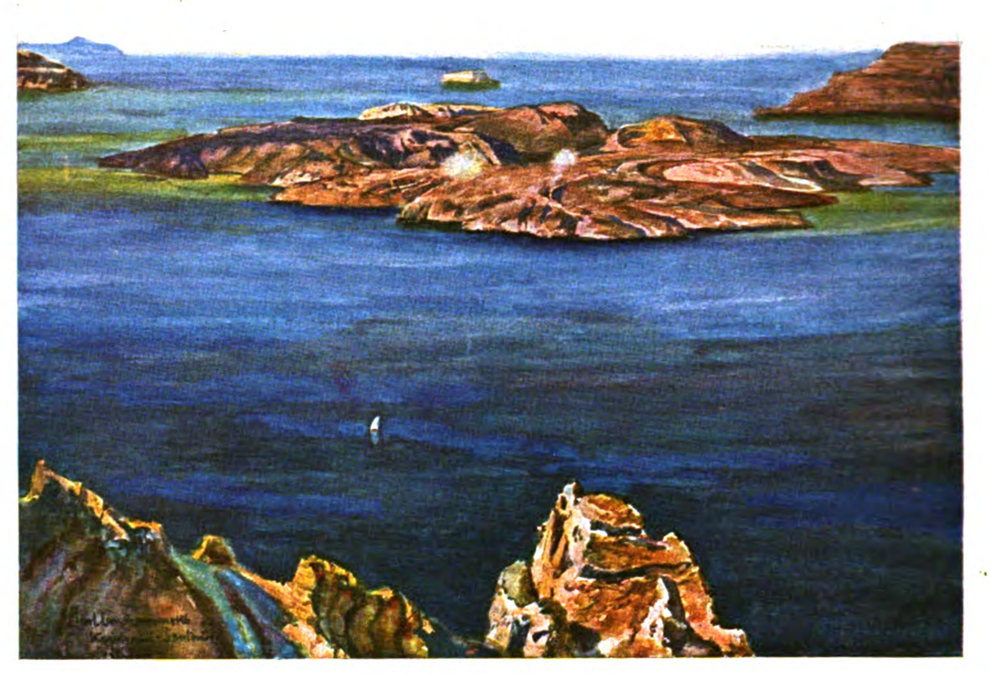
nationalen Erwachens. Hier brachen die Aufstände aus, die dann zu den Freiheitskriegen und zum Abschütteln des Türkenjoches führten. Stolz zeigte der diensthabende Bruder im Kloster Megaspiläon die Andenken hieran.

Der Ursprung von Megaspiläon reicht bis in das vierte Jahrhundert zurück. In der Felswand öffnete sich eine ungeheure Höhle. In diese Höhle wurde zunächst eine vollständige kleine Kirche mit all den byzantinischen Kuppelchen eingebaut und davor dann das System der Wohnhäuschen für die Mönche und der Gemeinschaftsräume. Hierzu waren gewaltige Untermauerungen nötig, und trotzdem hängt noch alles an der Felswand, wie Schwalbennester.

Griechenland ohne die Inseln ist nicht Griechenland. Sie sind ein untrennbarer Teil dieses Landes. Es kennzeichnet die Zusammengehörigkeit, daß man kaum einmal k e i n Land mehr erblickt, wenn man zwischen den Zykladen fährt. Es lehrt auch verstehen, daß schon im Altertum ohne Kompaß und sonstige nautische Hilfsmittel der lebhafteste Schiffsverkehr zwischen diesen Inseln herrschte, bis nach Kleinasien und Kreta hinüber. Man versteht, daß Kleinasien und Kreta durchaus griechisch waren. Selbst mit kleinen Schiffen konnte bei dem beinahe immer günstigen Wetter dieses gesegneten Erdstrichs der Verkehr dauernd aufrechterhalten werden. Bei all dem gesamtgriechischen Geist, der alles beherrscht, hat doch jede einzelne Insel ihren eignen Charakter. Syros, Naxos, Delos! Den eigensten aber Santorin, das antike Thera. Man fährt zwar vom Piräus aus 24 bis 36 Stunden mit nicht immer ganz einwandfreien Schiffen dorthin, aber was man dann zu sehen bekommt, ist eine Märchenwelt von solcher Phantastik, daß jede Strapaze klein wird, die man überwinden muß, um in dieses Wunderland zu gelangen. Santorin war ursprünglich — hier greifen geologische Zeitmaße Platz — ein gewaltiger Vulkan im Meere. Eine ungeheure Katastrophe ließ dann die ganze Mitte dieses Vulkans ins Meer versinken; nur drei Stücke vom Rand blieben stehen, eine größere und zwei kleinere Inseln bildend, die im Kreise um das große von der See ausgefüllte Kraterbecken gelagert sind; es ist immerhin zwischen 6 und 12 Kilometer breit. Die inneren Ränder der Insel sind durchschnittlich 200 Meter hoch, beinahe senkrecht aus dem Meere aufsteigend. Später ist dann inmitten des großen Beckens zwischen den Inseln plötzlich wieder ein Vulkan emporgetaucht, der nun dauernd arbeitet und in immer neuen Ausbrüchen immer neue Krater ansetzt, so daß er heute eine Art Konglomerat von Kratern bildet, deren höchster schon wieder über 100 Meter Höhe hat. Überall steigen Dämpfe auf, Schwefel fließt ab,



Straße nach Thera hinauf



Der Vulkan Kaimeni

nachts glühen die Schrunden in roter Glut auf. Aber von Zeit zu Zeit — zuletzt 1925 — gibt es auch gewaltige Ausbrüche. Ungeheure Stein- und Aschenmassen werden emporgeschleudert, viele hundert Meter hoch, die dann, ins Meer oder auf die Randinseln fallend, große Ablagerungen von Tuff, Zement und Bimsstein bilden. Auf der Oberfläche des Meeres schwimmen oft breitgelagert ganze Schichten von weißlichem Bimssteinkies, die weite Strecken bedecken — eine sehr merkwürdige Erscheinung. Oben auf den steilen Rändern, so am besten geschützt vor den Seeräubern, die noch vor wenigen Jahrzehnten nichts Außergewöhnliches im Mittelmeer waren, liegen die Städtchen Phira, Merovigli und Oia.

Wenn man mit dem Schiff von außen kommt, um den Vorsprung herumbiegt, der den Ausblick auf das Becken verschließt, so ist der Anblick dieses großartigen Kratersees mit den Randinseln und dem rauchenden Vulkan in der Mitte wie eine Erscheinung aus dem Wunderlande — wohl einzig auf unsrer Erde. Das Meer von einer Farbenglut, die selbst in Griechenland unerhört ist, schimmernd von Smaragdgrün bis ins Amethystblau. Die steilen Abstürze der Inselränder sind von den vulkanischen Ablagerungen gestreift weinrot, dunkelviolett, gelbgrau, tiefbraun und schwarz, und oben dann in blendendem Weiß die flachen Gebäude der Städtchen, die wie Märchenschlösser aus Tausendundeiner Nacht dort kauern. Die Häuser sind in bewundernswert geschickter Weise, sich an das zerrissene, steil ansteigende Terrain anschmiegend, aus richtigem Beton gebaut, wozu der Vulkan einen vollkommen fertiggebrannten Zement liefert. So ist aus dem natürlich gegebenen Material dort schon vor Hunderten von Jahren d i e Bauweise entstanden, auf deren Erfindung und Verwendung sich unsre europäischen Architekten nicht wenig zugute tun. Die Wege hinauf sind sehr steil und in Treppen abgestuft, wie überhaupt auf der ganzen Insel kaum ein Weg ohne Treppenstufen ist. Nur Reit- und Tragtiere, meist Maulesel, gibt es, die diese Wege überwinden, die ungeheuerlichsten Lasten (Klaviere!) schleppen, aber meistenteils nicht alt werden.

Steht man dann oben am Rande und überschaut das Ganze, so liegt namentlich abends, wenn die Dämmerung die Einzelformen verschlingt, der rauchende Vulkan wie ein böses, unheimliches Untier auf dem Wasser, inmitten all dieses Friedens wie ein drohendes Gespenst. Das Empfinden, daß jeden Augenblick eine neue schreckliche Katastrophe anheben kann, legt sich wie ein Alb auf einen. Santorin ist von all den Wundern Griechenlands vielleicht das größte.

Die Flucht ins Ewige

Eine Erzählung von Ernst Wiechert

Als die schwere englische Flachfeuergranate, aus dem hohen Abendrot eines wolkenlosen Oktoberhimmels niederbrausend, den Schutt der flandrischen Dorfstätte gleich einem Staubgebirge aufwärts geschleudert hatte, Splitter und knirschenden Schrei über die verstümmelten Gärten jagend, hob die graue und magere Gestalt den Kopf über den Rand des Trichters, noch gebeugt unter dem kalten Fuß des Todes, aber die Glieder schon gespannt zum neuen Wettlauf mit seinem Atem.

Doch blieben die erschöpften Augen des Mannes, unter dem verschmutzten Rande des Stahlhelms vorwärts spähend, für eines Herzschlags Länge auf der Stelle des Einschlags haften, die in ihren Umrissen noch eine Hofstätte erkennen ließ und von der im leisen Abendwind das aufgetürmte Staubgebirge langsam fortzugleiten begann, mit gespenstischem Fließen über Schutt und Ziegel dorfeinwärts wandelnd, wobei die gelb geballte Krone sich mählich seitwärts neigte.

Der Liegende ließ die gespannten Arme wieder sinken und blieb nun regungslos, den Körper auf dem sanften Hang des Trichters, den Kopf über dem zerrissenen Rande. Er lag wie ein Toter, in Haltung und Farbe eingefügt in die dumpfe Leblosigkeit der Landschaft.

»Anders!« schrie eine Stimme vom nahen Eingang eines Stollens. »An ... ders!«

Aber der Gerufene gab keine Antwort, nicht einmal bewegte er die Hand, die grau und verschmutzt auf dem Trichterrande lag. Und seine Augen, geweitet wie von einer Erscheinung, hingen mit der Glut wiedergewonnenen Lebens an dem nun rauchfreien Rande des Einschlags. Dort hatte die Explosion etwas Dunkles und schlicht Geformtes aus der Tiefe der Erde ans Licht geschleudert, was von zwei Handgriffen abwärts stieg zu geschärftem Keile, der mit sanfter Biegung vorwärts stieß und wie mit einem Stabe weiterdeutete, als weise er die Richtung zu ziehender Furche.

Es war ein Pflug, von Rost bedeckt, die Glieder leise verbogen. Seit Jahren mochte er schon unter der Erde gelegen haben, der Sonne entrückt und nur dem Rieseln des Regens erreichbar. Aber keine Verschüttung hatte den Adel seiner Form entstellt, und in der leblosen Wüste unter dem kalten Schein des Abendrots erschien er als ein Lebendiges, ans Licht getreten gleich einer Frage, ob es denn noch immer nicht Zeit sei, daß die Felder sich begrünten und Saat und Ernte den ewigen Wechselgang begännen.

Aus dem hageren und zugeschlossenen Gesicht des Kanoniers Michael Anders von der zehnten Mörserbatterie war nicht zu entnehmen, ob er dieselbe Frage stellte. Er stand in der nun beginnenden Dämmerung neben dem Pfluge und strich mit behutsamer Hand über das kühle Eisen und das glatte Holz der Griffe. Es war nichts Prüfendes oder Berufsmäßiges in diesen langsamen Bewegungen, vielmehr etwas Gedankenloses, wie ein sinnender Mann mit unbewußter Zärtlichkeit über das Haar seines schweigenden Kindes fährt. Noch immer brachen aus dem sich verdunkelnden Himmel die schweren Einschläge nieder, und lautlos glitten die gespenstischen Säulen über das tote Dorf in die toten Felder. Keines Menschen Antlitz oder Rede hob sich lebendig aus dem Schweigen, nur der Hammer des Hasses schlug aus unerkennbarer Weite bald hier und bald dort auf das tote Land.

Der Soldat hob endlich den Blick vom Pfluge und sah über den Rand des Dorfes in die Ebene hinaus. Das graue Gras bewegte sich im leisen Wind gleich der Fläche eines unabsehbaren Meeres, und die Trümmer zerschossener Tanks schienen gleich Wrackstücken in eine trostlose Ewigkeit zu treiben. Eindringlicher als über dem Grauen der Schlachten lag der kalte Blick des Todes über der samenlosen Erde, von der alles Menschliche mit seiner Erinnerung fortgewischt war wie von einem erstorbenen Stern.

Als Michael Anders die Hand vom Pfluge nahm und sich zum Gehen wandte, schien ein Abglanz der Landschaft sich als eine bleibende Form in sein Antlitz geprägt zu haben, und als er mit seinem langsamen Bauernschritt die Hofstätte verließ, lag in seiner Gebärde das Grauen des letzten Menschen, den Gott ausgestoßen hatte aus dem Bereich seiner Hände.

Von diesem Abend ab pflegte Michael Anders, sooft er dienstfrei war, Stunde auf Stunde am Rande des Trichters zu sitzen, eine Hand auf den Pflug gelegt und die Augen auf dem erstorbenen Land. Einmal hatte er versucht, den Rost von der Pflugschar zu entfernen, aber der harte Laut des Metalls erschreckte ihn, als ob er ein Heiligtum zerbräche. Und er verharrte weiter in der Gebärde eines Menschen, der die Wacht an einem Toten hält.

»Was ist denn mit Ihnen, Anders?« fragte der Batterieführer.

Michael stand auf und nahm langsam die Hand vom Griff des Pfluges. »Nichts, Herr Hauptmann,« sagte er mit abgewendeten Augen.

»Weshalb sitzen Sie denn immer bei diesem verrosteten Ding?«

Der Soldat machte mit dem linken Arm eine Bewegung über das graue Feld. »Ich muß dies ansehen,« sagte er schwerfällig. »Mensch und Pflug liegen darunter. Nichts wird auferstehen, nichts ...«

»Sie haben doch einen Bauernhof, Anders?« fragte der Hauptmann nach einer Weile.

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Dann wissen Sie doch auch, daß man eine Scholle nicht nur pflügen, sondern auch verteidigen muß?«

Mit seinen tiefen Augen sah der Soldat ihn schweigend an. Dann wandte er das Antlitz wieder über die leere Ebene. »Zweierlei hat Gott uns gesandt,« sagte er leise. »Seinen Sohn und den Pflug. Und wir? Und dies?«

»Ja, weiß Gott!« antwortete der Hauptmann finster und ging langsam nach dem Stollen zurück. »Gehen Sie da weg!« schrie er böse vom Eingang herüber. »Es ist nicht nötig, daß die Schweine Sie auch noch totschlagen.«

Michael kam nicht dazu, in seiner langsamen und etwas absonderlichen Art dieses Gespräch in die verödeten Kammern seiner Seele einzuordnen und Trost oder Verbitterung daraus zu entnehmen. Denn bald darauf, wie auf einen fremden, aber unwiderstehlichen Befehl, veränderte sich das Antlitz der Landschaft und ihrer menschenerfüllten Höhlen. Ein jäher Riß flammte ohne Warnung oder Vorspiel durch den grauen Vorhang, der über Mensch und Erde hing, und aus den Spalten ergoß sich brüllend über die Horizonte die Schlacht.

Michael sah nichts als den erzenen Leib des Mörsers, der Feuersäulen aufwärts jagte, nach jedem Schuß sich rückwärts bäumend und lautlos, böse wie ein Tier der Tiefe wieder hinaufgleitend. Er sah Tod und Verdammnis nur wie in einem blinden Spiegel, außerhalb seiner Welt und ihm auf keine Weise zugehörig. Nichts als das graue Tier war seine Welt, dessen Leib sie aufrissen, um es zu sättigen, und das den Tod aus seinem Rachen spie, gurgelnd, heulend, mit der verruchten Wollust eines Wahnsinnigen. »Gebt's den Hunden!« schrie der Hauptmann, die zerknüllte Zigarette in der Faust, ein starres Lächeln im grauen Gesicht.

Und sie feuerten, Tage und Nächte. Michael glaubte, daß es Jahre seien. Sie feuerten noch, als neben ihnen nur Flammensäulen standen, mit erschreckender Zähe aus der Erde springend. Sie sahen keines Menschen Antlitz mehr, nur schwelende Krater mit den Leichen von Menschen, Pferd und Geschütz.

»Sie haben uns vergessen,« knirschte der Hauptmann und schlug mit der Faust in die zerfetzte Fernsprechleitung.

Und dann, um die Abendstunde, brach das Gewölbe des brennenden Himmels auf sie nieder, mit weißer Glut ihre brechenden Augen füllend. Nun schwieg das erzene Tier, zu formloser Masse zerschlagen, des Hauptmanns harter Mund, die stöhnende Brust der Kanoniere. Und in dem verstörenden Schweigen, das bald danach die rauchenden Räume weitete, schrie nur die furchtbare Stimme eines Tieres, weiter zurück am Rande der Nacht, eines Pferdes mit zerrissenem Leibe, das den Kopf vom Boden hob und den unsagbaren Jammer seiner Klage über die Erde hinausschrie.

Von ihm erwachte Michael wie über dem Schrei des Jüngsten Gerichts. Er wischte das Blut aus seinen Augen und hob mit sinnloser Gebärde die Arme zu den ersten Sternen. »Niemand wird auferstehen!« schrie er wie ein Rasender zu ihnen empor »Niemand! Hört ihr? Niemand!«

Seine Stimme glitt hinaus wie über die Fläche eines Meeres und verklang echolos im Unendlichen. Dann brach das Schweigen rauschend über ihn nieder und stieß ihn in das Grausen des Verlassenseins. Über Leichen fallend, lief er dem Schrei des Pferdes zu, um das Auge eines Geschöpfes leuchten zu sehen, und sei es in Todesqual.

Hinter dem Rest einer gestürzten Mauer fand er es, daneben das Reitpferd des Hauptmanns, die Zügel in einen Eisenring geschlungen, aufrecht stehend, mit zitternden Gliedern, von Schweiß bedeckt.

Er erschoß das sterbende Tier und tastete nach dem Eisenring. Da sah er das edle und verstörte Antlitz des andern Pferdes dicht vor seinen Augen, und anstatt die Zügel zu lösen, schlang er die Arme um den zitternden Hals und drückte seine kalte Wange an die warme Haut des Tieres. »Wir beide,« flüsterte er, während Tränen in seine Augen stiegen. »Wir beide ...«

Über verschüttete Jahre zurück fand er in dieser Gebärde den Weg in eine andre Erde, auf der seine Hände sich um das Antlitz des Lebens gelegt hatten, um die Wärme einer Ähre, um den Griff des Pfluges, um die Wange eines Kindes. »Wir beide,« sagte er noch einmal, den Kopf des Pferdes an seine Schulter ziehend. »Nicht wahr?«

Dann löste er die Zügel, stieg in den Sattel und ritt in die Nacht, weglos, nur der dunkelsten Stelle des Horizonts zugewendet.

Zeit und Raum fielen aus seinem Bewußtsein wie aus einem gesprungenen Gefäß. Was er sah, waren matte Sterne über einem dunklen Pferdehals und verzerrte Formen der Nacht, einer Straße zerrissenes Band, eines Dorfes klaffendes Gebälk, eine Schar von Schatten, todgezeichnet und todbewußt. Aber es waren ebensosehr Bilder eines Traumes, langsam ihm entgegenkommend und hinter ihm vergleitend. Nur das Pferd war Leben, Wahrheit und beglückendes Sein. Das Blut hatte aufgehört über seine Schläfe zu tropfen, aber Fieber rieselte durch seine Adern, wuchs zu Glut und Frost, verschwand, kam wieder und spielte mit ihm wie mit einer Beute. Es war ein graues Tier, plump und drohend, das sich rückwärts bäumte und wieder aufwärts kroch, mit dem Kopf eines Pferdes, aber ohne Augen, und bei jeder Bewegung schrie

es, den sterbenden Jammer einer gemarterten Kreatur, am Rand der Erde, jenseits alles Erbarmens.

Dann trabten sie schneller durch die verzerrte Nacht, an Kolonnen vorbei, durch den Spuk der Dörfer, über stinkendes Feld. Die Klänge zerbrachen, die Wachen und Schlaf geformt, die Brücken, turmhoch über Abgründen gespannt: das Bataillon, Name, Heimat und Land. Im zackigen Riß des Stahlhelms, den der Splitter geschlagen, rauschte der Wind, nicht Ost- oder Westwind, sondern der Wind Gottes, von einer Erde her, die noch Felder trug, wo Bäume standen, die im Mondlicht klangen. Sie war nicht rechts, nicht links, nicht zu erfragen und nicht zu erkennen. Sie war nur dort, wo das Glühen nicht stand und der Horizont als ein dunkles Tor aus einer brennenden Stadt hinauswies.

Sie schliefen vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang, in verlassene Gräben geschmiegt, in Dörfer, über deren Trümmern eine neue Erde wuchs, in die Fetzen eines Waldes gehüllt, in dem kein Vogel sang. Sie teilten Brot und Zucker aus der Satteltasche des Hauptmanns und beugten sich gemeinsam zu dem schmutzigen Wasser desselben Grabens. Sie trugen das gleiche Elend in Antlitz und Kleid, die gleiche Verwirrtheit, die gleiche Not.

Sie fühlten in gleicher Dumpfheit nach wenigen Nächten, daß die Erde anders war, daß Farben und Klänge versanken, die lange Jahre sie umschlossen hatten. Aber erst als sie am Ausgang der dritten Nacht über eine hölzerne Brücke ritten und der dumpfe Schlag der Hufe in Schlaf und Fieber drang, schrak Michael im Sattel auf und zog die Zügel an. Das weiße Licht des Ostens schien ihm in die schmerzenden Augen, und riesige Pappeln standen vor dem aufscheinenden Gewölbe des Himmels, mit schweigenden Kronen bis an seine Kuppel reichend. Unter ihm floß das dunkle Wasser, vom Licht überglänzt, von eines Deiches grüner Wand geleitet, und zu beiden Seiten, von Nebel verhangen, breitete sich die Erde des Friedens, der sanfte Schein gemähter Felder, der dunkle Saum eines fernen Waldes, das Band einer Straße mit eines Vogels ruhigem Schrei über ihrem stillen Weg.

In der scheuen Demut der Kranken und Träumenden löste Michael den Sturmriemen und nahm den Stahlhelm ab. Etwas Hartes und Kaltes löste sich aus seinem schmerzenden Haar, glitt über seine Schulter und schlug mit hellem Klang auf die Balken der Brücke. Er neigte sich und sah den gezackten Splitter grauen Stahls unter sich liegen. Da lächelte er, wobei er fühlte, daß es seinen erstarrten Lippen Schmerz bereitete, und faltete die Hände über dem Helm auf dem Sattelknopf. Er sah geradeaus ins Licht und spürte den Wind der Frühe um seine heißen Schläfen. Er sah den Schaft der Pappeln aufwärts stürmen ins Unendliche und hörte den Ruf des Vogels über seinem Scheitel. Die Erde roch nach Korn und sanfter Verwesung, und das Rauschen des Wassers stand unter seinen Füßen als eine Gewähr der Ewigkeit.

Und plötzlich, im Wachsen des Ergriffenseins, stand er von fern im sich erhellenden Land und sah sein eignes Bild auf der Brücke dunklem Bogen: das Pferd mit gesenktem Kopf, geschlossene Lider über traurigem Blick, und im Sattel die gebeugte Gestalt, die Stirn geneigt, die Hände auf dem zerschlagenen Helm. Er sah den roten Schein auf der ziehenden Flut und darüber Mensch und Tier, vom Schwung der Brücke wie in den Himmel gehoben, die Schultern vom Licht gebadet, aus Dunkel aufwärts steigend. Und er sah dieses Bild aus Raum und Zeit sich lösen, hinter den Schmerzen und hinter den Verwirrungen, Kind und Greis gleichsam umfassend, in der einfachen Klarheit biblischer Handlung, aus Gottes Befehl geboren und zu ewigem Symbol geformt. Und er wußte nun, daß es mehr war als ein Fluß mit klingendem Namen, was unter seinen Füßen zum Meere rauschte, und mehr war als einer Brücke dunkles Gebälk, worauf er in den Morgen ritt.

Sie tranken am Fuß des Deiches, beide auf den Knien, und wandten sich dann von der Straße ab, dem Walde zu, der den Rand der Ebene schloß. Der Fluß schwang sich im Bogen zurück, und zwischen Deich und hohem Gehölz fanden sie ein weißes Haus, vor dem die Blumen des Herbstes leuchteten. Der Tau lag auf den Gemüsebeeten, und über den Wiesen hing noch der Nebel der Nacht. Aber in den Rüstern des Hofplatzes schrien die Stare, und unter den gelben Kronen war die Luft warm und gleichsam umfriedet wie die Luft einer Stätte, wo Mensch und Tier von den Früchten der Erde leben.

Über den Zaun hinweg sah Michael auf die hohen Stoppeln der Felder, die noch nicht umgebrochen waren, obwohl es an der Zeit war, und von da auf den Pflug an der Wand des Schuppens, an dessen Schar keine Erde war. »Wir müssen dieses Feld pflügen,« sagte er in den Träumen seines Fiebers, »damit sie Brot haben, die letzten Menschen.« Und er stieg mühsam aus dem Sattel und faßte nach den Griffen, als ob er gleich beginnen wolle. Doch grub sich plötzlich ein brandiger Trichter vor seine Füße, und er hörte die Stimme des toten Hauptmanns ihn fragen, weshalb er da immer sitze. Da sank er auf den Holzklotz nieder, an den der Pflug gelehnt war, behielt aber die beiden Griffe fest in seinen Händen und starrte so mit wirren, sich wieder verlierenden Augen in das erste Sonnenlicht, das über die Hauswand glitt und dessen

Leuchten ihn erschreckte. Das Pferd, mit hängenden Zügeln, stand vor ihm, den Kopf an seinen Knien.

Als die junge Frau die Tür öffnete und der Glanz der Sonne sie wie in einem Rahmen überfloß, ihr rotblondes Haar, ihre weißen Arme und den blauen Rock, schloß Michael die Augen und senkte die schmerzende Stirn bis auf seine Hand, wobei sein Körper langsam abwärts zu gleiten begann.

Sie sah sein Blut auf Wange und Schulter und trat, blaß geworden, schnell an seine Seite. »Wat is er gebeurd?« fragte sie leise. »Waar komt u vandaan?«

Er lauschte, als klinge ihre Stimme tief aus der Ferne des Waldes. Aber gleichzeitig fühlte er, wie er tiefer und tiefer in den Trichter zu seinen Füßen sank, mitsamt dem Pflug und dem Pferde und der Frau, die aus der Sonne kam. Das Licht wuchs und brauste noch einmal auf mit dröhnenden Klängen, die wie Trompeten über die Erde schollen, dann fraß der Trichter auch sie, und der Wirbel schlang sie in die Tiefe. »Das Feld,« murmelte er mit furchtbarer Anstrengung, »... das Feld ... Mutter!« schrie er, »hilf mir!«

Dann fing sie ihn auf und trug ihn mühsam in das Haus.

Michael Anders ging hinter dem Pfluge her und sprach zuzeiten leise mit seinem Pferd. Er trug einen grobgewebten Kittel, der ein wenig kurz war für die Länge seiner Glieder und ihn knabenhaft erscheinen ließ, und eine blaue Mütze, wie die Schiffer auf den flämischen Flüssen sie tragen. Das Fieber war aus seinen Augen gewichen, aber ihr Blick war tief nach innen gekehrt und mit seherischer Inbrunst der Furche zugewendet, die er zog. Das Feld war von Sonne überflossen, und in den Pappeln des Deiches wühlte der Wind, der vom Meere kam. Die Welt lag eng und gehütet zwischen Deich und Wald, und nur der Keil der Wildgänse wies mit wanderndem Pfeil aus ihrem Frieden in eine andre Ferne.

Jedesmal, wenn Michael den Pflug wendete, zog er die Leine an und lauschte eines Augenblicks Länge nach dem Deich hinüber. Es war wohl sinnlos, aber konnte es nicht sein, daß hinter der grünen Wand, weit, ganz weit nach Westen, jener dunkle, nicht endende Ton erklänge, mit dem die Früchte über eine Tenne rollen? Dann stieß er das Eisen in die braune Erde und beugte sich tiefer, um sich von dem Rauschen erfüllen zu lassen, mit dem die Scholle sich wendete. War es nicht größer als des Meeres Ton und größer als des Waldes Atem? War es nicht des Menschen heiligste Gebärde, gleich der, mit der er Leben aus menschlichem Blute hob?

Er gedachte seines Hofes weit hinter jenem Walde und seiner armen Erde, auf der wohl Kreuze stehen mochten, und daß der Tod über seinem Haupte stehen würde, wenn er dort hinter dem Pfluge herschreiten wollte. Und er blickte in dunkler Verwirrung zu den weißen Wolken auf, deren Schatten geruhig über die Erde wandelten, nicht gut und nicht böse, nur vom Winde getrieben und von der Sonne beglänzt.

Dann kam Charlot über das Feld. Der Rhythmus ihres Schreitens war gleich dem eines sanften Tieres, unbeengt von Gier und Bangen. Kleid und Antlitz leuchteten, als käme sie wie an jenem Morgen aus der Sonne. Der Schatten der Wolke ging über sie hin, veränderte ihr Bild und ließ es wieder erstrahlen, als er sie verließ. Sie lachte mit ihrem Kinde, das sie auf dem Arm trug, mit dem ungestörten Lachen einer Mutter, und sah dann mit einer Hebung des Hauptes zu den Wolken auf, so frei und stolz, als brauche sie nur die Hand zu heben, um sie anzuhalten auf ihrem Gang und sie nach Gottes Wandel zu fragen wie nach eines Nachbarn Geschick.

»Du sollst essen,« sagte sie, den Korb vor Michael auf die Erde setzend. Dabei strich sie dem Pferd über die warme Kruppe und ließ ihre Hand in der Sonne liegen.

»Es waren viele hier vor dir,« sagte sie, auf ihn niederblickend. »Man schickte sie zur Arbeit ... aber sie haben anders gepflügt. Wer hat dich geschickt?«

»Gott!« erwiderte er, die Augen zu ihr aufgehoben.

Sie sah über den Deich hinaus, als denke sie dem Sinn dieses Wortes nach, aber die großen Linien ihres Antlitzes veränderten sich nicht. Nur die Hand auf dem Körper des Pferdes öffnete sich langsam, als sollte die Sonne sie mehr durchwärmen. »Pflügst du, weil du nicht sterben willst?« fragte sie.

Er legte die Hand so fest um den Pflug, daß weiße Streifen in ihrer Haut erschienen. »Ich bin ein Bauer,« sagte er schwer. »Und ich will nicht sterben, weil ich pflügen muß ... es ist nicht dasselbe.«

»Nein,« wiederholte sie nach einer Weile, »es ist nicht dasselbe.« Dann nahm sie eine Scheibe Brot aus ihrem Rock und fütterte das Pferd.

Als er aufstand, beugte sie sich nach dem Korb. »Ich hasse den Krieg,« sagte sie leise. »Sind nicht Korn und Kinder auf der Erde, um sie schön zu machen?«

Das Pferd zog schon an, und so schwieg er.

Sie ging noch neben ihm her, bis er den Pflug wendete. »Wie ist dein Name?« fragte sie langsam.

»Michael,« erwiderte er. Dann hielt er noch einmal das Pferd an. »Die ... Kleider ...,« begann er schwerfällig, »ich wollte nicht fragen ... sind sie von deinem Mann?«

Ihr schwerer Mund lächelte ein wenig und wurde gleich wieder ernst. »Sie sind von meinem Bruder. Er ist gefallen. Mein Mann ist gefangen, schon zwei Jahre. Du kannst sie ruhig tragen, niemand hat sie angehabt... er war so alt wie du.«

Als sie sich von seinen scheuen Augen wandte, die noch geblendet waren von dem neuen Leben, wußte sie, daß er noch keinem Weibe weh getan, und sie schritt nach ihrem Hause zurück, als trage sie Sonne und Glück als eine Last auf ihren Schultern.

Am Abend, während das Kind schlief, standen sie nebeneinander auf der Krone des Deiches und blickten hinaus. Unter dem Nebel hörten sie den Fluß gehen und dahinter einen Vogelruf über dunklem Land. Man sah kein Licht und keines Menschen Zeichen, nur das abendliche Feuer sank mählich im Westen nach dem Rand der Erde. Es war nun alles weiter und ernster als unter dem Spiel des Tages und der Duft der Verwesung eindringlicher in der stiller gewordenen Luft. Und es war schön, in eines Menschen warmer Nähe zu sein und in eines Hauses still gefriedetem Bereich, wo die Stimme des Wassers eintönig vorüberklagte und die Wandlung der Erde unvergeßlich sich enthüllte.

Charlot hatte den Knoten ihres Haares mit den gefalteten Händen umfaßt und lehnte so an dem warmen Stamm der Pappel. Ihr sanfter Blick hing ohne Trauer am vergehenden Abendrot, mit dem Gleichmut eines Tieres oder eines Kindes, dessen Leben nicht über den Rand seiner Erde reicht und das des Besitzes der kommenden Tage so gewiß ist wie des Atems in seinem Munde.

»Dort ist es,« sagte Michael, geradeaus blickend und ohne die Hand zu heben. »Dort liegen sie, und dort war es, wo das Pferd schrie.«

»Es ist immer dasselbe,« erwiderte sie ruhig. »Wir tragen sie mit Schmerzen, und dann schlagen sie einander tot. War es nicht so mit Kain und Abel? Aber der Engel vor dem Paradiese war der erste, der ein Schwert trug, und so mag es wohl Gottes Wille sein.«

»Es ist nicht dein Wille?« fragte er.

Sie wandte sich lächelnd zum Gehen. »Mein Wille ist, daß Korn wächst und Wolken ziehen, daß Tiere miteinander spielen und Kinder auf einer Wiese lachen. Und ich glaube, daß die Erde denselben Willen hat.«

Der Mond kam ihnen entgegen, als sie über das Feld gingen, und warf die schweren Schatten der Rüstern bis an ihre Füße. Als ein Zweig im Walde brach, schrak Michael zusammen. Wie ein Wild sprang er in den Schatten und blickte sich um. Sie nahm zum ersten Male seine Hand und stand bei ihm wie eine Gefährtin seiner Flucht. »Fürchte dich nicht,« sagte sie. »Niemand wird dich hier suchen, und wenn sie dich suchen, wird dich niemand finden.«

Er wußte, daß es gefährlich war zu glauben, aber der Klang ihrer Stimme, wiewohl fremdartig und seiner eignen Sprache nicht immer mächtig, schuf eine Mauer des Glücks um seine gehetzte Spur, so daß er wieder dem Hause zuging, ihre Hand nun in der seinen haltend. »Sie werden mich töten,« sagte er ohne Trauer, »früher oder später. Aber sicher, wenn es zu Ende ist, das da jenseits des Flusses. Auch wenn sie mich einsperren, werden sie mich töten.«

»Werden sie nicht glauben, daß du schon tot bist?«

»Ja, das werden sie wohl glauben. Sie werden nicht Zeit haben, zu suchen. Sie haben niemals viel Zeit gehabt... aber dann werde ich es ihnen eben sagen.«

»Wirst du es tun?«

»Gewiß werde ich es tun!«

»Wenn ... wenn es zu Ende ist?«

»Wenn es zu Ende ist.«

Sie hob ihr Gesicht dicht vor das seine, um im Schatten seiner Stirn zu lesen. »Bist du ... Kain oder Abel?« fragte sie in plötzlichem Schmerz, der ihre Züge schärfte.

»Ich bin ein Soldat,« erwiderte er traurig. »Denke an die Kleider, die ich trage.«

Dann gingen sie voneinander.

Als Michael das letzte Laken der schweren Saat um die Schulter band und der Schwung seines Armes die Körner über die Erde warf, stand die Sonne schon tief über der flammenden Ebene. Sein Schatten reichte bis an die Wand des Waldes, und er sah ihn neben sich über die Erde schreiten, als reiche er aus der Begrenztheit des Raumes und der Stunde weit hinüber in eine Ewigkeit, die jenseits seiner Hände lag. Es war eine fremde Erde, die er umging, und eine fremde Saat, die er streute, und vielleicht würden einer fremden Sprache Laute über diesen Ähren erklingen, wenn die Ernte nahte. Aber gleichviel: es würde auferstehen. In einer Zeit des Todes würden sie Garben binden, und aus dem Verweslichen würde das Unverwesliche sich heben, ob auch Kain den Abel erschlug noch tausendmal.

Er sang in den Abend hinein, lauter und immer lauter. In den Kammern seiner Seele, ausgefüllt mit den dunklen und ernsten Dingen eines alten Geschlechts, den strengen Bildern der Jahreszeiten, den geheimnisvollen Schalen von Geburt und Tod, erloschen die Flammen der letzten Jahre, die Verwüstung der Erde, die Vergeudung des Lebens, und sein schmaler Weg der Willkür mündete wieder ein in den ruhigen Gang seiner Väter, der vom Pfluge zum Grabe führte, vom Schweiß der Stirn zur Klarheit des Gewissens.

Er verstand die Worte nicht, die er sang. Aber

er fühlte den Bogen der Weise sich immer weiter hinausschwingen über das abendliche Feld, die Wege des Friedens umfassend wie die Horizonte des Todes, als sei er der Sänger eines neuen Jahrtausends und die Gebärde seiner Hand das Zeichen des letzten Bundes.

So groß in aller Schlichtheit waren Lied und Gang des Schreitenden, daß die Frau an den Rand des Feldes trat und auf dem Pfluge saß, um die Schönheit der Stunde nicht zu verlieren. Und während die Dämmerung sich senkte und der Widerklang seines Liedes wuchs, band sie das Kleid über der Brust auseinander und nährte das Kind, weil die dumpfe Ergriffenheit ihres schweren Gefühls nach einem Ausbruch des Lebens verlangte, der zu messen sein könnte an dem, was dort ihr Feld erfüllte.

Und als er zu ihr trat, das lose Laken noch über dem Arm, vermochte sie nichts zu verbergen von der Enthüllung ihres Leibes wie ihrer Seele, sondern blickte nur geradeaus in das schwindende Licht, als sei er nun ihr Eigentum und ihr über alle menschliche Scham hinaus verbunden zum gemeinsamen Anblick alles Großen und Einfachen auf der Erde.

Er hätte wohl, weit hinaus über den Kreis seiner Lebensbilder, vor ihr knien mögen, die ihm solches zu sehen vergönnte, aber er breitete nur in unbewußter Keuschheit das Laken um ihre Schultern, so daß es sie beide umfing, und blickte auf das Antlitz ihres Kindes nieder. In der tonlosen Stille des Abends hörten sie beide den leisen Laut des Lebens von Blut zu Blut hinüberströmen, und sie hielten den Atem an, damit der Klang ihnen nicht entgehe.

Als das Kind nach den Bändern des Kleides griff, blieb Michael noch an Charlots Schultern stehen. »Ich weiß nun,« sagte er leise, »daß ich recht getan habe. Auch wenn sie mich töten werden. Ich weiß, daß der Mensch ewig ist, wenn er über die Zeit sieht wie über ein Feld. Es reicht weiter als die Kanonen, was ich getan habe, viel weiter. Die Menschen werden es bestrafen, und vielleicht müssen sie es tun. Aber Gott wird es nicht strafen, wenn er uns hier sieht...«

Sie antwortete nicht. Vielleicht verstand sie nur weniges von dem, was er sagte. Aber sie wußte, daß er in dem gleichen Kreise stand wie sie, dem engen Kreise, der ihnen zwischen Krieg und Frieden gezogen war und wo die Quelle des ewigen Lebens um so stärker emporrauschte, je näher die Hand des Todes reichte. Und sie zog mit einer schnellen Gebärde der Angst seine Hand auf ihre Brust und atmete dann wieder ruhig, als ihr Herzschlag in ihn hinüberfloß.

Sie saßen vor der Nacht noch auf der Bank am Hause im sanften Licht des Mondes, während die verlorenen Klänge des Waldes die Nacht erfüllten. Charlot hatte den Kopf an die weiße Wand gelehnt und sah zum Monde auf, die Hände ruhig im Schoß gefaltet. Sie wußte den Lauf der Stunden, wiewohl Michael in schweren Gedanken saß, und sie wartete still, daß er spreche.

Aber erst als der Schatten des Baumes sie bedeckte, begann er, geradeaus vor sich hinblickend, mit scheuen Worten an das schwere Geheimnis zu rühren, das ihm noch nicht erschlossen sei und an das der Abend ihn so dicht geführt habe wie nie zuvor.

»Du hast mich gesehen,« sagte er ganz leise, »wie ... wie nur meine Mutter mich gesehen hat ... damals, als ich kam ...«

»Und so habe ich es getan,« erwiderte sie sehr ernst. »Ich wußte, daß ich dich noch einmal anders sehen würde... Weißt du denn nicht, was wir leiden?«

Er sah hilflos in ihr Gesicht, das sie ihm nun zuwandte. Und erst als sie die Arme um ihn legte, verstand er die Stunde auf dem Felde und ihre Güte. Da stand er auf und führte sie behutsam in das Haus.

Ein ganzes Jahr blieb Michael auf dem Hof zwischen Deich und Wald. Hin und wieder schlug eine Stunde der Gefahr bedeutungsvoll in den ruhigen Fluß der Tage, aber wenn sie vorübergegangen war, knüpften Tage und Nächte sich wieder mit ruhigem Herzschlag aneinander. Das Bewußtsein großer, selbst gottgewollter Leistung und die Erfüllung auch der letzten taghellten Stunde mit Wirken und Tat verhinderten, daß träges Behagen oder gar Scham den zerstörenden Schatten auf das Licht des Seienden warfen. Und am Rande aller Zukunft stand die Rechtfertigung alles Glückes: standen Bekenntnis und menschliche Sühne.

Wohl stand Michael noch manche Nacht auf der Krone des Deiches und blickte schweigend nach der dunklen Linie der Erde, über der er alle Sterne kannte. Aber er blickte nicht mehr hinaus wie einer, der einem Schiffe nachsieht, oder wie einer, dessen Augen an einem Trauerzuge hängen. Sie sollen mich töten, dachte er, aber nicht vor der Saat ... Ich will ein Bürge des Ewigen sein, wenn ich zu ihnen gehe.

Er lebte mit der tiefen Glückseligkeit des Schöpfers, und er trank sein Dasein wie eine Gnade. Der Wandel der Jahreszeiten fügte sich wie eine Reihe dunkler Töne zu einem Akkord, wo nicht Armut und Reichtum einander ablösten oder verstießen, sondern wo der Kreis sich langsam und beglückend schloß und die Summe des Lebens vollendete. Er schuf an Haus und Hof und Feld wie Gott am Werke der sechs Tage, aber nach dem siebenten streckte er die Hand nicht aus. Auch saß er nicht wie ein Schöpfer vor dem Ring seines Werkes und betrachtete Form und Bild, sondern er war ein-

geschlossen in ihn, und der gleiche Atem erfüllte sie. Und wie der grüne Schatten des Waldes vor seiner Seele lag gleich einer sanften Speise, die milde Zugeschlossenheit des winterlichen Feldes wie die Apfelblüte des Frühlings, der Gang des Windes über das Sommerfeld wie die weiße Wolke unter dem Mond; wie das Wiehern seines Pferdes, sobald er den Stall betrat, ihn mit demselben Glück erfüllte wie das Lachen des Kindes, wenn er es über seine Schultern hob: so war Charlot mit allem Segen, den sie lächelnd reichte, nichts was darüber wuchs, nicht Fremdheit und nicht Gift, nicht Sünde oder Rausch. Da war der Acker, der Saat trug, aber hier war er noch einmal; da war der Fluß, in dessen Welle man genas, aber Charlot war die gleiche Flut; da war der Wald, in dessen Schatten Sonne fiel, aber Charlot war der gleiche Wald. Sie war ein Tier im Garten Eden, spielend und ernst, lächelnd und fromm. Und Gott hatte ihm eines Menschen Namen und Form gegeben, und der Garten wäre öde gewesen ohne sein Bild.

Und so, wie ein Tier des Waldes, gebar sie sein Kind. Sie lächelte, als er zum nächsten Hofe jagen wollte, um eine Frau zu holen. Sie erfüllte ihn mit Tapferkeit und wies ihn an, ihr hilfreich zu sein, weil keine Scham sie beengte in dem, was Gottes Wille war. Und Michael, der zitternd durch das Unerhörte ging, erkannte, daß nicht im Los der Schlachten die letzte Reife wuchs und daß das Recht des Todes nicht in des Mannes Hand gegeben war.

»Nun ist es unser Kind,« sagte sie, als er es zu ihr legte. »Und du sollst ihn Oogst taufen, denn das heißt die Ernte.« Sie streckte sich lächelnd aus und winkte ihm, zu gehen; und in dieser Gebärde, ruhig und stark wie sonst, lag sowohl ihre Liebe wie die Demut eines Helden, der nach dem Schlaf verlangt statt nach der Krone.

In diesen Tagen, während Michael den Weizen schnitt, erfuhr er von Fahnenflüchtigen, die am Abend den Deich entlangkamen, den Beginn der Wende und die Hoffnung auf den Umsturz in der Heimat. Er sagte nichts, da sie ihn für einen Einheimischen hielten, und starrte nur finster auf ihre verwahrlosten Uniformen. Aber dann stand er lange allein auf dem Deich und blickte über den Fluß, der ihm als eine Grenze erschien zwischen ihm und jenem Geschehen. Seine Gedanken wurden schwer und verwirrten sich, und er strich mit der harten Hand über seine Stirn, bis er wieder ruhig in die Sterne sehen konnte.

Als es dunkel geworden war und er sich eben zum Hause wenden wollte, erschien im Westen, ein Stück über dem Horizont, ein heller Stab am dunklen Gewölbe und stand regungslos, mit mattem Licht, über der unsichtbaren Erde. Und als er sich vorbeugte, von der Erscheinung betroffen, glitt der Stab, erschreckend und schnell, in die Sterne hinauf, wobei er zunahm an Klarheit und Maß und breiter wurde, je höher er stand. Da wußte Michael, daß es das Licht eines Scheinwerfers war, und stand nun lange in der dunklen Landschaft, über der der stumme Arm gespenstisch stieg und sank und tastete, bis er verschwand.

»Sie suchen mich,« sagte er leise zu Charlot, als er an ihrem Bett saß. »Und es wäre bequem, zu ihnen zu gehen und dort zu fallen, wo es schon treffen würde. Aber ich will es machen, wie ich gedacht habe, und ich glaube, daß es schwerer ist.«

»Laß es nun sein, bis es zu Ende ist, Michael,« erwiderte sie und nahm seine Hand. »Dann kommt auch er zurück, und es ist Zeit.«

Und während der dumpfe Klang des Unterganges in stillen Nächten bis an die Fenster ihres Hauses drang, wachsend von Woche zu Woche, bis die Tage erfüllt waren vom Grollen der Ferne und die Nächte vom zuckenden Schein der westlichen Himmel, lauschten sie ruhig dem Fall der Stunden wie dem Klopfen der Früchte in ihrem Lande Eden, und der Baum des Lebens wurde nicht offenbar vor ihren lebendigen Augen. Noch einmal warf Michael die Saat in die bereitete Erde, während Charlot auf dem Rain des Feldes saß und ihren Knaben tränkte. Und sanft und feucht wie immer ging ihr Blick von der Gestalt des Säenden über den Deich hinaus zu den schweren Wolken, die über ihren Scheitel zogen.

Auch als sie Michael die Kunde vom Waffenstillstand brachte, war ihre Stimme tief und klingend wie sonst, und ihre braune Hand, die sie auf seine Brust gelegt hatte, zitterte nicht.

»Ja, Charlot,« sagte er nur, »dann ist es gut, daß es zu Ende ist.«

Und sie küßte ihn, nachdenklich, aber heiter, wie sie ihr Kind zu küssen pflegte.

Am nächsten Abend, als es zu dämmern begann, ritt Michael auf der Krone des Deiches nach Norden zu, an der Brücke vorbei, auf der er an jenem Morgen den Helm von seiner Wunde genommen hatte, bis zu der großen Straße, die den Fluß hier auf eisernen Bogen überschritt. Die Hufe seines Pferdes gingen fast lautlos über die leichte Grasnarbe des Deiches, und so vernahm er von weitem das dumpfe Rollen, das vor ihm die Nacht erfüllte, den harten Klang des Eisens wie das beherrschte Dröhnen der Motoren, die trockene Kette der Pferdehufe wie den schleppenden Gang unendlich vieler Füße. Er zog die Zügel an, und ihn fror plötzlich in der feuchten Luft der nächtlichen Ebene. Doch ließ er sich weitertragen, bis die Bogen der Brücke zu seiner Linken aufwärts stiegen und er

zu seinen Füßen den Zug der Geschlagenen erblickte.

Er vermochte zunächst kein Bild zu halten in dem Strom des Elends, der dort dunkel und rauschend vorüberzog. Er sah die Beugung der Schultern und den schwankenden Rhythmus des Schreitens, das Drehen der Räder und das Fließen der Kolonnen, aber es war das Bild eines Traumes. Die Wirrheit des Gleitens, das Fahle der Gesichter, das Drohende der Schatten, die Dumpfheit des Sinnlosen. Ja, es war ein Heer von Schatten, aus einem Nebel geboren, in einen Nebel zerfließend. Die Dinge lärmten, aber ihre Träger schwiegen, und wie Glieder einer Kette schlang es sich seelenlos und kalt über ein ungeheures Rad, das unter der Erde um eine ungesehene Nabe schwang.

Auch als er die Waffen unterschied, die Gestalten, die Gesichter, drang derselbe Hauch des Grauens zu ihm empor. Er sah die Fahnen im feuchten Winde schlagen, die alten und die neuen, er hörte Zuruf und Schrei, aber es verwehte über die Häupter, und nichts blieb als das Gespenstische einer blind bewegten Masse, die nicht zu erkennen gab, ob sie zum Tode schritt oder zum heimischen Herd. Und unbeweglich blieb nur das Eisen der Brückenbogen, gleich einem vielfachen düsteren Joch, unter das sie sich beugten, Mann und Roß und Wagen.

Dann hob die müde Sichel des Mondes sich aus schweren Wolkenzügen und warf ihr blindes Licht auf das düstere Land. Nun stand ein fahler Schein tief unter der Brücke auf dem ziehenden Wasser und in den Regenlachen der Straße, auf dem Metall der Gewehre und den Reifen der Räder. Aber das Totenhafte des Bildes war nur vertieft, der Rahmen geweitet, den es füllte, so daß sie nun alle wie über den Rand der Erde hinaufstiegen, um dort im dunklen Osten wieder hinabzusteigen, wo die kahlen Pappeln gleich unerbittlichen Wegweisern aus einer leblosen Erde wuchsen.

»Nichts wird auferstehen,« flüsterte Michael mit blassen Lippen. »Nichts als die ewige Saat.«

Dann wendete er sein Pferd und ritt den Deich zurück, und langsam erstarb hinter ihm der dumpfe Ton über dem Zug seines Volkes.

Er hielt Charlot an seiner Brust, die lange Novembernacht hindurch. Sie schlief, die Wange an seiner Schulter, und er hielt ihren Herzschlag in seiner Hand, der ruhig und stark durch die Stunden ging.

Vor Abend sattelte er das Pferd, während Charlot die Mähne auf dem festen Halse glattstrich. Dann führten sie es hinaus. In der Stube zog sie ihm den schweren Bauernmantel an und schloß ihm sorgfältig Kragen und Knöpfe.

»Ich werde reiten bis an den Rhein,« sagte er, die Hände um ihre Schultern. »Niemand wird mich fragen. Und dort werde ich sagen, wie es gewesen ist.«

Sie sah lächelnd in seine verdunkelten Augen. »Niemand wird dir ein Haar krümmen, Michael. Und im Frühling wirst du über deine Felder gehen.«

Sie küßten einander, ohne Tränen, aber es war Michael, als fühle er zwischen seinen fröstelnden Schultern den Blick des Engels mit dem Schwerte.

Da ging er hinaus.

Als er im Sattel saß und den Mantel ordnete, trat Charlot aus der Tür. Sie hatte das Kind in ein schweres Tuch gehüllt und hielt es für einen Augenblick an ihre Brust gedrückt, wobei ein wunderlicher, fast strenger Ausdruck über ihr Antlitz glitt. Dann reichte sie es ihm lächelnd hinauf.

Seine Hände ließen die Zügel fahren und falteten sich um den Sattelknopf. »Charlot!« schrie er. Er schrie es so laut, daß die Krähen in den Rüstern aufflogen und das Pferd zurücktrat.

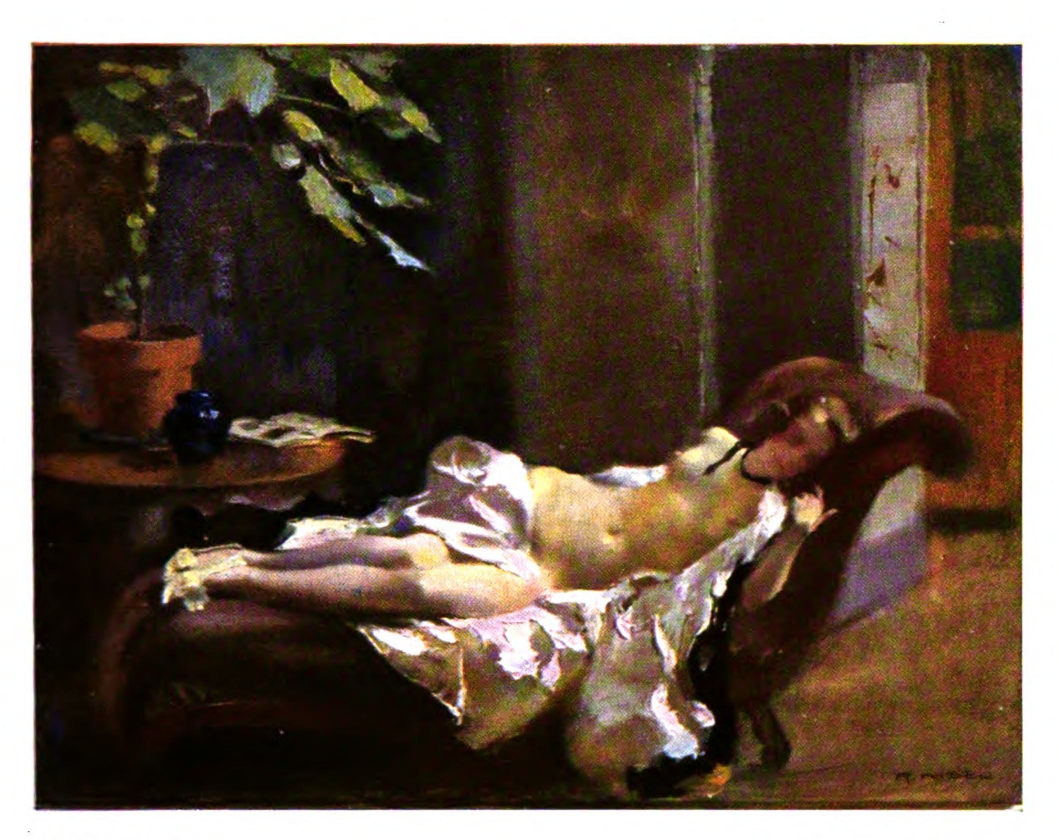
Aber sie lächelte. »Ich werde noch viele Kinder haben,« sagte sie, zu ihm aufblickend, »aber deine Scheunen sind leer. Oogst soll er heißen, und das heißt die Ernte. Nun reite mit ihm!«

Er nahm das Kind in seinen Arm und hielt noch ihre Hand. Von seiner Stirn leuchtete es auf sie nieder. »Niemand weiß es nun als du und ich, Charlot,« sagte er mit Mühe. »Ich war ausgezogen, um den Tod zu säen und in die Heimat zu kehren. Aber ich habe das Leben gesät und fahre in das Ewige ... Wir sind auferstanden, und sie haben den Stein von uns genommen ...«

»Vaarwel!« sagte sie leise und trat zurück.

Er nahm die Zügel auf und ritt vom Hofe, dem Walde zu, wo der schmale Weg ins Land hinausging. Unter den ersten Bäumen wandte er sich noch einmal und sah zurück. Die schweren Wolken zogen langsam vom Deich her über Feld und Haus. Zwischen ihren Rändern stand ein hoher, weißer Himmel in unberührter Sicherheit, und sein Licht lag sanft über der schlafenden Erde. In seinem milden Schein sah Michael noch einmal die Brücken der Pappeln über dem Deich, und den Garten und das Haus. Und er sah Charlot die Hand heben und ihn grüßen, als reite er zum nächsten Hof und werde bei ihr sitzen, bevor der Mond über dem Walde stehe.

Es wurde Michael nicht leicht, in der heiligen Stadt am Rhein das Recht zu finden, das er begehrte. Der Hall der Steine und die Dumpfheit der Häuser warfen sich verschüttend auf das weite Bild des letzten Jahres, und hundert Augen sahen mit verletzender Befremdung auf seine Erscheinung, die einer unbekannten Welt gehörte. Das Antlitz der Stadt war entstellt von



Rudolf Nißl: Schlafendes Mädchen



Hunger, Gier und haßvoller Klage, und die Türme des Domes standen glockenlos und finster über der Wirrnis eines verstörten Lebens.

Er stieg vor dem Gouvernementsgebäude ab, wurde von Zimmer zu Zimmer geschickt, empfing wie Schläge Neugier, Hohn, Verachtung, Spott; wurde zur Kommandantur gewiesen und stand auch hier nach einer Stunde auf der Straße, das Kind im Arm, das Pferd am Zügel, aber ohne das Recht, das er verlangte.

Endlich fand er im Generalkommando einen jungen Offizier, der ihn aussprechen ließ und das Besondere seines Schicksals ohne viel Fragen teilnehmend fühlte. Der beschrieb ihm den Weg zur Versprengten-Sammelstelle und versuchte auch, ihm behutsam die Verworrenheit aller Verhältnisse anzudeuten, damit er auch in seiner Forderung nicht allzu hartnäckig auf dem Äußersten bestehe.

Im Geschäftszimmer der Sammelstelle war bald eine Gruppe lächelnder Menschen um ihn geschart, die sich in Ratschlägen und billigen Witzworten überboten, bis der Leiter, ein junger Major, den Raum betrat. Der ließ sich kurz berichten, worum es sich handle, wurde von dem Ausdruck in Michaels Gesicht gefesselt und nahm ihn mit in sein Dienstzimmer. Hier stand er am Fenster, blickte abwechselnd von seinem linken leeren Rockärmel auf Michaels Augen und hörte ohne eine Frage den ganzen Bericht an.

»Sagen Sie mir bitte noch einmal so klar wie möglich den Grund zu Ihrer Fahnenflucht,« sagte er dann.

»Ich wollte pflügen, Herr Major, und säen. Etwas Lebendiges ... etwas für die Ewigkeit.«

»Und das andre, das schien Ihnen nicht ewig?«

»Nein, Herr Major.«

»Es wird nicht viel von Deutschland bleiben,« sagte der Major mit hartem Gesicht.

Michael stand auf. »Der Bauer bleibt, Herr Major,« erwiderte er ernst, auf das Kind in seinem Arm niederblickend. »Der Mensch bleibt, und der Acker bleibt.«

Der andere beugte sich in abwesenden Gedanken über den Tisch und sah in die großen Augen des Kindes. »Ja ... das müssen wir wohl hoffen,« sagte er dann langsam.

Er ließ einen Fahrschein für Michael ausstellen, nach seinem Heimatort, und spielte gedankenlos mit den Satteltaschen des Hauptmanns, die vor ihm auf dem Tisch lagen. »Das Kriegsgericht,« fuhr er fort, »das ist natürlich Unsinn. Es gibt kein Kriegsgericht mehr. Aber es ist anständig von Ihnen, daß Sie das wollten ... das Pferd, ja, das werden wir schon besorgen ... so, und nun fahren Sie auf Ihren Hof und sorgen Sie dafür, daß unsre Kinder Brot bekommen.«

Im Wartesaal schrieb Michael einen Brief an Charlot und gab ihn einem der Belgier, die auf dem Bahnsteig herumsaßen. Dann stand er noch eine Weile auf dem Domplatz, bis die Straßen im matten Lampenlicht sich erhellten und die Türme des Domes sich finster in der Nacht verloren.

Am Abend, als er unbeholfen, aber mit aller Sorgfalt sein Kind gepflegt hatte, stieg er dann in den Zug und fuhr über die große Brücke in die Nacht hinein. Als die schweren Eisenträger an ihm vorüberglitten, dachte er mit eindringlicher Deutlichkeit an die Brückenbogen in jener Nacht am Deich und an den Zug des Todes, der noch irgendwo über die nasse Ebene sich schleppen mochte. Er drückte die Stirn ans Fenster und sah auf die heilige Stadt zurück, über der ein matter Schein in den Himmel stieg. In seinem fahlen Licht lag die schwere Masse des Münsters, und die Türme hoben sich nun in scharfer Gliederung hoch über die Wirrnis der Steine. Sie ragten gleich zwei Armen empor über dem Lärm der Tiefe, mit geöffneten Händen, und es schien Michael, als sei das Bild des Kreuzes eher eine Gebärde des Fluches denn des Segens.

Da schloß er die Augen und lehnte sich zurück. Vor seinem inneren Blick hob sich langsam, aber mit immer wachsender Klarheit das Bild der armen und schmucklosen Erde, der er nun entgegenfuhr und die seiner Hände wartete. Und wie das fahl beleuchtete Land draußen schneller und schneller vorüberglitt, vom dröhnenden Zuge zerschnitten wie eines Meeres graue Flut vom Kiel des gesteuerten Schiffes, so schien ihm die Wirrnis der Jahre und Stunden zurückzufliehen, und während er den warmen Körper des Kindes an sich drückte, hob er die geöffnete Hand, als wollte er sie um das Steuer legen, das zu den ewigen Dingen wies.

Im Heidelberger Schloßgarten

Noch hat der Herbst des Waldes breite Dünung
Mit seinen bunten Lichtern nicht geschmückt,
Ob auch der Sommer ging und an den Bergen
Der Winzer schon die reife Traube pflückt.

Von windumspielten Mauern schweift das Auge
Hinab, wo Dächer steigen, glanzumblinkt,
Und wo der Fluß, hinströmend unter Brücken,
In heiterer Windung in die Ebene sinkt.

Es lauscht der Park, die alte Quelle murmelt,
Und wo der Weg von Zweigen überdacht,
An weißer Marmorbank, ist altes Leben
Wie eine Sage vor mir aufgewacht.

Heimlich Geflüster. Aus Suleikas Liedern,
Schwebend in Sehnsucht, kommt ein sanftes Wehn:
„Auf der Terrasse hochgewölbtem Bogen
War eine Zeit sein Kommen und sein Gehn."

Günther Pogge

Die Lebensgemeinschaften der Erde

Von Ewald Banse

Alles Leben der Erde, von der Pflanze über das Tier bis zum Menschen, ordnet sich nach klimatischen Bedingungen zu großen Gemeinschaften, deren jede in Gestalt eines breiten Gürtels den Erdball in westöstlicher Richtung umzieht. In einer jeden finden gewisse Lebewesen ihr Lebensbestes, bilden Vereine von landwirtschaftlich wirksamem Ausmaß und drängen die übrigen in Nebenrollen zurück. Sie sind auf Grund ihrer Eingespieltheit in gleiche Naturbedingungen zu Schicksalsgemeinschaften verkettet, und jedes einzelne Glied füllt seinen Sonderplatz im Gesamthaushalt aus. Übergriffe von einer Gemeinschaft in die andre sind nicht von langer Dauer, doch sind in Übergangsklimaten Ausgleichungen möglich, indem es zur Entwicklung von Mischformen kommt, die unter Festigung gewisser, jeweils besonders erforderter Eigenschaften daseinsfähig werden können.

Das Leben der Erde ordnet sich zu vier großen Lebensgemeinschaften, der heißen und halbheißen, der kühlen und kalten. Innerhalb einer jeden macht sich ein durchgreifender Unterschied geltend, der auf dem Wechsel der Feuchtigkeit beruht. Er gliedert jedes Klima und damit auch jede Lebensgemeinschaft in eine trockene und eine feuchte Ausprägung, die einander nicht widersprechen, sondern entsprechen.

Die Lebensgemeinschaft des heißen Gürtels (Tropen) beruht auf gleichbleibender Hitze mit teils hoher, teils niedriger Feuchtigkeit. Sie umfaßt einmal Urwald mit zahlreichen Klettertieren, zum andern Baumsavanne mit Lauftieren sowie als menschliche Bewohner vorwiegend dunkelhäutige Rassen.

Der immergrüne Regenwald ist der stärkste Ausdruck geiler Pflanzenkraft, den die Erde kennt. Er erhält im Jahre zumindest 100 Zentimeter Regen, der sich über das ganze Jahr verteilt und in zwei Regenzeiten besonders anschwillt. Hohe glattstämmige Bäume erheben verhältnismäßig dürftige Kronen über plankenartig gehobenen Wurzelteilen und tragen hängende Lianen und wuchernde Epiphyten. Mit dem Unterwuchs bilden sie eine dichte und dämmerige, wilde und beklemmende, stickige Wildnis. An den Küsten stehen über dem zur Ebbezeit trockenlaufenden Watt die stelzfüßigen Gebüsche der Mangroven. Das Astwerk des Urwaldes wird belebt von einer Fülle geschickter Klettertiere, deren Körper eine lebhafte Schutzfärbung in zusammenhanglose Licht- und Schattenflecke aufteilt. Auf dem von Ameisen durchwühlten Boden hausen meist kleinere Tiere, die sich durch außergewöhnliche Hurtigkeit und Scheu zu sichern wissen, nur Elefant und Gorilla sind so stark, daß sie keinen Feind zu fürchten brauchen.

In Gegenden, wo die Regenmengen geringer werden und wo sich eine ausgesprochene Trockenzeit bemerkbar macht, tritt der Baumwuchs vor der Savanne in den Hintergrund. Hier wachsen Gräser, Kräuter und Stauden von einer Höhe, daß der Wanderer oft nicht den geringsten Ausblick hat. Sie schießen nach den ersten Regen zu üppigem Grün empor und vertrocknen in der Dürrezeit zu gelben und grauen, raschelnden Halmen. Zwischen Urwald und Savanne, Kindern des gleichen Klimagürtels, finden mannigfache und zahlreiche Übergänge statt. Längs Wasserläufen schiebt sich der Urwald in schmalen Galeriewäldern vor, und auch sonst ist die Savanne gesprenkelt von Bauminseln und Einzelbäumen, die sich fürs Auge oft zu fernen Wäldern zusammenschließen und nur selten den Eindruck kahler Flächen aufkommen lassen. Die Tierwelt der Savanne hat ein schwereres Leben als die des Urwaldes, nicht so sehr, weil sie des Futters ermangelt, sondern weil das Wasser auf einzelne Orte beschränkt ist. Hier an den verhältnismäßig wenigen Wasserstellen lauern die großen katzenartigen Raubtiere und das Krokodil auf die Savannentiere, die sich am Wasser nachts nur für kurze Zeit einzufinden wagen, sonst aber, ihrer ausdauernden Schnelligkeit und ihrer hellen Schutzfarbe vertrauend, weit entfernt in der Savanne weiden, wo unbeschränkte Sicht und gegenseitige Sicherung im Rudelverband ihnen Schirm gewähren.

Auf die Menschwerdung in diesem Gürtel waren vor allem von Einfluß die gleichmäßige, meist feuchte, sonnstechende Hitze und die Leichtigkeit des Nahrungserwerbes. Jene zu ertragen, erfordert farbstoffreiche, also sehr dunkle, talggefettete Haut. Die Gleichmäßigkeit erzeugt Empfindlichkeit gegen Wärmeschwankungen und stärkere Kälte; dem hier entwickelten Menschen wird dadurch Verpflanzung in höhere Breiten verwehrt, in denen er zumeist bald der Lungenschwindsucht erliegt und in denen die dunkle Haut nicht genug Sonnenwirkung in sein Inneres gelangen läßt. Die starke, fast nie durch Abkühlung erfrischte Hitze steht der Ausbildung hoher und angestrengter Denkfähigkeit entgegen und verhindert auf jeden Fall, selbst wenn sie ausnahmsweise in einem Einzelwesen erblüht, die Aufnahme durch die Allgemeinheit. Auch körperliche Bewegung wird wegen des erschlaffenden Klimas, mindestens am Tage, lieber unterlassen als unternommen. Die Menschen beharren in dem zur Fristung des Lebens gerade Notwendigen. Das Wirtschaftsleben ist ihnen nur eine kleine Nachhilfe, die sie der Natur angedeihen lassen, indem sie besonders brauchbare Pflanzen und Tiere um sich versammeln; sie zielbewußt weiter- und umzubilden, bringen sie nicht

fertig. Die Tiefstellung der Frau als Arbeitstier und als Lustquelle ist bezeichnend für die Kultur der Tropenmenschen.

Die Lebensgemeinschaft des halbheißen Gürtels (Vortropen oder Subtropen) zeichnet sich aus durch trockene Hitze, durch beträchtliche Gegensätzlichkeit zwischen Hitze und Kälte sowie durch Trennung des Jahres in kurze Regen- und lange Trockenzeit. Im Monsunklima Asiens finden sehr allmähliche Übergänge zwischen dem heißen und dem halbheißen Gürtel statt, wie denn der heiße auch innerhalb seines Bereichs Inseln halbheißen Klimas umschließt, die auf Erhebungen von vielleicht tausend bis zweitausend Metern Meereshöhe in kühlere Luftschichten emporragen. Die halbheiße Gemeinschaft umschließt Steppe mit Lauftieren, auf Höhen Bauminseln und außerdem ausgedehnte Wüsten, als menschliche Bewohner den größten Teil der gelben Rasse und braunhäutige Mischlinge, die mittels künstlicher Bewässerung die Regenarmut des Klimas für beschränkte Stellen aufheben.

Die im Seewindschatten liegenden Teile dieses Gürtels empfangen so selten und so wenig Niederschlag, daß Pflanzen gar nicht leben können oder doch so wenig vorkommen, daß sie in der Landschaft ganz zurücktreten. Diese Pflanzen sind außerordentlich trockenwüchsig, seltsam gestaltet und wasseraufspeichernd wie der Kaktus. Tierleben fehlt so gut wie völlig, der Mensch zieht nur flüchtig hindurch.

An den Rändern geht die Wüste über Halbwüste, in der die vorher so seltenen Dürrepflanzen immer mehr hervortreten, allmählich in Steppe über. Hier sind die Niederschläge schon ergiebiger, die Regenzeit ist kurz, die Trockenzeit dagegen immer noch viel zu lang, als daß höhere Gewächse denn Gräser, Kräuter und Stauben leben könnten. Diese Pflanzen besitzen die Fähigkeit, sich in kürzester Zeit zu entfalten, zu blühen und fortzupflanzen, worauf sie in langen Dürreschlaf zurücksinken. Sie sind teils holzig und bilden dann, nur handhoch, oft die Gestalt von Bäumen nach, oder sie sind grün und saftig, über bitterem Grundwasser auch salzhaltige Saftwuchspflanzen. Vielfach, besonders im Scrub Australiens, erscheint auf nacktem Boden trockener, oft stachliger, kaum durchdringbarer Busch. Auch in der Steppe ist das Tierleben sehr dürftig und tritt nur selten im Landschaftsbilde hervor. Wie in der Savanne, dem heißfeuchteren Gegenbilde der Steppe, herrschen schnelle, schlanke und fahlgefärbte Lauftiere von der Art der Gazellen und Känguruhs, der Schakale und Springmäuse oder heimlich lebende Grabtiere wie Eidechsen und Kerbtiere oder die verheerenden Scharen der Heuschrecken.

Aber auch der Wald ist dieser Lebensgemeinschaft nicht ganz fremd. Aus den Tropen schiebt er sich auf Berginseln in die Höhe und greift im Monsunklima nordwärts, da hier die Regenzeit länger anhält als in der Steppe. Beide Male steht er im Regen als dichter, grüner und triefender Dschangel — ein Busch, aus dem nicht allzu hohe Bäume mit lichten breiten Kronen ragen. Zur Trockenzeit fällt das Laub ab und bedeckt den jetzt grell besonnten Boden. Der eigentliche Wald des halbheißen Gürtels jedoch, beschränkt auf Gebirgsflanken, die dem Seewind ausgesetzt sind, umfaßt mäßig hohe und sehr licht stehende immergrüne Hartlaubbäume, die niemals starken Schatten werfen, ja oft zu weiten Parklandschaften oder gar zu einer nur mit Einzelbäumen überstreuten Steppe auseinandertreten. Unterwuchs fehlt oder birgt nur dürres Gras oder dornige Sträucher. Bezeichnende Vertreter von Trockenwaldbäumen sind der Eukalyptus Australiens, die Schirmakazie des Morgenlandes, die Aleppokiefer und die Zypresse des Mittelmeergebietes. Nur in den tropennahen Wäldern findet sich ausgeprägtes, an die Tropen angelehntes, natürlich langsam verarmendes Tierleben. Die Trockenwälder sind von Tieren kaum mehr belebt als die Steppe selber.

Die Entwicklung der Bevölkerung dieses Gürtels wurde in erster Linie bestimmt durch die trockene Hitze und die Wärmeunterschiede, die zu ertragen ein hohes Maß klimatischer Festigkeit erfordert, welche Kälte und Wärme zugleich aushalten läßt. In zweiter Linie steht die Trockenheit des Bodens, die auf zweierlei Weise vom Menschen kann ausgeglichen werden. In den Steppen vermag er mit Hilfe der Viehzucht zu leben, indem er seine Herden von Wasserstelle zu Wasserstelle, von Weide zu Weide treibt; dabei verbraucht er unverhältnismäßig große Räume zur Ernährung weniger Familien, wohnt also sehr weitständig und entbehrt fester Wohnsitze. Dieses Wanderleben führte aus Gründen des Schutzes gegen Eingriffe zum Zusammenschluß der Familien in Stammesbünden. Mitten in Steppe und Wüste gibt es aber vereinzelte Mulden, in denen sich lockere, unversalzte Erde mit Hilfe natürlicher oder planmäßiger Überflutung zu tragender Ackererde umsetzt. Es wird damit für engumgrenzte Stellen ein künstliches feuchtes Klima geschaffen, das mitten in Ödnis und Trockenheit verborgen liegt, das aber bei hohem Fleiß ein überaus üppiges Kleid von Kulturpflanzen trägt und aus kleinstem Raum höchste Erträge herausholt. Die Bodenbestellung geschieht deshalb vorwiegend gartenartig, kennt Berieselung und vielfach auch Düngung und benutzt den Pflug — allerdings den urwüchsigen Hakenpflug, noch nicht den wirksameren abendländischen Räderpflug — was mehr Arbeit erfordert, aber auch größeren Erfolg sichert. Ver-

bunden wird damit zumeist Viehhaltung, die zur Bedienung des Pfluges und der Wasserschöpfwerke die Hilfskräfte stellt, vielfach auch den Dung liefert.

Der Mensch des halbheißen Gürtels erscheint in vieler Hinsicht als Erstarrungsform des Menschen des kühlen Gürtels. Seine Verankerung in der Natur, soweit er seßhaft ist, erweist sich letzten Endes als Verklavung und besitzt nicht jene Breite, die tragfähig genug ist, um selbständige und hohe Kulturen zu schaffen. Dieser vortropische Mensch ist insonderheit nicht entwicklungsfreudig. Sein Blick ist in einen engen Kreis gebannt, und auf ihm selber liegt zuviel blutliche Belastung von der schwarzen Rassengruppe, als daß er mehr täte, denn überkommene Kultur zu bewahren und in fester Masse zu überliefern. Er ist durchaus nicht entwicklungsunfähig, ja, er ist sogar in der Hand großer Kulturformer bildbare Masse, aber er verändert sich nicht gern und nur unter starkem Druck. Von sich aus rührt er keinen Finger, denkt keinen Gedanken, um sich weiterzuentwickeln. Er ist stets breite Masse, die dumpf ihr in alte Formen gegossenes Dasein dahinlebt, fanatisch auf deren Beobachtung hält, fremdenfeindlich gesinnt ist — kurz, einen Fries darstellt, der Gestalten in schwerfälligem Gleichmaß und in ornamentaler Unterschiedlosigkeit auf rotgelbem Grunde vorüberführt. Hoch über der Masse, die in trägem Bienenfleiß scharwerkt und es doch nicht voranbringt, stehen stets einzelne Gewaltherrscher, welche die Masse ausnutzen, ohne sie zu besserem Leben zu geleiten.

Der halbheiße Gürtel, der neben Hitze auch Kühle umschließt, ist jener der stärksten Rassedurchmischung auf Erden und damit ein Raum des Nebeneinanders von geringer, kleiner und hoher Kultur. Seine Bevölkerung ist weder weiß noch schwarz, sondern zeichnet sich durch Mittelfarben aus und ist Übergangsgebiet, in dem weiße und gelbe, braune und schwarze Haut vorkommt. Namentlich in der Alten Welt ist er die große Rassenscheide, von der nach Nord und Süd ein Gefäll in der Färbung zu beobachten ist.

Die Lebensgemeinschaft des kühlen Gürtels wurzelt in einem Klima, das warme Sommer und kalte Winter hat, eine Gegensätzlichkeit der Jahreszeiten, die im Binnenlande wesentlich schärfer hervortritt als an der Küste. Das Vorherrschen von Westwinden, die häufigen Störungen unterliegen und deshalb das Wetter veränderlich gestalten, läßt nur den Westseiten der Festländer reichere Niederschläge zukommen und bewirkt infolge Daseins des Golfstromes Einfließen milder Seeluft über große Teile Europas und damit außerordentliche Bevorzugung dieses Gebietes vor allen übrigen des kühlen Gürtels. Die Niederschläge, an sich nicht hoch, genügen, entsprechend der gemäßigten Wärme, im allgemeinen für reicheren Pflanzenwuchs. Die Menschen sind hellhäutiger als in den übrigen Gürteln und finden im Klima die besten Vorbedingungen zu ihrer höheren Entwicklung.

Die allgemeine und im Urzustande fast durchweg herrschende Bewachsung ist der Wald. Die jährliche Niederschlagsmenge hält sich durchweg über 25 Zentimeter, was angesichts der Kühle zu einer für höhere Bestockung ausreichenden Bodendurchfeuchtung genügt, wenn man auch nicht übersehen darf, daß in den regenärmeren Teilen grüne Grassteppen überwiegen. Im allgemeinen aber tragen die Binnenräume, die sich durch mäßige Regenmengen und sehr kalte lange Winter auszeichnen, ebenso wie die polnäheren Teile und alle Gebirgshöhen des kühlen Gürtels Nadelwald, der außer der Lärche nur immergrüne Bäume enthält. Die dem Atlantischen Weltmeere näheren milderen und feuchteren Teile des Gürtels zeichnen sich durch vorwiegende Laubwälder aus, die sommers in grünem Blütenschmuck prangen und winters in Kälteschlaf versinken, während das abgefallene Laub als braune Dungschicht den Boden bedeckt. In Flußauen, an sturmgepeitschten Küsten und auf besonderen Böden (wie dem sehr durchlässigen Löß) macht der Wald mehr oder minder saftigen Wiesensteppen Platz, deren fest zusammenhängender Gras- und Krautteppich mit den ersten Lenzregen zu grünen und zu blühen beginnt.

Das Tierleben findet in den Wäldern des kühlen Gürtels nicht die bequeme Ernährung, die ihm in den Tropenwäldern geboten wird, und muß sich mit einem langen und harten, nahrungsarmen Winter bescheiden. Es ist deshalb viel weniger üppig entwickelt, wird seltener sichtbar und verhält sich ruhiger, mit Ausnahme der Vögel, deren Gesang zum kühlen Walde gehört wie dessen Schattengrün. Die Anpassung an die Kälte hat vielen Säugetieren einen haarreichen und warmen Pelz verliehen, dessen Erbeutung neben dem Holzschlag und der Wildbretjagd diese Wälder dem Menschen schon früh wertvoll gemacht hat. Die meisten und besten Pelze erhält der Welthandel aus den Waldgebieten des kühlen Gürtels.

Bemerkenswert ist, daß der kühle Wald heute aus einer natürlichen Grundart und einer künstlichen Abart, dem Forst, besteht. Der erste ist dichter Urwald, auf dessen feuchtem Boden ein wildes Gewirr von Laubmull und Gebüsch, von gefallenen Stämmen und ragenden Bäumen lebt. Es ist zumeist ein finsterer Wald, in dessen gründunkle Gründe nur selten der Fuß des Menschen eindringt. Die atlantnahen Teile des Waldes, insonderheit die Laubwälder, unterscheiden sich sehr scharf von diesen Urwäldern. Ihre

größten Teile sind von den Bewohnern, die durchweg der weißen Rassengruppe angehören, gerodet und zu Anbauland umgestaltet worden. Auch der Rest zeigt nicht mehr sein ursprüngliches Aussehen, sondern trägt schon das Gepräge des Menschen, der ihn gelichtet hat und nur solche Bäume anpflanzt, die ihm besonders hohen wirtschaftlichen Nutzen abwerfen. Der Wald ist nur noch Forst.

Die menschliche Entwicklung im kühlen Gürtel hat sich in zwei voneinander unabhängigen Reihen vollzogen. Die günstige Beeinflussung eines Teiles von Europa durch milde Golfstromluft hat dieses Gebiet aus dem Werdegang des übrigen, größeren Teiles des Gürtels herausgeschnitten und hier sogar die Entstehung und Ausreifung einer besonderen Rassengruppe ermöglicht: der weißen, die anderswo auf Erden als heimisch nicht vorkommt.

Der größere Teil des kühlen Gürtels, vorwiegend mit dichten, schwer gangbaren Nadelwäldern und mit Wiesensteppen ausgestattet, wurde in Asien wie in Amerika ursprünglich nur von Angehörigen der gelben Rassengruppe bewohnt. Sie lebten in kleinen Dorfschaften und in sehr dünner Verteilung, in Amerika ausschließlich als Jäger und Fischer, in Asien als Jäger, Fischer und Viehzüchter. Eigentlich Rasse des halbheißen Gürtels, befinden sich die Gelben hier in fremder Umwelt und haben es höchstens zur Ausbildung unzusammenhängender Kleinkulturen gebracht. Im Aufprall mit der überlegenen Kultur der Weißen, die doch dem gleichen Gürtel entstammt, sind ihre Kulturen schnell zusammengebrochen, in Sibirien vor der russischen, in Nordamerika vor der germanischen.

Ganz anders steht es mit jenem kleinen Teile des kühlen Gürtels, den wir im engeren Sinne Abendland nennen. Er umfaßt jene Tief- und Bergländer zwischen Alpen und Mittelskandinavien, die voll von Laubwäldern sind und sich um das germanische Binnenmeer der Nord- und Ostsee reihen. Hier ist die Luft vom Seewind belebt, der an den Küsten tief ins Innere Europas eindringt; harsche, aber nicht zu lange und zu harte Winter ebenso wie milde, niemals drückende Sommer erfordern feste Arbeit und wache Voraussicht, lassen den Geist nicht erschlaffen, sondern feuern ihn an. Nirgends auf Erden vereinen sich diese klimatischen Eigenschaften zum zweitenmal.

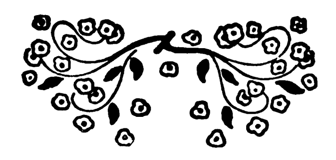
Und ähnlich wie in den benachbarten Gewässern des Nordatlant die Tierwelt am reichsten und besten von allen Meeren entwickelt ist, so hat sich hier im Abendlande die weiße Rassengruppe entwickelt, die körperlich und geistig alle andern überragt und deren Kulturen die übrigen irgendwie mitbestimmt hat oder zu überschichten im Begriffe steht.

Die Lebensgemeinschaft des kalten Gürtels wird von Nacht und Eiseskälte beherrscht, welche Pflanzenleben ausschließen oder zur Unbedeutendheit verurteilen. Infolgedessen sind tierisches und menschliches Leben nur ganz spärlich entwickelt.

Die lange Vielmondsnacht des Winters verschüttet Land und Meer unter einer tiefen Decke von Eis und Schnee, deren Vorherrschaft der kurze, lichterfüllte Mehrmondstag des Sommers nur im Randgebiet und auch hier nur an der Erdoberfläche, nicht aber im Boden selber zu bannen vermag. So bleibt der größte Teil der Polkappen jahraus, jahrein pflanzenlos und bildet eine Kältewüste, die sich von der Trockenwüste niederer Breiten nicht allein in der Wärme unterscheidet, sondern auch dadurch, daß in ihr ein für Anbau geeignetes künstliches Klima nicht geschaffen werden kann. Einzig in den Randgegenden erwacht, als Ausläufer der Kühlgürtelflora, ein niederwüchsiger Pflanzenteppich zu kurzem Leben.

Die Tierwelt des kalten Gürtels ist infolge der strengen Winterkälte und der Armut an pflanzlicher Nahrung dürftig in Arten und Einzelwesen; vielfach trägt sie winters oder dauernd ein weißes Gewand, das den einen Schutz vor Nachstellungen gewährt, den andern aber solche erleichtert. Einigermaßen günstige Bedingungen findet sie lediglich in der Tundra und in den Küstengewässern. Vom Plankton der Küstengewässer lebt eine Fischfauna, die fettreichen Meeressäugern, wie Walroß oder Seehund, und Vögeln Nahrung gewährt.

Der polare Mensch ist denkbar einzig bei völliger Unempfindlichkeit gegen Kälte, Dunkel und ausgesprochene Einseitigkeit der Lebensführung. Grundlage seines Daseins können nur Tundra und Küstengewässer sein. Aber immer handelt es sich nur um Eintagsdasein, das von der Hand in den Mund lebt und das ebenso wenig eine gesicherte wie eine möglichkeitbergende Grundlage besitzt, von welcher der Mensch zu höherer Kultur gelangen könnte.



Wohnungsgesinnung

Von Emma Kromer
Mitglied des R. W. R.

Wenn man heute durch unsre deutschen Lande fährt, kann man allüberall eine außerordentlich lebhafte Bautätigkeit beobachten: die verschiedenartigsten Häuser entstehen, stattliche Einfamilienhäuser, kleine und kleinste Eigenheime, ganze Baublöcke, Reihenhäuser für die breite Masse des Volkes.

Hat man einmal Gelegenheit, Einblick zu gewinnen in die Art des Bauens, so macht sich eins fast überall geltend: die starke und echte Lebendigkeit, mit der man an die Lösung des Bauproblems herantritt. Die Auffassung, daß Bauen nur Sache des Unternehmers ist, wie sie vor dem Kriege noch ziemlich allgemein war, ist heute fast ganz geschwunden: das Bauen ist Sache der Allgemeinheit, zu der jeder verantwortungsbewußte und sozial gesinnte Mensch Stellung zu nehmen hat. Die Tatsache, daß das Bauen ohne staatliche Hilfe nur den allerwenigsten möglich ist, hat wenigstens das eine Gute, daß nun das Volk auch Einblick bekommt in die Bauprogramme, daß es an der Lösung der für das ganze Volk so bedeutenden Frage selbsttätig mithelfen kann und muß.

Neben der Stadtverwaltung und den Baufachleuten sind es aber heute vor allem die Hausfrauen, die gelernt haben, sich um ihre eignen Interessen zu bekümmern, die nicht mehr abseits stehen wollen, wenn die Fragen beraten werden, die ihr ureigenstes Gebiet betreffen: das Schaffen des Hauses, in dem sie zu leben und zu wirken haben, ihre Arbeitsstätte, das Heim der ganzen Familie.

Verhältnismäßig spät haben in Deutschland die Frauen diesen Weg beschritten. In nordischen Ländern, in Schweden und Dänemark z. B., haben die Hausfrauenorganisationen schon seit Jahren die Baupläne vor der Genehmigung zur Begutachtung vorgelegt bekommen, natürlich nicht für bautechnische, sondern für praktisch-hauswirtschaftliche Beratung.

Die Mitarbeit der Frauen wird sich wohl in Zukunft so gestalten, daß zunächst einmal in die heute noch abseits stehenden Kreise der Hausfrauen selbst die Aufklärung zu tragen ist. Nur wenige verstehen ja heute schon die neue Bauplanung in ihrer ganzen Weite, wie sie sich die Frau ersehnt, wie einzelne Städte sie schon auszuführen beginnen, dieses Suchen nach einer neuen Form des Bauens, die eine neue Form des Lebens mit sich führen soll, einen neuen Stil, der geschaffen werden muß, weil für die immer größer werdenden Städte eben andre Lebensbedingungen bestehen als für das flache Land, die weite Hochebene, das abgelegene Schwarzwalddörfchen. Ein Bauen für die Masse unsers Volkes, für die achtzig Prozent, die Kleinwohnungen brauchen, denen aber diese Kleinwohnung doch ein Heim, eine Wohnstätte sein soll. Man kann wohl sagen, daß auch auf dem Lande oft kümmerliche, enge Wohnverhältnisse herrschen, und daß die Leute doch gesund und lebensfroh sind. Aber zeigt nicht gerade das deutlich den Unterschied der Lebensbedingungen? Vor der engen Wohnung des Landes ist die weite, große Natur, ist Luft, Licht, Sonne, ist die Wiese, ist der Wald, der ein Stück Wohnung, ein Stück Heim bedeutet.

Der neue Gedanke, daß auch dem Städter ein Stückchen Natur wiedergegeben werden muß, indem überall in die großen Baublöcke Grünflächen eingefügt werden, die ein Stück der Wohnung darstellen, erscheint uns als ein besonders wichtiger Punkt des ganzen Bauprogramms, den wir Wohnungsgesinnung nennen wollen.

Holland ist uns hier führend vorangegangen; die Anlage der Gärten, die sich in die Gemeinschaft eines Häuserblocks einfügt, ist dort vorbildlich gelöst. Gärten, die mit aller Liebe angelegt sind, nicht nur zur Freude der Erwachsenen, sondern auch mit erzieherischer Wirkung auf die Kinder. Wie viele genießen hier zum erstenmal die Freude am Wachsen und Gedeihen der Pflanzen, kommen zum erstenmal zu einer inneren Beziehung zur Natur, lernen die Pflege, sind stolz, wenn die ersten Blumen blühen! Fast nirgends kommt es vor, daß Blumen oder Anlagen zerstört werden. Es ist eben der »gemeinschaftliche Garten«, an dessen Schönheit jeder Anwohner, groß und klein, teilhatte.

Diese großen Baublöcke bekommen eine weitere Note des Gemeinschaftlichen durch abgeschlossene Kinderspielplätze, durch Sandberg, Planschbecken, aber auch in ihrer weiteren Entwicklung durch Kinderhorte, in manchen Städten auch durch kleine Bibliotheken, wo in gediegener Auswahl ein paar

Bücher, einige Zeitschriften zur Verfügung stehen; auch für Jugendliche, die hier für ihre Ausbildung manches Gute gewinnen können.

Hat sich so heute schon in verhältnismäßig kurzer Zeit ein neuer Baustil herausgebildet, der im Rahmen der Großstädte kleine Wohngemeinschaften bilden will, so ist gleichzeitig ein lebhaftes Bestreben zu beobachten, die innere Anordnung der Räume umzugestalten, und zwar auf der Grundlage einer zweckmäßigen Haushaltführung, die eine Entlastung für die Hausfrau, bessere Lebensbedingungen für die Familie schaffen soll. Es handelt sich dabei allerdings erst um Ansätze, und überall bedarf es noch der Mitarbeit der Hausfrauen, um eine wirklich sinnvolle Einteilung zu schaffen. Hier ist die Hausfrau Sachverständige, auf Grund jahrelanger Übung, allerdings oft am untauglichen Objekt. Dabei gilt es aber auch gerade hier die Vorurteile der Hausfrauen zu bekämpfen, ihnen die Notwendigkeit einer Willensäußerung im Interesse der Allgemeinheit klarzumachen, denn die Hausfrau ist an sich konservativ und zeigt sich Neuerungen nur schwer und langsam zugänglich.

Oberster Grundsatz muß sein, daß Küche und Wohn- oder Eßraum zusammengehören, daß hier gewissermaßen ein organisches Ganze besteht — eine Selbstverständlichkeit, die heute noch oft nicht beachtet wird. Wäre es sonst möglich, daß in einer mittelgroßen Stadt Süddeutschlands einige hübsche neue kleine Häuser in der Zeit der Wohnungsnot nicht zu vermieten sind, weil die Küche im Erdgeschoß liegt? Ein Umstand, der für die meisten Hausfrauen, die keine Bedienung haben, die Wohnung eben unbrauchbar macht. Wie sollen die Kinder überwacht, wie soll der Herd beaufsichtigt werden? Ein Hetzen und Jagen, ein ungemütlicher Zustand! Oft lesen wir von der veränderten Haushaltführung, wie nötig es sei, daß die Hauswirtschaft, genau wie die Volkswirtschaft, rationalisiert werde, daß sie möglichst zweckmäßig, unter Ausnutzung aller vorhandenen Möglichkeiten, zur Erleichterung und Kraftersparnis für die Hausfrau durchgeführt werde — ein solcher Neubau zeigt, daß diese Lehre noch lange nicht Allgemeingut ist.

Was verstehen wir hier unter rationellem Bauen?

Die Küche, ihre Lage, sowohl im Verhältnis zu den übrigen Räumen als auch ihr Ausmaß im Rahmen des vorhandenen Flächeninhalts, bedarf der ganz besonderen Überlegung, ist eigentlich für die Kleinwohnung das Hauptproblem von heute, einmal mit Rücksicht auf die Entlastung der Hausfrau, die ohne Hilfe arbeitet, dann aber auch, um für die Familie einen gesunden Aufenthaltsraum außerhalb der Küche zu schaffen.

Man hat auch bei uns den Versuch gemacht, eine Wohnküche einzuführen, ein Versuch, der als gescheitert anzusehen ist, da man glaubte, durch Koch- oder Eßnischen, durch ein paar hübsche Vorhänge, eine bunte Decke, einen Blumenstrauß auf dem Tisch die Frage lösen zu können. Tatsache ist, daß Tausende von Menschen in der Küche wohnen, daß sie nur einen Raum haben neben den Schlafräumen, in denen gekocht, gegessen, gearbeitet wird, wo die Kinder ihre Schularbeiten machen, während die Wäsche auf dem Herde kocht und die Luft »verbessert«. Das ist der Raum, aber keine Wohnküche. Man will nun den vorhandenen Gesamtraum einer Wohnung so einteilen, daß für die Küche und ihre Einrichtungen der geringste Raum verwendet wird, so daß es z. B. gar nicht möglich ist, daß die Kinder in der Küche sitzen, der Kinderwagen in den Bereich des Herdes kommt, daß dafür neben dem Kochraum und organisch mit ihm verbunden der Wohnraum liegt, wohl getrennt durch eine Wand, aber durch eine Schiebetür wieder in unmittelbare Verbindung zu bringen, so daß die Mutter die Kinder, solange sie in der Küche zu tun hat, durch die offene Tür gut beobachten kann; daß die Kinder aber in dem luftigen, hübschen Wohnraum sitzen, die Familie hier wohnt, ißt, arbeitet, liest, ruht, lebt.

Schafft man für die Küche diesen neuen Stil, der eine Weiterentwicklung der Kochnische ist, dann ergibt sich als natürliche Folge, daß dieser kleine Raum bis aufs kleinste ausgenutzt wird. Das ist aber nur dann möglich, wenn die Möbel eingebaut sind, Herd und Spülstein den richtigen Platz bekommen. Geschieht dies, so erleben wir zum erstenmal wirklich eine fast verblüffende Möglichkeit rationeller Haushaltführung. Einzelne Städte haben in enger Zusammenarbeit mit sachverständigen Hausfrauen diesen Weg schon beschritten. Frankfurt a. M. hat bereits etwa dreitausend Küchen ein-

gebaut, die Werkbund-Ausstellung in Stuttgart zeigt ähnliche Ausführungen. Die Entwicklung ist nun im Fluß, auch hier wird sie für die Hausfrau ohne Hilfe (das sind heute 90 Prozent) durch die Industrie und Technik unaufhaltsam weiter gefördert.

Neuartig, gleichfalls aus dem vorbildlichen Holland stammend, ist der Gedanke, das Waschen in Zukunft aus dem Einzelhaushalt herauszunehmen. Die neuen Häuserblöcke erhalten in einer Reihe von Städten Zentralwaschküchen, die in verhältnismäßig kurzer Zeit und zu billigen Preisen die Wäsche gewaschen liefern, oder wo die Hausfrau ihre eigne Wäsche selbst mit Hilfe elektrischer Maschinen sehr rasch und mühelos wäscht. Amsterdam mit seinem Volkswaschhaus wirkte auf uns noch vor einem halben Jahre fast als Märchen: die Frauen brachten ihre Wäsche schmutzig hin und nahmen nach etwa drei Stunden die saubere, trockene Wäsche mit nach Hause. Heute bauen auch schon viele deutsche Städte solche Waschküchen.

Wohnungsgesinnung! Überall der Wunsch, die Hausfrau in ihrem schweren Beruf zu stützen, sie frisch und leistungsfähig zu erhalten, damit sie für sich und ihre Kinder mehr sein kann als nur die Wirtschafterin, die das Essen pünktlich auf den Tisch bringt, die Wäsche sauber hält. Es ist gewiß schon viel, wenn sie das tut, aber unsre Zeit verlangt mehr von ihr, verlangt für den Mann eine Gefährtin in dem Existenzkampf, verlangt für die Kinder eine Erzieherin.

Wohnungsgesinnung! Sehen wir auch einmal die andre Seite, das Wohnen selbst, an. Es gibt uns ein Bild, das nicht weniger zum Nachdenken anregt.

Wer Gelegenheit hat, neue Siedlungen zu besuchen, neue Wohnungen zu besichtigen, wird fast immer überrascht sein von der eleganten Einrichtung, die sich einem da zeigt. Das geschnitzte Büfett, die geschnitzte Anrichte oder das Herrenzimmer mit dem großen Diplomatenschreibtisch! Man könnte sich ja freuen und all diese neuen Einrichtungen als ein Zeichen unsers wiederbeginnenden Wohlstandes ansehen, aber leider ist dem nicht so, vielmehr handelt es sich um ein höchst ernstes Kapitel, das sehr zu denken gibt. Abzahlungsgeschäfte sind die Lieferanten dieser Schönheiten, und solange die elegante Einrichtung noch nicht abgezahlt ist, werden die Lebensmitteleinkäufe knapp, der Milchverbrauch auf Kosten des Büfetts niedrig gehalten — traurige Zahlen, die wir da kennenlernen!

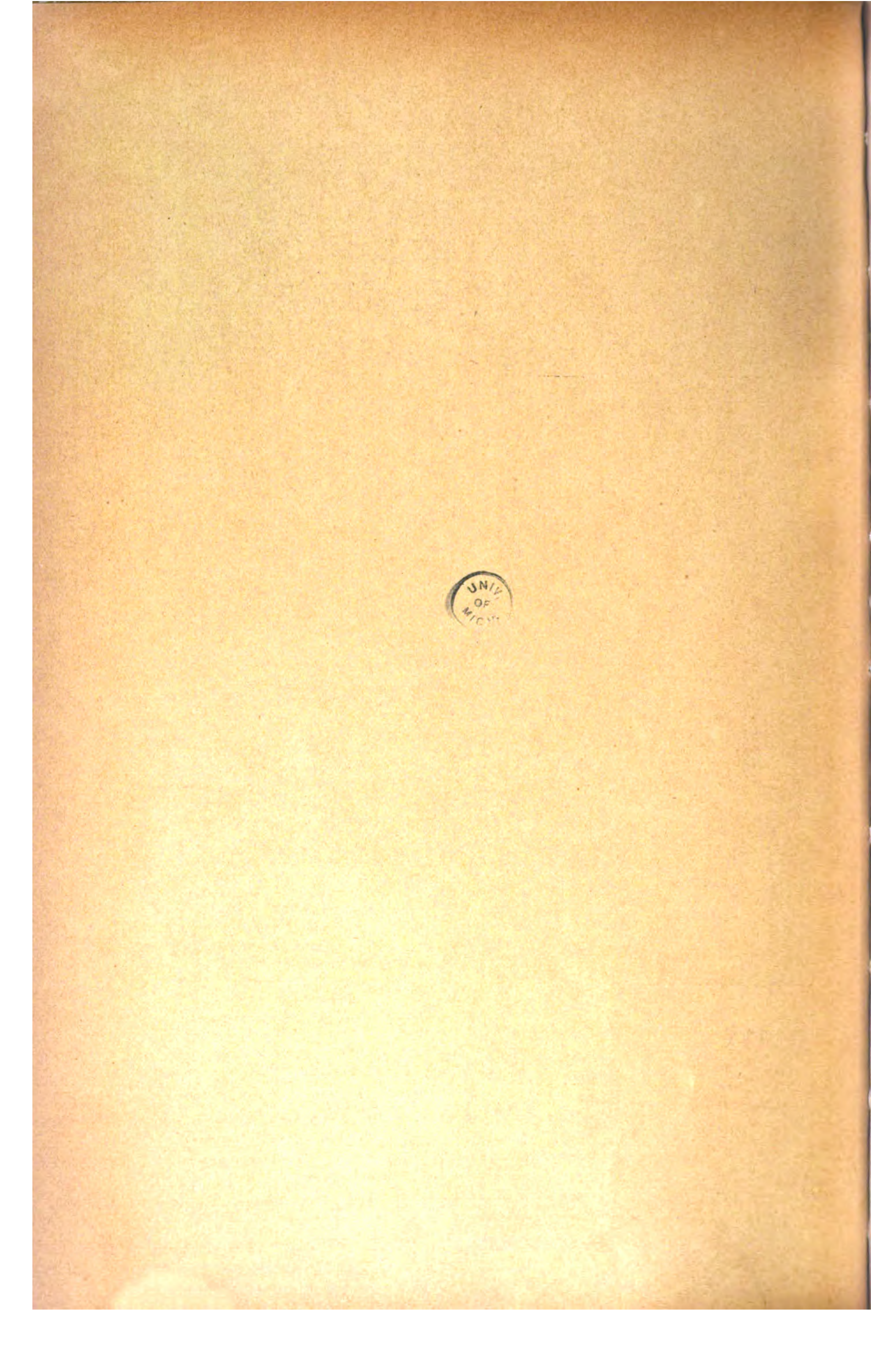
Hier gibt es für die Hausfrauen ein tüchtiges Stück Erziehungsarbeit zu leisten. Es müssen für kleine Wohnungen neue Möbelformen gefunden werden; Möbelhändler, Hausfrauen, Schreiner, Architekten, alle müssen hier helfen. Die Hausfrauen müssen lernen, daß die Vornehmheit nicht in den Möbeln liegt, sondern im Menschen selbst. Wie unsinnig der große Schreibtisch in dem engen Siedlungshause! Die Kinder stoßen sich an den Ecken und Kanten, der Hausherr ist die ganze Woche kaum zu Hause, hat meist gar kein Bedürfnis, am Schreibtisch zu sitzen, da er keinerlei Schreiberei zu Hause zu erledigen hat. Unwillkürlich drängt sich einem der Gedanke auf: Wenn wir in Deutschland so viel Diplomaten hätten wie Diplomatenschreibtische, so wäre es gut bestellt um uns...

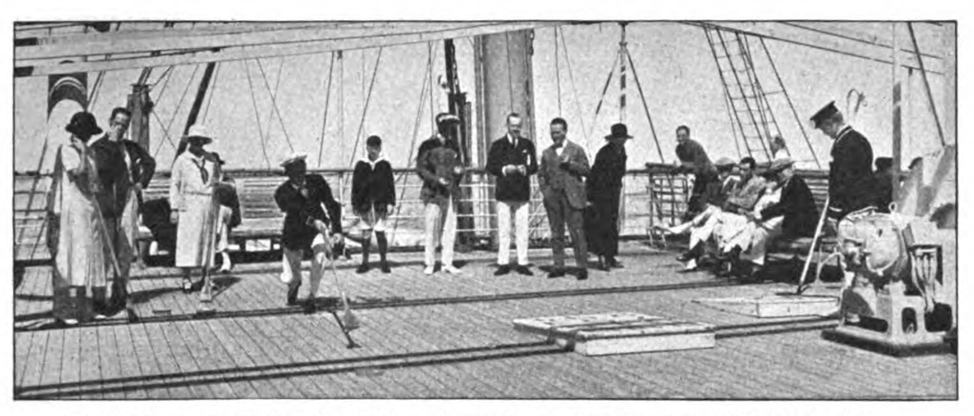
Schlichte Formen für die Möbel der kleinen Wohnungen gilt es zu zeigen, und zwar in Verbindung mit bunten Waschstoffen, indanthrengefärbten Vorhängen oder Decken und Kissen in klarer Ausführung, die durch ihre Farbenzusammenstellung ungemein reizvoll sein können. Es ist erfreulich, daß auch hier die Stuttgarter Werkbund-Ausstellung dieses Jahres (»Die Wohnung«) Neues bringt, das zeigen wird, wie man sich nur dann wirklich schön einrichtet, wenn man den Zweck erfüllt, den eine Einrichtung haben soll. Fort mit Unwahrheiten auch in der Wohnung selbst, und fort mit dem Über-die-Verhältnisse-leben, das sich in diesen Möbeln, wie sie heute »für alle« geschaffen werden, so unschön dartut! Der Diplomatenschreibtisch in der Kleinwohnung ist ebenso stillos wie das geschnitzte Büfett in einer Wohnung, wo in der Küche gegessen wird. Wohnungsgesinnung heißt Erziehung zur Wahrhaftigkeit, nicht nur im Bauen, sondern auch im Wohnen.

Das Problem der Wohnungsgestaltung innen und außen ist ein Stück unsrer ganzen Entwicklung in Deutschland. Nicht als Abklatsch vom Ausland, das andre Lebensbedingungen hat als wir, soll und darf ein neues Bauprogramm durchgeführt werden. Die Kultur der Einfachheit in der äußeren Gestaltung der Wohnung, in ihrer inneren Durchführung und letzten Endes in dem Bewohner selbst soll den neuen Stil schaffen.

Leo Küppers: **Im Studierzimmer**







Deckspiele an Bord des Dampfers »Cap Polonio« der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft

Ein Tag an Bord eines modernen Ozeandampfers

Von Dr. Dr. Gerhard Venzmer

Mit achtzehn Abbildungen

Durch fruchtbares Marschland mit fetten Wiesen, wohlgenährten Viehherden und strohgegiebelten niedersächsischen Bauernhäusern hat mich die Eisenbahn nach der kleinen Nordseestadt gebracht. Schon als sich der Zug dem Häuflein roter Backsteinbauten näherte, sah man von fern Masten und die qualmenden Schlote des Ozeanriesen, der hier der Passagiere für die Überfahrt über den Großen Teich harrt. Am Pier ein buntes Durcheinander aufgeregter Menschen, denen das Reisefieber im Gesicht geschrieben steht. Die Passagiere der dritten und zweiten Klasse sind mit den ersten Sonderzügen zum Dampfer befördert worden, und nun bewegt sich unter den schmetternden Klängen der Stewardkapelle ein wimmelnder Strom von Reisenden aus allen Gauen über die Laufbrücken an Bord. Viel Landvolk unter ihnen, wie man an den wettergebräunten Gesichtern und den verarbeiteten Händen bemerkt. Nicht lange, so trifft auch der letzte Sonderzug mit den Passagieren der ersten Klasse ein. Elegante Herren und Damen schreiten über den Steg, begleitet von abschiednehmenden Angehörigen und Freunden.

Rasch ist die Einschiffung beendet. Eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß, ein schriller Pfiff von der Kommandobrücke, die Laufbrücke fliegt hoch: die Verbindung zwischen Schiff und Land ist abgebrochen. Wie in weiter Ferne hört man undeutlich das Klingeln des Maschinentelegraphen. Ein leises Zittern geht durch den Leib des Schiffes: die Schrauben machen die ersten Umdrehungen, ein Streif Wassers schiebt sich zwischen Schiff und Kai. Er wird größer und größer, und bald verschwimmt das heimatliche Gestade vor dem suchenden Blick.

In Gruppen sieht man die Passagiere auf dem Deck, in den Gängen und auf den Vorplätzen herumstehen, und der Geübte weiß auf den ersten Blick die Fahrtgewohnten von denen zu unterscheiden, die zum erstenmal den Ozean überqueren. Allgemeines Gefrage hebt an. »Ach bitte, man kann doch schon Telegramme aufgeben?« — »Wo geht es zur Funkenstation?« — »Wann ist Essenszeit?« — »Wie kann ich an mein aufgegebenes Gepäck gelangen?« — »Wo ist der Friseur?« — »An wen muß man sich wegen des Tischplatzes wenden?« — »Wo werden die Passagierlisten ausgegeben?« ... Alles, was eine blaue Uniform trägt, wird unbarmherzig bis aufs Blut ausgefragt; kein Gegenstand ist so ausgefallen, daß man sich nicht nach ihm erkundigte. Ja, es gibt Leute, die jetzt, da die Küste des Heimatlandes eben im Dunstschleier des Horizonts untergetaucht ist, fragen, zu welcher Stunde man auf der andern Seite des Ozeans eintreffen werde.

Allmählich kommt Ruhe über den Schwarm der Menschen, die hier für Tage oder Wochen vom gleichen Ziel der Reise auf den gleichen engen Raum zusammengeführt wurden. Man wird sich kennenlernen, wird Bekanntschaften machen, Freundschaften schließen. Diese werden wieder zerrinnen, sobald der Fuß festen Boden betritt; jene werden halten, und man wird sich gern der Umstände erinnern, unter denen das Band geknüpft wurde; wieder andre werden vielleicht das Schicksal der Beteiligten formen.

Da schwimmt es nun übers Meer, das bewegliche Hotel; beladen mit Gütern und Menschen, mit Hoffnungen und Erwartungen, mit Freude und Leid. Ach, könnte man einen Querschnitt durch das Schiff, durch die Seelen aller derer legen, die es birgt: welch eine Fülle der verschiedenartigsten Gedanken und Empfindungen würden sich uns enthüllen!

Ein Staat mit einer denkbar uneinheitlichen Bevölkerung, mit eignen Gesetzen: das ist der moderne, große Ozeandampfer; der Kapitän der Diktator dieses Staatswesens. Anstrengend sein Beruf, wie kaum irgendein andrer; aber dafür ist er auch absoluter Herrscher an Bord. Jetzt, bei der Abfahrt, steht er auf der Kommandobrücke, die er für Tage und Nächte nicht verlassen wird, bis sein Dampfer aus der verkehrsreichen Gefahrzone hinaus ist.

Sie sind fast alle Leute von Humor, die Seefahrer, vom Kapitän bis herab zum jüngsten Schiffsjungen. Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck und Sinn für die lustigen Seiten des Lebens haben; offen und geradeheraus und bisweilen von herzerquikkendem Leichtsinn. Bei alledem zumeist ein wenig abergläubisch und fatalistisch, wie es der Beruf mit sich bringt.



Musiksalon in der ersten Klasse des Dampfers »Columbus« des Norddeutschen Lloyd

Ein Stock tiefer. Hier auf dem Bootsdeck hat der Funkoffizier sein Bureau. Ach, er hat schon mancherlei erlebt, konnte dereinst in stürmischer Nacht mit den unsichtbaren Zeichen, die er aus seinen Radioapparaten in den Äther hinaussendet, einem untergehenden Schiff im letzten Augenblick Hilfe herbeirufen. Jetzt sitzt er am Schreibtisch, die Hand am Taster, den Kopfhörer am Ohr. Allerlei geheimnisvolles Gerät füllt den Raum: blinkende Drahtkreuze, Spulen, Glaszylinder, weiße Porzellanisolatoren, marmorne Schalttafeln mit Stromuhren, deren Zeiger auf und nieder zittern, mit Glühbirnen, die bald aufflammen, bald verlöschen. Wenn die Aufnahme eines Telegramms, das der Funker mit dem Bleistift sofort aufzeichnet, beendet ist, legt er den großen Schalthebel um, ein leise anschwellendes Summen von Elektromotoren wird hörbar, und nun tritt der Taster in Tätigkeit. Knatternd springen Funken über, Ozongeruch bringt durch die Luft, und aus den Antennen fliegen die entfesselten Energien weithin durch den Raum zu den Empfängern andrer Schiffe oder den großen Landstationen, wo sich die drahtlose Elektrizität in Morsezeichen umsetzt.

Weit hat es die Menschheit von heute gebracht! Dahin sind die Zeiten, da die Reise über den Ozean tage- oder wochenlange Abgeschnittenheit von allen Nachrichten der Welt bedeutete. Heute steht das Schiff während der ganzen Fahrt durch die drahtlose Telegraphie mit der Umwelt in Verbindung, und der Passagier findet jeden Morgen auf seinem Frühstücksplatz die »Bordzeitung«, die ihn über die neuesten Ereignisse in aller Welt unterrichtet. Ja, während das Schiff durch das nächtliche Meer dahingleitet, während vielleicht der Sturmwind in den Rahen heult, kann er die Tanzkapelle des Londoner Savoy gerade so gut hören wie die des Palais royal in Neuyork ...

Um den Schalter des Telegraphenbureaus drängen sich schon die Menschen. Zwar ist noch kaum eine Stunde seit der Abfahrt des Dampfers vergangen; aber das Mitteilungsbedürfnis ist schon erwacht. Der Funker kennt ihn schon, den immer wiederkehrenden Wortlaut dieser Telegrammflut: Glücklich abgefahren, herzliche Grüße von »hoher See«.

Wieder ein Stockwerk tiefer. Hier beginnen schon, vom breiten Promenadendeck umzogen, die Gesellschaftsräume für die Fahrgäste, der Musiksalon mit dem Konzertflügel und die Halle, Bibliothek, Schreibzimmer und Damenzimmer, Grillraum und Rauchsalon. Und unter den Aufbauten, im eigentlichen, geräumigen Bauche des Schiffes, die zahllosen Passagier-



Gesellschaftshalle in der ersten Klasse des Dampfers »Columbus« des Norddeutschen Lloyd

kabinen aller Klassen, die Wirtschaftsräume mit Küchen und Vorratshallen, mit Eiskellern und Brauerei, mit Bäckerei und Konditorei, mit Schlachterei und Weinkeller. Was alles hat in dem Gigantenleibe Platz! Die gewaltigen Maschinen, die nicht allein der Fortbewegung des Schiffes, sondern auch der Lichterzeugung, dem Lade- und Löschbetrieb, den Pumpenanlagen und der Steuerung dienen, der durch mehrere Decke hindurchreichende große Speisesaal und alle die übrigen Einrichtungen, die eignen Raum beanspruchen: Kinderzimmer und Postraum, Schneiderstube und Werkstätten der Handwerker, Hospitäler und Ärzte-Sprechzimmer, Friseursalons, Massage- und Bestrahlungszimmer, Bäder und Turnhalle, Bureaus und Mannschaftsräume, Druckerei und Dunkelkammern, Werkstätten und Materiallager, Fracht- und Gepäckräume. Eine regelrechte Stadt für sich ist solch ein moderner Ozeandampfer; ein wohldurchdachter und glänzend organisierter Staat, dessen Zügel in der Hand des Kapitäns zusammenlaufen.



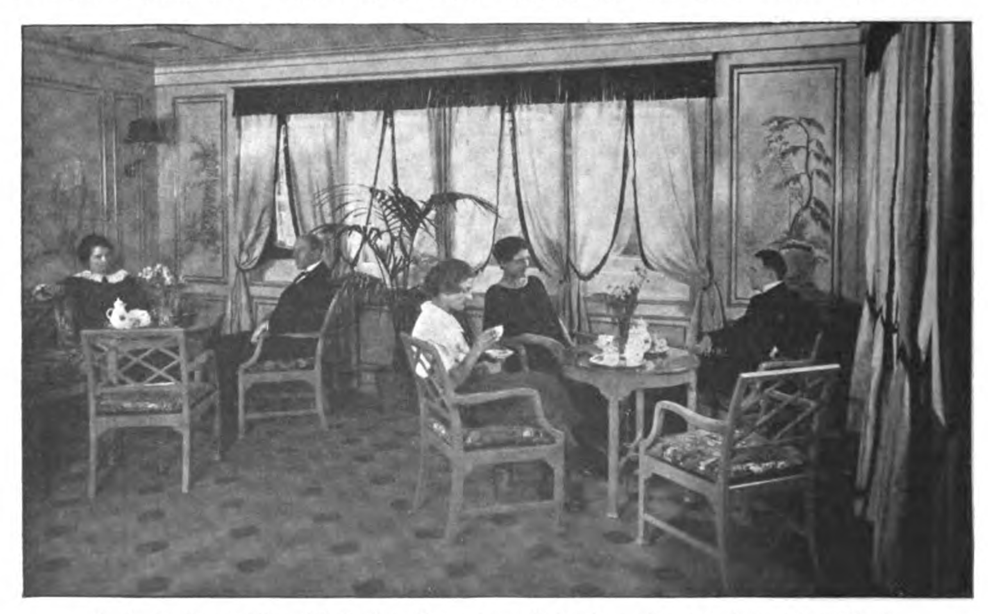
Schreibsalon der ersten Klasse des Dampfers »Columbus« des Norddeutschen Lloyd

Allmählich ist es an Deck leer geworden. Die Passagiere haben sich in ihre Kabinen begeben, und nun wird ausgepackt und das gedruckte Büchlein studiert, in dem die Namen aller Mitreisenden verzeichnet stehen. Man möchte doch wissen, mit wem man die nächste Zeit »unter einem Dache« leben wird. Die Passagierliste — oh, man verkenne ihre Bedeutung nicht! Besonders für

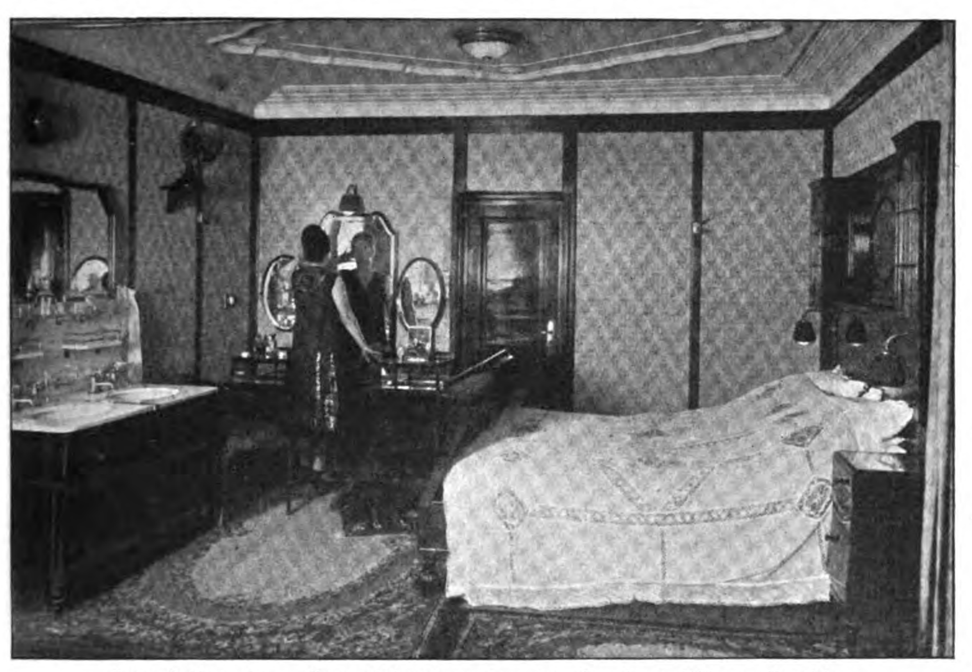


Gesellschaftshalle dritter Klasse an Bord eines Motorschiffes der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft

die alleinreisenden Herren. Denn in einer Stunde schon ist Mittagessenszeit, und somit naht sich der Augenblick, in dem die Tischordnung feststehen wird. Und die ist von sehr wesentlicher Bedeutung. Steht sie aber erst einmal fest, so hält es außerordentlich schwer, sie wieder umzustoßen. Wer also schon Enttäuschung mit ihr erlebte, sieht sich beizeiten vor. Sonst kann es einem wieder passieren, daß man begeistert zustimmte, als der Obersteward fragte, ob man mit der Baronesse von X zusammensitzen wolle. Und was fand man vor, als man in den Speisesaal trat? Eine mißmutige, ewig klagende und stöhnende Dame zwischen Fünfzig und Sechzig! Also rasch zum Oberstewardbureau am Hauptaufgang und ihm die Wünsche vorgetragen!

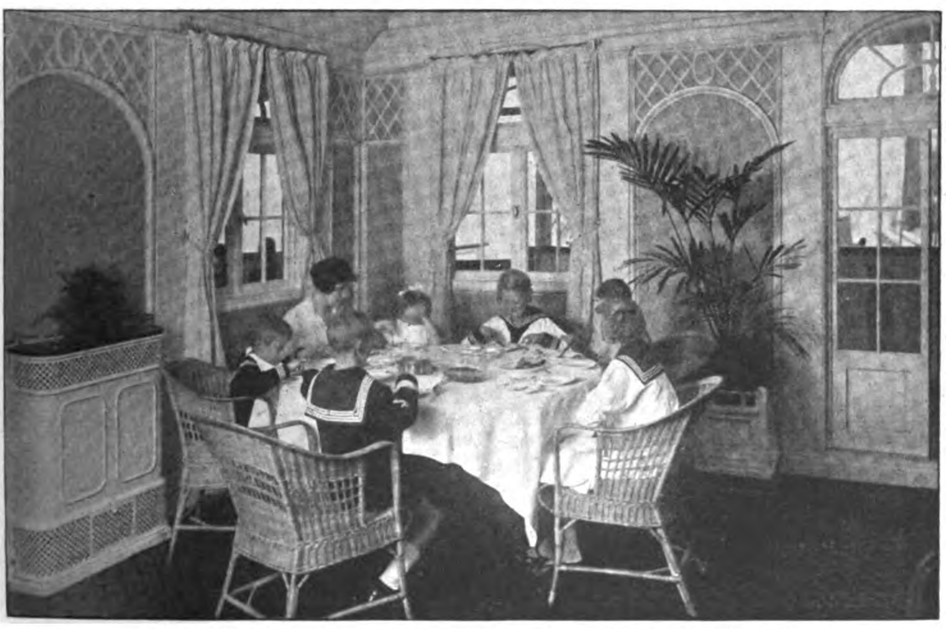


Laube in der dritten Klasse des Dampfers »Columbus« des Norddeutschen Lloyd



Luxuskabine eines »Cap«-Schnelldampfers der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft

Nicht lange, so hallt auch schon der Gongschlag durch die Gänge, der die Passagiere der ersten Klasse zum Lunch ruft. Im großen Speisesaal, der mehr der Festhalle eines Luxushotels als einem Schiffsraum gleicht, erwartet die Reisenden die erste Mahlzeit an Bord. Man hatte ja viel gehört von der reichhaltigen Verpflegung auf den großen Ozeandampfern; aber so glänzend hatte man sich's doch nicht vorgestellt. Alles, was ein verwöhnter Gaumen an Genüssen er-



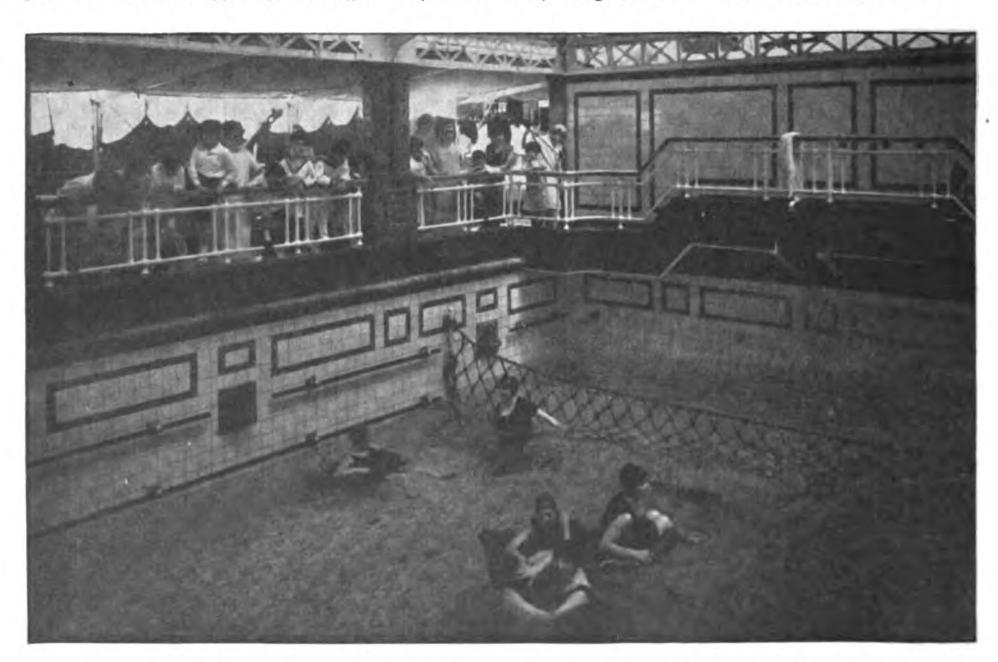
Kinderspeisezimmer in der ersten Klasse eines »Cap«-Schnelldampfers der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft



Küche für die erste Klasse eines modernen großen Ozeandampfers

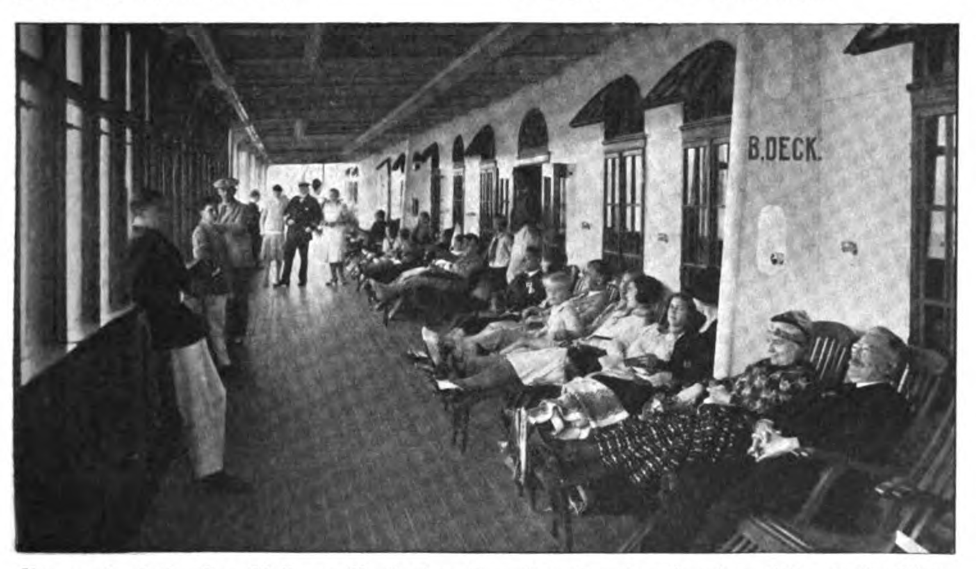
sinnen kann, findet der Passagier auf der Speisekarte verzeichnet; und so wird es bleiben in immerwährendem Wechsel bis zum Schluß der Reise. Besonders die mittags servierten kalten Platten werden den Reisenden täglich von neuem in Entzücken versetzen, werden selbst den eingefleischtesten Entfettungsenthusiasten in Gefahr bringen, seinen Grundsätzen untreu zu werden.

Ein Täßchen Mokka, ein Likör und eine gute Zigarre können nach so üppigem Mahle nicht schaden. So begibt man sich nach dem Essen gern in den Rauchsalon, in dessen bequemen Klubmöbeln es sich nach Tisch gar behaglich sitzt. Dann wird es höchste Zeit, sich von allen bisherigen »Anstrengungen« auszuruhen, und nun kommt die Stunde, in der es auch an Bord sehr ruhig hergeht. Zwar findet man auf dem Promenadendeck eine Reihe von jüngeren Passagieren in ihren Deckstühlen liegen, die sie gegen geringes Entgelt für die ganze Reise gemietet haben, aber die meisten Reisenden, besonders die älteren Herrschaften, pflegen sich nach dem Mittagessen für ein »Viertelstündchen« (oder auch länger) in die Kabinen zurückzuziehen.



Das Schwimmbad der ersten Klasse an Bord des Dampfers »Cap Polonio« der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft

Wiegende Geigenmusik weckt am Nachmittag die Schläfer. Sie tönt von der Laube her, in der die Kaffeetische gedeckt sind. Ach, es gibt nichts Hübscheres an Bord als diese Laube! Mit blumengeschmückten Terrassen öffnet sie sich gegen das Heck des Schiffes, mit weitem Ausblick auf die Unendlichkeit des Meeres. Ein breiter Schaumstreifen quirlenden Kielwassers zieht sich dort, wo die mächtigen Schrauben kraftvoll die Fluten aufwühlen, durch die spiegelnde Fläche der See. Möwen flattern in elegantem Spiel der Schwingen über den Wirbeln, die immer von neuem unter dem dahingleitenden Schiffsleibe aufquellen, und halten nach Fischen Ausschau, die von den rastlos kreisenden Flügeln der Propeller getroffen worden sind.



Promenadendeck erster Klasse an Bord eines Luxusdampfers der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft

In der Laube sind die Tische, auf denen auserlesenes Porzellan schimmert, schon besetzt. Und als nun wieder die Musik zu spielen anhebt, beginnen auf der Tanzfläche in der Mitte des Raumes die Paare sich zu drehen. Die Alten aber schauen mit fröhlichen Augen von den Terrassen herab dem buntbewegten Treiben der Jugend zu.

Allmählich leeren sich die Tische, denn es wird Zeit, zum Diner Toilette zu machen. Jetzt ist die Stunde, da in den verschiedenen Verschönerungssalons des Schiffes Hochbetrieb herrscht. Damen huschen über die Gänge, und man sieht es ihnen an, daß sie soeben onduliert wurden; Herren pilgern zum Friseur, um in tadelloser »Form« zum Abendessen zu erscheinen. Denn das Diner ist der unbestrittene gesellschaftliche Höhepunkt des Bordtages.

Als das zweite Gongsignal erklingt, beginnt die Salonkapelle auf der Empore des großen Speisesaales ihre Weisen. Fülle des Lichtes flutet durch den prachtvollen Raum. Durch die weiten Flügeltüren strömen die Passagiere in den Saal. Alle Eleganz der beiden Erdteile, deren Gestade das Schiff miteinander verbindet, scheint sich hier ein Stelldichein zu geben. Schöne Frauen in kostbaren Gewändern, glitzernd im Schmuck von Edelsteinen und Perlen, neben Herren im Smoking und Frack. Hier und da auch die schmucke blaue Uniform eines Schiffsoffiziers. Das Gros der Offiziere freilich tafelt im eignen Kasino. Aber Kapitän, Erster Offizier, Erster Ingenieur, Arzt und Erster Zahlmeister speisen nach altem gutem Brauch gemeinsam mit den Passagieren der ersten Klasse.

In der Mitte des Raumes der runde Kapitänstisch. Hier einen Platz zu erhalten, gilt als besondere Bevorzugung; und so findet man denn auch an der Tafel des Kommodore in erster Linie die »Prominenten« unter den Reisenden: Industriekapitäne, Großkaufleute, Künstler von Weltruf, bekannte Schriftsteller und Gelehrte, Politiker und Diplomaten, die über den Großen Teich reisen. Auch der Tisch des Arztes ist beliebt. Ist der Medizinmann jüngeren Alters, so werden die jungen Damen mit Vorliebe seekrank und behandlungsbedürftig. Die älteren Herrschaften aber flechten gern in die noch so harmlose Tischunterhaltung heimtückisch eine kleine kostenlose Konsultation ein.

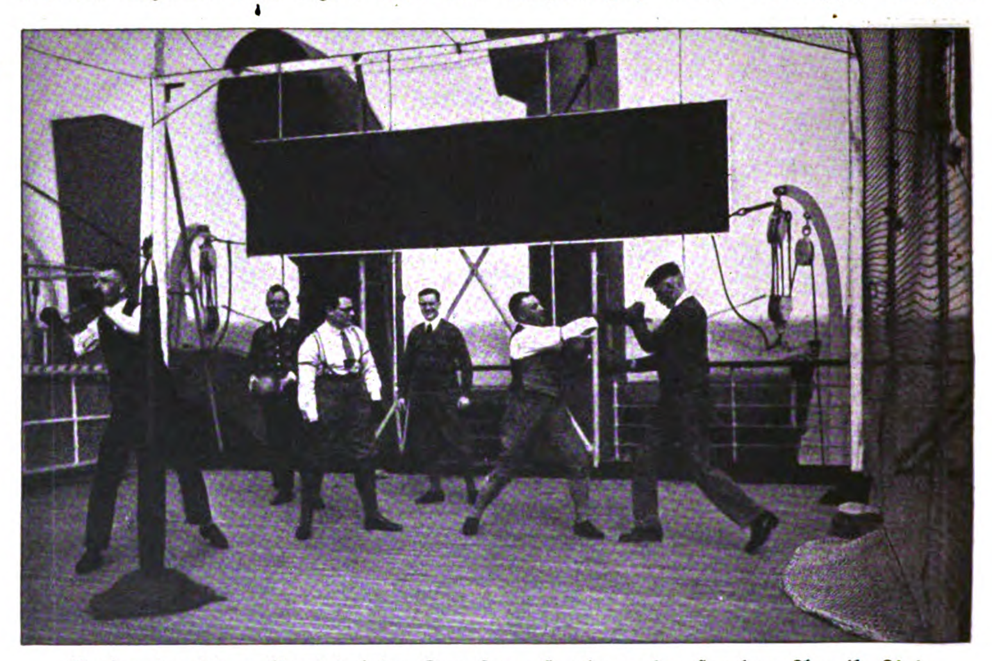
Die Klänge der Salonkapelle, die — man hört es — aus wirklichen Künstlern besteht, schwingen durch den Raum; immer lebhafter fließt an den Tischen die Unterhaltung. Wie

anders gestalteten sich in früheren Zeiten die Mahlzeiten an Bord! Man saß an langen Tafeln mit gebundenem Menü. Heute ist das »starre System« aufgegeben. An kleinen Tischen werden die Mahlzeiten eingenommen; etwas ungemein Behagliches und Intimes ist dadurch geschaffen. Und an die Stelle des feststehenden Menüs ist eine an Reichhaltigkeit jeder Beschreibung spottende Speisekarte getreten, in der auch der Verwöhnteste das seinem Gaumen Zusagende findet.

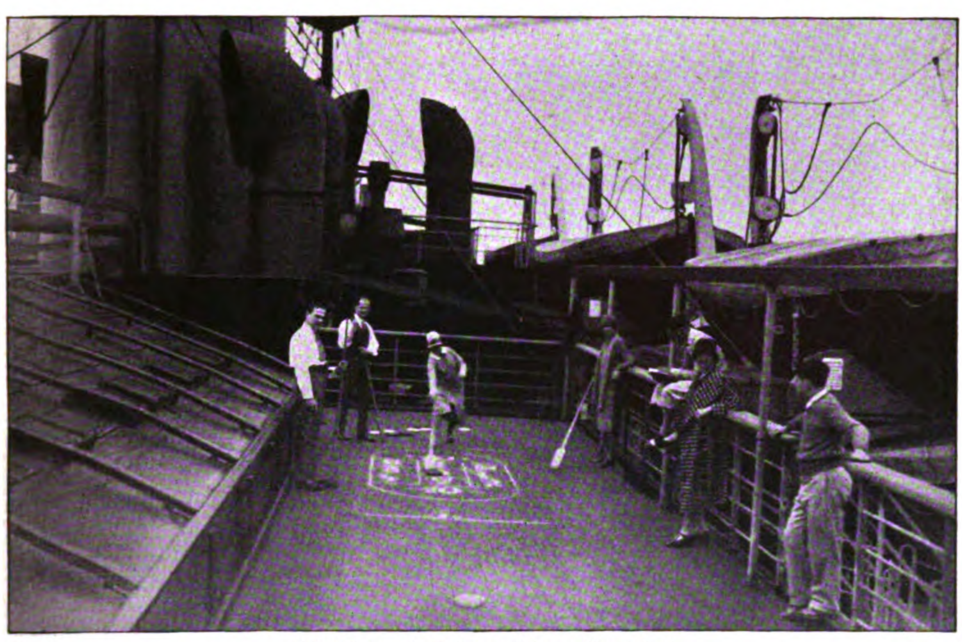
Ohne Unterlaß eilen die Stewards in ihren adretten Uniformen hin und her, den Gästen die gewählten Speisen zu bringen. Pfropfen knallen, und immer gehobener wird die Stimmung, die über dem eleganten Raum lagert. Wer denkt noch daran, daß er sich auf dem Meere befindet, und daß sich vielleicht Hunderte oder gar Tausende von Metern tief unter dem Schiff die Wasserwüste dehnt? Früher mag das von der Maschine verursachte Pochen und Zittern des Schiffsrumpfes auch bei ruhigem Wetter den Passagier ständig daran erinnert haben, daß er sich an Bord eines Dampfers befand. Seit aber Turbinen an die Stelle der großen Kolbenmaschinen getreten sind, macht keine Bewegung mehr den Leib des Schiffes erzittern; nur auf dem obersten Deck, auf dem sich die Lichtschächte des mächtigen Maschinenraumes öffnen, kündet leises Summen und Surren von den Gewalten, die im Inneren des Schiffes am Werke sind, um den Koloß durch das Meer zu treiben. —

Das Diner ist zu Ende. Bei schönem Wetter wird nun gern ein kleiner »Verdauungsspaziergang« über das Promenadendeck unternommen. Man trifft sich, begrüßt sich, Gruppen bilden sich. Welchen Reiz bietet auch die Beobachtung des nächtlichen Ozeans! In tiefem Schwarz liegen Himmel und Wasser. Nur dort, wo die Wogen heranrauschen, wo die Bugwelle schäumt, leuchtet weiß der Gischt durch das Dunkel. Stundenlang kann man so stehen und schauen, ohne müde zu werden. Denn das Meer hat auch nicht zwei Gesichter, die einander gleichen. In ewigem Wechsel seines Mienenspiels blickt es uns an.

Mittlerweile sind in der großen mittelschiffs gelegenen Halle schon Vorbereitungen für die Abendunterhaltung getroffen worden. Kino-Vorstellungen, Bälle, Maskenfeste, Konzerte und Vorträge wechseln miteinander ab, und jeden Abend werden die Gäste durch neue Darbietungen überrascht. Die Salonkapelle wandelt sich zur Jazzband, und über die spiegelnde Fläche des Parketts gleiten die Paare dahin. Oder eine Leinwand verdeckt das große Wandgemälde, und die neuesten Filme rollen vor den Augen der Zuschauer vorüber, genau wie in jedem Kino am Lande. Besonderen Genuß aber bieten die Künstlerkonzerte. Fast auf jeder Reise der großen Transatlantiker gibt es unter den Passagieren Künstler von Weltruf, die zu Gastspielen reisen. Und immer sind diese Künstler gern bereit, ihre Mitreisenden an ihrer Kunst teilnehmen zu lassen und obendrein ein gutes Werk zu tun; denn der Ertrag der Sammlungen, die bei solchen Konzerten veranstaltet werden, dient immer einem wohltätigen Zweck, am häufigsten wohl



Boxkampf auf dem Sportsdeck des Dampfers »Hamburg« der Hamburg-Amerika Linie



Shuffleboard-Spiel auf dem Bootsdeck

der Unterstützungskasse für die Hinterbliebenen verunglückter Seeleute.

So bringt beinahe jeder Tag den übers Meer Reisenden wechselnde Anregung und Unterhaltung, und wirklich wird auf den modernen großen Ozeandampfern niemand Grund haben, sich über Langeweile zu beklagen. Selbst für die kleinen Passagiere werden von Zeit zu Zeit besondere Belustigungen veranstaltet. Mit Spiel, Tanz und lustigem Mummenschanz gehen diese Kinderfeste, zu denen allerlei geheimnisvolle Vorbereitungen getroffen werden, vor sich; und wenn der große Tag da ist, dann hallt das Deck von fröhlichem Geschrei und Gelächter wider, und rote Wangen und leuchtende Augen erzählen von der Wichtigkeit des Ereignisses.

Derjenigen Passagiere, die auf ihrer Fahrt die »Linie« passieren, harrt in der herkömmlichen Äquatortaufe noch besondere Belustigung. Frühmorgens in aller Herrgottsfrühe erscheint neben



Ringwerfen auf dem Brückendeck



Tanz an Deck der dritten Klasse des Dampfers »Albert Ballin« der Hamburg-Amerika Linie

dem Schiff eine Barke, und während die Reisenden sich noch verwundert den Schlaf aus den Augen reiben, entsteigt dem Boote Neptun, das Haupt mit triefendem Seetang umkränzt. Die eigentliche Taufe mit ihren derben Späßen, mit dem »Einseifen« der Täuflinge und dem Untertauchen in dem zu diesem Zweck aufgebauten »Taufbassin« pflegt sich mehr auf die Mannschaft und die Passagiere der dritten Klasse zu beschränken. In der ersten Klasse aber wird die Äquatortaufe durch ein Festdiner gefeiert, bei dem die Speisen phantastische, auf das Reich Neptuns Bezug nehmende Bezeichnungen erhalten.

Noch ein »Night-cap« an der Bar, und man begibt sich in die Kabine, voll von all den Eindrücken, die der erste Tag an Bord mit sich brachte.

Wie prachtvoll schläft es sich in der Kajüte eines modernen Ozeandampfers! Wo sind die unbequemen Kojen geblieben, in die man nur unter Aufbietung von Kletterkunststücken gelangte? Wo die berüchtigten Klappwaschtische? Heute schläft man in der ersten Klasse in richtigen Sprungfeder-Bettstellen, und ein breites Waschbecken mit fließendem warmem und kaltem Wasser zählt zu den Selbstverständlichkeiten. Wie prickelnd ist die Vorstellung, daß unter uns in gähnender Tiefe sich der Ozean dehnt, während wir selbst so bequem wie in Abrahams Schoß im Bette liegen!

Zur gewünschten Zeit weckt frühmorgens der Steward, und dann geht's ins Bad. Auf den ganz großen Luxusdampfern steht den Reisenden sogar ein regelrechtes Schwimmbad zur Verfügung. Auf andern Schiffen, besonders solchen, die in warme Zonen fahren, behilft man sich in der Weise, daß auf dem Deck aus großen Persenningen Bassins aufgebaut und mit Wasser gefüllt werden. Hier entwickeln sich dann frühmorgens die lustigsten Wasserschlachten, und natürlich ist es besonders die Jugend, die dieser Art des Badens den Vorzug vor den Wannenbädern gibt.

Nach dem Bad tritt die Gymnastik in ihre Rechte. Ihr wird wegen der an Bord ohnehin beschränkten Bewegungsmöglichkeit auf allen Ozeandampfern besondere Beachtung geschenkt. So gibt es in der Turnhalle genügend maschinell betriebene Apparate zum Rudern, Kamelreiten, Radfahren usw., mit Hilfe derer jeder, der Wert auf seine Figur legt, die Zeit der Überfahrt zu einer kleinen Entfettungskur gestalten kann. Freilich, das Leidige ist, daß solche gymnastische Betätigung auch wieder gewaltigen Appetit schafft, der bei der überreichen Frühstückstafel doppelt gefährlich ist. Aber auch den Gefahren des verführerischen Bordfrühstücks läßt sich wirksam begegnen. Denn beinahe das gesamte Brückendeck der modernen großen Ozeandampfer ist zu einem Sportplatz umgewandelt, so daß der passionierte Sportsmann auch während der



Kinderfest an Bord des Dampfers »Deutschland« der Hamburg-Amerika Linie

Fahrt über den Ozean der gewohnten körperlichen Ausarbeitung nicht zu entraten braucht. Er kann auf dem Sportdeck Shuffleboard und Ringwerfen spielen, kann dem gewohnten Box-*training* nachgehen, kann sich im Fußball-Zielstoßen üben; ja, so unglaublich es klingt, es gibt auf dem Sportdeck sogar einen regelrechten, mit Drahtnetzen gesicherten Tennisplatz.

Wer das Glück hat, mit dem Kapitän befreundet zu sein, wird sich vielleicht eines Morgens der »Ronde« anschließen dürfen und dabei Gelegenheit haben, das ganze Schiff kennenzulernen. Nichts ist interessanter als ein solcher Rundgang, der gewöhnlich von der Kommandobrücke seinen Ausgang nimmt. Schon der Blick von hier oben ist ein Genuß. Tief unten, zu Füßen des Beschauers, die Spitze des Schiffes. Weiß rauscht der Gischt auf, wenn der Bug die heranrollenden Wogen durchschneidet. Und noch schöner wird das Bild, wenn Sturmwind die See aufwühlt. Dann kommt es nicht selten vor, daß die emporgehobene und nun sich wieder senkende Spitze des Schiffes gerade auf einen eben herangerauschten Wellenberg trifft. Ein donnerndes Prasseln ertönt, ein Zittern geht durch den Leib des Dampfers, und eine sprühende Sturzsee fegt brausend über das Deck.

Wie viel des Interessanten gibt es hier oben auf der Kommandobrücke und besonders in dem der Brücke angeschlossenen Steuerhause zu sehen! Verblüffend wirkt auf den Laien die Feststellung, daß niemand am Steuerrade steht, und daß das Rad sich nichtsdestoweniger unentwegt in kleineren oder größeren Ausschlägen nach der einen oder andern Seite bewegt. Wie erklärt sich solches Wunder? Der Kreiselkompaß ist es, der Auge und Hand des Steuermanns ersetzt. Sicherer, als irgendein Mensch es vermöchte, hält er das Schiff auf dem vorgeschriebenen Kurs. Jede noch so geringe Abweichung von der gewollten Richtung setzt sich sogleich in elektrischen Strom um und löst die tätige Kraft aus, die das Schiff wieder in die vorgeschriebene Bahn steuert. Und erst wenn der Lauf des Fahrzeuges wieder haarscharf mit dem festgesetzten Kurs übereinstimmt, erlischt die steuernde Kraft, wie man gleichzeitig am Kompaß kontrollieren kann. So geht es in fortwährendem Wechselspiel der Kräfte, und der Besucher staunt ob des automatisch sich hin und her drehenden Steuerrades.

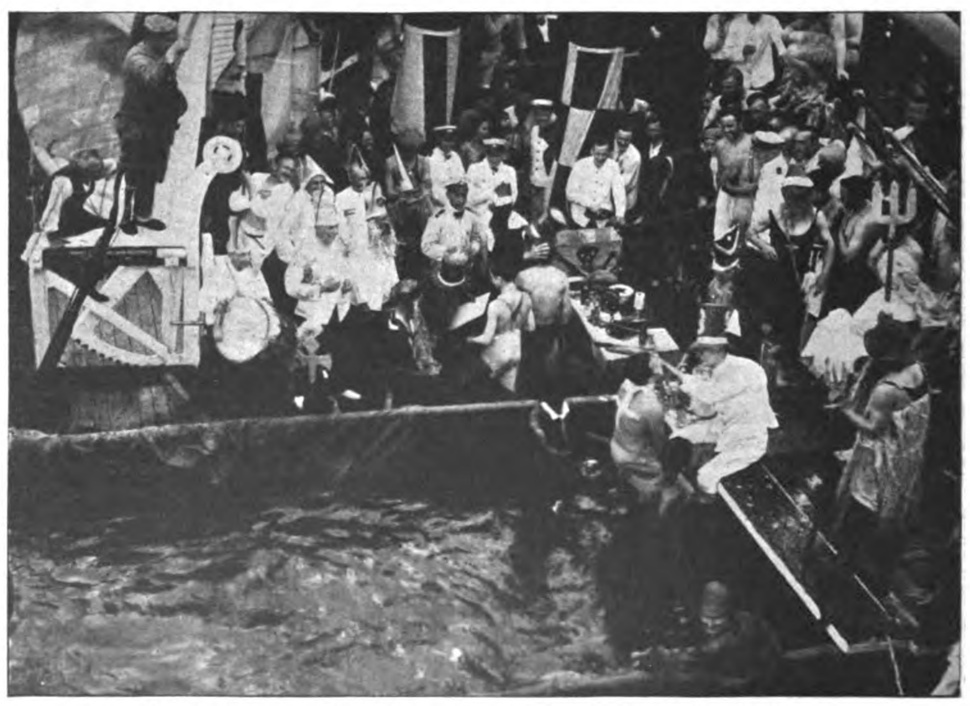
Wie unendlich viele technische Errungenschaften hat die moderne Schiffahrt vor der vergangener Zeiten voraus! In ein Glaskästchen an der Wand des Steuerhauses münden eine Unzahl von Röhren: der Rauch-Signalapparat. Bricht an irgendeiner Stelle des Schiffes Feuer aus, so zeigt die Vorrichtung sogleich den Brandort an. Ein mit zahlreichen elektrischen Lämpchen versehener Grundriß des Schiffsrumpfes gibt genaue Auskunft über die Verteilung der wasserdichten Schotten. Mit einem einzigen

Hebelgriff kann in Fällen der Gefahr der wachhabende Offizier, ohne die Hilfe irgendeines Menschen in Anspruch nehmen zu müssen, die sämtlichen, hydraulisch betriebenen Schotten schließen. Rasch und sicher unterrichtet das automatische Echo-Lot über die Meerestiefe; fürsorglich warnen bei nebligem Wetter die Unterwasser-Schallsignale den Führer des Fahrzeuges. Allen diesen blinkenden Apparaten sieht man es an: die Sicherheit des Schiffes — das ist das oberste Gesetz an Bord. Und hier oben auf der Kommandobrücke, dem Gehirn des gewaltigen Organismus, laufen alle jene sensiblen und motorischen Fasern zusammen, alle jene Einrichtungen, die der Beobachtung und Wahrnehmung, aber auch der Befehlsübermittlung zum Bewegungszentrum, der Maschine, dienen, und auf deren sinnvollem Zusammenspiel das Wohlergehen Hunderter oder Tausender von Menschen ruht. —

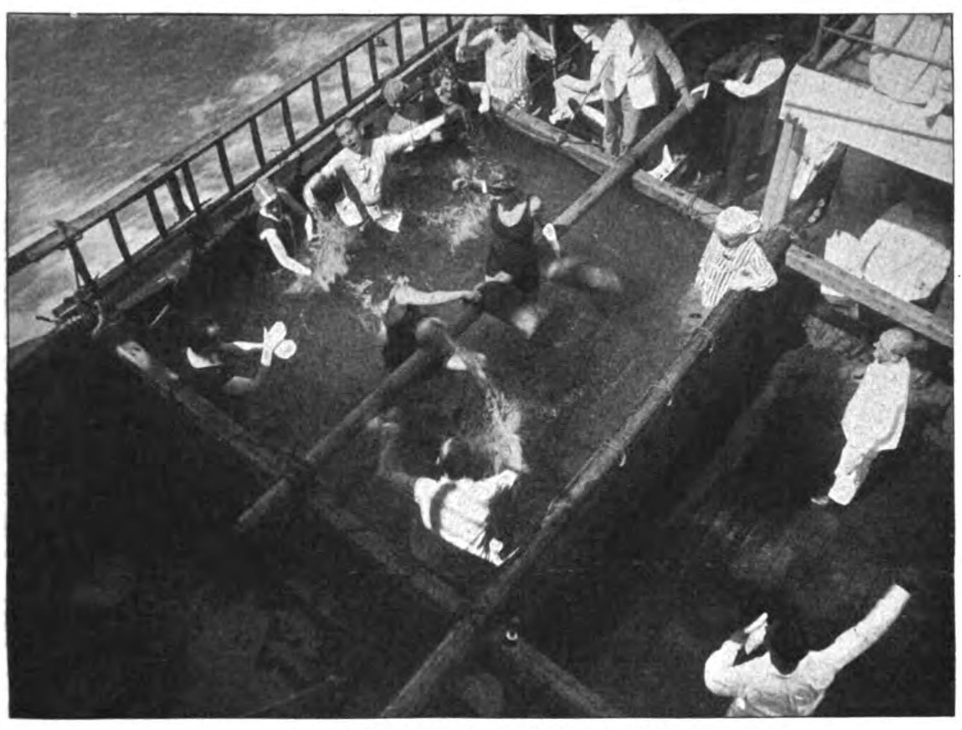
Hinab aus luftiger Höhe, tief hinein in den Bauch des Schiffes! Durch endlose Gänge und Korridore, treppauf, treppab führt der Weg. Alle die ineinandergreifenden Teile und Teilchen dieses großartigen Räderwerkes, alle die Adern, die den gewaltigen Organismus speisen, enthüllen sich dem staunenden Auge. Sogar auf das unermüdlich pulsierende Herz, die Maschine, dürfen wir einen Blick werfen. Wie das blinkt und glänzt, surrt und summt, zischt und gurgelt! Welche peinliche Sauberkeit im ganzen Maschinenraum! Man könnte essen von jeder dieser blitzenden Flächen!

Schier dämonische Kraft ist in den Turbinen zusammengedrängt, findet in den unablässigen Umdrehungen der beiden Propeller ihren Ausdruck. Und die Verbindung zwischen Maschinen und Schiffsschrauben? Ein Blick in den endlosen Schraubentunnel belehrt darüber. Da liegt sie, die gewaltige Welle, in nimmermüder Rotation die Kraft der Turbinen auf die gewaltigen Propeller übertragend. Hindurch durch den Tunnel, immer an der blitzenden Welle entlang, bis ans Ende des niedrigen Schachtes! Draußen rauschen die Wasser, aufgewühlt von den mächtigen Flügeln der Schrauben. In unwahrscheinlicher Höhe ein winziges Loch, durch das das Licht des Tages flutet. Notausgang für die, die etwa im Schraubentunnel von einem Unglück überrascht und durch die wasserdichten Schotten vom Maschinenraum abgeschnitten werden.

Dahin sind die Zeiten, da vor glutspeienden Feuerlöchern dreiviertelnackte Heizer im Schweiße ihres Angesichts die Flammen des Kesselfeuers schürten, und Kohlentrimmer, von oben bis unten mit schwarzem Staub bedeckt, das Brennmaterial herbeischleppten. Druckpumpen spritzen selbsttätig ein erhitztes Öl in die Feuerräume, und nur hin und wieder wirft der Heizer durch das Schauloch einen Blick auf das sprühende Flammenmeer. So wird durch die Ölfeuerung Zeit, Geld, Menschenkraft und Raum gespart, denn



Äquatortaufe an Bord eines Dampfers der Hamburg-Amerika Linie



Improvisiertes Schwimmbassin an Deck

der flüssige Brennstoff beansprucht keine großen Bunkerräume wie die beinahe unwahrscheinlich großen Kohlenvorräte, die die Transatlantiker ehedem mitführen mußten, sondern er wird einfach im sonst nicht weiter verwendbaren Kielraum untergebracht. Und was für die Sauberkeit auf dem ganzen Schiff das Fehlen von Kohlen bedeutet, bedarf keiner Erwähnung.

Hinauf wieder, aus dem Dunkel des Schiffsbauches der Sonne, dem Licht entgegen! Nicht jeder kann erster Klasse reisen, am wenigsten in der gegenwärtigen Zeit; also rasch auch einen Blick geworfen in die zweite und dritte Klasse! Du lieber Gott, wie haben sie sich gegen früher verändert! Was man heute als zweite Klasse bezeichnet, hatten noch vor wenigen Jahren manche großen Dampfer in der ersten nicht aufzuweisen; und die moderne »dritte« unterscheidet sich vom berüchtigten Zwischendeck vergangener Zeiten wie der Tag von der Nacht.

Da ist es wieder, das wundervolle breite Promenadendeck der ersten Klasse. Behaglich sitzen die Passagiere um den Lautsprecher herum und lauschen den Vorträgen irgendeiner Küstenstation oder dem Frühkonzert an Bord eines der andern über den Ozean ziehenden Schiffe. Und eben kommen auch die Stewards mit ihren kleinen Wagen angefahren, um die übliche Vormittagskost: Bouillon und Sandwiches, zu servieren ...

Wie traurig war in früheren Zeiten bei schlechtem Wetter ein Weg übers Promenadendeck! Da lagen sie, die unglücklichen Passagiere, bleich und teilnahmlos, bereit zu sterben, falls mit dem Tode nur das »Schaukeln« aufhören würde! Und heute? Die formstabilen Tanks, mit denen die modernen großen »Schiffe ohne Seekrankheit« ausgerüstet sind, sorgen für so ruhige Fahrt, daß auch bei Unwetter die Reise über den Atlantik nicht an Reiz verliert. Wahre Wunderwerke der Technik sind diese an der Außenseite des Schiffsrumpfes etwa in der Wasserlinie gelegenen Hohlräume. Bei jeder Bewegung des Schiffes füllen sie sich mechanisch mit Wasser und hindern durch ihr Gewicht die Gegenbewegung. Ist die Ruhelage aber wiederhergestellt, so sprudelt aus unzähligen Löchern am Schiffsrumpf gurgelnd und schäumend das Naß hervor.

Wie doch die Zeit an Bord dahinfliegt! Schon ertönt wieder das Signal zum Mittagessen, schon ist ein voller Tag, der erste Tag der herrlichen Fahrt über den Ozean, dahin! Gibt es etwas Schöneres als eine Reise übers Meer? Ich glaube nicht, und nur zu gut kann ich's verstehen, daß viele traurig sind, wenn das andre Ufer des Großen Teiches erreicht ist, und daß gar mancher wünscht, die Reise möchte noch einmal beginnen.

Kleist-Büsten

Von Dr. Richard Groeper

Nach dem Selbstmorde Kleists im November 1811 hat es mehr als zwei Menschenalter gedauert, bis er weiteren Kreisen des deutschen Volkes als wirklicher Dichter aufging und seine Briefe als erschütterndes Zeugnis seiner Lebenstragödie gelesen wurden. Die Germanistik bemächtigte sich der rätselvollen Erscheinung, und allmählich fingen auch die gestaltenden Künstler an, Geschichte und Phantasie mischend, mit dem Pinsel oder der Nadel, mit dem Wort des Dramas und schließlich mit dem Meißel sichtbare Wesensprägungen vorzunehmen. Bei allen Versuchen, seiner Gestalt den Atem seiner Dichtung einzuhauchen, ist es zu einem hochragenden Monument in Stein oder Bronze bisher nicht gekommen. Selbst das Elstersche Denkmal in des Dichters Geburtsstadt Frankfurt a. d. O. kennt nur eine symbolische Jünglingsfigur und verwendet am Sockel das angebliche Krügersche Miniaturbildnis.

Es hat seinen guten Grund, daß sich die Bildhauer bisher nur um die Büste Kleists bemüht haben. Noch ist der Heroismus seines Wesens nicht ausreichend geklärt und genügend zum Ideal geworden, um statuenhaft in übermenschlicher Größe von Geschlecht zu Geschlecht vor allen Augen zu zeugen. Der Künstler des Steins hält sich zunächst an den Kopf und freut sich der Lösung, wenn ihm die Welt des Dichters aufs Antlitz geschrieben werden kann. Bis Kleist monumental sich in ganzer Gestalt erhebt, wird die deutsche Bühne und deutsche Wissenschaft sich noch viel um ihren spät erkannten Liebling zu mühen haben. Und nie wird vielleicht die Gestalt des Dichters in ihren geschichtlichen Bindungen vor dem Volk aufsteigen, wohl aber eine Phantasie- und Idealfigur. — Das Dunkel, das sich über viele Einzelheiten im Leben und Schaffen Kleists breitet, liegt auch über der ältesten Büste (Abbild. S. 214 oben). Sie rührt von unbekannter Hand her, und wenn sie auch im Konzertsaal des Berliner Staatlich. Schauspielhauses ihren Standort hat, ist sie so gut wie unbekannt. Sie hat keine prägnanten Züge, die im Gedächtnis haftenbleiben, überhaupt nichts, was als Kunstwerk zum Betrachter spricht. Als Zierat eines der Kunst dienenden Saales gedacht, hat sie ornamentale Bedeutung, sowohl im angewiesenen Platz als auch in den Einzelheiten der Ausführung. Dem Sagertschen Stich des Krügerschen Kleistbildes ähnlich, verschönt sie den charakteristischen Rundkopf der Vorlage zu hausbackener Gefälligkeit und posenhafter Feierlichkeit. Das Gesicht könnte ebensogut einem andern Dichter der Frühzeit des 19. Jahrhunderts gehören.



Büste von unbek. Hand im Berliner Staatl. Schauspielh. (Mit Erlaubnis d. Alfr. Kröners Verlag, Leipzig)



Büste von Josef Meurisse



Büste von Otto Lessing

Eine Änderung, keinen Fortschritt brachte die Kleistherme im Viktoriapark des Berliner Kreuzberges von Karl Pracht (Abbild. S. 216). Die Berufung des Bildhauers zu seiner Schöpfung geschah nicht unmittelbar durch Kleist. Die Marmordarstellung des Sängers der Ode »Germania an ihre Kinder« war nur ein Teil der künstlerischen Ehrung unsrer Freiheitsdichter im Hain am Fuße des Siegerdenkmals zur Erinnerung an 1813. Bei der Lösung der Aufgabe war die Einheit der sechs Dichter (Arndt, Kleist, Körner, Rückert, Schenkendorf, Uhland) wichtiger als ihre Unterscheidung, die Einreihung der Persönlichkeiten in die Gesamtbewegung und die Einordnung der steinernen Hermen in die Promenadennatur der Umgebung ein Hindernis für die restlose Wiedergabe gerade der Kleistischen Genialität. Er erscheint mehr als feinsinniger, der Adelskaste angehöriger Träumer denn als glühender Patriot und haßerfüllter Franzosenfeind. Der Käthchendichter hat in dem Gesicht wohl seinen Platz, aber den ringenden Promethiden, der von den vulkanischen Gewalten seines Dämons verzehrt wird, und die Dichterfülle des vielseitigen Neuerers sucht man vergebens.

Auf einem höheren Niveau der Dichtererfassung steht dagegen Otto Lessings Kleistbüste im Landestheater zu Meiningen (Abbild. S. 215 oben), ein Werk, das um den hundertsten Geburtstag Kleists von einer formsicheren Künstlerseele empfangen und nach längerer Reifung abgestoßen worden ist. Auch hier nur die Brust- und Kopfpartie, kein ganzer Kleist! Es ist, als ob die Problematik Ibsens und die Zerfaserungspsychologie Strindbergs sich den Ahnungen und Eingebungen des Nachgestalters der überlieferten Kleistzüge für eine den Dichter mit ganzer Seele hinnehmende Zeit aufgedrängt hätte. Die Lebensschicksale, die damals von den Jüngern der Schererschule aufgespürt und zu einem Gesamtbild zusammengetragen waren, sind im Marmor, der etwas kalt und spröde wirkt, verwertet und zu fester Formung verdichtet. Das Haupt zur Erde geneigt, brütet der scheue Dichter in sich hinein. Er ist in sich gekehrt, nicht ganz wie ein Büßer, sondern wie ein Suchender, die Seelengründe Abtastender. Den Menschen entzieht er sich und sieht nur auf



Büste von Georg Fürstenberg

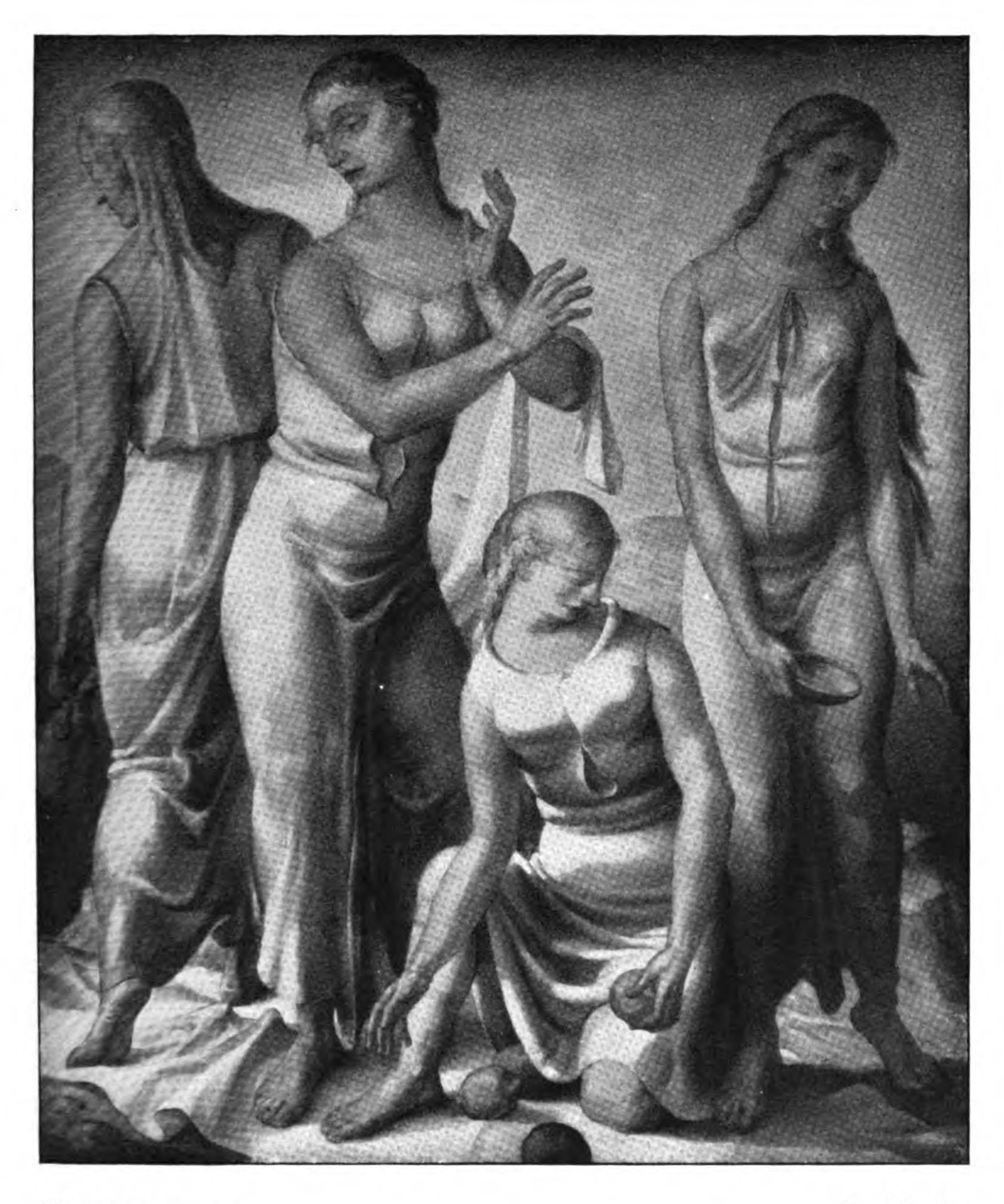
die Vorgänge seines Inneren. Am Kopf fällt das schwere, wuchtige Kinn auf, der leidenschaftliche, schwellende Mund, die große Querfalte der Stirn, wodurch ihre Niedrigkeit gemindert wird, das langgestrichene Haar, das eine gewisse Lässigkeit gegen das Äußere, doch keine Verwirrung verrät. Das Gesicht erscheint, auch durch die Kopfhaltung hervorgerufen, langgezogen, in einzelnen Winkeln lauern Faun und Satyr. Von der Seite gesehen, hat das Gesicht den Anflug lieber Jungenhaftigkeit. Die bohrende, zersetzende Grübelei ist von versöhnender Heiterkeit abgelöst, so daß in der Büste der Adelssproß, der lern- und bildungswütige Student, der Briefschreiber und Tagebuchverfasser, der Ewigreisende, dessen Koffer das einzige Hab und Gut ist, der am Vaterland verzweifelnde und durch sein gewaltsames Ende den Ausgleich mit der Welt findende, dranghafte Mensch deutlich erkennbar wird. Wo aber bleibt der Dichter der Novellen und Dramen?



Kleist-Herme von Karl Pracht

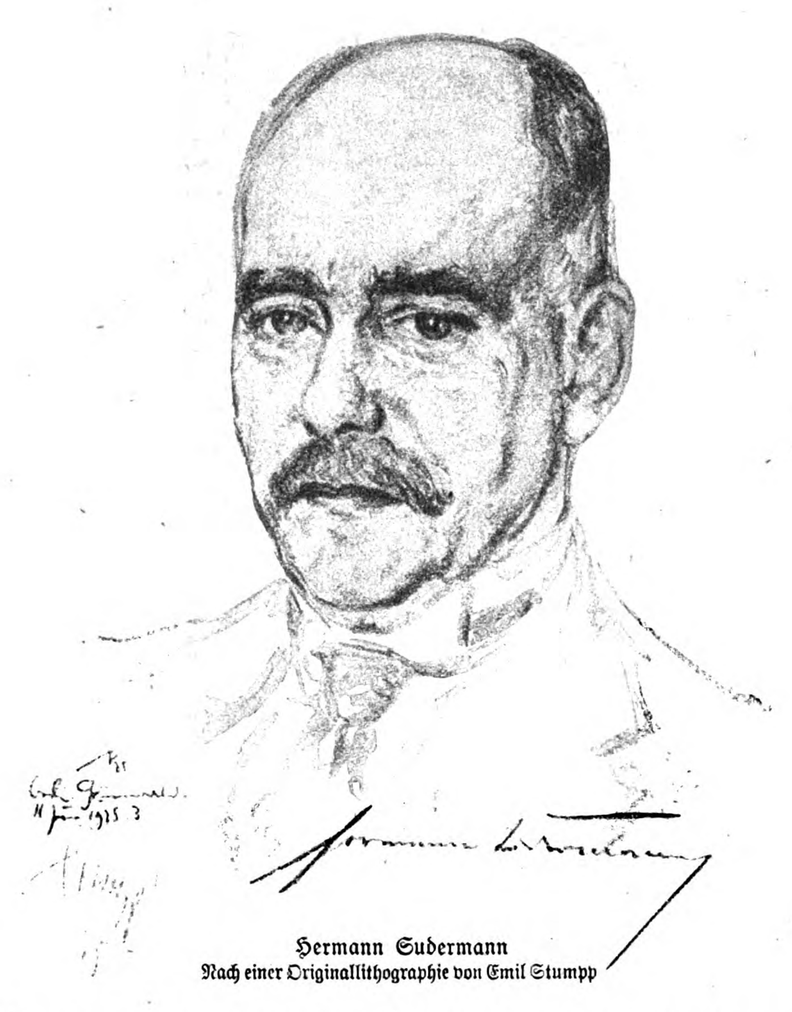
Das Menschliche zurückzustellen und das Dichtungserlebnis in Bronze festzuhalten, ist der skulpturelle Lösungsversuch des Kleistproblems in der Hand des Aachener Bildhauers Josef Meurisse (Abbild. S. 214 unten). Dieser feinfingrige Gegenwartskünstler hat sich als Porträtbildner zu einem Spezialisten entwickelt. Weniger sein »Seelchen« in Marmor als seine Holzskulptur »Pieta« bezeugt, daß er von klassischer Nachahmung, die nur Stilerstarrung bedeutet, nichts wissen will und den Nerv und Pulsschlag unsrer Zeit sucht. Form und Linie haben eignen Schwung, und der Inhalt drängt immer zur Wesensbestimmung. Unter seinen Köpfen ist der Musiker Peter Raabe das lebendigste Stück. Weber, Lortzing und Bach reden die Sprache ihrer Persönlichkeit. Bei Kleist soll der Augenblick der poetischen Eingebung dem Gesicht Dauer verleihen. Keine Verzückung, kein himmelstürmender Titanismus bewegt die Züge. Im Profil sieht man ein abgehärmtes Menschenantlitz, worin sich die Neigung des Künstlers ausdrückt, Vergeistigung auf Kosten gesunder Körperlichkeit auszuprägen. Mit starker Sensibilität, frei von der Überlieferung, ist der Dichterkopf modelliert.

Darum wird der moderne Künstler mehr durch diesen Kleist gedeutet als Kleist durch ihn. Georg Fürstenberg hat nun mit seiner Marmorbüste Kleists im Stadttheater zu Frankfurt a. d. O. dem Volldichter das Physiognomiedenkmal gesetzt (Abbild. S. 215 unten). Der schaffensmächtige Dichter, der in den elf Jahren einer sonst nicht nachweisbaren Produktivität Werk auf Werk aus sich hervorgehen ließ, soll sich dem deutschen Volk ins Gedächtnis prägen, der seiner Zeit vorauseilende Seher, der vielumworbene Freund, der Leidträger eines widrigen Schicksals. Das Haupt mit den welligen Haarbüscheln trägt etwas Napoleonisches in sich. Dennoch ist dieser Kleist nicht zeitverstrickt, sondern zeitlösend, zukunftweisend. Über allem Wechsel stehend, atmet der monumentale Kopf, wenn man ihn von allen Seiten betrachtet, die geschlossene Genialität des Tragikers und Komikers, des Lyrikers und Epigrammatikers, des Novellisten und Tagesschriftstellers. Im Ringen der deutschen Kultur um Kleist hat Fürstenberg ein zwingendes, umfassendes Zeugnis abgelegt und starkes Können bewiesen.



Carl Schwalbach: Lauschende


UNIV.
OF
MICH.



Hermann Sudermann
Nach einer Originallithographie von Emil Stumpp

Hermann Sudermann

Von Heinrich Spiero

Das Jahr 1857 ist das Geburtsjahr von Heinrich von Stein und Hermann Sudermann. Die beiden Namen, der des Frühverstorbenen und der des noch in voller Schaffenskraft unter uns Lebenden, deuten auf eine sich gegen Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts anbahnende literarische Scheidung von künstlerischer und sozialer Bedeutung. Heinrich von Stein stand unter dem Zeichen von Bayreuth, neben dem Werke des deutschen Dramatikers, der allein seit der Reichseinung Deutschland und die Welt mit der herrscherhaften Wucht seines Willens und dem Glanz seiner Schöpfungen bezwungen hatte; Hermann Sudermann gehört schon zu einer neuen Generation, zu jenem Geschlecht, das von der mächtig heranrollenden Flut sozialer Kämpfe die maßgebenden Jugendeindrücke empfing.

Hermann Sudermann stammt von deutschem Kolonialboden; die Wiege, die ihn am 30. September 1857 aufnahm, stand auf dem Gutshof Matziken in dem ostpreußischen, jetzt memelländischen Kreise Heydekrug, doch, so berichtet er selbst, »nicht etwa im Herrenhause. So hoch verstiegen sich meines Lebens Sterne nicht.« In der Brauerei vielmehr, einem kleinen Feldsteinbau mit zwei Stuben, kam er als der Sohn des Braumeisters zur Welt. Der Vater stammte von mennonitischen Bauern der Elbinger Niederung und brachte es durch eisernen Fleiß zum Erwerb einer eignen Brauerei, in der freilich die Not fast immer Mitbewohnerin war.

Als ihr nach langen, bangen Stunden
Im Litauerwalde ein Nest gefunden
Und zagend standet an öder Schwelle,
Da war Frau Sorge schon wieder zur Stelle
Und breitete segnend die Arme aus
Und segnete euch und euer Haus,
Und segnete die, so in den Tiefen
Annoch den Schlaf des Nichtseins schliefen.

So hat der älteste Haussohn selbst von der schweren Last der Elternschultern gesprochen — er hat sie später wenigstens der Mutter bis fast an ihr hundertstes Lebensjahr abbürden dürfen.

Der Wald aber, die unermeßliche, von Flußarmen durchzogene Baumwildnis Nordostpreußens, im Reich so gut wie unbekannt, ward die Stätte weiter Wanderungen, der Knabenspiele, der Kinderträume. Den ersten Unterricht empfing Hermann Sudermann bei einer stark verdrehten Heydekruger Pfarrerswitwe, dann stieg er in eine bessere Privatschule auf, und schließlich ermöglichten es die Eltern, ihn zum Besuch der Realschule zu Verwandten nach Elbing zu geben. Er kam gut weiter, aber das Verhältnis zu den Hausgenossen ward so unerquicklich, daß er selbst von der Sekunda fortstrebte und in Heydekrug Apothekerlehrling ward. Es war eine Zeit der Enttäuschung, aus der ein bei einer Klassenrauferei entstandenes Knieleiden die Erlösung brachte; Sudermann kam zum zweitenmal auf die Schule, diesmal in die Obersekunda des Tilsiter Realgymnasiums, bestand das Abiturientenexamen und bezog die Universität Königsberg. Robert Hessen, später unter dem Namen Avonianus und Eccarhus als Schriftsteller bekannt geworden, war sein studentisches Ideal, in einer Vorlesung des Landsmanns und Verbindungsbruders Wilhelm Jordan lauschte er zum erstenmal mit Herzklopfen und fieberndem Ehrgeiz dem Worte eines lebenden Dichters, bei Ludwig Friedländer und Richard Quäbicker trieb er recht unregelmäßige Studien. Nach vier Semestern zog er mit einem Stipendium russischer Verwandter nach Berlin, ein Drama in der Tasche, und versuchte ernstlicher philologisch fortzuarbeiten. Jedoch wirkten weder Karl Müllenhoff noch Wilhelm Scherer stark auf ihn, um so leidenschaftlicher der damals noch nicht entemtete Eugen Dühring. Es kam eine neue Zeit schwerer Not, in der sich zwei an den werdenden Schriftsteller glaubende Menschen seiner annahmen: Hans Hopfen, der Sudermann den häuslichen Unterricht seiner beiden Söhne übertrug, und Hopfens Hausdame Mathilde Jacobsohn. die ihm eine Hauslehrerstelle bei einem Berliner Bankherrn verschaffte. Dann gelangte er ins politische Fahrwasser, wurde mit dem liberalen Abgeordneten Heinrich Rickert bekannt und war mit fünfundzwanzig Jahren an einem ersten Ziel: er ward Herausgeber eines freisinnigen Volksblatts, des »Deutschen Reichsblatts«. Lange hielt es ihn freilich auch in dieser Stellung nicht; dilettantische Dramen und Romane der Frühzeit hatte er selbst verworfen — jetzt straffte er sich in neuer, selbstgewählter Freiheit zu anderm Werk. Den Skizzen »Im Zwielicht« folgte 1888 der Roman »Frau Sorge« — ohne Widerhall zu finden; aber im November des Jahres 1889 lag eines Morgens — ich erinnere mich daran, als ob es heute wäre — die »Hartungsche Zeitung« auf unserm Königsberger Frühstückstisch, und mein Vater las meiner Mutter vor: »Das Drama ‚Die Ehre' des ostpreußischen Schriftstellers Hermann Sudermann hat im Berliner Lessing-Theater einen rauschenden Erfolg davongetragen.« Diese Drahtung war der erste Temperaturzeiger eines Weltruhms, der mit Friedrich Mitterwurzers und Eleonore Duses Sudermann-Darstellung in den Zenit stieg.

Wenn wir heute mit dem Siebzigjährigen auf jene Siegestage der »Ehre« zurückblicken, so erscheint noch einmal eine theatergeschichtliche Wende in hellem Licht. Mit eingeborenem Bühnenblut war hier der an jenem Punkte gesellschaftlicher Entwicklung jedermann umtreibende neue Gefühlsgehalt sicher erfaßt. Das Problem, die Relativität des Ehrbegriffs je nach der sozialen Schichtung, wurde noch in der Art des französischen und des jungdeutschen Thesenstücks vornehmlich durch einen »Raisonneur«, den Grafen Trast, mehr umrissen als gelöst; aber daß Hermann Sudermann es überhaupt herzhaft anpackte und der durch blasse Historien und lebensfremde Salondramen entseelten Bühne die Behandlung aus dem wirklichen Leben entwickelter Kämpfe aufzwang, erklärt allein schon die große Wirkung auf ein hungerndes Publikum. Wesentlicher jedoch war die eindringliche Absetzung von Vorderhaus und Hinterhaus, deren Gegeneinander seine schicksalhafte Bedeutung gerade um die Zeit von Bismarcks Abgang und Wilhelms 2. sozialen Erlassen im deutschen Bewußtsein dartat. Dabei lag der dramatische Nachdruck durchaus auf der Belebung des Hinterhauses. Die gesellschaftliche Oberschicht war nicht mit der gleichen liebevollen Verdeutlichung umfaßt wie die Bewohner des Nebengebäudes, und diese sind es ja auch, an denen jener Gegensatz seine zwingende Macht vor allem beweist. Das Typische der in faßlicher, bühnenmäßig wirksamer Form widergespiegelten Kämpfe schlug ein, das längst in der Luft liegende soziale Anklagestück war da.

Wohl merkte man diesem ersten Drama jugendliche Oppositionslust, leidenschaftliche Kritik des Bestehenden an, sie erfüllte das dritte Stück, die mit Eleonore Duse in der Hauptgestalt über alle großen Bühnen der Welt gezogene »Heimat«, durchaus. Aber schon in der »Ehre« war auch eine satirische Kraft lebendig, die spürbar nach weiterem Felde suchte. Sie schuf es sich alsbald in dem zweiten Drama des nun berühmt gewordenen Dichters, »Sodoms Ende«. Seinen geringeren Bühnenerfolg dankte dies Schauspiel gerade der unerbittlichen satirischen Schärfe, mit der Sudermann eine von Geborgtem lebende Schicht großstädtischer Emporkömmlinge gezeichnet hatte. Alle diese vom Boden gelösten, bei-

matlos jedem Modehauch hingegebenen Männer und Frauen umriß Sudermann derart, daß sie sich in satirisch zugespitzter Situation mit zugespitztem Wort selbst verraten oder verraten werden, dies Wort in seiner vollen Bedeutung, vom leichtesten bis zum schwersten Akzent, genommen. Dieses satirische Vermögen erwies sich im Fortgang von Sudermanns dramatischem Werk zweispurig wirksam; der eine Weg führte zu tiefätzender Gesellschaftskritik, aus der anfängliche pathetische Töne allmählich wegretuschiert wurden. In den um eine Theatergründung gruppierten, mit eindringlicher Kenntnis kommunalen Strebertums und großstädtischer Mache gefügten Vorgängen der »Gutgeschnittenen Ecke« gipfelt diese Entwicklung; in dem helldunkel belichteten Café-Zwischenspiel des »Blumenboots« treibt sie einen Nebenast.

Aber auch in der »Gutgeschnittenen Ecke« melden sich Herztöne, und in andern dramatischen Gebilden aus der deutschen Vorkriegszeit erscheint Sudermanns satirische Kraft bis zu einer Verfeinerung gediehen, darin das Spiel halber Leidenschaften, zwischen Ernst und Scherz geteilt, auf der Grenze flatterndes Leben einfängt. Das ist vor allem der Fall der »Schmetterlingsschlacht«. Diese Komödie von der armen Beamtenwitwe, die ihre hübschen Töchter unter schwersten Entbehrungen durch ein Leben zwischen Not und Schein in den Ehehafen bugsieren will, ist über dem ernsthaften Untergrund mit einer schwebenden Leichtigkeit gestaltet; diese gibt ihr den bleibenden Reiz. Und es läßt sich überhaupt beobachten, wie der Dramatiker von Jahr zu Jahr an Atmosphäre reicher wird. Geballte Stimmung erfüllt insbesondere seine einaktigen Schauspiele. Hinter die knappe, von Joseph Kainz unvergeßlich verkörperte Offizierstragödie »Fritzchen« setzt Sudermann das Verslustspiel vom Ewigmännlichen, in dem die Satire eine spielende Leichtigkeit gewinnt. In wohlerwogener Selbstbescheidung werden in der »Margot«, in der »Fernen Prinzessin«, im »Letzten Besuch« im Rahmen je eines knappen Aufzugs harte Gegensätze in eine scharfe Konturen verwebende Stimmung getaucht — alle diese kleinen Dramen sind sichere Spätlinge einer frühbegonnenen Entwicklung.

Auch Hermann Sudermann ist den von so vielen deutschen Dramatikern beschrittenen Weg in die Geschichte des jüdischen Volkes gegangen; auf den Spuren Grillparzers, Hebbels, Ludwigs, Gutzkows gelangte er ins biblische Bereich und packte den Johannesstoff. Johannes der Täufer erschien ihm als der typische und zugleich der größte aller tragischen Vorläufer, und im Aufbau auf diesem einen Problem dessen, der die Erfüllung ankündet und nicht nur vor ihr, sondern auch an ihrem Kommen stirbt, findet seine Tragödie ihre innere Begründung und Vollendung. Nirgends ist Sudermann diesem ihm zuerst aufgegangenen dramatischen Gedanken untreu geworden. Alles, was Johannes tut und leidet, entspringt dem einen Wesenszug, der zugleich sein menschliches und geschichtliches Schicksal ist. Sein Hinwegsehen über Salome, sein Erstaunen, sein Entsetzen über die unerwartete Liebesbotschaft dessen, der nach ihm kommen wird, sein selbstverständliches Verschwinden, als sein Bote ihm Nachricht von Jesu bringt — alles geschlossene Züge eines nirgends von der Spur weichenden Ganges, Linien eines mit fester Hand gezeichneten Bildes. Sudermanns Drama ist kein Salondrama, sondern eine Johannes-Tragödie; der Vorläufer Christi und nicht das perverse Kind eines sinkenden Herrscherhauses, einer von ihrem Gott abgefallenen Oberklasse steht im Mittelpunkte. Zugleich aber sprach im »Johannes«, und ohne nach außen gerichtete Nebentöne, jene demokratische Grundtendenz Sudermannschen Schaffens. Hier bäumt sich der reine, Gott suchende Wille der Armen, dem Johannes zuerst die Wege wies und dem nun der Heiland naht, auf gegen die verruchte Üppigkeit einer über die Grenzen blickenden Dynastie, einer in Formeldienst und Selbstgefälligkeit erstarrten Priesterkaste. Und wenn Salomes Tanz und sie selbst eine Verwandtschaft mit Zügen aus »Sodoms Ende« nicht verleugnen können, so zeugt das mehr für als gegen ihren Dichter, der triebhaft die Wesenähnlichkeit sinkender Schichten empfand, mögen sie sich nun in Juda, in Rom oder im traditionslosen, errafften Reichtum einer modernen Weltstadt »ausleben«.

Der scheinbar nur auf Stoffe des gegenwärtigen Lebens eingestellte Dichter hatte mit dem »Johannes« eine Wendung ins Geschichtliche vollzogen, er kehrte immer wieder in das neuerschlossene Bereich zurück. Den nur leicht historisch getönten, mehr mythisch-balladisch anmutenden »Strandkindern« folgte die Römertragödie »Die Lobgesänge des Claudian« — zwischen beiden schuf Sudermann sein stärkstes vorzeitliches Drama, das Trauerspiel »Der Bettler von Syrakus«. Hier ging er mit der Schlagkraft der Führung, in der Durchbildung des als Bettler zurückkehrenden verratenen Feldherrn wie seiner Gegenspieler noch ein großes und entscheidendes Stück über den »Johannes« hinaus. Schwankende, aus gemischtem Antrieb handelnde Charaktere werden deutlich, und die Eroberung von Volk und Stadt durch den unerkannt angelangten Bettler, die dämonische Ausbreitung des Freiheitsdranges, seine schließliche Umsetzung in die Tat kommen, Zug für Zug dramatisch vorbereitet, prachtvoll heraus. Sudermann zeigt hier noch einmal die Verwandtschaft mit dem Dichter, dem er unter den Zeitgenossen am nächsten steht und mit dem er die literarische Mittelstellung teilt: Ernst von Wildenbruch.

Hermann Sudermann ist kein Lyriker. Den wenigen Gedichten, die wir von ihm besitzen, fehlt die schwebende Melodie. Der Dramatiker aber fand im dramatischen Aufriß auch wie von selbst die Steigerung dramatischen Geschehens zu symbolhafter Überhöhung in einer lyrischen Atmosphäre mit balladischem Spannungsreiz. Am Anfang der »Drei Reiherfedern« des Einundvierzigjährigen wird das raunende Weiswort der Begräbnisfrau am kahlen, verlassenen preußischen Ostseestrande sogleich stimmungsschwere Einbegleitung der schwermütigen, mit dem Blut unverjährter Mythe gespeisten Märenhandlung dieses Versdramas. Die Geschichte von den drei Reiherfedern, deren Verbrennung jedesmal die von dem Helden erst im Tode erkannte weibliche Schicksalsträgerin anzeigt, ist ein im Grunde schlichtes Märchenmotiv; durch die schlüssige Charakteristik des Schicksalsträgers und die Zug für Zug fest vernietete, ohne jeden Leerlauf klammerhaft gebundene Handlung schafft Sudermann daraus ein Werk von straffem bramatischem Gang. Dennoch erreicht es seine letzte Wirkung vor allem aus jenem lyrischen Hauch, der die große Einsamkeit des Meeresrandes wie den bestrickenden Zauber der sommerlichen Johannisnacht mit dem Schaukelspiel der Mädchen zu mithandelnden Bewegerinnen menschlicher Herzen macht.

Diese Dichtung war vor dem inneren Gesicht der heimatlichen Landschaft empfangen worden. Immer waren den Dichtern Ostpreußens seit der Romantik in Stunden starken Phantasielebens der über das Land brausende Sturm der russischen Steppe, die Wogengewalt der Ostsee und des Kurischen Haffs, der bleiche Schimmer der Nehrungsdünen vor das innere Auge und Ohr getreten — jetzt zeichneten sich diese alten, bei Besuchen in der Heimat immer wieder erneuten Eindrücke auch bei Hermann Sudermann, dem Sohne des Memeltals, als ein lange geborgenes und spät neugewonnenes Gut ab.

Die besondere Bedeutung gerade des Ostpreußen Sudermann für die deutsche Dichtung seiner Zeit beruht aber nicht hierauf allein. Mit allem Nachdruck und mit vollem Recht hat Agnes Miegel gesagt, er erst habe den Ostpreußen für die Literatur entdeckt. Ernst Wichert hatte in seiner sparsam zurückhaltenden Art den Königsberger Bürger und den ländlichen Litauer gezeichnet — erst Sudermann gab den Ostpreußen schlechthin, den Junker und den Bauer, den Städter und den Landmann, den Pfarrer und den Kleinbürger, den Besitzer und den Siedler, Mann und Weib, mit herbem Realismus in einer landschaftlich und geschichtlich gleich sicher eingestimmten Umwelt. Gleich sein erster Roman, »Frau Sorge«, das erst durch den Ruhm der »Ehre« weithin bekannt gewordene Werk des Dreißigjährigen, zeigte in der Erfassung und runden Darstellung menschlicher Charaktere unter einmalig ostpreußisch-ländlichen Verhältnissen zugleich die Fähigkeit, diesen Menschen ihr besonderes Volkstum als gewachsenes Gewand mitzugeben. Noch einläßlicher als Dramengestalten, der Röcknitz des »Glücks im Winkel«, der alte Raschhoff (von dem Ostpreußen Paul Wegener glänzend gespielt), beweist die lange Reihe aus epischem Bezirk Sudermanns Fähigkeit, allgemein-menschliche Konflikte an Genossen der eignen Heimat gültig nachzuschaffen und uns sie, diese Ostpreußen, wie mit allen Sinnen spürbar zu machen. Die »Frau Sorge« eröffnete in unsrer Romanliteratur eine neue Epoche, sie war das erste Werk einer echten und großen Heimatkunst, deren erfolgreichstes Glied, Gustav Frenssens »Jörn Uhl«, ein schleswig-holsteinisches Patenkind des nordostpreußischen Werkes war. Bei Sudermanns engeren Landsleuten Georg Reicke und Carl Bulcke ist sein Einfluß unverkennbar; aber auch das jüngere ostpreußische Geschlecht, die Ernst Wiechert — nicht zu verwechseln mit dem 50 Jahre älteren Ernst Wichert (ohne e!) —, Rolf Lauckner, Alfred Brust, Axel Lübbe, sind auf ihrem Boden ohne Vorgang und Vorbild Sudermanns nicht gut denkbar, mag es ihnen selber auch nicht bewußt sein.

Der »Frau Sorge« gibt eignes Jugenderlebnis in sorgenbedrücktem Elternhaus einen besonderen Wärmegrad, ohne daß doch die Mittelgestalt des Romans, der Besitzersohn Paul Meyhöfer, ein eigentliches Selbstbildnis darstellte. Aber man fühlt der mit knappen Strichen umrissenen Sorgenheimat des sich einsam zum Manne Bildenden den Einschlag eigner Schicksalsfäden ihres Bildners wohl ab. Und das doppelte Symbol der Dreschmaschine und des Pfeifchens sind der Handlung ebenso glücklich eingefügt wie dem zweiten Sudermannschen Roman, dem »Katzensteg«, das den Titel hergebende Sinnbild der Verräterbrücke. Über sie hat einst der alte Baron Schranden die Franzosen ins ostpreußische Dorf geführt, auf ihr stirbt das Mädchen, das dem Vater hörig war und nun den Sohn liebt. Begreiflich, daß, wie der erste Roman das Gustav Freytags, so der zweite, psychologisch vertiefte, Paul Heyses Herz für Sudermann gewann. Und früh und mit Glück hatte Hermann Sudermann im »Katzensteg« episch die Wendung zur Geschichte vollzogen, die er dramatisch erst weit später wagte. Das Ostpreußen im Zeitalter der Befreiungskriege war hier mit gewisser Einfühlung auf die Beine gestellt und dabei zum erstenmal ein Ton sozialer Mitempfindung laut geworden, der nun den Romandichter ebenso wie den Dramatiker als den Sohn der neuen, soziale Verantwortung schmerzhaft scharf empfindenden Zeit beglaubigte. Dieser Zug tritt bei der Schilderung der Heimkehr der Sieger aus dem Felde am deutlichsten hervor — ein Vergleich mit

demselben Vorgang in Fanny Lewalds »Familie Darner« läßt das sofort erkennen, aber auch die aus verwandter Kritik stammende Schilderung in Freytags »Ahnen« ist nicht auf den spröden Klang dieser Sudermannschen Erhellung gestimmt.

Es wäre verwunderlich gewesen, wenn der im Drama, etwa in der »Schmetterlingsschlacht«, lebende Humor in den Erzählungen des Verfassers nicht zum Ausdruck gekommen wäre; aber er gewann hier noch ein andres Vorzeichen. Die Satire, etwa in dem ostpreußischen Drama »Der Sturmgeselle Sokrates« mächtig, schwieg in der Prosadichtung. Der Humor des knappen Kabinettstücks »Jolanthes Hochzeit« erblüht aus der reinen Gestaltungsfreude an einem heimatlichen Junkercharakter und rundet dessen Bild auf den wenigen Bogen der anspruchslosen Ich-Erzählung lückenlos ab. Unverbitterter Humor führte auch Sudermann die Feder, da er nun wirklich ein Selbstbildnis gab und, fünfundsechzigjährig, das »Bilderbuch meiner Jugend« schrieb — ganz ohne falsches Auftragen, ohne Selbstschonung, mit warmer Dankbarkeit für empfangene Güte, einer Dankbarkeit, die zumal das bis in die letzte Herzensfalte nachgezeichnete Elternpaar verklärt. In dem Roman »Der tolle Professor« lebt die Studienheimat Königsberg mit eindringlicher Kraft wieder auf, und bezeichnenderweise entfaltet sich das Bild des tragischen Skeptikers, des »tollen« Universitätslehrers am ergreifendsten vor dem großen Hintergrunde der Wanderbüne. Hier erst schlägt überall, besonders in den Berliner Vorgängen, auch die satirische Kraft Sudermanns im Romanbereich durch.

Als der unvergeßliche, früh abberufene, aus Tilsit gebürtige Dichter A. K. T. Tielo seine lyrischen »Klänge aus Litauen« veröffentlichte, widmete er sie dem Flurnachbarn Hermann Sudermann, »dem tapfern Künstler und Lebenskünder«. Diese von dem Landsmann in einer Zeit heftigster Sudermann-Ablehnung urtümlich empfundene Kraft zur kundigen Kündung mitgelebten Lebens erwies Sudermann mit voller Meisterschaft aus der Blutnähe zur Heimat in seinen während des Weltkrieges erschienenen »Litauischen Geschichten«. Diese vier Erzählungen aus Ostpreußens Norden sind in jedem Zug lebensnah und in ihrer Komposition von unübertrefflicher Geschlossenheit. So ist es, es kann nicht anders sein! ist unser unbeirrbares Gefühl vor diesen Novellen. Bei der Zeichnung der großen Linien, in die er jene formaler Bildung fernen, uraltem Volkstum zugehörigen, in Liebe und Haß unbeherrschten, vom christlichen Sittengesetz nur flüchtig gestreiften Naturkinder bannte, ging kein Strich fehl. Es war nicht nur die gleiche Landschaft, es waren zum Teil auch genau die gleichen Probleme, wie sie Ernst Wichert ein halbes Jahrhundert früher umrissen hatte. Aber Sudermann traf aus seinem leidenschaftlicheren, zwiespältigeren, dramatisch heißeren Temperament Umwelt und Leben mit tieferer Eindringlichkeit. Fahrten auf Haff und Memelstrom, Leben in Dorf und Hof, auf dem neubesiedelten Moor, das Grauen der Überschwemmung — das alles ist mit ebenso gegenständlicher Sicherheit wie dichterischer Macht der Zusammenschau gegeben; darinnen aber, nicht als Schulbeispiel oder völkerkundliche Studie, sondern als Menschen von besonders gefärbtem geschichtlichem Volkstum, diese Litauer, fremdartig und doch dem Gemein-Menschlichen eng verknüpft.

Beim Versuch, die Verbindungsstriche von diesen novellistischen Meisterstücken rückwärts bis zu den Anfängerskizzen »Im Zwielicht,« von den »Drei Reiherfedern« und dem »Bettler von Syrakus« bis zur »Ehre« zu ziehen, tritt die ganze Spannweite Sudermannschen Schaffens achtunggebietend hervor. Als ich ihn einmal während heißer Arbeit am »Tollen Professor« sprach, sagte er mit einem Blick auf seine Dramen: »Da arbeitet es sich leichter, denn diese Gestalten reden ja von selbst.« Dieser Satz sagt etwas über die von Anbeginn in Sudermann lebendige Kraft zu sicherer Führung der Bühnenhandlung aus. Unter allen deutschen Dichtern der letzten vierzig Jahre ist er derjenige mit dem stärksten eingeborenen Theaterblut. Im Lichte dieses Festtages sehen wir noch einmal Friedrich Mitterwurzer und Adolf Sonnenthal, Franziska Ellmenreich und Stella Hohenfels, Eleonore Duse und Joseph Kainz, Adele Doré, Hermann Nissen und Oskar Sauer in ihren Glanzrollen über die Bühne gehen, als wären es von Sudermann mit Fleisch und Blut begabte Gestalten.

Wie mit uns durch die Zeit schreitend, empfinden wir aber zugleich die Träger verwirrter Geschicke in der spröderen Welt seiner Erzählungen. Indem er da einer vertieften Auffassung menschlichen Eigenwesens über äußeres Gewand hinaus von seinem heimatlichen Volkstum her die Bahn brach, öffnete er, zugleich ein Sohn und Meister seiner Zeit, solch schärferer und zugleich wärmerer Belichtung über Ostpreußen hinaus die deutsche Bahn. Die Hand und das Herz des Sechzigers, der als Schriftsteller und Bürger manch gutem Werk tatkräftige Hilfe lieh, sind nicht schwächer geworden, ja erst das siebte Lebensjahrzehnt brachte die epische Krönung frühen Aufstiegs. Der Glückwunsch an den Dichter Hermann Sudermann ist zugleich der an den vielverkannten, fast unbekannten Menschen, der, einst Hans Hopfen, Friedrich Spielhagen, Georg Reicke, Walther Rathenau eng befreundet, rüstig, aufrecht, gütig über die Schwelle des achten Jahrzehnts tritt — zu neuer Arbeit, neuem Wirken.

Das Sakrament der Ehe

Legende von Friedrich Freksa

Zu schönen Abendstunden im Maien pflegte der gute Doktor Martinus gern allein in seinem Obst- und Gemüsegärtlein vor der Wittenberger Stadtmauer zu weilen, und sah es ohne große Freude, wenn in dieser Stunde, wo er unter Duften und Blühen des Gezweigs zu sinnieren begann, einer kam und ihn störte. So durft' es auch nicht wundernehmen, daß er einem langen starkbärtigen Manne, der mit einem blondbezopften Weibe am Arm zu ihm in den Garten drang und fragte, ob er der Doktor Luther sei, hart zur Antwort gab: »Den Doktor Luther, den findet Ihr, wenn Ihr ihn gar so sehr braucht, nach dem Dunkelwerden in seinem Hause oder auch des Morgens nach dem Läuten. Hier aber seht Ihr nur einen Feierabendmann, der sich rüstet zu dem, was Gott ihm verordnet hat zu tun.«

Der riesige Eindringling strich sich ob solcher Worte den Bart und schaute aus leicht zusammengekniffenen Augen, wie sie die Hirten, Jäger und Seefahrer haben, schweigend in das gestrenge Angesicht des Doktor Martinus, wollte sich des auch wohl begnügen. Aber die Frau trat vor, faltete züchtiglich die Hände über ihrem Schoße, schaute aus großen, grauen Augen den Abwehrenden an und sagte mit einer Stimme, die wie eine feine Abendglocke schwang: »Darf auch ein Mann Gottes verziehen und rasten, wenn christliche Seelen bekümmert und voller Gram sind? Seht, Herr Doktor, um Eures Rates willen sind wir gar von Hamburg herkommen!«

»Wenn es also steht, Fraue,« erwiderte der Doktor, »dann schüttet flugs Euren Gram aus auf diesen Wiesengrund, auf daß ihn der Wind bald verwehe!«

»Soll es sein, dann muß ich Euch allein sprechen!« hob der bärtige Mann mit tiefer Stimme an.

Die Frau schaute ängstlich zu ihrem Eheherrn empor, neigte aber das Köpflein und wandte sich ab.

Wohlmeinend bedeutete ihr der Doktor: »Geht dort drüben hinauf zu dem Hügelein und schaut von dort hinein in die Wiesen und Wälder! Da oben werdet Ihr's auch gewahr, wenn ich Euch winke!«

Anmutig sah die Frau aus, wie sie zierlich in ihrem blauen, weißgeschlitzten Kleide mit einem blauen Mützchen auf dem blonden Haare das grüne Hügelein emporschritt, hinter dem sich abendlich der Himmel rötete.

Ihr Eheherr sah ihr mit brennenden Augen nach und ergriff von ungefähr des Doktors Arm. Der fühlte schmerzhaft an dem stärker werdenden Griff, daß dieser Mann ob seines Weibes willen gekommen sei. Sagte aber darum kein Wort, weil er wohl wußte, daß bei starken Menschen das Schweigen ein besserer Schlüssel zum Herzen ist als das Reden. Verzog auch mit seiner Frage weiter und begann den Mittelgang in dem Obstgärtlein auf und nieder zu schreiten, über dem sich weißglänzend die Wipfel der Kirschbäume einander zuneigten.

Der große, schwere Mann geriet durch die Bewegung des Doktors selbst ins Schreiten, und so gingen sie einige Male auf und nieder, bis endlich der Bärtige seine gewaltige Hand auf die Schulter des Doktors legte und zu ihm schier barsch sagte: »Bin ein gar großer Sünder, aber ohne mein Wissen und Vorhaben. Habe zur ehelichen Gemeinschaft genommen meine eigne Tochter. Was nun, Herr Doktor, ratet Ihr mir da zu tun und zu lassen?«

»Wann habt Ihr das als gewißlich wahr erfahren?« fragte der Doktor Martinus.

»Vier Jahre sind es her!« sagte der Riese, »daß ich mich meiner Herzallerliebsten anverlobt habe, und haben zusammen auch ein Büblein und ein Mägdelein. Nun hat es sich vor drei Monaten begeben, daß aus der Nachlassenschaft der Pflegemutter meiner Frau Bilder und Briefe an sie gelangten, die sie mir zeigte. Und es ist kein Zweifel, daß ich meine leibliche Tochter zur Gattin gemacht habe.«

»Habt Ihr das Eurem Weibe gesagt?« fragte hastig der Doktor Martinus.

»Hab's nicht vermocht übers Herz zu bringen, weil's ihr weh getan hätte, und hab' doch auch an das Büblein und an das Mägdlein zu denken. Doch habe ich keine Bettgemeinschaft mehr mit ihr gepflogen. Darauf sie traurig geworden ist mit Züchten. Was soll ich nun tun, Herr Doktor, daß sie nicht ihrer Seelen Seligkeit verspielt?«

»Da tut Ihr beim Himmel eine schwere Frage an mich!« erwiderte der Doktor Martinus.

»Wenn Ihr, der Gottesmann, keine Antwort wißt, dann muß ich Ärmster schier verzagen und selbst sehen, wie ich der Sünde ledig werde.«

Der Doktor Martinus schaute dem Mann in die Augen und sah wohl, daß es um ihn so beschaffen war, es ginge auf Tod und Leben. Darum faßte er ihn unter dem Herzarm, führte ihn ein wenig hin und her und hub dann an, als redete er mit sich selbst: »Die Ehe ist ein heilig Sakrament und vor Gott beschlossen als die Nußschale, in der alle beiden Hälften der Menschheit verborgen liegen.«

»Allein nun ist dieses Sakrament verkehrt in Todsünde!« sagte leise der Mann.

»Laßt mich erfahren, wie es geschehen konnte, daß Ihr in diese Fallstricke des Teufels gerietet.«

»Ich meine, Ihr werdet schon gewittert haben,« erwiderte der Mann, »daß ich zum Seevolk gehöre, und bin Schiffer, wie ich eines Schiffers Sohn bin und alle meine Vorfahren zuvor. Und saßen wir zu Wismar, der hansischen Stadt. Nun geschah es, da ich noch jung und hitzig war, daß wir unter Land gehen mußten bei dem Seestädtlein Burg auf Fehmarn. Da hatte mein Vater einen alten Freund, einen Heringsfänger, in dessen Hause wir gar gastlich aufgenommen wurden. Und da der Sturm verzog, ward ich mit Willen der Eltern eins mit dem Mädchen. Wir zwei nun konnten beide Herbst und Hochzeit nicht erwarten, hatten uns zu lieb und sahen nichts Böses, da wir fest versprochen waren. Nach dem großen Sturme kam damals im Hornung ein warmer Wind, so daß wir gar bald, früher als sonst, nach England fuhren. Da ließ ich mich in London beschwatzen und nahm Dienst für den Sommer auf einem englischen Kaper, der auf Spanier jagte. Gedachte mit guter Beute meinen Hausstand desto fester zu gründen. Wurde aber selbst ergriffen und kam so als Gefangener nach Bilbao. Da kauft' ich mich los und nahm Dienste auf einem Schiffe, das zu den neuen kolumbischen Landen fuhr. Und wurden zwanzig aus einem Jahre, bis ich aus Mexiko und Venezuela wieder in die Heimat zurückkam. Da ich in Burg nachforschte, hörte ich, daß die Eltern meines Mädchens plötzlich vor Jahren in einem heißen Sommer verstorben seien an einer Seuche und die Tochter fortgeholt wäre von Verwandten. Und konnte nichts Näheres darüber erfahren und finden.

Kam nun, da ich nach langer Mühsal meine Ruhe haben wollte, nach Hamburg, um dort Handel zu treiben, was ich gar wohl gelernt hatte. Und fand dort in einem Kaufmannshause mein liebes Mädchen Johanna. Obwohl ich hörte, sie sei nur die angenommene Tochter, und hätten die Hamburger Leute mir gerne ihr eigen Leib und Blut zu eigen gegeben, nahm ich doch sie, weil sie mich gar zu sehr an meine verlorene Herzallerliebste gemahnte.

Dieses Gemahnen ist mir nun teuer zu stehen gekommen, da ich weiß, daß sie mein eigen Fleisch und Blut ist.«

Nach einigem Nachsinnen sagte der Doktor Martinus: »Nicht wir Menschen wollen entscheiden, wo es um der Seelen Seligkeit geht! Wir wollen Gott sprechen lassen aus Eurem Weibe!«

»Wie kann das geschehen?« fragte der Seefahrer.

»Es soll das Zeichen geschehen: Wenn Euer Weib Euch selbst sagt, nachdem ich mit ihr gesprochen habe, Ihr sollt auf eine weite Reise gehen, so zieht dahin und kehret nimmer wieder. Lasset vielmehr unter der Hand Eurem Weibe Euren Tod vermelden. Da Ihr ein seebefahrener Mann seid, werdet Ihr gar leicht einen andern Platz finden, wo Ihr Handel treiben könnt. Und dann habt Ihr durch Trennung gebüßt, was Ihr unwissentlich verschuldet. So Euch Euer Weib herzinniglich bittet, zu bleiben und nicht zu fahren, so nehmet es als Zeichen, daß Gott Euch in seinem ewigen Ratschluß das unwissentliche Verfehlen nicht zur Sünde anrechnet. Schweiget aber dann auch fein weiter und zerstöret mir die feine Seele nicht! Ist es doch Eure Buße als Mann, daß Ihr im geheimen alles tragen müßt, im Vertrauen auf Gottes Gnade. Nur brecht mir nicht mit Fragen ein in mein Gärtlein, in dem ich nun Eure liebe Frau aufnehme und Euch hinwegschicke.«

Alsbald winkte der Doktor Martinus mit der Hand zu dem Hügel hinauf, und aus dem stärker gewordenen bronzenen Abendrot kam die schöne Gestalt des Weibes daher, wie ein Engel, der aus der lichtbrennenden Himmelspforte hinab auf die Himmelswiese geht. Der Mann aber wagte sein Weib nicht anzuschauen, sondern wandte sich still hinweg.

Nun stand das junge schöne Weib vor dem Doktor Martinus und schaute ihn fragend an, bewahrte sich aber doch mit so viel Züchten, daß sie den Mund nicht öffnete. Er schaute lange auf sie und freute sich an dem goldenen Gespinst ihrer Haare, an der fein gebogenen, schier adligen Nase, an den tiefen, meergrauen Augen und der Stärke, mit der sie das Haupt im Nacken trug. Gemach hub er an: »Eurem Eheherrn ist eine schwere Prüfung auferlegt. Wie Ihr wohl wißt, hat er drüben in dem neuen Lande viele Fahrten gemacht und auch viele Abenteuer erlebt. Hat auch ein ehrlich Teil Gut erworben und heimgebracht. Hatte nun vor vielen Jahren Kumpanei mit einem Hispanier und einem Italiener, und sie hatten zusammen einen Goldschatz errungen und aufgehäuft an einem sicheren Ort. Dabei sich's aufs Kruzifix zugeschworen, daß sie nur zu dreien, wenn sie noch lebten, diesen Goldschatz holen und teilen wollten. Und sind alles drei ehrliche Männer gewesen bis auf den heutigen Tag. Nun hat der Italiener, der ein guter Kaufmann zu Pisa geworden ist, Briefe geschrieben an den Hispanier und auch an Euren Eheherrn, sie wollten drei Schiffe ausrüsten und zu dritt hinüberfahren gegen Venezuela und dort den Goldschatz heben. Ist aber, wie Ihr wißt, ein gar gefährlich Ding, und Euer Eheherr, der die beiden Kinderlein, das Büblein und das Mägdlein, sehr lieb hat, möchte nicht die Fahrt wagen, da er schon einmal, da er auf Abenteuer ausging, das Liebste auf der Welt, seine erste Verlobte, verlor. Nun kann er sich lösen von dem Schwur, wenn er den alten Gefährten seinen Teil an dem Schatz abtritt. Aber nach der Beschreibung ist es so viel des Goldes und der Edelgesteine, daß er sich damit schier eine Grafschaft kaufen könnte. Und dies ist nun, was ihn verstört. Soll er das Abenteuer wagen, bei dem er gar leichtlich umkommen kann, oder soll er nach dem Spruch handeln: Beides, Armut und Reichtum, gib mir nicht, sondern laß mich an meinem bescheidenen Teil genug haben. — Nun, Fraue, habe ich ihm gesagt, Ihr selbst sollt entscheiden. Es kann geschehen, daß Ihr Euren Eheherrn fünf, sechs Jahre und vielleicht noch länger entbehren müßt. Aber wenn Ihr das dran waget, könnt Ihr gar mächtig und Eure Kindlein reich werden.«

»Wenn es nach mir ginge ...« eiferte die Frau.

»Halt!« gebot der Doktor Martinus, »nicht mir sollt Ihr es sagen, sondern Eurem Eheherrn,« und winkte dem Mann.

Die Frau aber lief emsig in dem Gärtlein auf und nieder, und da ihr Mann hereintrat, warf sie sich ihm um den Hals, küßte ihn und rief laut: »Was tut mir Geld und was tut mir eine Grafschaft, wenn ich dich auch nur einen Monat missen müßte! Laß deinen Gefährten die Tonnen Goldes! Haben wir doch genug in einem schönen Hause, und haben die Kindlein, die bei uns spielen. Und wollte Gott, es wären noch mehrere.«

Da nahm der Mann die Wänglein der Frau in seine beiden großen Hände, richtete ihr den Kopf auf, schaute ihr in die Augen, und war's dem Doktor Martinus, als sähe er den Altar vor sich mit dem Opferwein. Da sprach er zu den beiden: »Nehmet hin den Kelch und trinket daraus!«

Da aber weinte der Mann ohne Scham und Gram, und die Tränen lagen, da die höchste Röte des Himmels über ihnen stand, wie blitzende Rubinensteine in seinem Bart.

Der Doktor Martinus aber sagte: »Nehmet hin Eure Frau Eheliebste und danket Gott, daß er sie Euch in seiner Gnade geschenkt!«

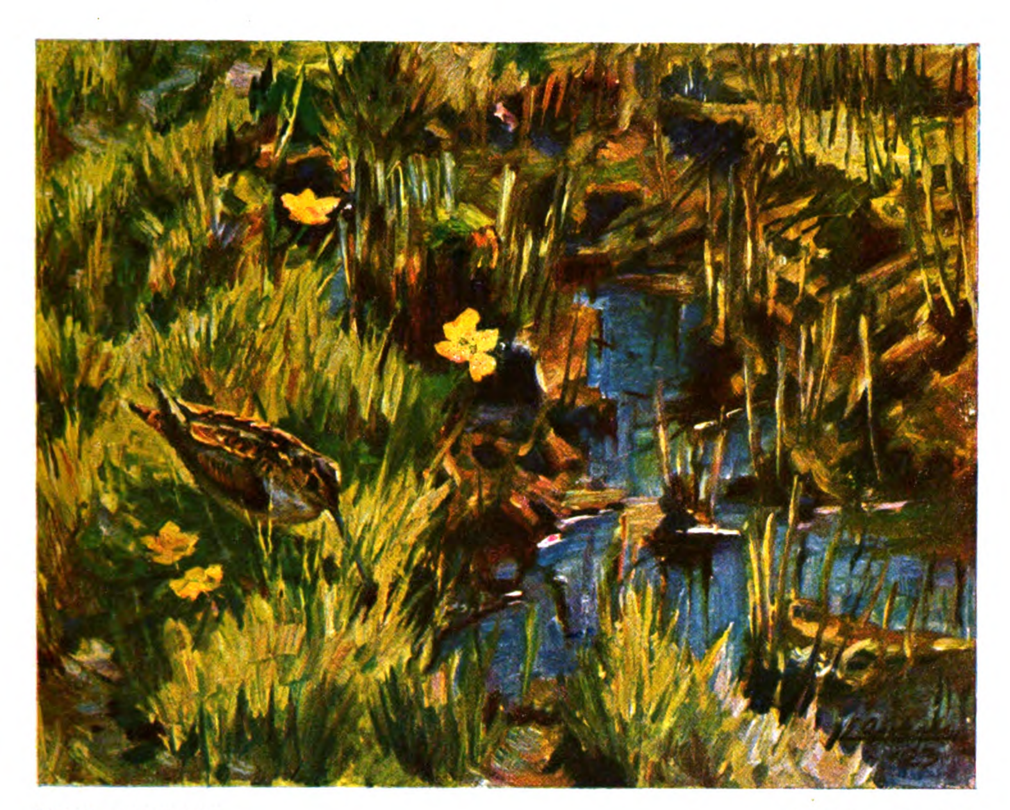
Mühle am Abend

Aus breitem Hügel hebt sich auf die Mühle,
Mein müder Fuß geht dieser Mühle zu.
Schon sinkt der Tag in abendliche Kühle,
Die Sonne tastet sich der Mühle zu.

Die Sonne endet weiter Wölbung Reise,
Ein schwarzer Vogel bettet sich zur Ruh.
Und drunter zieht die Mühle ihre Kreise,
Und leiser Friede zieht der Mühle zu.

Ein leiser Friede legt sich übern Hügel,
Im Abendrot erglüht mein wunder Schuh.
Da stehn der Mühle wundersame Flügel,
Und viele Sterne schaun der Mühle zu.

Ernst Behrends



Bekassine (Ölstudie) In Bremer Privatbesitz

Vögel in Moor und See

Von Prof. Dr. Otto Fehringer

Mit acht farbigen Abbildungen nach Originalen von Erwin Aichele

In der Natur wird jede Lebensmöglichkeit ausgenutzt; wir treffen stets die der Örtlichkeit angepaßte Tierwelt, ob wir den Urwald durchqueren oder in der Wüste wandern, ob wir eine Nordlandreise unternehmen oder die Bergriesen ersteigen.

Leider gibt es in unserm übervölkerten Lande nur wenige Plätze, wo wir noch unberührte Natur antreffen. Immer weiter geht das Bestreben des Menschen, den Boden nutzbar zu machen; immer stärker verändert er das Landschaftsbild, drückt ihm seinen Stempel auf; und das Ergebnis seines Wirkens ist die »Kultursteppe«, die in ihrer regelmäßigen Eintönigkeit nichts mehr von der wilden, wechselvollen Schönheit der unberührten Natur ahnen läßt. Bei diesem Vorgehen des Menschen ist leicht zu begreifen, daß zahlreichen Lebewesen ihre Lebensbedürfnisse entzogen werden, so daß die Tierwelt unsers Vaterlandes sich zusehends verringert.

Nur die Vögel sind es, die in ihrer größeren Beweglichkeit oft genügend Anpassungsfähigkeit besitzen; so haben einige Vogelarten es verstanden, sich überraschend schnell in die durch den Menschen veränderte Landschaft einzugewöhnen. Ein gutes Beispiel hierfür bilden die Feldlerchen. Der Acker bietet ihnen solch gute Lebensmöglichkeiten, daß sie sich sogar stark vermehrt haben. Es bleibt nur die Befürchtung, daß die stetig zunehmende Verwendung von Maschinen beim Ackerbestellen ihnen als Bodenbrütern Abbruch tut. Ein weiteres Beispiel ist ein kleines, unscheinbares Vögelchen aus der Familie der Rohrsänger: der »Sumpfrohrsänger«, der es allmählich gelernt hat, sich in den Getreidefeldern so wohl zu fühlen, daß man für ihn einen neuen Namen, »Getreiderohrsänger«, vorgeschlagen hat. Er hat sich »umgestellt«, weil er hier ähnliche Lebensbedingungen gefunden hat, wie sie ihm früher seine Rohrdickichte boten, die jetzt leider immer mehr verschwinden. Es ist überhaupt vom Stand-



Brachvögel (Ölgemälde)

punkt des Naturforschers und -freundes sehr zu beklagen, daß der Mensch allmählich Mittel und Wege gefunden hat, der Natur auch solche Gebiete abzuringen, die in ihrer Unzugänglichkeit einen gewissen Schutz besaßen, so daß sie mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt länger ihren ursprünglichen Charakter bewahren konnten als andre Landschaften. Dazu gehören vor allem die Sumpf-, Moor- und Seegegenden. Noch besitzen wir in unserm Vaterlande solche »Inseln«, die durch ihre unberührte landschaftliche Schönheit und die Eigenart ihres Pflanzen- und Tierlebens zu fesseln vermögen.

Besonders die Vogelwelt in Sumpf, Moor und See trägt dieses stark eigenartige Gepräge. Es macht einen nachhaltigen Eindruck auf das empfängliche Herz des Naturfreundes, verstärkt durch den Gedanken, daß es Lebewesen sind, die langsam aussterben müssen, in dem Maße, wie das Wasser ihres Gebietes durch menschliche Eingriffe oder durch Verlanden abnimmt. —

Doch hinaus in Moor und See, um die Vogelwelt zu belauschen! Führer dabei sollen uns einige prächtige Bilder des Tiermalers Erwin Aichele sein.

Es ist noch dunkle Nacht. Nur ein schwacher Schimmer am Himmelsrand läßt die nahende Morgendämmerung des Frühlingstages ahnen. Der nasse Moos- und und Grasteppich schwankt und zittert bei jedem Schritt. Mühsam wird ein Fuß herausgezogen, gleich sinkt der andre um so tiefer. »Bis über die Knie geht's nicht!« lautet die zweifelhafte Beruhigung des Führers. Aber eine Birkhahnbalz steht bevor — das läßt alle Mühsal vergessen. Aus den lastenden Nebeln des Moores und der umliegenden Wiesen wunderbar klingende Rufe! Ein hohes, helles dla-huit, dla-huit!, das an Stärke und Wohlklang die meisten andern Vogelrufe übertrifft und so vielgestaltig ertönt, daß alle Aufzeichnungen niemals erschöpfend sein können: der Brachvogel! Die Dunkelheit und die Nebel machen ihn noch unsichtbar; um so tiefer ist der Eindruck, den seine klaren, hellen Rufe auf das Gemüt des Moorwanderers ausüben.

Bald ist der Balzplatz der Birkhähne erreicht. Im Osten dämmert der Tag. Schnell und möglichst geräuschlos in Deckung! Ein Fauchen und Kullern in der Ferne kündet schon



Birkhahnbalz (Ölgemälde) Besitzer Dr. Hassinger in Pforzheim

den Beginn des Schauspieles an. Der Platz ist gut gewählt: in nächster Nähe lassen sich einige dunkle Gestalten nieder, andre folgen (Abbild. S. 227). Bald ist die Balz in vollem Gange; mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen wir die fesselnden Bilder, die nicht nur für den Jäger, sondern auch für den Naturfreund großen Reiz haben. Unser Balzplatz ist stark besucht; ungefähr zwanzig Hähne balzen wild durcheinander. Ein merkwürdiges Schauspiel! Kein eigentlicher Kampf, nur ein Kampfspiel. Meist lenken zwei Kämpen die Aufmerksamkeit auf sich. Sie stehen sich mit gesenkten Köpfen gegenüber, sträuben die Halsfedern, berühren mit den runden abstehenden Flügeln den Boden, spreizen den Stoß, der, senkrecht nach oben getragen, die weißen Unterschwanzfedern sehen läßt. Diese beiden Hauptfarben — Schwarz und Weiß — beherrschen das Bild, während die rotleuchtenden Fleischbogen über den Augen, »die Rosen«, bei den schnellen Bewegungen unsern Blicken meist verlorengehen. Das Fauchen und Kullern lautlich genau wiederzugeben ist schwer, zur schriftlichen Wiedergabe reicht unsre Druckschrift vollends nicht aus. Um sich eine Vorstellung davon machen zu können, muß man es erlebt haben. Im Osten geht blutrot die Sonne auf, für die Spielhähne das Zeichen zum langsamen Verziehen. Einige wenige balzen noch weiter, auch wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht.

Nun können wir auch die unsichtbaren Rufer in nebliger Morgenfrühe erkennen, die Brachvögel (Abbild. S. 226). Gewandt taumeln sie vorüber. Es sind sehr merkwürdige Schnepfenvögel, doppelt so groß als unsre gewöhnlichen Schnepfen, weshalb sie in Jägerkreisen auch »Doppelschnepfen« heißen. Vor allem fällt der nach unten sanft gebogene Schnabel auf.

Schon wird unsre Aufmerksamkeit durch ein andres Geräusch in Anspruch genommen; wir sehen noch nichts, aber eine ganz seltsame Tonreihe wird hörbar, bei der man sich blitzschnell bei dem Gedanken ertappt: »Eine Ziege? Wie kommt denn die hierher?« Bald aber entdecken wir hoch am Himmel einen Vogel, von dem dies Meckern gekommen sein muß, jedenfalls muß ein Zusammenhang bestehen zwischen einigen seiner Bewegungen und dem Erklingen der seltsamen Töne. Der Vogel beschreibt große Wellenlinien in der Luft.

Wenn er mit flatternden Flügelschlägen ansteigt, hört man nichts, wenn er sich aber mit ruhig gehaltenen Schwingen und gespreizten Schwanzfedern abwärts senkt, so vernehmen wir jenes auffallende Geräusch, dem Meckern einer Ziege nicht unähnlich, weshalb der Vogel, die Bekassine, auch den Namen »Himmelsziege« trägt (Abbild. S. 225). Die Töne erzeugt diese kleine Schnepfe nicht mit dem Schnabel, sondern sie entstehen dadurch, daß die Luft durch die beim Absteigen steif gehaltenen großen Federn streicht und sie in Schwingungen versetzt und so Töne hervorruft. Oft hört man auch von der Bekassine durch die Kehle hervorgebrachte Laute, die wie djepe, djepe klingen und fleißig wiederholt werden.

Während wir unsern Betrachtungen über diesen seltsamen Instrumentalmusiker in der Vogelwelt noch nachhängen, fliegen einige Kiebitze in gaukelndem Fluge so nah an uns vorbei, daß wir fast erschrecken (Abbildung S. 230). Es sind herrliche Vogelgestalten, die man während ihres Fluges an ihren breiten Flügeln erkennt, während man in der Nähe auch ihre schöne Zeichnung bewundern kann. Dem Städter sind wohl meist nur die Kiebitzeier bekannt, die besonders in Norddeutschland gesammelt werden und als Leckerbissen in die Großstädte gelangen. In Bismarcks Altersjahren haben sie sogar eine historische Rolle gespielt: damals brachten die »Getreuen von Jever« dem Reichskanzler und später dem »Alten vom Sachsenwalde« alljährlich zum 1. April, seinem Geburtstag, die ersten Kiebitzeier als Huldigungsgeschenk dar.

Auf unsrer Moorwanderung kommen wir an ein Wasser, das mit einem breiten Schilfgürtel umkränzt ist. Dort entdecken wir eine merkwürdige Vogelgestalt, das Bläßhuhn (Abbild. S. 228). Bei seiner großen Verbreitung und Bekanntheit trägt es allerlei volkstümliche Namen, z. B. Blaßgieker, Plärre, Hurbel, Pfaffe, Lietze. Dieses schwarze Wasserhuhn verdankt seinen gebräuchlichsten Namen »Bläßhuhn« der weißen Haut, die es an der Stirn hat. Diese Bläſſe leuchtet weit und fällt noch besonders dadurch auf, daß der Vogel beim Schwimmen mit dem Kopfe nickt, ähnlich wie die Taube beim Gehen. Diese



Bläßhühner (Pastellgemälde) — Besitzer: Oberlehrer Steger in Adelsheim



Krickenten (Temperagemälde)

Tiere verstehen es ausgezeichnet, sich im Schilf zu bewegen, wo sie sich ihre schwimmenden Nester anlegen. Dort, wo sie sehr zahlreich vorkommen, holen sich die Menschen ihre Eier, die dann wieder nachgelegt werden. Eigentümlich ist das Tauchen dieser Vögel: sie verschwinden kopfüber im Wasser, um an einer andern Stelle wieder emporzukommen. Ihre Füße haben gewissermaßen verbreiterte Sohlen, die zum Schwimmen befähigen.

Dort, wo das Wasser sich verbreitert, schwimmt der Haubentaucher, ein merkwürdiger Geselle, der dem Wasserleben vortrefflich angepaßt ist (Abbild. S. 230). Oft schwimmt er so tief, daß nur etwas vom Hals und von seinem merkwürdigen, dicken Kopf herausschaut. Diese Eigentümlichkeit ist aber für ihn so kennzeichnend, daß ein flüchtiger Blick genügt, ihn sofort zu erkennen. Er ist ein vollendeter Schwimmer und Taucher. Sein Gefieder ist so dicht und glänzend, daß es gelegentlich als »Pelz« verarbeitet wird. Auch diese Vögel bauen schwimmende Nester. Wo sie zahlreicher vorkommen, beleben sie aufs anmutigste größere Wasserflächen, wie z. B. an einigen Stellen in der Umgebung Berlins. Es ist ein reizvolles Bild, wenn diese Taucher Junge führen, die gelegentlich auf dem Rücken der Alten ausruhen.

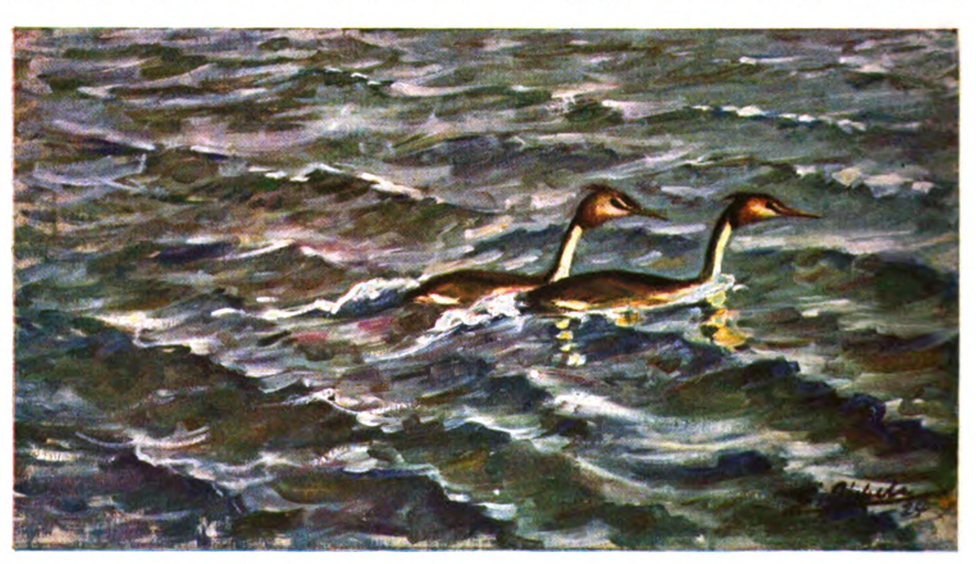
Interessant wie die Vogelwelt des Moores ist auch die der Seen. Zur Zugzeit finden wir dort große Scharen von Krickenten, die allerdings nicht alle auch dort brüten (Abbildung S. 229). Es sind die kleinsten deutschen Enten, die ihren Namen von dem Balzruf des Männchens erhalten haben, das



Kiebitze (Temperagemälde)

man im Frühjahr sehr häufig trifft. Aber sie bleiben trotzdem nicht immer dort, oft hört man sie sehr fleißig rufen, aber später ziehen sie dann doch weiter nach Norden. Als Theodor Storm, fern von der geliebten schleswig-holsteinischen Heimat, in der Fremde, dem »Elend«, weilte, bedeutete es ihm einen tröstlichen und liebwerten Gruß aus der Heimat, wenn Vater oder Mutter ihm ein paar Krickenten für den Tisch seines jungen Hausstandes schickten.

An Flüssen und Seen treffen wir häufig



Haubentaucher (Ölgemälde) Besitzer: Prof. Föhner in Mannheim



Fischreiher (Temperagemälde) Besitzer: Ing. Hähnle in Stuttgart

die Lachmöwe, Vertreter einer Familie, die durch den harten Kampf ums Dasein »in allen Sätteln gerecht« geworden ist. Auf dem Boden bewegt sie sich sehr geschickt. Man sieht sie zuweilen, nach Art der Krähen, hinter dem pflügenden Landmann einherschreiten, wo sie die aufgeworfenen Engerlinge frißt. Aber auch im Schwimmen zeigt sie eine sehr große Geschicklichkeit und kann es da mit jedem Schwimmvogel aufnehmen. Fliegend wetteifert sie sogar mit den Schwalben. Bei all ihren Bewegungsarten zeigt sie eine große Ausdauer. Wer freut sich nicht an dem schönen Bild, wenn sie unermüdlich dem fahrenden Dampfer folgt, geschickt die zugeworfenen Bissen schon in der Luft auffängt, noch ehe sie den Wasserspiegel erreicht haben. Sie brütet meist in großen Gesellschaften; leider werden ihre Eier oft von Menschen eingesammelt.

Was steht dort regungslos im Wasser? Ein Fischreiher, zur Bildsäule erstarrt, nur die lauernden Augen verraten, daß noch Leben in ihm ist (Abbild. S. 231). Wehe dem Fischlein, das leichtsinnig genug ist, seine zwei Ständer für Schilfstengel zu halten und ihm zu nahe kommt! Plötzlich schnellt er seinen Hals vor, hat im Nu einen zappelnden Fisch im Schnabel und verschlingt ihn sofort. Mit eingezogenem Halse, langsam mit den breiten Flügeln schlagend, fliegt er dann späterhin davon, seinem Nistplatz zu, der oft weit von seinen Fischgründen entfernt ist. Die Fischreiher horsten zu mehreren auf hohen Bäumen. Leider sind diese stolzen, schönen Vögel schon verhältnismäßig selten geworden, weil ihnen der Mensch überall nachstellt. Vor allem sind es die Fischer, die sich durch diesen Vogel in ihrem Gewerbe bedroht fühlen, obwohl es doch im Haushalte der Natur keine Rolle spielt, wenn Fischreiher sich an einem fischreichen Gewässer niederlassen. So geht es noch manchen schönen Gestalten aus unsrer Vogelwelt. Man denke nur an den prächtigen Eisvogel und die reizende Wasseramsel! Kurzsichtige Menschheit, die sich selbst vieler Freuden beraubt! Wir müssen schon verlassene Gegenden mit schwer zugänglichen Sümpfen, Mooren und Seen aufsuchen, um die Vögel ungehindert beobachten zu können.

Ein solches Fleckchen Erde gibt es noch in Schwaben; dort schützen verständnisvolle Menschen ein Gebiet, das den vielen bedrängten Vogelarten, die wir hier im Bilde sehen, eine Zufluchtstätte bieten will. Hier balzen noch im Frühling die Birkhähne in großer Zahl, Brachvögel, Bekassinen und Kiebitze füllen die Luft mit ihrem lauten Rufen oder stelzen im Sumpf; Bläßhühner, Haubentaucher, Krickenten und Fischreiher suchen ihre Nahrung in seinen Gewässern. Hier ist auch ein großer Teil der Bilder entstanden, und die Vögel haben sich dem Maler in ihrer natürlichen Umgebung gezeigt. Auch der Verfasser hatte Gelegenheit, ihn dabei in die Einsamkeit des Moores zu begleiten, mit ihm den eigentümlichen Zauber, den eine solche Moorlandschaft auszuüben vermag, zu erleben. Es ist der Federsee bei Buchau zwischen Ulm und Friedrichshafen, ein Hochmoor, das an klaren Abenden die sonnenvergoldeten Schneeberge der Schweiz zum Hintergrund hat.

Das große Verdienst des Bundes für Vogelschutz ist es, dort ein »Banngebiet« zu erhalten, in dem nichts, was die Natur geschaffen hat, verändert werden darf, damit auch kommenden Geschlechtern noch ein Stück unberührter Natur gezeigt werden kann.

Mögen diese schönen Bestrebungen immer mehr Boden gewinnen, zum Nutzen unsrer Vogelwelt und zum Segen für jeden, der Naturgenuß und Erholung sucht!

Herbstgedanken

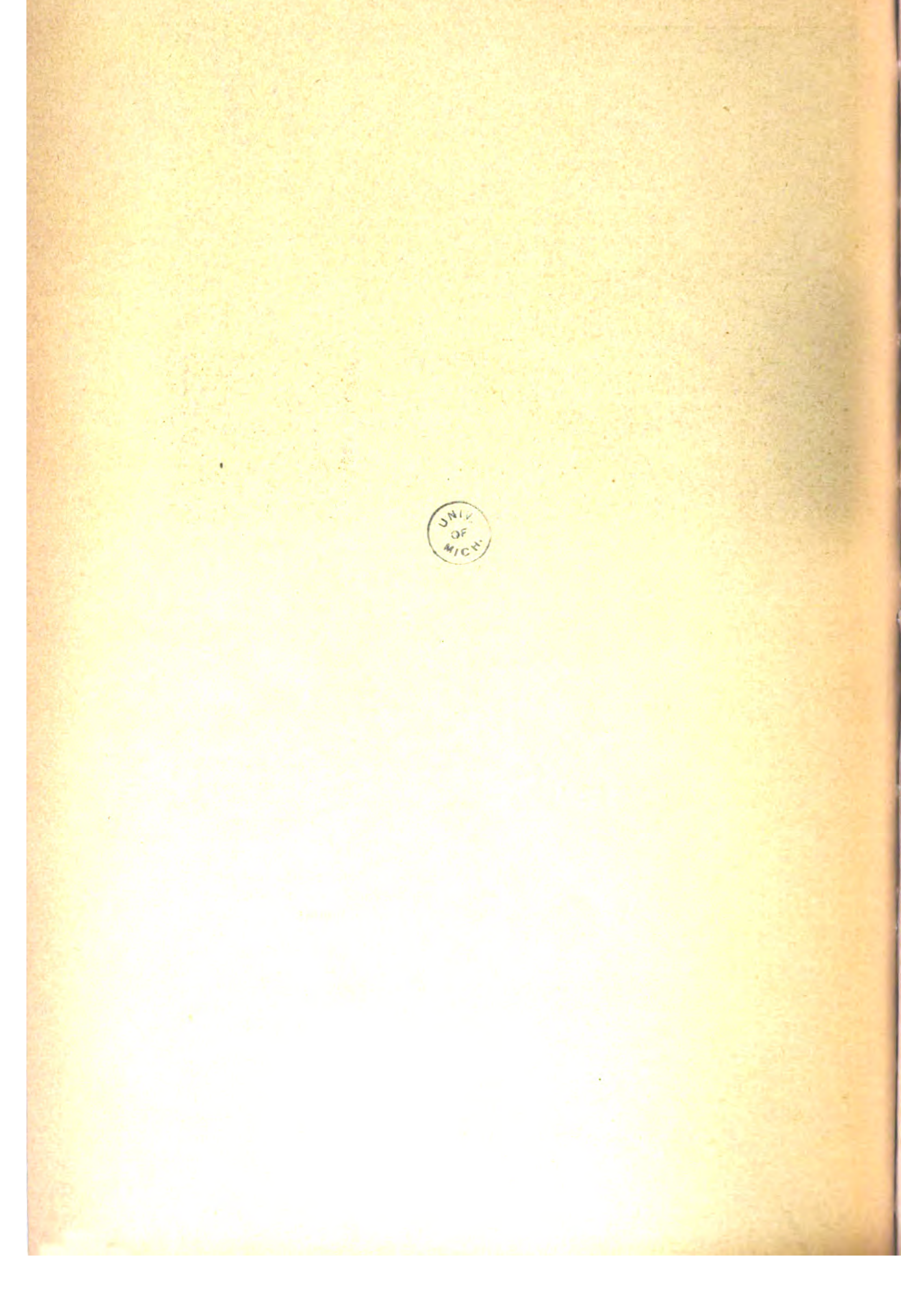
Immer in Herbstestagen,
Wenn ich das Landvolk sehe
In Gruppen auf dem Acker
Mit schwergebeugtem Rücken
Die Erdfrucht mühsam aus der Scholle hacken,
Dann tönt es ehern in meinen Ohren:
„Im Schweiße deines Angesichtes
Sollst du dein Brot essen.“
Und ich beneide die dort auf den Feldern,
Die mit der Erde leben
Und fleißig sind, solang sie trägt,
Und ruhen, wenn sie ruht,
Wie friedvoll muß ihr Schlummer sein! —
Ich kann wohl Wolkenreiter sehn
Und Fabeltiere
Am Abendhimmel,
Wenn ich der Erdenbilder müde bin,
Doch nimmer ist so traumlos tief mein Schlummer,
So tiefgesättigt vom vergoss'nen Schweiß
Wohl um das liebe täglich Brot!

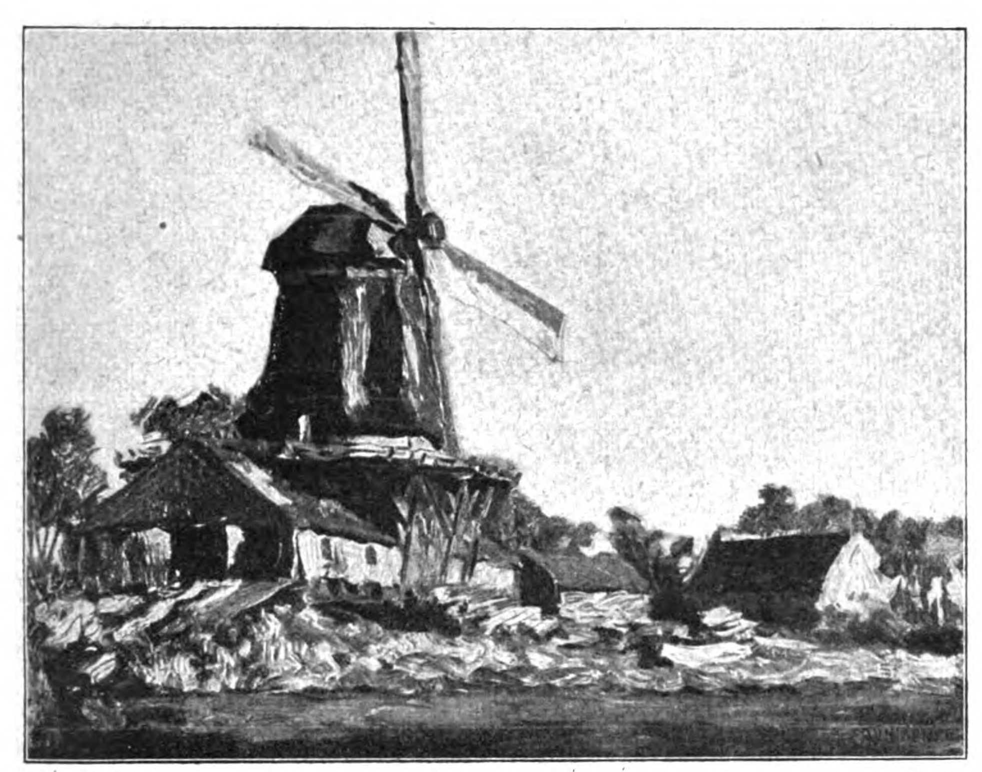
Christine von Winkler



Heinrich von Zügel: Herbsttag

Aus der Münchner Kunstausstellung 1927 im Glaspalast





Julius Schrag: Mühle am Wasser

Von Kunst und Künstlern

Walther Firle: Bildnis des Reichspräsidenten von Hindenburg — Franz von Stuck: Mary als Torero — Rudolf Nißl: Schlafendes Mädchen — Ubaldo Oppi: Liegendes Mädchen — Carl Schwalbach: Lauschende — Leo Küppers: Im Studierzimmer — Heinrich von Zügel: Herbsttag — Ferdinand Barth: Herbstgold — Maximilian Klein-Diepold: Tulpen und Narzissen — Julius Schrag: Straße in Otterndorf und Mühle am Wasser

Mit dem Bildnis des Reichspräsidenten Sr. Exz. Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg bringen auch wir dem obersten Leiter und Vertreter des Deutschen Reiches zu seinem bevorstehenden achtzigsten Geburtstage unsre ehrfurchtsvolle Huldigung dar. Was wir an diesem Ehrentage für ihn auf dem Herzen haben, kann nicht schöner und erschöpfender oder, was in diesem Falle mehr ist, allgemeingültiger und parteiversöhnender gesagt werden, als es Robert Hohlbaum, der Sudetendeutsche, in seinem Festgedicht für uns tut. Mit Absicht haben wir einen freilich bei uns Reichsdeutschen durchaus heimischen österreichischen Dichter gebeten, zu diesem Tage seine Leier zu stimmen, ohne selbstverständlich seinen Gefühlen, Gedanken und Stimmungen die geringste Fessel aufzuerlegen. Um so erfreuter und beglückter waren wir, in den Versen des Dichters dem Pulsschlag unsers eignen Herzens zu begegnen und in edler, taktvollster Form alles das ausgedrückt zu finden, worin sich die Empfindungen, Wünsche und Hoffnungen aller deutsch und vaterländisch Fühlenden am 2. Oktober vor dem Bilde unsers Hindenburg vereinigen können.

Ein Münchner Maler, Walther Firle, der Schöpfer manches repräsentativen Bildnisses, aber auch mancher aus dem Gemütsschatz der deutschen Seele geholten häuslichen und heimatlichen Szene, ist es, der dieses für das Rathaus einer bayrischen Stadt bestimmte Hindenburg-Bildnis gemalt hat. Wie sich von selbst versteht, nach der Natur. Als der Reichspräsident wieder einmal in seinem geliebten Dietramszell in Bayern weilte, gewährte er dem Maler eine längere Sitzung, bei der er sich in seiner vollen Ungezwungenheit gab. So ist denn auch das Menschliche, das Männliche, das Reife und Weise, Gerechte und Sachliche, das wir vornehmlich an dem achtzigjährigen Reichsoberhaupt verehren, zum Beherrschenden geworden, und auch nicht das leiseste Bedauern kann vor dieser Bildnisschöpfung aufkommen, daß hier der bunte, ordengeschmückte Generalsrock dem schlichten bürgerlichen Kleide hat weichen müssen.

Repräsentativer als Firle den achtzigjährigen Reichspräsidenten malt Franz von Stuck seine Tochter Mary als Torero. Stuck erscheint in den Kunstgeschichten gern als der Maler des Dämonischen und Satanischen oder, um es

deutsch zu sagen, des unheimlich Lockenden, Teuflischen und Verführerischen. Nur zu leicht wird über Bildern wie »Die Sünde«, »Die Sphinx« oder »Die Versuchung«, die es zu Sensationserfolgen gebracht haben, vergessen, daß er auch religiöse Bilder und namentlich Bildnisse gemalt hat, die frei von jeder Effekthascherei sind. Insbesondere als Kolorist hat Stuck mit seiner stark sinnlichen, in Metall- und Juwelenglanz schwelgenden Palette farbige Glanzstücke geschaffen, die auch von dem mit den kostbarsten und verschwenderischsten Mitteln arbeitenden Kunstgewerbe nicht zu übertrumpfen sind. Ein solches vom Geschmack des Kostüms beherrschtes Bravourstück ist dies Bildnis, von dessen delikaten koloristischen Wirkungen sich deshalb auch nicht anders als durch Farbdruck eine Vorstellung erwecken läßt.

Wir bleiben in München und bleiben in dem Kreise der dort seit jeher und neuerdings wieder durch hervorragende Könner vertretenen Interieurkoloristik, wenn wir dem Stuckschen Gemälde Rudolf Nißls »Schlafendes Mädchen« an die Seite setzen. Vielleicht darf man hier wieder von »Atelierton« sprechen, aber in dem malerischen Begriff ist dann nichts mehr von dem Stumpfen und Leblosen, das ihn uns eine Weile verleidet hat. Im Gegenteil, diese Farben haben einen Glanz und Schmelz, eine Vornehmheit und Süße, wie sie die Freilichtmalerei kaum zu erzielen vermag. Auch das Atelier kann unter den Händen eines so meisterhaften Koloristen, wie Rudolf Nißl es ist, »Atmosphäre« bekommen.

Darstellerisch betrachtet, erscheint mit diesem »Schlafenden Mädchen« das »Liegende Mädchen« von dem Italiener Ubaldo Oppi eng verwandt; im künstlerischen Stil aber sind beide Gemälde grundverschieden. Was bei Nißl Licht, Luft und Farbe ist, wird bei Oppi Form und Linie; wenn sich dort der Körper des schlafenden Mädchens ganz in die Umgebung einschmiegt und von ihrem Duft umhüllt ist, wie er selbst sie gleichsam mit weiblichem Parfüm erfüllt, so hebt er sich hier geradezu plastisch hervor, und alles Drum und Dran wird zur belanglosen Nichtigkeit. Fast entäußert sich hier die Malerei ihrer besonderen Reize und Wirkungen, um nahe an die der Bildhauerei heranzurücken, was nun freilich diesem edlen, gesunden und kühlen Frauenkörper eine Sprache anatomischer Sachlichkeit gibt, die das Malerische in solchem Grade kaum erreichen kann.

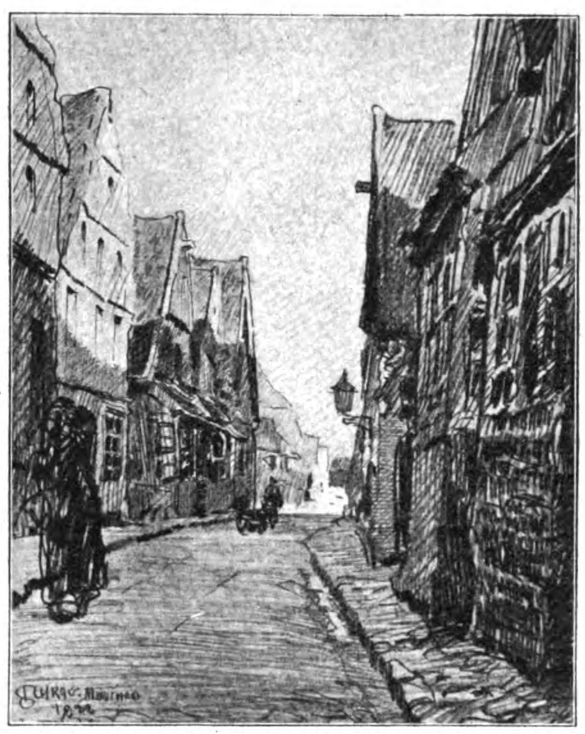
Die Stilisierung der weiblichen Gestalt schreitet zur Gruppe und damit zum Rhythmus der Bewegung fort in Carl Schwalbachs (geb. 1885 in Mainz) Gemälde »Lauschende«. Der Titel ist nicht leicht verständlich: lauschen diese vier Frauen auf das Rieseln des Wassers, in dem sie baden oder das sie schöpfen wollen? Sind sie durch ein fremdes, störendes Geräusch aus ihrem Tun aufgescheucht worden? Horchen sie auf innere Stimmen, die zu ihnen aus der Quelle aufsteigen? Darüber wird sich der Maler schwerlich Gedanken gemacht haben; wir wissen nur, daß ihm Bruckners »Romantische«, insbesondere der Hornruf darin, die Anregung zu diesem Bilde gegeben hat. Was ihn darzustellen reizte, war wohl hauptsächlich der gebändigte und doch lebhaft bewegte musikalische Rhythmus der Gruppe.

Aus der strengen Haft des Stils, in die sich unsre moderne Malerei mit einer schier selbstgeißlerischen Wollust stürzt, kehren wir mit dem Bilde »Im Studierzimmer« von Leo Küppers in die behaglichen Regionen des Düsseldorfer Genres zurück, wo erzählt wird oder wenigstens keinem Betrachter verwehrt ist, sich eine Geschichte zu der dargestellten Szene zu erfinden. Ein Studierzimmer sieht freilich heute und sah schon lange ganz anders aus als dieses weiträumige, leere Gemach, dessen Wand statt der Bücher ein Waldhorn schmückt, und der Studierende pflegt auch anders dazusitzen als dieser behäbige Herr in Eskarpins und Schnallenschuhen, der sich nicht einmal Muße gegönnt hat, den Hut vom Kopfe zu nehmen — aber die Düsseldorfer Malerei liebt nun einmal solche holländisch-altertümelnde Kostümierung, und ein bißchen »Urväter Hausrat« ist schon der beruhigenden Stimmung wegen nicht zu verachten, die davon ausgeht. Pieter de Hooch, Jan Vermeer van Delft und andre niederländische Meister der klassischen Zeit haben derartiges dekoratives Beiwerk als malerische Hilfen auch nicht verschmäht.

Zwei Herbstbilder gehen der Jahresstimmung dieser und der kommenden Wochen nach: Heinrich von Zügels »Herbsttag« dem weichen, müden Feierabendfrieden der Felder und Äcker, wofür der Meister sich das Motiv gewiß wieder aus Murrhardt, seiner geliebten schwäbischen Heimat, und ihrem Herdenreichtum geholt hat, Ferdinand Barths »Herbstgold« der Farbenpracht des Waldes, die niemals königlicher strahlt und leuchtet, als wenn sein Laub sich sanft zum Sterben bereitet.

Der Schöpfer des Blumenstillebens »Tulpen und Narzissen« gehört einer bekannten und weitverzweigten westdeutschen Malerfamilie an. Sein Vater Friedrich Emil Klein war im Kassel der siebziger und achtziger Jahre ein gesuchter Geschichts- und Bildnismaler, seine Brüder Leo und Julian Klein haben sich auf dem Gebiete der Landschafts- und Interieurmalerei von Belgien aus einen Namen gemacht. Maximilian Klein-Diepold, wie sich der vierte Sohn des alten Klein zubenannte, ist in der Düsseldorfer Kunstsphäre groß geworden, obgleich er sich als Landschafter durch strenges

Selbststudium bald aus ihren Traditionen zu lösen wußte. Als Dreiundzwanzigjähriger ging er gleich seinen Brüdern nach Antwerpen, wo auch der Vater schon einige Studienjahre zugebracht hatte. Dort arbeitete er eine Zeitlang unter der Leitung des Tiermalers Franz van Leemputten, um später wieder das Selbststudium vor der Natur, und zwar hauptsächlich in der Eifel, aufzunehmen. Hier bevorzugte er das Winterbild; eine Probe dieser (damals von einer ganzen Düsseldorfer Gruppe gepflegten) Malerei hängt in der Berliner Nationalgalerie. Damit aber vertrug sich durchaus die bei ihm stetig wachsende Liebe zu den Blumen, und so entstanden in den letzten zwei Jahren mehrere farbenfröhliche Blumenstilleben, von denen das erste größere, in der Großen Düsseldorfer Kunstausstellung von 1926 ausgestellte das hier wiedergegebene ist.



Julius Schrag: Straße in Otterndorf a. d. Unterelbe

Im Texte finden die Leser zwei Zeichnungen von Julius Schrag, dem Münchner Maler, dessen künstlerisches, hauptsächlich auf dem Gebiete der (von holländischen und belgischen Motiven gespeisten) Interieurmalerei hervorragendes Gesamtschaffen wir bereits vor längerer Zeit (August 1919) in den Monatsheften mit Hilfe zahlreicher, auch farbiger Wiedergaben gewürdigt haben. Wie so mancher süddeutsche Maler hat auch Schrag (geb. 1864 in Nürnberg) von Zeit zu Zeit gern norddeutsche Landschaften, insbesondere die Danziger, die Hamburger und die Lübecker Gegend, aufgesucht, um an ihren durchsichtigeren Lufttönen und ihren satteren Bauwerken Palette und Zeichenstift zu erfrischen. Auch die »Straße in Otterndorf« und die »Mühle am Wasser« sind Früchte einer solchen norddeutschen Studien- und Erfrischungsreise. F. D.

Adagio lamentoso

(Tschaikowsky dankbar)

Die Sonne sank so müde. Die Nacht kam so schnell.
Tief wölbt sich der Himmel, der doch hoch war und hell.

Wie Totenkerze flackert Stern an Stern. —
Was du erhofftest, blieb noch immer fern.

Der Frühling starb mit seinen Träumen.
Herbst nahm die Blätter von den Bäumen.

Nun ist die alte Sehnsucht in dir erwacht!
Des Sturmes Klagemelodien rauschen;
Und schweigend mußt du diesen Tönen lauschen.

Die Zeit vertropfte. Es wurde wieder Nacht.

Herbst nahm die Blätter von den Bäumen.
Der Frühling starb mit seinen Träumen.

Was du erhofftest, blieb noch immer fern. —
Wie Totenkerze flackert Stern an Stern.

Tief wölbt sich der Himmel, der doch hoch war und hell.
Die Sonne sank müde. Ach, die Nacht kam so schnell.

Herbert Hippel

Literarische Rundschau

Wollen die Tage der romantischen Aventiuren, wie sie an die Namen Scheffel, Baumbach und Julius Wolff geknüpft sind, wiederkehren? Will uns noch einmal der zur Versnovelle versteifte Minnesang heimsuchen? Sollen wir uns abermals für Jung Werners und Margaretens Liebeslust und Liebesleid begeistern und mit dem wilden Jäger oder sonst einem verkappten Wiedergänger der alten Germanengötter durch die Lüfte und uns in die Haare fahren? So denkt oder bangt man wohl, wenn man »Waltraba«, den Sang vom Millstätter See, aufschlägt, den Rudolf Haas einem der schönsten und lieblichsten Gewässer Kärntens gesungen hat (Leipzig, L. Staackmann; gebunden 3 M.). Aber bald ist die Sorge zerstreut. Mit den Aventiuren der siebziger und achtziger Jahre teilt dies Versepos nur den fünffüßigen (übrigens oft recht frei behandelten) Jambus und den poetischen Brauch, ab und an ein Lied einzuflechten — von der Süßlichkeit, falschen Romantik und angeschminkten Philosophie seiner scheinbaren Ahnen hat dies erzählende, im Mittelalter spielende Gedicht so gut wie nichts geerbt. Dafür lebt und webt in der bittersüßen, aus kurzem Glück in langes Leid stürzenden, endlich aber zum Frieden der Seele auftauchenden Geschichte von Rolanda, dem jungen, tapferen Kärntner Bauernkind, das sich den Glauben an Waltraba, die ewig junge, ewig schöne Nixenkönigin, und ihren guten Ratschluß nicht rauben läßt und dafür belohnt wird, desto mehr von den landschaftlichen Herrlichkeiten Kärntens, von den treudeutschen Sitten und Bräuchen des Volkes, seinen Scherzen und Schelmereien, aber auch von seinem tiefen Ernst und kindlichen Vertrauen in Glück und Unglück. Das Bezeichnendste und Unterscheidendste dieses Mittelstätter Sanges ist die innige, ungekünstelte Verbundenheit seiner Heldin und seines Verfassers mit den alten germanischen Naturvorstellungen, wie sie noch heute in einem unverbildeten Landvolke leben, mißachtet oder verspöttelt nur von denen, die sich Fortschritt und Freiheit nicht anders als im Gefolge der Skepsis und der Glaubenslosigkeit denken können:

> Die alten Götter sind verbannt, und doch
> Sie leben! Uns im Herzen leben sie! ...
> Die Götter leben dem, der an sie glaubt.

Es ist eine unzersetzte, blühende und grünende Jugendkraft in diesem Dichter, der uns auch, wie unsre Leser aus der hier erfolgten Erstveröffentlichung wissen, den ersten innerlich erlebten Roman der deutschen Jugendbewegung (»Komm mit, Kamerad!«) geschenkt hat, und in diesem Sang treibt sie eine Blüte, die jedem nur einigermaßen naiven Leser Herz und Seele erfreuen muß.

Hermann Stehr erzählt die Geschichte eines Geigenmachers, dem trotz aller technischen Kunstfertigkeit das vollendete, ihm selbst genügende Instrument zu schaffen erst gelingt, als er im Verkehr mit einem kindhaften Mädchen aus dem Volke am eignen Leibe höchste Lust und tiefstes Weh der Liebe gekostet hat und die von Erinnerung und Sehnsucht verklärte Gestalt der Geliebten in ihrer edlen Harmonie zum Vorbild für seine Schöpfung nehmen kann (»Der Geigenmacher«; Berlin-Grunewald, Horen-Verlag; in Leinen gebunden 5 M.). Aber er erzählt diese Geschichte nicht als Novelle, nicht in einer episch-realistischen Kunstform, die sich bei aller Eigentümlichkeit ihres Inhalts und ihres Ausgangs der Wirklichkeit anschmiegt, nein, er gibt sie als Märchen, als ein über Alltag und Wirklichkeit erhöhtes, romantisch-phantastisch gesteigertes Geschehen, das nur leise angedeutet Ort und Zeit durchschimmern läßt. Deshalb dürfen wir uns hier nicht an die »Geschichte« und ihre äußere Handlung halten — die würden, aus ihrer Schale gelöst, vielleicht sogar trivial erscheinen —, sondern an das Natur- und das Menschenerlebnis, in die sie gebettet sind. In der Tat ist wohl selten einer unsrer durch die Naturalistik gegangenen Dichter der Hauptmann-Generation, zu der Stehr doch gehört, so tief und inbrünstig in die Wunder der Waldeinsamkeit eingedrungen, hat wohl keiner so andächtig den Stimmen des Windes, der Bäume, des Wassers gelauscht, ohne dabei ins Sentimentale zu geraten. Vielmehr sind Anmut, Schlichtheit, Durchsichtigkeit und stilvolle Harmonie die hervorstechendsten und erquicklichsten Eigenschaften dieser Prosadichtung, die im Gegensatz zu vielen Verstiegenheiten unsrer Jüngsten das Menschliche in seiner Wärme, Nähe und Vertrautheit auf den Thron erhebt und das unverbildet Natürliche in seine alten, unveräußerlichen Rechte wieder einsetzt. »Der Mensch ist die Wundergeige, auf der Gott selber spielt« und »Nicht aus Holz, sondern aus Menschenherzen werden die schönsten Geigen geschnitzt«: diese aus der kurzen Windsbrautfahrt seiner Liebe gewonnene Erkenntnis seien, wie für den Geigenmacher, dem sich die Leiden und das Glück seines Lebens zur Forderung seiner Kunst verwandelt, auch für uns goldene Weisheiten, die nicht verlorengehen dürfen.

Zu Alfred Neumann, dem Verfasser des »Teufels« und des »Patrioten«, hat sich ein Namensvetter gefunden, dem eine ähnliche epische Fruchtbarkeit und Gestaltungsfülle gegeben zu sein scheint: er heißt Robert Neumann und stammt aus Wien, wo solche gesättigte »Vitalität« sonst nicht zu Hause zu sein

pflegt. Das Erstlingswerk dieses beachtenswerten Erzählers ist ein Novellenband, betitelt »Die Pest von Lianora« (Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger), und wie der Titel des Buches, so ruft auch der Inhalt der hier vereinten Novellenzehnzahl die Erinnerung an den großen italienischen Meister der Novelle wach. Zwar ist es nur das Gespenst, nicht die entsetzliche Wirklichkeit der Todeskrankheit selber, die diese aus jäh und wild gesteigerter Lebensgier und Todesangst emporwachsenden Geschichten hervorruft, aber in mehr als einer von ihnen glüht eine Inbrunst und ein Feuer letzter leidenschaftlicher Menschlichkeiten, die des Namens Boccaccio nicht unwürdig sind. Starke Erfindungskraft, kunstvolle Verflechtung der Handlung und eine echt epische, im Hinauszögern und Steigern der Spannung raffinierte, mit künstlicher Patina überzogene Sprache machen die Lektüre dieses schmalen, aber mit Geschehnissen bis zum Überquellen gefüllten Bandes zu einem Erlebnis. Selten hat ein junger Dichter im gleichen Maße wie dieser bei seinem ersten Auftreten sich so unzweifelhaft als berufener und begabter Erzähler legitimiert. Zu den hundert weltberühmten Geschichten des großen Florentiners eine hundertunderste zu schreiben und sie dem Meister des Dekamerone selbst in den Mund zu legen, bedeutet für ihn kaum noch ein Wagnis. Jedenfalls ist der Verlust des Liebeslohnes bei der schönen Bäckersfrau Vannetta mit dieser Geschichte und etlichen andern des Bandes gut und reichlich ausgeglichen.

Wir werden uns wohl oder übel darein finden müssen, daß es Lenau- und Hölderlin-, Schubert- und Wagner-, Schiller- und Goetheromane gibt. Obwohl doch all diesen Begnadeten ein Gott gegeben hat, selbst zu sagen, was sie lebten und litten, und kein Nachgeborener, redete er auch mit Engelzungen, ihr inneres Leben besser ausdrücken kann, als sie selbst es in ihren Werken getan haben. Aber diese Werke sind es gerade, die der Menge den Zugang zu ihnen nicht selten versperren oder erschweren. Sie suchen bequemere, ebnere und, wie sie meinen, unterhaltsamere Wege, und es kommt ihnen dabei auf ein paar Meilen Umweg gar nicht an. Selbst dann nicht, wenn ihnen, wie in Toni Schwabes Goetheroman, nur die Aussicht auf die Erfassung einer einzelnen biographischen Episode aus dem Leben des Unerschöpflichen gemacht wird. Vor zwei Jahren war es Goethes letzte Liebe zu Ulrike von Levetzow, aus der die Dichterin ihre von tragischen Lichtern durchspielte Romanhandlung spann; jetzt hat sie sich den um mehr als dreißig Jahre jüngeren, den Liebhaber der Frau von Stein, zum Romanhelden erkoren, und während der erste Versuch dieser Art sich noch bescheidentlich mit dem Namen der achtzehnjährigen Geliebten als Titel begnügte, hat jetzt ein stilisierter, ein metaphysisch-symbolhafter heranmüssen. So nennt sich dieser neue Goetheroman »Der Ausbruch ins Grenzenlose« (München, Albert Langen; geb. 3 M., in Leinen geb. 5 M.).

Damit erinnert er an den großen zweibändigen Goetheroman von Albert von Trentini (»Goethe, der Roman von seiner Erweckung«), aber dieser heraufbeschworene Vergleich gereicht ihm nicht zum Vorteil. Denn gerade das, wodurch Trentinis Roman den Stempel des Eigenschöpferischen bekam, fehlt ihm: Goethes Persönlichkeit ist hier nicht durch das umschmelzende und künstlerisch läuternde Feuer einer andern, gewiß nicht gleich starken, aber vielleicht gleich eigenwilligen Persönlichkeit gegangen, sein Bild hat nur von allen Seiten literarisch-anekdotische Krusten angesetzt, um wenigstens äußerlich das Roman- oder Novellengesicht zu wahren, während es sich im Grunde um einen so feinen, innerlichst psychologischen Vorgang handelt, daß ein zweiter Goethe kommen müßte, ein Tasso- oder Faustdichter, um ihn in künstlerische Form zu zwingen.

Denn was soll hier dargestellt werden? Nichts Geringeres als der Prozeß der inneren Loslösung Goethes von Charlotte von Stein und dessen Begründung, Rechtfertigung und Sanktionierung. Aber nicht allein von ihr, die ihm zwölf Jahre lang Erfüllung höchster Seligkeit war und ihm nun nicht länger verhehlen kann, daß sie seinem Fluge ins Weite, Freie, Ungebundene, Grenzenlose nicht zu folgen vermag, nicht zu folgen gewillt ist, weil die Bande der bürgerlichen Konvention und Pflicht sie in ihrem Kreise halten, weil sie fühlt, daß sie sich selber untreu würde, zerbräche sie diese heilsamen Fesseln. Auch aus Heimat, Gewohnheit, Amt und Freundschaften, die anfangen an seinem Besten zu nagen, muß und will Goethe sich lösen. Vielleicht, daß er alles das auf die Dauer ertragen hätte, wenn sie, die Geliebte, nur wirklich und ganz die Seine gewesen wäre, in dem Sinne täglicher Gemeinsamkeit, wie »jeder Steinklopfer auf der Straße sie von seiner Frau empfängt, wenn sie ihm im Henkeltopf die Suppe an den Arbeitsplatz bringt oder einen Flicken aufs Hemd näht«. Bei aller Schönheit des Lebens, aller Seelenteilnahme, allem innigsten Gedankenaustausch mit Charlotte — »Goethes Hände blieben leer, die das Brot des Alltags mit ihr brechen möchten«.

Toni Schwabe hat diesen Vorgang, meistens unnütz abschweifend und zerstreuend, mit allerlei bald parallelen, bald kontrastierenden Begebenheiten aus Goethes Umgebung verbrämt, von denen die eingestreuten Volksgespräche, die wohl die wohlige Wärme, aber auch die Kleinseligkeit des thüringisch-weimarischen Lebens charakterisieren sollen, noch die erfreulichsten sind — in

den Kern des Problems bringt sie nicht, soviel sie darüber auch doziert und philosophiert. Aber auch hier entfalten sich wieder, wie in der »Ulrike«, hübsche, bunte und bewegte Bilder aus dem böhmischen Badeleben der vornehmen Gesellschaft, und Landschaft und Volkstum mischen ihre munteren Farben hinein. Das beste Wort, das die Verfasserin findet für das, was sich in Goethe begibt, als er unter dem Allerweltsnamen Müller bei Nacht die Flucht nach Italien antritt, ist dieses: »Sein Leben hatte, innerlich angerührt von den Gestirnen und der Unendlichkeit, eine andre Richtung genommen« — oder das andre: »Wußte, er ging von den Menschen, auch von den liebsten und teuersten, um ins Menschenleere zu gehen; ließ, mit dem Stempel der Untreue gezeichnet, die Menschen, die er kannte, um sich selbst, den Menschen, den er nicht kannte, aufzusuchen.«

Die »Aristeia der Mutter« nannte Goethe die liebevolle Verherrlichung, die er in »Dichtung und Wahrheit« dem Andenken der Frau Aja hatte zuteil werden lassen, ihr, die dem Knaben und Jüngling mehr Kameradin und Vertraute war als Erzieherin. »Aristeia der Mutter« könnte auch Isolde Kurz, die Münchner Dichterin, die nun selbst schon bald Matrone ist, das Lebensbild ihrer Mutter nennen, womit sie zum hundertsten Geburtstag der Gefeierten ihre Erinnerungsbücher aus der Familie krönt (»Meine Mutter«; Tübingen, Rainer Wunderlich). Denn auch hier tut es der Pietät und Liebe keinen Abbruch, daß die beiden Frauen fast wie Schwestern zueinander standen, von denen die eine vor der andern kein Geheimnis hat, ja, die jüngere wohl manchmal die ältere bemuttert, wenn deren Gefühlsüberschwang sich durchaus nicht in die Realitäten der Welt fügen will. Und doch keine Spur einer Überlegenheit, wie sie die neue Generation der alten gegenüber so leicht befällt, wie sie hier doppelt gefährlich drohte, weil eine berufene und anerkannte Dichterin über eine in Vers- und Prosadichtungen bei allem echten Empfindungs- und Erlebnisgehalt doch nur dilettierende Liebhaberin spricht. Im Gegenteil, die Tochter und Poetin hat all ihr Bestes, all ihre Gefühlswärme, Erinnerungs- und Gestaltungskraft, Erzählungsgabe und Sprachkunst aufgeboten, um nicht nur so ein geläufiges Lebensbild, sondern eine dichterische Verklärung derer zu schaffen, die ihre künstlerische Begabung klaglos der selbstlosen Hingabe und dienenden Liebe opferte, die sie für ihren ganz in geistigen Dingen lebenden Mann, den Dichter Hermann Kurz, und ihre Kinder, darunter den hochbegabten und edelmütigen Arzt Edgar, den Bildhauer Erwin und die Dichterin Isolde, brauchte und tagtäglich bewies. Die aber auch — und das war für ihre Familie und Umgebung das wirksamste Erziehungswerk, das ein Mensch leisten kann — durch schwere Schicksalsschläge vor den Augen ihrer Lieben zu immer höherer und reinerer Menschlichkeit emporreifte.

Doch darf man sich ihr Leben nicht etwa als ein bewußtes oder gar auf pathetischen Stelzen gehendes Martyrium vorstellen. Dafür war diese Frau viel zu naiv und natürlich, und eine tiefverwurzelte humorgetränkte Heiterkeit schützte sie vor allem wehleidigen Griesgram. So konnte die Tochter von ihr singen:

> Wohl bleichte das Leid dir die Wangen,
> Doch dein Auge hat nimmer geweint,
> Winter, die hingegangen,
> Hast du lächelnd verneint ...
>
> Heldin, auf deinen Auen
> Blühen der Blumen viel,
> Selber des Todes Grauen
> Wurde zu Scherz und Spiel.

Ja, ihre eigentliche seelische Schönheit — und die war ihr in reichstem Maße beschieden — erschloß sich erst ganz in der Reife des Alters. Was bei dem Alltagsmenschen Greisentum und Niedergang bedeutet, das war für sie die Wandlung in eine letzte, geläutertste Jugend, und es erschien als vorgesehene Notwendigkeit, daß sie das Alter von nahezu 85 Jahren erreichen mußte, denn »früher konnte sie mit sich selbst nicht fertig werden«. Und noch immer, versichert uns die Tochter, die sie in ihren letzten Stunden betreut hat, war sie im Schreiten, fern davon, sich zu verkapseln. »Gefühl ist alles«, hieß es bei ihr; sie dachte wie die Heiligen in Ekstasen. Die Geistesgrößen aller Zeiten lud sie sich zum vertrauten täglichen Umgang, und diese waren es, die sie so jung und lebenquellend erhielten. »Sie ist wie ein Luftballon,« sagte einmal Paul Heyse von ihr, »was auch sei, gleich steigt sie wieder in die Lüfte« und nahm, fügt ihre Tochter hinzu, alles mit sich zur Höhe. Deshalb verstand sie sich auch so gut mit der Leichtigkeit, Natürlichkeit und Unmittelbarkeit des italienischen Volkes, in dessen Mitte sie mit ihren Kindern lange Jahre hindurch lebte, während ihr leidenschaftliches Miterleben und ihre verzehrende, alles oder nichts fordernde Mutterliebe den Kindern selbst oft den Atem raubte. Mit dem gelehrten Sohne schrieb sie noch auf ihre alten Tage griechische Exerzitien; ihre längst erwachsene Tochter hätte sie am liebsten in einen Säugling zurückverwandelt, um sie ganz für sich allein zu haben. Die Tochter gibt ein paar Proben aus den Prosa- und Versdichtungen ihrer Mutter: künstlerisch anspruchslose Gaben, aber, genau wie ihre Persönlichkeit, voll Natursinn, echter Kindlichkeit, sprudelnder Launen und Frische des Ausdrucks, vor allem aber voll Erlebnisfülle und Erlebnisglut.

Geburtsurkunde und Kalender haben sich verschworen, *Fedor von Zobeltitz* vom 5. Oktober des Jahres 1927 an unter die Siebzigjährigen einzureihen. Der Jubilar wird diese Registrierung über sich ergehen lassen müssen, aber deshalb noch lange nicht gewillt sein, sich von dem besten Erbteil, das ihm die Natur mitgegeben hat, von seiner sprudelnden, allzeit liebenswürdigen und bestrickenden Jugendfrische und seiner ebenso empfänglichen wie freigebigen geistigen Beweglichkeit etwas Wesentliches abstreichen zu lassen. Denn diese Jugendlichkeit, diese Empfänglichkeit für alle Erscheinungen und Gaben des Lebens, diese Regsamkeit, jeder neuen Zeitwendung den Wind abzufangen und immer dort zu sein, wo das Heute, die Zuversicht und die Sonne ist, sie haben dem jüngeren und leichtherzigeren der beiden berühmt gewordenen Zobeltitze die Bahn auch zu seinen Büchererfolgen geebnet. Wer den Menschen Fedor von Zobeltitz kennt und ihn liebgewonnen hat — und ich weiß keinen, der diesem Lose im Umgang mit ihm entgangen wäre —, der begreift auch seine literarischen Erfolge, wie er seine persönlichen und gesellschaftlichen begreift, und versteht, daß jede kritische Waffe sich an solcher unverwundbaren Liebenswertheit abstumpfen und entgiften muß. Einem Dichter zu seinem Ehrentage von Herzen Glück zu wünschen, macht uns kein andrer so leicht wie Fedor von Zobeltitz.

Photogr. Originalaufnahme von Nicola Perscheid, Berlin

Fedor v. Zobeltitz

Wie der seines Bruders Hans, ging auch Fedors Weg durch preußisches Kadettenhaus und preußisches Offizierspatent, durch historische Studien und militärische Redaktionstätigkeit zur freien Schriftstellerei. Seine besten Lehrmeister waren seine allzeit offenen Augen, in denen sich alles Helle, Frohe und Heitere wie von selbst verfing, die nicht müde wurden, von dem goldenen Überfluß der Welt zu trinken; was sie aufnahmen, setzte sein natürliches Fabuliertalent und eine beneidenswerte Leichtigkeit, die Sprache als ein immer bereites, immer williges Instrument zu handhaben, alsbald in Erzählungen, Novellen, Romane, Reiseschilderungen, Gesellschaftsbilder und gelegentlich auch in Dramen um. Er begann mit Fähnrichsgeschichten, ließ, auf den Spuren Fontanes wandelnd, märkische Erzählungen folgen und gab andern, schon weiter, zur Romanform ausholenden Büchern den tieferen geschichtlichen Hintergrund und die buntere, abenteuer- und katastrophenfrohe Geschehnisfülle, die damals in Gregor Samarow ihren vielbewunderten Meister hatten. Gewiß, er nahm seine Stoffe, wo er sie fand, oder ließ sie sich von den gerade herrschenden Zeit- und Lebensinteressen zutragen, aber er *wählte* sie auch, wenn er, inneren Stimmen gehorsam, Adelsprobleme, Konflikte der Tradition und der Gegenwartspflichten, Autoritäts- und Persönlichkeitsthemen gestaltete oder als Ritter des Johanniterordens Epochen aus dessen Geschichte in Romanform goß. Alle nur erdenklichen Gesellschaftsschichten, Landschaften, Ideenbewegungen, Zeitstimmungen, Fernes und Nahes, Heimisches und Fremdes geben sich in seiner wohl an die hundert Bände füllenden Roman- und Novellendichtung ein Stelldichein, aus der deshalb ein zukünftiger Kulturhistoriker und Gesellschaftskritiker ohne große Mühe die Lebens- und Geschmacksverhältnisse der vier Jahrzehnte von 1880 bis 1920 wird ablesen können. Eine starke persönliche und künstlerische Entwicklung, ein Ringen und Kämpfen mit sich selber wird man in diesen Büchern vielleicht vergebens suchen, und an Ernst und Strenge der Problematik war der ältere dem jüngeren Zobeltitz wohl überlegen, aber immer und überall in Fedors Büchern wird man dem liebenswürdigen, alle Menschlichkeiten nachfühlenden, alle Schicksalsfügungen mitempfindenden Menschen begegnen,

und nirgends wird man sich in der bunten Gesellschaft seiner Romanfiguren jemals langweilen.

Und noch eins darf an diesem Gedenktage nicht vergessen werden. Das ist Fedor von Zobeltitz der Bibliophile, der Bücherliebhaber, Bücherkenner und Bücherpfleger. Er war dazu berufen, zehn Jahre lang die »Zeitschrift für Bücherfreunde« zu redigieren, er hat durch kundige Anregungen und Fingerzeige viel für unsre praktische Buchkultur getan, er hat mit kritischem Blick und sicherem Geschmack jahrzehntelang unsre Schmuckbücher gesiebt und selbst eine Bücherei gesammelt, die wert wäre, als ein Muster ihrer Art erhalten zu bleiben. Denn wie unser wechselnder, aber doch langsam aufsteigender bibliophiler Geschmack, so spiegelt sich in dieser Sammlung auch der saubere, vornehme, takt- und geschmackvolle Mensch, den wir vor allem grüßen und beglückwünschen, wenn wir des 5. Oktobers in Liebe und Verehrung gedenken. F. D.

Verschiedenes

Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Von Wilhelm Bomann (Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.; mit etwa 200 Tafeln und Bildern; geh. 14 M.). — Ein Buch, ganz und unmittelbar aus der Praxis entstanden. Der Verfasser, Gründer und Leiter des 1892 in Celle eröffneten und nach ihm benannten Museums für althannoversche Heimatgeschichte, hauptsächlich der Lüneburger Heide, ordnet und bestimmt mit seinem getreuen, heimatkundigen Famulus die in vielen Jahrzehnten mit Mühe und Fleiß zusammengebrachten Gegenstände, und dabei erwächst ihm unter den Augen und Händen dies Buch, in das sich nun alles das ergießt, was die beiden, der eine naiv, der andre wissenschaftlich bewußt, dank ihrer engen Beziehungen zum bäuerlichen Leben an Kenntnissen und Erfahrungen in sich aufgehäuft haben. Freilich, das Wort allein, so lebendig es auch den beiden Männern von der Lippe floß, wollte hier nicht ausreichen. Die Zeichnung mußte zur Hilfe gerufen werden, und zwar die exakte, ehrliche, zuverlässige Federzeichnung, sie, die der Form und dem Umriß am gehorsamsten ist und diesen eckigen, hartkantigen bäuerlichen Gegenständen auch im Charakter verwandt erscheint. So lebt es denn hier noch einmal vor uns, das alte niedersächsische bäuerliche Hauswesen und Tagewerk vor Einführung der Maschinen in seiner unangetasteten Ursprünglichkeit, aber auch in seinem sinnvollen Zusammenhang mit der Natur und der Volksart.

*

Ewald Banse war es, der uns einen neuen Begriff vom Morgenlande geschaffen hat. Das ging nicht anders, als daß er manche alteingerosteten Vorstellungen beseitigte, manchem lieblichen, aber trügerischen Märchen den Hals umdrehte. Doch an dem Werk bloßer negativer Zerstörung konnte sich's ein Mann von seiner künstlerischen Phantasie unmöglich genügen lassen. Er stürzte, aber er richtete auch wieder auf; er ernüchterte uns manches, aber er wob auch neue Zauberschleier aus einer erst von ihm entdeckten Wunderwirklichkeit. Durch diesen Prozeß des »Stirb und Werde« ist sein »Buch vom Morgenlande« zustande gekommen (285 Seiten mit 32 Abbildungen auf Tafeln; Leipzig, R. Voigtländers Verlag; in Leinen geb. 17 M.). Der wissenschaftlich geschulte Gelehrte und der künstlerische Gestalter des Geschehenen und Erforschten reichen sich auch hier wieder die Hand. Gründliche Kenntnis des Gegenstandes, aber dargereicht in funkelnder Schale. Gern geht Banse von vertrauten Dingen des Abendlandes aus, um daran die des Morgenlandes abzuwägen, zu klären, zu erläutern, zu veranschaulichen: Landschaft, Rasse, Kultur, Religion, Verkehr usw. Er hat seine Lieblingsthemen, die er nicht müde wird in immer neuen leuchtenden Farben zu malen: den Dämmer der Moscheen, die kühlen Hallen der Basare, die Geheimnisse des Harems, den Reitertanz der Beduinen, den langen, schattenrißartigen Zug der Karawanen, die Kaffeehäuser, die Teppichläden — ein Buch, bunt, flimmernd, spielend und doch schicksalbeladen wie die Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht, die reizvoll bleiben, auch wenn sie sich in ihrem Inhalt und ihren Schilderungen einmal wiederholen.

*

Mitteilung. Auf Seite 120 des Septemberheftes ist als Verlag des neuen Buches »Mario und die Tiere« von Waldemar Bonsels die Deutsche Verlagsgesellschaft genannt worden. Es muß heißen: Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

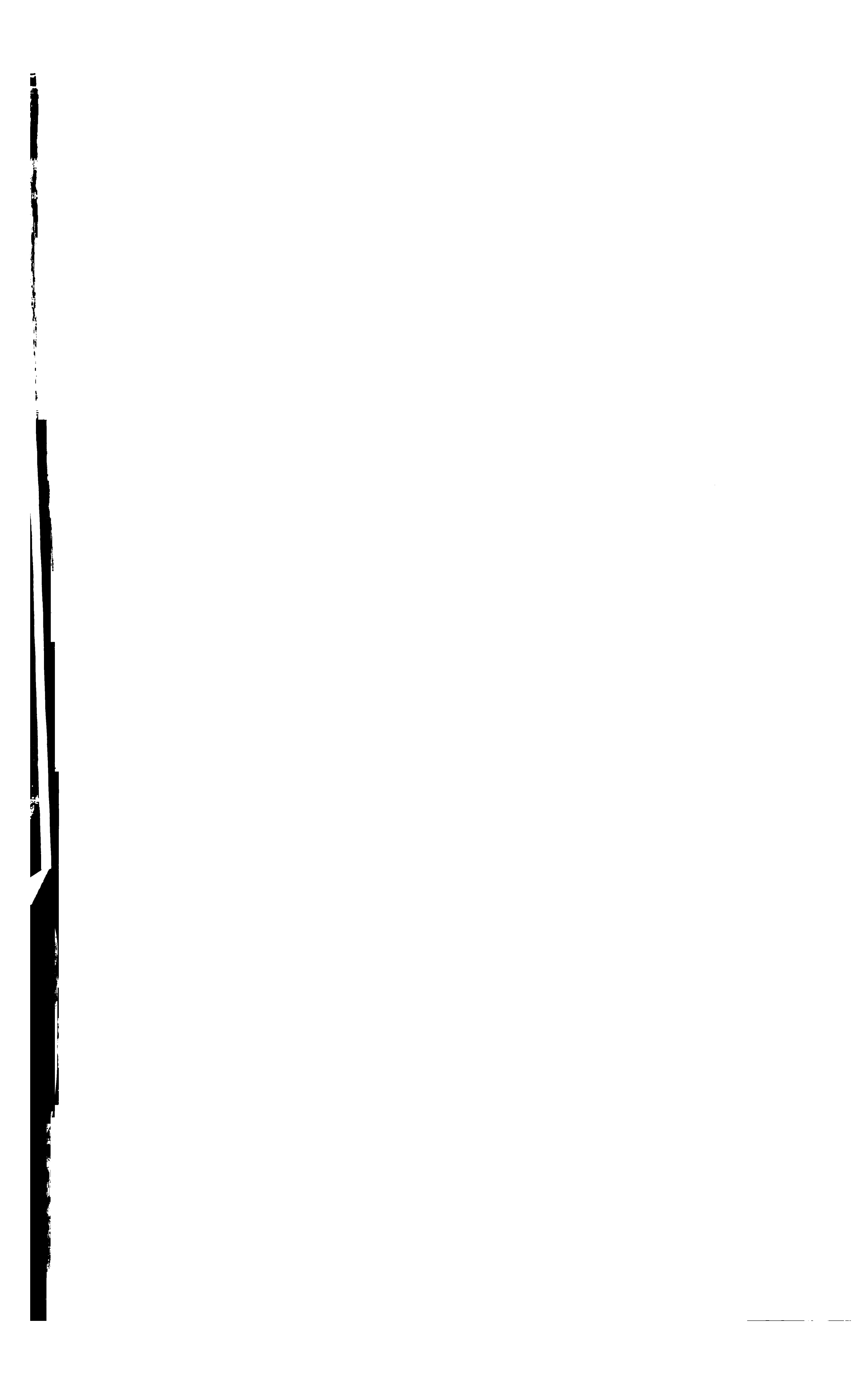
Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig. Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Max Steudel: Blumenstilleben



Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 855 Nov. 1927

Die Bauherrin und der Architekt

Ein Zwiegespräch über die Landhausbauten der Architekten Prof. Dr.-Ing. E. Högg und Prof. Dr.-Ing. R. Müller in Dresden

Aquarelle von Prof. A. Baranowsky, Lichtbilder von P. Walther in Dresden

Bauherrin: Sie haben mir da, mein lieber Herr Professor, eine Mappe allerliebster Bilder zugeschickt, die ich mit großem Genuß durchgeblättert habe. Das ist alles so stimmungsvoll, so gemütlich und doch so vornehm — so ganz anders als die Räume, die man sonst zu sehen gewohnt ist. Die Beneidenswerten, die solch ein Heim ihr eigen nennen!

Architekt: Gnädige Frau, ich habe mir erlaubt, Ihnen diese Bilder zu übersenden, weil wir unlängst davon sprachen, daß Sie mit dem Gedanken umgehen, sich draußen vor der Stadt ein Landhaus zu bauen, und weil ich mich Ihnen hierfür als Architekt empfehlen möchte. Sie sehen, ich falle mit der Tür ins Haus! Und wenn Sie die Menschen beneiden, die in diesen Räumen wohnen, so darf ich dazu bemerken, daß es ja ganz in Ihrer Hand liegt, sich Ihre künftigen Räume ebenso ausgestalten zu lassen.

Bauherrin: Ach, das würde gewiß furchtbar teuer werden, und mein Mann sagt, wir müssen sparen.

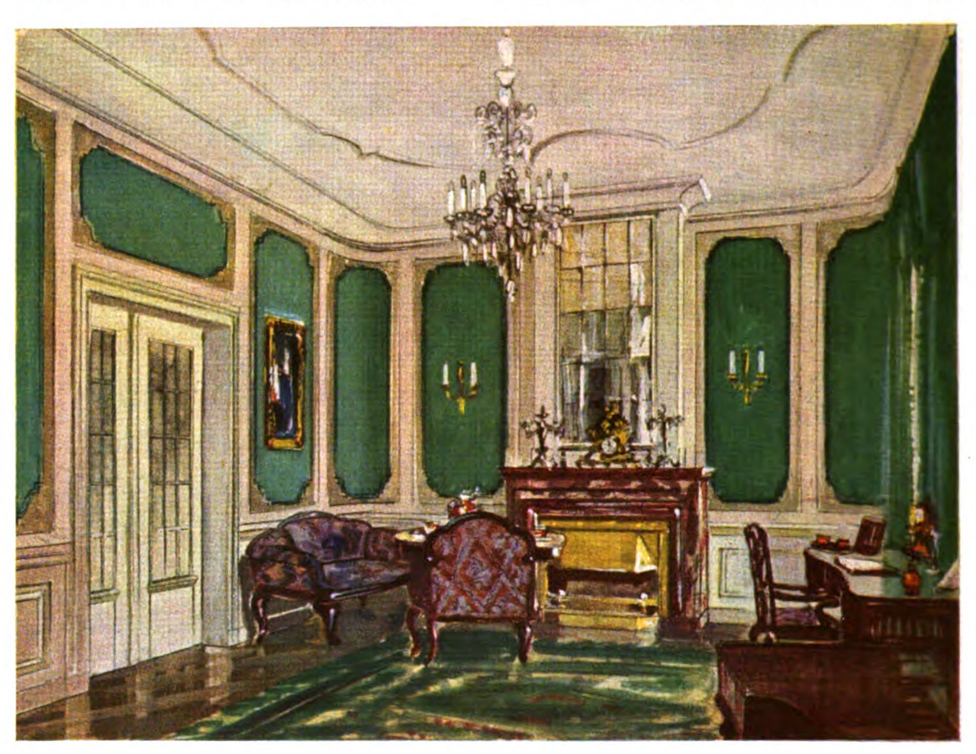
Architekt: Verzeihung! Hier handelt es sich um keine Frage der Kosten, son-


Musik- und Empfangszimmer im Landhaus des Dr. H. in T.

dern lediglich um eine des guten Geschmacks. Wir dürfen nur nicht die Begriffe Reichtum und Üppigkeit mit Schönheit verwechseln, wie es meistens geschieht. Seien Sie überzeugt, daß alle diese Räume, die ich Ihnen hier zeige, in der Ausführung erheblich billiger gekommen sind als die üblichen überladenen und doch oder gerade deshalb so unschönen Dutzend-Wohnungen, die wir für »hochherrschaftlich« zu halten pflegen.

Bauherrin: Woher wissen Sie das so genau?

Architekt: Weil ich die drei Landhäuser, aus denen diese Aufnahmen stammen, selbst erst während der letzten Jahre gebaut habe.



Musik- und Empfangszimmer im Landhaus des Dr. H. in T.

Bauherrin: Wie, Sie selbst haben diese Häuser gebaut? Ich verstehe Sie nicht recht. Sie sind doch Professor und Künstler ...

Architekt: Ich bin Architekt, also allerdings Künstler. Der Professor ist nur so ein Anhängsel und tut nichts zur Sache.

Bauherrin: Aber als Architekt — verzeihen Sie meine Unwissenheit — bauen Sie doch nicht selbst Häuser. Das machen doch die Bauunternehmer und Maurermeister, denk' ich.

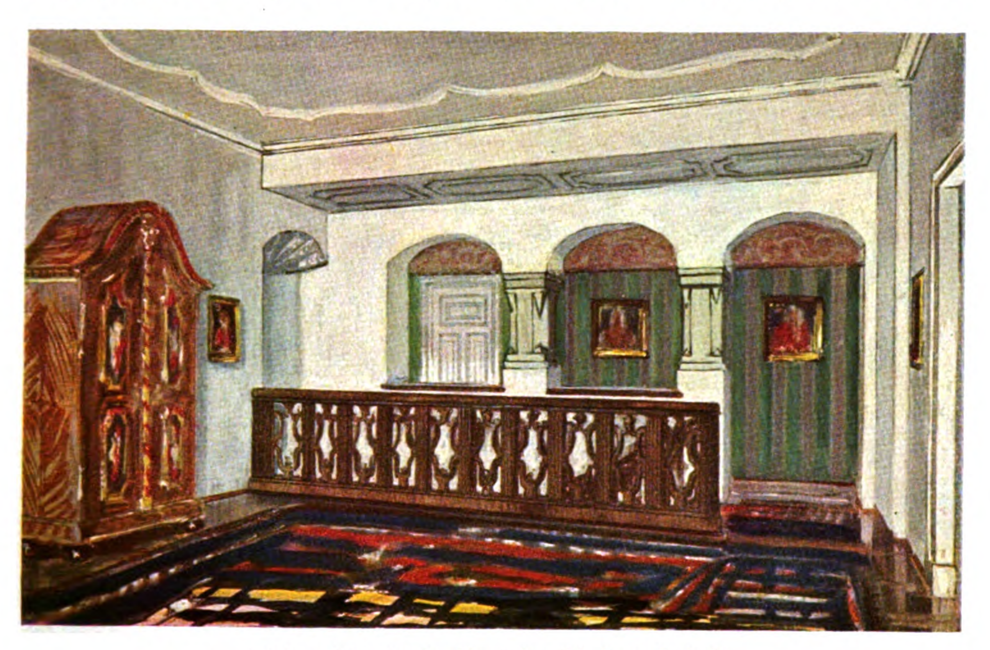
Architekt: Und der Architekt ...?

Bauherrin: Nun, ich denke, der zeichnet so allerlei, Säulen, Ornamente, Figuren und dergleichen. Und dann macht er die ganz großen Gebäude, die Kirchen, die Theater, die Rathäuser und ... Sie lächeln und bringen mich in Verlegenheit. Wissen Sie was, ich habe gerade ein Viertelstündchen Zeit. Halten Sie mir mal einen schönen Vortrag über das, was eigentlich ein Architekt ist und was er zu tun hat.

Architekt: Mit dem größten Vergnügen, wenn ich nicht fürchten muß, Sie zu langweilen.

Bauherrin: Gewiß nicht, ich bin Ihre andächtige Zuhörerin.

Architekt: Das Wort Architekt ist griechischen Ursprungs und wird wohl am besten mit »Oberster der Bauleute« übersetzt. Es meint somit den Mann, der die Arbeit aller am Bau beschäftigten Menschen, der Maurer, Zimmerleute, Maler usw., zu leiten und zu überwachen hat. Wenn man nun aber einen Bau errichten und leiten will, so braucht man dazu Zeichnungen, genaue Pläne mit Maßen und allen möglichen sonstigen Angaben, nach denen die Handwerker arbeiten können, gewissermaßen ein genaues Abbild im kleinen von dem, was nachher im großen entstehen soll. Denken Sie an Ihre Modezeitung, gnädige Frau! Die Abbildungen der Kleider, die Sie daraus entnehmen, entsprechen genau diesen Bauzeichnungen, und die Musterschnitte, nach denen Sie das Kleid dann zuschneiden lassen, nennt man beim Bau die Werkzeichnungen. Es ist im Grunde genau dasselbe Verfahren, nur daß es sich eben im einen



Obere Diele im Landhaus des Direktors C. in L.

Fall darum handelt, ein Haus zu bauen, im andern ein Kleid.

Bauherrin: Ausgezeichnet, das verstehe ich. Und der Mann, der das Kleid in meiner Modezeitung entworfen hat ...

Architekt: Ist der Schöpfer, der geistige Urheber eines neuen Formgedankens und entspricht also genau dem, was der Architekt für den Hausbau bedeutet.

Bauherrin: Und meine Schneiderin ist der Bauunternehmer?

Architekt: Gefehlt! Sie ist dem ausführenden Handwerker, dem Maurer oder Zimmermann, gleichzustellen. Der Bauunternehmer, das



Wohnzimmer mit Bücherei im Landhaus des Dr. H. in T.



Wohnzimmer mit Blick in die Bücherei
im Landhaus des Dr. H. in T.

ist etwa der Konfektionär. Der hat Angestellte aller Art, Musterzeichner, Schneiderinnen usw., und außerdem ein Lager von Stoffen und Zutaten aller Art. Er liefert Ihnen das Kleid der neuesten Mode fix und fertig, wenn Sie es wünschen.

Bauherrin: Nein, so wünsche ich es nicht. Ich kaufe keine fertigen Kleider. Sie sind mir zu schablonenmäßig und seelenlos. Und ich ärgere mich, wenn ich genau dasselbe Kleid an einer andern sehen muß. Ich lasse die Schneiderin nach meinen Angaben arbeiten, nach meinem Geschmack, und wie es mir auf den Leib paßt.

Architekt: Dann also sind Sie Ihr eigner Kleider-Architekt, und ich sehe, gnädige Frau, daß Sie ein geschickter und geschmackvoller Kollege von der andern Fakultät sind.

Bauherrin: Sehr schmeichelhaft.

Architekt: Wir werden uns gut verstehen, wenn wir erst gemeinsam an die Architektur-Schneiderei gehen, und ich bin jetzt überzeugt, Sie werden sich ebenso wenig dazu verleiten lassen, ein fertiges Haus zu kaufen, wie ein fertiges Kleid. Doch Scherz beiseite! Ich hoffe, wir sind an Hand dieses Vergleichs ganz erstaunlich rasch zur Klarheit über die verschiedenen schwierigen Grundbegriffe gekommen: Hier der Architekt, der den Bau entwirft — dort der Modekünstler, der das künstlerische Gewand erfindet und zeichnerisch darstellt. Ferner: hier der Bauunternehmer, der die Häuser fix und fertig hinstellt und mit gutem Gewinn verkauft — dort der Konfektionär, der es mit den Kleidern ebenso macht. Endlich hier der ausführende Handwerker, der die Steine schichtet, die Balken zuschneidet, die Wände bemalt usw. — dort die Schneiderin, die ganz ähnlich mit Schere, Nadel und Faden, Knöpfen und Bändern verfährt. Wir wissen nun also, wie beim Bauen die Rollen verteilt sind, und daß der Architekt in erster Linie für den künstlerischen Entwurf verantwortlich ist. Das führt uns zu der weiteren Feststellung, daß die Architektur zu den bildenden Künsten gehört und der Architekt zu den bildenden Künstlern. Die Unklarheit in dieser Frage wäre sofort beseitigt, wenn man die entbehrlichen Fremdwörter durch die deutschen Bezeichnungen »Baukunst« und »Baukünstler« ersetzen wollte.

Bauherrin: Aber deckt sich »Baukunst« ganz mit »Architektur«?

Architekt: Nicht nur das, sondern Baukunst ist der umfassendere Begriff. Denken Sie sich ein Bauwerk, ein Bankhaus z. B., außen und innen überladen mit allen möglichen architektonischen Formen, Säulen, Balkonen, Ornamenten usw., und doch geistlos und protzig, dann haben Sie zwar ein Werk der Architektur, aber noch lange kein Werk der Baukunst.

Bauherrin: Ich verstehe. Was aber ist Kunst?

Architekt: Sie tun wohl daran, hier diese Frage einzuschalten, die schon so oft gestellt, auf die aber vielleicht noch nie eine erschöpfende Antwort gefunden worden ist. Mir persönlich ist die Deutung Tolstojs die liebste. Er sagt ungefähr: »Kunst ist die Wiedergabe von Gefühlen, Wissenschaft ist die Wiedergabe von Gedanken.« Das soll heißen: So wie die Menschen durch ihre Wissenschaft in den Stand gesetzt werden, ihren Gedanken feste Form zu geben und sie andern mitzuteilen, so werden sie durch die Kunst befähigt, ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen und sie in andern zu erwecken.

Bauherrin: In der Musik leuchtet mir das ein. Der Trauermarsch von Beethoven stimmt mich zur Trauer, Wagners Parsifal erhebt mich zu heiliger Andacht, Mozart macht mich übermütig. Aber ein Bauwerk?

Architekt: Ja, auch ein Bauwerk, sofern es eben ein Kunstwerk ist, d. h. sofern es von einem wirklichen Künstler mit seinem Herzblut geschaffen ist, sofern dieser Künstler tiefer, edler Gefühle fähig ist, und sofern er es verstanden hat, diese in sein Werk hineinzulegen. Schein-

künstler, die uns ihre seichten und wertlosen Gefühlsregungen als Kunstwerke auftischen, können uns wohl für den Augenblick verblüffen, fesseln und unterhalten, aber sie werden sehr bald und mit unerbittlicher Sicherheit in ihrer Armseligkeit erkannt sein. Sie wenden sich an unsre Neugier, nicht an unser Gefühl. Ist jene gesättigt, so langweilt uns der Rest. Das ist die einfache Erklärung dafür, daß auf allen Gebieten der Kunst nur das Echte — wir heißen es gern klassische Kunst — bleibenden Wert behält, während alle Scheinkunst der Tagesgrößen und Mitläufer verweht und vergeht — Spreu ohne Inhalt. Und nun lassen Sie einmal die ganze aufgeregte und tastende Bautätigkeit des letzten Menschenalters unbeachtet und versenken Sie sich in die Frage, ob die Baukunst nicht ebenso stark wie die Musik zu Ihrem Gefühl sprechen kann. Sie haben ohne Zweifel schon in manchem unsrer mittelalterlichen Dome gestanden. In Regensburg vielleicht, in Straßburg, in Köln, in der Marienkirche zu Danzig. Was haben Sie da empfunden?

Bauherrin: Ja, ich kenne einige dieser Kirchen, und ich erinnere mich der hinreißenden, herzerhebenden Andacht, die ich dort empfand. Es war etwas Himmelantragendes, eine Befreiung von aller Erdenschwere, und doch zwang es mich fast auf die Knie nieder zum Beten.

Architekt: Sehen Sie wohl! Geradeso haben die frommen Männer auch gefühlt, die diese Bauten ihrem Herrgott und seinen Heiligen errichteten, stark und unerschütterlich in ihrem Glauben, erfüllt von der Heiligkeit ihres gottgefälligen Werkes und dabei so demütig, daß wir oft nicht einmal ihre Namen mehr wissen. Und doch! Was für große Künstler waren sie gegen die Gernegroße, die heute so viel Aufsehen von sich machen. Und nun denken Sie im Gegensatz dazu an die zahllosen Kirchenbauten neuester Zeit. Wissen Sie mir einen einzigen Bau zu nennen, wo Sie ähnliche Gefühle haben?

Bauherrin: Leider nein.

Architekt: Ein andres Beispiel. Erinnern Sie sich der Stimmungen noch, die Sie zu Weimar in Schillers Dachstuben, im Wittumpalais, im Goethehaus erlebt haben? War das nicht im kleinen dasselbe, was Ihnen im Straßburger Dom, im Goldenen Rathaussaal zu Augsburg, im Thronsaal zu Würzburg begegnet ist? Erweckung eines Gefühls, einer Stimmung, die den Schöpfer oder den Bewohner der Räume beseelt hat und die auch Sie in ihren Bann zwang? Nur daß es sich dort um dramatische, hier um epische oder lyrische Kunst handelte.

Bauherrin: O gewiß, diese unendliche Behaglichkeit bei aller fast rührenden Einfachheit, diese edle, stille Ruhe in den Weimarer Weihestätten wird mir unvergeßlich bleiben, und oft hab' ich mich inmitten unsers Großstadttreibens danach zurückgesehnt und mir eine ähnliche Umgebung gewünscht.

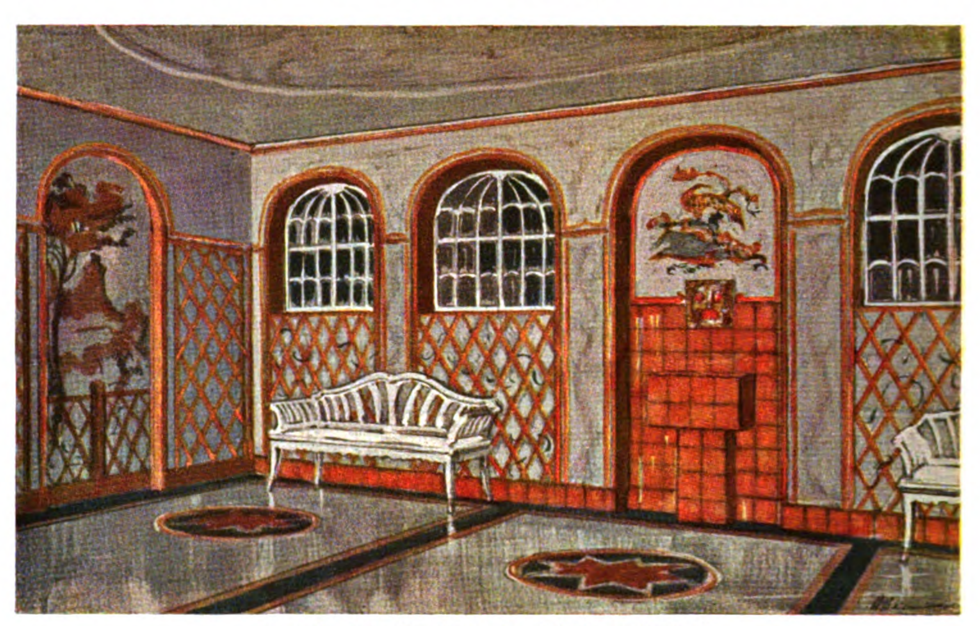
Architekt: Ja, so geht es wohl jedem von uns Genossen einer unstet gewordenen Zeit, wenn wir diese Räume betreten. Sind sie doch von einem Geschlecht geschaffen, das noch den Wert eines geruhigen, auf Vertiefung und Verinnerlichung gerichteten Lebens kannte und zu schätzen wußte, und das dabei auf einer Höhe der Bildung und des Wissens stand, der gegenüber wir Menschen der einseitig gesteigerten Fachrichtungen uns als sehr verarmt erkennen müssen. Unter dem Eindruck dieser Weimarer Bilder sehen Sie sich nun aber einmal in den Wohnräumen Ihrer Freunde und Bekannten und all der Menschen um, die im Zeichen des Telephons, des Autos, des Kinos, des Radios, des Flugzeugs stehen.

Bauherrin: Der Vergleich fällt allerdings sehr nachteilig für die Behausungen meiner Freunde aus. Aber Sie wollen doch nicht etwa die Schuld daran diesen neuen technischen Erfindungen zuschreiben, oder das alles wieder aus der Welt schaffen, damit wir in den gemütlichen Zustand der Goethezeit zurückverfallen können? Ich glaube, ich kann mir mein Haus doch nicht von Ihnen bauen lassen, sonst bekomme ich am Ende nicht einmal ein Telephon oder eine neuzeitliche Badeeinrichtung.

Architekt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, steht in der Bibel. Jedenfalls ist es



Wohnzimmer im Landhaus des Dr. H. in T.



Gartensaal im Landhaus des Direktors C. in L.

ein Glück für verschiedene »Segnungen und Fortschritte der Neuzeit«, daß ich keine Macht über sie besitze. Haben Sie übrigens schon einmal darüber nachgedacht, was eigentlich der Sinn und Zweck aller unsrer technischen Fortschritte ist?

Bauherrin: Nun, das liegt doch auf der Hand! Größere Bequemlichkeit, Annehmlichkeit des Lebens, allerlei Möglichkeiten der Betätigung, die man früher nicht kannte ... Kulturfortschritt!

Architekt: Zum Teil ja, wir bilden uns das wenigstens ein. Aber was alle unsre Erfindungen als gemeinsames Ziel haben, das ist: Zeitersparnis! Zeitersparnis ist der selbstverständliche letzte Grund aller unsrer modernen Verkehrsmittel, auch des Telephons, der Telegraphie, des Rundfunks und aller andern Erfindungen, wenn Sie ihre Wirkungen daraufhin prüfen wollen. Wir müßten also im Vergleich mit unsern schwerfälligen Großeltern und Urgroßeltern in einem solchen Überfluß an Zeit waten, daß wir gar nicht mehr wüßten, was damit anfangen. Aber haben Sie schon einmal jemand getroffen, der in jeder Ecke seines Hauses ein Telephon hat, der mit dem Auto in die »City«, mit dem Lift (nicht Aufzug, denn das spricht sich zu langsam aus) in sein Bureau fährt, wo zwanzig Schreibmaschinen auf sein Diktat warten, der die Kursberichte durch den Radio hört, und der zugleich Zeit hätte? Nein! Niemand hat Zeit! Das ist das Kennzeichen unsrer Zeit. Hab' ich recht oder unrecht?

Bauherrin: Sie haben unheimlich recht.

Architekt: Also muß etwas in der Berechnung nicht stimmen. Wir wenden den ganzen Scharfsinn des Jahrhunderts an, um etwas zu sparen, was uns nie so gründlich gefehlt hat wie heute — Zeit! Wir stehen also offenbar unter dem Zwang eines gewaltigen Trugschlusses, der auf uns allen wie ein Alp liegt, und von dem wir uns doch nicht befreien können. Oh, wir tragen schwer an der »Bürde unsrer Kultur«, und wenn der Amerikaner Stoddart recht hat, dessen Buch vom Kulturumsturz ich diesen Ausdruck entnommen habe, so sind wir nicht mehr weit von dem Augenblick entfernt, wo wir unter dieser Last zusammenbrechen müssen.

Bauherrin: Schreckliche Aussichten! Aber sind wir nicht etwas von unserm eigentlichen Gegenstand abgekommen?

Architekt: Nur scheinbar. Ich wollte auf den gewaltigen Unterschied zwischen der Lebensweise unsrer Vorfahren und der unsrigen hinweisen, um daraus die heutige ebenso verschiedene Erscheinung unsrer engeren Umwelt, unsrer Behausung zu erklären. Wir haben bereits angedeutet, was der am meisten in die Augen springende Unterschied zwischen der Wohnkultur alter und neuer Zeit ist. Damals war jeder Raum und jedes Möbelstück der Ausdruck einer gediegenen, fest in sich ruhenden Kunst, heute äußert sich die Unrast unsers Daseins in völliger Zerfahrenheit der uns umgebenden Formenwelt und in völliger Abkehr von der Kunst als der Begleiterin unsers Lebens. Nachdem die Verhältnisse nun einmal diesen falschen Weg eingeschlagen hatten, vollzog sich der Zersetzungsvorgang sehr rasch. An Stelle des Eigenheims trat die Mietskaserne, an Stelle der Eigenmöbel kamen die »kompletten Zimmereinrichtungen« der Möbel-

fabriken — überladen, billig und schlecht. Das neue Geschlecht, das in solcher Umgebung herangewachsen ist, sieht das alles gar nicht mehr, es ist zu seinem Glück bereits kunstblind geboren und hält die Kunst für eine Privatangelegenheit der Künstler. Insonderheit die Baukunst. Wem aber ein unglückliches Geschick noch einen Rest von Empfindsamkeit bewahrt hat, der leidet in solchen »Wohnungen« namenlose Qualen — wie ich zum Beispiel.

Bauherrin: Und wie zum Beispiel hier in meinem Salon.

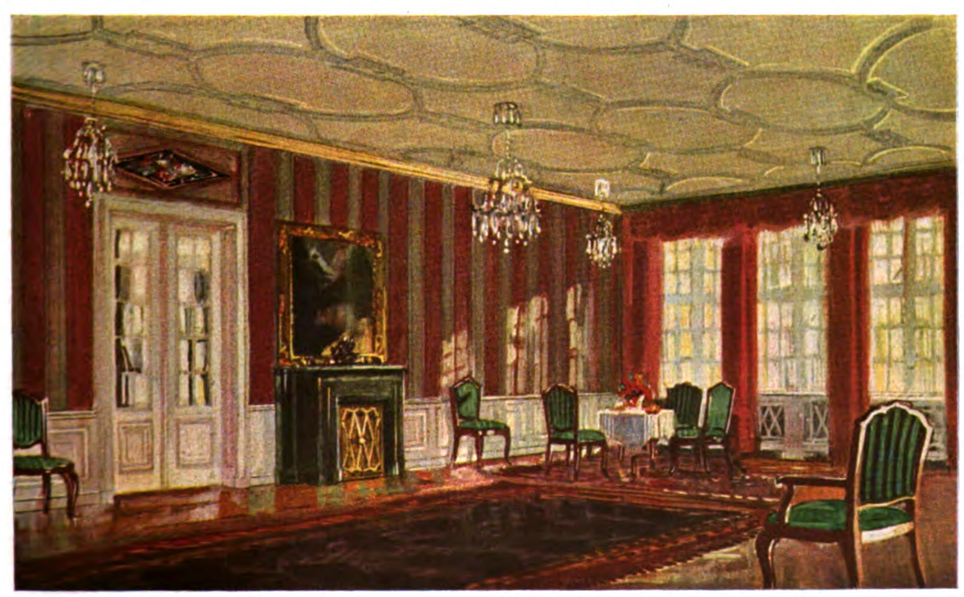
Architekt: Gott, es könnte noch schlimmer sein.

Bauherrin: Wie offenherzig! Zücken Sie nur nicht schon wieder Ihre Bildermappe! So weit sind wir noch nicht. Ich fürchte, ich würde einen allzu schweren Stand Ihnen gegenüber haben, wenn ich auch einmal meinen eignen Geschmack durchsetzen wollte.

Architekt: Ganz gewiß nicht! Ich vergesse als Architekt in keinem Augenblick, daß in dem Hause, das ich baue, nicht ich mich wohlfühlen muß, sondern mein Bauherr sich, und mein ehrliches Bestreben ist immer auf dieses Hochziel gerichtet. Nur muß man die Menschen manchmal zu ihrem Glück zwingen.

Bauherrin: Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Zum mindesten möchte ich erst wissen, was Sie an Stelle der Ihnen so verabscheuungswürdigen heutigen Wohnkunst setzen wollen.

Architekt: Man glaubt heute auf zwei verschiedenen Wegen zu einer neuen Wohnkultur, überhaupt zur Kunst unsrer Zeit zu kommen. Die einen sagen: Es ist nun einmal so, daß wir im Zeitalter der Technik zu vollständig andern Lebensformen und zu einer ganz andern Weltanschauung gekommen sind, als die unsrer Väter war, und dem entschlossen ins Auge sehen müssen. Wir sind Neumenschen, Menschen des technischen 20. Jahrhunderts. Also weg mit dem ganzen Gerümpel von Urväter-Hausrat! Gebt dem neuen Geschlecht ein neues Gewand! An Stelle des Hauses trete die Wohnmaschine! — Nein, bitte, das ist kein schlechter Witz, sondern eine ernsthafte Forderung dieser Leute. Sie fordern alles Ernstes, daß in der Wohnmaschine des Neumenschen alles fehlen solle, was eben nicht an eine Maschine gehört, Bilder, Schmuck- und Zierformen, alles, woran das altmodische Herz einer gefühlvollen Hausfrau alten Stils etwa hängen könnte. Dafür muß alles glatt, abwaschbar, hygienisch, praktisch sein und aus Glas, durchsichtig bis in die Eingeweide, denn der Neumensch hat nichts zu verbergen. Sein Leben liegt rein und offen vor aller Welt. Bitte, nicht lächeln! Die Bilder solcher Wohnmaschinen atmen denn auch ganz die herzerfrischende Poesie einer Gefängniszelle oder eines Operationsraumes. Die Begriffe Behaglichkeit und Traulichkeit lehnt der Neumensch als bourgeoismäßig mit Verachtung ab. Die andern sagen so: Je mehr unter dem Einfluß des Maschinenzeitalters und des Amerikanismus die Ruhe, die Vertiefung und die Beschaulichkeit aus unserm Leben verschwindet, je mehr sich das gute alte deutsche Familienleben lockert, um so mehr wollen wir gegen diese Einflüsse, die wir als zerstörend, als unserm deutschen Volkstum feindlich empfinden, mit allen



Speisezimmer im Landhaus des Direktors B. in Dahlem bei Berlin



Landhaus des Direktors C. in L.

Mitteln ankämpfen. Je kälter es in der Welt draußen wird, um so wärmer soll es in unsrer letzten Zuflucht, unserm Heim, ausschauen. Wir halten es nicht für notwendig, noch weniger für wünschenswert, daß der Mensch des 20. Jahrhunderts samt seiner Umwelt zum Sklaven und Abbild der von ihm geschaffenen Maschine wird, sondern wir halten es für möglich und jedenfalls für erstrebenswert, daß er sich auch im Flugzeug und den Hörer am Ohr die Denk- und Gemütsart bewahrt, die seine Väter und Großväter gehabt haben, und die uns als besser und menschenwürdiger erscheinen als die sogenannte neue Weltanschauung, in die man uns hineinerziehen will, sehr gegen unsre innerste Überzeugung und Begabung. Denn solange wir noch Deutsche sind, werden wir sehr mangelhafte Neumenschen amerikanischen Stils abgeben.

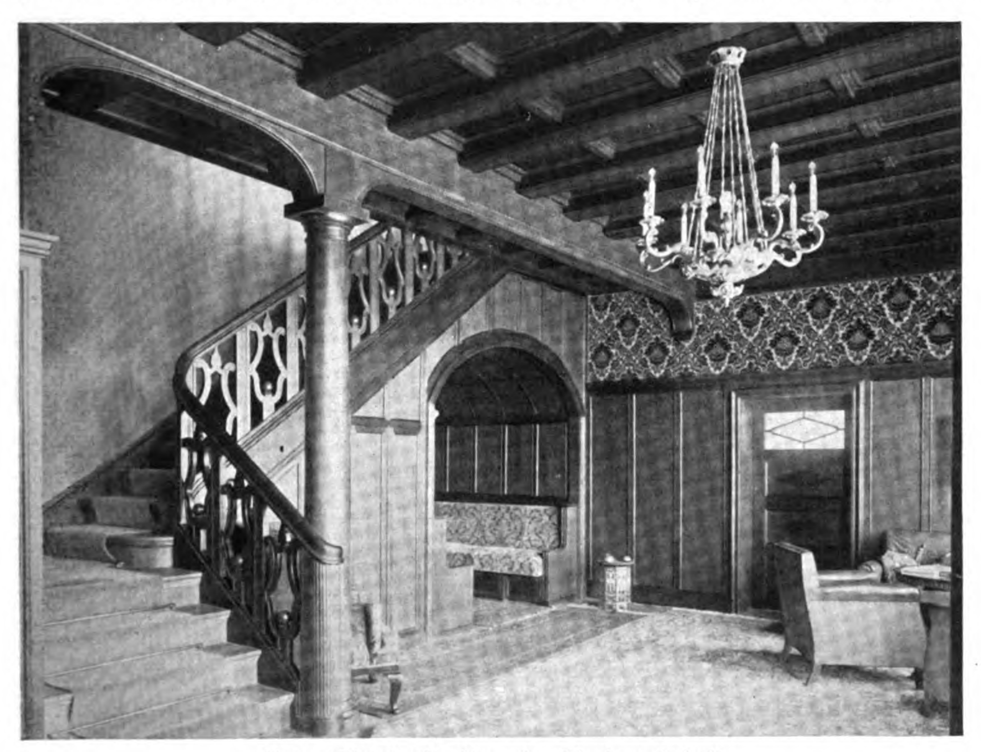
Bauherrin: So denken jene andern. Und dazu gehören auch Sie!

Architekt: Ich hoffe es. Diese andern sagen weiterhin: Wir wollen mit unsrer Wohnkunst dort wieder anknüpfen, wo die bis dahin stetig verlaufende Entwicklung der Wohnkunst infolge beginnender Industrialisierung, Zerstörung des Handwerks, Überhandnehmen des Mietshauses, Auflösung des Familienlebens usw. abreißt. Man nennt diesen letzten Wohnstil gern »Biedermeier«. Es war dies die Zeit vor rund hundert Jahren. Sie zeichnete sich ähnlich wie die unsre durch Armut und »schlechte Verhältnisse« aus. Nur daß unsre Vorfahren sie mit mehr Würde und Bescheidenheit trugen. Schlichtheit, Einfachheit bei gediegenem Geschmack waren die Merkmale. Solche Vorbilder — noch stehen sie da und dort als Sehenswürdigkeiten zur Schau — haben denn auch unsern erfolgreichsten Wohnkünstlern als Ausgangspunkt für ihre Schöpfungen gedient. Das sogenannte Publikum verstand natürlich auch dies nur ganz oberflächlich. Eine Zeitlang



Speisezimmer mit Blick in das Empfangszimmer im Landhaus des Direktors C. in L.

war es »Mode«, daß jeder, der etwas auf sich hielt, ein »echtes« Biedermeierzimmer besitzen mußte. Bei dem großen Bedarf war die Echtheit sehr fragwürdig. Aber es schadete auch nicht viel, wenn die beim Althändler für echt erworbenen Biedermeiermöbel nachgemacht waren. Sie waren jedenfalls immer noch viel schöner und zweckentsprechender als alles, was man im Möbelmagazin kaufen konnte, und es sprach sich in dieser Mode ohne Zweifel ein sehr gesundes Gefühl der Auflehnung gegen die Verwilderung der neueren Erzeugnisse aus. Aber selbstverständlich ist es mit der Anschaffung der Möbel allein nicht ner ausgeführten Räume und meiner Entwürfe meine Kunstauffassung zu zeigen, so werden Sie rasch erkennen, was ich unter »Anknüpfen« an die Kunst des Biedermeier oder verwandter Stile verstehe. Es ist lediglich die Stimmung, die Haltung, die uns in der Kunst jener verklungenen Tage grüßt, und die ich wieder aufzunehmen versucht habe. Aber kein Besucher, der diese Räume betritt, wird einen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß er sich bei neuzeitlich eingestellten Menschen befindet. Alles Altertümelnde und Unfreie ist vermieden, jede Form ist selbständig. Daß da und dort einige Möbel

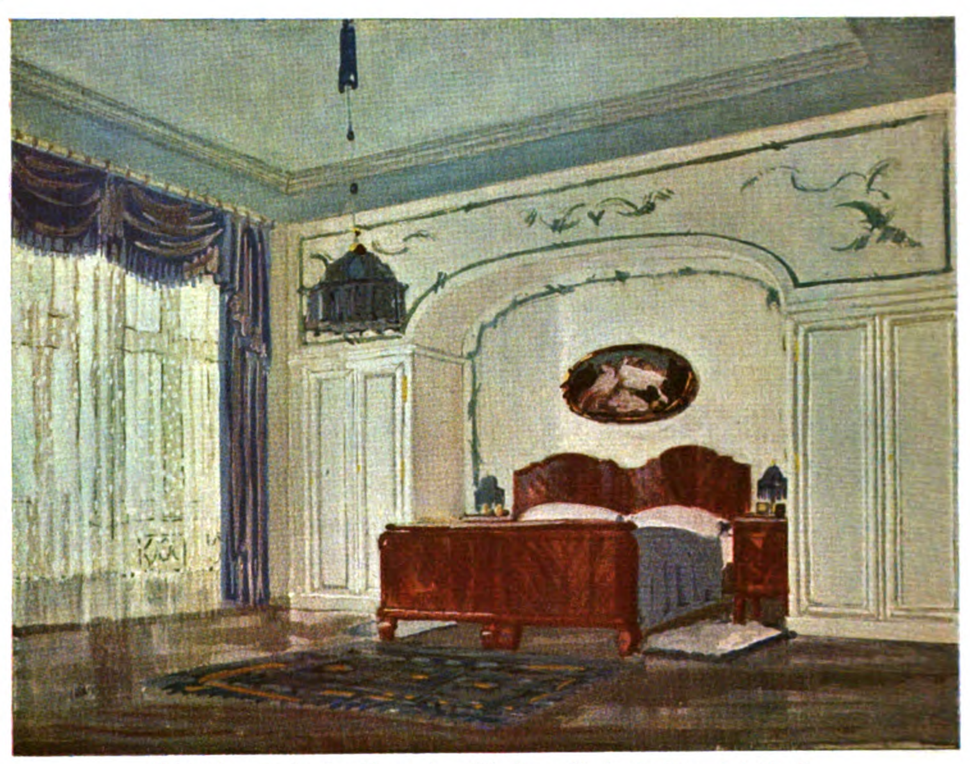


Untere Diele im Landhaus des Direktors C. in L.

getan. Die ganze Raumstimmung gehört dazu, sie zur Wirkung zu bringen: die guten Fensterverhältnisse, die zierlichen Vorhänge, die anspruchslosen Fußböden, der vorsichtige Stuck an den Decken, die weißgestrichenen Türen mit ihren Messingbeschlägen — wo solches alles fehlt, sehen die echtesten Biedermeiermöbel unglücklich und verschüchtert drein. Die Raumkunst verlangt Einheit aller Teile. Und ohne den Raumkünstler geht es nicht!

Bauherrin: Und die Bauherrin?

Architekt: Sie wird ihm eine willkommene Helferin und Anregerin sein, aber erst in der Zusammenarbeit wird das Werk gelingen. Und wenn es mir nun endlich gestattet ist, meine Mappe aufzuschlagen und Ihnen mit Hilfe meiaus Urgroßväter-Zeiten aufgestellt sind, widerspricht dem nicht. Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß wirkliche Kunstwerke sich immer miteinander vertragen, ganz einerlei, was für einen »Stil« sie haben mögen; glücklich die Familie, die sich noch einen Besitz alter Erbstücke über den großen Geschmackszusammenbruch hinübergerettet hat, wie z. B. den behäbigen Glasschrank in jenem großen Wohnzimmer mit Bücherei (Abbild. S. 243 und 244) oder die alten Stiche von Canaletto (Abbild. S. 242) oder den vornehmen Kronleuchter hier (Abbild. S. 244), den Sie sich vergoldet denken müssen, nebenbei aus dem Schlosse der Ulrike von Levetzow stammend, oder den alten gemalten Dielenschrank (Abbild. S. 243). Übrigens liegt das Wesen der



Schlafzimmer im Landhaus des Direktors B. in Dahlem bei Berlin

Raumkunst ja gar nicht in ihrem »Stil«, also in ihrer Formgebung, sondern darin, daß sie die Stimmung jedes Raumes richtig erfaßt und wiedergibt. Es ist immer ein Grundfehler, wenn ein Wohnzimmer aussieht wie ein Gesellschaftszimmer, oder ein Kirchenraum wie eine Aula. Für mich ist es eine Forderung ersten Ranges an jedes Bauwerk außen und innen, daß man ihm seine Zweckbestimmung ablesen kann. Ich möchte Ihnen das an meinen Bildern erläutern. Sehen Sie bitte hier (Abbild. S. 241 und 242) ein Musik- und Empfangszimmer. Der farbige Aufbau des Raumes entwickelt sich aus dem kräftigen Grün des Teppichs und der Wand, das durch graue Streifen angenehm aufgeteilt ist; eine niedrige weiße Schutztäfelung ringsum sorgt für gute Raumverhältnisse, während das milde Rotbraun des Marmorkamins die Überleitung vom Mahagoniholz der Möbel zu den violetten Stoffen bildet. Dazu kommt ein wenig Messing und der schimmernde Kristallüster. Die verglasten Doppeltüren öffnen den Blick in die Nachbarräume, der Spiegel über dem Kamin, in kleine Scheiben geteilt, vertieft den Raum in seiner Längsrichtung.

Bauherrin: Wie eigentümlich! Ihre Beschreibung läßt mich mit einmal viel mehr aus den Bildern herauslesen, als ich vorher sah.

Architekt: Ja, wir müssen erst wieder lernen, wenige und nur allerbeste Bilder zu betrachten, diese freilich um so gründlicher. Ich würde mich nun aber glücklich schätzen, wenn Sie diesem von mir vorgeführten Raum das Zeugnis erteilen wollten: vornehm, festlich, bei gediegener Zurückhaltung und Schlichtheit. Denn diesen Eindruck zu erzielen war der Wunsch meines Bauherrn und daher meine Absicht.

Bauherrin: Die Sie nach meiner Empfindung auch erreicht haben. Aber nun zum nächsten Bild: Wohnzimmer mit Bücherei (Abbild. S. 243 und 244).

Architekt: Ja, der Bauherr ist ein großer Bücherfreund und will seine Lieblinge immer in Reichweite haben. Ebenso sehr, vielleicht noch mehr aber liebt er seine Familie. Und um nun in den Feierstunden beides zugleich genießen zu können, wünschte er den Aufenthaltsraum der Familie mit der Bücherei vereinigt und doch getrennt, als einen Raum und doch zwei Räume — dem armen Architekten werden oft recht harte Nüsse zu knacken gegeben.

Bauherrin: Ich sehe schon, wie Sie das zu lösen gesucht haben. Im Vordergrund der Familienraum, im Hintergrund, wie eine Art Bühne durch einen Rahmen abgeschlossen, die Bücherei. Aha, und da hinten in der Ecke der Kamin, und davor denke ich mir den Hausherrn sitzen und schmökern, während an dem runden

Tisch weiter vorn die Familie sitzt, weit genug weg, um ihn nicht mit ihrem Geplauder zu stören.

Architekt: Und wenn es ihm doch zu dumm wird, verschwindet er unauffällig durch die Tür zwischen den Büchergestellen.

Bauherrin: Das Wohnzimmer ist wohl ganz weiß gehalten?

Architekt: So ziemlich. Ich liebe Weiß für Wohnräume sehr. Es bringt so viel Sonne und Farbe herein. Sie zweifeln? Aber beachten Sie bitte den Gegensatz der farbigen Bücherei, der ist lediglich durch das Weiß herauszuholen. Und jedes bunte Kleid, jeder Blumenstrauß auf dem Tisch, jedes Bild an der Wand, jeder bunte Teppich wird durch den weißen Raum zu einem Farbenerlebnis, während das alles im bunten Raum vielleicht gar nicht zur Geltung käme.

Bauherrin: Aber Weiß ist doch furchtbar empfindlich, besonders wenn kleine Kinder da sind.

Architekt: Das ist ein Vorurteil. Flecken stören auf jeder Farbe; man muß eben die Kinder rechtzeitig daran gewöhnen, die Wände zu schonen. Außerdem zieht sich auch um dieses Zimmer eine abwaschbare, mit Ölfarbe gestrichene schützende Holzbrüstung.

Bauherrin: Ach, Sie streichen also die Wände mit Ölfarbe? Das ist mir interessant!

Architekt: Nein, nur das Holzwerk, Brüstungen, Türen und Fenster, die Wände aber mit andern matteren und weicheren Farben, am liebsten mit Leimfarbe. Das Empfangszimmer (Abbildung S. 241 und 242), das wir soeben besichtigt haben, ist gleichfalls in dieser Weise behandelt. Zum mindesten empfehle ich das Verfahren in Neubauten und für die ersten Jahre, solange noch Feuchtigkeit in den Wänden steckt. Wer nachher Tapeten vorzieht, mag sie an Stelle der, nebenbei gesagt, sehr viel billigeren Bemalung setzen.

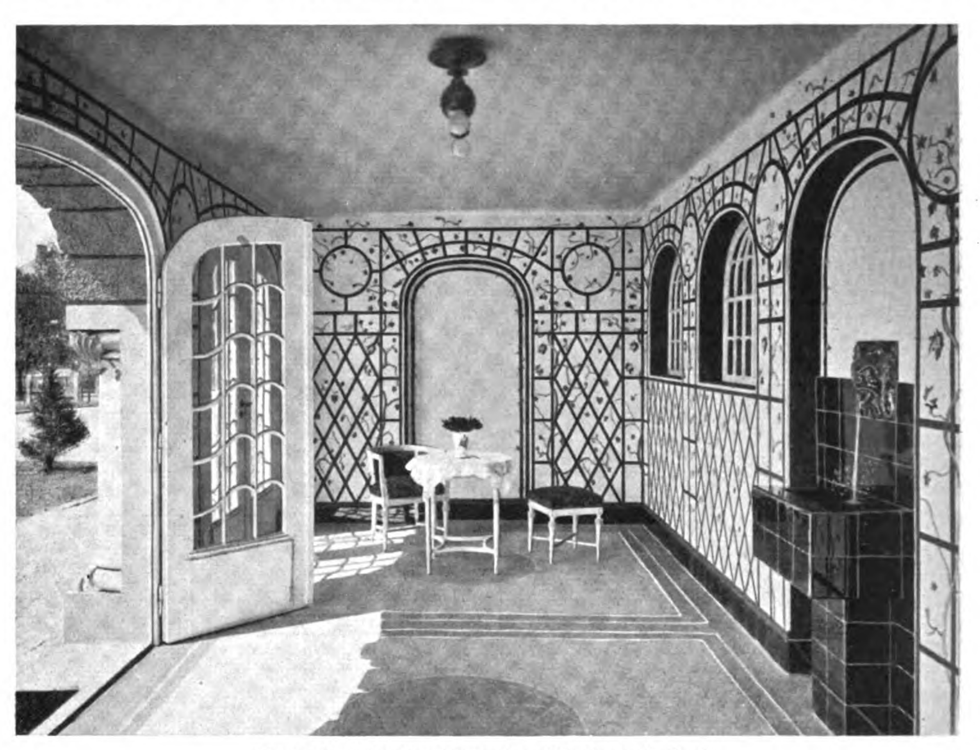
Bauherrin: Mit diesem Gedanken kann ich mich noch nicht so recht befreunden. Wie aber verstehe ich dieses Bild?

Architekt: Nehmen wir zunächst Abbild. S. 249 vor, die untere Diele in dem Hause, das Sie in Abbild. S. 248 von außen sehen. Es handelt sich dem Äußeren nach um ein ganz einfaches, bescheidenes Landhaus, das in einem großen Garten steht. Der Schwerpunkt künstlerischer Betätigung ist auch hier wie bei allen meinen Wohnbauten auf das Innere gelegt. Denn ich huldige dem Grundsatz, daß man solche Häuser baut, um sich darin wohlzufühlen, nicht um damit an der Straße zu prunken.

Bauherrin: Was ganz meiner Auffassung entspricht. Und wo liegen nun die beiden Dielen?



Diele im Landhaus des Direktors B. in Dahlem bei Berlin



Gartensaal im Landhaus des Direktors C. in L.

Architekt: Sie liegen übereinander an dem zurückspringenden Mittelteil, öffnen sich also auf Terrasse und Balkon und bilden gewissermaßen den Kern des ganzen Hauses. Die untere Diele zeigt an Wand und Decke kräftiges Holzwerk und enthält unter der Treppe eine gemütliche Sitznische, und wenn Sie nun mit mir die Treppe emporsteigen, so kommen Sie in der Oberdiele heraus, die Abbild. S. 243 darstellt. Eine dreifache Bogenstellung öffnet sich nach dem Gang, der hinter der Treppe vorbei und zu den verschiedenen Schlafzimmern, Bädern usw. führt. Während die untere Diele als behaglicher Gesellschaftsraum gedacht ist, dient die obere als Verkehrsraum vor den Schlafzimmern und etwa noch als Frühstücksraum. Dementsprechend auch seine zurückhaltende Ausbildung.

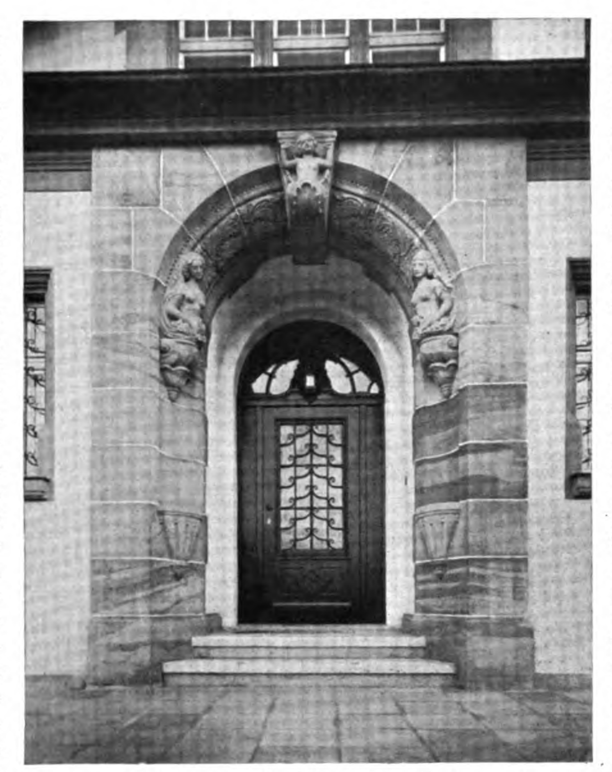
Bauherrin: Einleuchtend! Was ist aber das für ein freundliches Bildchen, ein Gartensaal?

Architekt: Ja, der Raum unter der Terrasse (Abbild. S. 246), nach Süden in den Garten sich öffnend und als Unterschlupf der Gesellschaft bei Hitze oder Regen gedacht. Ein Brünnlein aus Fliesen in der Mitte der Wand, daneben vier Fenster, die den Heizraum dahinter mittelbar beleuchten, Malerei, die ein Lattenwerk mit Blick in die Landschaft vortäuscht, Terrazzofußboden wegen der feuchten Schuhe — aber das war nur der Entwurf. Die Ausführung ist etwas anders ausgefallen, wie Sie aus Abbild. S. 252 sehen. Der Bauherr wollte es so, und man darf als Architekt nicht eigensinnig sein. Es gibt immer verschiedene Wege zum Ziel. Das gilt insbesondere von den Farben. Zu- und Abneigung zu Farben hängen in geheimnisvoller Weise mit dem Gemütsleben zusammen. Ich habe da schon die eigenartigsten Beobachtungen gemacht und bin längst davon abgekommen, jemandem eine Farbe als »schön« aufzuschwatzen. Etwas andres ist es mit Farbenzusammenstellungen, Harmonien, die müssen natürlich stimmen. Aber der Bauherr muß mir sagen, ob er Rot liebt oder Grün oder Violett, ob ihm warme oder kalte Töne lieber sind, ob er lebhafte, grelle oder stille und gebrochene Farben vorzieht.

Bauherrin: Dieses Entgegenkommen beruhigt mich sehr. Ich bin den Farben gegenüber sehr empfindlich. Gut finde ich die Farbstimmung dieses Speisezimmers (Abbild. S. 247). Aber da fehlt ja die Hauptsache, der Tisch!

Architekt: Ich wollte meinem Bauherrn mit diesem Bild nur einen Gesamteindruck des Raumes geben. Übrigens handelt es sich um einen sehr großen Gesellschaftsraum, in dem nicht immer an langer Tafel, sondern oft an kleinen runden Tischen gegessen wird. Den Eingang zu diesem Hause zeigt Ihnen Abbild. S. 253. Die weiblichen Halbfiguren stellen Gastlichkeit und

Häuslichkeit dar, das Kinderfigürchen den Frohsinn. Durch diese Tür eintretend, befinden Sie sich unmittelbar in der Diele (Abbildung Seite 249). Der Raum ist ein Mittelding zwischen Vor- und Wohnraum. An ihm liegen die Kleiderablagen sowie die Zugänge zu den Gesellschaftsräumen. Die Gäste sollen sich hier sammeln und auch länger verweilen können. Demgemäß erhielt er eine gewisse vorbereitende, einleitende Stimmung. Neben der Mitteltür Spiegel und Heizkörper, an den Seiten Wandschränke, die gewölbte Decke lustig mit Ranken und Vögelchen bemalt, die Farbenstimmung grün, gelb und weiß. — Und nun darf ich Ihnen in dieser letzten Abbildung (S. 250) rasch noch das Schlafzimmer desselben Hauses vorstellen, in Weiß, Blau und Mahagoni gehalten, mit Nische für die Betthäupter und mit Wandschränken zu beiden Seiten. Schluß! — Verzeihen Sie — ich habe Sie schon viel zu lange aufgehalten!



Haupteingang im Landhaus des Direktors B. in Dahlem bei Berlin

Bauherrin: Im Gegenteil! Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für diese Stunde. Ich habe in kurzer Zeit viel gelernt, und ich freue mich auf die Fortsetzung Ihrer Vorträge. Dazu wird ja Gelegenheit sein, wenn wir, hoffentlich recht bald, unsre Baupläne zusammen beraten.

Letzte Herbstsonne

Am Fenster geht der Wind vorbei.
Vom Nußbaum spult das letzte Blatt.
Ein Kind lehnt überm Märchenbuch.
Die Scheune steht so dumpf und satt.

Auf einem zagen Sonnenstrahl
Irrt noch ein Schmetterling,
Der sich das letzte Himmelsblau
An seine Flügel fing.

Und vor der Tür die schiefe Schwelle
Knurrt wie des Hauses alter Mund:
„Ich hör' im Winde Füße gehn —
Setzt euch zusammen, Mensch und Hund!"

Max Jungnickel

Paul de Lagarde

Zu seinem hundertsten Geburtstage am 2. November 1927

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Jeder Prophet ist irgendwie Pessimist. Denn er hat erfahrene, wache Augen, die immer in der Gegenwart ein Flutendes, Bewegtes gewahren, nur einen raschen Teil der unzerreißbaren großen Zusammenhänge. Er weiß, daß alles Geschehen in der Vergangenheit vorgewirkt ist und weit hinaus in die Zukunft leuchtet wie ein rastloses Blinkfeuer, das für eine Weile den Raum aufsprengt und das Dunkel zur Seite schiebt. Aber wie sollte er bei jenen Zuspruch oder Bekräftigung finden, die es gewohnt sind, nur von Strecke zu Strecke, von Augenblick zu Augenblick zu messen, die vielleicht niemals in sich selber jenes Unsägliche aus Ewigkeit her empfunden haben, jene rätselhafte, tief verantwortungsvolle Wanderung aus dem Unbekannten ins Unbekannte hinein? Erst in den Zeiten des Blätterfalls, der Herbstfröste gedenkt man derer, die beim kürzesten Schatten schon sich der absteigenden Sonnenbahn bewußt waren, und deren Mahnungen und Sorgen wie ein weites, zögerndes Echo zurückhallen aus den Schluchten der felsigen Ereignisse, die mit starrer Wucht niedergetrümmert sind in das scheinbar so sichere Tal der Zufriedenheit.

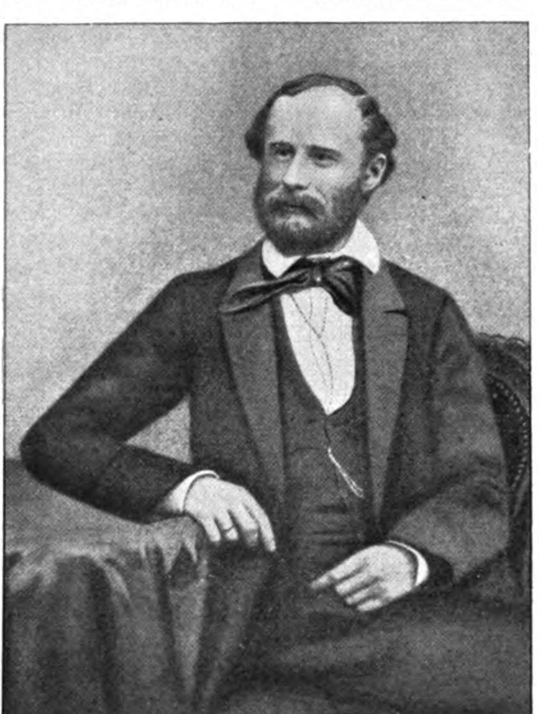
So mag man sich heute auch Paul de Lagardes erinnern, jenes einsamen Deutschen, den man einmal als Sonderling, als Querkopf, als geistreichen Melancholiker verspottet oder abgewehrt hat, und der jetzt mit neuer Unmittelbarkeit unsre arme, müde, verirrte Zeit gleich einem unterirdischen Wasser durchrieselt und nährt.

Ein Kampf, ein Ring der Enttäuschungen war das Leben dieses unerbittlichen und doch so stillen Gelehrten. Ja, ein stiller, einsamer Mann! Man hat sein Können und Wissen lange Zeit mißkannt, absichtlich verneint, hat ihn gezwungen, im Gymnasialdienst und bei Privatstunden das Nötigste zu erwerben, um seine Forschungen verwirklichen und veröffentlichen zu können. Ein Mann, dessen Kenntnisse noch heute unglaubhaft und übermäßig anmuten. Aber freilich: er fügte sich in keine Klasse, in kein wohlvorgemerktes Fach hinein; er war ein Abseitiger, Eigner — und er war ein Deutscher! Was sich damals, in den Jahren nach 1870, vorbereitete, bedrängte und ängstete sein unbeirrtes Schauen, denn er gewahrte überall nur »Flickwerk«, äußere Erfolge und innere Niederlagen; neue Formen, aber vermorschenden Inhalt. Was sich hier vollzog, war hohl, fragwürdig — und sollte man dann nicht Klage erheben? »Ich werde nicht müde, zu predigen, daß wir entweder vor einer neuen Zeit oder vor dem Untergang stehen. Vorläufig glaube ich noch, daß Deutschland das Herz der Menschheit ist: darum glaube ich auch vorläufig noch an die Pflicht, Deutschland über die Lage der Dinge zu orientieren.« Welch unsägliche Liebe fleht und warnt aus diesen Worten! Und waren sie überhöht, unnötig oder launenhaft? Wenn das Herz schlaff und regellos schlägt, wie soll der Körper sich ertüchtigen, dem zu neuer Arbeit neue Aufgaben geworden sind?

Politisch war Lagarde durchaus konservativ gerichtet. Wenn etwas seinen Spott und Haß entfachte, dann war es der seichte, feile, feige Liberalismus, der bald dort, bald hier ein paar fremde Werte einsammelt und sie dann als eigne und deutsche anpreisend kundgibt. Ein Mann, der so durchaus ethisch, religiös bestimmt war, mußte gerade im Individuum, in der Erfüllung der Persönlichkeit einen besonderen Wertmesser des Staates erkennen; die Aufgabe zu verwischen, sich mit einem Ungefähr zu begnügen, durch Gleichmacherei zu befriedigen — dieses Ziel der Demokratie empfand Lagarde als ungermanisch und anrüchig. »Freiheit und Demokratie oder Liberalismus passen zueinander wie Feuer und Wasser.« Der Deutsche ist aristokratisch gesinnt und darf dieser hohen Würde nicht verlustig gehen. »Im Evangelium liebt man die Menschen, weil man in tiefster Bescheidenheit mehr ist als sie; im Liberalismus, weil man denselben geringen Wert hat wie sie. Im Evangelium stammt die Menschenliebe von oben, aus der Freude und der Demut; im Liberalismus von unten, aus der Furcht und dem Schuldbewußtsein. Dort liebt man, weil man lebt; hier, weil man sterben wird.« Nein — so wollte Lagarde vielmehr die Monarchie: ein Volk von Königen mit einem berufenen Führer an der Spitze!

Aber konservativ galt ihm nicht gleichbedeutend mit Ruhe, Moder und Bequemlichkeit; wahrlich nicht: »Überzeugt sich das Volk, daß konservativ nicht dasselbe mit servil, nicht dasselbe mit bevorzugt, sondern dasselbe mit treu gegen gewisse, unter allen Umständen, wenn es sein muß, gegen König, Kanzler und die gesamte öffentliche Meinung, feststehende Grundsätze ist, so wird das Volk sehr bald sich mit dem konservativen Prinzip ebenso befreunden wie mit dem liberalen.« Heißt es ja doch: Charaktere zu bilden, Menschen im wahrsten Sinne! Es mag dahingestellt bleiben, ob Lagarde die Einrichtung des Staates als eines politischen Machtfaktors nicht verkannt und übersehen hat; eins ist gewiß: eine staatliche Ordnung, wo es unmöglich war, diese seine höchste Forderung zu erreichen und zu pflegen, mußte als überlebt zurückgewiesen werden. Was galt denn die Presse, von der man nur mit Ekel reden konnte? Partei, nichts weiter; Lüge, Verleumdung! Und gar der vielberufene Parlamentarismus: »Gegen den Par-

lamentarismus schimpfen und wüten, aber ihn selbst mitmachen, das ist der Weg, auf welchem Streber adliger Abkunft vorwärts kommen.« Hat denn das Volk der Wähler noch irgendwelche Beziehungen zu seinen Abgeordneten? Hier gibt es nur Verachtung ohne Grenzen. Nichts wie Moor, Sumpf, Giftdünste. Schande und Schmach, wer sich am Gegebenen begnügt, nur weil es eben gegeben ist! Eins tut not: Aufgaben zu wissen, die erfüllt werden sollen. Das sei unser aller stolzestes Recht! Denn »die Nation besteht nicht aus der Masse, sondern aus der Aristokratie des Geistes«, und »die Quelle des Fortschritts in der Geschichte ist der einzelne Mensch«. Darum die bittergrimmigen Worte: »Nun wohl, so seid endlich etwas, ihr Skat- und Bierbrüder mit eurem Paragraphen elf; ihr Pfaffen mit euren trostreichen Worten; ihr Bellachinis der Dogmatik mit euren Erkenntnistheorietaschenspielereien!« Ein Staat, der sich nicht auf Sittlichkeit, auf geistige Pflichten gründet, ist verächtlich und eine Torheit. Dem Deutschen muß sein Gewand auf den Leib zugeschnitten werden; fremden Formen wird er sich auf keinen Fall anbequemen können, es müßte denn um den Preis der Selbstaufgabe sein.



Paul de Lagarde
Nach einer photographischen Aufnahme aus den sechziger Jahren

Und deshalb hat Lagarde auch auf die Gefahr der vordringenden Judenschaft mit deutlicher Klarheit verwiesen; denn hier sah er Ungermanisches, Ungleiches, das zur Zersetzung und Fäulnis führen könne. Haben doch einsichtige, kundige Juden wie Trebitsch oder Weininger diese unweigerlichen Tatsachen anerkannt und bestätigt, die biologisch, rassekundlich bestimmt und nur durch den Lärm der Betroffenen, durch Presse und laue Unkenntnis umgebogen und ihrer natürlichen Bestimmtheit entkleidet sind. Hier wartet nur ein Mittel: nicht Verfolgung oder Pogrom, um Märtyrer zu schaffen, sondern: »Deutschland muß voller deutscher Menschen und deutscher Art werden, so voll von sich wie ein Ei: dann ist für Palästina kein Raum in ihm.« Lagarde hat die Juden als Träger des ihm so verhaßten Liberalismus, der nivellierenden Demokratie und der falschen Humanität gezeichnet. Und sein Kampf war die unaussprechliche Liebe zum Deutschtum, die Sorge um die Erhaltung angestammten, eigensten Gutes. »Wir wollen die Anerkennung, Erziehung, Verklärung unsrer eignen Natur, wir wollen aber nicht von einem russischen Kutscher an einer französischen Leine gefahren und mit einer jüdischen Geißel geschlagen werden.« Sind diese Worte aus dem Jahre 1878 wirklich so übertrieben oder so unwahrscheinlich gewesen?...

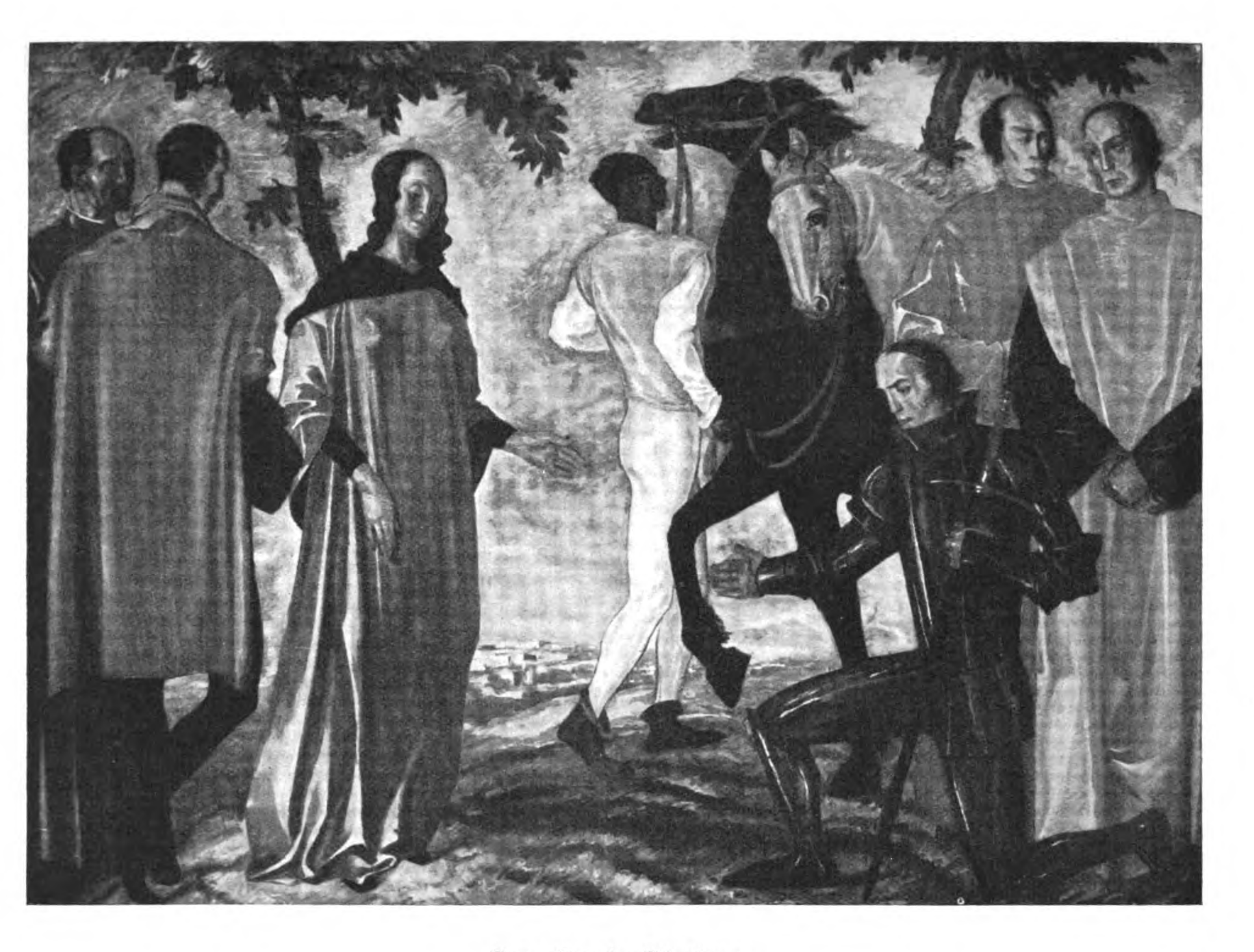
Ein Mann, der so streng, so ernsthaft gewillt war, konnte unmöglich dulden, daß der Liberalismus auch auf das Gebiet der Erziehung und Bildung hinüberwuchern dürfe. Die soziale Frage war es nicht allein, die ihn seine einsamen Höhenwege wies; aber sie war allzu deutlich mit den Zuständen eines unaufrichtigen, maschinellen Staatswesens verbunden. »Gebt die Hoffnung ja auf, die soziale Frage aus der Welt zu schaffen, oder, was dasselbe ist, gebt die Hoffnung auf, Deutschland glücklich zu sehen, solange ihr die Industrie an der Stelle des Handwerks sitzen habt, es wäre denn, daß ihr die Fabrikarbeiter an einen Altar verweisen könntet und sie an diesem sich erinnern wollten, daß die Leiden dieser Zeit die uns jenseits zugedachte Herrlichkeit nicht wert sind.« Es gibt keine echte, treue Freude an der Arbeit mehr, weil es nur noch Geldmonarchen und Knechte gibt, nur noch Teile, aber kein Ganzes. Man hat in unsern Tagen allerlei unternommen, das Versäumte nachzuholen, aber hier klafft jener harte Riß, der auch heute noch nicht erkannt und geschlossen ist: die Frage der Bildung, die wie zu Lagardes Lebzeiten ungelöst und brennend blieb. Und wahrlich: ist nicht diese ganze verruchte Zivilisation der höhnische Gegensatz von Bildung; ist sie nicht lediglich feigste Überlieferung,

träges Zugeständnis? Lagarde dachte höher und innerlicher: »Bildung ist jedem zugänglich, der den einzigen Satz festhält, daß er jeden Abend besser zu Bette gehen muß, als er morgens aufgestanden ist.«

Was man aber gemeinhin pflegt, ist ja nur ein Anhäufen zufälliger Ergebnisse, die man nicht selbst errungen, sondern lediglich übernommen hat — also Faulheit, sattes Behagen. Und hier weiß Lagarde die Ziele nicht hoch, die Grenzen nicht fest genug zu stecken. Es gilt nicht Aufnahme eines bereits fertigen Bildungsstoffes, woraus das Mißverständnis erstehen mußte, »daß man Bildung von obenher verbreiten konnte, daß sie sich in Schulen mitteilen ließ und daß man den Menschen nach dem beurteilte, was er wußte, statt ihn nach dem zu beurteilen, was er war, daß mit einem Worte Bildung mit Reichtum an Kenntnissen und Fertigkeiten gleichbedeutend wurde«. Sondern die Aufgabe ist diese: von vorn zu beginnen, ein jeder als gesondertes Individuum. Der »zähe Schleim der Bildungsbarbarei«, mit welchem unser Volk allgemach überzogen wurde, bedeutet nichts als Rückgang, Erschlaffung. Man schöpft sein Wissen aus den schlammigen Rinnsalen der Tageszeitungen (heute aus Magazinen); man läßt sich, ohne Ekel zu empfinden, die Bildung »von den Wochenblättern und der Unterhaltungsliteratur gleich gekaut in den Mund spucken«. Aber das Leben vermag nur zu bilden, wenn man sich strebend an ihm emporrankt. Dies ist nötig: das Ideal, wie schon Fichte lehrte, in das Leben zu verankern. »Das Ideal, ich habe das meinen Schülern seit mehr als einem Vierteljahrhundert immer aufs neue eingeschärft, ist nicht über den Dingen, sondern in den Dingen: wie Gott nicht bloß Sonntags von neun bis elf in der Kirche, sondern jederzeit und überall ist und gefunden werden kann. Das Ideal ist kein Leckerbissen, sondern tägliches Brot.« Die sogenannte allgemeine, buntfarbige Bildung ist Unfug, Unmöglichkeit; sie gibt von jedem zuwenig, mehr Schaden als Nutzen. Und darum befürwortet Lagarde die Schaffung von Fachschulen, in denen der Zögling nicht vielerlei, sondern ein Bestimmtes, aber von Grund auf zu lernen hat; und besser diese Einseitigkeit, als ein Register mit überkommenem Unterrichtsstoff. Und so möge man auch Seminare errichten, auf denen die Lehrer, nachdem sie ihre Prüfungen überstanden, zu wirksamen Waltern ihres Berufes erzogen, wenn nötig sogar als untauglich ausgeschieden werden sollen. In den Gymnasien aber dürfen nur jene geduldet werden, die wirklich befähigt sind, die geistigen Schätze auszumünzen; man beschränke die Schülerzahl, damit man die Aufgaben völlig erschöpfen und gründlich durchsprechen könne. Auf der Universität erst beginnt jene Ausbildung, deren Forderungen Lagarde immer wieder in strengen, unausweichlichen Worten geprägt hat. Arbeit, Arbeit galt ihm als erste Bedingung; aber nicht nur nachschreiben, sondern Verkehr von Mensch zu Mensch, damit das Wissen wahrhaft erworben und erlebt werde. Vor allem die Doktorpromotionen sollten endlich von dem Odium befreit werden, das ihnen für jeden rechtlich Denkenden anhaftet: nicht irgend etwas drucken, sondern Entscheidendes leisten und selbständig werden; nicht über Lessing oder Herder in angelernten Phrasen reden, sondern fähig sein, ihre Ideen in sich zu verarbeiten und sich anzugleichen. So, nur so wird es möglich sein, das Volk wieder mit lebendigen Kräften zu erfüllen, es aus sich selber zu erneuern. Man mag über diese herbe Unerbittlichkeit klagen, man mag über eine Verkennung realer Umstände schelten; ehrlich und reifer aber ist es, zu verstehen, daß nur solche Ziele würdig und ewig sind, die man in die Sterne hebt, damit sie als dauernde Lichter in das dunkle, arme Leben leuchten und weisen.

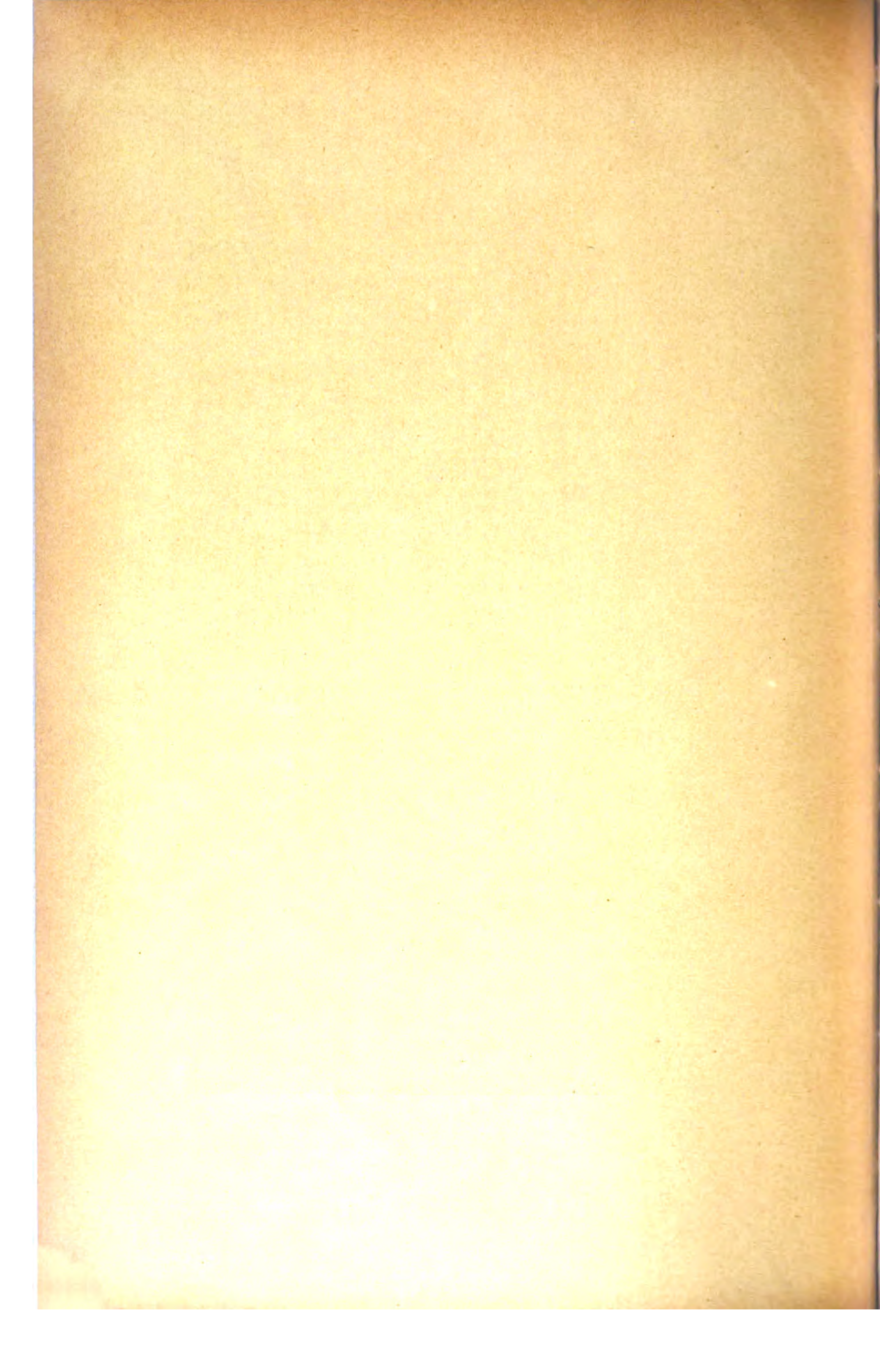
Das erste und vorzüglichste aber, die Voraussetzung bleibt immer die religiöse Erfüllung. »Der Mensch lebt hier, um die Ewigkeit ertragen zu lernen« — dieser Wille hallt durch alle Aufsätze, wie sie in den »Deutschen Schriften« gesammelt sind. »Ehrfurcht ist es, was unser Volk bedarf.« Gegenwart des Göttlichen — dessen sollen wir immer eingedenk sein. »Es bleibt uns nichts übrig, als, so gut es geht, das Evangelium in uns persönlich — ich möchte lieber sagen: Person — werden zu lassen und, so gut es geht, eine Gemeinschaft mit allen Gleichgesinnten herzustellen.« In sich selbst das Ewige zu verwirklichen, das ist die Aufgabe, die unser wartet: »Religion ist überall da, wo sie anerkanntermaßen vorhanden ist, nicht Vorstellung von, nicht Gedanke über, sondern persönliche Beziehung des Frommen auf Gott, Leben in ihm.« Es ist unbedingt nötig, dieses unmittelbare Besitztum zu fordern, andernfalls man es nur bei Gelehrtentum und Dogmatik bewenden läßt. Darum wird Lagarde nicht müde, die Theologie lediglich »als das Wissen um die Geschichte der Religion zu definieren«, als eine historische Disziplin. Das Evangelium lebendig werden zu lassen, Innentum und Widerfahrnis — dies allein vermag auch die Nation zu steigern und aufzurichten. Denn Vaterland ist ein Gottgewolltes; keineswegs nur politische Richtung oder Parteiangelegenheit.

Vor der Entwicklung der katholischen Kirche hat Lagarde immer eine Ehrfurcht gezeigt, weil er hier — trotz alles unleugbar Fremden, das eingestandenermaßen sich eingemischt hat — ein volkhaftes Werden zu erkennen glaubte. Dagegen hat er Luther gegenüber eine ablehnende Haltung bewahrt; denn durch ihn wurde diese Linie abgebogen, zerrissen. Gewiß ist die Reformation



Sepp Frank: Werbung

Aus der Münchner Kunstausstellung im Glaspalast 1927



nötig und fruchtbar gewesen; aber sie endete in Demagogentum und unvornehmem Liberalismus, auf eine fessellose Subjektivität gerichtet, welche beständig subtrahierte und vermeinte, durch diese Operation dem Wesen nahezureisen. Diesem Irrwahn begegnet Lagarde mit wiederholtem Spott und grimmiger Abwehr. Der protestantische Gottesdienst wurde lehrhaft, flach dogmatisch, denn es fehlte ihm das dem Katholizismus wichtigste Sakrament: das Meßopfer. Die Menge will nun einmal gewiesen sein, sie braucht des äußeren Haltes, wenn sie nicht zerfallen und sich verlaufen soll. »Es liegt so sehr im Wesen der Frömmigkeit, sich leiten zu lassen, daß zu leiten ihr auf die Dauer, gerade wenn sie echt ist, unmöglich fällt; sie verlangt schließlich nicht Prediger, sondern Evangelium, nicht irgendwelche Virtuosen, sondern einen Altar.« Sicherlich hat Lagarde in seiner Bekämpfung Luthers allzu scharf die nicht zu leugnenden Schatten erspäht; daß aber seine Befürchtungen nicht ganz grundlos gewesen sind, wird ein Blick auf die gegenwärtige kirchliche Not nur bestätigen.

Vor allem jedoch: Lagarde hat unermüdlich darauf hingedeutet, daß wir uns des Evangeliums in seiner Ursprünglichkeit versichern müssen; denn schon durch Paulus hat sich viel jüdische Kabbalistik und Gesetzesenge eingeschlichen. Es ist eine der mutigsten Taten Lagardes, das Evangelium vom Alten Testament gelöst zu haben, als etwas Selbständiges, Neues, Besonderes. Rastlos hat dieser Gelehrte, dessen Lebensarbeit einer Texterforschung der Septuginta gegolten, das Fremde, Unsittliche der jüdischen Bibel dargelegt und begründet. »Wollt ihr die orthodoxen Satzungen und Anschauungen nicht, ihr deutschen Väter, so schafft euch zunächst die Biblischen Geschichten des Alten Testaments vom Halse, aber so gründlich, daß ihre Namen in Gegenwart eurer Kinder nie genannt werden dürfen.« Er belegt seine Warnung mit einigen bestimmenden Zitaten und beschwört dann eindringlich: »Ich frage den, der diese Kapitel nachgeschlagen hat, ob er wünscht, daß seine Söhne Bibelkunde gewinnen, da unzweifelhaft sicher ist, daß wenigstens bei manchen Naturen jene Stellen fester haften werden als die unverfänglichen.« Vielmehr: »Unsre Aufgabe ist nicht, eine nationale Religion zu schaffen — Religionen werden nicht geschaffen, sondern stets geoffenbart —, wohl aber, alles zu tun, was geeignet scheint, einer nationalen Religion den Weg zu bereiten und die Nation für die Aufnahme dieser Religion empfänglich zu machen.« In diesem Bestreben darf man Lagarde geradezu als den vorzeitigen Gründer jener deutschkirchlichen Bewegung ehren, die heute sich mühsam, aber stetig ausbreitet und die Ergebnisse völkischer Einsichten und religiöser Vergleichungen nutzbar und fruchtbar macht. »Wer heutzutage in dem althergebrachten Sinne Theologie, das heißt christliche Theologie studiert haben will, der weiß nicht, was es an der Zeit ist. Komparative Religionswissenschaft gilt es zu treiben.« Und Lagarde hat diese Aufgabe an sich selbst zu bewähren getrachtet; denn er wußte, daß auch hier sein hochgemutes Wort Geltung beanspruchte: »Zu den Quellen müssen wir zurück, hoch hinauf in das einsame Gebirge, wo wir nicht Erben sind, sondern Ahnen.« Sicherlich: der Wege sind verschiedene, und es ist nicht nötig, nur den einen bestimmten Pfad nachzuwandern, wenn wir nur die Richtung zum Gipfel festhalten.

In den »Deutschen Schriften« zu lesen, gleicht einer Rast auf Bergeshöhen: der Wind ist hell und labend, der Duft herb und nahrhaft; man fühlt sich abgesondert, mit sich selbst allein, ohne Bezug auf die verlassene Welt dort unten. Manchmal schwingt die Sprache in ergriffener Bewegtheit, in seherischer Frömmigkeit. Ein Mann mit kantiger Eigenart; aber doch ein Mann. Ihm heute zu lauschen, ist Aufrichtung und Morgenröte. Man wird dessen gewiß, daß unser Volk nicht verlassen ist, wenn es sich selber nicht entblößen mag. Wie in jedem wahren Deutschen war auch in ihm ein Stück Romantiker rege, und man kann gewiß manches Utopische seiner Meinungen und Wünsche heute belächeln und als verfehlt erkennen. Aber das Beständige überwiegt in so kraftvoller Sicherheit, weil Lagarde im Deutschtum das sich Wiederholende, Wesentliche gefunden hatte, das uns immer wieder aufgegeben ist, heute zumal. Die »heimlich Verschworenen«, nach denen dieser Einsame sich gesehnt, sie sind nicht ausgeblieben; sie haben sein Andenken bewahrt und sich zu ihm bekannt in dem Bewußtsein, den rechten Meister gesehen zu haben. So danken wir diesem oft beinahe Verzweifelten dennoch ein Licht und eine Ermutigung; denn schon das Dasein solcher heimlichen Könige ist Gnade und Gewinn. Sein Schatten ragt noch immer in unsre Zeit hinein, denn er stand hoch im Leuchten innerster Gewißheit. Sein Vermächtnis war Liebe und Treue ohne Verzug und Zugeständnis; und darum werden ihm nur jene zu folgen vermögen, welche in der deutschen Gegenwart die unerbittliche Not empfinden und den Zwang, zu leiten und zu retten.

»Nicht human sollen wir sein, sondern Kinder Gottes; nicht liberal, sondern frei; nicht konservativ, sondern deutsch; nicht gläubig, sondern fromm; nicht Christen, sondern evangelisch; das Göttliche in jedem von uns leibhaftig lebend und wir alle vereint zu einem sich ergänzenden Kreise: keiner wie der andre und keiner nicht wie der andre: täglich wachsend in neidloser Liebe, weil auf dem Wege aufwärts zu Gott wohl einer dem andern immer näher kommt, aber nie der eine den Weg eines andern schneidet.«

Herbst-Zeitenlose

Ein Chronikblatt / Von Paul Steinmüller

Nun will ich beginnen, das letzte Dritteil dieser Chronika zu füllen, die von meiner Väter Not und meines Geschlechtes Erbteil berichtet. Denn es will Abend werden, und mein Tag beginnt sich zu neigen. Die blauen, weißdurchwehten Frühlingstage sind längst dahin und die gelbgleißenden des Sommers, und nun werden auch die rotgoldenen Herbsttage selten; aber die Zeitenlose blüht und umkränzt mein Leben wie ein feierlicher Schmuck. Wenn ihr Spätgeborenen meines Namens diese Blätter aufschlagt und inne werdet, daß auch in eurem Geblüt ein wenig vom Erbe eurer Väter nistet, so sollt ihr aus meinen Worten den Trost nehmen, daß für jede Not eine Erlösung bereitet ist. —

So aber war der Tag beschaffen, an dem beides für mich anhob: Not und Erlösung.

In der Frühe, da sich die glänzende Sonne aus dem Nebeldunst schälte, hatte ich unsre Stadt verlassen, um den Platz zu suchen, wo zwischen den Wolfsklippen und der Plessenburg die heilsame Arnika blühen sollte, deren mein Herr Vater für eine Heilung bedurfte. Es war der vorletzte Tag meiner Ferien, die ich nach meiner Heimkehr von Bologna im Vaterhaus verlebt hatte. Auf meines Herrn Vaters Wunsch sollte ich noch für etzliche Zeit nach Jena zu Magister Corvinus ziehen, um seine Unterweisung zu genießen, bevor ich mich als Medikus in unsrer Stadt niederließ.

Zog mit gar fröhlichen Sinnen in den taunassen Frühherbstmorgen hinein, in dem die Berge wie Opferaltäre dampften. Und da ich noch weit von meinem Ziel war, konnte ich meinen Gedanken Freipaß gewähren, die sich denn auch alsobald wieder um das blonde Nachbarskind sammelten. Ich mußte mir wohl gestehen, daß ich diese Wanderung unternommen, um sie zu fliehen und mein allzu junges Herz vor seiner ungestümen Wallung zu bewahren.

Nun aber stand ihr Bild, die ich bei meiner Rückkehr zur Jungfrau erwachsen gefunden hatte, im Glanz des schimmernden Morgens auf meinem Wege. Also war sie dennoch mein Geleit, und ich verlor in dieser reinen Umgebung den düsteren Gedanken, daß sie ja doch nie mein werden könne, dieweil sie einem altangesessenen Edelgeschlecht entstammte und mein Herr Vater in der Stadt wegen seiner Wunderkuren scheel angesehen war, obschon in der Matrikel zu Bologna neben seinem Namen das Ehrenwort illustris stand.

Also schritt ich in seliger Benommenheit durch den glänzenden Tag bis über die Klippen hinaus, allwo ich bald auf einem sonnigen Platz das purpurfarbene Heilkraut fand. Als ich es in einem reichen Bündel gesammelt hatte, streckte ich mich auf einem sonnenwarmen Stein aus und genoß mit Behagen die Wunder des funkelnden Herbsttages. Aber mir in einer Eiche rätschte der Markwart und ließ seine hellblauen Flügelbinden im Lichte spielen; aus der Dickung drang der störrische Brunstruf eines abgeschlagenen Hirsches, und ein Milan hing hoch in der flimmernden Luft und sicherte. Man hätte an den Sommer glauben können, wenn nicht zuzeiten ein Jungvögelflug vorübergerauscht wäre und Unrast und Sehnsucht in die farbenfrohe Stille hineingetragen hätte.

Indessen begann mich in dem sengenden Mittagsglast der Durst zu plagen, und ich schickte mich an, nach einer Quelle Ausschau zu halten. Fand aber keine und beschloß, zum Haus des Forstwarts unterhalb der Plessenburg zu gehen und dort einen Trunk zu erbitten.

Da ich dort eintraf, fiel mir alsobald ein verstörtes Wesen auf. Die Magd lief, ohne meinen Gruß zu beachten, mit verworrenem Gesicht an mir vorüber, und hinter einer Tür erklang das Greinen einer Frauenstimme. Indem ward die Tür geöffnet, und ein Mann mit struppigem Bartwuchs, der einem Köhler glich, trat mit der Frau heraus.

»Glaubt mir, Frau,« raunte er mit verhaltener Stimme, »ich habe meinen stärksten Bespruch angewendet. Wenn der nicht verfängt, dann steht der Tod am Lager. Allbereits werfen ihn die Gichter hin und wider. Ich meine, daß er die Sonne nicht mehr sinken sieht.«

Ich merkte, daß ein Krankes im Hause sei, und da ich die Verzweiflung der Frau sah, trat ich vor und bot meine Dienste an. Als ich meinen Namen nannte, blitzte etwas im Auge der Frau auf, und sie griff hastig nach meiner Hand.

»Mein Mann!« rief sie. »Ihr hörtet, was der dort sagte. Wenn Ihr ihn retten könntet, Herr Waller ...«

Alsobald ward ich an das Bett gezogen, auf dem der Förster sich in Qualen wand. Merkte nach den ersten Griffen, daß eine innere Blutung ihn in arge Bedrängnis brachte, doch meine junge Arztweisheit stand hilflos vor der Frage, was ich zu tun hätte. Es überkam mich wie eine Verzweiflung, daß ich nach jahrelangem Studium wie ein unwissender Knabe dem leidenden Menschen gegenüberstand. Ich konnte mir wohl nicht verhehlen, daß alle Hilfe zu spät komme und der Mann mit dem Tode ringe; indes entlastete diese Wahrnehmung mich nicht, und mein Mitleid schwoll riesengroß an.

Plötzlich stieg etwas in mir auf, so gebieterisch mich zu einem Tun trieb, das ich noch heute nicht begreife. Ich schlug die Decke und das Hemd des Kranken zurück und preßte meine flachen Hände auf den sterbenden Leib. Weiß

nicht, wie lange ich so dastand, doch ich fühlte etwas von mir fort- und auf ihn überrinnen und sah, wie der Kranke merklich ruhiger wurde. Die Schmerzen ließen augenblicks nach, und eine Blutwelle färbte sein Gesicht.

Ich fühlte, wie ich ihm Heilung brachte, und wußte doch nicht wie. Als ich nach einer Stunde ging, lag er ruhig in festem Schlaf. Die Blutung war gestillt.

Heute weiß ich, warum die Bangnis vor etwas Schreckhaftem meinen Heimweg wie einen Schatten verdunkelte. Ich war meiner ärztlichen Kunst ein treuer Jünger und ihr von ganzer Seele ergeben. Jetzt aber fühlte ich, daß ein Neues in mir aufgestanden war, jung und dennoch altbekannt, neu und dennoch vertraut. Das hatte mit meiner Heilkunde nichts zu schaffen und war sie selbst doch im höchsten Sinn. Mir war, als hätte ich in einen Spiegel geblickt und auf meinem Körper ein fremdes Gesicht entdeckt.

Doch dazumal war noch der schnelle Geist der Jugend mächtiger denn alle Düsternis. Als ich auf der Mönchelagerstätte meine letzte Rast hielt und der feine Duft meines Kräuterbündels zu mir aufstieg, tröstete ich mich damit, daß, wie es Pflanzen mit heilsamen und giftigen Säften gäbe, auch Menschen zum Heil und zum Unsegen dasein müßten, und schlug die argen Gedanken in den Wind.

Als ich die Stätte erreichte, wo einst Kloster Himmelpforte gestanden, so die Rotten aufrührerischer Bauern niedergebrannt, stand die Sonne schon tief über den Gipfeln, und über die Staffelwiesen, die einst Fischteiche der Mönche gewesen, reckten sich die abendlichen Schatten. Es bot sich mir dort ein wundersames Bild dar, denn die Wiesen waren dicht übersät mit den violenfarbenen Herbst-Zeitenlosen, und zwei Mädchen schritten langsam hin und wider, die blaßfarbenen Blüten zu einem Strauß zu pflücken. Weiß nicht, warum meine Blicke nicht von der einen lassen konnten. Sie schritt langsam durch das taufeuchte Gras, und jedesmal, wenn sie sich zu einer Blume niederneigte, berührten ihre Zöpfe das Erdreich. Endlich, da sie eine Wendung mir entgegen machte, erkannte ich sie, und zugleich durchfuhr mich ein heißer Schreck der Freude. Denn die ich dort in der Geborgenheit des Abends vor mir sah, war keine andre als die Else zum Thal, der ich für heute entflohen war. Sie war mit ihrer Gespielin Eve Gleißenberg zur Himmelpforte hinausgegangen, das colchicum zu sammeln, das trotz der Nachtfröste in vollem Blust stand.

Solche Begegnung nahm mein Herz als eine himmlische Fügung wahr, und ich schritt über den farbigen Grund auf sie zu. Als ich mit einer Verneigung vor sie hintrat und ihr den Abend wünschte, sah ich mit Befriedigung, wie ihr die Verwirrung das Blut in die Stirn trieb. Es war wieder das große Kinderstaunen in ihren Augen, so mich entzückte, aber auch zugleich einen Wall um sie legte.

»Wie danke ich dem Abend, daß er mir diese Freude bescherte!« sagte ich.

Ihre Hand wich scheu aus der meinen. »Ihr waret weit?« fragte sie.

»Wohl nicht eben weit,« antwortete ich. »Aber da ich in Bälde den Weg nach Jena antrete, so wird es an der Zeit, nach langer Rast die Füße an Märsche zu gewöhnen.«

Sie neigte ein wenig die Stirn. »Ich habe davon gehört; sollte Euer Studium nie ein Ende nehmen, Herr Doktor?«

Ich fühlte mich ein wenig beschämt, antwortete jedoch: »Es ist in der ärztlichen Kunst viel zu lernen, Jungfer Else. Doch denke ich, daß es demnächst wirklich enden soll und ich mich als Nachbar Eures Hauses niederlasse.«

Ich wollte noch eine Andeutung hinzufügen, aber die Eve Gleißenberg trat herbei, und ihr keckes Näschen schnupperte so eifrig in der Luft, als sei hier etwas für Mädchenohren zu finden. Sie hatten der Blumen genug, und als sie sich anschickten, den Heimweg anzutreten, fragte ich ehrerbietig, ob ich sie geleiten dürfe, was mir auch verstattet wurde.

Als wir die Wiesen der Himmelpforte verließen, begegnete uns die Kräuter-Brigitt, die am Rande nach allerlei Heilkräftigem suchte. Sie war seit Jahren geschäftig, Pflanzen und Steine für meinen Herrn Vater zu sammeln. Aber obschon sie in unserm Hause ein und aus ging, und obgleich sie Wege und Stege und verborgene Örter kannte, war ich ihr immer in einer seltsamen Scheu ausgewichen. Ich wollte auch jetzt mit kurzem Gruß an ihr vorüber, mußte aber den Schritt verhalten, da sie uns ansprach.

»Ei, Herr Doktor, habt Ihr den Platz der güldenen Arnika entdeckt? Ihr solltet auch die Zeitenlose gesammelt haben, da sie Euch not tut. Denn auch Ihr habt das gleiche Erbteil wie Euer Herr Vater. Das wäre wohl gut, wenn nur das andre nicht wär'. Aber fürchtet nichts, die Zeitenlose wird Euch davon erlösen.«

Die dunklen Sprüche des Weibes, das sich oft in Wahrsagungen gefiel und dessen blanke Augen emsig über unsre Gesichter fuhren, verdrossen mich. Ich hob die Achsel und wollte ohne Widerrede an ihr vorüber, aber Else wollte dem Weibe eine Lindigkeit erweisen und fragte nach ihrem Ergehen.

Die Kräuter-Brigitt strich sich einige schwarze Haarsträhnen von der Stirn, und ihre Blicke sogen sich an Else zum Thal fest. »Wer fragt nach meinem Ergehen, Jungfräulein! Haltet die Zeitenlose fest, denn Ihr werdet ihrer brauchen. Danken will ich Euch, da Ihr freundlich zu mir waret, und Euch den Hochzeiter weisen. Blicket Euch um, er steht bei Euch.«

Wieder schwoll die rote Welle in Elses Stirn, und sie hob wie zum Schutz die Hand vor das Gesicht. Dabei erblickte die Brigitt den Ring, den das Fräulein am kleinen Finger trug.

»Ei, welch ein glitzerndes Gestein tragt Ihr an Eurer Hand, Fräulein!« rief sie. »Achtet auf die Fassung, sonst wird es, wenn Ihr dereinst Eurem Eheliebsten den Festkuchenteig einknetet, verlorengehen.«

Ich sah, daß es beim längeren Verweilen des Ungeschickten und Verletzenden nur noch mehr werden würde. Also wandte ich dem Weibe barsch den Rücken und gab somit das Zeichen, weiterzugehen. Ich merkte gar bald, daß die unwillkommenen Prophetenworte Else beklommen gemacht hatten und sie nur halb auf die munteren Reden Eves hörte. Also hub ich an, von Dingen zu sagen, die sie zerstreuen sollten. Ich erzählte von dem Lande Italia, von den Eisbergen, die den Zugang zu ihm sperrten, und kam unversehens auf meine Zukunft zu sprechen. Gott weiß, wie mir die Worte von dem kamen, was ich sonst streng vor fremden Ohren gehütet. Aber in dieser Stunde, da der ganze westliche Himmel purpurn überglänzt wurde und die an meiner Seite schritt, zu der mich ein unbewußtes Sehnen schon lange zog, war meine Zunge in einer wunderbaren Weise gelöst.

So malte ich denn vor ihr ein Bild meiner künftigen Tätigkeit: Helfer der Armen, Trostbringer leidender Menschen wollte ich sein. Die, der meine Worte galten, redete kein Wort, doch spürte ich wohl, wie emsig sie lauschte. Als bald hinter dem Tor Eve Gleißenberg Abschied nahm, gingen wir beide stumm weiter bis zum Markt. Aber kurz vor ihrem Haus reichte sie mir mit einer hastigen Bewegung den Strauß der Zeitenlosen und sprach mit leiser Stimme: »Das war gut, was Ihr mir da erzählt habt; und nehmt zum Gedenken an diese Stunde den Strauß mit Euch.«

Bald darauf trennten wir uns, und ich ging in dem seligen Bewußtsein weiter, daß wir beide ein Geheimnis hüteten.

Das Haus, das mein Herr Vater bewohnte, war ein kleines spitzgiebeliges Gebäu, das von dichtem Klimmerwuchs umrankt war. Dies machte, daß die tiefen Stuben während des Sommers immer im Halbdunkel lagen und ihnen ein Modergeruch anhaftete, der nur zuweilen durch die ätzenden Dämpfe des Laboratorii verdrängt wurde. Daneben erhob sich das Haus derer zum Thal mit drei Stockwerken und drei Böden gar stolz und luftig in die Freiheit des Himmels. Ein großer Erker und das wohlgefügte Balkenwerk deuteten an, daß hier ein achtbares Geschlecht hause. Zwischen unsern Häusern schob sich ein Gäßlein, das fast nur eine Stiege war, ein. Aber der Mauerwerkbogen, der den Eingang zum Gäßlein krönte und als Strebpfeiler unsern beiden Häusern diente, erschien mir wie ein Arm, der die Trennung überbrückte und stützend von einem zum andern griff.

Als ich unser Haus betrat und von der alten Wärterin vernahm, daß mein Herr Vater im Laboratorio noch geschäftig sei, hing ich die Arnikablumen zum Dörren auf, nahm schnell einige Bissen vom Nachtmahl und begab mich in meine Kammer, allwo ich mich an das Fenster setzte und in Sinnen versank. Drunten auf dem Markt sang der Brunnen, und es war mir ein gar tröstlicher Gedanke, daß Else wohl ebenso wie ich dem Laut der Wasser lauschte.

Denn meine Gedanken waren noch bei ihr. O du weichgeformtes Kinn, o du blühender Mund, wer war der Mann, der euch einmal küssen durfte! —

Die Ermüdung des Tages aber mußte mich wohl bald bewältigt haben. Ich fuhr schreckhaft aus dem Schlaf empor und sah erstaunt um mich. Ich saß noch am Fenster, neben mir in einem Scherben stand der Zeitlosenstrauß, und über mir hatte das gestirnte Firmament mit ungezählten Sternen seine schönste Zier ausgetan. Doch was war das, so mich jäh erweckt hatte? Durch meinen Leib fühlte ich noch den Schreck beben. Ich saß still da und lauschte in die nächtige Stille hinaus, die nur durch das Tropfen im Brunnen unterbrochen war.

Da kam es wieder, und nun wußte ich, was mich ermuntert hatte: es war ein Seufzen aus tiefster Not menschlichen Herzens. Ich wußte nicht, woher es tönte, aber es schien, als zittere die Täfelung im Gemach und die Balken im Dachgesperr unter diesem Wehlaut. Ich stand auf und eilte lautlos die Stiege hinunter, denn aus den unteren Gelassen mußte es heraufgeklungen sein.

Als ich dort anlangte, fiel mir der Schein eines brenzligen Lämpchens in den Weg, und durch die halbgeöffnete Tür sah ich meinen Herrn Vater in seinem Studio sitzen. Sein schwarzsamtenes Wams war aufgenestelt und sein Haupt in die hohle Hand gestützt. Er schien völlig vergraut, nicht nur Kopfhaar und Kinnbart, sondern die Hautfarbe seines Gesichts schien wie mit Asche bestäubt. Er las in einem Band, dessen silberne Spangen in dem Licht der Lampe erglänzten; es war dies Buch, in das ich itzt meines Lebens Summa eintrage. Er griff nach einem Gänsekiel, aber nachdem er die Tinte ausgespützt hatte, saß er wieder unschlüssig, und wieder erklang der herzbange Seufzer durch das Gemach.

»Mag ich Euch etwas nützen, Vater?« sagte ich und trat herzu.

Er hob langsam sein Gesicht mir entgegen, und jetzt sah ich, daß der Gram es schier verwüstet hatte. Wir waren immer nebeneinander hergegangen; seit dem Tod meiner Mutter selig

hatte mich eine seltsame Scheu von dem Mann ferngehalten, der sich menschenfeindlich in seine Wissenschaft vergrub. Nun aber, da ich ihn preisgegeben einer unbekannten Not erblickte, erfaßte mich ein Mitgefühl, so stark, daß mir die Lippe in verhaltenem Weinen bebte.

»Vater,« sagte ich, »so Euch etwas fehlt, wollet Euch mir mitteilen.«

Er sah mich lange aus trüben Augen an und schüttelte langsam den Kopf. »Warum soll deine Jugend leiden unter dem, was das Alter zu tragen hat? Früh genug wirst du es erfahren.«

Mir schien, ich dürfe ihn in dieser Kümmernis nicht allein lassen, rückte also einen Schemel herbei und begann ihm von meiner Fahrt zu erzählen. Er hörte schweigend und, wie mir schien, gleichmütig zu. Doch als ich von dem Vorgang in des Forstwarts Haus berichtete, war es, als ob ein Feuer in sein Gesicht sprang. Er richtete sich steil auf und sah mich starr aus entsetzten Augen an. »Du auch? Du auch?« rief er, und es klang wie ein Stöhnen.

Ich wollte fragen, aber er winkte müde ab, begann plötzlich von dem Fundort der Arnika zu reden und drang nach einer Weile in mich, daß ich mich zur Ruhe begebe.

Allen Müden nahte der Schlaf, meine Kammer aber mied er. Ich sah im Dunkel des Raumes die unter ihrer Last gebückte Gestalt meines Herrn Vaters und die in ihren grauen Höhlen versunkenen Augen, die mehr sagten, als der Mund verschwieg. Mir war, als hätte ich einen mitternächtigen Gast laut gegen die Pforte schlagen hören, und wagte doch nicht auszuschauen, weil ich sein Antlitz schreckhaft wußte.

So lag ich lange, und der himmlische Sternenreigen war für mich ohne Tröstung. —

Als ich am übernächsten Morgen davonzog, gab mir mein Herr Vater bis zur Haustür das Geleit. »Du hast ein schweres Erbteil angetreten,« sagte er, »meistere es, sonst meistert es dich.«

Ich wollte eine Frage tun, doch er hob abwehrend die Hand, und also schieden wir. So leicht aber war mein jugendlich Blut dazumalen, daß ich nicht auf den vergrämten Alten blickte, der meinem Gefährt nachschaute, sondern zu den vielen Fenstern des Nachbarhauses aufsah, ob ich an deren einem vielleicht Else zum Thal erblickte. Ersah aber nur das runde Gesicht der Muhme Käthe, die dem mutterlosen Hauswesen vorstand, und das Spiel der vergüldeten Wetterfahne am Dachfirst lehrte mich, daß es nichtig sei, auf die wankelmütige Zukunft zu bauen.

Ich hatte weniges länger als ein Jahr meine Studia bei Magister Corvinus betrieben, als mich die eilige Botschaft von meines Herrn Vaters Tod erreichte. Packte also bald meine Habseligkeiten und fuhr schleunigst in die Heimat.

Die Gemächer erschienen noch düsterer und die Luft in ihnen noch dumpfer, seit ein Toter in ihnen lag. Die Kräuter-Brigitt, die ihres Amtes als Totenfrau pflegte, nahm mich, kaum daß ich am Sarge mein Gebet verrichtet, zur Seite.

»Es soll niemand wissen, was auch Ihr entdecken werdet, Herr Doktor: Euer Herr Vater hat nicht auf Gottes Ruf gewartet. Sehet, hier liegt die Büchse! Aber ich hab's ihm versprechen müssen, alle Spuren sogleich zu verwischen, damit sie Euch nicht etwan mißachten.«

Ich stand erschüttert da, und in diesem Augenblick haßte ich das Weib, so mir solche Kunde übermittelte. Ich fertigte es kurz ab und zog mich in meine Kammer zurück.

Hing dieses ruhmlose Ende mit dem zusammen, so sie das Erbteil des Blutes nannten? War die Verdüsterung seines Gemüts eine Folge etwa? Wie hatte die Kräuter-Brigitt auf der Himmelswiese gesagt: Es wäre wohl alles gut, wenn nur das andre nicht wäre. Und was dieses andre war, das glaubte ich itzt zu wissen.

Indessen schwiegen das Weib und ich, und mein Herr Vater ward mit allen christlichen Ehren bestattet. Ich ließ mich als Medikus in unserm Haus nieder, und mein erstes Werk war, den Klimmwuchs herniederzuschneiden, so daß die liebe Sonne ungehindert Zutritt fand und der Modergeruch sich verlor. Hatte auch gar bald einen lebhaften Zuspruch, denn so sehr die Gesunden meinem Herrn Vater wegen törichter Gerüchte aus dem Weg gegangen waren, so emsig hatten ihn die Kranken aufgesucht. Und ihr Vertrauen ward ohne weiteres auf mich übertragen. Doch hütete ich mich, die gefährliche Gabe zu erproben, in deren Besitz ich mich wußte.

Denn einmal um Weihnacht kam ich von Zwölf-Morgen heimwärts und freute mich auf das warme Gelaß, denn draußen trieb ein kalter Wind mit Flugnebeln sein Spiel und hatte mich und mein Rößlein bis ins Mark durchkältet. Als ich durch Röschenrode trabte, stand da vor dem Krug im barschen Wind ein verkümmert Weib mit etlichen halberwachsenen Kindern. Das trat alsobald vor und streckte bittend die Hand aus, so daß ich mein Roß anhielt.

»Herr,« sagte sie, »einen Gotteslohn für eine Tat. Wir sind von Haus und Hof verjagt und irren in die Weite. Drinnen aber sitzt der Mann und vertrinkt das Letzte.«

Die Frau erschien mir bekannt, und bald wurde es mir klar, daß ich die Forstwartin von der Plessenburg vor mir hatte, an deren Mann meine Hände vor Jahresfrist ihre Heilkraft erprobt hatten. Das arme Weib erzählte unter Tränen, wie ihr Mann nach seiner Genesung sich dem Trunk ergeben und gar bald für sein Amt untauglich geworden, bis er davongejagt war und nun mit Weib und Kind in die hoffnunglose Leere zog.

Während dieser klagenden Worte schwoll ein

gewaltiger Grimm in mir auf, und kaum daß sie geendet, sprang ich vom Roß und klirrte in die Wirtsstube, allwo der einstige Forstwart Bartels unter Saufkumpanen saß. Er lallte gerade einen Trunkspruch, da war ich bei ihm und riß den Becher von seinem Mund. Er bickte mich aus glasigen Augen an und schien nicht übel Lust zu haben, nach dem Messer zu greifen. Ich aber schrie ihn an: »Einmal habe ich Euch vom Tod gefordert, und so dankt Ihr es, daß Ihr Euer Weib im Wind verderben laßt, während Ihr Euch selbst im Schlamm wälzt!«

Und mit harter Hand packte ich den Trunkenen am Kragen und führte ihn auf die Straße. Drückte auch der Frau meine Barschaft in die Hand und wachte darüber, daß der Haufen der elenden Menschen sich von dem Orte der Versuchung entfernte. Doch auf dem Heimweg kam ich mir schuldiger vor denn der Trunkenbold. Wäre wohl die Not über die Menschen gekommen, wenn ich den Mann hätte dahinfahren lassen? Nun aber hatte ich die Möglichkeit geschaffen, daß jener Weib und Kind ins Elend riß. Nein, es war nicht gut getan, gewaltsam in des Menschen Geschick einzugreifen. Dieser Gedanke zermürbte mich tagelang und nahm mir den frohen Mut am Werk.

War damalen auch gar zu einsam in dem verwunschenen Haus, denn das, was mir Augen- und Herztrost gewesen wäre, ward mir vorenthalten: ich sah Else nur selten, und wenn es geschah, so gingen wir beide mit flüchtigem Gruß aneinander vorüber, und nichts an uns verriet, daß wir an einem rotgoldenen Herbsttage beide eines Einverständnisses froh gewesen waren. —

Um Invokavit, da schon der Winter sich zum Fortgang rüstete, zeigte sich in unsrer Stadt ein heftiges Lungenfieber, dem viele erlagen. Ich war so vollauf in Tätigkeit, daß ich immer vom Tage todmüde heimkam.

An einem solchen Abend suchte ich im Laboratorio nach einem Rezept, von dem mein Herr Vater mir einst gesprochen hatte. Da ich emsig in einem Schubfach kramte, stieß ich unter Papieren auf das Buch mit dem silbernen Schließwerk, über dem ich meinen Vater an jenem Abend gesehen hatte. Ich öffnete es, jählings kam mir der Gedanke, aus seinen Blättern eine Aufklärung über den selbstgewählten Tod des Mannes zu finden, der mir auf Erden der nächste war. Fand auch gar bald auf den zuletzt beschriebenen Blättern seine Handschrift. Und also las ich:

»Wahrlich, es ist nicht leicht, Mensch sein. Wer aber von seinen Vätern her ein Bluterbe mit sich trägt, der ist im besonderen ein Kind der Drangsal. Meinst du, mein Sohn, es sei ein Glück, den andern zu helfen? Lies dieses Chronikon der Waller, und du wirst finden, daß du mit dem Erbe einen Fluch trägst, der dich vernichtet, und der nur dadurch zu tilgen ist, daß du als Letzter unsers Geschlechts von hinnen gehst.«

Ich schlug verwirrt das erste Blatt auf, das in krausen Schriftzeichen die ältesten Aufzeichnungen trug. Etliche Sätze waren durch Randstriche bemerkbar gemacht. Solche las ich zuerst.

»Anna Margaret Wallerin. Konnte auf seltsame Weise das Blut stillen und den Krampf besprechen. Ward 1232 auf dem Kornmarkt zu Nordhausen durch Herrn Conrad von Marpurgk als Hex verbrannt.«

»Friedrich Ludwig Waller, Schäfer bei Nordhausen. Konnte die Silberadern in den Bergen und die Gichter im Geäder der Menschen erkennen. Ist gestorben im Elende 1305.«

»Ernst Wilfried Waller. Seit 1410 Bürger zu Goslar. Wohnte ihm eine wunderbare Heilkraft inne. Ist davongegangen und verschollen.«

So ging es weiter von Blatt zu Blatt. Jedes Jahrhundert wies einen oder zwo Waller auf, die der seltenen Gabe mächtig waren. Aber jeder von ihnen hatte dies Erbe mit einem gewaltsamen Tode bezahlen müssen. War es dies, was mein Herr Vater gemeint, daß ein Schwert über dem Haupt des Behafteten hing? War dies »das andre«, davon die Kräuter-Brigitt geredet? Ich geriet in Sinnen, aber Gottes Gnade war über mir, daß ich mich damalen nicht in Irrgänge verlor.

Denn plötzlich ward ich aufgeschreckt durch einen leichten Schritt, der die Stiege emporflog. Die Tür ward aufgerissen, und Else zum Thal stand auf der Schwelle. Ihre Blauaugen waren in Angst geweitet, und Regentropfen hingen in ihrem blonden Kraushaar.

»Meinen Vater ...« rief sie hervor, »es hat ihn arg gepackt. Eilet, Herr Doktor, mir zur Hilfe!«

»Ich komme,« antwortete ich und schob das Buch in die Lade; aber als ich aufsah, war sie schon verschwunden.

Ich fand den Ratsherrn zum Thal auf dem letzten Endlein seines Weges. Um sein Lager brannten drei hohe Kerzen, in der Tiefe des weiten Gemachs lagerte ein Halbdunkel; dort wartete wohl schon der Tod, daß das letzte Körnlein der Sanduhr verrinne. Die Muhme Käthe hatte den Leibmedikus Seiner Gräflichen Gnaden, den Doktor Cosander, gestern geholt; der war jetzt gegangen und hatte die Hoffnung auf Genesung mit sich genommen. Else stand an der andern Seite der Lagerstatt. Ihre roten Lippen waren gebleicht von der Angst dieser Stunden, ihre weißen Hände flogen wie scheue, verirrte Vögel, und ich fühlte, wie ihre Blicke sich an mich klammerten. Endlich mußte ich mich aufrichten, und da kam schon ihre stumme Frage. Ich neigte den Kopf, ich hatte nichts mehr zu sagen.

»Wann?« fragte sie. Ich hob die Hand und

wies an einer Kerze eine Spanne. Da kam ihr ein Schluchzen vom Mund: »Ich bin so allein!«

»Ich bleibe bei Euch,« erwiderte ich.

Und so saßen wir am Totenbette des Vaters einander das erste Mal gegenüber; denn die Muhme Käthe war still aus dem Gemach gegangen und nebenan von Müdigkeit überwältigt eingeschlafen. Ein Sterbender lag zwischen uns, doch des Mädchens Blicke flüchteten von seines Weges Düsternis zu mir. Ob ihre Hände das Kissen glätteten, ob sie ihm den Becher an die trockenen Lippen hob, es geschah als Übung einer letzten Pflicht, aber ihre Seele floh ängstlich vor dem Schrecken zurück.

Als der Morgenschein durch die Fenster glitt, starb Herr zum Thal. Wir schlossen seine Augen, und dann brach der Schmerz aus der Verwaisten Brust. Welche Worte ich zu ihr sprach, weiß ich nicht mehr, aber ich fühlte zwischen uns ein Band geknüpft, so stärker war denn bisher.

Doch der Kampf wider die Brustseuche nahm mich vollauf in Anspruch, ich dachte weder an das Buch, noch daran, mich bei Else in Erinnerung zu halten. Da traf mich nach Wochen die Botschaft, die mich zu ihr beschied.

Sie stand, mich erwartend, in der Mitte des von der Sonne durchstrahlten Erkerzimmers. Von ihrem Schapel flossen die schwarzen Trauerflore, die ihr Gesicht einrahmten und es in der Blässe ihrer Kümmernis nur noch lieblicher erscheinen ließen.

»Wie sagtet Ihr in jener Nacht?« begann sie. »Ihr wolltet bei mir bleiben. Und nun ließet Ihr mich vier lange Wochen allein.«

»Hättet Ihr mich gerufen, ich wäre nicht säumig gewesen,« entgegnete ich. »Nun aber soll keiner sagen, daß der eben erst eingezogene Medikus andern das Handwerk ablaufe.«

Sie ließ einen ungeduldigen Laut hören. »Wisset Ihr denn nicht ...« Hier stockte ihre Rede, doch wo die Lippen versagten, sprachen Blick und Gebärde. Es war, als wär' zwischen uns eine Wand zerrissen, und ein Taumel nähme uns hinweg. Ich war erst wieder im Erwachen, da ich ihre Hände um meinen Nacken und ihren Mund auf dem meinen fühlte.

Zu einem rechten Erfassen dessen, so mir begegnet war, gelangte ich freilich erst, da ich am Nachmittag mich in die Stille flüchtete und den Berg emporklomm. Es war einer der ersten Frühlingstage mit klarblauem Himmel, auf dem die Wolkenfedern schwammen. Der Ruf nach neuem Leben drang durch die Bergwelt: eine Schar Blaumeisen lärmte in den Fichtenzweigen, betörend klang der Amsel Sang, und als ich die Hand an den Stamm eines uralten Baumes legte, war mir, als hörte ich vernehmlich den jungen Saft pochen. Ich hätte laut aufjauchzen mögen in dem Bewußtsein, daß sie, die Holde, Ersehnte, nun mein sei. Ich konnte den lieblichen Anblick, wie sie mir am Halse hing, mir immer aufs neue gegenwärtigen. Wir hatten vereinbart, daß unser Verspruch über die erste Trauerzeit hinaus geheim bleiben sollte; nur die Muhme Käthe und Elses Vormund, der Gleißenberg, sollten darum wissen.

Und dennoch befiel mich in dieser Stille eine Bangnis. Denn plötzlich kamen mir die Worte ins Gedächtnis, die mein Herr Vater in der Chronika der Waller verzeichnet. Auch ich trug an dem Verhängnis, das unserm Stamm anhaftete, das schwere Bluterbe, so alle, die mit ihm behaftet, in das Elend getrieben hatte. Und wie eine Drohung stellte sich itzt das Wort vor mich hin, daß es am geratensten sei, nicht zu ehelichen und somit den Fluch nicht fortzupflanzen. Es wäre wohl meine Pflicht gewesen, ihr davon zu sagen, ehe ich sie an mich band, und das Verschweigen drückte mich jetzt schier nieder.

Voller Unruhe saß ich erwägend auf einem umgestürzten Stamm: sie missen und darangeben, das vermochte ich nicht; meine Last auf diese lieben Schultern legen, das war ein Unrecht. Ich faltete endlich die Hände und bat Gott um Klarheit, und ward mir doch keine andre Gewißheit, als daß ich mein Geheimnis vor ihr weiter verschweigen müsse. Aber solches tat ich: ich gelobte bei meiner Liebe, die Heilkraft, so mir überkommen war, niemalen zu üben und also vielleicht dem Verhängnis zu entgehen.

Als nach einem Jahr am Hause derer zum Thal die Hochzeitfahne wehte, war es mir fast leid, daß die holde Zeit der Brautschaft nun zu Ende sei. Die ich liebte, hatte mich mit so zärtlicher Hingabe und einer so verpflichtenden Demut umgeben, daß jeder Tag für mich voller Seligkeit war. Als ein mutterloses Kind hatte ich in unsern düstern Zimmern nur geahnt, was Liebe sei. Nun aber ergoß sich über mich eine solche Fülle, daß ich schier betäubt hinnahm, was sich mir als eine Gnade bot, und an jedem Abend gelobte ich, ein Leben lang das zu vergelten.

Wolle einer mich fragen, welches die glückhafteste Zeit meines Lebens gewesen, ich wüßte keine andre zu nennen als die, so der Schließung unsers Ehebundes folgte, da der singende Brunnen vor dem hohen Haus uns in den Schlaf lullte. Später, da mein Name diesseits und jenseits der Berge viel genannt wurde und mir Ansehen und Reichtum zufloß, ging ich wohl gewichtiger einher, doch glückhaft war ich nicht. Nie auch habe ich einen so jauchzenden Laut von den Lippen Elses fliegen hören als damals, da sie nach schmerzenreichen Stunden den Schrei unsers Erstlings vernahm. Nie wieder sah ich sie so anmutig als an jenen Abenden, da sie sich zum Gebet über das Kinderbett neigte; wie ein blühender Fliederstrauch war sie, der seine Düfte in Kinderträume streut.

Doch allzu kurz war diese Zeitspanne! Unsre Verhängnisse weichen nicht von uns, sie schlafen nur. Und wenn wir Atem geschöpft haben auf sonniger Straße, treten sie verschattend uns in den Weg. —

Nach etlichen Jahren ungetrübten Glücks war wieder das Christfest gekommen. Am Morgen des Tages, der dem Heiligen Christ vorangeht, ward ich nach Darlingerode beschieden, allwo ein Weib in harten Wehen lag. Meine Pflicht hielt mich dort über Gebühr fest, als gegen Abend ein Bote an die Tür klopfte, der mich nach Hause rief, weil meine Frau arg erkrankt sei. Der Schreck ließ meine Hände erzittern, denn die Botschaft überraschte mich völlig. Wir hatten am Abend vorher gemeinsam das Christbäumchen gerüstet und uns die erstaunten Augen vorgestellt, die das Büblein bei seinem Anblick zeigen würde. Ich tat mit fliegenden Händen mein Werk an der Kranken und brach auf, sobald es angängig war. Der Winter war früh und hart über das Land gefahren und hatte alle Wege mit Schnee verschüttet. Die Angst, so in mir brannte, ward immer heftiger, je häufiger mein Roß in einer Schneewehe versank. Als ich endlich die Lichter der Stadt gewahrte und Eingang durch das bereits geschlossene Stadttor gefunden, schien es mir wie eine Erlösung. Die Glocken klangen, da ich in Sporen und Mantel die Stiege emporstürmte: da lag mein Weib mit verwirrtem Haar und fieberglänzenden Augen auf ihrem Lager.

Was war geschehen? Die Muhme wußte nichts andres zu sagen, als daß sie Else bald nach meinem Fortgang in den schwarzen Wintermorgen also gefunden, wie sie jetzt vor mir lag. Ich stand ratlos. War es ein Fieber, eine Blutwallung? Aber alles Fragen war müßig, hier schien nur eilige Hilfe vonnöten, und ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Die kalte Hand, die jäh aus dem Dunkel gegriffen, vermochte ich nicht durch meine Wissenschaft zu hemmen. Verzweifelnd erkannte ich wie schon so oft die Unzulänglichkeit meines Wissens.

Zuweilen flogen lichte Augenblicke über die Kranke hin. Sie legte den Arm um meinen Hals: »Muß ich nun fort von dir und von dem Büblein?«

»Nein, nein, nein!« rief ich, aber mein Widerspruch war Angst und keine Hoffnung.

Da brach in mir die Erinnerung an das, so mir innewohnte und ich schon einmal erprobt, wie ein Lichtgedanke durch. Zwar, ich hatte es verschworen, ich hatte gelobt, den Fluch der Erbschaft zu tilgen, indem ich das Erbe standfest verleugnete. Aber hier lag, so mir das Liebste war, und vielleicht nur wenige Stunden, so war es mir auf immer entrissen und mein Knäblein eine mutterlose Waise.

Wolle Gott jedem den Widerstreit ersparen, der mich durchtobte! In einem Winkel der Stube stand das geputzte Christbäumchen mit roten Äpfeln und silberner Nuß, und seine blanke Zier leuchtete geheimnisvoll aus dem Halbdunkel. Ich trat an das Fenster und sah auf die Schneedecke des Marktes, die jeden Laut erstickte. Die Chorbuben zogen von Tür zu Tür: Vom Himmel hoch da komm' ich her! Der Gesang zerriß mein Herz, ich wandte mich wieder dem Lager zu und griff die Hand derer, die mir entgleiten wollte. Im Nebengemach lallte das Büblein und verstummte wieder unter der Muhme Zuspruch. Mein Weib sah mich aus Augen an, deren Blick mich in Abgründe stürzte.

»Lieber, willst du mir zum Abschied die Lichtlein anzünden?«

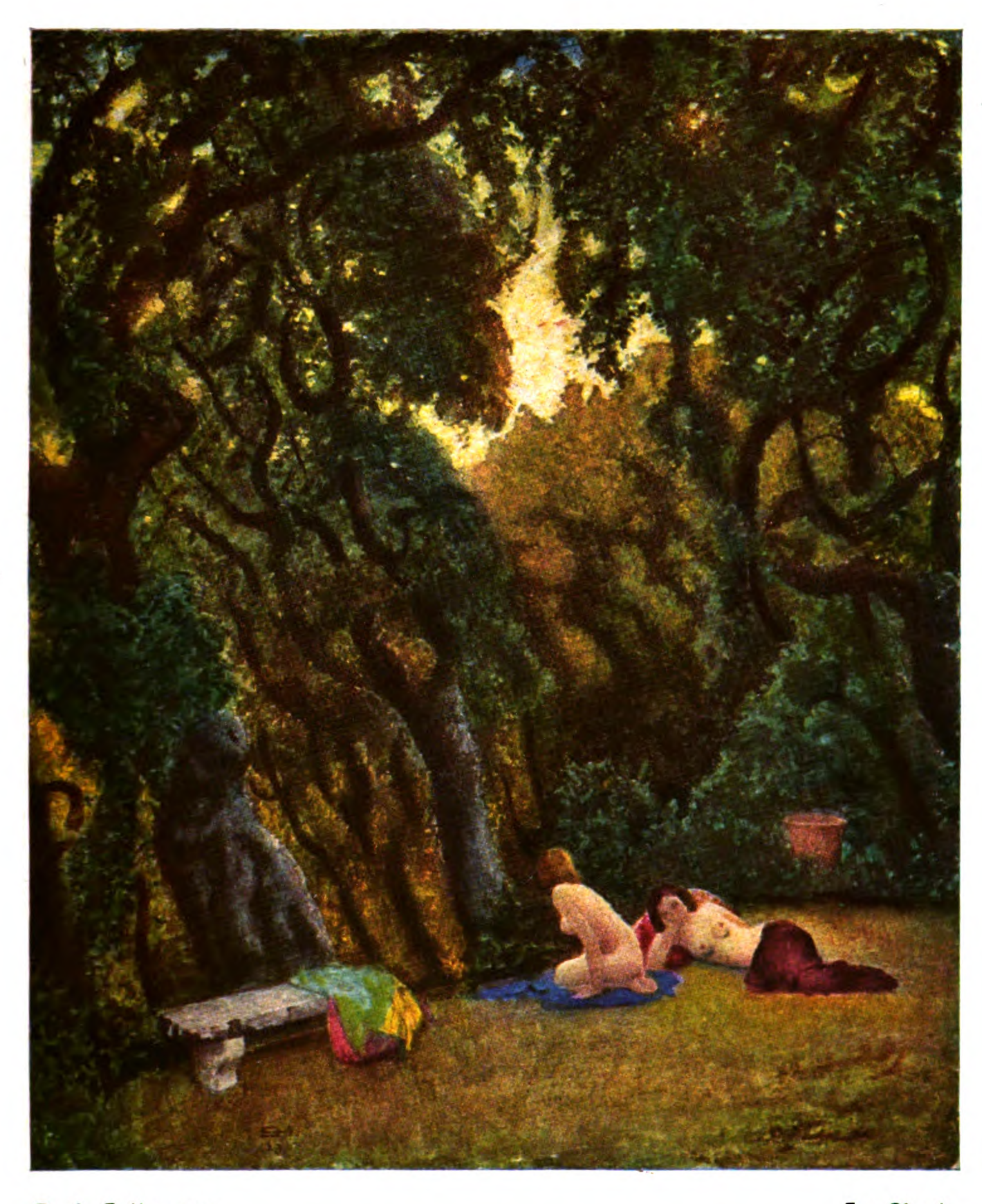
Da war es bei mir entschieden. Mochte über mich kommen, was kommen mußte Mochte ich das Elend tragen, unter dem meine Väter zusammengebrochen ... Ich konnte die, so mir die Liebste war, nicht dahinfahren lassen. Meine Hände streiften die Decke von ihrem brennenden Leib und legten sich auf Herz und Zirbeldrüse, und sogleich spürte ich es wie einen warmen Strom wieder von mir zu ihr überfluten. Ich hielt sie in meinen Armen wie etwas, so ich dem Tod entreißen mußte. Und wieder geschah das Wunderbare: die Kranke wurde ruhiger, und der Brand ihres Leibes ward von meinen Händen erstickt. Bewußter als damals, da ich dem Forstwärtel geholfen, beachtete ich die rätselhafte Wirkung der mir innewohnenden, vielleicht magnetischen Kraft. Fand in meinem Hirn keine Erklärung dafür, mußte aber wohl oder übel den Erfolg sehen.

Da ich am nächsten Tage das Christlicht entzündete, sah Else lächelnd und aller Gefahr entrückt meinem Tun zu.

Nie habe ich mit so tiefer freudiger Dankbarkeit den Tag gegrüßt. Aber auch nie habe ich so deutlich das Geheiß meiner innersten Stimme vernommen wie in jenen Tagen. Es wies mich auf den Weg, den zu betreten ich scheu und fast furchtsam gemieden hatte. Um meines Gewissens willen durfte ich den andern Leidenden nicht vorenthalten, was ich zur Bewahrung meines Glückes angewendet hatte.

Ich versuchte die Wirksamkeit meiner Heilkraft bei einem Kinde des Meisters Kalmus; dann weiter und weiter in Stadt und Land, in Bürgerhäusern und Beginenstuben, und siehe, sobald ich einer Heilung oder Stillung des Blutstroms gegenüberstand, alsobald war mein Tun von wunderbarem Erfolge gekrönt. Der Ruf meiner heilenden Hände lief durch das Land, und bald konnte ich mich nicht mehr retten vor denen, die bei mir Heilung suchten.

Hätte ich die göttliche Gabe selbstlos und ohne Lohn weitergegeben, wie es denn im Evangelium heißt: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst



Ernst Heilemann: Im Park



gebt es weiter!, vielleicht, daß mein Leben eitel Freude geworden wäre. Aber ich nahm den Lohn, den sie mir boten; mehr noch, ich geizte um ihn mehr als um meine Erfolge, denn mich plagte die Eitelkeit, den Geschwätzigen das Maul zu stopfen, die da sagten, Else zum Thal habe einen armen Schlucker geehelicht.

War es die Ehrfurcht, die mich überall grüßte? Ach, ich wußte, daß es vielmehr die Scheu vor den in mir geborgenen dunklen Kräften war, die einen Kreis um mich zog. So traulich ich auch den Menschen nahte — ich spürte immer das Zurückweichen vor mir, und je mehr dieses geschah, um so mehr wuchs in mir die Klarheit des Blicks. Die Seelen der Menschen lagen wie gläserne Gefäße vor mir, und in ihnen bargen sich Scheußlichkeiten: Gier und Neid, die dem Kranken nimmer das Leben gönnte, weil die lauernde Scheelsucht die Erbschaft nicht erwarten konnte.

Während ich den Leib rettete, hieß ich sie oft genug ein Leben der Schande und der Sünde fortsetzen.

In dieser Bedrängnis, in der Not, in der ich nicht wußte, ob ich ein unnütz Werk täte und Gottes Tun hinderte, ward ich trübsinnig und wortkarg. Da kam mir der Gedanke an unsers Hauses Chronik. Seit jenem Abend, da mich Else gerufen, hatte ich nicht mehr darin gelesen, ja, eine Scheu empfunden, sie aufzuschlagen. Jetzt aber meinte ich, es müsse etwas darinnenstehen, was meine Düsternis durchlichten könne. Als ich an einem sommerlichen Tag von Halberstadt heimwärts ritt, ward das Verlangen übermächtig in mir, und ich meinte den Ruf des Waldrötleins auf dem Wegstein richtig zu deuten, das mir zurief: Lies, lies!

Da ich zu Haus anlangte, begann ich in Laden und Truhen zu suchen, und als ich hier nichts fand, klomm ich die Bodenstiege empor, um dort Nachschau zu halten. Denn der Hausrat aus meines Vaters Haus war hier oben gelagert. Auf der Stiege begegnete mir Else; ich erschrak vor dem Blick, mit dem sie mich musterte. Sah ich etwa aus wie einer, der dem Grabe entstiegen war? Noch nie hatte ich meines Weibes Augen so voll von Kümmernis gesehen. Da sie mich nach meinem Wollen fragte, mußte ich wohl gestehen, daß ich nach dem alten Buch forschte. Sie wurde bleich, und ein Zittern rann über ihre Schultern.

»Ich weiß nicht,« erwiderte sie. »Aber was gräbst du nach alten Dingen, da doch jeder Tag sattsam zu tun gibt?«

Ich war ohne Arg, aber ihre Verlegenheit machte mich doch stutzen. »Und was suchtest du dort oben?« fragte ich und nahm ein graues Spinnweb von ihrem Scheitel.

Sie wand sich ein wenig unter meinem Blick, dann erwiderte sie mir, daß sie nach der Wiege Umschau gehalten hätte. Mich überkam eine Rührung, denn in Bälde sollte uns wieder ein Kindlein geboren werden. Wir setzten uns auf die oberste Stufe der Treppenstiege, und ich begann vorsichtig ihr von dem zu sagen, was mich bekümmerte und weswegen ich Trost in dem alten Hausbuch suchte. Aber von meiner Bangnis und dem, was mich ängstete, schwieg ich wohlweislich, denn das, was mir anhaftete, mußte ich ja als Geheimnis hüten.

Welch ein Tor war ich doch, die Liebe Elses so gering einzuschätzen! Sie legte ihren Arm um meinen Nacken und sprach mit zärtlichen Worten auf mich ein: »Ei, welche Gedanken können meinen Eheliebsten in seinem löblichen Tun hindern? Ist ihm der Dank, den er von den Genesenden erntet, noch nicht genug? Es lohnt sich wahrlich nicht, nach der Meinung von Hinz und Kunz zu fragen, sondern vielmehr unsers alten Ratsspruches eingedenk zu sein: Einer acht's, der andre verlacht's, der dritte betracht's, was macht's?«

Mit so lieblichen Trostworten wußte sie mich zu besänftigen, daß ich nicht allein mein Vorhaben aufgab, sondern mich auch wohlgemut erhob. Auch der Angst, so ich vorher an mir wahrgenommen hatte, gedachte ich nicht mehr.

Heut, da ich mein Leben gleichsam aus der Vogelschau überblicke, weiß ich sehr wohl, daß meiner Frauen Holdseligkeit und Lindigkeit mich just von diesem Tage an dreifach umgab, und daß sie daran weder die Beschwer der gesegneten Liebe noch der Umstand hinderte, daß bald danach ein klein Mägdelein die Wände beschrie und ihre Mutterpflichten um ein Erhebliches vergrößerte.

Bald nach dem Erlebnis geschah es, daß während der Dämmerstunde, da ich über meinen Papieren saß, der Hausklopfer vorsichtig gerührt wurde. Meinte nicht anders, als man wolle mich zu einem Kranken über Land rufen, und schaute schon in die Ecke, ob mein Mantelsack parat liege. War darum nicht wenig erstaunt, als sich die Tür öffnete und der Leibmedikus Seiner Gräflichen Gnaden, Herr Matthias Cosander, in das Gemach trat. Wir hatten, obwohl wir in der gleichen Stadt hausten, nicht viel miteinander gemein, denn sein hoffärtiges Wesen ließ mich seine Wege selten kreuzen. Daß er nun mit freundlichem Lächeln und gewinnendem Blick seiner queren Augen bei mir eintrat, ließ mich von vornherein nichts Gutes ahnen. Hieß ihn trotzdem aber herzlich willkommen und nötigte ihn beflissen auf den Ehrenplatz, während die Magd Licht und Else den Becher mit Würzwein herbeitrug.

Er legte würdig den großen Amsterdamer Hut auf einen Sessel und lehnte sein Rohr mit dem silbernen Knauf dagegen. Als wir allein waren, begann er ohne Umstände zu reden.

»Herr Kollega,« begann er, »es ist bekannt geworden, daß Ihr in Eurer Praxis eine seltsame Therapiam verfolgt, will sagen, daß Ihr neben den Säften der Pflanzen und dem Pulver der Gesteine zur Heilung der Kranken eine Handauflegung anwendet, wie es wundersüchtige Weiber und Schwarzkünstler tun.«

Ich ließ ihn ruhig ausreden und erwiderte dann, daß er recht berichtet sei. Obwohl er bereits alles wußte, tat er sehr erstaunt und begann nach den Ursachen meines Tuns zu forschen. Sein querer Blick war noch immer voll Süßigkeit, doch ich spürte hinter seinen Worten das Aufsteigen eines Wetters. Das kam dann auch bald.

»Aber, Herr Kollega,« hub er ernstlich ermahnend an, »wisset Ihr nicht, daß Ihr Euch damit aus der Reihe aller ordentlichen Medici rückt, daß Ihr dunkle Dinge treibt?«

»Von dunklen Dingen ist mir nichts bekannt,« erwiderte ich. »Ihr wisset, daß immer Heilungen von Kranken auf eine andre als die übliche Weise stattgehabt haben. Es gab Geistesmächtige, denen Gewalt über den siechen Leib andrer verliehen war. Und es gab Menschen, in deren Blut von Urvätern her ein wenig heilbringende Kraft rollt. Nehmt an, ich gehöre zu diesen.«

»Daß diese an ein Wunder glauben, so es nun und nimmer gibt,« sagte er hart, und sein Blick ward starr. »Wir Männer des reinen Wissens leugnen das Vorhandensein von dem, so wir nicht mit den Sinnen erfassen. Herr Baco von Verulam ...«

»Herrn Francis Bacon ehre auch ich,« erwiderte ich, »doch er ist der Anfang eines Weges, aber kein Ziel. Glaubet mir, Herr Kollega, ich bin dem Wissen gefolgt, bis es mich im Stich ließ. Nun aber finde ich, daß es noch Höheres gibt als das.«

Seine weiße Hand, die unablässig den Knebelbart glättete, sank plötzlich herab, und er erhob sich entrüstet. »Höheres als das Wissen?« rief er, und sein querer Blick wurde stechend. »Meint Ihr damit Eure schwarze Kunst? Nun, ich bin gekommen, Euch zu raten, daß Ihr davon abstehet, wenn anders Ihr der Gilde ehrsamer Medici angehören wollt. Ich rate Euch gut und aus alter Freundschaft für das Haus zum Thal. Es sollte mich dauern, so Euer Tun das gleiche unrühmliche Ende fände wie bei Eurem Herrn Vater.«

Die Erwähnung meines Vaters trieb mir das Blut zu Häupten. Wer weiß, welch ein zorniges Wort mir vom Munde gefahren wäre und einen unzeitigen Zwist heraufbeschworen hätte. Aber da stand plötzlich Else im Zimmer. Ob sie schon lange eingetreten oder im Vorüberschreiten die klirrenden Worte vernommen, weiß ich nicht. Nun stand sie hochatmend, aber äußerlich ruhig am Tisch, und ihre Hand strich beruhigend über das Haar des Kindes, so sich an die Falten ihres Kleides gehängt hatte.

»Herr Leibmedikus,« sagte sie leise, aber eindringlich, »alle Wege führen zu Gott, doch nicht jeder Mensch kann ihn auf jedem finden. Wohl dem, der den rechten erkannt hat, auf den ihn seine Bestimmung hinweist.« Sie trat zu mir und legte ihre Hand auf meinen Arm. »Ich meine, mein Herr Eheliebster weiß seinen Weg gar wohl, und ich fühle mich bei ihm in gar guter Hut.«

Der Besucher zeigte ein betroffen Gesicht, dann verneigte er sich und ergriff Hut und Stock. Ich gab ihm schweigend bis zur Tür das Geleit. Dieser Eosander erschien mir wie ein Dunkelmann, ein Mann der Morgenröte war er nicht.

Die Liebe meiner Frau umgab mich wie die wärmende Glut eines Frühherbsttages, der von überwältigender Schönheit ist. Aber es ist etwas eignes um diese Tage: der Tagbogen ist nur klein, und die Schatten der Berge wachsen weit ins Land hinaus; und in den Schatten mußte ich bei meiner Tätigkeit nur zu oft. So geschah es denn, daß ich, der Sonne entrückt, nur zu oft die Beute meiner Gedanken war. Trotz und Hoffart wider die Begrenztheit derer, die mich von meinem Amte scheiden wollten, und die Bangigkeit und Ungewißheit, ob mein Tun strengen Richteraugen Genüge tun werde, verfolgten mich. Es ist das Herz ein trotzig und verzagt Ding, wer mag es ergründen? Und in den Zeiten, da mich solche Unsicherheit umtrieb, begann ich wieder nach dem alten Buch zu suchen, um Erkenntnis aus ihm zu nehmen. Ich suchte, doch ich fand es nicht.

Am Morgen eines Pfingsttages saßen wir beim Frühbrot zusammen. Die Fenster des Gemachs waren weit geöffnet, die würzige Luft hereinzulassen. Denn es war ein Frühlingmorgen von gar lieblicher Art. Der Himmel war ein lichtes Blau, von den Maienbäumen vor den Türen stieg ein herber Duft empor, und das Summen der festlichen Menschen, die über den Markt gingen, stimmte uns hoch.

Else ging unruhig hin und wider, denn es hatte bereits geläutet und war Zeit zum Kirchgang. Mich aber hielt das Behagen am Tisch fest, und ich spendete der Frau Lob wegen des wohlgeratenen Kuchens.

Plötzlich hafteten meine Augen auf zwei blanken Nägelein, die ein Brett der Wandtäfelung festhefteten.

»Habt Ihr den Holzwurm im Haus, daß Ihr die Täfelung erneuen müßt, Liebste?« fragte ich und deutete auf das Brett. Aber in demselben Augenblick reute mich die Frage, denn Else wurde totenbleich und sah mich aus so entsetzten Augen an, wie ich sie nur einmal an ihr wahrgenommen hatte. »Was ist dir?« fragte ich.

Sie machte einige nichtssagende Reden, und vielleicht hätte ich ihrem Schreck weiter nachgeforscht, wenn sich das Seltsame nicht just in diesem Augenblick ereignet hätte.

Denn meine Zähne, zwischen denen der letzte Bissen verschwunden war, schlugen auf etwas Hartes, und da ich zugriff, hielt ich einen glänzenden Stein zwischen den Fingern. Erstaunt wies ich ihn ihr dar, und da Else betroffen auf ihre Hand blickte, ward sie gewahr, daß der Stein ihres Ringes aus der Fassung gebrochen und verloren war.

Sie griff mit einem freudigen Aufruf danach, doch vermochte ich ihn ihr nicht zu geben, sondern starrte darauf wie auf ein Wunder. Denn in Blitzeshelle stand jener Abend auf der Himmelpfortenwiese vor mir, und ich hörte die Prophezeiung der alten Kräuter-Brigitt, die ich kaum beachtet und jedenfalls längst vergessen hatte.

»Weißt du ...?« stammelte ich.

Ja, sie wußte. Angesichts dieser seltsamen Tatsache waren wir erschüttert und wurden uns der Wirklichkeit rätselhafter Zusammenhänge und ihrer Wirksamkeit bewußt.

Schweigsam und doch eigenartig verbunden schritten wir zur Kirche. Aber während die Gläubigen sangen: »Von Gott kommt mir ein Freudenlicht«, mußte ich immer des armen Weibes gedenken, so ich seit meines Herrn Vaters Tod sorglich gemieden hatte. Ob sie wußte, was ich vergeblich in der vermißten Chronika suchte; ob sie bestimmt war, mir das Freudenlicht zu bringen?

Einige Tage darauf ging ich gen Hasserode wie weiland der König Saul zur Hexe von Endor; aber nur in der Heimlichkeit glich ich ihm. Denn verzagt war ich nicht, sondern vielmehr voll frohen Muts, meiner Beschwernis ledig zu werden. Weiß noch, daß ich auf dem Wege vor mich hinsummte, was mich all die Tage nicht verlassen hatte: »Von Gott kommt mir ein Freudenlicht.«

Nach etlichem Suchen fand ich die Hütte der Brigitt und trat ohne Umstände ein. Das Häuslein enthielt nur einen einzigen Raum, dessen Luft von dem Ruch der aufgehängten Kräuterbündel sehr beengt war. Trotz der sommerlichen Wärme schwelte auf dem Herd die Glut. Auf einem Holz, das in Seilen schwang, hockte eine zahme Krähe. In einem Winkel war ein Lager gerichtet, auf dem eine uralte Frau lag. Zugedeckt bis zum Kinn, die Augen geschlossen, war das verdorrte Gesicht unbeweglich zur Decke gewandt. Man konnte meinen, eine Tote läge dort, aber ich wußte, daß es die Mutter der Brigitt war, deren dünnes Lebensfädlein kaum fühlbar weiterrann und kein Ende finden konnte. Schon vor vielen Jahren hatte sie so unbeweglich gelegen und auf den Tod gewartet.

Die Brigitt war über meinen Anblick gar nicht erstaunt. Sie beantwortete meinen Gruß, rührte in dem Kessel, der am Herdhaken hing, und lud mich darauf ein, auf dem Haublock Platz zu nehmen. Ich ging ohne Umstände auf mein Ziel los, denn die ganze Umgebung nötigte nicht zu längerem Verweilen.

»Entsinnst du dich des Abends, da wir einander auf der Himmelpforte begegneten?«

Sie nickte mir stumm zu, und jetzt bemerkte ich, daß dem Weib zwar die Spuren des Alterns aufgeprägt waren, seine Augen aber noch ebenso blank und bohrend blicken konnten wie ehedem.

»Du prophezeitest uns,« fuhr ich fort, »aber deine Rede war dunkel. In diesen Tagen haben sich mir die Worte wieder aufgedrängt, und ich bitte dich, sie mir zu deuten. Was ist's mit ‚dem andern', das mit meiner Heilkraft verbunden ist?«

Sie stocherte mit dem Schüreisen in der Glut; dann wandte sie mir ihr Gesicht zu. »Warum soll ich sagen, was Ihr selbst wißt? Habt Ihr keine Not im Gewissen, fühlt Ihr keinen Zwang bei jeder Heilverrichtung? Euer Leben ist nicht leicht, das Unirdische läßt sich seine Gaben teuer bezahlen.«

Ich wartete nachdenklich einige Minuten; die Antwort des Weibes hatte mich überrascht. »Brigitt,« fuhr ich dann fort, »ich will dich gleich um das fragen, was mich hertrieb. Du sprachst, daß eine Erlösung möglich sei. Sage mir dies noch einmal, denn die Bedrängnis wird schier zu schwer.«

»Habt Ihr es wirklich vergessen, Herr Doktor?« fragte sie mit ätzender Schärfe. »Nun, ich will's Euch nicht verdenken, daß Ihr mich lange unbeachtet ließt. Die Zeitenlose wird Euch allein erlösen.«

Ich zuckte die Schultern: »Rede deutlicher, Brigitt. Du wirst nicht meinen wollen, daß die Blümlein der Himmelpforte einen Seelenschaden heilen können.«

Sie hatte ihr Kinn in die Hände gestützt und starrte lange vor sich hin. Die Hitze, der Ruch und die Nähe der Halbtoten bedrängten mich und schufen mir ein wachsendes Unbehagen. Endlich begann sie stoßweise zu reden: »Was ist die Zeitenlose anders denn die Treue? Was kann den Menschen vom Bösen lösen, wenn nicht sie? Glaube, Liebe, Hoffnung — sie alle sind zeitlich gebunden. Den Glauben macht der Eifer zum Wahn, und die Liebe wird durch den Leidenschaftlichen zur Brunst; der Schwärmer aber macht die Hoffnung zum Betrug. Treue aber ist nie zeitlich gebunden, es gibt nur treu oder untreu, und in Eurer Frauen Treue liegt Eure Erlösung.«

Ich wollte fragen, sie reichlich belohnen — es war unmöglich, ihr noch ein Wort zu entreißen. Unbefriedigt schritt ich durch den Abend nach Hause. Ja, meine Else vermochte viel. Wie

aber sollte sie mich erlösen können von einem tödlichen Druck der Seele, den ich ihr nie zu gestehen wagte?

Länger als das Viertel eines Säkulums hatte ich die Sorge und Hoffart meines Amtes wie eine Bürde getragen. Die Muhme Käthe hatte längst ihren Platz im Ohrenlehnstuhl des Erkers mit der Stätte unterm grünen Rasen vertauscht; mein jüngstes Maidlein hatte die Kinderschuhe zertreten und entfaltete ihre Jungfrauenblüte. Da kam, was kommen mußte.

Es lief schon lange ein Gerücht um, daß Ihre Gräfliche Gnaden droben auf der Burg von einem Leiden heimgesucht werde, so seinen Ursprung im Gemüt habe. In den letzten Tagen war der Arzt des Herzogs von Braunschweig eingetroffen, den dieser Herr aus Freundschaft gegen unser gräfliches Haus entsandt hatte. Ich hatte den Gerüchten voll redlicher Teilnahme gelauscht. Da wurde ich an einem späten Abend zu meiner Verwunderung auf die Burg entboten.

Es herrschte ein grämliches Schlackerwetter, Schnee und Regen machten den Weg unsicher, obschon ich mich eng im Lichtkreis der Lampe hielt, die mein Führer vor mir hertrug. Droben fand ich Herrn Eosander mit dem Burgprediger und dem Braunschweiger Gast in emsiger Beratung beisammen. Die Herren redeten unter Zurückhaltung zu mir und immer von dem, was zu wissen mir nicht not tat. Merkte gar wohl an dem queren Blick des Herrn Eosander und an den emporgezogenen Brauen des herzoglichen Medikus, daß ich wider ihren Willen hier sei.

Indem trat Seine Gnaden ein und nahm mich besonders, berichtete, wie die Gräfin leide, daß sie seit langem von meiner Heilkraft wisse und den Doktores zum Trotz nach mir Verlangen trage. Ob ich Hilfe versprechen könne?

Ich sagte dem Grafen, daß meine Kraft überall dort wirksam sei, wo es sich um Krankheiten des Blutes handle; daß ich es aus Verehrung gegen die hohe Frau wohl versuchen wolle und daß sie keinen Schaden davon haben werde.

In dem vertrauenden Blick, den die Gräfin mir bei meinem Eintritt entgegensandte, erkannte ich gleich ein Begegnen zwischen ihr und mir. Ich wußte auch, daß die Herren, so an ihr herumkurieret hatten, auf falscher Fährte waren. Die Gräfin war in den Jahren, da das Blut nicht mehr zu blühen und Frucht zu tragen verlangt, sondern sich in die Gründe des Lebens zurückzuziehen beginnt.

Es ist unnötig, hier zu sagen, daß mir eine völlige Heilung Ihrer Gnaden gelang. Doch soll es hier verzeichnet stehen, daß ich diesen Erfolg teuer büßen mußte. Denn die Herren Medici, deren Kunst versagt hatte, konnten zwar den Erfolg nicht leugnen, doch verdächtigten sie die Art, in der ich ihn errungen, als eine unwürdige, ja, es fielen Worte, so ihre scheele Gesinnung mehr enthüllten als verbargen. Ich ließ mich davon nicht anfechten und hatte darob keinerlei Arg.

Da geschah es, daß ich um Judika in die untere Mühle entboten wurde, wo der Müller Ringenberg auf den Tod lag. Der Mann war ein Bluter, und es stand zu befürchten, daß die Verletzung, so er sich zugezogen, baldigst den Tod bringen werde.

Er war ein Wüstling und übel beleumundeter Mensch, so im Becher, mit Würfeln und losem Volk seine Ehre vertat. Ich hatte ihn vor Jahren schon einmal unter den Händen gehabt, aber nur seinem ungezügelten Leben einen Fortgang geschaffen.

Als ich die Mühle betreten wollte, kam mir der Diakonus mit dem Küster in den Weg. »Ihr werdet einen schweren Stand haben, Doktor,« sagte er. »Der Mensch ist rasend und hat Gott und das Sakrament gelästert.«

Im Vorraum standen die beiden Alten, die den Diakonus begleitet hatten, mich erwartend und barmten, daß ich ihrem Sohn eilends hülfe, denn Gefahr sei im Verzug. Die vielen Runzeln in ihrem Gesicht hatte das Leid um den abseitigen Sohn gepflügt. Da ich an das Lager trat, sah ich alsobald, wie der Hingeworfene gewalttätig um sein Leben rang. Sobald er meiner ansichtig wurde, schrie er mich wild an: »Zum Teufel, Doktor, eilet Euch; es geht um das Letzte!«

Das sah ich wohl; aber in diesem Augenblick, da ich das verwüstete, in Todesfurcht und Trotz geblähte Gesicht erblickte, war mir mein Mut und Wollen wie gelähmt. Sollte ich diesem Menschen den rinnenden Blutstrom stillen, der Gut und Blut vergeudete und andern und seinen Nächsten bittere Galle schuf? Das erste Mal wurde der Widerwille gegen eine Kreatur, so meine Hilfe anrief, so heftig, daß es mir unmöglich erschien, mit meinem Willen dagegen anzukommen.

Da er mich wieder anknirschte, fiel mein Blick auf sein junges Weib, so etwas abseits vom Lager stand. Sie hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt und ihre Augen fest auf mich gerichtet. Ich sah die Angst in ihnen, daß ich ihrem Peiniger zu weiterem Dasein verhülfe.

Da war es bei mir entschlossen. Ich bückte mich nieder, die Wunde zu beschauen.

»Euren Spruch und Euer Gehabe!« brüllte der Müller.

Doch ich richtete mich auf: »Euch ist nimmer zu helfen.« Sprach's und verließ die Mühle.

Kaum war hinter mir die Tür eingeschnappt, als es wie Bergeslast auf mich fiel. Es hatte angefangen zu regnen. Ich ging am brausenden Bett der Emme entlang, fing endlich an zu laufen und brach doch fast unter den Gewichten zusammen. Welches Recht hatte ich, jenem Menschen das Leben abzusprechen? Wer hatte mich

bestellt, Richter über fremdes Tun zu sein? Ich rief alle Gründe, so für mich sprechen konnten, dagegen auf. Sie waren machtlos. Gunst und Gnade hatten mich berufen, andern zu helfen; Gunst und Gnade walten zu lassen, war meine Pflicht. Ich trotzte, lief weiter, kam an mein Haus, erschloß die Tür. Da war es mir zur Gewißheit: Mit diesen unbarmherzigen Händen darfst du deinem Weib und deinen Kindern nicht vor die Augen treten. Ich kehrte um, und schneller als ich gekommen lief ich zur Mühle zurück.

Noch lebte der Kranke, wenngleich seine Willkür auch gebrochen war. Ich umfing ihn, wie ich beim Bluter zu tun pflegte, doch der dünne Strom seines Lebens fuhr fort zu entweichen. Nach einer halben Stunde starb er. Meine Kraft hatte sich als unfähig erwiesen. —

Ja, wenn sie nur unfähig gewesen wäre, doch sie war erloschen. Was ich an jenem Abend mit Schrecken wahrgenommen, das bestätigte mir der neue Tag: ich hatte keine unmittelbare Macht mehr über die Krankheit; nur da, wo ich mit Kräutern und Latwergen eingriff, hatte ich Erfolg.

Wäre mir dies vor zehn Jahren geworden, ich hätte dankbar aufgeatmet. Aber nun, da die Ursache meiner Unfähigkeit meine Willkür war, die hatte über Tod und Leben entscheiden wollen, nun wußte ich, daß mich Gottes Hand geschlagen hatte.

Was bedeutete gegen dieses Gefühl, von Gott gezüchtigt zu sein, das andre, was mir Menschen antaten! Alle die, denen ich geholfen und in deren Häusern eine Spur meines Tuns zu finden war, erschienen jetzt als die, so mich verdächtigten; die Sundhausen, die Luttrodt, die Busekiste und die Schmeckebier waren jetzt die, bei denen die Verdächtigungen entstanden.

Es war damit noch nicht genug getan. Freunde hatten mich gewarnt, auf der Hut zu sein, Eosander und seine Genossen planten Übles. Ich hatte dessen nicht achtgehabt. Dann hieß es, man habe eine Anzeige wider mich bei der geistlichen Behörde eingereicht. Es ließ mich unberührt. Ich wartete geduldig dessen, was kommen mußte, und als der Herbst ins Land ging, da kam es.

In der Frühe eines rotgoldenen Weinmondmorgens wurde mir die Vorladung des Konsistorii überbracht, die zugleich eine Anklage wider mein dunkles Tun war. Ich ersah unschwer, in welchem Lager dieser Pfeil abgeschossen war. Die Pfäfferei, so sich göttlichen Auftrags rühmt, wenn sie den Nächsten in ihre Engen preßt, blühte wieder stark; nicht nur auf den Kanzeln, sondern auch auf Lehr- und Richterstühlen und in den Studierzimmern meiner Kollegen. Ich verschloß das giftige Schriftstück und machte mich davon, denn ich konnte so den Augen meines Weibes nicht begegnen.

Anfangs trug ich eine schwere Last bergan. Der Brief hatte in mir alles aufgestört, was als Niederschlag der letzten Jahre, besonders aber der letzten Monde in mir angeschwemmt war. Und während ich durch den klaren Morgen aus den Niederungen zu reineren Höhen emporstieg, ging ich nicht anders als einer, der unter Gottes Gericht steht.

Aber doch war dieser Weg eine Straße der Reinigung und der Gnade, so geradeaus zu Gottes Herz führte. Die Bergwelt hatte ihre Schönheit ausgetan: der Ahorn flammte in Purpur und die Rüster in blinkem Gold; der Pfaffenhutstrauch war von seinen roten Früchten überhängt, und am gelben Brink duftete eine späte Minze durch den kräftigen Ruch des rostenden Laubes. Die ganze Herrlichkeit der zur Rüste gehenden Natur, für die ich in der Hast der Jahre fast den Blick eingebüßt hatte, eröffnete sich mir aufs neue, und ich ward ihrer wie in meiner Jugend herzlich froh. Ich ging auf einem dunklen, von riesigen Tannen verschatteten Weg hinüber bis zum Bleek, um dort zu rasten und Einschau zu halten.

Als ich mich auf einem warmen Sonnenfleck ausgestreckt, bemerkte ich unweit von mir das Gedächtniskreuz eines, der hier wohl zwischen den jäh abfallenden Klippen verunglückt war. Etwas bohrte und wühlte in mir, daß ich mich erhob, um auf dem Stein die Inschrift zu lesen. Name und Todestag waren halb verwischt. Aber darunter stand dieser Reim:

Demut hat mich lieb gemacht,
Liebe hat mir Ehr' gebracht,
Ehre tät nach Reichtum streben,
Reichtum muß mir Hoffart geben,
Hoffart warf mich elend nieder,
Elend gab mir Demut wieder.

Ich las und las noch einmal und wieder aufs neue. Mir war, als stände ich vor meinem eignen Epitaph. Erst als ich das Sprüchlein auswendig wußte, ging ich auf meinen Lagerplatz zurück.

Ich kann nicht sagen, wie sich in mir die Wandlung aus Furcht und Verstörtheit in lichte Klarheit und Ruhe vollzog. Aber die geheimsten Fäden meines Lebengespinstes lagen frei und offen vor mir da. So war es: Ich hatte die Erbschaft meiner Vorfahren angetreten und ebenso wenig wie sie bedacht, daß die Gabe, so uns verliehen, eine heilige Verpflichtung in sich schloß. Wir hatten sie wie ein täglich Ding genützt, um Ehre und Ansehen und Reichtum zu erwerben. Da war »das andre« gekommen: Menschen hatten sich gegen uns aufgelehnt und uns von sich geschieden. »Gestorben im Elende«, so stand es auf jedem dritten Blatt des Hausbuches zu lesen. Sollte ich warten, bis sie mich und die Meinen in Schimpf und Schande stießen? Nein, auch an mir vollzog sich meines Herrn Vaters Geschick, der freiwillig aus dieser

Welt gegangen war. Ich fühlte ob dieser Gewißheit keinen Schmerz, sondern nur eine leise Wehmut. Alles, was sich in der Natur zum Sterben rüstete, schien mich einladend anzulächeln, und Wolke, Baum und Bach redeten zu mir in einer Sprache, die mir seltsam vertraut war.

Als die Sonne sich hinter den Wipfeln barg, führte meine Heimfahrt mich auf die Wiesen der Himmelpforte, deren Grün wieder überreich mit den Zeitenlosen durchwirkt war, und zugleich erblühte um das gesunkene Tagesgestirn der himmlische Rosengarten. Plötzlich mußte ich jenes Abends vor ach! so langer Zeit gedenken, da ich sie hier fand, so meiner Tage Sonne gewesen: wie ihre langen Zöpfe beim Blumenpflücken das feuchte Gras streiften; wie ihr junges Angesicht bei der Prophezeiung der Alten in Rosen erglüht war; wie auf dem Heimweg sich das anspann, was bis jetzt in Treuen gehalten war.

Ich kam seltsam bewegt heim und suchte Else auf, um ihr den Strauß Zeitenlosen zu geben, so ich im Gedenken an die vergangene Zeit gepflückt hatte. Da ich sie beim Gruß zärtlich umfing, maß sie mich mit einem erstaunten Blick, bevor sie mir ihre Lippen bot; dann nahm sie mit freudigem Dank den Zeitlosenstrauß an sich. Meine Worte an diesem Abend werden wohl von seltener Ruhe gewesen sein, denn noch oft streifte mich prüfend ihr erstaunter Blick. Wir begaben uns, nachdem ich kurz im Laboratorium geweilt, zur Ruhe. Doch obwohl ich mir keiner Veränderung in meinem Tun bewußt war, fiel mir, da ich den Kindern gute Nacht sagte, ihre merkbare Aufmerksamkeit auf.

Während ich mich entkleidete, fühlte ich die Müdigkeit nach dem langen Weg. Aber sobald ich lag, war der Schlaf fern, und mein ganzes Leben erschien mir seltsam belichtet. Das war es, was mich wach erhielt, und nicht das Singen des Brunnens vor dem Fenster, dessen Plätschern mir heute mehr denn je vernehmlich war. Ich schlug Feuer und entzündete die Kerze. In ihrem matten Schein blickte ich nach meiner Frau Lagerstatt, so wegen meiner häufigen nächtlichen Weggänge an die gegenüberliegende Wand gerückt war.

Sie schlief, wie ich nach den regelmäßigen tiefen Atemzügen wußte, und mich befiel plötzlich das Verlangen, das geliebte Antlitz in aller Muße zu betrachten. Erhob mich also leise und kniete an ihrem Lager nieder. Der Schlaf hatte gelöst, was das Leben in harter Arbeit gemeißelt: ihr Kinn hatte die sanfte Rundung, und auf ihrer Stirn waren die harten Linien geglättet. Das ergrauende Haar wirkte in der Beleuchtung nicht alterstumpf, und die Höhlen der Augen waren von einem seltsamen Licht, so durch die geschlossenen Lider zu dringen schien, erfüllt. Unendlich viel Liebes und Lichtes war von diesem Angesicht ausgegangen und hatte sich über mein Leben gebreitet. Und während ich alles überdachte und mehr um zu danken als um zu schauen mein Knie gebogen hielt, erschien mir mein Vornehmen wie ein Unrecht gegen sie. Die Ruhe, so mir die Natur gegeben, verließ mich angesichts meines arglos schlafenden Weibes. Ich hätte gern Vergebung heischend ihre gefalteten, auf der Decke ruhenden Hände geküßt, doch ich fühlte mich dessen unwert, schlich leise nach meiner Lagerstatt zurück und löschte das Licht.

Kaum aber hatte ich mich dem Dunkel überlassen, als alle seine unholden Mächte aufstanden und mich bedrängten. Die Kümmernisse der letzten Jahre, so ich immer gebändigt hatte, fanden jetzt in mir einen wehrlosen Mann, und alle Tröstungen, so auf meinem Wege in den Bergen gestanden hatten, rief ich vergebens.

Hoffart warf mich elend nieder,
Elend gab mir Demut wieder.

Mir aber erschien es unmöglich, den Weg zu meinem Ausgang zurückzufinden.

Plötzlich vernahm ich ein leises Regen. Der Stahl schlug auf den Stein, und meiner Frau Kerze flammte auf. Leise glitt sie von ihrem Lager, und ich merkte, wie sie vorsichtig an mein Bett trat. Hatte sie einer meiner Seufzer geweckt, oder wähnte sie mich schlafend? Ich hielt die Augen geschlossen und wußte, daß sie jeden Zug meines Gesichts ängstlich studierte. Mehr noch, mir war, als drängen ihre Blicke bis in meine Seele, und alle Unruhe lese sie dort wie die Schrift eines Buches. Ich rührte mich nicht, denn ich wußte, daß das erste Wort die Einleitung zu einem Bekenntnis sein würde, aber mir war unter ihren Blicken nicht wohl.

Endlich kehrte sie auf ihr Lager zurück, und nun war wieder Finsternis um uns. Ich zählte die Stundenschläge, die von den Türmen über schlafende Gassen gingen; ich wartete bis nach Mitternacht, und da ich endlich wieder Elses tiefe Atemzüge vernahm, stand ich auf, um mich im spärlichen Licht des späten Mondes zur Tür zu tappen.

Doch hatte ich die Schwelle noch nicht erreicht, als mich meiner Frau Stimme zurückhielt. »Wohin, Johannes?«

Ich murmelte etwas, das klang wie ich könne nicht schlafen und wolle im Laboratorio an die Arbeit gehen. Doch am Klang meiner Worte merkte man, daß es eine Ausflucht war. Schnell entzündete sie das Licht und saß auf ihrem Lager auf: »Bin ich dir denn so gar nichts mehr wert, daß du mit deiner Not zu den toten Dingen flüchtest und lässest dein Weib abseitsstehen?«

Ich kam langsam zurück und hockte auf dem Kleiderschemel an ihrem Lager nieder. »Ach, Liebste,« sagte ich, »laß es mich allein tragen,

was meine Not ist. Warum soll es auch dich belasten?«

Ihre Hand strich glättend über die Stirn; als sie sie sinken ließ, sah ich, daß ein wehes Lächeln um ihren Mund lag. »Meinst du wirklich, ich trüge nicht schon lange, lange mit dir?« sagte sie.

Ich drückte immerfort begütigend ihre Hände, die ihre weiche, mädchenhafte Form bewahrt hatten, aber sehr bleich waren.

»Laß doch!« bat sie klagend. »Es ist wohl itzt nicht die Stunde, von mir zu reden. Vielmehr wäre es Zeit, von dir zu handeln. Hättest du mir wahrlich nichts zu sagen, Johannes?«

Ich senkte den Kopf. Ihre Worte waren wie Mauernbrecher, so um so nachhaltiger pochen, je bedachtsamer ihre Stöße fallen.

»Ich weiß es ja,« fuhr sie überredend fort; »aber das hilft dir nicht allein. Du mußt es mir sagen und die Last anheben, damit sie ins Rollen gerät.«

»Was weißt du?« horchte ich auf. »Daß meine Heilkraft versiegt ist ... Daß diesen Morgen der Brief kam ...«

Ihre Hand strich durch die Luft, als wische sie Überflüssiges hinweg. »Das sind ja alles Nebendinge. Aber jenes, so dir anhaftet, seit wir einander kennen, das unselige Erbe, so dich immer quält und doch nichts ist denn eine törichte Einbildung! Ich weiß, daß es dich bis an den Rand des Lebens trieb; ich weiß, wohin du gehen wolltest. Nun rede, Johannes!«

Ich erschauerte unter ihren Worten. Tat sich mir die naturhafte Hellsicht des Weibes kund, oder wußte sie es von einem, der meinem Vater vertraut war? Die Kräuter-Brigitt?

Aber als hätte sie mein Deuteln wahrgenommen, fuhr sie fort: »Ich weiß es daher, woher du es weißt. An jenem Tage, da du mich auf der Suche nach der Wiege fandest, habe ich das furchtbare Buch der Waller gefunden und darin gelesen.«

»Das Buch?« rief ich. »Wo ist es?«

Ihre Hände lagen verklammert auf ihrem Herzen. »Ich habe es verborgen und seiner gehütet an die fünfundzwanzig Jahre. Ich werde es dir nicht ausliefern, denn du, Johannes, unterwarfst dich den dunklen Gewalten; ich aber will nicht rasten, bis ich sie wie einen Rauch verflüchtigt habe.«

Meine Blicke hingen an dem Zeitlosenstrauß, der neben ihrem Lager auf dem Tisch stand, und mir war, als risse in mir etwas voneinander, und eine große Helligkeit gehe in machtvollen Wellen über mich dahin. Ich konnte plötzlich in der Tiefe wieder Atem schöpfen. Denn das prophetische Wort des Weibes auf der Himmelpfortenwiese sah ich plötzlich erfüllt: während ich auf die Erlösung durch die Zeitenlose, die Treue, harrte, war sie ein Leben lang neben mir mit Hut und Pflege geschritten, war mit der Not gewachsen und war stärker geworden denn alles. Nun wußte ich, was sie so viele Jahre gelitten hatte, was ihre Wangen bleich gemacht und ihr jugendliches Lächeln ausgelöscht hatte. Ich hatte nur auf mich und meine Not geblickt; nun sah ich, daß auch sie neben mir schwer getragen hatte, und vielleicht schwerer als ich. Ich schämte mich nicht, daß ein Schluchzen meine Brust hob, und aufweinend legte ich mein Haupt in meiner Frauen ausgebreitete Hände. — — —

Jeder, so dieses liest, wird begreifen, daß das unsagbar ist, was zwischen ihr und mir jetzt verhandelt ward, und daß ich die Feder hinlege und diese Stunde für mich allein durchkoste. Es gibt Zeiten, die so durch ihre Heiligkeit erhoben sind, daß nichts daran rühren darf, auch kein Wort. Genug, daß ich in ihre Seele legte, so ich auf meinem Kreuzweg durchlebt: die Angst vor einem gesollten gewalttätigen Ende; die Not, unter Gottes Gericht zu stehen, und als Letztes die Vorladung vor der Menschen Richterspruch. Dies alles sagte ich ihr, und da ich es sagte, ward ich frei davon. —

Ein starker Wind war aufgekommen und stieß in heftigen Stößen wider das Haus, daß die Butzen in ihren bleiernen Ringen bebten. Um uns aber war ein großer Friede, und als ich mich endlich zu spätem Schlummer niederstreckte, war mir, als sängen Engel in süßer Weise die Worte des Epitaphs:

Hoffart warf mich elend nieder,
Elend gab mir Demut wieder.

Als ich spät am Tage erwachte, war die Luft von einem seltenen Brausen erfüllt. Ich trat an das Fenster, den Vorhang zurückzustreifen: da lag der Himmel über mir in einer giftig-gelben Färbung, und bleigraues Gewölk jagte vor dem Sturm dahin, der alle Gassen und Häuser mit seinem Schnauben füllte.

Ich wandte mich dem Lager Elses zu, zu sehen, ob sie trotz dem Tumult schliefe. Das Lager war leer und geglättet. Ich stieg bald hernieder und fragte nach der Hausfrau, aber mir ward von der Schaffnerin der Bescheid, daß die Frau in aller Frühe sich reisefertig gerüstet habe und davongegangen sei. Sie habe nichts verlauten lassen, welches ihr Ziel sei; nur daß sie bei dem Ackerbürger Wendeborch ein Gefährt bestellt, habe die Alte vernommen.

Ich stand bei dieser Kunde wie erstarrt. Was konnte die Ursache dieses Weggangs, so fast einer Flucht glich, sein? Ich ward auch nicht sonderlich beruhigt, da ich auf meinem Tisch einen Pergamentschnitzel von Else beschrieben fand: Harre in Geduld! Bald bin ich bei dir.

Sie bei diesem tobenden Tanz der Elemente draußen zu wissen, störte alle Unruhe in mir auf.

Es war, als sei das höllische Gejaid auf die Erde losgelassen. Ein Sturm blies vom Brocken her, so alles zerknickte und zerstampfte. Er riß

das bunte Narrenkleid des Herbstes von den Bäumen, so daß diese in wenigen Stunden kahl standen; er warf das Dach meines väterlichen Hauses, so ich in Mietzins gegeben, zur Erde und zerrte das neugewachsene Rankwerk aus den Mörtelfugen. Aber trotz seinem Ungestüm war eine schwüle Bangnis mit ihm, als sei er der Bote größeren Unheils. Die Weiber schrien auf den Gassen, aber lauter schrie mein Herz nach der, die ich diesem Toben preisgegeben wußte; und wenn die Kinder mich nach dem Verbleib der Mutter fragten, so schüttelte ich stumm den Kopf. Ich war im Wendeborchschen Haus gewesen, doch da wußte man nicht mehr, als daß der Mann mit seinen zwei Rössern unterwegs sei.

Am Abend mit der Dunkelheit kam das Unheil über das Land mit Graupeln, Blitzen und Donner, und Wasserfluten stürzten sich herab, als wollten sie alles Leben auf der Erde ersäufen. Die Nacht verging, ein lichtloser Morgen kam, der Tag verrann, und wieder kam das Dunkel — Else kam nicht. Der Schwüle folgte eine jämmerliche Kühle; dem Windestoben die Schneestille. Weiß rann es am Morgen des dritten Tages vom Himmel und deckte alle Wege mit weißem Leilach.

Wahrlich, es kostete mich viel, aus den wenigen hinterlassenen Worten meiner Frau noch Zuversicht für das Leben zu schöpfen. Heut weiß ich, daß ich auch dies erdulden mußte, denn nur den Wert dessen erkennt man, das man zu verlieren fürchten muß.

Endlich gegen den Abend des dritten Tages klingelten Schlittenkufen vor das Haus. Eine Stimme rief nach mir, ich stürzte hinab: es war mein Weib, so ich frosterstarrt in das Haus trug. Und kein andrer Gedanke war in mir mächtig als der des Dankes. Droben aber verlangte sie mit mir allein zu sein, und als sie der Sprache wieder mächtig war und die Wärme ihre Starre zu lösen begann, da legte sie die Arme um meinen Hals wie damals, da sie sich mir verlobte.

»Nun bist du ganz frei, Johannes, und sollst wissen, wie ich es erlangt. In Stolberg war ich und habe vor Seiner Gräflichen Gnaden einen Kniefall getan, damit er die verleumderische Anklage niederschlage. Und, Johannes, ich fand offene Ohren, denn man war deiner Hilfe an der Frau Gräfin eingedenk.«

Ich fing sie, als sie erschöpft in meine Arme sank, auf und bettete sie auf ihr Lager.

Und nie habe ich so andachtvoll mich vor der Größe eines Menschen gebeugt wie vor der Treuetat dieser Frau. — — —

So ende ich, Johannes Waller, indem ich die letzte Seite aufschlage, dieses Buch und die Historie von eines Geschlechtes Segen und Fluch. Und ich bin der festen Zuversicht, daß mit der Geschichte meines Hauses auch sein Leid ende. Denn die Kräfte sterben an der Zeit, wenn sie von andern Mächten nicht gerufen werden. Und was sollte sie itzt rufen? Unsre Zeit ward arm an Glauben, dürftig an Lieben, und von Hoffen weiß sie nicht.

Zuweilen scheint es mir, als wolle es auch für die Erde Abend werden, und als sei ihr Tag in der Neige.

Aber dann tritt die Zeitenlose, die Treue, wieder ans Licht, wie ich sie in meiner Frau sehen durfte, und füllt die traurigen Gründe mit Klarheit.

Euch, meinen Söhnen Paul und Helge, und euch, meinen Töchtern Sunhild und Gerlinde, sage ich dies als mein Vermächtnis: Ich will, daß ihr eure Mutter ehret, denn sie ist das Feinste und das Erhabenste zugleich, eine Wolke zu Gottes Fuß und der Gang zu seinem Thron. Was opfern heißt und was das Verströmen in Liebe ist, das kennt nur sie. Und um ihr heimliches Weinen weiß allein Gott. Denkt, wenn ihr anders wollt als sie, daß ihr anders wollen könnt, aber nicht besser.

Und darum will ich, daß ihr eure Mutter ehrt, weil Treue nur der erntet, der sie gesät.

Wenn ihr auch das Bluterbe eurer Väter nie antretet — andre Mächte werden euer Leben füllen, es verschatten und zerstören. Wohl dem, der in seinem Herbst die Zeitenlose auf der Wiese vor der Himmelpforte findet! Wohl dem, der sich in der Treue sicher weiß!

Tristan im Herbst

Da hielten mystisch Hochzeit alle Geigen
Im sammetschwarzen Abendschattenschweigen,
Als Tristan durch die Waldesstille ging
Und sich der Wind in seiner Harfe fing.

Er fiedelte sich ein in ihre Saiten,
Da huben sie das Lied der Jahreszeiten,
Die Gottessymphonie, zu singen an.
Verzückt erlauschte es ein Reh im Tann.

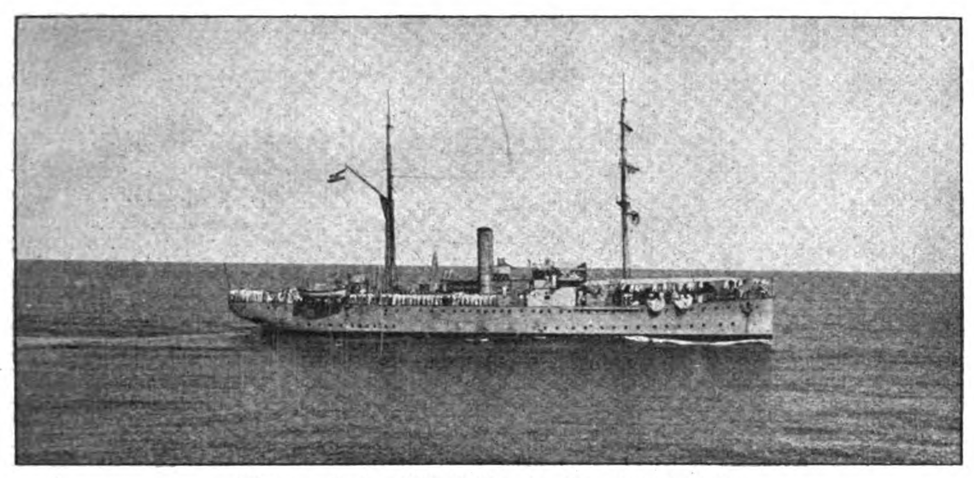
Die Nacht erschloß die hellste Sternendolde,
Doch Tristans Sinn schien herbstlich gramumflort,
Sein frommes Herz vom Mondesdolch durchbohrt ...
Verglomm sein Lebenssommerglück: Isolde?

Arthur Silbergleit



W. Kunze: Vor der Hauptwache in Frankfurt a. M.





»Meteor« in den Windstillen des Äquatorialgebietes

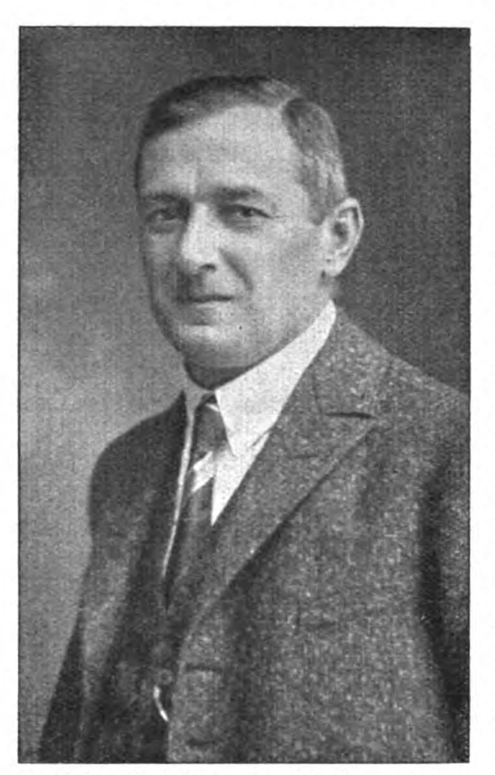
Von der Deutschen Atlantischen Expedition auf dem Forschungsschiff »Meteor« 1925/1927

Von Dr. G. Wüst
Ozeanographen der Expedition

Zwei Drittel unsrer Erdoberfläche sind mit Wasser bedeckt, werden von den drei gewaltigen Ozeanen eingenommen. Während die Landflächen im wesentlichen als erforscht gelten können, herrscht über die von den Meeren verhüllten weit größeren Gebiete der Erde und über die Vorgänge in diesen ungeheuren Wassermassen noch ziemliches Dunkel. Noch nie hat der Fuß des Menschen den Boden der Tiefsee betreten, niemals ist es ihm gelungen, etwa mit Tauchapparaten in größere Tiefen vorzubringen. Der weitverbreitete Glaube, daß es auf diese Weise möglich sein wird, Fortschritte in der Tiefseeforschung zu erzielen, ist irrig; denn wegen der enormen Drucke in der Tiefsee werden solche Tauchversuche immer auf die oberste dünne Deckschicht der Ozeane, auf die Flachsee, beschränkt bleiben. Von den gewaltigen Räumen und dem Boden der Tiefseebecken, die Tiefen von 3000 bis 6000 Meter, in einzelnen Gräben bis 10 000 Meter aufweisen, kann der Mensch nur mittelbar, durch Versenken von Tiefseeloten, Tiefseethermometern, Wasserschöpfern, Strommessern und für biologische Zwecke durch Schließnetze Kunde erhalten. Deutschland hat von jeher an dieser Erforschung der Meere durch Tiefsee-Expeditionen einen großen Anteil gehabt. Doch, sehen wir ab von den europäischen Randmeeren (Nord- und Ostsee), die ja nur seichte Überschwemmungen der Kontinente darstellen, so hat es sich bei den bisherigen ozeanographischen Forschungsfahrten mehr oder weniger um extensive Forschung, um Gewinnung von Stichproben auf isolierten Schiffskursen gehandelt. So hatten es z. B. sämtliche Tiefsee-Expeditionen aller Zeiten und Nationen in allen drei Ozeanen nur auf insgesamt 5000 Tiefsee-Lotungen (über 4000 Meter) gebracht, d. h. im Durchschnitt fiel auf eine Fläche von der Größe der Schweiz nur eine Lotung!

Hier ist nun Deutschland bahnbrechend vorgegangen durch die Entsendung der Deutschen Atlantischen Expedition auf dem Vermessungs- und Forschungsschiff »Meteor«. Diese bisher größte ozeanographische Expedition hat eine systematische räumliche Aufnahme des Bodens des Atlantischen Ozeans und seiner Wassermassen zwischen der südlichen Eisgrenze in 64° Südbreite und dem nördlichen Wendekreise in 2¼jähriger Tätigkeit durchgeführt.

Wem verdankt dieses große Forschungswerk seine Entstehung? Da sind vor allem zwei Persönlichkeiten zu nennen: Prof. Dr. Alfred Merz, der Planleger und wissenschaftliche Leiter der Expedition, und Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, der Präsident der »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft«, der Vater der Expedition. Durch jahrelange Beschäftigung mit den



Prof. Dr. Alfred Merz, der Planleger und erste wissenschaftliche Leiter der Expedition, gest. 16. August 1925 zu Buenos Aires

Problemen der ozeanischen Zirkulation war Merz zu umstürzenden Auffassungen gelangt, und es brannte in ihm das Verlangen, durch eine große, systematisch angelegte Forschungsreise seine neuen Theorien zu überprüfen und dieses Fundamentalproblem der Meeresforschung für den Atlantischen Ozean seiner Lösung zuzuführen. Schmidt-Ott erkannte, daß es sich hier um eine dem Ansehen der deutschen Nation würdige wissenschaftliche Großtat handelt, und stellte die Mittel der »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft« für ihre Durchführung bereit. Die Marineleitung, die ihrerseits schon seit Jahren den Plan verfolgte, auf einer großangelegten Forschungsfahrt wieder auf dem Weltmeere die Flagge der neuen Reichsmarine zu zeigen, stellte das Vermessungsschiff »Meteor«, zu dem ein schon 1917 vom Stapel gelaufenes, nicht fertiggestelltes Kanonenboot nunmehr umgebaut wurde, mit einer geschulten Besatzung in den Dienst dieser wissenschaftlichen Aufgabe. Die Durchführung der wissenschaftlichen Untersuchungen lag in den Händen von neun Gelehrten, von denen nach vorheriger Verabredung einige gegeneinander ausgetauscht wurden. Es waren die Ozeanographen Prof. Dr. Defant, Dr. Schumacher, Dr. Böhnecke, Dr. Meyer und der Verfasser, der Biologe Prof. Dr. Hentschel, die Chemiker Dr. Wattenberg und Dr. Quasebarth, der Geologe Dr. Pratje, der Mineraloge Prof. Dr. Correns und die Meteorologen Prof. Dr. Reger und Dr. Kuhlbrodt. Der wissenschaftliche Leiter, Prof. Dr. Merz, konnte nur noch an den ersten Untersuchungen auf See teilnehmen, dann raffte ihn, schon im August 1925, eine schwere Lungenentzündung in Buenos Aires dahin. Ein tragisches Geschick versagte es ihm, die Früchte seiner Lebensarbeit reifen zu sehen. Die Gesamtleitung der Expedition ging damit auf den Kommandanten des Schiffes, Kapitän z. S. Spieß, über. Die militärische Besatzung setzte sich zusammen aus einem Stab von neun Offizieren, denen die nautischen und Vermessungsaufgaben zufielen, und einer



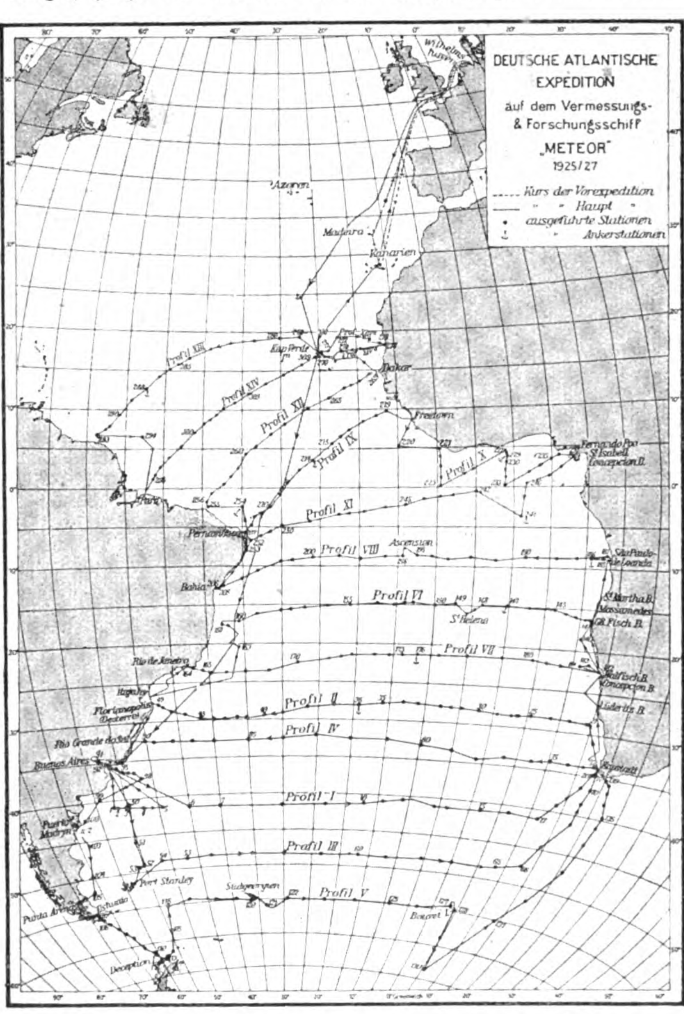
Aufn. Scherl

Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, der als Präsident der »Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft« die wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition ermöglichte

Mannschaft von 115 Köpfen, von der ein Teil als Laboranten bei den wissenschaftlichen Untersuchungen ausgezeichnete Dienste leistete.

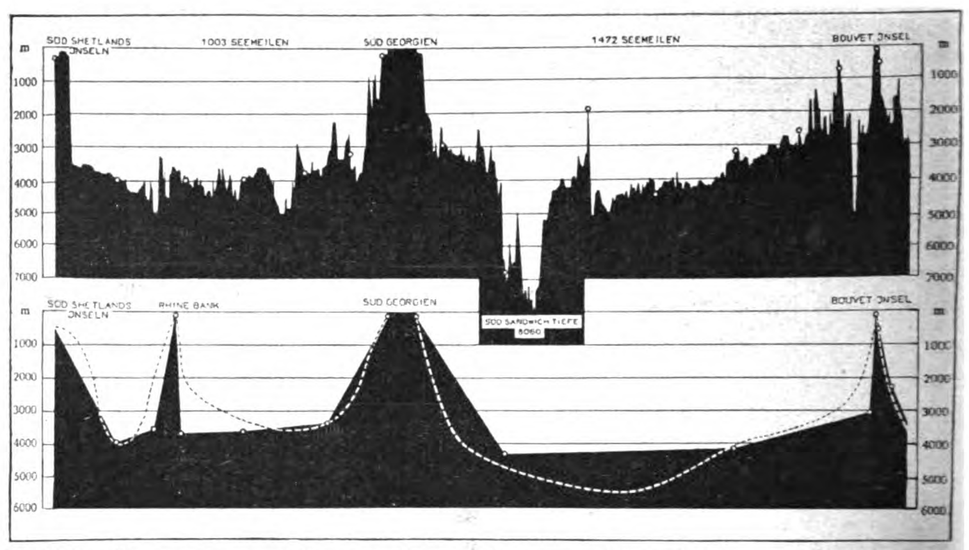
Das Vermessungs- und Forschungsschiff »Meteor« ist nur ein kleines Fahrzeug. Es hat bei 75 Meter Länge und 10 Meter Breite nur ein Deplacement von 1200 Tonnen, also die Größe eines modernen Torpedoboots. Das Schiff hat sich aber trotz seiner Kleinheit selbst in den stürmischen Westwindzonen des Südatlantischen Ozeans als sehr seetüchtig erwiesen, so daß die schwierigen wissenschaftlichen Tiefseearbeiten auf den Stationen auch bei schwerem Wetter durchgeführt werden konnten. Nach den Vorschlägen von Prof. Merz war es mit modernen wissenschaftlichen Lotmaschinen und Apparaten für Tiefseeforschung ausgerüstet, besaß zwei chemische Laboratorien, glich überhaupt in seinen wissenschaftlichen Einrichtungen einem schwimmenden Forschungsinstitut.

Die Hauptziele der Expedition waren dreifacher Art: Einmal galt es, das Relief und die geologische Beschaffenheit des Meeresbodens durch engabständige Lotungen zu entschleiern, zweitens die Schichtung der Wassermassen nach ihren physikalischen, chemischen und biologischen Eigenschaften festzustellen, und schließlich winkte als letztes und vornehmstes Ziel, die Tiefwasserbewegungen abzuleiten, die diese Schichtung verursachen. Um diese drei Aufgaben zu lösen, hat »Meteor« den Atlantischen Ozean in 777 Tagen vierzehnmal durchquert und dabei einen Weg von 67535 Seemeilen (= 120400 Kilometer), also eine Strecke, die dem dreimaligen Umfahren der Erdkugel entspricht, zurückgelegt. Die Untersuchungen begannen im Süden, im Bereich der stürmischen Westwinde und des südlichen Eismeeres, und wurden in der Reihenfolge der Numerierung der Profile in den Tropen zu Ende geführt. Eine jede Durchquerung des Ozeans beanspruchte rund vier bis fünf Wochen; die Punkte stellen die ozeanographischen Stationen dar (Abbild. S. 275).



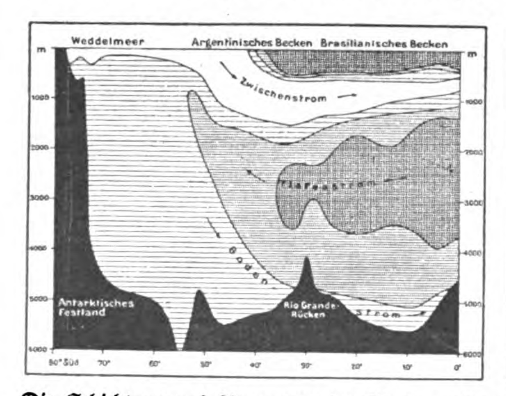
Reisewege und Untersuchungsstationen der Expedition
Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin

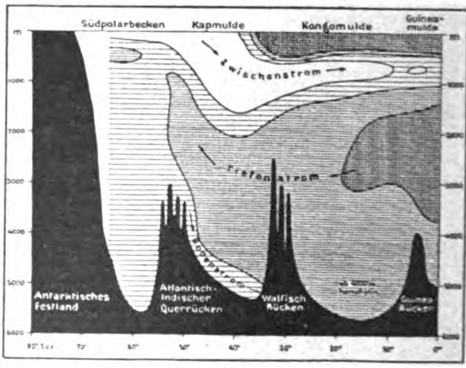
Die Feststellung der Meerestiefen erfolgte auf dem »Meteor« einmal nach der bisher üblichen Methode der Drahtlotung mittels der Lucas-Lotmaschine, mit der bis 1 Meter lange Bodenproben aus dem



Profil des Meeresbodens zwischen Süd-Shetland-Inseln und Bouvet-Insel nach den Echolotungen des »Meteor« (oben) und nach den Lotungen der früheren Expedition (unten) in starker Überhöhung
Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin

Meeresboden zur geologischen Untersuchung heraufgeholt wurden; zum andern machte »Meteor« als erstes Forschungsschiff ständigen Gebrauch von der neuen umwälzenden Erfindung der Echolotung, die es gestattet, bei voller Fahrt des Schiffes auf akustischem Wege fortlaufend die Meerestiefen zu registrieren. »Meteor« hat mit diesen Echolotapparaten insgesamt 67 300 Tiefseelotungen erzielt, die gegenüber den bisher für dieses Gebiet vorliegenden 3000 Drahtlotungen schon rein zahlenmäßig einen großen Fortschritt darstellen. Wie groß die Bereicherung unsrer Kenntnisse von den Meerestiefen innerhalb der Profillinien ist, läßt die Gegenüberstellung der alten Auffassung und der neuen Echolotbefunde für das südlichste Profil deutlich erkennen (Abbild. S. 276). An Stelle der großen Gleichförmigkeit des Meeresbodens, die man bisher für die einzelnen Tiefseebecken annahm, sieht man jetzt ein stetes Auf und Ab, findet man gewaltige Grabeneinbrüche (im Südsandwichgraben mit 8050 Meter die bisher unbekannte größte Tiefe des Südatlantischen Ozeans) und verhältnismäßig steile Aufragungen zu unterseeischen Schwellen und Bänken. Naturgemäß wird durch diese Echolotprofile das Gesamtbild





Die Schichtung und Bewegung der Wassermassen in zwei Längsschnitten durch den Südatlantischen Ozean. Links: Schnitt durch die westlichen Tiefseebecken; rechts: Schnitt durch die östlichen Tiefseebecken. Die Schichten geringen Salzgehalts weiß, die hohen Salzgehalts dunkel schraffiert
Aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin



Aufn. Pratje

Aerologischer Drachenaufstieg. Drachen mit meteorologischen Registrierinstrumenten werden vom Achterdeck aus emporgelassen

stoppte »Meteor« für acht bis zwölf Stunden, und es wurden mit Hilfe der großen Serienmaschine an einem Drahtseil Serien von Tiefseethermometern und automatisch schließenden Zylindern (Wasserschöpfern) in alle Tiefenschichten herabgelassen, die nach erfolgter Funktion aufgeholt, abgelesen und untersucht wurden. Da für solche Ermittlung der Tiefwasserbewegungen aus der Schichtung schon die kleinsten Unterschiede von Temperatur und Salzgehalt bedeutungsvoll sind, mußten die Tiefseethermometer auf $^{5}/_{1000}$ Grad Celsius genau abgelesen, der Salzgehalt des Meerwassers auf Milligramm festgestellt werden. Nicht weniger genau waren die übrigen chemischen Untersuchungen an den heraufgebrachten Wasserproben auf Gasgehalt, Gehalt an Edelmetallen (beim Gold auf $^{1}/_{10\,000}$ Milligramm). Vom Biologen wurde der Gehalt an kleinsten Lebewesen, dem sogenannten Plankton, durch Zentrifugieren und Auszählen der Wasserproben ermittelt.

Aus diesen Beobachtungsdaten, die durch die Forschungen des »Meteor« nunmehr nahezu für 10000 Tiefen-

vom Bodenrelief nicht annähernd so vervollkommnet werden wie in diesem Beispiel, da zwischen den einzelnen 500 bis 900 Kilometer entfernten Querprofilen nur die spärlichen alten Drahtlotungen vorliegen. Immerhin ist ein gewaltiger Fortschritt unsrer Kenntnisse von den Formen des Meeresbodens erzielt.

Die Feststellung der Schichtung der Wassermassen erfolgte auf mittelbarem Wege an den 310 ozeanographischen Stationen, die ein Netz über das gesamte Untersuchungsgebiet legen. An jedem dieser Punkte



Aufn. Wüst

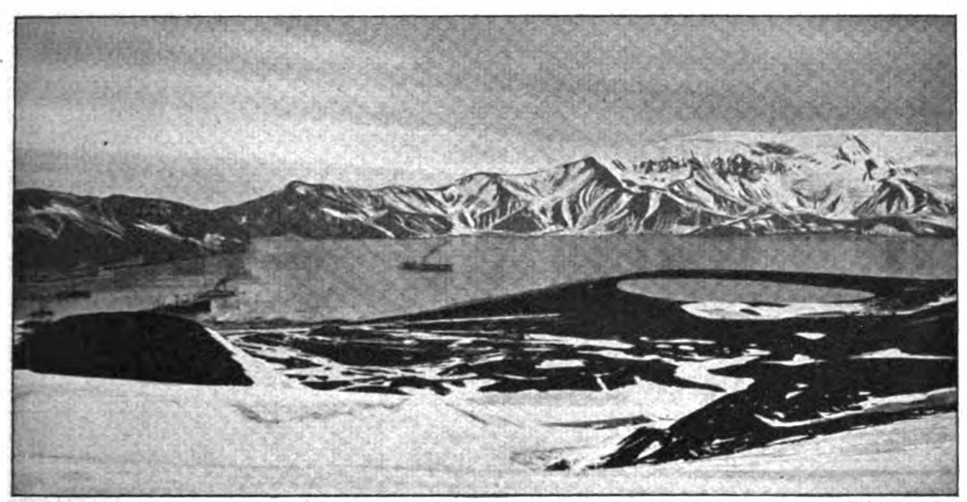
Die ozeanographische Serienmaschine. Dieser kleine Kran ist mit einer 8000 Meter langen Drahtlitze bewickelt, an der lange schmale Zylinder (Wasserschöpfer, im Bilde rechts) mit Tiefseethermometern befestigt und in die Tiefe gelassen werden

punkte des Ozeans vorliegen, erhält man ein genaues Bild der vertikalen Schichtung und ist imstande, hieraus, also auf indirektem Wege, die Tiefwasserbewegungen abzuleiten. Dies mögen zwei Längsschnitte durch die beiden Hälften des Südatlantischen Ozeans veranschaulichen, die durch einen in der Längsachse des Ozeans verlaufenden Längsrücken, die atlantische Zentralschwelle, getrennt sind (Abbild. S. 276). Man denke sich die Tiefseebecken des Westatlantischen und des Ostatlantischen Ozeans in der Längsrichtung aufgeschnitten, dann erhält man zunächst zwei Profile des Meeresbodens, wie sie im Diagramm in starker Überhöhung durch einen schwarz angelegten Block dargestellt sind. Die Schichtung der Wassermassen ist durch eine verschieden starke Schraffur angedeutet, und zwar sind die salzreichsten Schichten (über 34,90 Gramm pro Liter) am dunkelsten schraffiert. Aus den beiden Schnitten erkennt man, daß von Norden her ein mächtiger salzreicher Strom, der »Nordatlantische Tiefenstrom«, zwischen 1500 und 3500 Meter Tiefe nach Süden vordringt, um in 50° S bis auf 1000 Meter aufzusteigen, und daß in umgekehrter Richtung in rund 800 Meter ein salzarmer Strom — der »Antarktische Zwischenstrom« —, der um 50° S von der Oberfläche abgesunken ist, zum Äquator vordringt. Diese Tiefenzirkulation ist in den beiden Ozeanhälften verschieden stark entwickelt, und man erkennt aus dem Vergleich der beiden Schnitte unschwer die Einwirkung des Reliefs des Meeresbodens. Diese neuen Entdeckungen betreffen eins der großartigsten Phänomene des Erdballs, das durch seine Beziehungen zum Klima und zu den Oberflächenströmungen, zur Dichte des ozeanischen Lebens und zu den Fischereigebieten der Meere von ausschlaggebender Bedeutung ist nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Wirtschaft des Menschen. Handelt es sich doch um gewaltige Fernwirkungen: »Meteor« konnte chemisch die letzten Spuren des in 30° N absinkenden Nordatlantischen Tiefenstromes noch in 64° S, nachdem also die Wassermassen in der Tiefe einen Weg von rund 10 000 Kilometer zurückgelegt haben, nachweisen.



Deutscher Jungmädchenbund im Meteor-Festzuge in Windhuk (Südwestafrika) Aufn. Rink, Windhuk

Diese auf indirektem Wege gewonnenen Ergebnisse über die Tiefwasserbewegungen wurden von Zeit zu Zeit auf der Expedition geprüft durch direkte Strommessun-



Aufn. Wattenberg

Deception-Insel (Süd-Shetland-Gruppe). »Meteor« und Kochschiffe der Walstation in der Kraterbucht Port Foster

gen in der Tiefsee. Solche sind sehr schwierig anzustellen, da hierzu mitten im offenen Ozean ein fester Punkt geschaffen werden, d. h. das Schiff auf großen Tiefen verankert werden muß. »Meteor« besaß als erstes Schiff in der Geschichte der Schiffahrt eine Tiefsee-Ankereinrichtung, die im wesentlichen aus einer 7500 Meter langen drallfreien, konisch gesplißten Stahltrosse von 36 bis 50 Millimeter Dicke und einer Trossenrolle bestand, und die es ihm gestattete, auf Tiefen bis 6000 Meter zu ankern. Zehnmal konnte »Meteor« bei ruhigem Wetter dieses schwierige Manöver auf Tiefen bis 5800



Aufn. Wüst

Para (Belem), die Hafenstadt des Amazonasgebietes



Aufn. Wüst

Spanische Missionsstation im Inneren der tropischen Insel Fernando Po

Meter ausführen und durch Tage hindurch mit empfindlichen Strommessungsapparaten die feinen Tiefenströmungen bis 2500 Meter Tiefe unmittelbar messen.

Neben diesen ozeanographischen Hauptarbeiten erfolgten täglich regelmäßige aerologische Drachen- und Ballonaufstiege, durch die vor allem die Windverhältnisse bis zu großen Höhen (10 bis 20 Kilometer Höhe) erforscht wurden. Die Ergebnisse dieser meteorologischen Untersuchungen werden von grundlegender Bedeutung für den geplanten transatlantischen Luftverkehr Südamerika—Europa sein.

Tag und Nacht, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, wurden die Arbeiten auf dem »Meteor« in ständig gleichbleibender Wiederholung durchgeführt. Und hierin, in dieser Eintönigkeit der Arbeiten und dem Fehlen interessanter Tierfänge lag vielleicht die Hauptschwierigkeit dieser Tiefsee-Expedition. Für manche Strapazen und Erschwernisse der Reise wurden wir entschädigt durch die großartigen Natureindrücke, die das Meer in seinen verschiedenen Klimazonen, in seinem steten Wechsel des Seeganges und der Beleuchtung darbietet. Kurze Reisen in das Innere, Durchquerungen von Inseln, wie z. B. der märchenhaften Tropeninsel Fernando Po, ließen uns mit Entzücken die Pracht der tropischen Vegetation erleben.

All diese Eindrücke wurden aber überstrahlt von den Erlebnissen bei den Auslanddeutschen, ihrem überwältigenden Treubekenntnis zur alten Heimat und der Freude und Liebe, mit der sie den »Meteor« als den Boten der Heimat empfingen. Am festlichsten gestalteten sich diese Wiedersehenstage in den großen geschlossenen Kolonien Auslanddeutscher, bei den Südwestafrikanern in den überwiegend deutschen Städten Windhuk und Swakopmund und bei den Deutschbrasilianern in dem anmutigen deutschen Städtchen Blumenau in Brasilien. In allen Häfen des Auslandes, die das Schiff anlief, fand die Expedition die gleiche ausgezeichnete Aufmerksamkeit der Behörden und der Bevölkerung und die gleiche herzliche Aufnahme durch die Deutschen; der »Meteor« konnte somit neben der wissenschaftlichen Aufgabe den zweiten nicht minder wichtigen politischen Zweck, den besonders die Marine verfolgte, mit gutem Erfolge erfüllen.

Das Engelskonzert des Meisters Matthias

Von Charlotte Dahms

Ihre Augen hingen sehnsüchtig an dem Kapellenschlüssel, den der junge Gehilfe unschlüssig um die Finger drehte; schier so geheimnisvoll wie der große Himmelsschlüssel Petri dünkte er sie. »Nur einmal hineinschauen, durch einen Spalt nur -- weiter nichts!«

»Ich darf nit, Jungfer —«, er mußte sich jedesmal einen Ruck geben, um nicht du zu ihr zu sagen, so völlig kindlich sah sie aus mit den schmalen Schultern und dem dünnen Hälschen, das rührend wie ein kleiner Vogelhals aus dem eng gefältelten Linnen wuchs; mit einer Hand könnte man's umspannen, dachte er und fühlte sich nachgiebig werden. »Warum bittet Ihr nit den Meister selbst?«

Sie blinzelte nachdenklich in die bunten Abendlichter der Glasmalereien. »Einmal hab' ich durchs Schlüsselloch geschaut, es war, als ob die Sonne hinter so einem Fenster stand, nur Licht und Farbe. Ihr dürft immer bei ihm sein, bitte, erzählt!«

»Er schickt mich oft fort und erklärt mir nur wenig. Was er da malt, ist hold und schlimm zugleich.«

»Beschreibt mir das Holde!«

»Da sitzt unsre Frau im Blumengarten, hat das Kind aus der Wiege genommen; ein wenig zerrissen sind die Windeln; ein zierlich Töpfchen steht auch dabei. Gegenüber in einer Halle musizieren Engel, der schönste ist vorn der große von der Farbe der Morgenröte. Er spielt die Bratsche und schaut wie in ewiger Anbetung auf Mutter und Kind. Schön, wie es jetzt die welschen Maler verstehen, ist er freilich nit, aber ich weiß mir nichts Andächtigeres als diesen Engel. — Gemalt hat er daran wie im Fieber, nit losgelassen hat's ihn, bis zu jenem Markttag, da mit allerlei fahrend Volk unheilig Weibszeug hier durchzog. Ob ihm eine was angetan hat, ich weiß es nit. Aber seither hat er's nimmer angerührt. Das andre ist derweil geworden, das schlimme, des heiligen Antoni Versuchung. Kalt wird's einem in der Herzgrube, wenn man's anschaut; als wenn die ganze Hölle losgelassen wäre, tobt der Spuk um den heiligen Mann, der am Boden liegt und sich hart wehrt. Oft hängt er ein Tuch über das Bild, es quält ihn wohl selbst. Und dann hockt er vor dem Engelskonzert und tut doch kein Strichelchen daran oder läuft stundenweit in die Wasgenberge und schaut das Licht der Sonnenuntergänge, die hier schöner sind als bei uns daheim. Dämonen, sagt er, trieben ihn um und verstörten ihm sein Denken.«

»Dämonen?!« — abwehrende Angst sprang in ihren Augen auf — »scherzt nit, man soll sie nit beschwören!«

»Freilich nit! Ich tät's auch nimmer —«

»Etwan — er —?« Sie fühlte es kühl über den Nacken gehen. Der Meister Matthias — so blutwenig wußte man von ihm, und wohnte doch schon seit dem ersten Pinselstrich an seinem großen Altarwerk bei ihren Eltern, wortkarg und eigenbrötlerisch, so ein Eingänger und Sinnierer, der viel mit sich selbst redete. Etwas Eignes war es schon um ihn. Scheu flatterten ihre Hände an des Gehilfen verschnürten Ärmeln hinauf: »Bitte, erzählt weiter!«

Der zuckte die Achseln. »Ich weiß nichts, nur das Bild erzählt. Unheimliche Gesichte muß er haben, um so malen zu können, das ist alles geschaut und nit erklügelt. Glaub's schon, daß er's nun nimmer loswird. Derlei frißt sich ein ins Gemüt.«

»Der Arme — —!«

Eine Hand legte sich leicht auf ihren Scheitel: »Was tust du hier, Kind?«

Verwirrt starrte sie in Meister Matthias' zerarbeitetes Gesicht und schlich davon. —

Draußen über den Wasgenbergen stand der Abendhimmel wie ein Goldmosaik. Die mächtige Linde vor der Klosterkirche atmete schwer im eignen honigsüßen Duft. Sie reckte mit einem kleinen Seufzer die Arme — sah einer Fledermaus nach, die lautlos über den Platz zackte. Ob sie sich doch einmal ein Herz faßte und ihn selbst bat — vielleicht morgen, wenn sie ihm wieder das Essen hinüberbrachte...

Aber als sie dann mit dem Korb am Arm über den mittagstillen Kirchplatz ging, war es doch sehr schwer, den Mut wieder zusammenzubringen. Geblendet tappte sie in die leere dämmerkühle Kirche; als sie an die Kapellentür klopfte, gab es im Chor ein leises Echo. Und wieder, wie jeden Tag: »Setz' nur den Korb vor die Tür!«

Aber diesmal wagte sie eine Antwort: »Es wird kalt werden —«

Drinnen blieb alles still. Da kauerte sie sich mit hochgezogenen Knien auf ein Betschemelchen und stützte das heiße Gesicht in die Hände. Vor ihr auf den Steinfliesen lag ein roter Lichtkringel; wenn sich die Blätter vor dem Fenster bewegten, wurde er ausgelöscht und blühte wieder auf. Unentwegt starrte sie auf den glühenden Punkt, bis es vor ihren Augen zu schwimmen begann. Und aus spielenden Lichtern und kreisenden Schatten löste sich das Bild, das sie heute morgen fand, als sie sein Zimmer aufräumte, dieser St. Sebastian mit dem stillen, schmerzlichen Gesicht, das Zug für Zug an den Meister Matthias erinnerte. Sie schloß die Augen, öffnete sie wieder, immer deutlicher wurde es, und der tanzende rote Lichtkringel saß jetzt ganz still, gerade auf der Stirn zwischen den etwas tiefliegenden Augen. Merkwürdig sah das aus, wie eine Wunde — und dann wieder wie eine kleine flackernde Gloriole, die sich geheimnisvoll nach innen verlor und als stilles Leuchten in den Augen liegenblieb. — Ein Stuhl wurde drin zurückgeschoben. Durch den Türspalt langte eine Hand nach dem Korb. »Du bist noch immer da?« fragten die sonderbar inwendigen Augen des St. Sebastian.

»Ich wollt' Euch bitten, so gar sehr bitten: laßt mich nur ein einziges Mal Euren Altar sehen, nur ein Stückchen davon, nur einen Flügel!«

Er hörte kaum, was sie sagte — was verstand so ein Geschöpflein von seinem großen Altarwerk? Er sah nur das Flimmern des Lichts auf blondem Haar im engen Türrahmen, sah das helle Gesicht, angeleuchtet vom helleren Weiß des gefältelten Linnens. »Halte den Kopf ein wenig zur Seite, ja so, ganz weich, als wenn du dich über etwas niederbeugst —« Nein, für eine Madonna war sie noch zu sehr Kind, aber für einen Engel... »Komm einmal herein!«

Eingesperrtes Kapellenlicht, Duft von Farben und Öl. Sie klemmte sich in eine Nische, die große Wunscherfüllung versetzte ihr schier den Atem. Ihr erster Blick traf das Marterholz, fahl leuchtend aus trostloser Finsternis. Ihre schmalen Schultern zogen sich fröstelnd zusammen, so furchtbar hatte sie sich dieses Sterben nie vorgestellt, auch nicht, wenn sie den schmerzhaften Rosenkranz betete.

»Warum laßt Ihr ihn so leiden, so, daß einem alles grausam weh tut bis in die Seele hinein? Diese wüste Dornenkrone und diese nach oben gedrehten Hände...«

Er drückte sie auf ein Malschemelchen nieder: »Setz' dich, Kind. Du sollst etwas sehen, woran du mehr Freude haben wirst. Aber meinst du, daß die Dornenkrone weniger wüst war, die ihm die rohen Gesellen in die Stirn drückten, und daß sich die armen Hände nit so nach oben krampften in der allerhöchsten Not?«

Sie warf einen scheuen Blick auf das Bild. »Bitte, zeigt mir das andre!«

Und Meister Matthias hob sein Engelskonzert auf die Staffelei. Das war es, das Holde, von dem der Geselle erzählt hatte. Schier zu eng wurden die Kapellenwände für den aufjubelnden Farbenrausch.

»Nun — —?«

Sie antwortete nicht, war nur Schauen und Hingabe. Durch Mittagsstille summelte irgendwo eine Sommerfliege, trunken vom Farbengeruch, gegen die Butzenscheiben... sie saß mit gefalteten Händen, andächtiger als der rosenfarbene Engel mit der Bratsche. »Ich höre jeden Ton, den er spielt,« flüsterte sie, »die andern mühen sich auch, aber so schön können sie's nimmer. — Weil sie nit so viel Liebe haben, sie sind wohl auch noch zu klein. Wie glücklich sie mit dem Kinde ist — da wußte sie noch nit oder hatte es wohl vergessen über aller Freude...« Sie stockte, als sie merkte, wie aufmerksam er ihr zuhörte.

»Sprich weiter! Woher weißt du so etwas?«

»Vom Bilderanschauen.«

»Vom Anschauen allein lernt sich das nit. Was hast du gesehen?«

»Es kommen oft Maler hier vorbei, von Kolmar und Basel her, sogar von Nürnberg und Augsburg — und einmal auch einer aus Welschland. Aber so wie Ihr malt keiner von ihnen allen. Es ist, als wenn Ihr den Pinsel in den Regenbogen tauchtet, als wenn bei Euch alles aus dem himmlischen Licht käme — oder —«

»Oder?!«

Eine feine Röte floß ihr bis in das Linnengekräusel — fast ein wenig schuld-

bewußt wurden die Augen, als sie zögernd zu dem verhängten Flügelbild gingen, das an der Wand lehnte, und scheu fragend zu ihm zurückkamen.

Er stutzte. Was wußte dieses Kind von ihm, dieses schmalschultrige blonde Ding mit dem schier zerbrechlichen kleinen Seelengehäuse? Feine klammernde Fühlerchen schienen sich nach ihm auszustrecken, halb widerstrebend wehrte er: »Laß das, Kind! Ich habe mich mit diesem Bild zutiefst in Not und Grauen hineingefühlt, wollte mir damit viel eigne Qual von der Seele schaffen. Wer Dämonen malen will, muß selbst luziferisch Licht geschaut haben, oder es werden nur lächerliche Kobolde, um Kinder zu schrecken!«

Ihre Hand zuckte nach dem kleinen Granatkreuz am Halse. Unruhig ging er auf und ab, und ihre Augen wanderten mit ihm in verhaltener Angst.

»Ja, schau es dir nur an, das Engelskonzert, es wird nimmer fertig, bleibt eine gepfuschte Halbheit. Als ich daran zu malen anfing, hatte ich nachts all die holden Gesichte, und der Tag wurde mir zu kurz, sie festzuhalten. Jetzt ist's, als wäre eine Tür zugeschlagen, und ich könnte nimmer zurück, ausgestoßen wie das erste Menschenpaar nach dem Sündenfall — und die Himmlischen bleiben mir fern. Aber die andern werden mächtiger und leibhaftiger jede Nacht — und jede Nacht wird zu wüster Qual. Siehst du die leere Stelle dort in der Mitte? Etwas unbeschreiblich Liebliches sollte dort aus der bunten Pforte treten, so ein süßes Mittelgeschöpf zwischen der mütterlichen Frau und den kindhaften Engeln. Manchmal glaubte ich es zu ahnen in ganz zarten Umrissen, aber dann versank wieder alles — wurde zum Zerrbild, zur Fratze.«

Tief aufatmend blieb er vor ihr stehen, sah ihr verstörtes Gesicht — daß er sich so hatte preisgeben können! Unwirsch herrschte er sie an: »Laß mich allein jetzt, vergiß das alles! Ich hätt's dir nit sagen sollen!«

Mühsam schluckte sie die Tränen hinunter; nicht einmal die Hand gab er ihr!

Ganz leise legte sie die Fingerspitzen auf seinen Ärmel. Er merkte es wohl kaum, sondern spürte nur, wie etwas Sänftigendes auf ihn eindrang.

In dieser Nacht fand sie nicht ihren ruhigen Kinderschlaf. Mit weit offenen Augen lag sie, lauschte auf die summende Stille und das trockene Knacken im Holz. Da begann es wieder, dieses ruhelose Wandern nebenan. Früher hatte sie es nie geachtet — aber nun —. Schritte taumelten auf und ab, eintönig auf und ab, verhielten am Fenster und hasteten weiter. Sie warf ein Kleid über und stieß das Fenster auf.

Schwül stand die Hochsommernacht über dem Gebirge, von nahen Wiesen wehte schwerer Duft in die stickige Kammer; betäubend wetzten die Grillen. Weit beugte sie sich hinaus, kein Lichtschein fiel aus dem Nebenzimmer, jetzt verstummten die Schritte, und die Bettstatt ächzte.

Draußen über dem leeren Platz ballte sich Dämmerung, unwirklich zerflossen die wuchtenden Massen der Klosterkirche; sie schlief mit eingedunkelten Fensteraugen, ein grauer Schemen, und barg doch aller Farbenwunder Herrlichstes. Ihr ganz allein hatte es sich aufgetan, noch hatte es kein andres Auge geschaut. Später, wenn es wie eine Offenbarung vom hohen Chor in das dämmernde Hauptschiff hineinleuchten würde, dann würden die andern kommen, von weit, weit her, den Rhein hinauf und hinab, von der Donau und über die Alpen her, und der Name des winzigen Marktfleckens würde in aller Munde sein. Und du, Bethlehem, die du klein bist unter den Städten ... dachte sie mit hochklopfendem Herzen.

Und wenn er's nun nicht zu Ende brachte? Jähe Angst fiel sie an, mit aller Deutlichkeit zwang sie sich das Bild vor die Seele, aber da saß die leere Stelle wie ein böser Flecken mitten darin und wuchs und wuchs, als wollte sie alles verlöschen, nur die offene Pforte blieb, mit dem bunten Rankenwerk, kraus und verästelt wie Korallengezweig. Ein süßes Mittelgeschöpf zwischen der mütterlichen Frau und den kindhaften Engeln suchte er — hatte er nicht so gesagt?

Wieder begann drüben das ruhelose Wandern — immer angstvoller und gehetzter, dazu unverständliche Worte — oh, so war es noch nie gewesen. Sie fühlte ihre Glieder schwer werden vor Grauen, beklemmend wie etwas Körperhaftes stand das Dunkel um sie her, schwirrte an ihr vorbei in tausend bunten Funkenäuglein. Abgerissene Gedanken jagten halb zu Ende gedacht durch

ihre Seele. Mühsam tastete sie zum Tisch — die Kerze flammte auf. Leise, auf bloßen Füßen, tappte sie hinaus.

Seine Tür war nur eingeklinkt. Mit einem Ruck fuhr er vom Tisch auf und starrte sie wortlos an. Ihre Zähne schlugen aufeinander, und das Wachs tropfte schmerzhaft heiß auf ihre Hände.

»Ich wollte ...«

Weiter kam sie nicht. »Bleib stehen! Bleib um Gottes willen so stehen und rühr' dich nit! Nein, laß die Tür wie sie ist, die offene Pforte, hinter der die Engel geigen, und auf ihrer Schwelle, in einer Aureole ...« Er riß das Skizzenbuch aus der Lade, schlug Licht, blendete seine Kerze gegen sie ab, und der Griffel flog über das Papier, hastig, raffend, taumelnd, als hätte er eignes Leben.

Sie stand im dünnen blauen Kleidchen in der Tür, blinzelte in den Regenbogen des Kerzenlichts, fühlte die nackten Füße auf der kantigen Schwelle jämmerlich schmerzen.

»Kannst du noch?«

Sie nickte: »Oh — noch lange ...«

Viertelstunde auf Viertelstunde verstrich, leise knisterte der Docht, fieberhaft schleifte der Griffel über das Papier, und von draußen stieß ein Falter gegen die Scheiben. Von der Treppe wehte es kühl herauf. Durchsichtiger wurden die Schatten. — —

»Fertig!« Er sprang auf, nahm ihr das Lichtstümpfchen aus den todmüden Händen, hob sie wie eine Feder auf und setzte sie behutsam in einen Sessel. Sein Gesicht strahlte. Das waren gar nicht mehr die verdüsterten inwendigen Augen des St. Sebastian, so hatte sie den Meister Matthias noch nie gesehen, schier ganz jung sah er aus mit seinen braunen Locken.

»Hab' ich dich sehr geplagt?«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf, fühlte alle Müdigkeit untersinken in einem ganz großen, nie gekannten Glücksgefühl.

»Da, Kind, schau her! Aber in Farben mußt du es denken. Da steht sie, zart und holdselig, das Gesichtchen ganz durchsichtig weiß, durchlichtet und umflimmert von blendender Gloriole. Das blonde Haar verschmilzt mit dem Licht, ein Flammenkrönlein züngelt auf ihrem Kopf. Die Hände, erhoben, gerade wie du sie hieltest, wollen sich ineinanderlegen, die kleine Tempeljungfrau Maria, die Immakulata, in süßer Ahnung vorausschauend und glückselig anbetend ihren künftigen hochheiligen Beruf. Rings um sie geigen die Engel, und drüben im Gärtlein herzt die mütterliche Frau ihr Kind.«

Unverwandt hingen ihre Augen an dem Blatt, zutiefst versunken wie die kleine Tempeljungfrau in dem Anblick ihres höheren Selbst.

»Findest du dich wieder?«

Ein zitternder Atemzug kam zu ihm herüber. »Was müßt Ihr für Augen haben, Meister Matthias, daß Ihr mich so gesehen habt!«

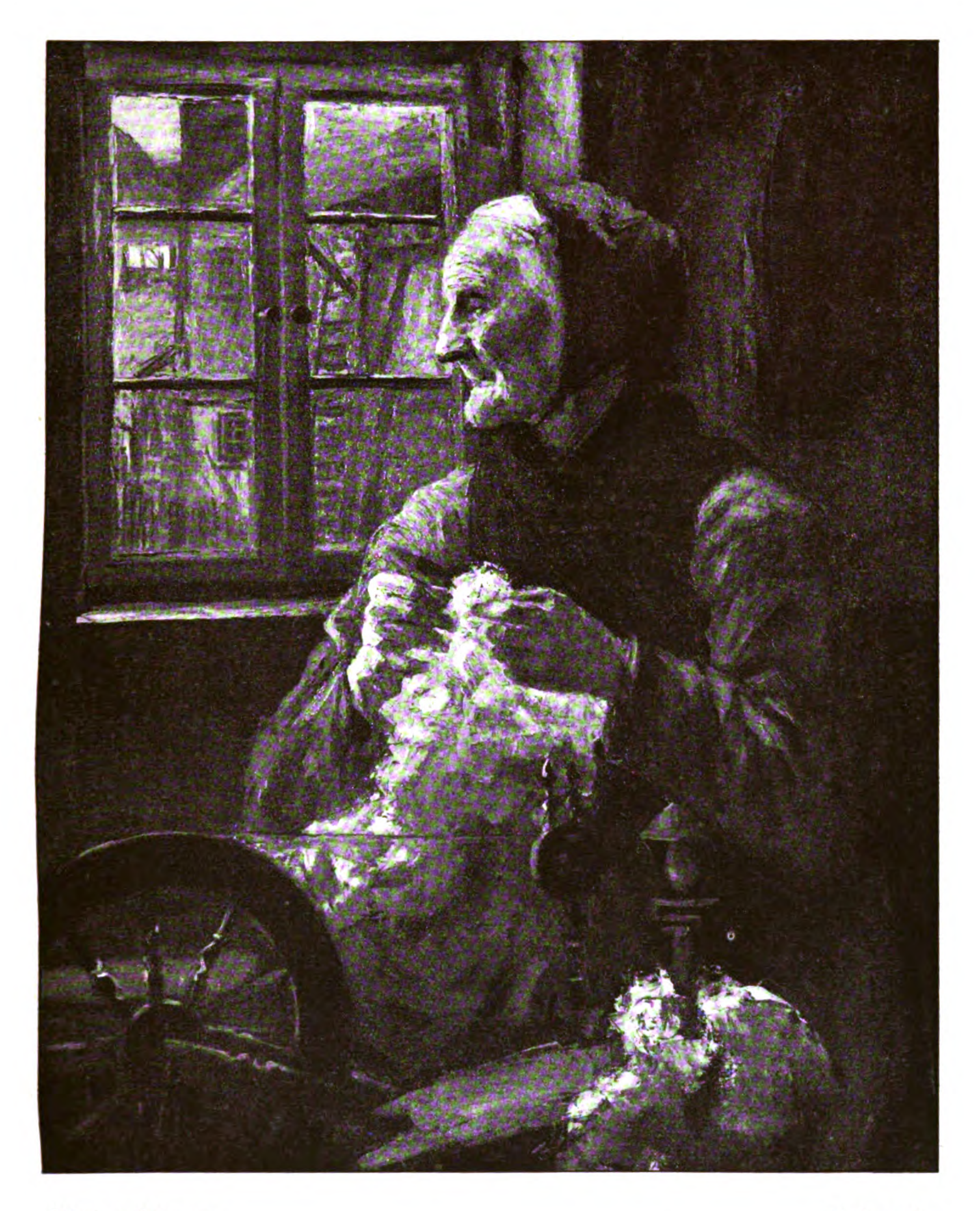
Er trat ans Fenster. Erstes Frühlicht glomm drunten über der Ebene, von irgendwo kam gedämpfter Hahnenschrei, schläfrig klang eine Glocke an. »Sonne, Sonne!« Ungeduldig trommelte er gegen die Scheiben. Das würde ein Arbeiten geben! Farben brauchte er noch, ganz andre Farben als bisher. Er suchte und wühlte im Malkasten, sah plötzlich ihr blasses, übernächtiges Gesicht: »Du brauchst noch ein paar Stunden Schlaf, Kind.«

Gehorsam stand sie auf. Gern hätte sie gefragt, ob sie ihm bei der Arbeit zuschauen dürfe, aber sie wagte es nicht. »Eines sagt mir noch,« fragte sie zaghaft, »habt Ihr nun Euren Frieden wieder, ist alles, alles wieder gut?«

»Alles, Kind, alles! Ich danke dir, kleines Zwischenwesen!« Sanft strich er über ihr Haar — es knisterte leise. »Das Flammenkrönlein,« lächelte er.

Die Kapellentür blieb von nun an auch für sie verschlossen, trotz geduldigen Wartens. »Jetzt nit, Kind,« sagte er eines Tages im Vorbeigehen. »Wenn alles zu Ende gebracht ist, sollst du den Schlüssel haben.« Und in ihre große heimliche Glückseligkeit fiel ein Tröpflein Wermut. Jene Nacht schien er völlig vergessen zu haben. Dunkel fühlte sie, daß ihm vor seinen himmlischen Visionen das kleine menschliche Urbild verblaßte, ihm nicht mehr galt als ein liebliches Stückchen Landschaft, das er einmal geschaut, ein köstlich Gewebe, dessen Faltenwurf seinem Auge wohlgetan.

Und als alles vollendet war, stieg Meister Matthias ein letztes Mal hinauf in die sommerlichen Wasgenberge. Sie aber stand mit ihren Eltern in der Kapelle, doch die ganz große herzbeklemmende Andacht fand



Walter Kunze: Spinnerin



sie diesmal nicht. Nur ein stilles inwendiges Glücklichsein weitete ihre Seele, als ihr ihr himmlisches Selbst aus den Farben entgegentrat.

»Fast möcht' man meinen, das da schaut unsrer Kleinen ähnlich,« hörte sie die Mutter sagen.

»Red' nit so daher!« Der Vater schüttelte den Kopf. »Ich seh' nichts von Ähnlichkeit. Schade, nun wird er bald abreisen, hat ein gut Stück Geld all die Zeit hier gelassen.«

Noch fehlte das feine Maß- und Fialenwerk der Bekrönung, auch mit den vergoldeten Holzfiguren des innersten Schreins war der Bildschnitzer noch nicht fertig geworden. Und doch packte der Gehilfe schon eifrig die Mantelsäcke, als sie ihm abends in der Diele begegnete. Seine Augen lachten: »Morgen geht's wieder auf die Wanderschaft!«

»Ich hab' gemeint, Ihr würdet bleiben — bis — bis alles zusammengefügt und aufgestellt ist...?«

»Geht nit, Jungfer! Der Meister hat einen neuen Auftrag aus Aschaffenburg, vom Herrn Kanonikus der Stiftskirche, da heißt's halt reiten!«

»Ihr freut Euch?«

»Das will ich meinen!«

»Und ... der Meister?«

»Ja, der! Bei dem kennt man sich schwer aus. Hat nun schon wieder den ganzen Kopf voller Pläne. Aber ich denk' schon, seiner Frau wird die Zeit derweil länger geworden sein als ihm.«

Im leisen Luftzug pendelte das Leuchterweibchen, unruhige Lichter huschten über ihr blasses Gesicht. »Der Meister — ist — verheiratet?«

»Ja, aber übel,« und gleichmütig zog der junge Mensch die Riemen fest. —

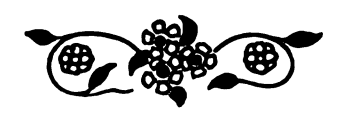
Langsam stieg sie die Wendeltreppe zu ihrer Kammer hinauf. Merkwürdig, wie quer und verschoben der tanzende Schatten der Leuchterfigur da an der Balkendecke umherschwamm, einen ganzen ungefügen Kopf bekam sie, fast zum Lachen. Sie wollte an etwas recht Fröhliches denken, an den großen Jahrmarkt, der morgen wieder war, etwas ganz Wunderschönes würde sie sich da kaufen. Was? Nun, das würde man sehen. Ach, so gar mühsam war das Nachdenken, alles glitt auseinander, verwehte, als wären da irgendwo ganz feine haltende Fädchen zerrissen.

Sie schlief unruhig, fuhr auf, glaubte Hufschlag vor dem Hause zu hören. Aber alles blieb still, nur die Grillen zirpten wie in jeder Nacht, sensenscharf und aufreizend, und wenn sie angestrengt lauschte, kamen von jenseits der Wand tiefe, regelmäßige Atemzüge. —

Verschlafen blänkerten die Rautenfenster im kühlen Morgenlicht über den Kirchplatz. Frühnebel dehnten sich von den Wiesen herein, als Meister Matthias in den Sattel stieg. Umständlich nahmen die Eltern Abschied von ihm, mit gar vielen Segenswünschen. Er war ein ruhiger, anspruchsloser Gast gewesen, fast wollten der Frau ein paar wehleidige Tränlein aufsteigen, war es doch auch eine große Ehre, so einen Künstler bei sich herbergen zu dürfen. Auch vom Kloster fand sich der Generalpräzeptor mit einigen Chorherren ein, um dem Meister Matthias Grünewald ein letztes Lebewohl zu sagen und ihm nochmals für sein wunderherrlich Altarwerk zu danken.

Sie aber stand im blauen Kleidchen, in dem er sie damals gezeichnet, fröstelnd unter der Tür und wagte sich zwischen all den andern nicht hervor. Seine Augen suchten, lächelten ihr zu. Tief beugte er sich vom Pferd zu ihr herab, streichelte freundlich über ihr Haar: »Leb' wohl, Kind! Behalte den Meister Matthias in gutem Gedenken, wenn er auch ein närrischer Kauz ist. Vergiß ihn nit ganz — und hab' Dank!«

Der Gehilfe schwenkte mit einem Juchzer den Hut; er hatte sein Pferd mit Glöckchen aufgezäumt, die klingelten lustig in den Morgen hinein, klingelten noch ein Weilchen fein und silberdünn von der Landstraße her, als sie schon oben am Giebelfenster stand und ihnen nachstarrte, bis die Augen schmerzten. — Immer kleiner wurden sie, immer undeutlicher, zwei dunkle Pünktlein auf dem hellen schlängelnden Straßenband, langsam schwindend im Dunst sonnendurchflimmerter Ferne.



Die Frau im gefährlichen Alter

Von Frauenarzt Dr. A. Landeker (Berlin-Charlottenburg)

In ihrem Roman »Die Halbalten« schildert Yvette Guilbert den Seelenzustand der Frauen in den Wechseljahren: »Sie versuchen jung zu bleiben, das allmähliche Herankommen ihrer Häßlichkeit zu verbergen und sich noch einmal an der Liebe zu berauschen. Sie weinen um Vergangenes, doch wenn sie auch gegen die Zeit ankämpfen, so können sie diese in ihrem Kreislauf doch nicht aufhalten. Da werden sie stark und freuen sich der Erinnerung und des Bewußtseins glücklich vergangener Jahre.«

Die technischen und die medizinischen Errungenschaften der allerletzten Zeit, die auf so vielen Gebieten eine vollständige Umwälzung des Lebensgeschehens herbeigeführt haben, sind auch nicht spurlos vorübergegangen an der Einstellung des modernen Arztes zu den Problemen im Leben der alternden Frau. Die große Sehnsucht der Menschheit, dank den Fortschritten der Heilkunde eine zweite Jugend durchleben zu dürfen, haben in den Forschungen und Bestrebungen des Wiener Professors Steinach einen Niederschlag gefunden, dessen erste praktische Ergebnisse mit optimistischer Begeisterung aufgenommen wurden. Aber der Traum dieser zweiten Jugend, gleich bedeutsam für Mann und Weib, ist leider vorläufig noch nicht greifbare Wirklichkeit geworden. Die nach anfänglichen verheißungsvollen Erfolgen oft auftretende Erschlaffung des Gesamtorganismus nach der Steinachschen Operation und deren entmutigenden Folgeerscheinungen müssen die Erfüllung dieser großen Menschheitshoffnung zum mindesten stark verzögern.

Vielleicht aber ist ein Teil dieser enthusiastischen Erwartungen doch schon der Reife nahe durch das wirksame Bestreben der modernen Medizin, die Unbilden und Beschwerden des Alters zu beseitigen oder zu mildern, die mit dem Erlöschen kraftvoller Lebensfunktionen einsetzenden Stoffwechselstörungen durch eine Umstimmung des Gesamtorganismus zu bessern oder zu beheben und vor allem wirksame Mittel zu finden, um den gefürchteten Zeitabschnitt im Leben der Frau, die Wechseljahre mit ihren quälenden körperlichen und seelischen Begleiterscheinungen, ihrer Gefahren zu entkleiden. Es ist unleugbar, daß zwischen der Blüte des Weibes in den Entwicklungsjahren und dem Anfang ihres Lebensabstiegs in den Wechseljahren ein gewisser Parallelismus besteht, ein Parallelismus, der leicht erklärlich ist durch das Einfühlen in den Entwicklungsmechanismus des Lebensgeschehens, dessen empfindliches Uhrwerk reguliert wird durch die Leistungsbereitschaft und Leistungsmöglichkeit der sogenannten Blutdrüsen, d. h. derjenigen Drüsen des menschlichen Körpers, die ihre wertvollen Lebenssäfte nicht nach außen absondern, sondern unmittelbar in geordnetem Rhythmus dem Blut einverleiben, damit von dieser höchsten Kraftquelle unsrer Lebenstätigkeit der ungehemmte Betrieb jenes chemischen Laboratoriums, als das sich unser Gesamtorganismus letzten Endes darstellt, vor sich gehen kann. Das Weib ist, wie Virchow sagt, eben Weib durch seine Generationsdrüsen, alle Eigentümlichkeiten seines Körpers und Geistes, kurz alles, was wir an ihm Weibliches verehren und bewundern, ist eine Folge dieser inneren Sekretion. Mit dem Versiegen der Tätigkeit dieser Keimdrüsen, dieser Elite der weiblichen Unterleibsorgane, findet meist eine Wandlung in der Natur des Weibes statt. Es wird dem Manne ähnlicher, nimmt einen mehr männlichen Charakter an, bekommt einen männlichen Timbre der Stimme und bedeckt sich häufig, meist unerwünscht, wie der Mann an Kinn und Oberlippe mit Barthaaren. Diese äußerliche Umgestaltung der weiblichen Persönlichkeit ist abhängig von den Veränderungen der Keimdrüsen, die nicht mehr die höchste Kraftquelle des Weibtums, nicht mehr die lebenschöpferische Energie verkörpern, wenn auch in ihnen sicher noch nicht alles Leben erstorben ist. Und gerade dies ungeordnete, den ewigen Naturgesetzen des Lebens nur widerwillig folgende Geschehen im Zellstaat der Keimdrüsen bedingt das Heer der leider allzu bekannten körperlich nervösen und seelischen Begleiterscheinungen der alternden Frau, die sie als Bestimmung und Verhängnis des Weibtums oft resigniert hinnehmen zu müssen glaubt, gegen die sie sich aber fast ebenso häufig aus innerer Naturnotwendigkeit trotzig aufbäumt.

Hat die alternde Frau an der Neige des vierten Jahrzehnts den Gipfelpunkt ihrer Lebensbahn überschritten, so wird sie zu-

nächst von dem Bewußtsein unangenehm wachgerüttelt, daß ihrem Körper Verwelken droht, und das innere Glücksgefühl stolzer und freudiger Lebensbejahung geht unter mit dem Schiffbruch der Körperformen, die Kunst und Raffinement nur noch eine geraume Zeit mitunter lebendig erhalten können. Eingeschaltet nun zwischen dem Höhepunkt weiblichen Erlebens und seinem periodisch sich immer erneuernden Kräftestrom der eignen körperlichen Wiedergeburt und der Möglichkeit der Geburt fremden Lebens als Teil seines Selbst einerseits und der resignierten Überwindung einer schöpferischen Blütezeit mit dem Übergang zur Selbstzufriedenheit eines geruhsamen Matronentums anderseits liegt jene kritische Zeit des Wechsels, vor der fast jede Frau in instinktivem und traditionellem Erschauern nur allzu begreiflicherweise sich fürchtet. Schon fühlt sie die Zeichen des Alters, die verwelkende Haut, die der Blutstrom nicht mehr so stark durchpulst, entdeckt die ersten grauen Strähnen in ihrem Haupthaar, fühlt, wie ihre vordem schlanke und elastische Gestalt in Form und Bewegung meist durch zunehmendes Fettpolster entstellt wird, wie unmotivierte Schweißausbrüche und quälende Hitzewallungen abwechselnd mit Kältegefühlen, Ameisenlaufen, unbekannten ziehenden Schmerzen, Hautjucken, stürmischem Herzklopfen die Zeichen des körperlichen Abstiegs darstellen. Wie verständlich, daß sie sich dann zum Arzt ihres Vertrauens flüchtet, der, Seelsorger und Priester des Heilgedankens in einer Person, berufen ist, sie mit kundiger Hand über die körperlichen und seelischen Fährnisse ihres Wechsels hinüberzugeleiten, während gar oft in trotzigem Aufbäumen an ihn die Frage gerichtet wird: Warum muß ich so sehr unter diesem Zustande leiden, gibt es keine Möglichkeit, diesen raschen Verfall aufzuhalten oder zu mildern?

Denn nicht allein diese körperlich-nervösen Begleiterscheinungen der Wechseljahre sind es, welche die leidende Frau zum Arzt führen, in eben demselben Maße sucht sie ärztliche Hilfe gegen die seelischen Begleitumstände dieser Wandlung ihres Lebensgeschehens, unter denen sie fast noch mehr leidet als unter den körperlich-nervösen Erregungszuständen. Innere Unruhe und schwerste Verstimmungszustände, die sich oft bis zu Selbstmordgedanken steigern können, machen ihr und ihrer Familie diesen Lebensabschnitt zur Qual.

Aufgabe und Pflicht des Arztes ist es hier, durch Wort und Tat aufklärend und helfend einzugreifen, im Bewußtsein seiner höchsten Bestimmung, durch die Mittel ärztlicher Kunst nicht nur Krankheit und Siechtum zu bannen, sondern auch Wege zu zeigen zu Lebensverschönerung und höherem Lebensgenuß durch die Ertüchtigung von Körper und Seele. Der Arzt muß sich, um wirklich helfen und heilen zu können, darüber klar sein, daß die sogenannten Beschwerden der Wechseljahre, die nicht allzu selten auch mit quälenden, nicht organisch begründeten Störungen der Unterleibsorgane einhergehen, in keinem Falle ihre Abhängigkeit verleugnen können von der ererbten und während des Lebens verdorbenen Anlage des Individuums sowie von der spezifischen Reaktion des sogenannten Lebensnervensystems, dessen Spannungsschwankungen zu Erregungen im Gefäßnervengebiet führen. Diese Schwankungen sind bedingt durch die fehlerhafte Leistung oder den Funktionsausfall innerhalb zusammengehöriger Blutdrüsen, in erster Linie der Eierstöcke, dann aber auch der Schilddrüse und der sogenannten Gehirnanhangsdrüse.

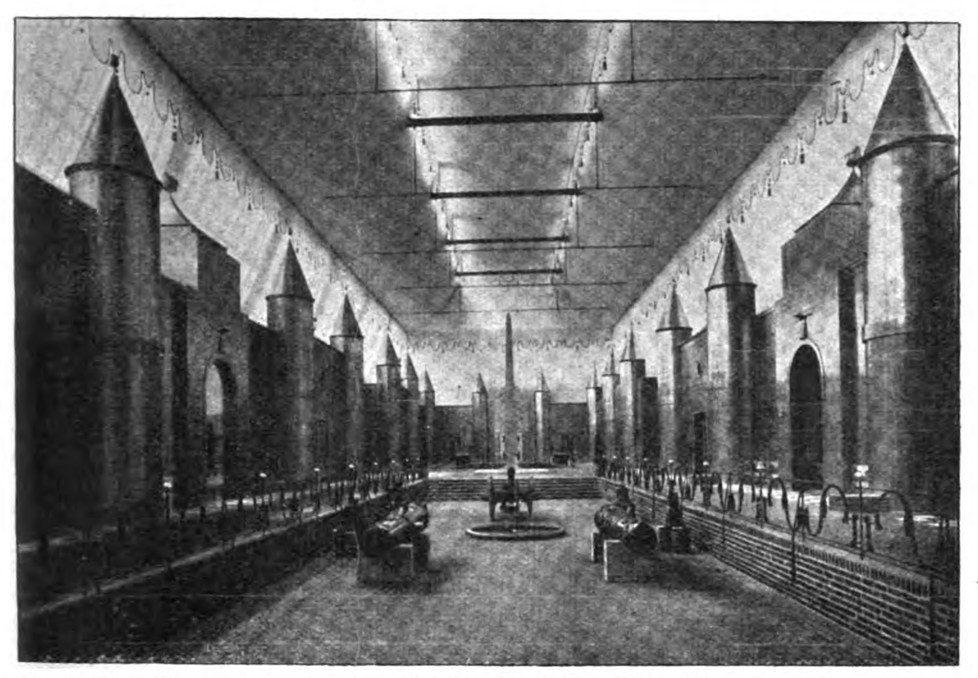
Es lag nahe, den Ausfall der Drüsenleistung durch Einspritzung gleicher oder verwandter Drüsen oder Drüsengruppen beseitigen zu wollen. In sehr vielen Fällen aber versagt die künstliche Einschaltung der versiegenden Eierstockskomponente durch Einspritzungen, Tabletten usw. in den Organismus, ja, man erlebt es sogar, daß durch eine derartige Verordnung ein stärkeres Aufflackern der Gefäßnervenkrise einsetzt. Überall da, wo die Wechseljahre durch eine starke Anreicherung des Fettpolsters gekennzeichnet sind, ist eine gewisse Besserung der Fettsucht wie auch der mangelnden Elastizität und der sie häufig begleitenden, in diesem Zusammenhang noch viel zu wenig gewürdigten rheumatischen und Gelenkerkrankungen durch die gleichzeitige vorsichtige Verabreichung von Schilddrüsenpräparaten zusammen mit Eierstockssubstanz zu erhoffen. Gegen die stärkere Erregbarkeit des Lebensnervensystems erweisen sich Baldrian, Brom, Atropin und verschiedene Kombinationspräparate, wie das Klimasan, die auch zur Senkung des in diesem Lebensalter oft bedrohlich ansteigenden Blutdrucks dienen, als erfolgreich. Mit

am wirksamsten haben sich wiederholte kleine Aderlässe, vorsichtig dosierte Trink- und Badekuren neben der Anwendung ärztlich geleiteter Wasserheilverfahren gezeigt.

Wenn wir so einen Einfluß auf die körperliche Komponente der Ausfallserscheinungen in den Wechseljahren mit ihren nervösen Folgen gewinnen können, so darf die seelische Beeinflussung der leidenden Frau in diesem Zeitabschnitt nicht vernachlässigt werden. Stellt sich doch außer den beschriebenen seelischen Depressionen eine auffallende Sucht nach Genüssen verschiedenster Art, auch auf geschlechtlichem Gebiet ein, die man nicht mit Unrecht als Torschlußpanik bezeichnen kann. Gleichzeitig finden sich nicht selten Neigungen zu Extravaganzen, Vorliebe für religiöse und mystische Probleme, fast unbegreifliche Änderungen des Grundcharakters — alles Voraussetzungen für die vorsichtige, behutsame und wirkungsvolle Seelenbehandlung durch den kundigen Arzt. »Die Jugend der Frau darf nur bestehen,« sagt Karin Michaelis in ihrem berühmt gewordenen Buche »Das gefährliche Alter«, »solange die Haut glatt und der Körper verlockend ist, sonst gibt sie sich dem boshaften Gelächter preis. Eine Frau, die es wagt, das Recht des Lebens in den späteren Jahren zu fordern, wird mit Abscheu betrachtet, niemand bemitleidet sie, an niemandem hat sie Halt.« Doch! An ihrem Arzt! Er muß es verstehen, den Johannistrieb der alternden Frau und ihr Bestreben, sich auf jeden Fall Geltung zu verschaffen, hinüberzulenken in eine Form der Betätigung, wo die stürmisch aufgerüttelten Energien ihrer Lebensbehauptung sanft und segensreich abebben können und wo sie ihr überschüssiges Liebesbedürfnis und ihre verlangende Zärtlichkeit läutern kann zu dem hohen, stolzen Gefühl der mütterlichen Fürsorge für alle, die im Schatten leben müssen. In sozialer Arbeit, in der Fürsorge für sittlich gefährdete Mädchen und Frauen, für werdende Mütter und darbende Kinder wird und muß sie ihr besseres Selbst wiederfinden und so den strahlenden Widerschein eines Glückes in ihrer eignen Persönlichkeit konzentrieren, das sie selbst nach dem ehernen Gesetz der Natur nun nicht mehr als Gattungswesen zu spenden berufen ist.

Haben wir so gezeigt, wie der Arzt als Seelsorger, Führer und Tröster oft in wirklich vorbildlicher Berufs- und Lebensauffassung die Frau in den Wechseljahren stützen und fördern kann, so sollen der leidenden Frauenwelt auch die letzten Errungenschaften ärztlicher Kunst nicht vorenthalten bleiben. Neben den beschriebenen medizinischen Verordnungen sind es in letzter Zeit vor allem die Anwendung der ultraroten Strahlen, der sogenannten Neonstrahlen gewesen, von deren beruhigender Wirkung auf die schweren nervösen Allgemeinstörungen in diesem Zeitabschnitt ich mich immer mehr überzeugt habe. Vor allem aber ist es gelungen, durch ein neues, aus Blutdrüsen gewonnenes ungefährliches und reizloses Drüsenpräparat, das aus vier verschiedenen, bisher in dieser Zusammensetzung noch nie angewandten Drüsenbestandteilen sich zusammensetzt, das sogenannte »Tetraphorin«, fast schlagartig und, wie ich auf Grund einer mehr denn zweijährigen Beobachtung hinzusetzen darf, ebenso sicher und dauernd die körperlich-nervösen Begleiterscheinungen wie auch meist die seelischen Depressionen zum Verschwinden zu bringen. Diese Möglichkeit war dadurch gegeben, daß die neuartige Zusammensetzung des Präparates es erlaubte, den durch die fehlerhafte Drüsenleistung und den zu beobachtenden Funktionsausfall der erwähnten Drüsengruppe einsetzenden Selbstvergiftungsprozeß und die daraus entstehende nervöse und seelische Übererregbarkeit durch die Einfügung dieser Drüsenkomponente in den Gesamtorganismus zu mildern oder sogar völlig zu beseitigen. Wenn es auch müßig ist, über die Frage zu streiten, ob es erwünscht oder zweckmäßig ist, den Zeitpunkt des Einsetzens der Wechseljahre hinauszuschieben, so darf doch darauf hingewiesen werden, daß es nicht selten gelingt, durch eine wirksame Kombination von Organtherapie und Strahlenbehandlung das Wiederaufleben des monatlichen Zyklus mit einer gleichzeitig hierdurch bedingten Steigerung der körperlichen und seelischen Elastizität im Sinne einer ungefährlichen, länger dauernden Verjüngung herbeizuführen.

Wenn auch durch diese erfolgreichen Versuche der Verjüngung der Frau noch nicht die letzten Geheimnisse der Lebenserneuerung gelöst sind, so sind sie doch ein bedeutsamer Schritt auf dem Wege der biologischen ärztlichen Wissenschaft, deren höchstes Ziel es ist, sich elastisch den Wandlungen des gesunden und kranken Lebens anzupassen.



Die »Goldene Stadt des Handwerks«. Die Tore zu beiden Seiten führen in die Sonderräume, die wertvolle alte Stücke aus der Blütezeit des bayrischen Handwerks enthalten

Das Handwerk als Kulturträger

Gedanken zur Münchner Ausstellung »Das bayrische Handwerk«

Von Franz Langheinrich

Mit zehn Abbildungen nach Aufnahmen der photographischen Gesellschaft »Das Lichtbild« in München

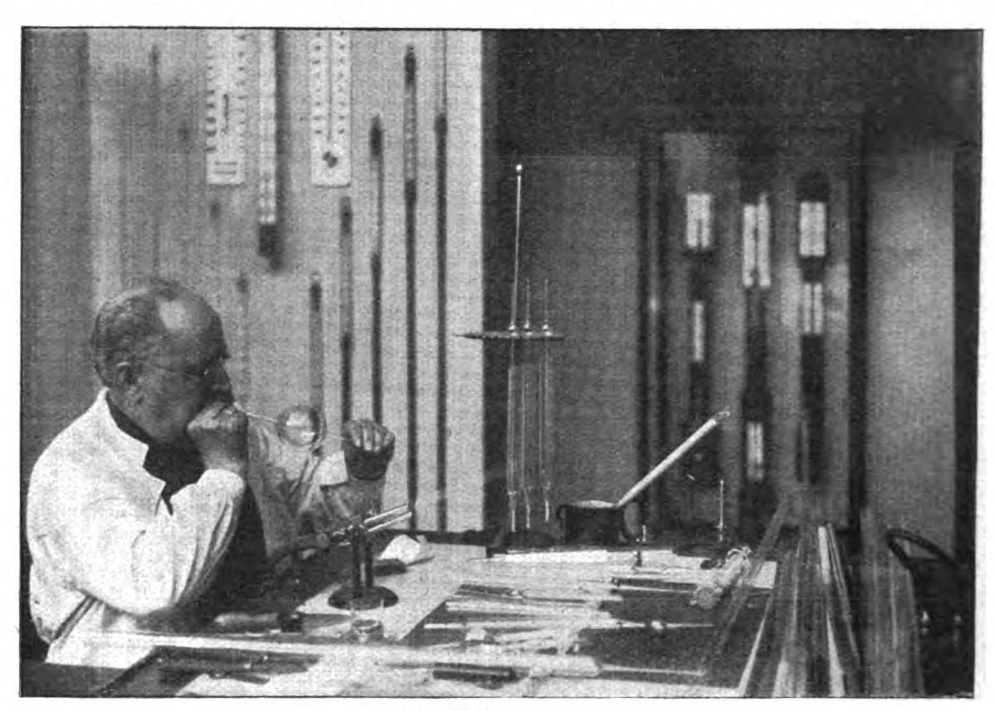
In der Stille des Dachauer Mooses, auf Mitterndorfer Flur, steht ein Bauern-Herrenhaus, so bodenständig echt, so eingewurzelt der oberbayrischen Erde und Sitte, wie es nicht viele Bauernstätten auf der weiten Münchner Hochebene gibt. Und doch ist das Haus erst in den letzten Jahrzehnten erbaut, und der es sich selber schuf, war ein Steinmetz frei und gar ein rechter Künstler dabei.

Wer die Freude hatte, dies Haus des Malers und Bildhauers Ignatius Taschner entstehen zu sehen, dem ging der ganze Zauber des Spruches wieder auf, der von den Zunftstuben des Mittelalters herleuchtet: Handwerk hat einen goldenen Boden.

Taschner entstammte einer alten fränkischen Handwerkerfamilie; in der Werkstatt des Vaters schlug er als jugendlicher Steinmetz Grabsteine für die Friedhöfe seiner Heimat. Und das gesunde Handwerkerblut hat ihm zeitlebens die Wurzeln seiner starken, schönen, frohsinnigen Kunst genährt. Oft, während seines Hausbaues, konnte es geschehen, daß der Künstler aufs Gerüst stieg, dem Maurer die Kelle aus der Hand nahm und ihm zeigte, wie er die Steine an der Dachbrüstung einzusetzen habe. Bis zum kleinsten Dinge herunter ruhte alles, Gedanke und Ausführung, in der Hand des Erbauers. Er, der nun längst im Friedhof seines Moosdörfchens schläft, hat sogar die Nägel für die Innenverschalung seiner Wohndiele mit eigner Hand geschmiedet. Den Denkmälern seines Schaffens, dem Berliner Märchenbrunnen, den Figuren am Warenhaus Wertheim in Berlin, der mächtigen Schiller-Statue und dem Silberschatz für die kronprinzliche Tafel, reiht sich ebenbürtig das breite, behäbige Bauernhaus im Dachauer Moos an, das dieselbe kunstfertige Hand erschaffen hat.

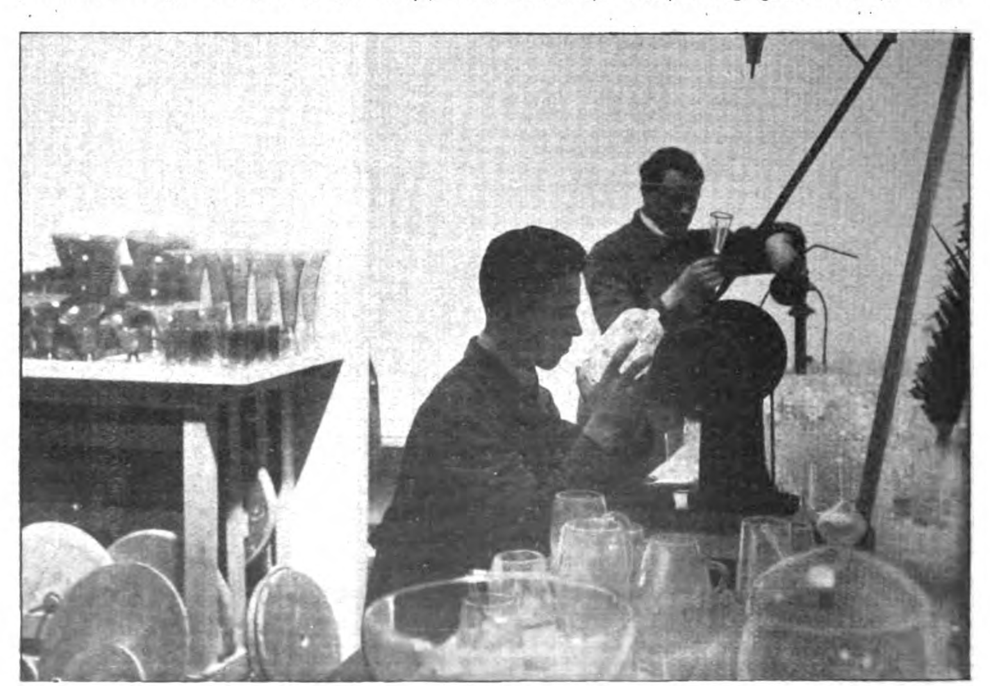
Steigen nicht über all diesem Erinnern die Bauhütten des Mittelalters wieder auf, deren unbekannte Meister wie Gesellen auf Wanderarbeit die Wunderwerke eines Naumburger Doms hinterlassen haben?...

Solche Gedanken bewegten mich, als ich



Glasbläser bei der Arbeit

die Handwerksausstellung auf der Höhe über der Theresienwiese durchwanderte, deren flatternde weiße Wimpel in der Gösch die Insignien des Handwerks tragen. Zwar ist es insonderheit das bayrische Handwerk, dem diese Ausstellung gewidmet ist. Aber

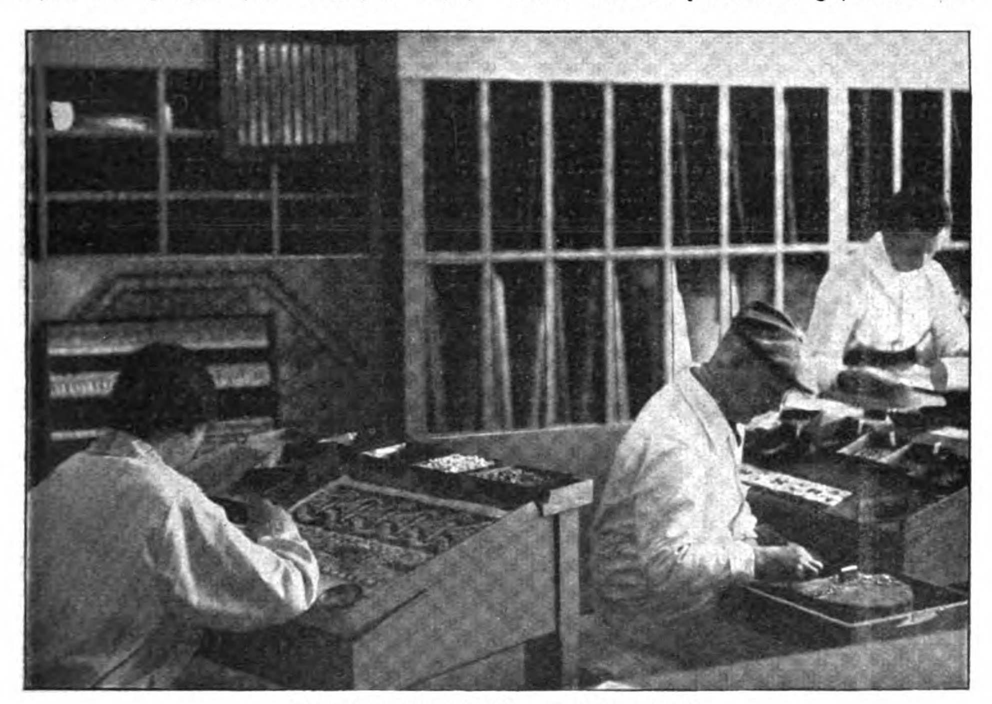


In der Werkstätte der Glasschleifer

in ihren Lehren und Auswirkungen deutet die Schau weit über die nur scheinbare Beschränkung der weißblauen Grenzpfähle hinaus. Schon die historische Abteilung dieser Ausstellung, die geschichtliche Unterbetonierung, auf der sich das Gebäude neuzeitlicher Handwerksausübung erhebt, greift an vielen Stellen in die außerbayrischen Beziehungen handwerklichen Kunstfleißes hinüber.

So alt, wie die menschliche Kultur überhaupt ist, so alt sind auch die frühesten uns erhaltenen Zeugen handwerklichen Schaffens. Aus den Gräbern grauester Vorzeit steigen uns die ältesten Merkmale menschlichen Erfindungsgeistes, Formen- und Schaffensdranges empor, in Töpferarbeiten von edelster Einfachheit, in Stein- und Metallbearbeitungen, in Überresten kindlich schöner Handwebereien. Und was die untergegangenen Stämme und Geschlechter auch der historischen Vorzeit als fast einziges Kulturgut überlebt hat, das ist ihr einstiger Besitz an handwerklichen Erzeugnissen, an Waffen, Schmuck, Hausgerät und Gewändern, der beredt von der Erfindungsgabe und Kunstfertigkeit, von dem hohen Kulturstande dieser längst entschwundenen Völker spricht. In späteren Zeitläuften haben die Handwerksstuben der Klöster die gewerbliche Ausübung handwerklicher Kunstfertigkeiten übernommen, und aus den Zellen der Mönche verbreiteten sich die Handwerke nach und nach auf das ganze Land.

Da waren es die aufblühenden Städte des Mittelalters, in denen Handwerk und Handwerkskunst bald in reich überströmender Fülle zur Entfaltung kamen. Denken wir nur an Augsburg und Nürnberg, Städte, deren Erzeugnisse lange Zeit hindurch den Markt und den Handel des Festlandes und der Meere beherrschten. Welches Blühen der Formen und Gestalten, dabei welche Macht der Zünfte, die vielenorts selber zu Gericht sitzen und Polizeigewalt ausüben konnten, welche bewußte Kraft der Meister, die sich den Patriziern bald ebenbürtig an die Seite stellten und mittätig über die Geschicke der Stadt bestimmten! Ja, so sehr erstarkten die Zünfte, daß sie gegen Reich, Städte und Geschlechter, die das Zunftwesen unterdrücken wollten, offenen Kampf führten. In Augsburg ging 1368 das Stadtregiment endgültig an die Zünfte über, die den Geschlechtern gegenüber viel maßvoller auftraten als jene, die die Zünfte einst ihre Macht mißbräuchlich hatten fühlen lassen.



Werkstätte der Mosaik- und Glasmalerei

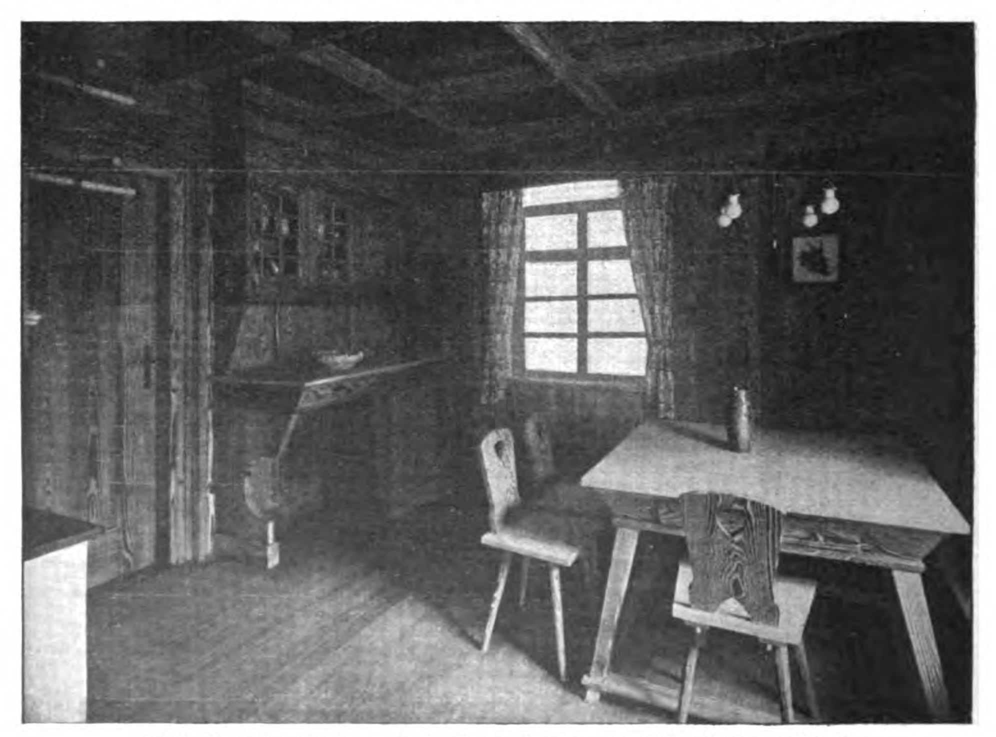
Aus dem Jahre 1363 ist uns die erste Handwerkerzählung bekannt geworden. Sie fand in Nürnberg statt, und bei ihr wurden schon 50 Handwerkergruppen mit der gewaltigen Zahl von 1216 Meistern ermittelt. Aber, wenn die Handwerksmeister auch oft ein stattliches Haus führten und breit und wuchtig im bürgerlichen und städtischen Leben standen, große Reichtümer, wie etwa die Kaufherren, wie die Häuser der Fugger und der Welser sie aufhäuften, konnten sie nicht in ihre schöngeschnitzten Truhen sammeln. Im Gegenteil, viele von ihnen, besonders die kleineren Meister, mußten sich oft schlecht und recht durchs Leben schlagen.

Um die Zeitenwende vom 16. zum 17. Jahrhundert welkte die hohe Blüte des Handwerks leise zurück. Es kam der Dreißigjährige Krieg, der die Segnungen aller Kultur und mit ihnen auch das Handwerk vernichtete. Zwar erhob sich auch dieses wieder aus den Trümmern der Weltenwende, aber ehe der Glanz des Sprichwortes vom goldenen Boden in alter Leuchtkraft neu erstrahlen konnte, wehte das 18. Jahrhundert einen neuen Schatten über seine Lettern hin. Ein nie gehörter Rhythmus, ein so anders gearteter Ton klopfte plötzlich an die Tür der Werkstatt, ein fieberhafter Pulsschlag erfüllte ihr sonst so geruhiges verinnerlichtes Schaffen: die Räder der Maschine griffen gierig ins Tagewerk des besinnlichen Arbeiters. Anfangs noch holperig und tappend; aber bald rissen sie der erschrockenen Hand das bedachtsam begonnene Werk aus den Fingern.

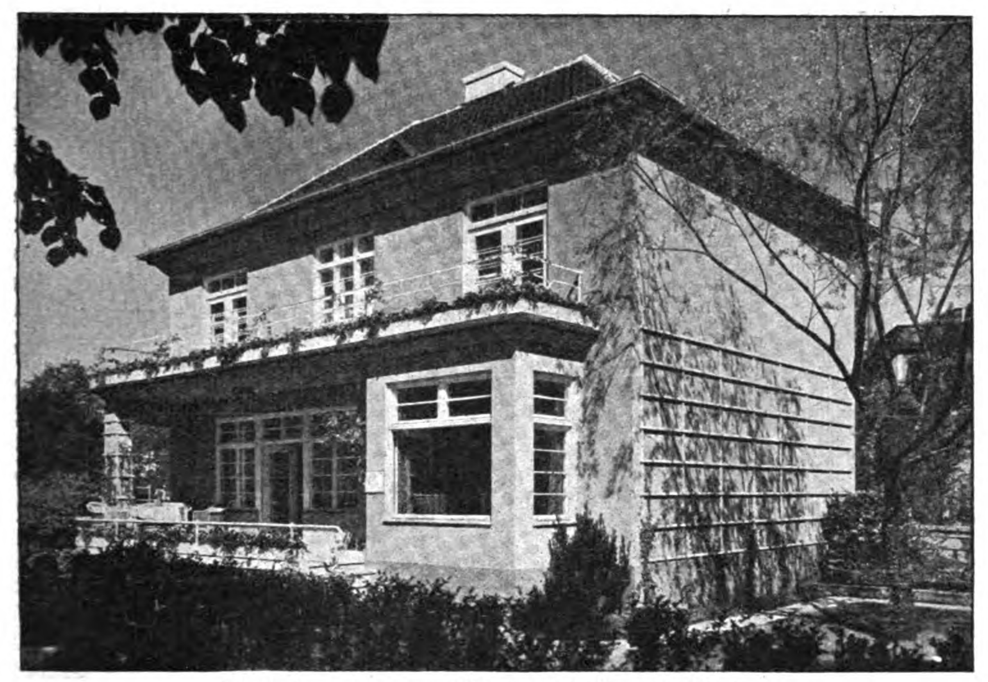
Dazu begann ein neuer Kampf der Zünfte, nicht gegen die eindringende Räderkraft, denn gegen diese Gewalt erwiesen auch sie sich machtlos, aber gegen die staatlichen Maßnahmen kämpften sie um die alten Rechte des Zunftwesens, bis endlich auch hier die zünftlerische Gestaltung des Handwerks dem Geiste einer neuen Zeit, der Gewerbefreiheit, weichen mußte.

Die Dampfkraft schuf gewaltige Fabrikhallen, in deren Riesenschatten die Werkstatt sich versteckte, und dem schwingenden Rad gesellte sich der geheimnisvolle Funke, der aus unerforschten Quellen, wir wissen nicht, ob des Äthers oder der Tiefen, in unser Leben zuckte.

Und nun, meint ihr, sei Hephästus, des gewaltigen kunstreich geschwungenen Ham-



Wohnstube des Jagd- und Wochenendhauses von Richard Riemerschmid



Musterbau eines neuzeitlichen und billigen Landhauses

mers beraubt, mit seinen Gesellen auf ewig in Lemnos' attische Dämmerung zurückgesunken? Und nichts andres beherrsche mehr die Welt der Technik und des gewerblichen Schaffens als die neue gespenstische Gottheit des Dampfes und des elektrischen Funkens? Soll wirklich all die verinnerlichte Wärme aus unserm Leben geschwunden sein, die uns aus dem kindlich schönen, dem künstlerischen Hausrat unsrer Vorfahren in verhaltener und offener Glut entgegenleuchtet?

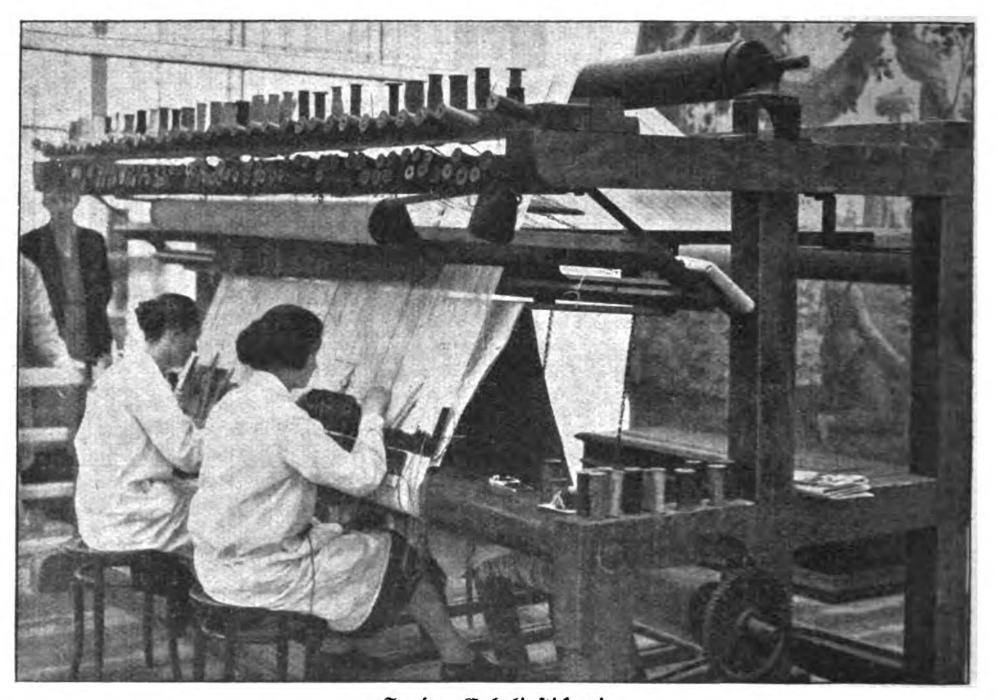
Geht man heute an Auslagen vorbei und an tausenderlei Waren, deren einziger Wertmesser nur noch das Preisschild ist, so könnte man zu trostloser Bejahung dieser Frage kommen. Was weiß denn heute der größte Teil unsrer Zeitgenossen von den einstigen Leistungen des Handwerks! Was weiß der Normalmensch unsrer Tage z. B. von den Fuggern? Wenn es viel ist, wird er sich erinnern, daß sie weltbeherrschende Kauf- und Finanzleute waren. Wenige aber werden daran denken, daß diese mächtigen Augsburger in erster Linie ganz bedeutende Handwerker waren, nämlich Weber, und daß die hervorragende Güte ihrer handwerklichen Erzeugnisse die Voraussetzung für die spätere Wertgeltung und den Reichtum dieses Geschlechts bildete.

Im Zeitalter der Maschinen, der Surrogate und Imitationen ist dem allgemeinen Publikum der Maßstab verlorengegangen, an dem die Leistung zu messen ist. Nur die wenigsten vermögen den echten Hammerschlag auf einem getriebenen Gefäß von dem zu unterscheiden, den die Maschine nur zum Schein eingepreßt hat, und nicht viele Frauen sind befähigt, eine handgeklöppelte Spitze von der Maschinenarbeit zu sondern. Wer es aber versteht, alte und neue Handwerkserzeugnisse mit wachen Sinnen zur Hand zu nehmen, der wird noch immer den Geist des Meisters herausfühlen, der ihre Form erdachte, sie mit seiner Hände Kunst erzeugte, den Geist, den das Maschinenfabrikat nie bewähren kann.

Und hier an dieser Stelle richtet sich die Grenzscheide auf zwischen Handwerk und Industrie, wird es uns zur Gewißheit, daß handwerkliche Kunstfertigkeit, die den Anbeginn aller Kultur bildete, auch fernerhin als Kulturträgerin nie aus unserm Dasein verschwinden kann. Gewiß, dem Rad des wirtschaftlichen Expreßzuges können wir nicht in die rasenden Speichen fallen, wir werden die Weiterentwicklung der maschinenmäßigen Warenherstellung nicht zurückschrauben können. Der unersättliche ge-

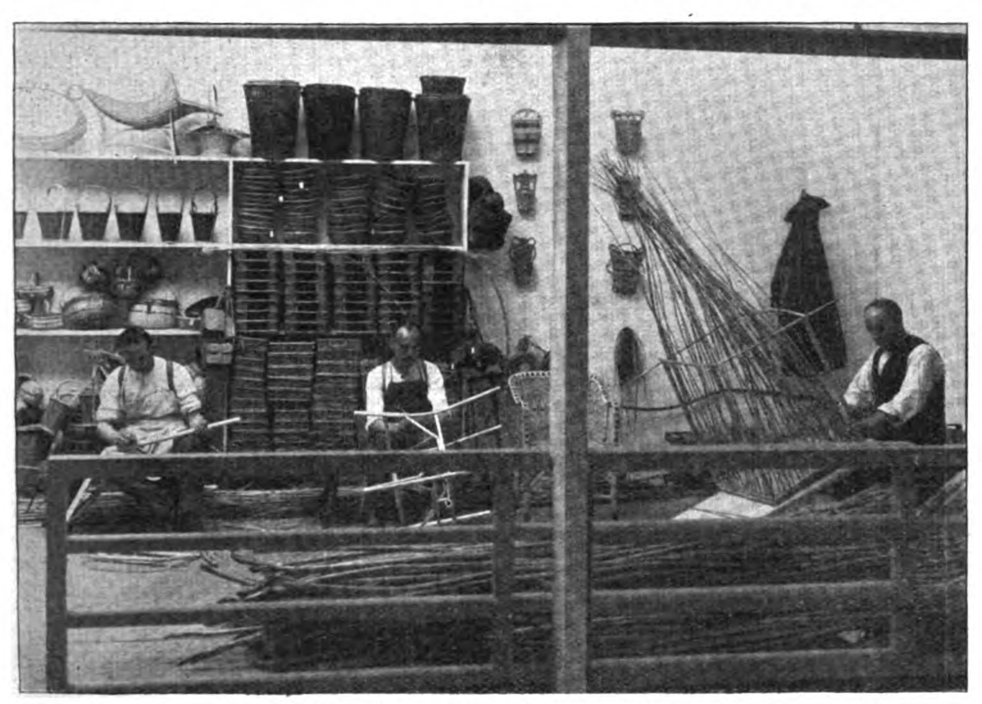
kräßige Rachen der Großstadt, der auch die prachtvolle alte Kultur des Bauerntums verschlingen möchte, der muß täglich und stündlich mit Massen- und Markenartikeln gefüttert werden. Aber es wachsen immer wieder inmitten der verderblichen, alles gleichmachenden Hochflut dieser Massenproduktion Inseln heran und bevölkern sich mit Geschlechtern, deren feiner entwickelte Sinne noch verwurzelt sind in dem Heimatboden unvergänglicher Kultur, deren Seelen sich, wie Blumen dem Lichte, liebend und verlangend der Schönheit dieser Kultur zuwenden. Das sind die treuen Bundesgenossen des Handwerks. Ihr Geist ist es, der aus dieser Schau des bayrischen Handwerks spricht, tröstend und verheißend zugleich: der holde Wirklichkeitsglanz des Wortes vom goldenen Boden des Handwerks ist im grauen Alltag der Fabrikschlote und des Maschinengestampfes nicht verblichen! Die wirtschaftliche Entwicklung unsrer Tage konnte die Kulturquellen nicht verschütten, die, aus den blühenden Gründen des Handwerks entspringend, so viele Jahrhunderte mit ihren Segnungen speisten.

Zwar viele Angehörige des Handwerks und solche, die geeignet wären, sich ihm erfolgreich zuzuwenden, stehen noch voll Mißtrauen und zum Teil voll schwerer Besorgnisse um ihre Existenz der maschinellen Umwälzung moderner Produktionsverfahren, der zunehmenden Ausschaltung wertvoller Handfertigkeit bangend gegenüber. Ihnen allen mag die Handwerksausstellung den Glauben an die Existenzberechtigung und Existenzfähigkeit, an die Unzerstörbarkeit des Handwerks wiedergeben. Es ist einfach unmöglich, daß Handwerk und Gewerbe aus unserm Wirtschaftsleben verschwinden könnten. Die geistige Öde unsers Daseins würde so unerträglich, daß aus dem Haupte des letzten niedergehenden Handwerksmeisters wieder der erste junge Meister neu entspringen müßte.



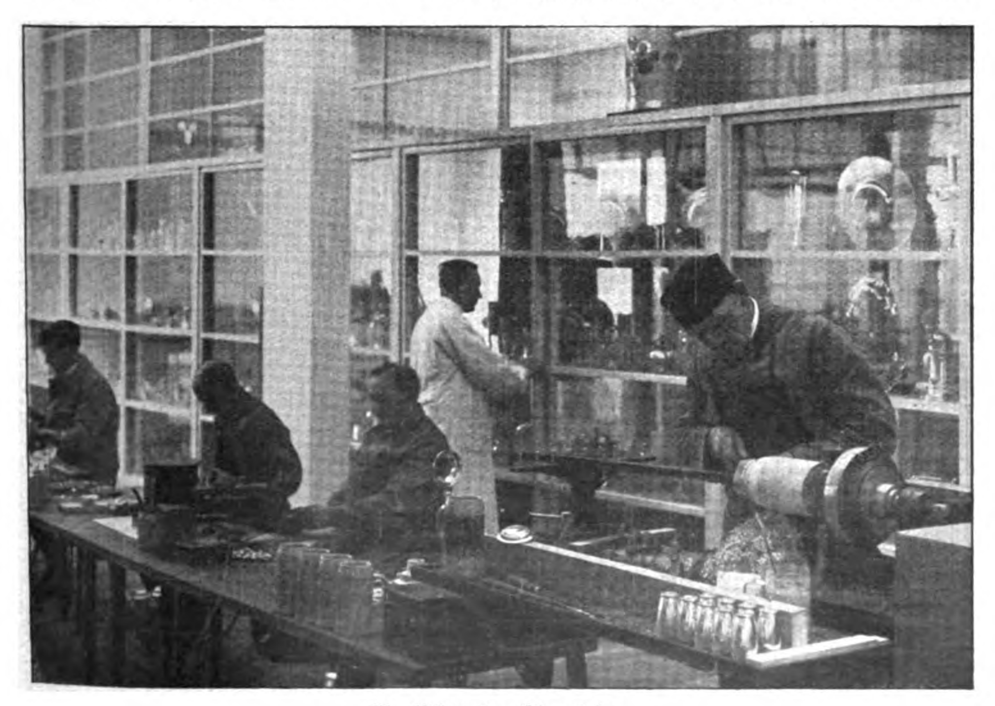
In der Gobelinstickerei

Der großen Allgemeinheit aber hat diese Ausstellung noch ein weiteres zu sagen. Sie weist unser Volk wieder auf die Gediegenheit und Schönheit handwerklichen Schaffens hin und auf seine hohe kulturelle Bedeutung für die Wiedergenesung unsers Geistes und unsrer Wirtschaft. Sie belebt aufs neue die alte Wahrheit, daß ein tüchtiger Handwerksgeselle im Leben gleichwertig neben dem studierten Volksgenossen steht und ein ersinnender Handwerksmeister voll-

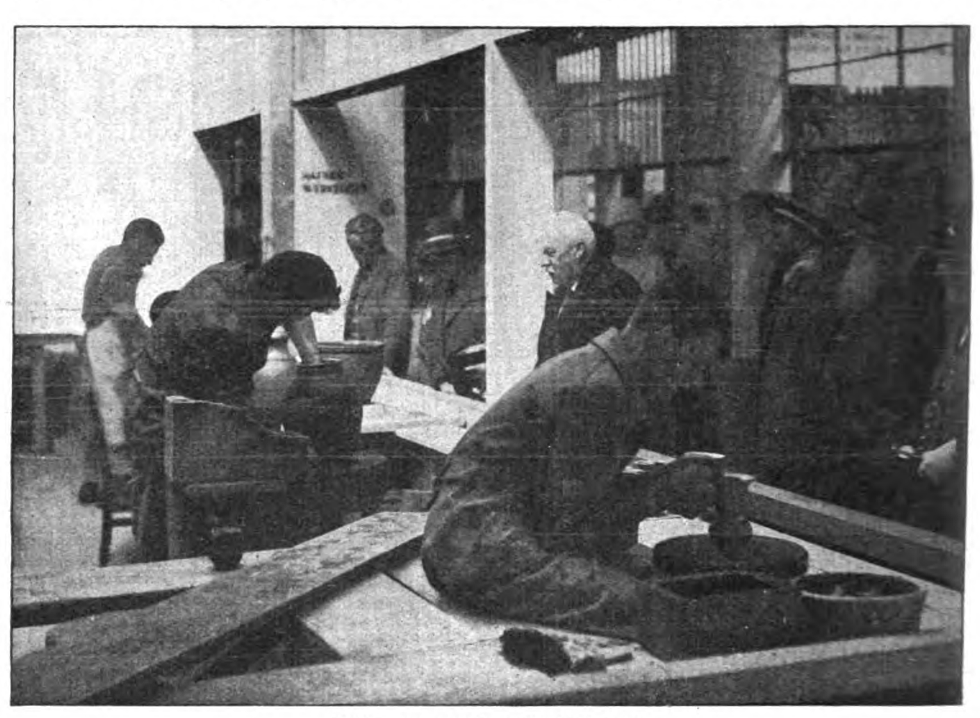


Werkstätte der Stuhl- und Korbflechter

bedeutend neben dem Gelehrten und Künstler. Sie setzt der unmoralischen Herrenmoral des römischen Altertums in Ciceros törichtem Wort: »Allen Handwerken klebt Schmutz und Niedrigkeit an. Es ist fast unmöglich, daß etwas Großes und Edles aus



Werkstätte der Zinngießer



Zuschauer vor der Kunsttöpferei

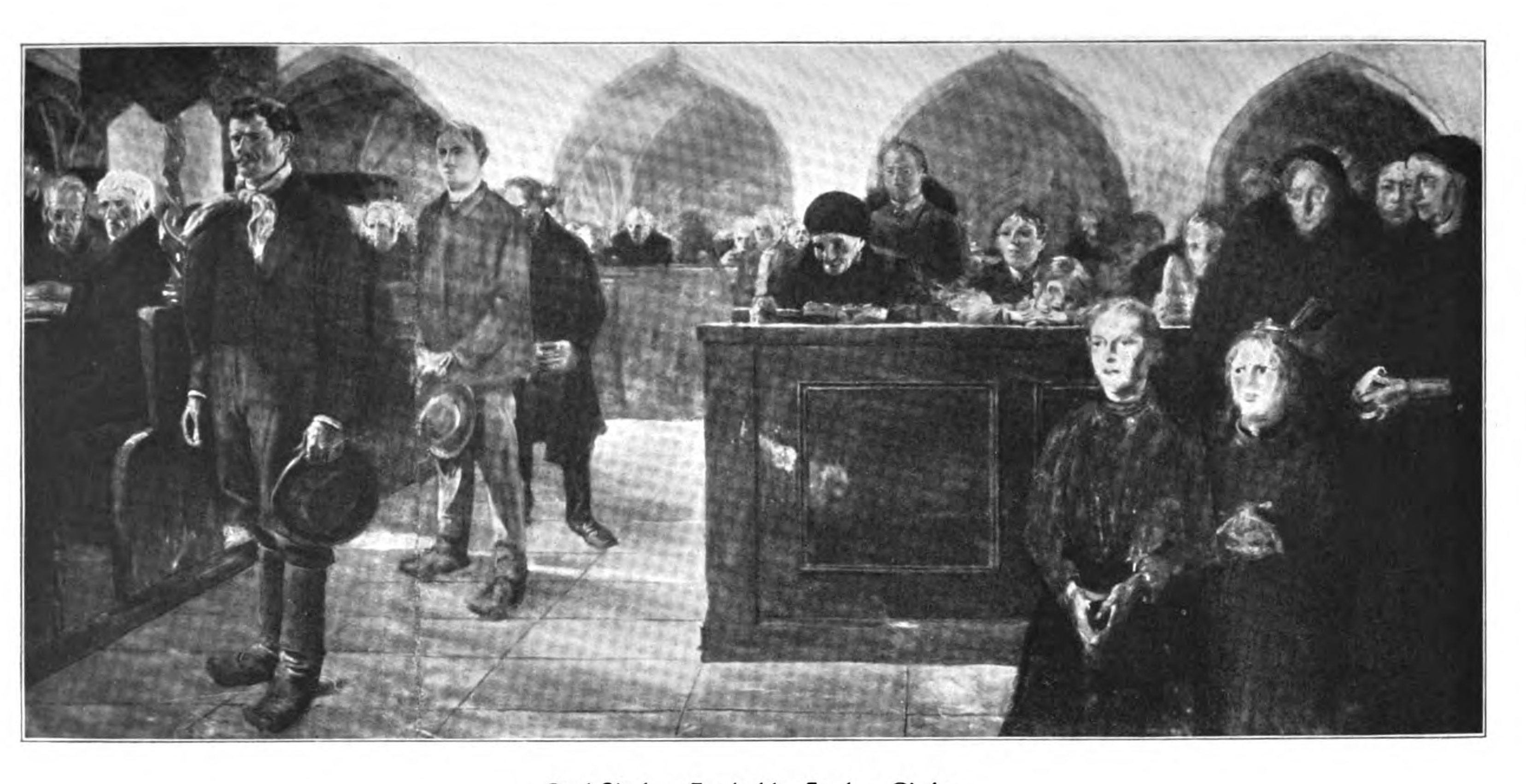
einer Werkstatt hervorgehen könnte,« das kluge, stolze Glockengießerwort des deutschen Dichters entgegen:

Ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.

Und damit mag die Ausstellung noch das letzte große Verdienst verbinden: daß sie unsern ausbildungsfähigen Nachwuchs wieder für die Laufbahn des Handwerkers begeistert und dem deutschen Wirtschaftskörper junge, neubelebende Blutströme zuführt.

Als ich durch die Hallen des Ausstellungsparkes ging, in denen die Kostbarkeiten handwerklicher Kunst von der Kulturhöhe vergangener Jahrhunderte sprechen, und als all die vielen Hunderte fleißiger Hände sich um mich rührten im neuzeitlichen Handwerksschaffen, da kam mir der Gedanke: Greift die Münchner Idee draußen auf und tragt sie auch in andre deutsche Lande! Der Großstädter, der kaum noch weiß, wie ein handerzeugter Gegenstand entsteht, der neben des Nachbars Werkstatt hinlebt, ohne je einmal die Nase hineinzustecken, er wird sich erstaunt einem Schaffen und Entstehen gegenüberfinden, das ihm ganz neue Ausblicke in sein eignes Dasein eröffnet. Und wie hier im Süden, werden sie in Mitteldeutschland, im Westen, im Osten und Norden zuströmen, die Scharen aus den Provinzen, aus der Kleinstadt, aus den Marktflecken und Dörfern, und die treuen deutschen Gesichter werden leuchten und ihre Augen strahlen, wie sie sich geehrt wiederfinden im Spiegelbilde des eignen Schaffens und dem ihrer Vorfahren. Und sie werden die vertraute Werkstattluft atmen, den Duft frischen Holzes und der Farbe und den verlockenden Geruch aus den Backstuben, werden das Schmiedfeuer glühen sehen und die Webstuhlfäden gleiten und die Nadeln blitzen, werden die Bügeleisen zischen hören und die entstehenden Kunstwerke der Holzschnitzer und Glasschleifer und Orgelbauer bewundern, und die bunte Schnürearbeit der Posamentiere und das uralte Formschaffen der Töpfer an der Drehscheibe wird ihr Entzücken hervorrufen.

Was ihnen selbst bisher noch fremd war vom Schaffenswerk der Kameraden, es wird ihnen noch tiefere Einblicke geben in die Vielgestaltigkeit der Arbeitsgemeinde, der sie angehören. Und ihr Herz wird sich weiten unter dem zuversichtlichen Trost: Noch sind wir nicht vergessen, noch steht es geachtet, markig und lebensvoll da, das deutsche Handwerk.



Karl Becker-Gundahl: In der Kirche


UNIV
OF
MICH.

Madame Kolibri

Roman von Werner von der Schulenburg

III

Die Dunkelheit brach rasch ein. Um sechs Uhr, bei Beginn der Dämmerung, verließen die Arbeiter auf kleinen Dampfbooten die Baustelle; sie benutzten zum erstenmal den kurz vorher fertiggestellten Teil der Ufermauer als Abfahrtsort, und Dufour sah diesem Vorgang mit innerer Befriedigung zu. Dann begab er sich in seine Hütte und genoß die Behaglichkeit, welche Margret dort geschaffen hatte, nicht ohne Betrachtungen darüber anzustellen, wie schön es sei, daß er ein großes Lebenswerk, die geliebte Frau aber die häusliche Behaglichkeit in denkbar möglicher Vollendung zu schaffen verstünde. Er ließ sich in einen Rohrsessel sinken und entzündete sich eine Zigarette. Dann erst gab er den Gedanken, den nagenden und brennenden Gedanken, Freiheit. Sie überfielen ihn wie ein Schwarm Bienen. Was wird geworden sein? Er sehnte sich nach Klarheit, nach abschließenden Worten Margrets, die ihm bestätigen sollten, daß jetzt alles gut sei. Aber er wußte Werdendes werden zu lassen; so überwand er seine Wünsche und rief nicht im Hotel bei ihr an, weil er sich sagte, daß Unannehmlichkeiten entstehen könnten, wenn etwa Herr van Kerckhove die Rücksprache mit ihr wider Erwarten hinausgezogen oder noch einmal aufgenommen hätte.

In diese Betrachtungen hinein drang das Signal eines Kraftwagens. Dufour horchte und ging durch das leere Konferenzzimmer auf den Platz vor dem Hause. Zwei große Scheinwerfer stachen durch die Nacht; ein offener Wagen wuchs aus der fettigen Dunkelheit und hielt. Dufour trat an den Schlag. Margret stand auf.

Den Mann durchzuckte es heiß. »Du, Margret — das ist wundervoll.«

Sie ließ sich beim Aussteigen die Hand reichen und trat mit dem Hugenotten in die Bauhütte. Sie ging schweigend in das rückwärtige Zimmer, setzte sich, ohne sich des Mantels zu entledigen, auf einen Rohrstuhl und sah den Ingenieur aus ihren geschlitzten Augen an. Dufour fühlte irgendeine Luft, die ihm nicht behagte, aber er ergriff Margrets Hand und sagte bewegt: »Nun?«

Margret zog die Hand zurück. Ihr Blick wurde klagend. Dufour erwiderte den Blick erstaunt, aber er schwieg zunächst.

Nach einiger Zeit fragte er: »Wo ist Herr van Kerckhove?«

»Nach Rio abgereist,« antwortete die Frau und sah stumm vor sich hin. Dufour schwieg ebenfalls.

Endlich begann Margret wieder: »Dufour, warum haben Sie das getan?«

»Weil ich es für richtig hielt, Margret. Ich mußte eingreifen. So ging das nicht länger. Es wäre unwürdig geworden. Ein Damiros-Sumpf.«

Frau van Kerckhove warf das Köpfchen zurück. Sie atmete stark und schob die Nasenlöcher vor. »Das war ein wenig schöner Versuch der Überrumpelung.«

Der Ingenieur schüttelte den Kopf. »Ich kenne dich zu genau, Margret, um nicht zu wissen, daß man dich vor eine Tatsache stellen muß. Du hast nicht die Kraft, lange Spannungen zu ertragen.« In Dufour begann sich etwas zu empören; der plötzliche Sturz von der Felshöhe der Freude in den Sumpf des Zweifels traf ihn bitter. »Ich habe das getan, was ich aus Hunderten von deinen Äußerungen als dir erwünscht annehmen mußte. Ich habe es kurz getan.«

Der schlanke Körper der Frau wand sich hin und her. Ihre Stimme wurde hart. »Aber Sie haben nicht im geringsten dabei auf mich Rücksicht genommen. Sie haben mir keine Zeit gelassen, mich einzustellen. Sie kennen Kerckhove nicht. Das hätte ich ihm nach wochenlanger Vorbereitung beibringen müssen, wenn es irgendeinen Sinn haben sollte. So läßt er mich nie los.«

Wieder sah sie ihn an, mit starren Augen und schwach geöffnetem Munde. Die Hände hielt sie halb geballt vor sich; die gebogenen Daumen standen nach oben, wie die Daumen der römischen Vestalinnen, die einem todgeweihten Gladiator das Leben schenken wollten.

Die Brauen des Hugenotten zogen sich zusammen. »Ich sehe nicht ein, Margret, was in der Sache irgendwie falsch gemacht sein soll. Herr van Kerckhove verhielt sich mir gegenüber sehr korrekt und erklärte mir, daß er mir nach einer Rücksprache mit dir seinen Entscheid mitteilen würde. Der Ausgang dieser Rücksprache kann doch, selbst wenn man deine momentane Verwirrung in Betracht zieht, keinem Zweifel unterliegen. Mir scheint

die Betonung des Moments der Überrumpelung daher etwas überflüssig zu sein. Sprich mir lieber von dem Resultat.«

Die Tränen standen Margret in den Augen; sie hatte sich aber so in der Gewalt, daß sie nicht zu sehr weinte, um diese Tränen nicht über die gepuderten Wangen hinabrinnen zu lassen. Sie betupfte die Augen sorgfältig mit einem kleinen Spitzentuch. Dann wandte sie sich dem Hugenotten zu und sagte: »Dufour, seien Sie doch lieb. Ich bitte Sie. Wie konnten Sie das tun? Kerckhove war natürlich außer sich; er war brutal. Er sagte mir, daß er nie daran denken würde, mich freizugeben.«

»Nachdem du ihm gesagt hast, daß du mich liebst?«

»Natürlich.« Das kam kurz und trocken heraus.

Der Ingenieur lachte. »Gut. Dann werde ich Fraktur mit ihm reden. Ich reise heute abend nach Rio.«

Zitternd schoß Margret in die Höhe. »Wenn Sie das tun, dann ist es zwischen uns aus.«

»Sieh da! Warum?« Dufour hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt.

»Weil es ein Wahnsinn wäre, Dufour. Weil Sie alles zerstörten, weil Sie nichts erreichten und mir nur das Leben zur Hölle machen würden.« Margret sank wieder in ihren Stuhl zurück. »Sie kennen ihn ja nicht, Dufour! — Liebster,« sagte sie flehend, sank in die Knie und hob die Hände zu dem Mann empor, »sei klug und gut und lieb. Ich beschwöre dich. Warte ab. Wir kommen ja zum Ziel.« Sie klammerte sich an den Geliebten und sagte immer wieder: »Gut sein, lieb sein, bitte, bitte.«

Dufour wurde milder. Er strich der Geliebten mit beiden Händen sacht über die Haare und zog Margret an sich. »Ich bin ja lieb zu dir, mein geliebtes Herz. Ich will dir auch nichts Böses tun, sondern ich will nur dein Glück. Wir dürfen nicht zaudern. Du hast heute nicht so scharf gekämpft, wie es notwendig war.« Dann kam ihm der Gedanke, ob das Plötzliche die Geliebte nicht doch vielleicht entwaffnet haben könnte, und er wurde weich.

»Sieh, Margret, es ist ja nichts verloren. Kerckhove erklärte mir, daß er nach der Rücksprache mit dir einen Bescheid über seinen Entschluß zukommen lassen würde. Zu diesem Bescheid wird er Stellung zu nehmen haben. Benutzt er aber deine Verlegenheit während der Unterredung und weist unsern Wunsch zurück, dann muß ich eben in Gottes Namen noch einmal mit ihm reden.«

Die Frau, die sich bis dahin ruhig an den Mann gedrängt hatte, richtete sich auf. Sie kniete noch, aber sie sah den Ingenieur starr an. »Auf keinen Fall. Sie dürfen das nicht tun. Und selbst, wenn Sie ihm das ‚Ja' abzwingen, nimmt er es später wieder zurück.« Und bebend fuhr sie fort: »Mit Mühe und Not habe ich ihn vom Schreiben abgebracht und ihm gesagt, daß ich dir die Nachricht selbst mitteilen würde.«

Sehr hart stand Dufour auf. »Margret,« sagte er, »das paßt mir nicht. Ich gebe dir zu, daß du heute überrascht gewesen bist, und ich würde es verstehen, wenn du dich nicht so klar geäußert hast, wie du es hättest tun müssen. Aber ich will von Herrn van Kerckhove eine klare Antwort haben. Mir allerdings würde die Tatsache, daß er nach Rio abgereist ist, schon genügen. Denn wenn man eine Frau nicht aufgibt, dann läßt man sie doch nicht unter solchen Umständen allein.«

Empört richtete sich Margret auf. »Ich brauche keinen Schutz.«

»Schön,« antwortete der Hugenotte, »aber ich will eine Antwort. Was hat er mir bestellen lassen?«

Die mageren Hände mit dem fleischigen Handrücken faßten nach den braunen, kurzen Haaren. Während sie an ihren Löckchen zog, sagte Margret erregt: »Begreifen Sie es denn nicht? Seien Sie doch froh, daß ich ihn von einer Bestellung abgebracht habe. Ich habe die Sache in das Fahrwasser gebracht, in dem sie schwimmen muß, wenn wir zu einem Ziel gelangen wollen. Ich habe ihn mit allen Damiros-Avenzuales nach Rio zurückgeschickt, weil ich ihn nicht mehr sehen kann. Begreifen Sie doch dieses Zeichen meiner Liebe. Dufour, bitte, bitte, sehen Sie doch die Dinge, wie sie sind.«

Aber der Hugenotte blieb hartnäckig. »Das geht nicht. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder du fährst heute nacht ihm nach Rio nach und führst die entscheidende Aussprache zu Ende. Oder aber, ich fahre. Anders ist der Zustand nicht erträglich.«

»Das ist ein Wahnsinn!« rief die Frau, und ihr Gesicht wurde immer starrer.

»Gut, dann fahre ich.«

»Die Folgen treffen Sie!«

»Ich werde sie tragen.«

Mit Überredungskünsten, mit Tränen und Beschwörungen suchte Frau van Kerckhove den Hugenotten von seinem Plan abzubringen. Aber es gelang ihr nicht. Sie empfand eine Gegeneinstellung gegen seine Intensität. Er bestellte telephonisch einen Schlafwagenplatz für den Nachtzug von São Paulo nach Rio und gab Befehl an das Hotel, daß die indische Zofe der Frau van Kerckhove deren Gepäck für zwei Tage richte.

»Nein, das kann Zaba nicht,« erklärte Margret, »dann muß ich selbst in das Hotel.«

Der Hugenotte nickte. »Ich bringe dich in den Zug in São Paulo.«

»Sie mißtrauen mir.«

»Nein, Margret. Aber ich weiß, daß du schwankend bist. Und wenn du nicht fahren willst, dann fahre ich.«

Noch einmal stellte sich Margret vor Dufour hin und legte ihm die Hände auf die Schultern. Sie krallte ihm die Nägel fest in das Fleisch und sprach durch die Zähne, erregt und zitternd: »Es ist ein Wahnsinn, Dufour. Sie zerstören alles.«

»Ich weiß, was ich verlange. Ich bleibe bei meinem Plan.«

»Vergessen Sie nicht: was soll werden, wenn mein Mann nein sagt? Und sich dann natürlich in sein Nein verbeißt?«

»Wir drehen uns im Kreise, Margret. Wenn er dir nein sagt, dann fahre ich morgen zu ihm.«

Margret van Kerckhove zuckte die Achseln. Dufour warf ein paar Sachen in einen kleinen Koffer und fuhr mit ihr in das Hotel. Auf ihre verschiedenen Versuche antwortete er ruhig aber ablehnend. Er begleitete sie nach São Paulo und brachte sie an den Schlafwagen. »Dufour,« rief sie noch einmal, als sie einstieg, »es ist heller Wahnsinn. Damit ist alles aus.«

»Entweder Sie oder ich,« antwortete er kühl. Da stieg Margret ein, grüßte kurz und zeigte sich nicht mehr am Fenster.

Während Dufour, in merkwürdige und unsichere Gedanken versunken, mit dem Nachtzug nach Guarujá zurückkehrte, überdachte Frau van Kerckhove im Schlafwagen die Geschehnisse. Es durchschoß sie zunächst einmal ein kurzes Wohlbehagen, ein zerrissener Einfall, ein Gefühl der Freude, Unerhörtes zu erleben, etwas, das ihrem romantischen Bedürfnis, welches sich als Absperrungserkrankung gebildet hatte, entsprach. Dieses romantische Aufwallen verging aber um so mehr, je mehr sie sich Rio näherte. So war sie denn gegen Morgen über Dufours Verhalten empört; sie sagte sich, daß dieser Mann sich unerhört gegen sie betrüge, und daß sie das Recht hätte, sich dagegen zu wehren. Aber da sie den Mann nicht missen wollte, kam ihr der Gedanke gar nicht, auf ihn zu verzichten. Ihr tiefster Instinkt vertraute beim Endkampf auf ihre Frauenreize, und sie überlegte sich, in gut gefedertem Wagen gewiegt, wie sie die Frage zur Befriedigung ihres Mannes, Dufours und ihrer eignen lösen könnte. Diese Auffassung begründete sie vor sich mit der Erklärung, daß sie sich nicht durch Dufour und seine Forderungen brutalisieren lassen wolle. Sie verließ sich auf ihr Unterbewußtsein. Einen eigentlichen Plan machte sie sich nicht. Sie formte sich nur Konzentrationspunkte in ihrem Hirn, welche sich während der Vorgänge automatisch ausbauen und verbinden mußten.

Da schoß ihr aufleuchtend der Gedanke durch den Kopf: Ruth.

Sie wagte ihn nicht durchzudenken. Sie wollte Ruth nicht verhandeln. Aber sie wußte, daß Dufour an Ruth hing und Ruth an Dufour. Sie kannte das Verantwortungsgefühl des Hugenotten für Ruth. Irgendwo war er schwach; das hatte er auf dem Dampfer selbst gesagt. Weiter dachte sie nicht; aber das eine war ihr klar: durch Ruth würde sie den Mann halten können. Wenigstens so weit, daß er nicht mit ihr brach. Und für den Rest vertraute sie wieder auf ihre Frauenreize.

So schlief sie langsam ein. Sie träumte merkwürdige Träume, von einem Film, in dem sie ihr eignes Leben sah, in dem sie sah, wie Dufour, der eine geflügelte Kornähre in der Hand hielt, sie aus dem Meere zog. Sie wollte ihm die Kornähre nehmen, aber er ließ sie fliegen. Die Ähre setzte sich auf den Zuckerhut und flog dann über das Meer davon. Dufour war verschwunden, und sie war allein auf dem Ozean.

Am folgenden Morgen, gegen zehn Uhr, kam sie in Petropolis an. Von der Stadt stieg ein feines Summen auf, und aus den Gärten der Villen zogen satte, schwere Düfte. Die Hitze kroch bereits aus den ledernen, mattgrünen Pflanzen, und die Häuser lagen

weiß und stumpf, von Licht umflattert, in den Gärten. Das Gesandtschaftsgebäude von Paranaiba lag wie tot zwischen Gummibäumen und breitblättrigen Magnolien. Der brasilianische Diener, der noch die weiße französische Morgenschürze trug, zeigte seine Zähne, als die Residentin in das Gesandtschaftsgebäude trat. »Da werden sich die Herrschaften freuen. Und auch Herr Avenzuales. Der sagte gestern schon, daß er um seinen Tanz mit Donna Margueridа gekommen sei. Die Herrschaften sind beim Frühstück auf der Terrasse. Die gnädige Frau geht wohl gleich hin.«

Margret zupfte sich vor dem Flurspiegel die Löckchen und wandte sich prüfend hin und her. »Ich möchte nicht ganz unerwartet kommen,« antwortete sie; »vielleicht bitten Sie Frau Damiros erst einmal heraus.«

Der Diener öffnete den kleinen Seitensalon, in dem sich damals die Menuettpaare versammelt hatten, und Margret ging in dem Raum langsam auf und ab. Sie blieb zuweilen vor einer italienischen Marmorplastik, einem Mädchenkopf mit einer Spitzenhaube, stehen und dachte: Du armes Kind, was hast auch du erlebt seit der Zeit, da du für diesen Kopf das Modell warst? Auf dem französischen Kamin, der nur als Zierat eingebaut war, standen viele Photographien in Lederrahmen; alle trugen sie Unterschriften, breitgezogene und schwungvolle. Von dem Residenten waren zwei Bilder aufgestellt: eins zeigte ihn in großer Staatsuniform, mit Diener und Sonnenschirm hinter sich; das andre in leichtem Tropenanzug am Schreibtisch, auf dem wieder Margrets aufgestelltes Bild zu erkennen war.

Frau van Kerckhove sah mit einer unklaren Rührung auf das Bild. Lieber Gott, Frans war doch ein ganz guter Kerl. Dann aber kam das Flackern über sie; sie erinnerte sich Dufours, aber sie konnte sich seit gestern eines Liebeshasses gegen ihn nicht erwehren. Sie kam in eine Kampfstimmung um den kleinen Erfolg, unter Zurücksetzen des großen Zieles, eine Stimmung, die, angeregt durch diese Photographie, in ihr tropisch zu wuchern begann. In ihre Betrachtungen hinein rauschte Mélanie Damiros, mit ausgestreckten Händen und dem Duft irgendeines d'Orsai-Parfüms.

»Liebe, gute Margret,« rief sie und küßte die Frau van Kerckhove auf beide Wangen, »sieh, das ist ein kluger Einfall. Du Arme, ich kann mir denken, daß die Einsamkeit dir auf die Dauer zu langweilig geworden ist. Ein paar Tage Rio — das tut gut. Du kommst gerade zur italienischen Oper zurecht. Nun setz' dich erst einmal und erzähle mir etwas.«

Aus diesen Worten fühlte Margret, daß Mélanie Damiros von dem Residenten über die Vorgänge unterrichtet sei. Das erstaunte sie bei den nahen Beziehungen der beiden auch nicht weiter. Früher war sie entsetzt darüber gewesen, daß ihr Mann mit seinen Freundinnen überhaupt von ihr sprach. Daran hatte sie sich aber im Laufe der Zeit gewöhnt, und langsam war es ihr gleichgültig geworden.

So sprach sie denn ruhig von der Aussprache, die Dufour und Kerckhove gehabt hatten. Frau Damiros tat, als ob ihr das alles neu sei, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Das ist der richtige Boche!« rief sie, und Margret dachte: Ja, eigentlich ist es gar nicht unrichtig, was Mélanie da sagt. Das war wirklich »boche«.

»Liebes, kleines Herz,« begann Frau Damiros und strich sich mit der Puderquaste über das Gesicht, »die ganze Sache ist doch lächerlich. Lebtest du in der großen Welt, dann würdest du die Achseln zucken. Es ist ein Segen, daß ihr wahrscheinlich nach Bern kommen werdet und wir nach Paris gehen. Sailang muß einen ja auf die Dauer verrückt machen. Da wertet man die Dinge nicht mehr richtig.«

Sie nahm einen Spiegel und einen Rotstift aus ihrer Tasche und begann ihre Lippen zu färben. Während sie den Kopf hin und her drehte und die Mundwinkel ausglättete, meinte sie: »Ich verstehe dich, Margret. Du hast dich amüsieren wollen, harmlos natürlich, und der Mann mit der Brille — so, er trägt keine? — hat die Sache bitter genommen. Das ist natürlich für dich schrecklich. Und dann die Besprechung mit Frans, von der du nichts wußtest. So etwas ist höchst unangenehm.« Sie packte ihre Toilettengegenstände wieder in ihre Handtasche und sah nachdenklich vor sich hin.

In Margret regte sich eine Gegeneinstellung. Sie wollte mit anderm Maß gemessen sein als mit dem Maße Damiros. »Ganz so war es doch nicht, Mélanie. Sieh, Dufour ist ein bedeutender Mensch, und er hat mir viel Gutes und Schönes gegeben.«

»Natürlich, Herzchen,« stimmte Frau Damiros ein, »eine Frau deiner Qualität wird sich nie für minderwertige Männer begeistern. Aber, wenn ich dir das sagen darf: man muß solche Leute kutschieren. Ihr Frauen aus den Ländern, in denen es die Ehescheidung gibt, kommt da natürlich in viel furchtbarere Situationen als wir, die eben einfach nicht loskönnen. Aber vielleicht wird da auch eure Intelligenz mehr geschärft. Euer Kampf ist gefährlicher.«

»Nein, so einfach ist die Frage für mich nicht, Mélanie. Ich habe den Gedanken ernsthaft in Erwägung gezogen, mich scheiden zu lassen.« Margret empfand diese Erklärung als eine Tat.

»Und Herrn Dufour zu heiraten?« Frau Damiros lachte.

Auf diese Frage antwortete Margret zunächst nicht. Sie fühlte die Abspannung, die auf eine große Tat notgedrungen folgen muß.

Dann fuhr Frau Damiros fort: »Und was hast du davon? Dann ist es doch nach zwei Jahren spätestens die gleiche Geschichte. Dann suchst du das neue Wunder.«

Diese Worte trafen Margret. Sie waren wirklich nicht so unrichtig. »Das ist auch die Ansicht Stendhals,« meinte sie, und Frau Damiros nickte verständnislos. Margret erinnerte sich dann aber wieder an das, was Dufour über Stendhals Ausspruch und über die Notwendigkeit einer ganz neuen Einstellung zum Leben gesagt hatte. Daher meinte sie: »Trotzdem. Er ist ein prachtvoller Mensch. Ich habe viel von ihm.«

»Das kannst du ja weiter haben, Liebste. Niemand wird dir das nehmen. Um so weniger, als Doktor Luegibühl von der schweizerischen Gesandtschaft mir neulich schon andeutete, daß die Berufung Dufours nach der Schweiz unterwegs sei.«

»Wahrhaftig?« rief Frau van Kerckhove, und ein Leuchten ging über ihr Gesicht. Dann aber sank sie rasch wieder in sich zusammen.

»Was ist denn nur, Herzenskind?« fragte Frau Damiros und neigte sich mütterlich zu Margret. »Der Mann kommt bestimmt nach der Schweiz. Der ist schlau. Der wird schon dafür sorgen. Es wird ja alles gut.«

Margret tupfte mit ihrem feinen Tuch wieder die Augen. »Aber es geht doch nicht so,« meinte sie, sich noch einmal aufraffend, »das Ganze wird schmutzig. Wir müssen eine Klarheit haben, und Dufour hat ein Recht, sie zu verlangen. Frans muß sich entscheiden; er hat es Dufour auch zugesagt. Und um diese Erklärung von Frans zu fordern, deshalb komme ich her.« Margret brachte diese Worte hervor, als ob sie eine Schulaufgabe hersage.

Die Augen der Gesandtin flackerten einen Augenblick. Ihr war die Gegenwart Margrets während der Gegenwart des Herrn van Kerckhove an sich nicht willkommen. Aber es war doch am Ende wichtiger, daß diese deutsche Romantik aus der Welt geschafft wurde. Wenn sich Kerckhove wirklich scheiden ließ, dann würde der Resident in absehbarer Zeit wiederheiraten müssen, schon der Repräsentation in Bern wegen. Es blieb aber immer noch offen, was er sich dann heranheiratete. Vermutlich eine ganz bigotte Holländerin, welche zunächst einmal die Beziehungen zum Hause Damiros abbrechen würde. Und die arme Margret? Nein, auch ihretwegen ging das nicht. Man mußte ihr taktvoll aus der peinlichen Situation helfen, die ja geradezu in Geistesverwirrung überzugehen drohte.

So ein Liebhaber, der solche Anforderungen stellt, dachte sie. Gott und seine Heiligen sollen mich bewahren. Sie wurde in dieser Vorstellung für einen Augenblick ganz fromm. Margret sah vor sich hin; sie warf einen raschen Blick auf Frau Damiros, senkte die Augen aber wieder, als Frau Damiros den Blick auffing.

Die Gesandtin spielte mit ihren vielen Ringen. »Gewiß, wenn es so steht,« meinte sie ruhig, »dann könnt ihr von Frans volle Klarheit verlangen. Das sehe ich ein.« Nach ein paar beruhigenden Worten erklärte Frau Damiros, daß es vielleicht besser wäre, wenn sie den Residenten auf den Besuch Margrets vorbereite. Er sei auf der Terrasse mit dem jungen Paar Avenzuales; sie habe die drei aber noch nicht gesehen, da sie eben erst aufgestanden sei und, wie gewöhnlich, im Bett gefrühstückt habe. Sie ging lächelnd davon und ließ Margret mit ihren Gedanken allein.

Nach etwa einer halben Stunde kam Frau Damiros mit dem Residenten zurück. Sie hatte ihm eingeprägt: »Die arme Frau sitzt fest; du mußt ihr einen anständigen Rückzug ermöglichen.« Kerckhoves Gesicht zuckte unruhig, als er Margret sah. Er ging aber in voller Artigkeit auf sie zu, lächelte und küßte ihr die Hand. »Mélanie,« meinte er, »hat

mich auf dein Kommen vorbereitet, Margret. Daß es mich ein wenig erstaunt, wirst du begreifen, da ich mich ja zu allem bereit erklärt hatte und dir den Entscheid überließ. Wie ich nun aber von Mélanie höre, wünscht der Doktor Dufour jetzt von mir eine definitive Erklärung über meine Einstellung zu der ganzen Sache. Die kann er haben.«

Ganz leise hatte die Gesandtin das Zimmer verlassen, und das Ehepaar stand sich gegenüber. »Setzen wir uns,« lächelte Kerckhove und holte das Augenglas aus der Westentasche. »Ich will dir meine Ansicht nicht vorenthalten. Du warst in Sailang zu allein, Margret. Aber gerade aus diesem Grunde bin ich ja um meine Überführung in den diplomatischen Dienst eingekommen, und Bern ist uns so gut wie sicher. Ich verstehe vollkommen, daß du dich nach siebzehnjähriger Ehe unter solchen Umständen einmal für einen andern Mann interessierst, zumal da ich weiß, daß du nie die Grenzen überschreiten wirst, die Natur und Frauenwürde ziehen. Deshalb habe ich auch nichts gegen deinen Aufenthalt in Guarujà. Ich sehe aber in einem solchen Vorfall keinen Grund, eine an sich gutgehende Ehe leichtfertig aufzulösen. Du würdest dein Leben und mein Leben nur zerstören; dazu reiche ich nicht die Hand. Auch deshalb nicht, weil ein Kind aus der Ehe stammt, ein Kind, das nicht nur die Mutter, sondern auch den Vater braucht. Damit kennst du meine Ansicht, die ich Herrn Dufour auch schriftlich mitteilen werde.«

Margret schluchzte. Aber sie fühlte sich doch in irgendeinem Punkte ihres Herzens befriedigt, sei es, weil Dufour seinen Willen nicht durchgesetzt hatte, sei es, daß sie Furcht vor dem Neuen gehabt hatte. Ihr stand das gewisse, stumpfe Gleichgültige, gemildert durch Reize, augenblicklich als begehrenswerter vor Augen als das Neue, Umwälzende, Ungewisse.

Nach einiger Zeit sah sie ihren Mann an. »Du hast die Macht. Dagegen vermag ich nichts zu tun. Aber dich trifft die Verantwortung.«

»Ich werde sie tragen.«

Als Margret auf der Terrasse erschien, sprang Herr Avenzuales mit locker zurückgekämmten Haaren auf, begrüßte sie mit aller Liebenswürdigkeit und teilte ihr mit, daß heute ein paar neue Grammophonplatten mit den neuesten Tänzen angelangt wären. Der Five-Step sei dabei. Ob man ihn nicht jetzt versuchen wolle.

Margret sah den Sprecher unruhig an. »Ich bin noch von der Reise ermüdet. Jetzt lieber nicht. Vielleicht heute abend.« Dann frühstückte sie mit dem jungen Paar zusammen und unterhielt sich freundlich mit ihnen. Der Resident ging in sein Zimmer, um den Brief an Dufour zu verfassen und ihn auf Rat von Mélanie sofort abzusenden, damit Dufour sich bis zu Margrets Rückkehr fassen könne. Inzwischen führte Frau Damiros Margret hinunter in den duftenden Garten und zeigte ihr die Kolibris; sie erzählte viele kleine amüsante Geschichten, wies dann auf die würdige und feine Art hin, mit der Herr van Kerckhove als Gentleman die Sache aufnehme, und erklärte weiter diktatorisch, daß Margret erst am folgenden Abend zurückreisen dürfe. Sie müsse sich ein wenig zerstreuen. Endlich gab sie ihr noch ein paar Verhaltungsmaßregeln, die Margret nicht ohne Aufmerksamkeit entgegennahm.

Am Abend war italienische Oper.

Am Morgen nach der Rückkehr Dufours von São Paulo gingen der Hugenotte und Ruth zur Arbeitsstelle. Sie wanderten durch weite Bananenplantagen und sprachen zunächst von allgemeinen Dingen, welche Ruth beschäftigten. Nach einer Weile kam aber das junge Mädchen auf die Fragen der Gegenwart zurück, die sie tief bewegten, und sie begann vorsichtig: »Sie glauben, Herr Dufour, daß mein Vater seine Einwilligung gibt?«

Der Hugenotte schwieg vor sich hin. »Ich habe eine schwere Nacht hinter mir, Ruth. Als ich gestern abend deine Mutter an den Zug gebracht hatte, packten mich Zweifel. Dann aber sah ich plötzlich, wie durch eine innere Erleuchtung, ganz klar. Es ist doch selbstverständlich, daß eine Frau wie deine Mutter, die still für sich gelebt hat, sich langsam an den Entscheid herankämpfen muß. Ja, man müßte ihr ein allzu rasches Zupacken als Leichtsinn auslegen, und ein Mann wie ich, der das Leben nun am Ende doch sehr ernst nimmt, könnte in einer solchen Leichtigkeit keine Vorbedingung für ein künftiges Glück sehen. Alles das, was deine Mutter und ich vorher erlebt und durchdacht haben, wird in ihr während der heutigen Nachtfahrt wieder lebendig geworden sein.

Sie stand gestern deinem Vater gegenüber vor einer Überraschung, die gewiß notwendig war; aber aus ihrer Natur heraus erklärt sich, daß sie da nicht sofort zugreifen konnte. Heute wird das anders sein. Ich glaube an sie.«

Ruth schwieg und zupfte an einem Bananenblatt. »Ich verstehe das noch nicht,« antwortete sie zögernd. »Nach meinem Gefühl hätte sie gestern ja sagen müssen.«

Das Urteil Ruths erschien Dufour hart, in gewisser Weise sogar lieblos. Ein Schreck durchfuhr ihn. Sollte er Ruth falsch gesehen haben? War sie gar eifersüchtig? Er ging schweigend weiter und wartete darauf, daß Ruth ihre Worte zurücknehmen würde.

Als sie das nicht tat, sagte er: »Sie sollten sich schämen, Ruth.«

»Das tue ich auch,« erwiderte das Mädchen. »Mit der einen Hälfte meines Herzens. Aber ich kann doch nicht dafür, daß ich es mit der andern nicht tue.«

Doktor Dufour blieb wieder stehen. »Seien Sie mir nicht böse, Ruth, wenn ich Sie bitte, mich nicht zu begleiten. Ich kann Ihre Zweifel nicht ertragen. Der Zweifel mag für die Menschen eine Schutzimpfung gegen die Enttäuschung sein, aber der Zweifel ist auch der Mörder alles Großen. Er bricht das Wollen und dessen lebendige Kraft. Ich danke Ihnen für Ihre Ehrlichkeit. Morgen werden Sie glauben lernen und werden bereuen. Aber lassen Sie mich heute allein. Ich brauche meine Kräfte.«

Ruth gab dem Manne die Hand und ging rasch davon. Dufour kämpfte mit dem Wunsche, sie zurückzurufen. Doch das wäre ein Verrat an Margret gewesen. So ließ er sie gehen.

Aber die Einstellung Ruths beschäftigte ihn den ganzen Tag. Er suchte Gründe für Ruths Verhalten, die echter und würdiger waren als die Eifersucht, welche er ihr in einem törichten Augenblick angedichtet haben mochte. Ihm fielen halbe Worte und Betrachtungen ein, die Margret in langen Stunden geäußert hatte. Diese Betrachtungen waren in die Form allgemeiner Lebensweisheiten gekleidet, aber es waren im Grunde doch nur Dinge, welche sich auf Margret bezogen, die aus Augenblickswünschen und Abneigungen geformt waren. Solche Sätze, vieler Deutungen fähig, mochte die Mutter nach ihrer Rücksprache mit Herrn van Kerckhove der Tochter gegenüber geäußert haben, als Selbstschutz, als Selbstentschuldigung, weil sie nicht gleich die Dinge zu einem guten Ende gebracht hatte. Das leidenschaftliche Mädchen legte diese Worte anders aus.

Diese Betrachtung bewog Dufour am Spätnachmittag, in das Hotel zu fahren und Ruth zu suchen. Sie saß mit einem Buche am Strand und las »Cymbeline«.

Als der Ingenieur auf sie zukam, sah sie ihn erstaunt an. Dann sprang sie rasch auf, und ihre seltsamen, geschlitzten Augen leuchteten. »Das ist wirklich gut von Ihnen.« Sie bewegte sich erregt und griff seine Rechte mit beiden Händen. »Sehen Sie, meine Mutter sagt immer, ich sei so lebensunklug und fanatisch. Nun mußte mir das passieren. Ich schäme mich so entsetzlich, Doktor Dufour, und, nicht wahr, Sie sagen es meiner Mutter nicht.«

Der Hugenotte strich ihr über den Kopf. »Sicher nicht, Ruth. Ich verstehe Sie ja völlig. Wer so jung ist wie Sie, für den ist alles schwarz oder weiß. Wenn man so ein grauer Freund ist wie ich, dann spielt das Grau eben auch seine Rolle. Das ist sicher nicht schöner, aber es ist die Folge von Erfahrungen. Und so geht es eben auch Ihrer Mutter. Wenn nur der tiefste Grund nicht verschlammt ist, dann wird alles gut. Und der tiefste Grund bei Ihrer Mutter ...«

»Ist wundervoll. Sie ist doch überhaupt entzückend,« rief das Mädchen.

»Das ist sie,« lachte Dufour, »sie ist ein Märchen. — So, nun nehmen wir uns ein Trolly und fahren einmal nach der andern Seite, zu dem Felsencafé, und lassen uns vom Meer etwas vorerzählen.«

Sie fuhren auf dem hohen, zweirädrigen Gefährt am Strande entlang, an einsamen, von Bäumen und Pflanzen verwucherten Gärten vorüber, zum Felsencafé, wo sie sich einen Platz senkrecht über dem Meere suchten. Außer ihnen gab es keine Gäste; der braungelbe Kellner brachte langsam und verärgert den Tee, so daß Ruth eine mißmutige Bemerkung nur mit Mühe unterdrückte. Dann aber sahen sie auf den halbbewegten Ozean hinaus, der mit stumpfer Feierlichkeit seine eignen Geheimnisse überschrie und sich in ewigem Wechsel vor- und zurückbog.

Nach einer Weile fragte Ruth: »Werden

Ihre Telegramme von der Arbeitsstelle in das Hotel weitergegeben?«

»Ich bekomme alle Telegramme in doppelter Ausfertigung; von der Post im Hotel und von der Baustelle.«

Dann schwiegen sie wieder. Dufour wollte aber das Mädchen, das den Kopf auf die Holzbrüstung gestützt hatte, nicht in weitere Grübeleien versinken lassen. So begann er zu erzählen von Java, von den Arbeiten in den Bergen; er knüpfte an Punkte an, die Ruth kannte, und dadurch erregte er langsam ihre Anteilnahme.

Als der Mond, mit nach unten gekehrter Sichel, auf grünem Abendhimmel stand, schwieg Ruth wieder und sann vor sich hin. Sie dachte an Java, an die Mondnächte, in denen sie mit der Mutter durch den schwerduftenden Park des Bangolo gegangen war, und in denen sie gezittert hatte in Liebe zu der feinen, zarten Frau an ihrer Seite. Dufour fühlte, daß das Mädchen von einer Erinnerung gepackt wurde, und er fragte leise, was sie beschäftige.

»Ich dachte an Java. Da war sie so süß.«

»Das ist sie heute noch, Ruth. Und das wird sie immer bleiben.«

»Auch wenn sie alt wird und nicht mehr schön ist? Sagen Sie, Doktor Dufour!«

Der Hugenotte lächelte gütig. »Sie wird ganz anders altern, wenn ihr Leben jetzt auf einer richtigen Basis steht; sie wird ihr eignes Leben erleben, wie man die Jahreszeiten erlebt, ohne daß man ihnen grollt. Sehen Sie, Ruth, das ist es ja gerade: ich will sie ihr eignes Sein organisch empfinden lassen, weil sie in jedem Lebensalter ihre Aufgaben hat. Heute, wo sie von diesen Aufgaben ferngehalten wird, spielt sie den ewigen Frühling und glaubt selbst, daß noch alles vor ihr liege. Aber diesen bösen Irrtum, daß die Zeit mit sich spaßen lasse, will ich sie wegbringen, weil ich sie wirklich liebe.«

»Aber, nicht wahr, Doktor Dufour, sie wird doch nie alt? So richtig alt. Sagen Sie, daß sie nie alt wird.«

Dufour malte sich mit Entsetzen aus, was aus Margret geworden wäre, wenn das große, lösende Erlebnis nicht in ihr Leben getreten wäre. Wenn sie altern müßte, ohne den Sinn des Lebens erfaßt zu haben. Wenn an der Seite einer reifenden Tochter der Kampf mit Schminke und Puder, mit Massagen und Schönheitswassern einsetzen würde, der Kampf mitten zwischen Bitternis und Angst, mit der zum Wahnsinn gesteigerten Autosuggestion: Ich bin so alt, wie ich mich fühle. Gottlob, daß das an Margret jetzt vorübergehen würde.

»Sie wird schön altern,« sagte er glücklich.

Aber Ruth schüttelte den Kopf. »Sie altert nie,« sagte sie kurz.

Der Hugenotte strich ihr lächelnd über die Hand. »Das wäre ein neues Märchen,« sagte er freundlich, »aber wir wollen es hoffen.«

Sie ergingen sich beide in Betrachtungen über Margrets Reize. Ruth fand immer etwas Neues zu erzählen; sie sprach in ihrer Begeisterung sogar von einem Bad, das im Bangolo eingerichtet gewesen sei, in einer schattigen Felsschlucht, unter uralten Bäumen. »Wenn sie da unter dem Wasserfall stand, Doktor Dufour, dann glaubte ich immer eine Erscheinung zu sehen. Sie stand ganz im Licht, von weißen Wassern umzuckt, vor blauem Dämmern ...«

Dufour hob lächelnd die Hand. »Kleiner Schwärmer!«

Da senkte Ruth verlegen den Kopf. »Verzeihen Sie!«

Als sie nach Guarujá zurückkamen, teilte der Hotelportier dem jungen Mädchen mit, daß Frau van Kerckhove morgen abend zurückkehren würde.

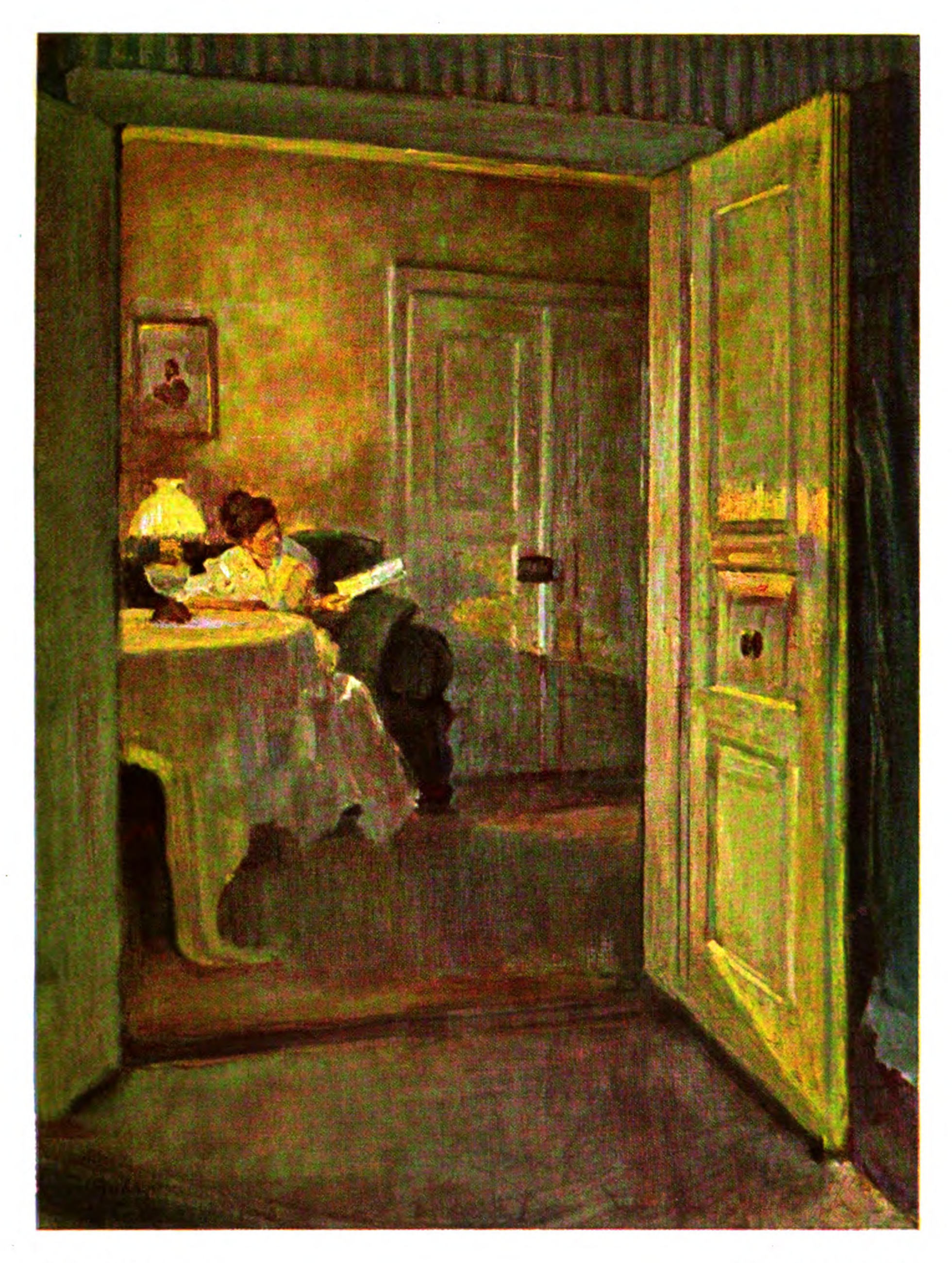
»Hat sie weiter nichts bestellen lassen?«

»Nichts, gnädiges Fräulein.«

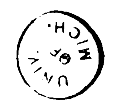
Ruth wandte sich zu Dufour. »Soll ich nicht gleich noch einmal anrufen?«

»Lieber nicht,« entgegnete der Hugenotte. »Wissen Sie, Ruth, daß sie überhaupt kommt, das ist doch ein gutes Zeichen. Wenn nicht alles in Ordnung wäre, würde sie doch gar nicht erst wiederkommen, sondern sie würde Sie nach Rio kommen lassen.«

»Da haben Sie recht. Freuen Sie sich, Doktor Dufour? In kurzer Zeit ist alles gut. Vielleicht hat mein Vater auch so etwas verlangt wie Probefristen oder ähnliches. Und sie hat es nicht telegraphieren können. In der Gesandtschaft kann sie nicht telephonieren, weil der Apparat auf dem Flur hängt, wo sie jeder hört. Schade, daß wir nicht hier waren; ich hätte sie schon ausgefragt. Ach, ich bin so froh; ach, lieber Herr Dufour, ich bin so froh!«



Jos. Kühn jun.: Bei Lampenlicht



Der Hugenotte fühlte sich reich und glücklich. Es war ihm, als ob er in einem tosenden Sturm umhergeworfen sei, und als ob sich die Wellen plötzlich geglättet hätten. In der Ferne leuchteten blaugoldene Inseln.

Er beschloß, die Nacht über im Hotel zu bleiben. Er freute sich auf den nächsten Morgen; er wollte mit Ruth über die Mutter sprechen und einiges zu ihrem Empfang vorbereiten. Als er sich von Ruth vor ihrem Zimmer verabschieden wollte, trat die Krankenschwester artig auf die beiden zu.

»Verzeihen Sie, daß ich Sie anspreche,« sagte sie zurückhaltend und sah Dufour mit ruhigen grauen Augen an. »Ich bin in Verlegenheit. Ich pflege eine herzleidende Dame; sie hat soeben einen heftigen Anfall gehabt. Ich habe vergebens jemanden gesucht, um ihn in die Apotheke zu schicken. Würden Sie oder das Fräulein so freundlich sein und mir aus der Apotheke Digalen besorgen? Ich muß es für die Nacht vorrätig haben.«

Ehe Dufour seine Bereitwilligkeit erklären konnte, hatte Ruth bereits der Schwester das Rezept aus der Hand genommen und lief davon. Von der Treppe her rief sie noch: »Ich bin gleich wieder da.« Dufour lächelte, und die Schwester lächelte ebenfalls.

»Es ist doch gut, daß es noch solche Menschen gibt,« sagte sie.

»Ja, Fräulein van Kerckhove sehnt sich direkt danach, helfen zu können.« Dufour strich sich mit der Hand über die Stirn. Die feine Neutralität der Schwester wirkte wohltuend auf ihn. Er ließ sich von ihr das Ergehen der Patientin schildern; sie solle in nächster Zeit nach Europa zu einem berühmten Arzt, sagte die Schwester, aber vorläufig sei sie noch nicht reisefähig. Der heutige Anfall habe der Schwester wieder Bedenken gemacht. Dufour fragte, ob die Dame augenblicklich leide. Zwar sei er kein Arzt, aber er verstehe einiges von der Heilkunde.

»Das glaube ich gern, Herr Doktor Dufour,« antwortete die Schwester und schob mit ihren langen vollen Händen, deren Knöchel stark nach innen fielen, die weiße Mütze zurecht. »Ich danke Ihnen. Wenn es in dieser Nacht wieder schlimmer wird und ich keinen Arzt bekommen kann, dann darf ich Sie vielleicht bitten lassen.«

Als Ruth die Medizin brachte, dankte ihr die Schwester mit weicher, klangvoller Stimme und ging rasch davon.

»Sie ist wirklich sehr fein,« sagte Ruth, und ihre grauen Augen leuchteten. »Sie hat eine so sympathische Stimme.«

Dufour dachte an die wechselnde Stimme Margrets. Auch sie wird bald nur noch *eine* Stimme haben, sagte er sich. »Gute Nacht, Ruth. Sind Sie froh?«

»So froh. Auch, daß ich bei Ihnen bleiben kann.« Sie gab ihm die Hand.

Er erwiderte: »Sie werden nun bald meine Tochter sein. Wir können eigentlich jetzt schon du zueinander sagen, nicht wahr?«

Wieder strahlte Ruth. »Gern, du. Schlaf schön!«

»Schlaf gut, liebe Ruth! Auf morgen früh.« —

Am nächsten Morgen, schon vor dem Frühstück, brachte der Portier dem Ingenieur den Brief des Herrn van Kerckhove.

Dufour öffnete den großen Briefumschlag und las den Brief zweimal. Die Form, der sich der Resident bediente, war artig; fast gewählt: Kerckhove schrieb ihm etwa das gleiche, was er Margret in Rio persönlich gesagt hatte. Am Schluß bemerkte der Resident, daß er, beruhigt durch Dufours Ehrenwort, der Rückkehr der Frau van Kerckhove nach Guarujà keine Bedenken entgegenzusetzen habe, um so weniger, als er auch aus Margrets Gesamteinstellung die Überzeugung gewonnen habe, daß sie sich niemals zu Handlungen hinreißen lassen würde, die der Natur und der Stellung seiner Frau widersprächen.

»Ich benutze die Gelegenheit, um Sie meiner vorzüglichen Hochachtung zu versichern,« murmelte der Hugenotte vor sich hin, als er den Brief in seine Tasche steckte. »Der Herr Resident ist wieder umgefallen; wahrscheinlich aus gesellschaftlichen Gründen. Er schickt den Brief ängstlich voraus, damit er vor Margret eintrifft und eine Wirkung ausübt. Aber sie hat durchgesetzt, daß sie zurückkommen kann. Sie ist doch prachtvoll. Noch ein paar Angriffe, dann ist alles in Ordnung.«

Diese Darstellung gab er auch Ruth beim Frühstück, als sie ihn fragte, ob er Nachrichten habe, und er ihr darauf das Schreiben ihres Vaters übergab. Als Ruth den Brief ihres Vaters in die Hand nahm, zitterte sie ein wenig. Die revolutionären Züge brannten in unerlöster Spannung; das weiße Haar flimmerte sonderbar im Halbdunkel

des Saales. Die geschlitzten Augen wurden weit. Dufour empfand Ruth zum erstenmal als schön, vielleicht sogar als großartig.

Ruth las das Schreiben halblaut vor sich hin. Dann gab sie es dem Ingenieur zurück und sagte: »Ja, das ist natürlich so ein Brief, wie ihn mein Vater immer schreibt. Es soll alles beim alten bleiben. Meine Mutter kennt das. Sie weiß schon, wie das am besten zu machen ist. Werden Sie — wirst du meine Mutter heute abend abholen?« Ruth vermied eine Anrede; sie wußte nicht, wie sie Dufour nennen sollte.

Der Hugenotte schüttelte den Kopf. Dann ging ein Lächeln um seinen bewegten Mund. »Nein, da muß man auf die Eigenart deiner Mutter Rücksicht nehmen. Das würde sie nur verwirren. Sie ist nun einmal gewohnt, bevor sie mit anderen Menschen zusammenkommt, Toilette zu machen. Und gerade vor mir wird sie hübsch erscheinen wollen. Diese Eitelkeit gehört zu ihr, und ein Mann wird ihr deshalb nicht böse sein. Gelegentlich kann dergleichen zwar lästig werden, aber ich glaube, man muß sie dabei lassen. Ich denke, daß es besser sein wird, wenn du sie abholst.«

Ruth mußte zwar ein inneres Widerstreben überwinden, aber am Ende sagte sie sich, daß Dufour doch recht hätte. Sie fuhr mit ihm wieder zur Baustelle hinaus und besichtigte mit ihm die großen Pumpwerke, die das Wasser hinter dem Uferdamm aufsogen und in den Hafen ausleerten. Der blasse junge Mann am Haupttelephon, der bis dahin sehr aufgeräumt gewesen war, fiel bei ihrer Ankunft sichtlich zusammen und hustete stärker in den Sprechtrichter. Er tupfte sich die gebröckelte Stirn mit einem roten Taschentuch und sah aus dem Fenster.

Ruth verbrachte den Tag bei dem Freunde, benutzte seine kleine Bibliothek, wenn er arbeitete, und bereitete mittags ein »sauberes Essen«, wie Dufour ihre Kochkünste bezeichnete. Zuweilen sprachen sie halbe Sätze über die Art und Weise, wie sie die Zukunft auszubauen gedächten.

»Meine Tätigkeit in der Schweiz scheint gesichert zu sein,« sagte der Ingenieur. »Gestern erhielt ich eine Nachricht aus Bern, daß man mich bäte, auf Kosten der Regierung zu einer Besprechung zu kommen. So etwas schreibt eine Regierung nicht, wenn sie nicht recht ernste Absichten hat.«

Ruth strahlte. »Weißt du, ich glaube, daß wir dann zusammen nach Europa reisen. Wenn meine Mutter sich von meinem Vater scheiden läßt, dann muß sie doch auch nach Europa, nicht wahr? Du, das wäre schön. Ach du, wie schön wäre das! Und dann? Wohin ziehen wir dann? Wo wirst du mit meiner Mutter wohnen?«

»Im Tessin,« sagte Dufour, und seine Augen weiteten sich. »Am Südhang der Alpen gibt es einen kleinen Ort, dicht bei Locarno. Da habe ich ein Häuschen, hoch über dem See. Dort können wir zusammensein, wenn ich frei bin. Wir können reisen, wohin wir wollen, und wieder dorthin zurückkehren. Da ist die Welt schön.«

Das Mädchen sah vor sich hin. »Eins wollte ich noch sagen, du. Denk' bei der ganzen Sache nicht an mich. Selbst wenn mein Vater mich nicht hergibt ... ich wäre dann ja in Bern und könnte euch immer sehen... Ihr beiden müßt erst einmal weg ... ich komme schon nach...«

Lächelnd strich ihr der Mann über das Haar. »Wir wollen abwarten,« sagte er. »Ich bin sicher, daß ich auch dein Bleiben bei uns erreiche.«

Ruth sagte nichts, sie nickte nur leicht.

Am Abend erwartete Ruth die Mutter in Santos an der Bahnsteigsperre. Weiße Lichter stachen durch die blaue Dunkelheit der Halle, und dem Mädchen stand flüchtig der Wasserfall in der Schlucht vor Augen. Dann rollte der hell erleuchtete Zug in die Bläue, und Ruth sah durch das Gewühl von Weißen und Farbigen hindurch auf den Pullmanwagen. Frau van Kerckhove entstieg ihm, beweglich, frisch, mit kurzen Schritten. Sie trug einen neuen Hut und winkte Ruth schon von weitem zu, mit einer natürlichen, aber ihr selbst wohl doch wieder bewußten Kindlichkeit. Ruth erwiderte dieses Winken mit einem Gefühl von leiser Angst. Und gleichzeitig freute sie sich über ihre reizende Mutter.

»Papa läßt dich herzlich grüßen,« rief Margret bereits über das Sperrgitter hinweg, »es geht ihm recht gut. Auch Tante Mélanie läßt grüßen und Avenzuales und Nanon natürlich. Auch Herr Damiros. Hast du keinen Mantel, Ruth? Warum denn nicht? Es wird kühl. Ich habe dir das doch so auf die Seele gebunden. Du bist ein schreckliches Kind. Nun, komm!« Sie küßte

die Tochter und ließ das Gepäck in den Wagen bringen. Ruth war von diesem Empfang betäubt. Sie setzte sich still neben die Mutter, nahm ein Tuch um die Schultern und antwortete nur auf die Fragen, die ihr gestellt wurden. Zuweilen dachte sie an die ruhigen Stunden des heutigen Tages als etwas Strahlendes und Schönes; zuweilen fühlte sie etwas wie eine werdende Krankheit in ihrer Liebe zu der Frau an ihrer Seite.

»Hast du viel gelesen, Ruth?«

»Es geht an, Mutter. Ich habe Shakespeare beendet. Cymbeline.«

»So. Und sonst?« Margret fragte aus ihrem Pelzkragen heraus, vorsichtig, abwartend. Ruth verstand den Sinn ihrer Frage.

»Sonst war ich viel mit Doktor Dufour zusammen. Es war sehr schön. Heute habe ich bei ihm gelesen und ihm das Essen gekocht.«

»Und trotzdem geht es ihm gut?« lachte Margret etwas gezwungen.

»Ja, Mutter. Es geht ihm sogar sehr gut. Er sagte, daß er in drei Wochen fertig sei. Dann muß er nach Bern reisen.«

Margret wandte den Kopf. Sie wurde lebhaft und preßte ihre Hände ineinander. »Das paßt ja ausgezeichnet. Er kann mit uns nach Europa reisen. Ich muß in Bern alles vorbereiten. Wir fahren mit der ‚Gelria' bis Lissabon und von dort mit der Bahn. Die Avenzuales kommen bis Teneriffa mit. Das gibt eine gute Gesellschaft.«

Ruths Herz krampfte sich zusammen. Sie fühlte eine schwindelerregende Unsicherheit, sie sah nicht klar. Sie wollte aber Klarheit.

»Herr Dufour hat heute auch einen Brief von Papa bekommen,« sagte sie vor sich hin. Sie hatte die Hände über dem rechten Knie gefaltet und sah auf die Hände.

»So,« entgegnete Margret und sah starr geradeaus.

»Er meinte, daß du wohl nicht hättest telegraphieren können, und daß das, was Papa schrieb, nicht das Richtige sei.«

»Da hat er vollkommen recht, Ruth. Aber jetzt wollen wir lieber aussteigen. Wir sind an der Fähre.«

Als Margret den Wagen verließ, immer darauf achtend, daß ihr Fuß beim Aussteigen durch die niedergedrückte Fußspitze schön wirkte, schlang Ruth in der Dämmerung rasch die Arme um den Hals der Mutter. »Nicht wahr, Mutter,« flüsterte sie erregt, »das, was Papa schreibt, das läßt du dir nicht gefallen?«

Erstaunt sah die Mutter die Tochter an. Dann lächelte sie flüchtig. »Sei nur ruhig, Ruthkind, es wird alles gut.«

Wieder umarmte Ruth die Mutter heftig. Aber Frau van Kerckhove konnte ein ängstliches Gefühl nicht unterdrücken, als sie die leidenschaftliche Parteinahme ihres Kindes erkannt hatte. Sie vermied es, ihm Genaueres zu sagen; aber sie streichelte Ruth zart und innig.

»Wie wird Dufour glücklich sein!« flüsterte das Mädchen nur, als sie weiter durch die Bananenplantagen fuhren.

»Ich freue mich auch sehr auf ihn,« nickte Margret.

Im Hotel machte sie sorgfältig Toilette. Sie wählte ein weißes, einfaches Kleid, einen weißen Hut und legte über ihre feinen Schultern einen weißen Schal mit langen Fransen, wie Dufour ihn liebte. Als Schmuck nahm sie nur ihre lange schöne Perlenkette. Eine einzige dunkelrote Orchidee, von denen, welche der Hugenotte ihr gesandt hatte, steckte sie an das Kleid. Die indische Zofe Zaba, die der Frau van Kerckhove beim Ankleiden geholfen hatte, stand verzückt vor so viel Weiß. Sie murmelte immer nur: »Schöne weiße Frau.«

Ruth, die ihre Mutter zum Essen abholte, stürzte sich auf Margret und küßte sie wieder, während Zaba noch immer mit gekreuzten mageren Händen in der Zimmerecke auf ein Wunder lauerte, das sich begeben müßte.

Ruth strahlte vor Glück. »Du bist hinreißend, Margret,« rief sie ausgelassen und nickte Dufour beglückt zu, als sie mit der Mutter in die Halle trat und Dufour ihnen entgegenkam.

»Nun?« fragte er kurz, mit einem kaum merkbaren Flattern in der Stimme.

»Gut. Wir sprechen nachher davon.«

Er sah ihr prüfend in die Augen; die glänzten zufrieden. Da leuchteten auch Dufours Augen auf, und er küßte ihr die Hand.

Die Mahlzeit verlief in glücklichster Stimmung. Margret erzählte angeregt von Rio und strich dem Hugenotten ganz fein über die Hand; ihre Blicke leuchteten. Dufour erzählte von den glücklichen Tagen, die er mit Ruth verbracht habe, und von ihren Zukunftsplänen, was Margret lächelnd mit

anhörte. Ruth warf von Zeit zu Zeit ein paar Worte in die Unterhaltung, die oft nichts andres waren als ein Ruf des Glückes.

Nachdem Margret die Tafel aufgehoben hatte, warf Dufour dem Mädchen einen kurzen Blick zu, welchen Ruth verständnisnickend beantwortete. Margret zog den Schal fester, als Dufour sie noch um einen kurzen Spaziergang bat. Er wußte sich das momentane, ganz feine Zögern der Geliebten zwar nicht recht zu erklären; sein persönlicher Tätigkeitsdrang ließ es ihn auch sogleich wieder vergessen. So gingen die beiden dann an den beglänzten Strand; Ruth sah ihnen versonnen nach.

Die beiden schritten zunächst schweigend durch den Hotelpark, in welchem große Bogenlampen brannten. Unzählige Insekten schwirrten um die Lichter; das Meer lag unsichtbar im Halblicht und rührte sich kaum; es dehnte sich faul und gelangweilt unter dunstiger Sternenkuppel. Als Margret die Steintreppen zum Strande hinuntergestiegen war, wollte Dufour die Geliebte im Schatten der Ufermauer küssen. Sie aber entzog sich ihm mit einer geschickten Bewegung des ganzen Körpers und sagte: »Wir müssen erst einmal reden.«

Irgend etwas tief Verdrängtes wurde in der Seele des Mannes lebendig. Zweifel, welche ihn am Abend ihrer Abreise umfangen hatten, stiegen wieder auf; aber noch einmal gelang es ihm, sie durch den Willen zu bannen.

Er nahm Margret bei der Hand und antwortete: »Du hast recht, Liebste. Wir wollen verständig sprechen.« Er küßte die Hand mit den vielen Ringen, und Margret ließ es geschehen. Sie sah geradeaus; ihr Mund stand halb offen, und sie lachte mit feststehenden Lippen.

»Sprich, Margret, was ist?«

»Daß mein Mann seine Einwilligung nicht gibt, haben Sie ja schon aus seinem Briefe erfahren,« begann Margret kurz. Ihre Stimme bekam einen leichten Trotz.

»Das habe ich,« erwiderte der Hugenotte, und auch seine Stimme wurde kälter. »Ich begreife das zwar nicht recht, denn hier in Guarujà war er zu allem bereit. Er scheint schwankend zu sein. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als selbst zu ihm zu fahren und mit ihm zu reden.«

Margret blieb stehen. Sie sprach klagend. »Das ist doch Unsinn. Es hätte gar keinen Sinn. Sie würden alles zerstören. Sie würden unser Zusammensein ebenso zerstören wie unser Zukunftsglück in Bern.«

»In Bern? Willst du wieder zu ihm zurückgehen? Margret, das kann doch nicht dein Ernst sein.«

Leise griff die Frau nach dem Arm des Mannes. Sie atmete tief. »Sieh einmal die Dinge, wie sie sind. Ich bin gebunden; er läßt mich nicht los. Er hat gar nichts gegen unsre Beziehungen. Sie sind ihm gleichgültig; er beschäftigt sich in allen seinen Gedanken nur mit Mélanie. Wenn du aber jetzt Forderungen stellst, zu denen er Stellung nehmen muß, dann bleibt ihm ja gar nichts übrig, als uns zu trennen.«

Der Hugenotte zog die Augenbrauen zusammen. »E r — u n s — t r e n n e n?« stieß er hervor, und dann lachte er kurz. »Das wird sich finden. Ich werde schon mit ihm reden.«

»Das ist Wahnsinn, Dufour!«

»Das ist der Anfang einer Sauberkeit, die dir vielleicht im Schlamm deiner Ehe abhanden gekommen ist,« sagte der Ingenieur.

Auf diese Worte erwiderte Margret wieder kälter. »Ich habe mir in meiner Ehe den Begriff für Sauberkeit wohl bewahrt,« sagte sie, »sonst hätte ich nicht auf dich gewartet. Ich konnte in Sailang zwanzigtausend Männer haben.«

»Tobbys,« meinte der Hugenotte kühl.

»Auch Tobbys,« antwortete Margret kurz atmend. »Sie sind wirklich brutal, Dufour, das nennen Sie Liebe?« setzte sie nach einiger Zeit hinzu.

Dem Hugenotten war es klar, daß das Gespräch in diesen Bahnen nicht weitergeführt werden durfte. Sonst müßte es unnütze Entfremdungen geben. So wie Margret jetzt noch eingestellt war, kam alles auf die Form an. Sie klammerte sich an die Form, und sie würde sich weiter und stärker daran klammern, je mehr er diese Form verletzte. Er aber wollte sie zum Elementaren leiten; nur war er sich klar darüber, daß er es langsam tun müßte.

So sagte er denn: »Verzeih meine Erregung, Margret. Du weißt, daß ich dich über alles liebe. Nur aus dieser Liebe heraus ist meine Erregung zu begreifen. Mir ist bang um uns. Wir müssen weiter. Wir dürfen nicht ins Stocken kommen.«

Leise strich ihm die Geliebte über den Arm. »Man muß abwarten können. Wozu denn auch? Was soll anders werden? Wo im Leben haben wir es wieder so schön wie hier? Was könnte ich dir sein, wenn wir verheiratet wären? Ich müßte dich mit Sorgen quälen, die ich dir jetzt fernhalten kann. Sehen Sie es doch ein, Dufour, wie schön wir es jetzt haben. Und nehmen Sie auch Ruth das Glück nicht,« setzte sie zögernd hinzu. Ängstlich beobachtete sie die Wirkung dieser Worte.

Es wurde dem Hugenotten schwer, eine richtige Antwort zu finden. Nach einiger Zeit erwiderte er: »Nein, abwarten heißt versumpfen lassen. Ich reise zu Herrn van Kerckhove.«

Eine furchtbare Angst überkam die Frau. Sie schoß empor. »Dann ist es zwischen uns beiden aus,« sagte sie, und als sie die Wirkung ihrer Worte erkannte, setzte sie eine Reihe von Beschwörungen und Betrachtungen hinzu.

»So,« nickte der Ingenieur, »warum ist es dann aus?«

Margret zerrte an ihrem Umhang und spielte mit einer Franse. »Ach, Liebster,« sagte sie mit halber Stimme, »zwischen uns kann es ja nie aus sein.«

Der Hugenotte wiegte den Kopf. »Gut. Was steht denn dagegen, daß ich zu Herrn van Kerckhove reise und noch einmal mit ihm rede?«

Hastig warf die Frau den Kopf zurück und sah den Sprechenden mit flackernden Augen an. »Was? Wie wenig ihr Männer doch Männer kennt! Seine Eitelkeit. Er ist kindisch eitel. Glauben Sie, daß er es vertragen würde, wenn man ihm die Frau entreißt? Mit Krallen und Zähnen würde er mich halten, trotzdem ich ihm seit Jahren gleichgültig bin. Es gibt nur ein Mittel: die langsame Lösung. Ich weiß, wie ich ihn zu behandeln habe. Schritt für Schritt muß ich vorwärtsgehen, und wenn ich das feste Gefühl deiner Liebe empfinde, dann werde ich zum Schluß kommen. Sieh, Liebster,« — sie klammerte sich an den Mann — »das mußt du verstehen, du darfst keine neue Dummheit machen, nachdem ich mit Mühe und Not alles beigelegt habe. Versprich es mir, du!« Sie schlang die Arme fest um den Hals des Mannes, zog seinen Kopf zu sich hinunter und küßte ihn leidenschaftlich. »Du, du,« rief sie immer wieder, »du sollst mir gehören, und ich will dir gehören, du, versprich es mir!«

Ihre Bitten hörten nicht auf, sie bekamen eine nervöse, überreizte Form. Aber alles, was die Frau aufrasend, zischend, mit würgender Stimme vorbrachte, war durchsetzt von einer unerhörten Lebenskraft, die ebenso sinnlos war und dem ordnenden Sinn des Hirns so fern stand wie der Urwald. Sie konnte erdrücken, aber nicht überzeugen. Alles das war von Margret aus tiefstem Fraueninstinkt auf die Urtriebe des Mannes eingestellt; auf die Raubinstinkte, die Instinkte des Besitzenwollens, auf die Instinkte des Beschützenwollens. In diese Welt mußte sich Margret van Kerckhove retten, um ihr sorgsam ausgebautes System halten zu können; um nicht entscheiden zu müssen zwischen zwei Menschen.

»Graue Freundin,« sagte Dufour ruhig.

»Wieso meinen Sie das?« Aus geschlitzten Augen traf ihn ein unsicherer Blick. Nach kurzer Zeit fuhr sie erregt fort: »Dufour, das ist wirklich unsagbar häßlich von Ihnen. Ich habe es Ihnen doch ganz genau auseinandergesetzt. Was soll das alles?« Wieder begann sie zu reden, überzeugend, blitzartig, in neuen Einfällen, welche sich im Augenblick bildeten, mit eindringlicher Kraft. Und wieder hing sie an seinem Halse; rasend vor Leidenschaft.

Des Mannes Gedanken gingen weitaus ruhiger. Es war ihm, als ob sich die Dinge bei ihm merkwürdig verschöben; als ob diese Frau, die ihn beschwor, gar nicht mehr die Seele jener von ihm geliebten Margret in sich berge; als ob durch die Ereignisse eine ganz andre Seele in sie gefahren sei, eine fast kindische Seele. Aber die Erinnerung an berauschende Tropennächte war stark. Dufour empfand eine rachsüchtige Lust, diesen Erinnerungen nachzugeben; des Reizes wegen.

Als sie die Gefahr vorüber glaubte, war sie aus tiefster Seele Hingabe. Sie liebte ihn wieder wahrhaft. Der Mann empfand, daß sie stark und im Augenblick wieder rein fühlte. Und er ließ sich gern umfangen von ihrer Glut. Wirklich, alles andre konnte morgen sein.

Als sie vor dem Spielsaal des Hotels standen, brachte die indische Zofe ihr einen großen goldenen Mantel, den sie ihr bewundernd und ängstlich über die kindlichen

Schultern legte. »Herrin friert sonst,« flüsterte die Zofe und schlich wieder davon. Sie sah sich noch einmal scheu um, ehe sie in den Hauptbau huschte.

Die beiden gingen in der Halbdämmerung vor dem Spielsaal auf und ab. Margret hielt Dufours Hand mit der Linken und strich mit der Rechten zart darüber. »Lieb sein,« murmelte sie, »lieb sein; sei mir Mutter. Ich hatte nie eine Mutter; ich suche die Mutter im Manne.«

Ob sie ein solches Monstrum wohl je findet? dachte der Hugenotte mit überhöhter Klarheit, aber wieder umwogten ihn Wellen von Lust, die er begierig trank. Er verzichtete darauf, Einwürfe zu machen, wie er sie soeben erdacht hatte. Vom Kursaal her kam die Musik; die Blumensträucher dufteten zwingend, und Dufour sagte sich halb abgerissen: Wozu? Vielleicht hat sie recht, und diese Nacht ist schön.

»Ich komme,« flüsterte er, und sie nickte, indes sie seine Hand an ihre Lippen führte.

Sie gingen noch ein paar Schritte auf und ab; zögernde Schritte, als ob sie nicht recht wagten, zu gehen. Die Musik im Kursaal spielte etwas Weiches aus einer Operette. Da ging sie rasch an die Seitentür des Hotels; sie ging zwei Stufen hinauf und blieb stehen, während sie ihm den Rücken zuwandte. Das Licht einer fernen Bogenlampe zitterte matt auf dem goldenen Mantel. Langsam wandte Margret das Haupt zur Seite und lächelte ihm über die Schulter zu. Und leise sang sie mit der Musik: »Junger Lord, junger Mann, 's gibt soviel, was man sagen nicht kann.« Leicht errötend huschte sie davon; er ging gedankenlos durch den Spielsaal, warf gegen seine Gewohnheit einen Schein auf irgendeine Nummer und erschrak, als der Croupier ihm einen hohen Betrag zuschob. Nachdenklich nahm er die Scheine an sich und folgte Margret. —

Als Dufour am nächsten Morgen gegen sieben Uhr das Hotel verließ, traf er Ruth, die mit der Krankenschwester in den Anlagen auf und ab schlenderte. Der Tag war unruhig aus dem Meer gestiegen; die Hitze war bereits drückend, und die vielen Stiefelputzer, die am Hotel saßen und mit dem Rücken ihrer Bürsten auf den Holzstand schlugen, wenn ein Herr vorüberging, hockten stumpf unter der ausstrahlenden Glut des weißen Gebäudes. Als Ruth den Freund erblickte, gab sie der lächelnden Schwester hastig die Hand und lief Dufour entgegen.

Den Hugenotten durchschoß ein Vorwurf. Mit diesem Vorwurf mußte er sich erst einmal beschäftigen, ehe er ihm deutlich wurde. Aber irgendwo befahl es in ihm: Du begreifst, mein Lieber, du bist untreu gewesen.

Wem? fragte er sich selbst.

Und das Etwas antwortete: Ihr — Ruth.

Ein paar gütige, strahlende Augen sahen ihn an; eine weiche Hand, fast noch eine Kinderhand, griff die seine. »Ich weiß, Doktor Dufour, alles weiß ich. Meine Mutter hat es mir eben schon gesagt. Sie sagt, mein Vater wolle nicht. Und Sie ... Und du ... solltest nicht mit ihm sprechen ... das solle alles langsam gehen.« Ein paar Tränen standen dem Mädchen in den Augen; dann zog sich der Mund hart zusammen. »Ich weiß nicht, Doktor Dufour.«

Weiter sagte sie nicht.

Er dachte an die Unterhaltung, die am Tage vorher zwischen ihm und Ruth stattgefunden hatte. Heute mußte er sich sagen: Sie hat vielleicht schärfer gesehen als ich. Im Grunde war es ja das gleiche, was auch in dem Manne gesprochen hatte und immer wieder sprach, dieses »Ich weiß nicht ...« auch wenn er an ganz etwas andres dachte. Dieses »Ich weiß nicht« sprach immer in ihm, wie das Rauschen des Meeres in ihm zischte; man hörte es aber nur, wenn man darauf achtete.

Durch Ruths Bemerkung hörte Dufour in sich wieder dieses »Ich weiß nicht«. Der Zweifel stieg aus diesen Wellen »ich weiß nicht«; kein schöner Zweifel, sondern ein ekelhafter Zweifel, ein Seeungeheuer, dem er zunächst mit dem Riemen auf den Kopf hieb, daß es in die Tiefe zurücksank. Aber bald erschien es auf der andern Seite des Bootes und sagte grinsend: »Du — Mann! Du — Narr!« Und wieder hieb er auf das Gespenst ein, daß es für einige Zeit versank.

Ruth war inzwischen an seine Seite getreten und ging selbstverständlich mit ihm zur Werkstelle. Er sprach wieder zu viel; er sagte Ruth das gleiche, was er schon am Tage vorher zu ihr gesagt hatte: daß bei der unglücklichen Fassung der Ehegesetzgebung von heute Margret sicherlich mit solchen Hindernissen zu kämpfen habe, und er hieb

wieder auf den Zweifel ein, der höhnisch grinsend auftauchte und lachte: Du Narr — sie verkriecht sich dahinter, wie es tausend Frauen tun, die durch diese wahnwitzige Gesetzgebung gereizt werden, in ihrem Schutze ein böses Spiel nach zwei Seiten zu treiben.

»Wir müssen abwarten, Ruth,« meinte er und tupfte sich mit dem seidenen Taschentuch die Stirn. »Wir verlieren ja nichts. Sieh, wir müssen auch eins bedenken: die Entwicklung geht bei deiner Mutter langsam, der Schritt ist schwer.«

»Das ist er,« nickte Ruth. Über die andern Fragen sagte sie nichts mehr.

»Nicht wahr, wir wollen ihr helfen? Wir wollen ihr zeigen, wie schön das Leben sein kann, wenn wir drei zusammenhalten. Wir wollen ihr Glauben entgegenbringen, wollen ihr Kraft geben.«

»Ich glaube an dich, Dufour,« antwortete das Mädchen kurz und errötete, als er ihr einen erstaunten, hellen Blick zuwarf. »Ich glaube,« fuhr Ruth erläuternd fort, »daß du ihr den Glauben geben wirst, und da glaube ich mit dir.«

Ein Glücksgefühl überkam ihn vor solcher Glaubensfreudigkeit. Nein, Ruth wollte er nicht verlieren. Er würde den Kampf für sie mit aufnehmen; nicht nur um der geliebten Frau die Tochter zu erhalten, wollte er kämpfen; er wollte auch um Ruth kämpfen, die sein Leben steigerte, wie sie das der geliebten Frau steigerte; er wollte um Ruth kämpfen, weil sie bei ihrer Mutter und bei ihm bleiben mußte. Um beide mußte sein Kampf gehen.

Als sie in die Bananenplantage einbogen und ihnen das Stampfen der Preßmaschinen vom Ufer her gleichmäßig und drohend entgegenklang, strich Dufour zart über den Arm des Mädchens und sagte: »Liebe Ruth.«

Sie aber zog den Arm hastig fort.

Dufour erschrak. Wie hatte sie das Zeichen gedeutet? Hatte sie ein andres Interesse bei ihm gesehen als nur Freundschaft? Um Gottes willen, sagte er sich, nur das nicht! Nur keine Katastrophen in dieser Richtung! Und gewandt, wie er war, begann er ein leichtes, heiteres Gespräch zu führen. Er ließ seine ganze Kolonistenliebenswürdigkeit spielen. Er war bemüht, Ruth seine Freundschaft zu zeigen, und es gelang ihm in kurzer Zeit, einen leichten und flüchtigen Ton in die Unterhaltung zu bringen.

»Ruth,« meinte er, »wir wollen bei guter Gelegenheit einmal zusammen auf die Ilha Porchat fahren. Die Insel ist ein Paradies; aber als Wächter vor dem Paradies steht ein kleines Gasthaus dort. Und da muß man Eintritt zahlen. Der besteht darin, daß man Cameraos ißt.«

»Was sind Cameraos?« fragte Ruth, die den Vorschlag mit zusammengefaßten Nerven, glühend vor Begeisterung, angenommen hatte.

»Ja, Ruth, das ist so eine Sache. C'est une chose, würde meine Großmutter gesagt haben; das war ihr höchstes Lob. Das sagte sie jeden Sonntag, wenn der Pastor Serré mit seiner Predigt fertig war. Einmal sagte sie es auch, als ich ihren Papagei mit Seifenstückchen zu Tode gefüttert hatte. Da hieb sie mir ein paar Ohrfeigen und sagte: C'est une chose. Ich weiß zwar heute noch nicht, ob das auf ihre Befriedigung über meine Leistung oder ihre klassischen Ohrfeigen ging.«

Ruth lachte und schüttelte die Schultern. Dann kniff sie Dufour in die Finger. »Laß den Blödsinn,« rief sie neugierig und packte Dufour an den Arm. Den Oberkörper streckte sie während des Gehens vor, sah den Hugenotten an und quälte ihn, was diese Bumerangs für Dinger seien.

Gleichfalls lachend, über das »Ich weiß nicht« in sich hinweglachend, antwortete der Ingenieur: »Ja, liebe Ruth — da müßtest du eigentlich noch ein paar Geschichten von meiner seligen Großmutter ...«

»Ach, laß mich mit deiner Großmutter zufrieden! Ich will wissen, was das für Dinger sind. Du, sage es mir doch!«

Dufour ließ sich zu einer Erklärung bewegen. Salbungsvoll, wie Pastor Serré, begann er: »Als Gott der Herr am dritten Schöpfungstag — ja, ich glaube, es war der dritte — warte mal — am ersten Tag die Sonne, Mond und Sterne —« dann schrie er auf. »Ruth, du bist wohl verdreht! Du hast mir den ganzen Nagel zerquetscht.«

»Du sollst mir jetzt sagen, was diese Camerillos sind.«

»Ja,« sagte der Ingenieur, der sich den Nagel rieb und den Finger in den Mund nahm, »und wenn du mir alle zehn Finger kneifst, du mußt das anhören, das gehört dazu.«

»Gut, gib mir den kleinen Finger.«

»Ich werde mich hüten.« Beide lachten. Dufour freute sich, daß Ruth so ausgelassen sein konnte.

Ruth schüttelte Dufour am Arm. »Gut, ich lasse ihn dir. Aber nun los! Bitte, du.«

»Na, schön. Also höre! Es gibt in der Welt zwei Plätze, wo man Krabben in vollendeter Größe und Schönheit bekommt, rosig wie die Morgenröte, voll und breit wie der Mittag, zart und sanft wie der Abend.«

»Du wirst schon wieder weitläufig.«

»Nein, Ruth, das gehört dazu. Also das geht vor sich einerseits an der Küste des Adriatischen Meeres — speziell in Venedig — noch spezieller in Ristorante Cavaletto. Weiter geht es vor sich an der Küste von Brasilien, speziell in Santos, noch spezieller im Restaurant Ilha Porchat. Ruth, ich kann nur sagen: c'est une chose. Ich kann nur weiter sagen, was Herr Emil Ludwig in seiner bekannten Gastronomie sagt, die von Brillat-Savarin, glaube ich, ins Französische übersetzt ist: ‚Die Entdeckung eines neuen Gerichtes ist für das Wohl der Menschheit wichtiger als die Entdeckung eines neuen Sternes'. Du sollst es erleben, Ruth. Was gehen uns die Sterne an? Insbesondere die hiesigen Sterne. Sie sind langweilig wie die Pausen eines Diners, wenn der nächste Gang verruchterweise noch nicht fertig ist und die gewärmten Teller kalt werden... Au! Zum Donnerwetter, Kröte...«

Schmeichelnd hängte sie sich an seinen Arm. Das war Margret. Das war diese berauschende Weichheit und Anschmiegsamkeit der Geliebten. Ihn durchschoß es. Und wie Ruth sprach! Das war die Mutter, aber neben ihm jubelte ein Bergquell. »Lieber, guter Doktor Dufour! Nicht wahr, du bist mir nicht böse. Sieh, ich muß doch etwas lernen. In einem Pensionat war ich ja auch noch nicht. So muß ich mir ja alles aufgreifen; von Herrn Emil Ludwig habe ich nur den ‚Erbförster' gelesen, den ich schrecklich langweilig fand. Und von Cameraos liegt bei Damiros nur ein endloses Gedicht, das heißt ‚Die Lusiaden', das fängt an...«

»Um Gottes willen, Ruth, ich flehe dich an...«

»Du sollst nicht glauben, daß ich ganz ungebildet bin, ich kenne vier Seiten auswendig. Ich will sie dir aufsagen. Also...«

»Ruth, du bekommst zwei, ja drei Portionen Cameraos, wenn du die ‚Lusiaden' für dich behältst.«

»Barbar,« jubelte Ruth, »Barbar. Die ‚Lusiaden' willst du nicht hören...« lachte sie und sah den Mann begeistert an.

»Ich verspreche dir, was du willst, wenn du sie für dich behältst.«

»Gut. Das behalte ich mir vor. Wann fahren wir?« Die Frage kam eifrig, fast ein wenig brennend, als ob sie den Tag der Fahrt rasch heranziehen möchte, und Dufour mußte sich mit allen Mitteln seiner Überredungskünste dagegen wehren, daß sie am gleichen Nachmittag bereits zur Ilha fuhren. »Wir müssen dort frühstücken und Zeit haben. Heute kann ich nicht.«

Nach einer Weile begann Ruth wieder: »Lädst du meine Mutter mit ein?«

Diese Frage hatte der Hugenotte nicht erwartet. Aber es antwortete aus ihm: »Nein, Ruth. Ich wollte eigentlich mit dir allein hinfahren. Wir werden ja bald ganz zusammen sein, und da möchte ich, daß wir uns noch mehr kennenlernen... Ich dachte daran, einen Tag zu nehmen, an dem deine Mutter beschäftigt ist.«

Das leuchtete dem Mädchen ein. »Sie will in den nächsten Tagen nach Santos, um sich neue Schuhe zu kaufen, glaube ich. Da können wir vielleicht fahren.«

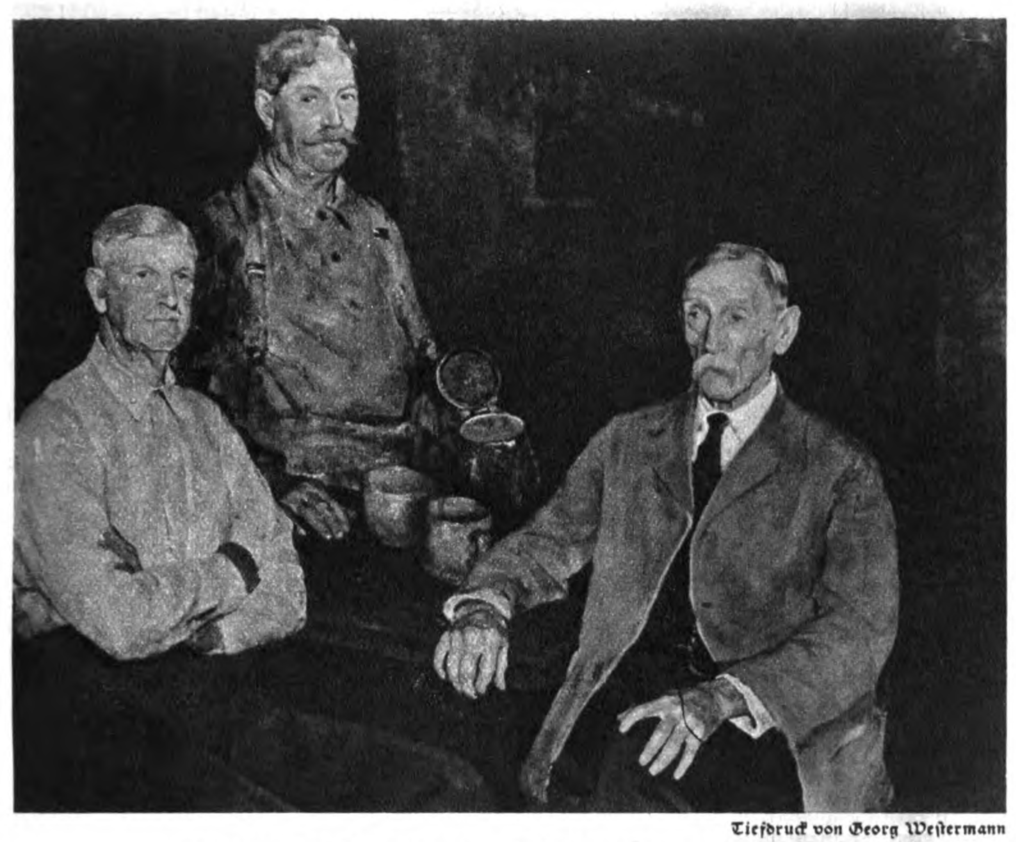
»Wenn sie es erlaubt...« setzte Dufour gemessen hinzu.

»Das tut sie, lieber Freund,« antwortete Ruth und schüttelte die Hand des Mannes. »Ich freue mich so.«

Sie trennten sich heiter lachend, und Dufour ging an seine Arbeit. Als er diesen Spaziergang überdachte, freute er sich, daß er die Dinge so gewendet hatte. Er freute sich über die Wirkung seiner Worte auf Ruth und über ihre strahlende Heiterkeit. Nur täuschte er sich über die tieferen Gründe ihrer Heiterkeit, ebenso wie er sich über die Urgründe seiner Glücksgefühle täuschte. Er schob es auf das Glück, das ihm Margret gab, und die Wogen des »Ich weiß nicht« kamen seltener. Der Zweifel stieg in der Ferne auf, kaum erkennbar.

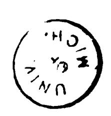
Der kranke junge Mann am Telephon begrüßte den Ingenieur mit ausgesuchter Freundlichkeit und erzählte unvermittelt, daß es ihm noch nie so gut gegangen sei wie in den letzten Tagen.

(Schluß folgt.)



Tiefdruck von Georg Westermann

Charles W. Hawthorne: Kapitän, Koch und Obermaat





Der-El-Medine. Gott Anubis nimmt eine Einbalsamierung vor

Totenglaube und Totenkult im alten Ägypten

Von Dr. Friedrich Schmalz (Frankfurt a. M.)

Mit sechs mehrfarbigen Abbildungen nach eignen Aufnahmen des Verfassers

Die Quellen, aus denen wir die Kultur eines alten Volkes, seine Geschichte, sein Leben, sein Werden und Vergehen zu erforschen vermögen, sind verschieden. Während bei den meisten der Völker eine geschriebene Geschichte oder mündliche Überlieferung vorhanden ist, müssen wir bei den alten Ägyptern in den Gräbern Nachschau halten, wenn wir erfahren wollen, wie ihre Kultur, ihre Sitten und Gebräuche beschaffen waren.

Seit es gelang, die Sprache der Bilderschrift, der Hieroglyphen, zu enträtseln, ist uns die Kenntnis der vieltausendjährigen Kultur Ägyptens offenbar geworden. Die Tempel und Gräber sind zu beredten Zeugen einer großen Vergangenheit geworden und künden uns, welche Gedanken die alten Nilbewohner bewegte über die letzten Fragen des menschlichen Daseins. Die unermeßlichen Schätze, die man im Grab des jungen Pharao Tut-Ench-Amon fand, die zahllosen Geräte, wie Betten, Truhen mit Gewändern, Halsketten, Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Wagen, Sänften, Totenrollen usw., lassen für den denkenden Mensch ganz von selbst die Frage auftauchen, weshalb man dem Toten diese für ihn doch eigentlich wertlosen irdischen Güter mit in sein Grab verschloß. Was uns die Bilder sagen und was die Gegenstände selbst ausdrücken, ist das jahrtausendelang gehütete Geheimnis der Mysterien des ägyptischen Totenkults.

Im Gegensatz zu uns ist in den alten Nekropolen Ägyptens der Tod von einer wesentlich freundlicheren Seite gezeigt. Bunte Bilder, leuchtende Farben, Gräber, die Wohnungen gleichen, lassen uns völlig vergessen, daß wir uns hier auf einem Friedhof, an einer Stätte des Todes befinden. Dabei dachten die Ägypter eigentlich ihr ganzes Leben lang an nichts andres als an den Tod und waren, so seltsam es klingt, Lebensbejaher wie sonst kein Volk auf Erden. Daher konnten sie sich das Jenseits selbst nicht anders denken denn als Fortsetzung des irdischen Daseins. Es ist selbstverständlich, daß das Paradies in den verschiedenen sozialen Schichten verschieden aussah. Der König z. B. und der Vornehme wünschten den ihnen liebgewordenen Reichtum um sich zu sehen; der Bauer dagegen hoffte, sieben Ellen hohes Getreide möglichst mühelos zu ernten; der reiche Händler hoffte auch im Jenseits seine gewinnreiche Tätigkeit in irgendeiner Form fortsetzen zu können. Das Grab war kein Ort der Verwesung wie bei uns, es war ein neues, ein ewiges Heim, ein »Haus des Glückes«, ein »Haus des ewigen Verweilens«.

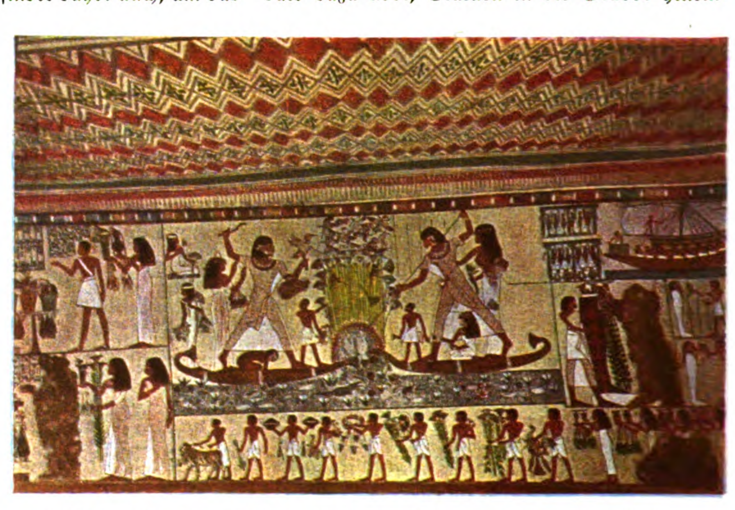
In diesen Häusern nun setzte der Verstorbene sein Leben fort in gesteigerter und verschönerter Form, aber mit allen Lieblingsbeschäftigungen des Diesseits. Daher finden wir auch in dem Bilderschmuck der Gräber Szenen, die den Verstorbenen darstellen auf der Jagd, beim Fischfang; wir finden Tanzszenen und Sport, kurz alles, was sich der Verstorbene vom Jenseits erwartete. Die Größe und Erhabenheit in der Form, die Gleichmäßigkeit der Landschaft, die sich ja selten veränderte, mußte dazu führen, daß der alte Ägypter seine Gedankenwelt unter dem Ewigkeitsschauer entwickelte, der über das ganze Land ging. Was im Diesseits gültiges Gesetz war, das konnte



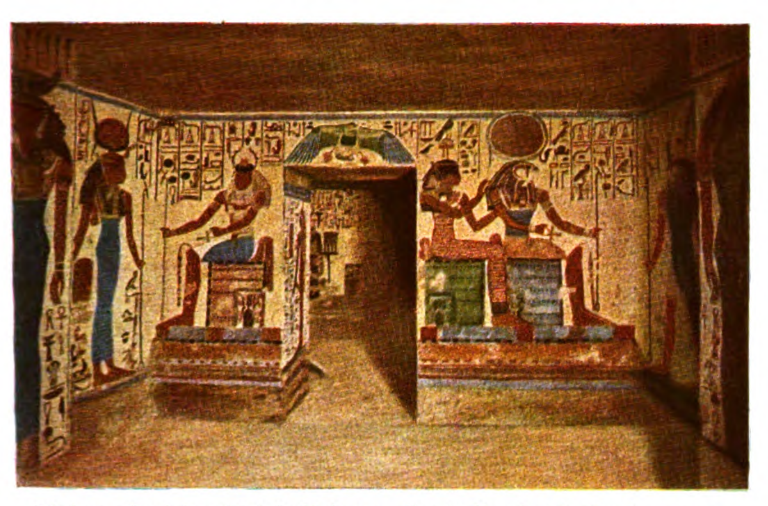
Der-El-Medine. Grab des Beamten Sen-Nesem. Gesamtbild des Paradieses nach altägyptischer Auffassung

auch im Jenseits nicht anders als Gesetz sein. Weit dehnt sich in Ägypten die Ebene, noch weiter schweift der Blick in unermeßliche Fernen, wenn man am Rande der Libyschen Wüste steht, und so mußte es kommen, daß die alten Ägypter auch in geistiger Beziehung in ewige Weiten zu schauen gelernt hatten.

Es entsteht nun die Frage, wie sich der alte Ägypter die Möglichkeit dachte, sein liebgewordenes irdisches Leben auch im Jenseits fortzuführen. Nach ägyptischer Vorstellung besteht der Mensch aus Körper und Seele, die sich beide im Augenblick des Todes trennen; der Körper kehrt zurück zur Erde, aus der er geformt ist, die Seele zum Licht. Man findet daher auch, um das Leichtbeschwingte der Seele anzudeuten, die Möglichkeit, sich überall im Raum frei zu bewegen, sehr häufig die Seele als Vogel mit einem Menschenkopf dargestellt. Neben Körper und Seele gab es nun aber bei den alten Ägyptern noch einen neuen, uns völlig wesensfremden Begriff, das ist die Vorstellung vom Ka. Der Ka ist das immaterielle Ich, das mit dem Menschen geboren wird und ihn begleitet durch das ganze Leben. Es ist die Individualität des Menschen, durch die er sich von seinen Genossen unterscheidet. Der Ka ist auch der eigentliche Träger der Fortsetzung des irdischen Lebens in der dafür geschaffenen Behausung, dem Grab. Allein aber konnte der Ka seine Funktionen nicht erfüllen; er bedurfte dazu des Körpers. Anfänglich galt es daher, den Körper selbst auf ewige Zeiten zu erhalten, und so erklären sich die sorgsamen Einbalsamierungsmethoden. Hierbei verwendete man ein »Mum« genanntes Erdharz. Abbildung S. 313 stellt symbolisch die Einbalsamierung dar, die von Gott Anubis, dem Gott der Herzen, vorgenommen wird. Die hieroglyphischen Zeichen um das Bild herum enthalten das Kapitel aus dem Totenbuch, das von der Einbalsamierung und den dabei zu beobachtenden Zeremonien handelt. Die Einbalsamierung war je nach der Vornehmheit des Verstorbenen verschieden und kostete für die Vornehmen etwa 4500 Talente — eine ganz gewaltige Summe für die damalige Zeit. Für den Fall, daß aber die Mumie durch irgendwelche äußere Umstände der Zerstörung anheimfallen sollte, ging man sehr bald dazu über, Statuen in die Gräber hinein-



Theben. Grab des Oberhofmeisters Menna. Jagd und Fischfang in der Unterwelt



Theben. Grab der Königin Nefertere, Gattin Ramses' 2. Empfangsraum

zustellen, die dem Toten lebensgetreu nachgebildet waren. Weiterhin hat man die Mumien vor der Zerstörung dadurch zu schützen versucht, daß man Steinblöcke über ihnen auftürmte, und so entstanden die Pyramiden des alten Reiches. Im mittleren und neuen Reich dagegen glaubte man die Gräber am besten gesichert, wenn man sie in den Felsen, die den Rand der Libyschen Wüste bilden, unterbrachte. Auf diese Weise entstanden die Nekropolen von Theben, vor allem die weitausgedehnte Begräbnisstätte der Pharaonen im Tal der Könige.

Lag schon in der Verwendung von Statuen als Ersatz des Körpers ein gewisser Fortschritt im Sinne der Vergeistigung der Auffassung, so entwickelte sich im Laufe der Zeit immer mehr die Magie der Worte, die an Stelle des Grobsinnlichen trat. Durch Wortzauber wurden die Bilder belebt, die Szenen aus dem Leben des Verstorbenen schilderten, durch Wortzauber wurden die immateriellen Opfergaben materialisiert und Speise und Trank aus der figürlichen Darstellung in eine genießbare Form umgewandelt. Man fand in den Gräbern auch eine Unzahl kleiner Figürchen, Uschabdis genannt. Sie stellten Diener und Dienerinnen dar, Sklaven für die Arbeit. Durch die Magie der Worte wurden sie lebendig, erfreuten den Toten durch Spiel und Tanz oder aber durch Handreichungen, die er im Leben von den Sklaven gewohnt war. Je weiter die Entwicklung fortschritt, desto mehr siegte das Geistige über das Materielle, und schließlich genügte es für die Erhaltung des Toten, daß sein Name unvergänglich in den Stein eingegraben war. Der Ägypter hat in dem damaligen Zeitpunkt offenbar erkannt, daß er unsterblich sei, wenn sein Name weiterlebt. So allein erklärt es sich, daß in späteren Zeiten die Nachfolger des einen oder andern Pharao rücksichtslos und brutal den Namen eines verhaßten Vorgängers aus dem Stein herausschleifen ließen, wo immer er sich fand. Denn dann, so dachten sie, ist der Verhaßte erst wirklich aus der Liste alles Seienden gestrichen, wenn sein Name verschwunden ist. Die sogenannten Stelen, die eigentlichen Namenstafeln, sollen durch Festhaltung des Namens und der Herkunft des Verstorbenen die Fortdauer seiner Persönlichkeit und das weitere Fortleben selbst gewährleisten.

Abgesehen von den realen Gegenständen, die man dem Toten mitgab, hat er auch noch ein



Grab des Vornehmen Senefru. Empfang der Dienerschaft mit Gebrauchsgegenständen

geistiges Rüstzeug in Gestalt der Totenrolle mitbekommen. Diese Totenrolle dient dem Verstorbenen als Talisman, wenn er von Dämonen und bösen Geistern angegriffen wird, und wenn er sich in die Gefilde der Seligen nach überstandener Prüfung vor Osiris begeben will.

Abbild. S. 314 zeigt uns das ganze Paradies, wie es sich der bessere Bürger erwartete. Nicht von einer Schar von Dienern und Dienerinnen will er begleitet sein, sondern nur sein Weib ist bei ihm, das auch während des irdischen Lebens seine unermüdlichste Dienerin gewesen war. Wasserläufe teilen das Bild in verschiedene Felder. Ganz selbstverständlich! Denn ohne Wasser, ohne den segenspendenden Nil konnte sich der agrarische Ägypter das Jenseits nicht vorstellen. Vom Wasser selbst hing zu viel für ihn und sein Wohlergehen ab. Er, der so nahe an der Wüste wohnte, der nur in ewigem Kampf mit dem Flugsand und durch die Nilüberschwemmung aus steinigem Boden Grün hervorzulocken vermochte, wünschte sich üppiges Grün, Palmen und Fruchtbäume, wie sie in den beiden unteren Feldern zu sehen sind. In dem dritten Felde sehen wir den Toten Flachs ernten und weiter oben sieben Ellen hohes Getreide einheimsen. Wenn wir genau hinsehen, erkennen wir, daß bei dieser Ernte nur die Ähren gepflückt wurden, während das Stroh stehenblieb. Hinter ihm geht seine Frau und sammelt die Ähren in einen Korb. Die Arbeit muß selbstverständlich auch durch eine Pause unterbrochen werden, und so sehen wir den Toten rechts ein Mahl einnehmen, wobei er als Ästhet die Pausen zwischen den einzelnen Bissen durch Riechen an einer Lotosblume ausfüllt. Wie auf Erden, so wird er auch im Jenseits den Göttern opfern, was in dem obersten Felde zur Darstellung kommt, und über dem Ganzen wacht Horus, der Sonnengott, in seiner Barke. Denn Licht soll er auch im Reiche der Toten spenden und auf seiner Barke das Totenland im Westen besuchen. Licht ist Wahrheit, alles Sehnens letztes und höchstes Ziel.



Theben. Grab der Königin Nefertere. Isis führt die Königin zu Osiris, dem Totenrichter

Für den Vornehmen ist das Paradies entsprechend seinen früheren Lebensgewohnheiten etwas andres. Er zieht auf Jagd und Fischfang aus, wie Abbildung S. 314 (unten) zeigt. Von entzückender Lieblichkeit ist die Darstellung der Tochter, die mit den Händen im Wasser spielt, und außerdem kulturhistorisch bemerkenswert, daß schon damals das Bumerang, das Wurfholz, als Jagdgerät Verwendung fand.

Da das Grab, wie ich schon sagte, eine Wohnung ist, so zeigt uns Abbild. S. 315 den Empfangsraum im Grabe der Königin Nefertere, der Gattin Ramses' 2. Hier empfing die Königin ihre Besuche und Huldigungen und speiste mit geladenen Gästen aus dem Totenreiche.

Dieselbe Königin tritt uns in der Abbild. S. 316 entgegen, wie sie von Isis zum Totenrichter Osiris geführt wird. Ernst, gepaart mit Güte, liegt auf dem Antlitz der Göttin, die in Haltung und Wuchs wahrhaft majestätisch erscheint. Das kindliche Gesicht der Königin mit dem fast hilflosen Ausdruck läßt erkennen, daß vor Osiris auch Königinnen keine Sonderstellung einnahmen.

Auf Abbild. S. 315 sehen wir die erwähnten Grabgegenstände, Halsketten, Uschabdis, Totenmasken, die von einer Schar von Dienern Senefru gebracht werden, der sitzend die lange Reihe der Träger an sich vorüberziehen läßt.

Unsre Darstellungen können natürlich nur in bescheidenem Umfang ein Bild der ägyptischen Gräberwelt geben, wie es der Besucher an Ort und Stelle empfängt. Der Kunst war in diesen Gräbern die höchste Aufgabe gestellt, die es geben kann: die Vermittlung der Unsterblichkeit.





Hans Ludwig Fischer: Frauenbildnis

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1927





Verlag von Bruno Cassirer in Berlin

Max Slevogt: Die Helden der Ratskeller-Phantasien

Der Bremer Ratskeller
in neuem künstlerischem Schmuck
Von Fritz Meyer-Schönbrunn

Max Slevogt, einer unsrer wenigen führenden deutschen Maler, hat erst in seinen späteren Jahren begonnen, neben seiner einzig dastehenden, hochgeschätzten Graphik und seinen Bildern Architektur und Räume malerisch zu schmücken, zu beleben und zu gliedern. Als sich einst die Malerei nach dem gemeinschaftshaften Mittelalter vom organischen Zusammenhang mit der Baukunst im Tafel- und Einzelbilde löste und nur noch die alten Mächte des Fürstentums und der Kirche diese Tradition fortführten, trat, wenn wir von Ausnahmen wie Marées und den romantischen Nazarenern absehen, erst um die Jahrhundertwende aus der modernen Kunstbewegung dieses Streben nach Einheit an Stelle der lockeren Dekoration wieder zutage.

Slevogt war einer der ersten, der seinen so manche Verwandtschaft mit der illusionistischen Barockkunst aufweisenden Impressionismus 1911 im Hause seines Freundes Guthmann in Neu-Cladow zum Schmuck der Räume verwendete. Dieses Werk befindet sich heute — allen zugänglich — in der Kronprinzengalerie zu Berlin, der Streit- und Kampfbahn der zeitgenössischen Malerei. Ein Fries über das Thema der »Zauberflöte« folgte 1912 in einem hannoverschen Privathause. 1914 schuf Slevogt für sein Landhaus in Neu-Kastel nach den Motiven des »Siegfried« und der »Zauberflöte« dekorativen Schmuck; es folgten darauf zwei private Aufträge eines Berliner Sammlers und eines Kunstfreundes, bis ihm jetzt endlich der offizielle Auftrag der Stadt Bremen zuteil wurde, den Echosaal mit seinen mittelalterlichen Gewölben, in die das Medaillon Wilhelm Hauffs eingelassen ist, zu schmücken.

Der liebenswürdigste und zarteste unsrer modernen deutschen Maler hat im Hauffkeller des ehrwürdigen märchenumsponnenen, sagendurchwebten Bremer Rathauses mit der alten Rolandfigur davor in unsre Zeit hinein mit künstlerischer Zaubermacht ein Werk gesetzt, das jeden Materialisten ebenso wie jeden Gespensterseher in den Bann ziehen muß. An Stelle der leichtflüssigen dekorativen Art des Impressionisten Max Slevogt, der in hellen, leichten Tönen lebenatmenden Grüns, in seltsam klingendem Rot und prangendem Gelb sonst die kostbaren Wohnräume reicher Bürger phantastisch froh mit Linien und Farben umgibt, trat hier, wenn wir von der Umrahmung des großen Fasses absehen, der dämonische Mensch im Künstler in Erscheinung, der, gepackt von der Urgewalt der mächtigen Mauern und Gewölbe des mittelalterlichen Baues, die Wahrhaftigkeit der Sage gegen die Unwahrheit der blassen Wirklichkeit tauschte. Ein gut Teil des genialen Illustrators

in ihm, der über die platte Realität mit dem kühnen Griffel und mit noch kühnerem Gedankenschwunge setzt und in Bildern schafft und dichtet, gelangte hier zu einer bei ihm in großen Flächen noch nicht gesehenen Monumentalität. Er, der Tafelbildner und Graphiker, malte in altmeisterlicher Sicherheit das michelangeleske »Männerwerk« des unauslöschlichen Freskos in den frischen Kalk der Mauerfläche; er zeigte seine handwerkliche Tüchtigkeit, die ebenso zu der stolzen Ruhe italienischer Fürstenhöfe wie zum Ernst freier Hansestädte paßt.

Inmitten der Hauptwand des Kellers sitzt das große alte herrliche Barockfaß (Abbildung S. 317) mit seinem wundervoll vergoldeten Schnitzwerk und seinen reichen Ornamenten, das das kühlende und doch das Menschenherz in Wärme, Schwung und Laune setzende Naß enthält, jenen Stoff, der, wie die Dichterphantasie, auch den begrenztesten Menschen zum Geiste, zur Freiheit von der Erdgebundenheit führt. Mag der Koran dem Mohammedaner den Weingenuß verbieten, hier sitzen die Apostel zechend und die Gläser hebend neben dem Griechengott Bacchus, der voller Kraft Schenkel und Fuß tanzen läßt, während der schwedische Reitersmann und Teufelspaktierer Ohnegrund zitternd schon vor dem prostenden Judas zusammenknickt. Jungfer Rose, die Taufpatin des edlen Bremer Weins, »säuft«, und Apostel Jakobus in seiner goldenen Pracht kostet kennerhaft den Trunk, indes der steinerne Roland der freien Hansestadt über den oberen Faßbodenrand lugt und starr herabsieht auf die Särge, denen die Apostel in dieser christlich-germanischen Nacht entstiegen sind. Eine nordisch-gotische Expression durchzuckt von diesem Faß voller Rebensaft aus den ganzen Raum. Fern liegt trotz Bacchus — der hier zuletzt doch ein echter deutscher Zecher ist — die antikisierende Note. Helena und Faust haben sich zu nordischer Einheit gefunden.



Verlag von Bruno Cassirer in Berlin

Max Slevogt: Der Dichter Wilhelm Hauff auf der Ratskellertreppe

Braun und Grau ist der Hauptklang der Slevogtschen Bilder, in die das Gelbweiß grell und unstet hineingewittert. Flackernd zuckt das Licht hinter dem Dichter die Kellertreppe (Abbildung S. 318) hinab, auf der ein nächtiger Kater, schmeichelnd vorauseilend, ihn zu den Gespenstern führt, die ihm den tollsten Spuk aufspielen sollen. Als Gegenbild, ebenfalls in hohem Längsformat, steigt dann der Pakt mit dem Teufel empor, in dem der Reitersknecht und schwedische Gesandtschaftsschreiber Ohnegrund, der Bremer Sage nach, vom halsbekrausten Ratsherrn beraten, blöde vor sich hinstarrend, bald nach der Teufelsfußkralle greifen wird, in der der Böse ihm den Federhalter zur Unterschrift bietet. Hochaufgereckt, triumphierend steht schon der Meister Satan vor diesem Häufchen Mensch, das des kostbaren Weines wegen Bremer Ratskellermeister werden will und seine Seele dem Unhold verschreibt. Pokulierend sitzt die andre Kumpanei in dem Duft der Gläser in einer Art Kirchenschiff mit Empore und Kanzel, in dessen Hintergrund hohes gotisches Maßwerk im steilen leuchtenden Fenster sich zeigt, durch das ein magisches, unwirkliches Licht sich seltsam seinen Weg bahnt. »Das Völkchen merkt den Teufel nie, und wenn er sie am Kragen hätte.« Goethisch-germanische Klassik erfüllt dieses monumentale Fresko.

Der älteren Slevogtschen Graphik und Vorstellungswelt näher in der Verteilung von Licht und Schatten ist dann der Vorwurf, in dem der Dichter Hauff von Bacchus und den trinkfesten Aposteln auf einem Tuche hoch über das ebenfalls wunderlich trunkene Rathaus und den schief in den Himmel stoßenden Domturm geprellt wird (Abbild. S. 319).

Als Gegenstück zu diesem Bilde bringt Slevogt das alte schöne Kindermärchen von den Bremer Stadtmusikanten, und zwar die Spieler nicht als die beliebte Pyramide dargestellt, sondern die



Verlag von Bruno Cassirer in Berlin

Max Slevogt: Der Dichter Wilhelm Hauff von Bacchus und den Aposteln geprellt

Tierrunde selbst froh tafelnd und speisend, nachdem man den Bürger durch Geschrei, Krähen und Miauen verjagt hat (Abbild. S. 319). Massig ragt der mächtige Rücken des Präsidenten, des Esels, in die Bildfläche, während rechts der Hund aufgereckt in den Pfoten den Teller abschleckt und der Hahn sein höllisches Krähen als »Wohl bekomm's!« hören läßt. Links sitzt die Katze, die alte Zauberin des Märchens, in deren Pfote sich gerade ein Radieschen in eine rote zappelnde Maus verwandelt. Dies Mäuseradieschen und der rote Hahnenkamm sind die spitzigen Auftakte im graubraunen Düster dieses an Tonwerten überaus reichen Freskos.



Verlag von Bruno Cassirer in Berlin

Max Slevogt: Die Bremer Stadtmusikanten



Karl Dannemann: Einzug des Bacchus und der Rose

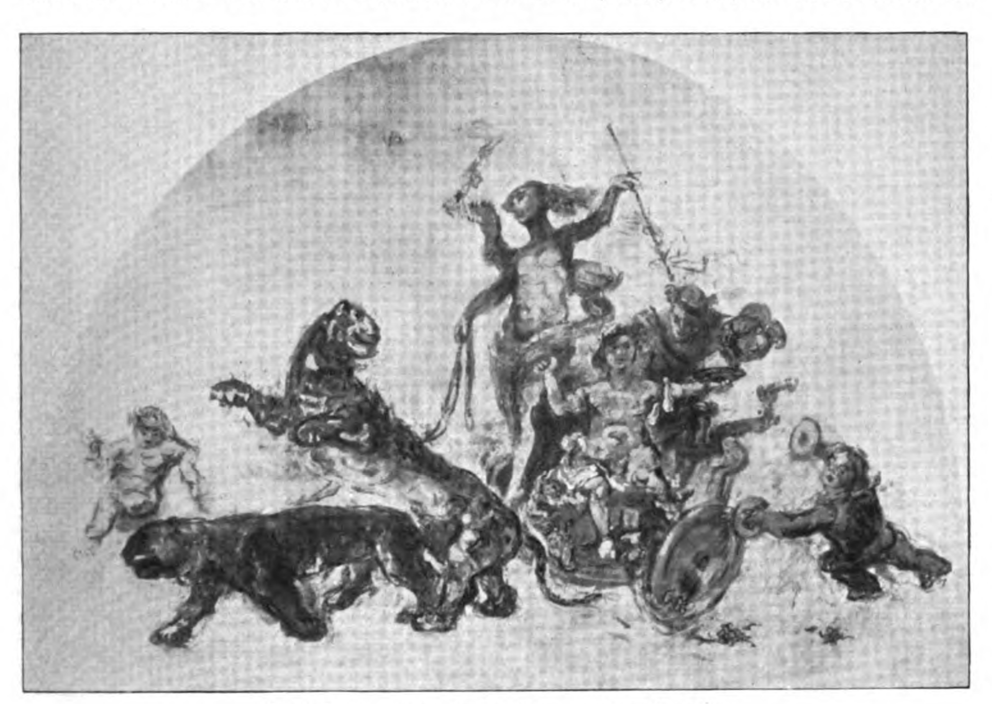
Schon eine geraume Zeit vorher haben die Bremer den Keller der berühmten Rose modern, das Leben der Gegenwart bejahend, ausmalen lassen. »Modern« nicht im Sinne eines wilden Farben- und Formenchaos, sondern nur befreit von dem üblichen, so gar nicht in die dionysisch-bacchische Stimmung eines Weinkellers passenden Kirchenbildstils, der sich bisher noch in vielen mehr oder minder offiziellen Bier- und Weinkellern breitmachen durfte. Karl Dannemann, der Schöpfer dieser Wand- und Deckendekoration, ein geborener Bremer, war Meisterschüler von Max Slevogt. Er hatte sich zuvor schon durch die taktvolle Ausmalung des historischen E. T. A. Hoffmann-Kellers im Berliner Weinhaus von Lutter und Wegner (1921) und durch die starken, prachtvollen Bühnenbilder für den Götz von Berlichingen im Lessingtheater weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Der Bremer Senat und die Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Bremen haben eine gute Wahl getroffen, als sie diesem durch Taten beglaubigten jungen Künstler eine solche repräsentative Aufgabe an Stelle des üblichen Reisestipendiums übertrugen und ihm so Gelegenheit gaben, sich tatenlustig einmal auszurecken. Dannemann hat vor allem mit gutem künstlerischem Instinkt das wuchtig-lastende alte dreischiffige Gewölbe nicht spielerisch mit Schnurrpfeifereien zerstört, sondern im Gegensatz zu mancher kleinlichen Architekturzutat des den Keller erneuernden Architekten die Spannung der Kellerwände und der Decke nur mit einer duftigen Farbe, mit launiger Phantastik und bacchantischem Übermut, wie etwa mit dem Rebenblätterwerk, selbst übersponnen.

Dionysische Freude rauscht da in vollen Rhythmen aus dem breitflächig hingesetzten Bacchantenzug, der trotz aller impressionistischen Technik altmeisterlich wie ein Blumenstrauß wirkt und lustig erzählend bis in alle kleinsten Einzelheiten plauscht.

Schon beim Hinunterschreiten in den Keller: am Eingang grüßt uns der »Einzug des Bacchus und der Rose«, das Hauptthema des Künstlers. Flimmernd leuchtet, pointillistisch zergliedert, dieses Fresko in seiner befreienden Rhythmik. Es weist präludierend hin auf die von unverwüstlicher Lebenskraft strotzende Wandmalerei des Kellers. Als begleitendes schalkhaftes Gegenstück tollt in wilden Kapriolen auf der andern Seite in groteskem Buchstabentanz das »Trunkene Wappen« sich vor uns aus. Im streng technischen Sinne sind diese Bilder zwar keine Fresken, sondern auf den mit eigenartig grünlichen und gelben Reflexen übersponnenen Verputz frei aufgetragene Farben.

In der linken Nische des von zwei Säulenreihen getragenen Gewölbes füllt die linke dunkle Stirnwand die Geschichte aus der Bremer Chronik vom »Schwarzen Loch«. In dämonischer Überzeugungskraft verschmilzt Danne-



Karl Dannemann: Triumphwagen des Bacchus

mann in leicht »umnebelter« Malerei das marionettenhaft Humorige mit der düsteren Gespenstigkeit dieses Würfelspiels um Leben und Tod, das der trinkfreudige Handwerksmeister gegen den Sensenmann gewagt hat.

Froh und heiter getönt, sich den Eingangsbildern im Stil anpassend, führen dann die Decken- und Wandgemälde das bacchisch-bacchantische Thema in tolldreisten Farbenstreichen zum »Triumphwagen des Bacchus«: zu



Karl Dannemann: Träumender Halbgott



Karl Dannemann: Dionysische Freuden

dem von Amor geführten trunkenen Paar sowie zu der Heimkehr Silens von der Weinlese.

Nach Pompeji und Rubens solch Thema zu wagen, war kühn, belohnte sich aber durch die originale Schöpfung Dannemanns, der hier in seiner übersprudelnden Jugendkraft dem Werk Gestalt von innen gab und so selbst oft bewußt-unbewußt Modell gestanden zu haben scheint.

Auf der Fensterseite des Raumes hat der Künstler trotz der vom Architekten etwas aufdringlich an breiten Metallschilden angebrachten Beleuchtungskörper und der schräg in die bündige Fläche eingesenkten Fenster durch kühne Überschneidungen Melodie und führende Rhythmik gebracht. Die hier abgebildeten »Dionysischen Freuden« geben uns davon den anschaulichsten Beweis.

Die zarten und leichten Deckenfresken zeigen in der Mitte als Konzentration des gesamten Werkes die nervige Gestalt des jungen germanischen Dionysos, der siegreich und freudetrunken die Trauben und den Weinkrug schwingt, um mit Bacchus, dem pausbäckigen Knaben, Sorgen und Trübsal des nordisch rauhen Nebellandes davonzujagen, wenn die Rebe die vom Kosmos empfangene Sonne in die Seele des Zechers strahlt. Die heißblütige Pantherkatze wird von einer Mänade mit Rebenblut getränkt, und in olympischer Ruhe lagert eines Gottes kraftvoller Körper am Quell des unendlichen Lebens — hoch über der Menschheit.



Karl Dannemann: Mänade, einen Panther labend



Eisbärenbad

Carl Hagenbeck und sein Werk / Von Paul Wittko (Hamburg)

Im Laufe des vorigen Jahrhunderts begann man in vielen großen Städten der Alten und Neuen Welt zoologische Gärten einzurichten, um vornehmlich ausländische, aber auch seltenere einheimische Tiere wissenschaftlich beobachten zu können und um weiten Volkskreisen kurzweiligen tierkundlichen Anschauungsunterricht zu erteilen. Bald wurden aus diesen ursprünglich der Belehrung dienenden Anlagen reine Erwerbsunternehmungen von Aktiengesellschaften. Wohl bemühte man sich, den Tieren möglichst günstige Lebensbedingungen zu bieten, um Verlängerung ihrer Lebensdauer willen, aber man hielt sie doch aus Sparsamkeitsrücksichten zumeist in Käfigen oder recht engen Einhegungen.



Der Begründer des Stellinger Tierparks, Carl Hagenbeck
Geb. 10. Juni 1844, gest. 14. April 1913

Da schuf im Jahre 1907 der Hamburger Fischhändlerssohn Carl Hagenbeck in seinem Stellinger Tierpark eine in vieler Hinsicht neue Art des alten Typs der zoologischen Gärten. Er ließ es sich angelegen sein, für jede der verschiedenen Tierarten eine verhältnismäßig



Der Eisbär als Kinderwärterin

weiträumige besondere Umwelt zu schaffen von ähnlichen landschaftlichen und Bodenverhältnissen wie in ihrer Urheimat. Mit diesem neuen Gedanken ließ er eine zweite neue Eingebung zur Tat werden: mit dem Tierleben aller Weltteile zugleich das Naturleben weltferner Völkerstämme möglichst in ihrer urtümlichen Art auf landschaftlich schönem Raum aller Welt in anziehender Weise zugänglich zu machen und Freunden der Natur-, der Tier- und Völkerkunde eine Unmenge von Einzelheiten aus dem Leben solcher urhaften Naturgeschöpfe vorzuführen.

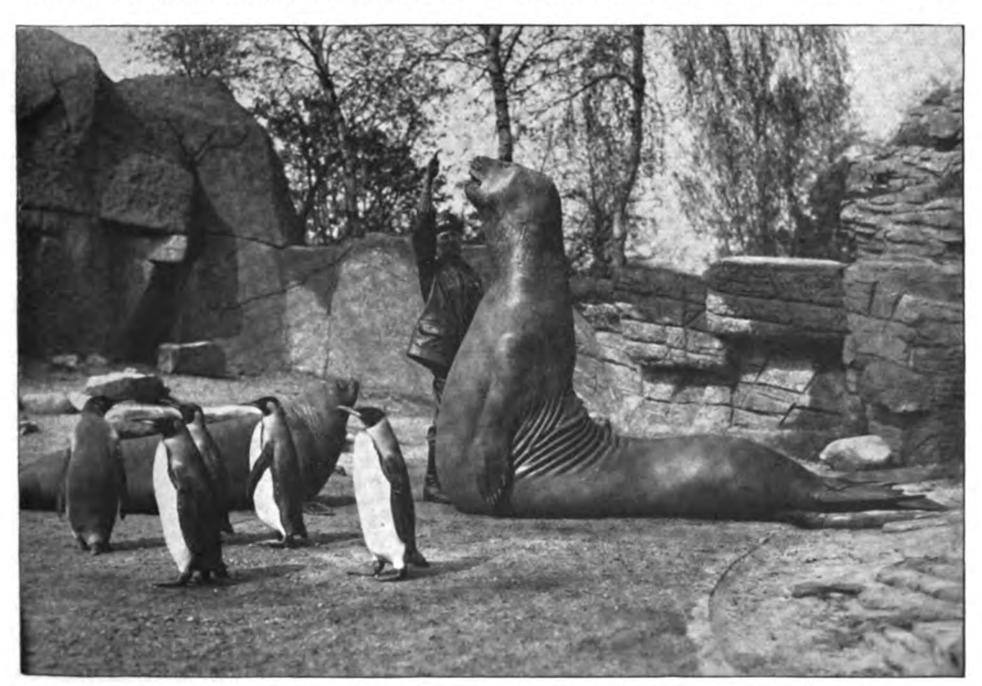
Es war Carl Hagenbeck gegeben, aus den besonderen Zeitumständen selbständige Ideen zu ergreifen und sie, bei aller Erwerbsamkeit, der Volksbildung dienstbar zu machen.

Ein kleiner Teufelskerl war Carl Hagenbeck schon als Hosenmatz. Der helle Hamburger Jung' zeigte sich früh anstellig und reich an Einfällen und Erfindungskräften. Er war ein gewitzter und unerschrockener kleiner Rattenfänger — in des Wortes eigentlicher Bedeutung; brachte doch der Zweijährige einmal seiner Mutter acht lebendige Ratten ins Haus. Nimmermüden Tätigkeitsdrang offenbarte der hagere, aber muskelstarke junge Bursche, ebenso musterhafte ökonomische, das Größte und das Kleinste überwachende Ordnung und Wirtschaftlichkeit sowie großherzige Freigebigkeit. Er hat sein Leben lang verstanden, Freund zu sein und für sich und seine Pläne Freunde zu finden.

Seine erste Geschäftsreise machte Carl Hagenbeck in Begleitung seines Vaters als Elfjähriger über Hannover nach Bremerhaven; als Dreizehnjährigem glückte ihm zum erstenmal ein auf eigne Faust gemachtes Geschäft mit einer Sammlung amerikanischer Käfer; achtzehnjährig unternahm er seine erste Auslandreise nach Antwerpen, wo es ihm gelang, dem bekanntesten Tierhändler der damaligen Zeit, einem Engländer, wiederholt ein Schnippchen zu schlagen, dessen Pläne zu vereiteln und einige glänzende Geschäfte abzuschließen, u. a. mit der Renzschen Menagerie, die er vorteilhaft veräußerte. Im nächsten Jahre veranlaßte er mit echt hanseatisch kühler und weitschauender Berechnung seinen Vater zu wesentlicher Erweiterung des neben dem Fischhandel vornehmlich durch sein Bemühen erblühten Tiergeschäftes auf eignem Grundstück. Der Tierhandel, der damals, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, etwas ganz Neues in Deutschland war, ist von ihm recht eigentlich begründet und sofort schwunghaft betrieben worden. Dabei galt es, fortwährend neue Hilfskräfte anzulernen, Verständnis für die Sonderart des Geschäfts in ihnen zu erwecken und — ein untrüglicher Gradmesser

für den Reichtum seines Herzens — seinen Angestellten und Arbeitern Teilnahme und Mitgefühl für ihre persönlichen Angelegenheiten entgegenzubringen, sie aber auch gleichzeitig anzuhalten zur Tierliebe, zur vorsichtigen und gefühlvollen Behandlung jedes einzelnen Tieres je nach dessen Bedürfnissen und Wesensart. Eigentlichen Feierabend gibt es in solchem Betriebe nicht. Tag und Nacht mußte er auf dem Posten sein und für kranke, unruhige und neubeschaffte Tiere, oft zum erstenmal nach Europa gebrachte Tierarten, Sorge tragen, auch sein gesamtes Personal zu steter williger Hilfsbereitschaft gewinnen, durch freundlich wohlwollende, kameradschaftliche Behandlung es zur Arbeitsfreude erziehen. Hagenbeck war Menschenkenner genug, um sich einen Stab vorzüglicher dauernder Mitarbeiter heranzubilden. Eine bestimmte Vorlage, ein praktisches Lehrbuch für Tierhalter und Tierhändler gibt es nicht. Hagenbeck besaß die eigenwüchsige, schöpferische Anlage des naturhaften Umganges mit Tieren und zugleich die rechte Unternehmerbegabung, seine Mitarbeiter zur höchsten Entfaltung ihrer Kräfte zu bewegen, und damit einen ihm treu und verehrungsvoll ergebenen Angestelltenring um sich zu bilden. Seine ständige Bedachtheit auf guten Nachwuchs war neben seiner beispielhaften Unternehmungskühnheit das größte Aktivum in seinem Gesamtbetriebe.

In ganz jungen Jahren, noch bevor er selbst das väterliche Geschäft übernommen hatte, kaufte er eine große Menagerie und verschiffte sie nach Amerika unter erheblichen Schwierigkeiten. Nicht auf unsern modernen Ozeanriesen, sondern auf Segelschiffen vollzogen sich damals die Tiertransporte. Kräne von beträchtlicher Leistungsfähigkeit gab es noch nicht, und so mußten z. B. je vierzig Mann je einen Elefanten an Land ziehen. Man vermag sich keinen rechten Begriff davon zu machen, welche Sorgfalt die Ernährung und Behandlung der verschiedenen fremdländischen, etwa aus den Tropen oder den Polargebieten beschafften Tiere erfordert, welche Sorgen dem Besitzer dabei erstehen. Ein Nashorn in Stellingen gemächlich zu begucken und ihm das Bräsig-Wort zuzurufen: »Daß du die Näs' ins Gesicht behältst!« ist kein Kunststück. Es aber in Ostafrika, in Uganda mit höchster Lebensgefahr fangen, aus unwirtlichen Gegenden des wegelosen Landes ihm und sich Schritt für Schritt den Weg bahnen, das will etwas



Der Riese vom Südpol mit seiner Ehrengarde in Carl Hagenbecks Tierpark
See-Elefanten und Königspinguine aus dem Südpolargebiet

heißen. Die Tiere sind in der freien Natur tagelang auf das genaueste in ihrer gesamten Lebensweise zu beobachten und zu studieren, damit sie endlich unverletzt überwältigt werden können. Dazu wußte Hagenbeck sich zuverlässiger Vertrauensmänner zu bedienen, einer Anzahl aufs beste vorbereiteter eigner Tierfänger, und günstige Beziehungen zu wohlbewanderten eingeborenen Tierkennern und Tierhändlern zu schaffen.

Als er, einundzwanzigjährig, den väterlichen Tierhandel auf eigne Rechnung übernahm, da war er sich von vornherein klar darüber, was es heißt, für das Schicksal der vorsichtigen väterlichen Unternehmung nun allein verantwortlich zu sein. Er pflegte drei Pflanzen in seinem Garten: Gott über alles vertrauen, auf eigne Kraft sich verlassen und von den Menschen nicht viel erwarten. Es war die Zeit des ersten Erblühens der zoologischen Gärten, deren Ansprüche zu erfüllen für die junge Hagenbecksche Tierfangfirma wahrlich keine Kleinigkeit war. Da hieß es praktische Erdkunde treiben, Kundschafter, Weltreisende und Jäger mit eingeborenen Hilfskräften entsenden in die Steppen, Wüsten und Urwälder der Welt, kaum betretene Wildnispfade in leibliche Verkehrswege umwandeln, in unwirtlichen Gegenden oft auf die mühsamste Weise für bekömmliches Futter sorgen, die rechte Behandlungsart der Tiere auf manchmal monatelangen Karawanen- und Überseereisen ermitteln und erproben. Die kostspieligen Erfahrungen, die er dabei machte, bereiteten ihm harte und trockene Lehren, die aber, wie Schiffszwieback, ausdauerten zur langen Land- und Meerfahrt seines Lebens.



Denkmal für Carl Hagenbeck
(Entwurf von Prof. Rudolf Marcuse (Berlin))

Infolge seines geschickten Zupackens und hervorragenden Einfühlungsvermögens in alle Zeitumstände glückten bereits Hagenbecks erste selbständige Unternehmungen. Nach seiner Verheiratung aber entfaltete sich seine Arbeitsamkeit und sein Selbstvertrauen erst voll. Offenen Auges schritt er durch das ständig wachsende Hamburg und entdeckte immer neue Schaffensmöglichkeiten. Die großen Pläne, die er gelegentlich Bekannten offenbarte, reizten und erschreckten zugleich. Doch Hagenbeck ließ sich keine Nüsse von den Bäumen schwatzen. Wie ein Wirbelwind trat er unter die Leute. Er hat immer frisch und froh gewagt und nie erst finanzamtsmäßig nach dem Paß des Glücks sich umständlich erkundigt. Als ein Tüchtiger hat er Glück gehabt und seine guten Einfälle als Geschenke seines Glücks, zu dem er sich erkoren fühlte, entgegengenommen, um sie alsbald zu Taten werden zu lassen. Sein fester Wille



Braunbären-Baby

war so erfolgsicher, daß sich ihm alles zuzuneigen schien: Komm und nimm, du nimmst dein Eigen! Er wußte: Wer nicht weiterbaut, zerstört, und nur dem Mutigen gehört die Welt. Mit der eignen Sache förderte er, keineswegs unbewußt, auch die allgemeine. Weil er Freude an der Welt hatte, hatte die Welt auch Freude an ihm. All sein fruchtbringendes Wirken war Ausstrahlung seiner hochfliegenden Lebensauffassung. Gegen eine Stunde des Kleinmuts gab es bei ihm immer, auch in der ersten zagen Zeit des Krieges von 1870 und 1871, zehn Stunden



Ein seltener Vertreter der Pavian-Gruppe
Carl Hagenbeck gelang es, den ersten Mandrill von Fernando Po lebend nach Europa zu bringen

des Mutes und Vertrauens, und nichts konnte ihn erschüttern in der Überzeugung, daß die damals gebrachten Opfer an Gut und Blut dargebracht wurden für des geeinten Deutschlands kommende Machtstellung in der Welt.

Sein Vertrauen auf die Notwendigkeit neuer bahnbrechender Kulturarbeiten der geeinten deutschen Nation wurde durch den glücklichen Ausgang des Krieges belohnt. Nun konnte er sein Geschäft so erweitern, daß er statt des alten Grundstücks ein viel größeres erwarb und mitsamt seinem Tierbestand bezog. Als nach einiger



Gesprenkelter Grabfrosch (Pyxicephalus adspersus) aus Rhodesia

Zeit das Tiergeschäft einen leichten Rückschlag erlitt, da hatte Hagenbeck auch schon eine neue Idee. Eine Renntierherde von 30 Exemplaren, die er an verschiedene zoologische Gärten abzuliefern hatte und die von einer sechsköpfigen Lappländerfamilie begleitet im Spätsommer 1874 in Hamburg zu Schiff eintraf, brachte er mitsamt den Lappländern auf seinem geräumigen Gehöft unter und lud das Publikum Hamburgs zur Besichtigung ein. Schaulustige erschienen denn auch in so großen Scharen, daß Schutzleute den Zustrom in Schranken halten mußten. Das Eis war nun gebrochen und freie Bahn dem Gedanken geschaffen, Menschen und Tiere aus exotischen Ländern in ganzen Horden zur Schau zu stellen, und zwar so, daß die kulturfremden Kinder unwirtlicher Wildnisse ihre heimische Lebensweise hier fortsetzen sollten, unter Ausübung aller ihrer überkommenen Bräuche und Fertigkeiten. Nubier, Eskimos, Beduinen, Singhalesen, Kalmücken, Hottentotten, Somali, Indier und Indianer folgten in kurzen Abständen. Unendlich groß waren die Schwierigkeiten schon bei der Anwerbung, beim Verhandeln mit den fremden Völkern. Viele Forderungen der Naturvölkerstämme in bezug auf Unterkunft und Verpflegung mußten mit Hilfe sprachenkundiger Angestellter mühsam abgewiesen, andre notgedrungen erfüllt werden. Oft gab es dabei unvorhergesehene unliebsame Zwischenfälle, Unfälle aller Art bei den Transporten, heftige Streitigkeiten, Eifersüchteleien, die aus dem Wege zu räumen waren. Bei echt hamburgischer ungünstiger Witterung litten die Leute aus den Tropenländern bitter an Kälte, die Nordländer zur heißen Sommerzeit an der Hitze. Da hieß es denn manchen Sturm klug beschwören.

Langsam kam die offizielle Wissenschaft dahinter, welchen bedeutenden Wert für die Verbreitung der Völkerkunde diese Hagenbeckschen Völkerschaustellungen hatten, die außer in Hamburg auch sonst in vielen der größten Städte Europas veranstaltet wurden. Hervorragende Gelehrte, wie Virchow, Bastian, Brehm, der berühmte französische Zoologe J. Geoffroy St. Hilaire, der Gründer und Leiter der wissenschaftlichen Akklimatisationsgesellschaft in Paris, die Hagenbeck wegen seiner Anpassung exotischer Tiere an das Kontinentalklima die Große goldene Medaille verlieh, unterstützten Hagenbecks tier- und völkerkundliche Unternehmungen nach Kräften.

Um 1880 herum nahm der Tierhandel einen derartig unerwarteten Krebsgang an, daß Hagenbeck so ziemlich alles, was er sich in anderthalb Jahrzehnten verdient hatte, verlor. Doch er verzagte nicht. Er war er-

findungsreich genug, sein Geschäft neu zu beleben. Gehörte er doch zu jenen, bei denen schon die Eier Federn bekommen und aus enger Schale gen Himmel fliegen. Er hatte damals gerade für eine Ceylon-Schau 25 Elefanten erstanden. Nun faßte er den Plan, einen wandernden Tierzirkus zu gründen, um auf diese Weise die hungernden Dickhäuter — und zugleich sich und die Seinen — zu ernähren. Sein Jugendfreund und Schwager Meermann wurde von ihm zum Leiter dieses Zirkus ausersehen und hat sich in dieser Stellung sowie als Abrichter und Bändiger von Bestien bald glänzend bewährt. Noch heute gilt des nun über Achtzigjährigen kluger Rat viel bei seinen Neffen, den Söhnen und Nachfolgern Carl Hagenbecks. Noch heute erfreuen sich die Hagenbeckschen wandernden Tierzirkusse großer Volksbeliebtheit. Der große Somalilöwe »Triest«, dem die Ehre zuteil geworden ist, auf dem unlängst Carl Hagenbeck errichteten Stellinger Denkmal mit seinem Herrn verewigt zu werden, hat an die zwanzig Jahre in Hagenbecks Obhut gelebt, in den Tierzirkussen seine Kunststücke gezeigt und die Weltausstellungen in Chikago und St. Louis 1893 und 1904 höchst aktiv mitgemacht. Memoiren hat er leider nicht hinterlassen.

Die Akklimatisierung exotischen Getiers an Europa ist das hauptsächliche wissenschaftliche Verdienst Hagenbecks. Er hat nicht nur als erster den Tieren im Park möglichst freien Spielraum eingeräumt in einer ihnen gemäßen äußeren Form, im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der älteren zoologischen Gärten, während die neueren, wie die in München und Nürnberg, sein Verfahren nachahmen; er hat es auch zuwege gebracht, daß man bei ihm afrikanische Strauße, Löwen und Antilopen bei 14 Grad Reaumur Kälte mit Urbehaglichkeit Schneebäder nehmen sah. Giraffen, Elefanten, Gnus, Zebras, Känguruhs, Kasuare und zahlreiche andre exotische Geschöpfe wurden mit größter Vorsicht und Bedachtsamkeit an das mitteleuropäische Festlandklima gewöhnt.

Hagenbeck verstand es auch, bei deutschen und englischen Großgrundbesitzern die für die Erhaltung aussterbender Tierarten besonders wertvolle Liebhaberei zu erwecken, fremdländisches Getier, und zwar besonders solches, das in heimischer Umgebung der Ausrottung verfallen ist, durch seine Vermittlung in ihren Forsten anzusiedeln.

Indem Hagenbeck seiner ganzen Umwelt die Richtung zum Großen gab, erweiterte sich sein Unternehmen dermaßen, daß er,



Die phantastischen Formen der Kamm-Leguane

wenige Jahre vor der Jahrhundertwende, zum drittenmal nach einem geräumigeren Gelände Umschau halten mußte. Für sein fremdländisches Jagdwild, die Kreuzung einheimischer und fremder Tierrassen usw. brauchte er ein weites Feld, für den ständig zunehmenden Tierbestand riesige Räumlichkeiten, eine Arena für Dressurzwecke u. dgl. mehr. Darum entschloß er sich im Herbst 1897 zum Erwerb eines recht beträchtlichen Geländes in dem auf preußischem Gebiet gelegenen Hamburger Vorort Stellingen. Es war im wesentlichen eine heckenumhegte Wildnis, teilweise Kartoffelland, zu anderm Teile sumpfiger Grund und Boden, auf dem im ganzen nur sechs Bäume standen. Alsbald begann er, durch ein paar vertrauensvolle Geldgeber unterstützt, aus dieser platten Einöde einen wirkungsvoll anziehenden, schmucken und prächtigen Park herzurichten. Bei diesem immer zuversichtlicher und zielgeschärfter werdenden Schaffen zeugte ein guter Einfall den nächsten. Spitzgegipfelte, wunderlich schrullig geformte Felspartien ließ er aus dem glatten Erdboden erstehen für Gemsen, nubische Steinböcke, ostafrikanische Antilopen, afrikanische Wildziegen und andre unermüdliche Bergfexe. Eine Steppenlandschaft ließ er auf einer Hochebene anlegen für Kamele, Dromedare, Wisente, Gnus, Zebras, Strauße, südostafrikanische Chapman- und mittelasiatische Argalischafe und andre heufressende Wüstentiere, die übrigens keineswegs als so empfindlich gegen die Kälte unsrer Winter erkannt wurden wie versimpelte kleine Mädchen und Muttersöhnchen aus unsern Breiten. In einem der aus dem Tafelland gestampften Felsen wurde eine Schlucht als bequeme und erwünschte Behausung für Löwen hergerichtet, die vom Publikum durch einen fünf Meter tiefen, von Agaven verdeckten Wassergraben getrennt wurde. Ein andrer Felsen erhielt eine Raubtierhöhle für Bären, Tiger oder Leoparden. Niedere Felsenhöhlen wurden angelegt für Stachelschweine, jene nichts weniger als niedlichen Nachttiere, von denen naivere Zeiten behaupteten, daß sie ihre Stacheln auf ihre Feinde abzuschießen pflegen. Für die Polarfauna erfand Hagenbeck eine besondere Szenerie. Zerklüftete, abgewitterte Granitfelsblock-Nachbildungen wurden zu stattlicher Höhe in malerischer An- und Unordnung aufgeschichtet. Der breite Gipfel wurde bestimmt zum grottenförmigen, langgestreckten Renntierhorst. Auf halber Höhe ließ er über ein Gewässer mächtige Eisschollen naturgetreu nachgestalten, damit sich dort eine Anzahl Eisbären möglichst heimisch fühlen könne. Der Fuß des Polargebirges wurde von ein paar Buchten umspült, in denen Seelöwen, Seehunde, Walrosse und auch ein paar riesige See-Elefanten, jene arktischen Seeungeheuer, die als Tagesnahrung zwei Zentner Schellfische verschlingen, untergebracht werden sollten. Dazwischen wurden noch romantisch geformte Brutstätten geschaffen für Pinguine und verschiedene andre Polarvogelarten. Das Lumpenpack der Affen erhielt zwei eigens ihnen zu Ehren errichtete mächtige Felsen nach abessinischen Vorbildern, damit es sich da ganz wie daheim im Sudan den ergötzlichsten Familienunterhaltungen ungestört hingeben könne, ohne durch ärgerliches Eisengitter sich in seiner Freiheit gehemmt zu fühlen. So schuf Hagenbeck jeder Tierart die ihr gemäße Umgebung. Und dann kam ihm die phantastisch-romantische Idee der Gestaltung einer Urweltlandschaft, die er mit lebensgroßen Nachbildungen aller möglichen Arten und Unarten von Sauriern beleben ließ. Die ganze Ausstattung des Gartens zeugt, von geringen Ausnahmen abgesehen, von künstlerischem Empfinden, zum mindesten von volksgefälligem Geschmack.

Wenn wir nunmehr das Lebenswerk Carl Hagenbecks überblicken, dann sehen wir, wie eines geborenen und großgearteten Unternehmers von Kind auf wohlgenützte gute Anlagen ihm einen herrlichen Besitz zum Königreich gegeben haben und die Kraft, ihn zu nützen und noch auf seines Lebens Höhe zu genießen. Er selbst hatte immer seine besondere Freude daran, wenn er sah, wie Menschen aus aller Welt auf seinem Grund und Boden so etwas wie einen Extrakt der ganzen Erdenschöpfung bewunderten, wenn sie sich entzückten über sein geniales Werk, das praktische und ästhetische Vorzüge glücklich verbindet.

Seiner engeren und engsten Mitarbeiterschaft gegenüber war Hagenbeck gütig und freundlich. Obschon leicht aufgebracht und in Hitze geratend, war er doch im Grunde nachsichtig und von der Tiefe und Weichheit eines großempfindenden Gemüts. Mit echt niederdeutscher wettergehärteter Entschlossen-



Kopfstudie eines zornigen Königstigers

heit verband er ausgesprochenen Großmut und griff in freudigem Wohltun gern in die Tasche. Bis in sein Alter verstand er sich auf die Lebenskunst, jung das Herz zu bewahren, von dem goldenen Überfluß der Welt in vollen Zügen zu trinken. Denn er wußte nicht nur zu arbeiten, sondern auch der Ruhe zu pflegen, um neue Kräfte zu neuem Werk zu sammeln. So war ihm ein im wesentlichen heiteres und herrliches Alter beschieden mit Kopfeshelle und Gewissensruhe, von dem er in der Wärme des Nachgenusses eines ungewöhnlich geschehnis- und tatenreichen Lebens zurückblickte auf den bunten Regenbogen seiner beschwerlichen Jugend.

Während sich noch große Änderungen und Neuerungen in seinem Parke vollzogen, ist er am 14. April 1913 von dem Schauplatz des Lebens abgetreten. Zu guter Stunde. Das Miterleiden des Weltkrieges ist dem Glückskinde Hagenbeck erspart geblieben. Als Freund trat der Tod zu ihm, nach einem Leben, das ein köstliches, dankbar genossenes Geschenk gewesen ist.

Der Stellinger Tierpark hat bald nach dem Weltkriege eine Atempause machen müssen, weil die Futternot immer bedenklichere Formen annahm und von Tag zu Tag mit erheblicheren Fehlbeträgen gearbeitet wurde. Aber die beiden Söhne Hagenbecks haben in zäher Ausdauer durch die schweren Kriegs- und Inflationszeiten sich hindurchgebissen und, während der Park verödete, von den Tieren nur noch die allerwenigsten ernährt und erhalten werden konnten, in rastloser, angestrengter, zielbewußter Arbeit, immer unterwegs, die Tiereinfuhr aus Überseeländern wie den Tierfang in fernen Weltteilen persönlich oder durch altbewährte treue Mitarbeiter erfolgreich fortgesetzt und erneuert. Seit dem Frühjahr 1924 ist der Park, nach großen Tierkäufen in aller Welt, namentlich in Südamerika und Indien, wieder in flottestem Betrieb und angefüllt mit allen erdenklichen, mehr oder minder lieblichen urhaften Gottesgeschöpfen. Auch der Tierhandel ist neu aufgebaut und wird so international betrieben wie einst.

Der Hagenbecksche Tierpark ist das Vermächtnis einer Persönlichkeit, in der sich die Kühnheit eignen und eigenartigen Planens und stark entwickelter Tatkraft in außerordentlicher Weise miteinander verbanden.

Gruft in Nikko

Von Walter Bloem

Dieser erhabene Tempel, auf dessen vergoldeten Schnitzerein
tausendfältig der Sonnenstrahl sich bricht,
der zaubervoll flimmernd schwankendes Laubdach durchlichtet,
dieser kostbar prunkende Gedächtnisschrein
ward einem Gotte nicht –
einem vergotteten Menschen ward er errichtet.

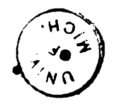
Sieh das goldene Kleeblatt im schwarzen Rund!
Das ist das Wappen seines erhabenen Geschlechtes,
das sich selber fürstete kraft eigenen Rechtes
und bannte den Kaiser auf seines Reiches Grund.
Wanderer, schlüpf' aus den Schuhn,
eh du betrittst der schwärzlichen Treppe geschliffene Lava,
Jeyasu zu verehren, den ersten Shogun
aus dem Hause der Tokugawa.

Nur die Vorhalle zu betreten
ist dir vergönnt. Hier magst du in stummem Beten
des Gewaltigen gedenken, dessen Bild und Ruhm
unnahbar sich birgt im innersten Heiligtum.
Darfst mit Entzücken die Fülle des Prunkes bestaunen,
den vergessener Künstler spielende Launen
hier dem Gedächtnis des Unvergeßlichen spendeten
und auf Rammas und Bronzelaternen verschwendeten.
Aber wenn du aufatmend ins Freie strebst
und den Blick zum hochgegiebelten Dachfirst erhebst,
dann erst erkennst du, welch hundertfach herrlicheres Mal
des Himmelsauges belebender Strahl
um eines Großen Gedächtnisstatt
aus den rings getürmten Felsen gezaubert hat.
Schlank und steil, zu Hunderten dicht beieinander gestellt
ist ums Tempelgesäul ein Pfeilerreigen emporgeschossen,
die Scheitel von schwärzlichen Grüns verworrenem Gekräusel umflossen,
die borkigen Schäfte von spielenden Lichtern durchhellt.
Und dort, wo die raunenden Wächter sich dichter zusammendrängen,
windet durch den gescharten Chor
über Klippen, die schreckhaft steil dir zu Häupten hängen,
eine Treppe sich mühsam zum Gipfel empor.
Mühsam folgt ihr der Pilgrim in grübelndem Schweigen,
bis er die abgeschiedene Kuppe bezwingt,
um hier, aufs neue von ragenden Baumrotunden umringt,
noch tiefer die andächtige Stirne zu neigen.
Einsam, wie im Leben dereinst, nun ewig im Tode
schläft, den Größe der Alltagsgesellung entrückte,
nur des Sohnes scheue Verehrung schmückte
die Schlummerstätte mit schlichter Pagode.
Aber noch scheuer und schlichter umschirmt und umschattet
das Heldenmal der Kryptomerien immergrüner Schwall –
ward je ein geborener Herrscher bestattet
wie dieser Vasall? –

Wir aber, Weltumwaller aus westlichen Weiten,
träumen von Japans Klippenhorste
heim zu dämmernder Eichenforste
friedumgürteten Einsamkeiten.
Dort auch liegt ja ein Grab im Wald,
das umhegt eines riesigen Recken Gestalt,
eines Vasallen, der seinen König und Herrn
überragte, der Größte den Großen.
Aber er hat ihn nicht in den Schatten gestoßen,
hat ihm gedient freiwillig und gern,
hat um ihn her die feindliche Welt mit dem Schwerte befriedet,
hat ihm die höchste der Kronen geschmiedet,
kämpfte für Kaiser und Reich ohn' Rasten und Ruhn –
Toter im Sachsenwald, wir grüßen dich –
unsern Shogun!



Karl Stirner: Blick ins Jagsttal



Schwimmende Sanatorien

Von Dr. Stephan Epstein (Paris)

Die Streitfrage, ob Seeluft für Schwindsüchtige heilsam oder schädlich sei, ist beinahe ebenso alt wie die Heilkunde selbst. Hippokrates, Aretäus, Plinius und Cicero stellen sich zu dieser Frage teils bejahend, teils verneinend, und selbst heute noch sehen wir, wie der eine Arzt seine lungensüchtigen Patienten nach der Riviera sendet, während der andre nur im Hochgebirge das Heil sieht.

Aus den Arbeiten und Beobachtungen des Dr. Adrien Loir, Direktors des Ozeanographischen Instituts in Le Havre, geht hervor, daß die Parteigänger und Widersacher der Tuberkulose-Seekur niemals einig werden können, weil ihre Argumente für wie gegen diese Kur auf falschen Voraussetzungen beruhen. Sie schreiben oder sprechen über das Seeklima, als ob dies ein einheitlicher Begriff wäre, während man, von Anfang an, zwischen Strandklima und dem auf hoher See streng unterscheiden muß. Es wird sich zeigen, daß die wahre Thalassotherapie (griechisch: Thalassa = Meer und Therapie = Behandlung) nicht in einem mehr oder weniger langen Aufenthalt an der Küste besteht, sondern in dem Einfluß reiner, unvermischter Seeluft.

Auf einer Vorlesungsreise durch beinahe alle Häfen des Mittelmeeres, des Atlantischen Ozeans, der Manche und des Pas-de-Calais hatten wir Gelegenheit, festzustellen, daß die Lungenschwindsucht unter den Küstenbewohnern weit zahlreichere Opfer fordert als in den inneren Departements; außerdem aber, daß die Entwicklung der Krankheit mit einer geradezu erschreckenden Geschwindigkeit vor sich geht. Ein andrer Umstand regte uns zum Nachdenken an: man findet mehr Tuberkulose unter den ansässigen Küstenbewohnern als unter den Fischern, die stundenlang in ihrer Barke bleiben, und diese wiederum weisen einen höheren Prozentsatz auf als die Hochseematrosen. Erscheinungen, die sich lediglich durch den einschneidenden Unterschied zwischen Küsten- und Hochseeklima erklären lassen.

Welches sind nun diese Unterschiede, und in welcher Weise wirken sie auf die Entwicklung der Lungentuberkulose?

Daß Küstenklima auf Schwindsüchtige günstig einwirken kann, unterliegt keinem Zweifel. Die hierzu unentbehrlichen Bedingungen sind aber ebenso schwer festzustellen wie zu verwirklichen. Gewisse Inseln der Nord- und Ostsee, einzelne Teile der französischen Riviera sind für Tuberkulose sehr angezeigt; wenn sie auch den Kranken nicht Heilung zu bringen imstande sind, so können sie doch deren Leben um ein bedeutendes verlängern. Es muß aber, was den Aufenthalt anbelangt, eine äußerst strenge Auswahl getroffen und dem Kranken eingeschärft werden, daß er sich den schwersten Gefahren aussetzt, wenn er das ihm zugewiesene Gebiet verläßt. Der Ort X wird für den Patienten sehr angezeigt sein, während der zwei Kilometer weiter liegende Ort Y für ihn lebensgefährlich werden kann. Der Kranke wird fortwährend auf die Veränderungen der Winde und Temperaturen achten und seine Kleidung wie auch seinen Aufenthalt im Freien danach einrichten müssen.

Im allgemeinen kann man wohl behaupten, daß, mit sehr wenigen Ausnahmen, die sogenannten »Seebäder« oder »Seekurorte« in die Kategorie derjenigen Ortschaften eingereiht werden dürfen, in denen die klimatischen Verhältnisse die rascheste, häufigste und intensivste Veränderung erfahren. Die Temperatur wechselt mehrmals täglich, und das Barometer schwankt fortwährend; der Feuchtigkeitsgrad der Luft ist höchst schwankend, und plötzliche, unvorhersehbare Windstöße sind beinahe die Regel. Will sich der Patient all dem entziehen, so bleibt ihm nicht viel andres übrig, als in seinem Hotel oder in seiner Villa zu bleiben. Aus diesen Gründen gibt es so viele Schwindsüchtige, besonders wenn sie gleichzeitig nerven- oder herzleidend sind, für welche die Riviera die letzte Etappe ihres schmerzensreichen Lebens bedeutet. Es war uns ebenfalls zu beobachten Gelegenheit gegeben, mit welch erschreckender Geschwindigkeit sich die Lungentuberkulose bei der Küstenbevölkerung der Bretagne, wo Meer- und Landwind ständig wechseln, entwickelt.

Das Hochseeklima, besonders das des Südatlantischen Ozeans, ist von all diesen Übelständen frei. Verschiedene unsrer Freunde, die zu wiederholten Malen die Überfahrt Bordeaux—Rio de Janeiro gemacht haben, studierten auf das allergenaueste die klimatischen Verhältnisse dieser Strecke. Außerdem

versandten wir an etwa 250 Kapitäne, die regelmäßig zwischen Frankreich und Brasilien, Australien und den Antillen fahren, Fragebogen, mit der Bitte, die klimatischen, die hygroskopischen und barometrischen Verhältnisse auf der Linie Frankreich, Azoren, Madeira, Kanarische Inseln, Kapverdische Inseln und Antillen aufzuzeichnen und uns bei dieser Gelegenheit auch ihre Beobachtung über Häufigkeit und Stärke der Winde sowie die Anzahl der stürmischen Tage mitzuteilen.

Die Antworten, die uns zugegangen sind, gestatten uns, allgemeine Schlüsse zu ziehen. Im Laufe von etwa zwanzigtägigen Überfahrten bleibt die Barometerkurve unbeweglich, mit Ausnahme der Tage, die mit starken Druckstörungen zusammenfallen, was aber höchst selten vorkommt; auf 100 Tage Überfahrt kommen etwa 95 Tage schönes und 5 Tage schlechtes Wetter; die Temperatur, die täglich um 4, 6, 8, 12, 16, 20 und 24 Uhr abgelesen wurde, zeigt ganz geringe Schwankungen, deren Maximum 2° nicht übersteigt; der Feuchtigkeitsgrad ist stets sehr tief und schwankt nur sehr wenig; was schließlich die Winde angeht, so sind sie, bis auf etwa ein Zehntel der Tage, gleich Null. Demnach zeigt sich das Hochseeklima, das nicht von der Verteilung von Wasser und Land, nicht von Luftströmungen, Vegetation und Höhen abhängt, von einer bemerkenswerten Gleichförmigkeit und Gleichmäßigkeit.

Gleichmäßigkeit und Gleichförmigkeit des Klimas sind aber nicht die einzigen Vorzüge des Südatlantischen Ozeans. Wir haben da noch die ganz besondere, nirgend anderswo erreichbare Reinheit der Luft. Während in einer belebten Straße der Hauptstadt ein Liter filtrierter Luft etwa 3500 Keime aufweist, und wir an der Küste, bei Landwind, noch etwa 60 Keime im Liter finden, ist deren Zahl auf hoher See nur 0,6. Außerdem ist die Hochseeluft ganz besonders für ultraviolette Strahlen durchlässig, weshalb Erkältungen auf dem Promenadendeck so gut wie unbekannt sind.

Aus all dem geht hervor, daß es sich verlohnte, festzustellen, ob und wie die Hochseeluft auf Tuberkulose ersten und zweiten Grades wirkt.

Als diese Idee vor etwa hundertfünfzig Jahren zum erstenmal in England systematisch in die Tat umgesetzt wurde, machten die Gegner der Methode zwei schwerwiegende Einwände. Es wurde statistisch nachgewiesen, daß der Prozentsatz tuberkuloser Seeleute ebenso groß ist wie der der Landbewohner. Gegen die Zahlen läßt sich natürlich nichts einwenden, wohl aber gegen deren Auslegung. Der Grundfehler liegt in der Verwechslung zwischen Matrose und Passagier. Es gibt wohl kaum einen Beruf, der schwieriger, aufreibender und ungesunder ist als der des Seemanns. Von Sonnenaufgang bis spät am Abend hart arbeitend, als Heizer oder Kohlenträger in heißer, ungesunder Luft lebend, schlecht genährt und in seiner Kabine kaum mit der nötigen Menge Luft versorgt, ist er wie geschaffen für die Lungenschwindsucht. Sein Leben ist mit dem des Passagiers, dessen einzige Aufgabe darin besteht, sich zu pflegen oder sich zu zerstreuen, nicht zu vergleichen. Kein Wunder, daß, wenn einmal ein Matrose infiziert ist, die Krankheit bei ihm einen schwindelhaft raschen Verlauf nimmt, besonders wenn er, wie das allzu oft der Fall ist, sich dem Trunk ergibt.

Der zweite ernste Einwand ist die Seekrankheit. Die Gegner der Hochseekur meinen, daß, wenn man die Lungenschwindsüchtigen der Gefahr der Seekrankheit aussetzt, das die ganze Wohltat der Kur zunichte machen würde. Auch dieser Einwand beruht auf oberflächlichen oder unvollkommenen Beobachtungen. Der Ausbruch der Seekrankheit hängt nicht nur von der persönlichen Empfänglichkeit eines Individuums ab, sondern hauptsächlich von zwei andern Faktoren: der Festigkeit und Größe des Schiffes und dem Kurs, den es verfolgt. Die Überfahrt von Hamburg, Bremen, Le Havre nach Neuyork, von Marseille nach Algier oder selbst von Calais nach Dover geschieht, mit sehr seltenen Ausnahmen, fast immer bei bewegtem Meer. Außerdem haben die Mittelmeerboote selten mehr als 5000 Registertonnen und die Kanalschiffe sogar nur 2000 bis 2500. Die bescheidenste Wellenbewegung genügt, um das Schiff zum Stampfen und Rollen zu bringen. Außerdem herrschen aber im Nordatlantischen Ozean, im Mittelmeer und im Kanal La Manche beinahe immer lebhafte Luftströmungen, die leicht in Stürme ausarten. Dazu kommt noch, daß man vom modernen Paket-

boot Geschwindigkeit verlangt, was in Verbindung mit den kolossalen Oberbauten dem Schiff jede Stabilität nimmt. Wir haben selber zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie alte Marineoffiziere bei der Überfahrt von Calais nach Dover seekrank wurden. Ganz anders, wenn es sich um ein 7 bis 8000 Tonnen großes, breites »dickbäuchiges« Schiff handelt, das nicht auf Geschwindigkeit eingestellt ist und im Südatlantischen Ozean schwimmt, oder gar um ein etwa 3000 Registertonnen haltendes Segelschiff. Hier ist die Seekrankheit eine Ausnahme.

Einer unsrer Freunde, Marinearzt bei der Handelsflotte, sandte uns eine Statistik über 439 Tage, die er auf verschiedenen Dampf- und Segelschiffen zubrachte: er war alles in allem acht Tage seekrank, und das zumeist bei der Überfahrt Le Havre—Neuyork. Es gibt ja allerdings Leute, bei denen die Seekrankheit eine rein psychische Erscheinung ist; solche eingebildete Kranke, die nicht einmal beim Marineministerium vorbeigehen können, ohne sofort ein unangenehmes Kribbeln im Magen zu verspüren, tun natürlich besser, ein für allemal auf die See zu verzichten. Aber es wäre falsch, wenn man behaupten wollte, die Wissenschaft sei der Seekrankheit gegenüber entwaffnet. Dank den Untersuchungen des deutschen Gelehrten Prof. Dr. Fischer wissen wir, daß das Atropin ein ausgezeichnetes Spezifikum gegen Seekrankheitsanfälle ist. Wir können mit Bestimmtheit behaupten, daß selbst die schwersten Formen der Seekrankheit nach drei Einspritzungen von je ein Viertel Milligramm Atropin weichen. In den meisten Fällen ist es aber gar nicht nötig, zu diesem äußersten Mittel zu greifen: ein wenig Diät und viel guter Wille bringen es fertig, daß die Anfälle zumeist nach 48 Stunden spurlos verschwinden. Aber auch diese 48 Stunden sind im Südatlantischen Ozean eine Ausnahme.

Der Gedanke, daß das hohe Meer imstande sei, Lungenschwindsucht zu heilen, ist nicht neu. In einer alten spanischen Chronik findet man eine Stelle, in der es heißt, daß einer der Kameraden von Christoph Kolumbus an Lungentuberkulose litt, jedoch bei der Rückkehr aus Amerika sich als völlig geheilt erwies. Der berühmte französische Arzt Laënnec erzählt, daß ihm Schiffsärzte zu wiederholten Malen berichtet haben, lungenleidende Seefahrer seien nach drei- bis viermonatigem Aufenthalt auf hoher See vollkommen gesund geworden. Ein andrer französischer Arzt, Broussais, bestätigt die Beobachtung Laënnecs, besteht aber darauf, daß zur Erzielung eines dauerhaften Erfolges diese Reisen auf Segelschiffen und mindestens für die Dauer von vier Monaten unternommen werden müssen.

Ein englischer Arzt, namens Weber, behandelte auf diese Weise siebzig Lungensüchtige und fand bei der Rückkehr vierunddreißig geheilt, während die andern zum Teil bloß eine Gewichtzunahme aufwiesen, zum Teil keine Besserung erzielten. Man bedenke aber, daß die von Weber beobachtete Zahl der Geheilten beinahe fünfzig Prozent ausmacht und daß unter den andern Kranke waren, die sich bereits im zweiten oder dritten Grad der Schwindsucht befanden. Unter beinahe vierhundert solcher Beobachtungen, die wir gesammelt haben, zitieren wir eine, weil sie uns ganz besonders charakteristisch und einwandfrei scheint. X., Marineoffizier, bekommt nach kaum überstandenem Bauchtyphus Lungentuberkulose in allerschwerster Form: hektisches Fieber, wiederholte Blutstürze — kurz, die Prognose lautet auf sehr baldigen tödlichen Ausgang. Das Schiff, das sich an der Nordküste von Chile befand, bekam den Befehl, zur See zu gehen, und da keinerlei Möglichkeit bestand, den Kranken irgendwo unterzubringen, mußte er mit aufs Meer. Eine Blutgerinnung der unteren Extremitäten verurteilte überdies den Kranken zu völliger Unbeweglichkeit. Südliche Passatwinde hielten das Schiff wochenlang im Stillen Ozean, um es endlich gegen das Kap Horn zu lenken. Während dieser ganzen langen Zeit blieb der Kranke auf dem Verdeck, kaum durch ein Segeltuch vor den tropischen Sonnenstrahlen geschützt. Es war eine wahrhaftige Auferstehung. Das Fieber setzte aus, die Blutstürze wurden immer seltener, um schließlich ganz zu verschwinden, das Gewicht nahm regelmäßig zu, und nach hundertzwanzig Tagen dieser Kur konnte X. als geheilt gelten. Es ist uns auch keinerlei Rückfall berichtet worden.

Trotz allebem schien die Ärztewelt für die Hochseekur wenig Interesse zu haben, und obwohl diese Frage bei Gelegenheit des Internationalen Tuberkulosekongresses von

1889 auf der Tagesordnung stand, wurde dennoch keine einzige Mitteilung darüber gemacht.

Erst in allerjüngster Zeit nahmen der bereits genannte Dr. Loir und Prof. Dr. Léon Bernard von der medizinischen Fakultät zu Paris die Frage der Hochseekur wieder auf. Sie placierten eine Anzahl von Lungensüchtigen auf Frachtschiffen, die vierzig bis fünfundvierzig Tage unterwegs blieben. Die erzielten Resultate lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: das Allgemeinbefinden bessert sich sehr rasch, das Fieber verschwindet schon nach wenigen Tagen, das Blutspucken hört auf, die Atmung wird tiefer, der Schlaf ist ausgezeichnet, der Appetit sehr lebhaft, und die Gewichtszunahme schreitet schnell fort. Schnupfen und Bronchialkatarrhe, die den Schwindsüchtigen oft so gefährlich werden können, sind an Bord so gut wie unbekannt. Außerdem spielt der psychologische Faktor eine ganz bedeutende Rolle: der Kranke befindet sich in einem ganz neuen Milieu; er ist seinen Verpflichtungen, seinen Sorgen und seinen Zerstreuungen entrückt; er hat an nichts andres zu denken, als sich zu pflegen, und führt ein rein vegetatives Leben, das nicht wenig zu seiner Heilung beiträgt.

Trotz alledem erfüllen die Reisen auf Frachtschiffen nicht sämtliche Bedingungen einer idealen Thalassotherapie, wozu noch der Umstand kommt, daß die Dampfschifffahrtsgesellschaften nicht gern Lungensüchtige an Bord haben mögen.

Aus diesen Gründen bildete sich jüngst eine Vereinigung von französischen Ärzten und Gelehrten, denen auch der Schreiber dieser Zeilen angehört, um ein »Schwimmendes Sanatorium« zu schaffen, das dem Kranken nicht nur alle Vorteile eines Berg- oder Strandsanatoriums bietet, sondern ihm auch die Möglichkeit der Hochseekur und einer schönen Reise ermöglicht.

Nach langen Studien und Beobachtungen fiel die Wahl auf einen Segler von 3000 Registertonnen, der bei einem Tiefgang von acht Meter eine Länge von hundert Meter und eine Breite von vierzehn Meter hat. Warum ein Segler und nicht ein Dampfboot und warum 3000 Tonnen und nicht mehr? Die Gründe hierfür sind folgende: Ein Segelboot ist im allgemeinen stabiler als ein Dampfschiff, und ein Segelboot von 3000 Tonnen rollt und stampft weniger als eins von mehr oder weniger Tonnengehalt. Die Kranken werden auf diese Weise am wenigsten der Seekrankheit ausgesetzt. Ökonomische Gründe haben ebenfalls für die Wahl eines Seglers gesprochen: unsre modernen Luxusdampfer rechnen für eine Einzelkabine mindestens 450 bis 600 Frank pro Tag und müssen diese Preise fortwährend erhöhen. Wollte man also die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten eines Dampfschiffes mit der Installation eines Sanatoriums verbinden, so würde jeder einzelne Kranke eine derartige Summe kosten, daß man von vornherein das Projekt fallen lassen müßte. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei einem Segelboot: keine Kohle, kein Öl; keine Heizer, keine Kohlenträger; und da es überdies bei einem Sanatorium ganz gleichgültig ist, ob das Schiff rasch oder langsam schwimmt, glauben wir, daß es möglich sein wird, den Kranken für etwa 120 Frank pro Tag zu beherbergen, was natürlich nur den Selbstkostenpreis darstellt, denn das schwimmende Sanatorium soll kein Geschäft sein und keinen Gewinn abwerfen. Für diesen Preis bekommt der Kranke die Überfahrt, eine Einzelkabine, Nahrung, ärztliche Pflege usw.

Von dem »Segelboot« bleibt natürlich nichts übrig als der Rumpf und die Bemastung; alles andre wird komplett umgebaut und nach den modernsten Anforderungen der Hygiene eingerichtet.

Fünfzig Kabinen befinden sich zu beiden Seiten des Oberdecks; jede besitzt eine geräumige Lichtöffnung, die bei gutem Wetter Tag und Nacht offen bleiben kann. Die innere Einrichtung der Kabine ist einfach, aber bequem: die Wände sind weiß lackiert und die Ecken abgerundet; ein Messingbett, neunzig Zentimeter breit, ein Kleider- und Wäscheschrank, eine Toilette mit heißem und kaltem Wasser, ein Lehnstuhl, ein Klapptisch. Jede Kabine ist nur für einen einzigen Kranken bestimmt. Zwischen den Kabinen sind sechzehn Badezimmer und sechzehn Wasserklosette eingebaut. An einer Ecke das Konsultationszimmer und an der andern Apotheke und Laboratorium. Auf dem Promenadendeck haben wir einen Speisesaal, einen Lesesaal und einen Konversationssaal. Daneben befindet sich ein Raum für Heilgymnastik und Strahlentherapie.

Die größte Sorgfalt wurde der Einrichtung des Decks gewidmet, da ja der Kranke den allergrößten Teil des Tages und selbst der Nacht im Freien zuzubringen hat. Wir haben vor allem ein Promenadendeck und dann ein Ruheverdeck, auf dem die Ruhebetten derart verteilt sind, daß der Kranke auch die ganze Nacht im Freien zubringen kann.

Obwohl völlige Ruhe und sehr mäßige Bewegung die besten Heilungsfaktoren für den Lungensüchtigen sind, so muß dennoch vermieden werden, daß er sich allzusehr langweilt und melancholisch wird. Ein Radioposten, ein Kino und ein Klavier werden genügend für die Unterhaltung sorgen. Übrigens werden die Kranken rasch miteinander Bekanntschaft schließen, und die lange Überfahrt, die ja durch den schönsten Teil des Südatlantischen Ozeans führt, wird bald aus allen Passagieren eine einzige große Familie machen.

Das ärztliche Personal besteht aus einem Arzt, einem Assistenzarzt, drei Krankenwärtern und drei Krankenwärterinnen; außerdem gibt es einen Apotheker und einen Chemiker, so daß alle Rezepte, alle chemischen und bakteriologischen Analysen an Bord ausgeführt werden können. Ein Motor, der für die elektrische Beleuchtung und die Eisanfertigung sorgt, kann unter Umständen als Hilfsmotor dienen, wenn man allzu lange, wie es in den Kalmen der Fall ist, ganz ohne Wind bleibt. Jedesmal, wenn das Schiff anlegt, werden frische Lebensmittel und lebendes Geflügel an Bord gebracht, so daß die Kranken stets frische und gesunde Nahrung haben werden.

Das »Schwimmende Sanatorium« wird aller menschlichen Voraussicht nach im Dezember dieses Jahres zum erstenmal unter Segel gehen. Es wird von Le Havre aus bis zum Atlantischen Ozean ins Schlepptau genommen und dann sofort den südlichen Kurs verfolgen: Azorische Inseln, Madeira, Kanarische Inseln, Kapverdische Inseln und Haiti; dort bleibt es etwa vierzehn Tage, jedoch ohne daß die Kranken ans Land dürfen, und dann geht es langsam zurück bis zum Golf von Morbihan, wo man die Kranken wieder langsam an das europäische Klima gewöhnen will.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die schwimmenden Sanatorien nicht nur dem Kranken große Linderung und Heilung bringen, sondern ihm auch durch die herrliche, an Schönheit und Abwechslung reiche Reise die Lebensfreude wiedergeben werden.

Totensonntag

Ja, du umfängst von allen Seiten,
Was ich gewesen, was ich bin
Und was ich werde sein in Zeiten,
Die noch verhüllt sind meinem Sinn.

Ja, du umfängst von allen Seiten
Des Frühlings Blau, des Herbstes Gold,
Die lichten Nähen, fernen Breiten,
In denen drohend Donner rollt.

Ja, du umfängst von allen Seiten
Den roten Wein, das braune Brot
Und unser Liegen, Stehn und Schreiten,
Das Lachen und das Weinen: Tod! –

O weites Feld, voll von Gebeinen,
Die odemlos, kahl und verdorrt!
Wer kann euch wieder fügen, einen,
Wer euch befrei'n aus diesem Ort?

Wer kann den Allbezwinger zwingen,
Wer, wessen Stimme ist so laut?
Wer spricht: ›Ich will euch Odem bringen
Und Adern geben, Fleisch und Haut?‹ –

Wind, komm herzu und blase, blase!
Posaune, dröhne übers Feld! –
Sieh, wie auf dem verdorrten Grase
Sich Leib und Glied zusammenstellt!

Und über Meere und Gestade
Rauscht Odem durch das große Heer.
Das steht und betet an die Gnade
Und grüßt das Kreuz und stirbt nicht mehr.

Heda Heilborn-Althaus



W. Runze: Ratsitzung

Von Kunst und Künstlern

Karl Becker=Gundahl: In der Kirche — Otto Placzek: Mutter und Kind — Sepp Frank: Werbung — Hans Ludwig Fischer: Frauenbildnis — Josef Kühn jun.: Bei Lampenlicht — W. Runze: Spinnerin; Die Hauptwache in Frankfurt a. M.; zwei Abbildungen im Text — Charles W. Hawthorne: Kapitän, Koch und Obermaat — Ernst Heilemann: Im Park — Karl Stirner: Blick ins Jagsttal — Max Steudel: Blumenstilleben

In diesem Gedenkmonat der Toten gelte das erste Wort einem Bilde, dessen Schöpfer, ein Freund unsrer Zeitschrift und in früheren Jahren mit Werken seiner Kunst öfters unser Gast, von unserm Dank und unsrer Liebe leider nicht mehr erreicht wird. Vor zwei Jahren (1925) ist Karl Becker=Gundahl, nahe an siebzig alt, aus einem reichen, aber noch nicht ermüdeten Schaffen abgerufen worden. Es waren hohe künstlerische und sittliche Ziele, denen er von früh auf bis in sein Alter nachstrebte, so schwer er auch — früher im Kampfe um das tägliche Brot, später gegen Mißgunst und Verkennung — ihretwegen ringen mußte. Schon als Dreißigjähriger, in einer Zeit, wo sich die Gunst der Menge ganz andern Gegenständen zuneigte, malte er von tiefem künstlerischem Ernst getragene Bilder, deren Realistik nicht nur von malerischen Werten, sondern auch von Gehalt und Gefühl geadelt wurde. Unter diesen Erstlingswerken der achtziger Jahre war auch schon das Motiv »In der Kirche«, das dann noch öfters bei Becker-Gundahl wiederkehrte: in und zwischen dem Gestühl eine andächtige Gemeinde, nach dörflicher Sitte rechts die Männer, links die Frauen, getreu und echt in ihrer Tracht und Erscheinung erfaßt, nach Alter und Geschlecht, Würde und Bescheidenheit treffend unterschieden; Altar und Priester, Mesner und Meßknaben, Orgel, Kanzel, Beichtstuhl und was sonst noch zur Ausstattung und Zeremonie des Gottesdienstes gehört, unsichtbar, aber desto fühlbarer in Blick und Haltung der Frauen und Mädchen, Männer und Burschen. Dieser innere, dieser seelische Ausdruck durch die unverkünstelte Realität: das war die Stärke und Besonderheit dieses Malers, die er sich auch durch allerlei Widerströmungen seiner Zeit und seiner Münchner Umgebung nicht verleiden ließ. Der ihm eingeborenen Großzügigkeit seiner Zeichnung und Malerei zu leben, war freilich erst dem Fünfzigjährigen erlaubt. Einer der ersten dieser Monumentalaufträge waren die Entwürfe für die Mosaiken der St.-Maximilians-Kirche in München, und bald folgte ein ähnlich großgedachter, aber freier und individueller gehaltener: die Ausschmückung des Querschiffes der St.-Anna-Kirche mit einheitlichen Kompositionen. Daneben pflegte er auch weiterhin das Bildnis und das große Gruppenbild, wobei sich oft gleichfalls ein Zusammenhang mit religiösen und kirchlichen Motiven einstellte. Diesen Staffeleibildern, seinen Studien für die Fresken und seinen großen zeichnerischen Arbeiten galt vornehmlich die Gedächtnisausstellung, die ihm die Münchner Künstlerschaft im Sommer 1926 im Glaspalast bereitet hatte, und in der auch unser Kirchenbild als ein charakteristisches Beispiel der Becker-Gundahlschen Kunst wieder hervortrat.

Der Zug vom Irdisch-Realistischen zum Überirdisch-Verklärten, der Becker-Gundahls Malerei kennzeichnet, kehrt, ins Plastische übertragen, in dem Werke des Berliner Bildhauers Otto Placzek wieder. Seine Gruppe »Mutter und Kind« ist rein schöpferisch aus dem Block gehauen und beobachtet mit Verzicht auf alles

dekorative Beiwerk einen streng gebundenen, in der Bewältigung der Masse zwingenden, stark persönlichen Ausdruck. Trotzdem oder gerade deshalb erreicht sie durch ihre spröde Formensprache die Verklärung des Irdischen ins Überirdische. Aus dem Antlitz der Mutter, die ihr Kind an die Brust drückt, spricht etwas ungemein Zartes, Inniges und Hingebungsvolles, eben Mutterliebe, aber der Blick dieser Mutter löst sich doch auch vom Diesseitigen und sucht für sich oder ihr Kind eine Heimat über den Sternen. Seit etwa zwanzig Jahren hat sich der 1884 in Berlin geborene Künstler von der Architektur- und Schmuckplastik mehr und mehr selbständigen bildnerischen Schöpfungen zugewendet, Werken in Holz, Stein, Bronze, Marmor, mit denen er regelmäßig die großen Ausstellungen in Berlin, München und Düsseldorf beschickt. Kurz vor dem Kriege wurde ihm der Große Staatspreis für Bildhauerei verliehen.

Wir entfernen uns nicht allzu weit von dem Schaffenskreise Becker-Gundahls und Placzeks, wenn wir ihren Werken Sepp Franks »Werbung« zugesellen. Etwas Feierliches und Sakrales geht durch dieses Gemälde, wenn wir auch nicht zu sagen wissen, welchen bestimmten Vorgang aus der weltlichen oder heiligen Geschichte es etwa darstellt. Die Komposition der beiden Gruppen ist von einer wohltuenden Klarheit und Schlichtheit, die sich auch in den Umrissen, der Haltung und dem Gesichtsausdruck der einzelnen Figuren fortsetzt. Frank hat seinen Ausgang von den graphischen Künsten genommen — bekannt geworden sind insbesondere drei bei Hanfstaengl in München erschienene Mappen mit radierten Exlibris —, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir dieser graphischen Kunstübung die strenge Zeichnung, die Zucht der Komposition und die bewußte Gegensätzlichkeit der hellen und dunklen Flächen in diesem Ölbilde zuschreiben.

Den Grundcharakter Franks könnte man gotisch nennen, der des Niederdeutschen Hans Ludwig Fischer (geb. 1891 in Nienburg a. d. W.), wie er sich in seinem »Frauenbildnis« offenbart, ist deutsch schlechthin, und das Vorbild alter deutscher Meister wird hier noch deutlicher als bei Frank. Der Künstler, einer, der sich Rechenschaft schuldig zu sein glaubt über sein Woher und Wohin, erhärtet diese »deutsche Note« mit einem Bekenntnis, aus dem wir schon deshalb ein paar Sätze hervorheben möchten, weil der Mut, von dem sie beseelt sind, heute in unsrer Künstlerschaft wohl selten ist: »Da die Franzosen«, schreibt uns Fischer, »besser französische Bilder malen als wir Deutsche, so müssen wir Deutsche eben deutsche Bilder malen. Wir bedeuten dem Ausländer nur da etwas, wo wir tatsächlich zu Hause sind. Eine europäische Kunst oder Malerei zu schaffen, ist eine Ideologie oder Charakterlosigkeit. Kunst ist Blutgefühl und Bekenntnis schlechthin. Nur die Persönlichkeit trägt den Sieg über die Lande, sie kennt keine Grenzen und wurzelt doch. Ein Künstler kann nur Organisches schaffen, wenn er auf dem Boden Wurzel geschlagen, der ihn geboren und erzogen hat. Nur aus diesem Ich überzeuge ich die Welt, und habe ich sie überzeugt, dann wird sie mich auch lieben.«



W. Runze: Alter Schreiner

Ein Innenbild, das sich nicht scheut, um die malerischen Werte, mit denen sich »Interieure« oft begnügen zu können glauben, die deutsche Heimseligkeit weben zu lassen, haben wir in Josef Kühns »Bei Lampenlicht«. Vielleicht hat ihn dabei das liebevolle Studium alter deutscher Wohnräume und Möbel unterstützt, das er in alten deutschen Städten wie Dinkelsbühl jahrelang getrieben hat, bis er ganz darin heimisch war und seine Palette keinen künstlichen Zwang mehr fühlte, wenn er ihren gedämpften Farbenstimmungen und Lichtströmungen nachging. Dies Bild ist nachts gemalt worden. Die Lampe auf dem Tisch ist eine Petroleumlampe und verbreitet deshalb einen so warmen Schein, während der Künstler vom Nebenzimmer aus bei dem kühleren elektrischen Licht arbeitete. Immerhin wurden so, da beide Räume unter dem Ein-

fluß künstlichen Lichtes standen, die sonst leicht übertrieben wirkenden Lichttöne im Gegensatz zu den sehr kalten Schattentönen vermieden.

Auch die Heimat von Wilhelm Runze (nicht Walter, wie leider unter einem der Bilder gedruckt steht) wird niemand anderswo als in Deutschland suchen. Dorthin weisen nicht bloß ihre Stoffe, sondern mehr noch der Ernst und die Schwere ihrer Malerei. Möglich oder wahrscheinlich, daß sich seine Farbe inzwischen — denn die hier wiedergegebenen Proben liegen ihrer Entstehung nach schon ein paar Jahre zurück — beträchtlich aufgelockert und erfrischt hat; die deutsche Sachlichkeit und Gediegenheit wird sich auch in seinen neueren Arbeiten gewiß nicht verleugnen. Dafür sitzt sie ihm zu tief im Blute, gehört doch zu seinen mütterlichen Vorfahren, bei denen die Malerei durch mehrere Generationen erblich war, Franz Krüger, der uns in seinen Bildern und Bildnissen mit so zuverlässiger Sauberkeit und Echtheit berlinisches Leben der vormärzlichen Zeit überliefert hat. Runze ist Frankfurter (geb. 1887), ist dort im Städel durch die Schule von Professor Beer (dem »Russenbeer«) und in München durch die von Professor Otto Seitz gegangen, hat also gehörig zeichnen gelernt, bevor er sich der Landschaft, dem Bildnis und dem charakterhaften Genrebild widmete. Eine Reihe von Männerköpfen aus dem Lübecker Heiligengeist-Hospital fand auch in der Hansestadt, die sonst gegen fremde Darstellungen aus ihrem Lebenskreise sehr kritisch gesonnen ist, lebhafte Anerkennung, und die kernigen oberbayrischen Handwerkstypen, die wir hier im Texte zeigen, bestätigen, daß Runzes Gabe, sich in das Milieu und die Atmosphäre deutscher Handwerkerstuben zu versetzen, seitdem keine Rückschritte gemacht hat. In der »Spinnerin« vertieft sich diese Charakterisierungsgabe zu epischer Gestaltungskraft, und die »Hauptwache« zeugt von der sicheren Beherrschung der Luft- und Lichttöne, die schon seinen früheren Landschaften nachgerühmt wird.

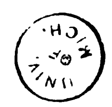
Es wird nicht uninteressant sein, mit den deutschen Handwerkerbildern Runzes ein im Vorwurf verwandtes Porträtgruppenbild amerikanischen Ursprungs zu vergleichen, wie es uns in Charles W. Hawthornes »Kapitän, Koch und Obermaat« begegnet. Im Porträthaften mag sich der Amerikaner dem Deutschen überlegen zeigen, im Malerischen und in der Freiheit der Komposition bleibt er hinter ihm zurück.

Der Berliner Ernst Heilemann hat mit dem hier letzthin ernsthaft gewürdigten Koch-Gotha lange das Schicksal geteilt, daß er fast nur als Illustrator rechte Anerkennung fand. Dem Kunstkritiker Hans Rosenhagen, der sich auch in solchen Dingen die Frische des Blickes und die Selbständigkeit des Urteils bewahrt hat, gebührt das Verdienst, in einem großen, reich und farbig illustrierten Aufsatz (W. M. September 1917) zum erstenmal dem Maler Heilemann gerecht geworden zu sein. Seitdem hat dieser den Kreis seiner freien Malkunst beträchtlich erweitert und die Qualität seiner Bilder ansehnlich erhöht. Das verdankt er nicht zuletzt den großen Studienreisen, die er wiederholt nach Italien gemacht hat. Eine Frucht dieser von ernstester Arbeit erfüllten Reisen ist das Gemälde »Im Park«, ein echt südländisches, von Licht, Sonne und Farbenlust erfülltes Landschaftsbild, aber doch auch eine Phantasieschöpfung, die sich von dem Zauber des südlichen Himmels und der halbtropischen Vegetation nicht um das aus dem deutschen Norden mitgebrachte Erbe freier Erfindung und Gestaltung betrügen läßt.

Daneben, als gewollter und bewußter »deutscher Gegensatz«, eine schwäbisch-bayrische Landschaft von unserm lieben Karl Stirner in Ellwangen: Blick ins Jagsttal. Ich habe sie selbst vom Fenster seines bescheidenen Vorstadthäuschens aus liegen sehen, diese sanft gewellten Breiten, nur daß sie damals im Sommerfrieden dalagen, während hier die Schlachtreihen der schweren Wolken- und Sturmreiterei um die Herrschaft des Nachwinters oder des Vorfrühlings kämpfen. Fast sprengt dieses Bild mit seiner Weite und Großzügigkeit den natürlichen Rahmen der Stirnerschen Kunstübung, die ihre Schönheit doch mehr im Zarten, Lieblichen, Klein-Idyllischen hat. Nicht umsonst ist sie durch die schwäbischen Bildchen von Jahrmärkten und Kirchweihen, Volksfesten und Kunstreiterbuben und durch die entzückenden Illustrationen zu Mörikes »Hutzelmännchen« zuerst bekannt geworden. Aber es schadet nicht, wenn einmal gezeigt wird, daß dieser echt deutsche Maler, ein süddeutscher Bruder Hosemanns und Richters, mehr kann als nur stricheln und fein kolorieren, wie er ja schon, zum Erstaunen nicht nur seiner schwäbischen Landsleute, durch seine Plaudereien »Von mir und Leuten, die mir begegneten« und »Auf Wanderschaft« (Heilbronn, Eugen Salzer) bewiesen hat, daß er auch die Feder wohl zu führen weiß, zumal wenn er zwischen die Zeilen gleich seine lustig bunten, heimatseligen Bilder streuen darf.

Zu guter Letzt stellen wir dem Leser und der Leserin ein Blumenstilleben von dem Düsseldorfer Maler Max Steubel auf den Gabentisch. Es kommt sozusagen unfrisiert, hat sogar ein paar Locken aus seinem Schopf verloren, dafür aber bringt es einen frischen Ruch und Duft aus Feld und Garten mit ins Zimmer, wo diese Blumen und Stauden soeben gepflückt worden sind, und ob du nun ein paar Tage in deiner Stube mit ihnen leben und dich an ihnen ergötzen oder ob du sie als Gruß des Lebens auf den Hügel eines lieben Toten tragen willst, sie halten zu allem still, denn sie haben die schöne Ruhe, Gelassenheit und Geduld der Natur. F. D.

Otto Placzek: Mutter und Kind



Literarische Rundschau

Ernst Bertram schickt mir die neueste (3., vermehrte) Auflage seines Gedichtbuches »Der Rhein« (Leipzig, Insel-Verlag) mit der Widmung »Früher Anteilnahme freundlich gedenkend«. Selten hat mich eine Buchwidmung so erfreut, obwohl mir eine gewisse reservierte Kühle in diesen Worten nicht verborgen bleiben kann. Aber die gehört nun einmal zu der inneren Entwicklung dieses Lyrikers, und es spricht nur für die Geschlossenheit seiner Kunst und Persönlichkeit, daß sich solche die Vertraulichkeit entfernende Würde und Höhe auch in seinen menschlichen Beziehungen nicht verleugnet. Als Bertram vor zwanzig Jahren — so lange mag es her sein — seine ersten Gedichte aussandte, erschienen manche davon in diesen Heften, immer mit Freude und Dank willkommen geheißen. Es waren tiefe und doch zärtlich süße oder wehe, wunderschöne Verse darunter; besonders ein Gedicht, das von dem Erblindenden, der das an ihn heranschleichende Gebrechen nur durch die »fremde Dankbarkeit der Hände« verrät, mit der er die ihm mitgebrachten Blumen streichelt, aber auch das Gedicht von dem Jünger auf der Hochzeit zu Kana, der mit dem Herrn den ersten, für immer verbindenden Blick tauscht, oder die von Judas, von der Frau von Bethanien, von Orpheus, von der Orgel und von der Fuge, die, mit den andern nach verklärtem Streit vereint, zu wundervollem Rufen »zum Tor der letzten Herrlichkeit« steigt, sie hallen noch heute in mir nach. Eigen war dem blutjungen Dichter damals schon außer der aristokratischen Wort- und Reimwahl eine an Stefan George und seinen Kreis erinnernde Neigung, den sichtbaren Dingen, so bildhaft sie vor ihm standen, ihre innere, ich möchte sagen: geheime seelisch-philosophische Sprache abzulauschen, und er entfernte sich dabei früh von der geläufigen Deutung sonst fest geprägter Gestalten und Dinge. Um 1912 hörten dann die lyrischen Einsendungen Bertrams plötzlich auf, und meine wiederholten Versuche, den Faden wieder anzuknüpfen, mißlangen. Jetzt weiß ich, warum. Nicht aus einem äußeren Grunde, sondern aus einer inneren Notwendigkeit. Die Stimme klang mit dem Ort nicht mehr zusammen, das Echo war taub geworden; der Dichter rief nach andern, vereinzelteren oder erwählteren Hörern, als eine Zeitschrift mit ihren Tausenden von Lesern sie bieten kann; vielleicht verschmähte er es seitdem überhaupt, mit seiner Lyrik anders als im gesammelten Buch vor die Öffentlichkeit zu treten. Und nun ich den »Rhein« kenne, diese kunstvoll aufgebaute Symphonie von hellen und dunklen, stillen und leidenschaftlichen Gedichten, die den mit so viel Geschehnissen und Schicksalen gesäumten Lauf unsers Stromes von der Quelle bis zur Mündung begleiten, wird mir klar, daß diese äußerst anspruchsvoll, äußerst tiefsinnig und nicht selten dunkel gewordene Lyrik den Widerhall der Menge fliehen muß, weil sie das Nahe und Warme, das Vertrauliche und Gesellige überwunden hat, um statt dessen den Umgang mit ganz großen und strengen, fernen und einsamen Gedanken zu suchen. Wer glaubt, in diesem Gedichtzyklus »Der Rhein« auf geläufigen und anheimelnden Pfaden zu wandeln, wird sich enttäuscht sehen. Gewiß fehlt es nicht an den im mythisch-historischen Bannkreis des Stromes angesiedelten Überlieferungen und Gestalten, aber was sie diesem Dichter sagen, vielmehr was er ihnen von der Lippe löst, ist etwas durchaus Neues, Überraschendes und Erstaunendes, wenn es sich nicht überhaupt in eine Tarnkappe hüllt, hinter der kaum noch Fleisch und Blut zu treffen ist. Bezeichnend das Gedicht »Die Rheinsänger«, das die volle Schale des Zorns und der Verachtung auf die »im Rauschebart erlogener Würdigkeit« gereiht sitzenden Barden ausgießt, so da süß trillern von dem, was sie nicht sahen noch fühlten noch litten:

Nie schrie der Stromgeist schaurigen Lauts euch auf
Aus eurer satten Nacht, und niemals sangt
Auf Bergen ihr, wenn keiner hörte ... Schweigt,
Denn falsche Sänger führen das Volk in Leid,
Gelogenes Lied wird seinem Land Gericht.

Bezeichnend aber auch, daß zwischen Gedichten, die von Gehalt und aufgesogener Schicksalsbedeutung fast bersten, so gediegen ihre künstlerische Form ist, andre stehen, deren Künstlichkeit das Gedächtnis der Schatten, die sie beschwören wollen, nicht erwecken, sondern ins Nebelhafte, Rätselvolle und Leere zerstreuen. Man, d. h. der Leser aus dem Volke, der nicht zu dem Kreise der Eingeweihten gehört, ist schon dankbar, wenn sich ihm ein Gedicht in all seiner Schönheit und Tiefe so offenbart wie dieses:

Odenwaldbrunnen

Wir bleiben Hagens Volk. Indes der Barde
Für Gold und Treue tönt, hat Meuchelmut
Schon seinen Speer bereit. Auf Halbgeheiß
Des feig Gekrönten fällt das lichte Wild,
Das schuldlos schuldige. Immer sind die Blumen
Um unsre tiefsten Quellen rot vom Mord
Am Bruder und am Freunde. Hagens Volk.

Es stehen herrliche Gedichte in diesem Buche, trächtig von Gedanken, Gefühlen und Erkenntnissen, die an das Heiligtum der deutschen Seele rühren. Aber nicht alle erschließen sich uns, viele isolieren sich sogar geflissentlich, als scheuten sie die Gemeinschaft und suchten die Einsamkeit. Und man ist in einer Anwandlung von Bitterkeit wohl gar versucht, die letzten Verse des »Odenwaldbrunnens« zu variieren:

Immer gehn die Spuren
Um unsre tiefsten Quellen weit entfernt
Vom Bruder und vom Freunde. Deutschlands
Fluch ...

Rübezahl ist uns längst zum gutmütig-freundlichen Helden eines Kinderbuches geworden, der auch die Kleinsten und Zaghaftesten kaum noch schreckt, und war doch in der alten Volkssage ein wilder, wüster Gesell voll elementarer Urkraft, der Arme, Unschuldige und Geknechtete wohl beschützte und belohnte, viel häufiger und gründlicher aber Übermütige, Herrische und Gewalttätige mit der ganzen brutalen Wucht seines Dämonenzornes strafte und züchtigte. Dabei fehlte es, ähnlich wie bei seinem niederdeutschen Vetter Eulenspiegel, auch hier nicht an satirischen Rutenstreichen auf die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, ihre Ungerechtigkeiten und Heucheleien. Will man zu dieser ursprünglichen alraunischen Gestalt Rübezahls durchdringen (Rübezahl = Rübezagel = Rübenschwanz), so muß man die Geschichten, die von ihm umliefen oder auf ihn übertragen wurden, in der Fassung lesen, die ihnen der Magister Johannes Prätorius im 17. Jahrhundert gab, einer der besten Kenner des alten Volkssagentums und Volksaberglaubens, aus dem auch Goethe für seinen Faust geschöpft hat. Vor sieben, acht Jahren hat der Leipziger Inselverlag eine Gesamtausgabe der Rübezahl-Historien in dieser alten Fassung erscheinen lassen und ist damit zum Anreger für den Zeichner Alfred Kubin geworden, der jetzt »Fünfzig Historien« daraus ausgewählt und mit Bildern geschmückt hat (Augsburg, Johannes Stauda; geb. 10 M.). Diese Auswahl ist keineswegs in usum delphini getroffen worden. Im Gegenteil: eine gewisse Neigung zum Derben, Sinnlichen, Urwüchsigen und Ungebärdigen ist in ihr unverkennbar; sie Kindern in die Hand zu geben, verbietet sich aus mehr als einem Grunde. Dafür wird der reife, unbefangene Erwachsene, der Sinn für herzhaften Spaß und saftigen Humor hat, sie um so mehr zu würdigen wissen. Denn hier ist noch nichts von der pseudoromantischen Sentimentalität, die Musäus den Rübezahlgeschichten angeschminkt hat, nichts von seiner verwitzelten und verzierlichten Sprache, nichts auch von der allzu zahmen Frisur, die Ludwig Richter und nach ihm Theodor Hosemann in ihren Illustrationen an dem ungefügen Stoff und seinem nichts weniger als geschniegelten Helden vorgenommen haben. Wer auch nur etwas von Kubins Zeichenkunst kennt, wird im voraus wissen, daß hier die rechte Aufgabe an den rechten Mann gekommen ist. Kubin bringt für die sozusagen aus dem Schoß der Berge heraufsteigende Rübezahl-Welt die Neigung und Begabung für das Unterirdische, Unheimliche und Grausige mit und hat doch auch Humor genug, um das Gespenstisch-Phantastische ins Groteske umzubiegen, über das man sich nicht krank, sondern gesund lachen kann. Eine innere Verwandtschaft zwischen dem schlesischen Berggeist und dem österreichischen, vor kurzem fünfzig Jahre alt gewordenen Zeichner tut sich hier kund, und die, als Bürgschaft für die innere Berufung, ist immer auch die beste Gewähr für künstlerisches Gelingen.

Hermann Sudermann, der jetzt Siebzigjährige und bei dieser Gelegenheit selbstverständlich mannigfach Gefeierte, hat eigentlich zeit seines Lebens eine schlechte Presse gehabt. Zumal seine dramatischen Erfolge hat er fast alle gegen den Willen und ohne den Segen der Kritik errungen. Daher sein grimmiger Feldzug gegen die Theaterkritik, der das Band nun völlig zerriß. Besser erging es dem Erzähler Sudermann. Seine »Frau Sorge«, sein »Katzensteg«, besonders aber seine »Litauischen Geschichten« erzwangen sich Respekt auch bei denen, die seine Theatersiege als durch blendende Scheinkünste und innere Unwahrhaftigkeit erschlichen mit flammendem Zorn brandmarken zu müssen glaubten. Jetzt schlägt — so scheint es — auch ihm die Stunde der Gerechtigkeit. In Kurt Busse hat sich ein Ästhetiker und Literarhistoriker gefunden, vorurteilslos, kühl und sachlich genug, Sudermanns Lebenswerk von den »Zwielicht«-Geschichten und der »Ehre« an bis zu den »Raschhoffs« und dem »Tollen Professor« nach dessen eignen Maßen, nach Wollen und Vollbringen zu durchleuchten und darzustellen (H. S. Sein Werk und sein Wesen. 216 Seiten mit Bildnis. In Ganzleinen gebunden 6 M.; Stuttgart, J. G. Cotta). Das Buch hat die Ruhe und Abgeklärtheit eines reifen und charaktervollen Urteils, gegen dessen abgewogene Gedankengänge man sich nirgends aufzubäumen versucht ist, das aber auch nicht hinreißt und schwerlich jemanden von eingewurzelter Antipathie heilen wird. Einem hitzigen Talent wie Sudermann ist mit den zahmen Mitteln einer schulgerechten Ästhetik schwer beizukommen.

Arthur Rehbein, auch wohl Atz vom Rhyn genannt, ein fröhlicher, lebensmutiger Rheinländer, liebenswürdiger Mensch und Gesellschafter, leichtbeflügelter Plauderer in Wort und Schrift, Vers und Prosa, rüstet sich auf seinen 60. Geburtstag. Da er von je in seiner keinem wehe-, vielen wohltuenden Art ein Liebling des Publikums und der Verleger war, so helfen die ihm, den Gedenktag auf eine Weise zu feiern, die dem von seiner Feder lebenden Jubilar immer und stets die liebste sein wird: sie fordern und besorgen neue Auflagen seiner Werke. So von den Gedichten, die nun schon zum vierten

Male, freilich vielfach verändert und vermehrt, mit munterem Sang an blühendem Wanderstab in die Lande hinausziehen können (Berlin, Peter J. Oestergaard; mit einer Wiedergabe der von Joh. Boese geschaffenen Büste), oder sie ermutigen den Verfasser, neuere Arbeiten, die sich während der letzten Jahre aus seiner fleißigen Feder angesammelt haben, zu neuen Bänden zusammenzufügen: bunte Schilderungen froher Auslandsfahrten vor und nach dem Weltkriege unter dem schmetternden, aber nicht ungereimten Titel »*Vom Polarstrande zum Wüstenrande*« (ebenda) und kleine teils heitere, teils ernste Lebensbilder, Plaudereien und Geschichten, die sich nach einer in Amerika spielenden köstlichen Bluff- und Sensationsgeschichte »*Die Tetrapodistiphagen*« nennt (Berlin, B. Behrs Verlag), und von denen ein Stückchen, die niederrheinische Heimaterzählung »Bergische Donnerkiels«, vor Jahren zuerst in Westermanns Monatsheften erschienen ist, eine gute Probe dieser aus Menschenfreundlichkeit und Weltfreude, Leichtherzigkeit und Besinnlichkeit schmack- und nahrhaft gemischten literarischen Kost. Was sollen und können wir dem Jubilar Besseres wünschen, als daß er noch eine gute Weile diese Sonne der Doppelgunst über sich scheinen fühle: die eigne Lebensfreude und Seelenheiterkeit und dazu das Wohlgefallen bei Verlegern und Leserschaft. Ihm zur Charakteristik und Ehrung seien ein paar Verse aus einem seiner besten Gedichte hierhergesetzt, einem, das die Heiterkeit des Herzens selbst über den Tod hinaus feiert und sich auch am letzten Lager alles Heucheln und Händefalten verbittet:

... Nein, sprecht von meinen sonnigsten Tagen,
Von fröhlichem Wandern, von wilden Gelagen,
Sprecht von den Frauen, die mir hold,
Von Schlägerstahl und von Rebengold!

Und wenn ihr mich einsenkt, dann tut es im Walde,
Wo ich im Leben am liebsten geruht,
Oder an ginstervergoldeter Halde,
Nicht weit von des Rheines flüsternder Flut.

Arthur Rehbein
Nach einer Kohlezeichnung von Hedwig Casprzig

Wie oft ist in den Anfangszeiten des Sports den Autofahrern nachgerufen worden: »Toren! Ihr saust durch Gottes Welt und seht nur das Oberflächlichste von ihren Schönheiten. Wie glücklich gegen euch der Fußgänger!« Wenn man dann selbst ins Auto stieg und ein paar hundert oder tausend Kilometer mit Rädern und Augen verschlang, so dachte man darüber schon etwas gnädiger: man sah doch auch im Fluge allerhand, was sich dem Wanderer verbirgt, und die schnellen Überblicke über die Landschaften, ihre gleitenden Entfaltungen und Zusammenschlüsse waren auch was wert. Immerhin fehlte es für solche Eilfahrten bisher an dem rechten Führer zu den am Wege liegenden Schönheiten und Sehenswürdigkeiten. Denn was konnte hier der Baedeker oder der Meyer nutzen? So viel Zeitaufwand, um sich in die Kunst- und Kulturgeschichte der durchflogenen Strecken zu vertiefen, durfte man schon dem — Chauffeur nicht zumuten! Da mußte also Abhilfe geschaffen, Reisebegleiter mußten gefunden werden, die sich dem neuen Tempo anpaßten, die das Wesentlichste und Wichtigste aus der Fülle der Gesichte herausgriffen und festhielten, in knappen Schlagworten und einprägsamen Bildern. Der junge, offenbar schon aus dem neuen Zeit- und Lebensgefühl geborene Verlag von Dr. jur. *Julius Schröder* in Tegernsee hat den Zauberstab für die Erfüllung dieses Wunsches geschwungen: seine Bücherserie »*Autobummel*« will den im Kraftwagen Sitzenden (oder Flitzenden) durch ganz Deutschland begleiten und ihm in neuer Form das sein, was zur griechischen Heroenzeit Mentor dem Telemach war. Doch achte man auf den Titel! Er lautet nicht Autoraserei, sondern Auto*bummel*. Das heißt: ihr müßt euch überwinden können, zwischen die Touren Pausen einzulegen, müßt Weile auf Eile reimen lernen. Da kommt ihr beispielshalber mit einem dieser schmiegsamen, im bequemen Stammbuchformat gehaltenen Bändchen nach Schwäbisch-Hall. Jemand müßte, gleichviel ob er oben am Berghang oder unten im Tal fährt,

mit dem Dumm- und Stumpfbeutel geschlagen sein, wenn er da unausgestiegen vorüberführe. Also heraus aus den Polstern und das Buch aufgeschlagen! Da fesseln zunächst zwei entzückende Federzeichnungen, eine der silhouettenhaft aufragenden Kirchtürme und Dächer, eine der auf sanften Hügelzug breit hingelagerten Komburg, genau wie sie sich den Blick beim Heranfahren eingeprägt haben, und ein paar Seiten weiter finden wir in farbiger Wiedergabe nach einem Aquarell desselben Zeichners Johannes Thiel die imposante Freitreppe der Michaelis-Kirche — Bilder, die genügen werden, uns für lange die Erinnerung an den Ort zu erhalten. Dazwischen dann eine knappe Liste und Kennzeichnung der Sehenswürdigkeiten innerhalb und außerhalb der Stadt, Streckenweiser für kleinere Autotouren und -abstecher, aber auch Fingerzeige für Spaziergänge, Gaststätten und Garagen, auch kurze historische Notizen, wie selbst der flüchtigste Sausewind sie braucht, um sich zurechtzufinden oder mitreden zu können. Z. B.: du fährst an Stuppach zwischen Mergentheim und Öhringen vorüber. Ja, wer dächte daran, daß dort in der Kirche das berühmte, in letzter Zeit so viel genannte Altarbild von Matthias Grünewald zu sehen ist, wenn nicht dies liebenswürdige Büchlein rechtzeitig darauf aufmerksam machte!

Genau oder ähnlich wie dieser zur näheren Kennzeichnung herausgegriffene Band für Baden und Württemberg sind auch die andern bisher erschienenen Bände eingerichtet, Bayern südlich und Bayern nördlich der Donau: zwischen etwa 50 ganzseitigen farbigen Bildern (hier von Bruno Goldschmitt, der dem Gebirge seine besondere Liebe geschenkt hat) eine lustig zwischen den Text gestreute Saat von Federzeichnungen — man weiß manchmal nicht, ob sich der Blick lieber an diesen oder jenen festsaugt. Der Unterschied ist etwa so wie zwischen den Haupt- und den Nebenstrecken, zu denen diese Bücher weisen, oder, anders ausgedrückt, wie zwischen den Bildern aus Bayern und denen aus Württemberg und Baden: dort breite, füllige Sattheit, hier heitere, flüssige Leichtigkeit, etwa wie bayrisches Bier und badisch-schwäbischer Landwein. Der Getränkevergleich ließe sich gewiß nicht weniger anmutig fortführen, wenn die andern geplanten Bände, die mittel- und norddeutschen, schon da wären. Unmöglich können sie lange auf sich warten lassen; die vorliegenden drei machen zu durstig darauf. F. D.

Junge, jüngere, jüngste Generation: Bezeichnungen, die in der Mannigfaltigkeit der literarischen Gegenwart nie klare zeitliche Abgrenzungen zu geben vermögen, die selten Bekenntnis und Mentalität eindeutig umreißen, häufiger Unartigkeiten der Mode oder Manier bemänteln sollen und doch jedermann glatt über die Zunge gehen, weil Worte wohlfeiler sind als Begriffe. Man meint die Vielheit und nennt die Einzelerscheinung. Ein neuer Erzähler tritt auf den Plan, ein Sechsundzwanzigjähriger, und es erweist sich, daß er dennoch nicht zu den »Jüngsten« gehört, zu denen, die schneller altern als reifen, Pubertät und Greisentum in einem Entwicklungsgang abmachen wollen, die den Mann schon im Klaus überwunden glauben. Nun, W. E. Süskind, der junge Münchner, verdient ernsthaftere Einschätzung. Er ist ein Dichter in aller Schlichtheit und Bescheidung dessen, der frisch den ersten Schritt in ein Neuland getan hat. Er klopft nicht auf eine mit »Programmen« gespickte Tasche, sucht keinen »neuen Rhythmus«, posaunt nicht das »Tempo der Zeit«. Sein Novellenband »Tordis« hält sich sogar von Problemen und Ballungen fern (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; in Leinen geb. 5,50 M.). Echtes episches Gut, das zum Teil schon in einer bekannten Literaturzeitschrift zu Lichte kam, ist hier gesammelt, säuberlich befreit von den Eierschalen lyrischen Anfangs. Fast hätte die Kraft des Wurfes — das Teilstück »Der Herbst und Ingrid« bestätigt es — zum Roman gereicht. Daß sich der Dichter in jungem Mut beschied, spricht für ein kluges, spätere Früchte verheißendes Selbstmaß. Sei es auch ein Genügen, das manchmal auf Abrundung verzichtet, im Fragment verharrt: der eigne Ton ist gefunden. Ein Ton und Klang vielfarbiger Munterkeit, ernsthaft und nachdenklich untermalt, mit feinem Tastsinn in die Tiefe der Gestalten lotend, rasch und leicht köstliche Seltsamkeiten aus Seelenurgrund in schillerndes Licht werfend, wägend und wertend auf behutsamer Hand. Gescheit und helläugig, ohne Grübeln und Rechten, aufgeschlossenen Gefühls für Echt und Unecht, dankbar im Glauben, ehrfürchtig vor Wundern und Rätseln, hingebeugt zu den mißachteten Kleinodien des Alltags, sucht einer, den noch die Träume der Jugend umhängen, auf der Fahrt in die Zukunft zwischen Scherben der Zeit. O. A. E.

In der Reihe der dreißig Bände, die aus der literarischen Hinterlassenschaft Jack Londons zur Übertragung ins Deutsche ausersehen sind, erschienen zwei neue Romane: »Jerry, der Insulaner« und »Die Insel Berande« (Berlin, Universitas Deutsche Verlags-A.-G.; in Leinen geb. je 4,80 M.).

Das Bild Jack Londons mit den widerspruchsvollen Zügen eines seltsam robusten, manchmal kindgläubigen, immer unsentimentalen Romantikers, dessen Gedankenreihen Gefühlsskalen sind und der dabei doch ein fesselnder Spintisierer bleibt, glättet sich und vertieft den Glauben an ein im echt Dichterischen verwurzeltes Erzählertum. Dieser Jack London verdient als Einzel-

erscheinung gewertet zu werden. Sein Blut hat sich mit den Sonnen und Farben aller Meere vollgesogen. Südseezauber liegt über diesen beiden neuen Büchern, die Erwin Magnus nicht nur trefflich übersetzt, für die er auch ein Kauderwelsch-Idiom erfunden hat, an dessen Urwüchsigkeit selbst der abgefeimteste Salomon-Kopfjäger seine Freude haben würde.

»Jerry, der Insulaner« ist die Geschichte eines irischen Terriers, dessen Jugendlust zwischen der hingebenden Liebe zu den »weißen Göttern« und der Jagd auf Niggerbeine geteilt ist. Von seinem weißen Herrn dem Kapitän eines Werbe- (sprich Sklaven-) Schiffes zum Geschenk gemacht, beginnt dieser vierbeinige Odysseus eine Lebensfahrt durch Abenteuer, Gefahr, Not, Liebe, Haß und Blut, die ihn allzubald unter die Menschenfresser der Insel Malaita verschlägt. Hier wird aus dem vorwitzig tapferen Hündchen ein kluger, behender, spürsinniger, zweckbedachter Dulder, dessen unbändiges Heimweh eine Zeitlang die bittersüße Erfahrung besänftigt, daß auch Niggerfäuste nicht immer zu Schabernack und Kopfjagd, sondern auch manchmal zu Guttaten aufgelegt sind. Aber sobald die ersten Granaten des gegen die unbotmäßigen Insulaner ausgeschickten Kriegsschiffes durch die Wipfel der Kokospalmen fegen und mit Hagel und Brand Sühne nehmen, erwacht Jerrys Niggerhaß und Freiheitsdrang von neuem und führt ihn schließlich zur Anbetung der weißen Götter zurück.

Aus einem verwandten Stoffkreis wie diese lebenstrotzende, breit hingemalte Erzählung, die aus dem durch seltsame Abenteuer gestoßenen Hunde eine dichterischer Versenkung würdige Gestalt menschlicher Erlebnisfähigkeit schafft, entwickelt sich der Roman »Insel Berande«: Wildwelt der Südsee, Herrschaftshaber zwischen Weiß und Schwarz, zwischen planendem Kulturwillen und dumpfem Bluttrieb und auch zwischen Mann und Weib. Diese Joan Lackland, die eines Sturmtags mit einer Leibgarde von acht riesenhaften Tahitianern, einen Cowboyhut auf dem Kopfe, den langläufigen Revolver im Gürtel, in hohen Seestiefeln durch die Brandung ins Farmhaus stapft, um dem vom Fieber niedergeworfenen, unter vierhundert aufrührerischen Plantagenarbeitern einzigen Weißen den Kopf zu retten, ist weniger ein schiffbrüchiges, schutzbedürftiges junges Mädchen als ein mit allen Salzwassern gewaschener Seemann, eine Art weiblicher Flibustier und dazu noch ein widerspruchsvolles Geschöpf, das wie ein Jungfohlen in den Sielen schlägt, wenn erfahrene Bedachtsamkeit die verwegene Selbstherrlichkeit ihrer zweiundzwanzig Jahre anzutasten wagt. Mit ihr kommt über die einsame Plantage ein Wirbelsturm abenteuerlicher Geschehnisse, aber auch Ordnung für Haus und Feld und ein neuer Frieden, den die langsam erwachende herbe Liebe zwischen den beiden gegensätzlichen und unfreiwilligen Hausgenossen begründet. So einfach das Gleis dieses Romans verläuft, so mannigfaltig sind die Erlebnisse und Wandlungen seiner klar gezeichneten Gestalten, so reizvoll ist ihr ungekünsteltes, im Urwuchs lebensfroher Kraft forderndes Menschentum und das Spiel ihrer Neigungen, so wahr erfunden das sie verkettende, herniederziehende und emporschleudernde Schicksal. Es gibt wenig Dichter, die ein Orchester unbändiger Kräfte so meisterlich zu beherrschen verstehen wie dieser Jack London.

O. A. E.

Verschiedenes

Der Roman »Komm mit, Kamerad!« von Rudolf Haas, der zuerst in Westermanns Monatsheften an die Öffentlichkeit trat, ist jetzt in Buchform bei Staackmann in Leipzig erschienen (in Leinen geb. 5 M.). Der Verlag, seit langem mit Hingebung und Erfolg um die Pflege der engeren literarischen Beziehungen zwischen Österreich und dem Deutschen Reich bemüht, hat dem dieser Verbindung in hervorragender Weise dienenden Werke eine ansprechende Ausstattung zuteil werden lassen, so daß sich das Buch auch zu Geschenken, insbesondere an die deutsche Jugend, empfiehlt.

*

Die Kunst in den Athosklöstern, wie sie uns aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit Prof. Heinrich Brockhaus dargestellt hat (2., vermehrte und verbesserte Auflage mit 25 Textabbildungen, 23 Lichtdruck-, 7 Steindrucktafeln und einer Karte; Leipzig, F. A. Brockhaus; in Ganzleinen geb. 42 M.), geleitet uns in einen bedeutsamen Mittelpunkt des christlichen Lebens im Orient. In den zwanzig Klöstern des Berges Athos haben sich außerordentlich reiche Schätze von Kunstgegenständen aller Art erhalten. Der Verfasser hat sie in eingehenden Studien an Ort und Stelle erforscht und läßt sie nun in Wort und Bild auch zu nicht gelehrten Kreisen sprechen.

*

Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart. Von Viktor Klemperer (Leipzig, B. G. Teubner). — In ihrer Gesamtheit umfaßt Klemperers französische Literaturgeschichte fünf oder vielmehr sechs Bände, da die letzte Abteilung, eben die von Napoleon bis zur Gegenwart reichende, in zwei Teile zerfällt, von denen der erste die Romantik, der zweite den Positivismus behandelt. Es ist des Verfassers Ehrgeiz, in künstlerischer, leicht und angenehm lesbarer Form, ohne Schuttreste aus der gelehrten Werkstatt, geistige Charakteristiken zu geben, die ein festes, geschlossenes und doch perspektivisch in die Zeit und Kultur vertieftes Bild in uns hinterlassen.



Nach einer Originalzeichnung von Hans Freese

Bühnenbild aus »Hoppla, wir leben!« von Ernst Toller (Piscator-Bühne)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Kein Ende und kein Anfang — Shakespeare, der Ewigneue — Ernst Toller: Hoppla, wir leben! — Sling: Der dreimal tote Peter — Ludwig Fulda: Filmromantik — Felix Joachimson: Fünf von der Jazzband — Paul Géraldy: Ihr Mann — John Galsworthy: Sensation — Denkmäler des Theaters

Glückliches Stuttgart! Deine Bürger haben sich neulich bitter darüber beklagt, daß deine Bühnen ihre Pforten von Jahr zu Jahr später schlössen und früher öffneten. Zwischen Schluß der alten und Beginn der neuen Spielzeit lägen jetzt nur noch Wochen — oder waren es doch noch Monate? Es seien dringend längere Atempausen nötig, wenn die Freudigkeit und Aufnahmefähigkeit für das neu zu Erwartende gestärkt werden und für einen Theaterwinter anhalten solle. Auch das Theater könne nur Erfolg haben und Wirkung üben, wenn es sich »nicht zu stark und täglich eindringlich« darbiete, und wenn die Möglichkeit, das Gesehene und Gehörte zu verarbeiten, bestehen bleibe. »Wir würden es viel mehr begrüßen, wenn das Theater unter den hastenden und sich in übersteigerndem Konkurrenzlauf folgenden Darbietungen aller Art eine Ausnahmestellung einnehmen und daher seine Spielzeit bälder schließen und später beginnen würde.«

Glückliches Stuttgart, armes Berlin! In der deutschen Reichshauptstadt mit ihrem Viertelhundert von Schauspielbühnen hat es dieser unwirsche, reise- und wochenendfeindliche Sommer richtig so weit gebracht, daß es überhaupt keine bemerkbare »Atempause« in der Spielzeit mehr gab. Kein Ende — aber auch kein rechter Anfang! Es plätscherte sich so durch, vom Mai in den Juni, vom Juni in den Juli, vom Juli in den August und September, mit albernen Komödien, Schwänken, Possen und Revuen aus aller Herren Ländern, nur nicht aus dem der ernsthaften dramatischen Kunst. Davon etwas nachzuholen im ersten Bericht des neuen Theaterjahres (wenn man überhaupt noch so sagen darf), lohnt sich nicht, weder für den Kritiker noch für den Leser. Nichts davon hat sich in den Herbst hinüberzuretten vermocht, nichts einen Keim gelegt oder eine Frucht gezeitigt. Spreu im Winde ...

Das Einzige, was von der Programmfreudigkeit der früheren Theaterzeiten übriggeblieben, ist das allgemeine Bedürfnis, im September, wenn die Leute von der Reise zurück sind, mit einem großen Namen aufzutrumpfen. Das Deutsche Theater steckte wahrhaftig — zum wievielten Male? — wieder die Flagge Gerhart Hauptmann mit der in Berlin immer noch nicht aufgeführten »Dorothea Angermann« in der Gösch heraus. Aber nur, um sie alsbald wieder einzuziehen und statt dessen die von Stratford zu hissen. So jung und frisch ist dieser Shakespeare auch heute noch, daß er als Herold einer neuen Spielzeit allen Lebenden, Jungen

und Alten, Einheimischen und Fremden, den Rang abläuft. Daß es nun gerade »Troilus und Cressida«, dies aus einer verfinsterten Lebensperiode des Dichters stammende, zwischen Komödie und Tragödie unentschieden hin und her schwankende Stück, sein mußte, womit das Deutsche Theater neu in See stach, hat wie mir auch manchem andern seiner alten Freunde nicht in den Kopf wollen. Mag diese Homer vielleicht nicht gerade parodierende, ihm gewiß aber, und zwar erfolglos, widerstreitende Komitragödie den pazifistischen und unheroischen Stimmungen unsrer Zeit schmeicheln, dramatischer Lorbeer ist schon deshalb nicht von ihr zu pflücken, weil sie auch darin nicht konsequent bleibt, überhaupt keinen festen Kurs hält und es zuläßt, daß eine Nebenfigur, der ehrlos-boshafte, ewig hämische, sich im Schimpfen und Schmähen, Besudeln und Begeifern erschöpfende Thersites, dank der grotesken Schärfe seiner Charakteristik und dem Tiefgang seiner pessimistischen Weltanschauung alle andern Figuren samt Ulysses und Achill, Hektor und Troilus in den Schatten stellt. Wenn nun gar, wie im Deutschen Theater, ein so überlegener, mit ätzendem Verstand begabter Schauspieler wie Oskar Homolka diese Rolle zuerteilt bekommt, so taucht der von vornherein kränkelnde Liebeshandel zwischen dem ritterlich-gläubig empfindenden Jüngling Troilus und dem koketten Dämchen Cressida bald vollends unter, und neben ihm behaupten kann sich einigermaßen gleichgewichtig nur noch der schmierige Kuppler Pandarus. In solcher Erscheinung, die hier von der Spielleitung nicht einmal ihre besonderen Lichter oder Akzente und in der neuen Übersetzung von Hans Rothe nur ein paar billige Sprachmätzchen als Drückerchen bekam, kann sich das Stück heute unmöglich noch zwischen Offenbach und Shaw durchsetzen, und es war schade, daß die glücklich ergänzte Spielschar des Deutschen Theaters, die nahe daran ist, sich zu einem künstlerisch abgestimmten Ensemble zu kristallisieren, auf diesem unsicheren Boden zuerst sich darstellen mußte.

Thersites, der »schäbige, schmähsüchtige Bube« und »armselige Lump«, wie er sich selbst nennt, hat im Shakespearischen Lebenswerk einen Konfrater, dessen Organismus gesund genug ist, um die Fülle von Gift und Galle, die dort aufgespeichert liegt, in liebenswürdiges Behagen umzuwandeln. Das ist der Strauchritter Falstaff in »Heinrich dem Vierten«. Um seinetwillen — seien wir ehrlich! — wird dieses Doppelstück aus Englands Geschichte heute noch ab und an gespielt, zumal seit man sich daran gewöhnt hat, es in einen Theaterabend zusammenzuziehen. Das tut auch Karlheinz Martin in seiner Bearbeitung und Inszenierung für das Lessingtheater, und man muß ihm, kleine Unebenheiten übersehend, dankbar bescheinigen, daß seine Streichungen nicht allein auf Kosten der Kriegs- und Thronfolgerszenen (die vielmehr nach Möglichkeit geschont und betont werden), sondern auch dem Liebling der Dramaturgen, dem Dickwanst Falstaff, gelegentlich einmal ans Fett gehen. Aber keine Sorge! Es bleibt noch genug an Breite, Schwere und Behaglichkeit für ihn übrig, und in solchem Safte, Shakespearischem und eignen, wie bei Eugen Klöpfer, sind seine Rüpeleien, Aufschneidereien und Bierbankspäße selten geschmort worden, auch bei Georg Engels und Diegelmann nicht, die uns als letzte Berliner Falstaffe in Erinnerung geblieben sind und, an humoriger Erfindungskraft der eine, an adäquater Erscheinung der andre, diesen neuesten, schmächtigeren eigentlich ausstachen. Sich neben Falstaffs burlesken, stark clownhaften Szenen zu behaupten, bedurfte es in den ernsten Szenen der ganzen königlichen Vornehmheit und Menschlichkeit eines Paul Wegener und der ganzen jugendlich elastischen Anmut eines Ernst Deutsch, wie überhaupt diese Vorstellung für fast zwanzig Rollen fast ebenso viele nicht bloß namhafte, sondern auch wesenhafte Schauspieler zusammengebracht hatte.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Eugen Klöpfer als Falstaff mit seinem Knappen in »König Heinrich 4.« (Lessingtheater)



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Charlotte Ander und Hans Zesch-Ballott in Ludwig Fuldas »Filmromantik« (Lustspielhaus)

Im Theater am Nollendorfplatz, das in den zwanzig Jahren seines Bestehens schon auf eine recht wechselvolle Geschichte zurückblicken kann, hat jetzt Erwin Piscator, zu Ende der vorigen Berliner Spielzeit berühmt geworden durch die in jeder Beziehung anarchistische Aufführung des »Gewitters über Gottland«, seine Piscator-Bühne aufgeschlagen. So kommt man in Berlin über Nacht zu einem Theater: man sorgt für eine möglichst kecke Sensation, und schon wird man vom Kredit der Geldgeber auf den Thron getragen. Trotz seines Renommees: einen anreizenden Köder braucht für seinen Anfang auch ein Piscator: so greift er zu Ernst Tollers »Hoppla, wir leben!« Das ist eine Art politisch-gesellschaftliche Gegenwartsschau, abgenommen von einem Revolutionskämpfer, der acht Jahre lang im Irrenhaus gesessen und auf diese Weise die Entwicklung von 1919 bis 1927 versäumt hat mitzumachen. Man wird sich unschwer vorstellen können, wie sich in diesen erstaunten und enttäuschten Augen die Welt von heute ausnimmt, wie wenig sie mit ihrer »Rückwärtserei« dem hehren Wunschbilde entspricht, das dieser kommunistische Mönch von Hirsau in sich trägt, und zu welchen Karikaturen sich die Menschen und Dinge von heute an solchem Maßstab verzerren. Dem Dramaturgen Piscator ist des Fratzenhaften aber offenbar noch nicht genug in dem Stücke. Deshalb zersetzt und grimassiert er es durch seine Inszenierung noch darüber hinaus, indem er die Handlung gleichzeitig auf Unter- und Ober-, Links- und Rechtsbühnen verteilt und dazu noch, wie er's schon beim »Gewitter über Gottland« probiert hatte, die Lichtkegel des Films spielen läßt. Welch fürchterlicher Hexensabbat dabei zustande kommt, sagt besser als Worte die Zeichnung, die wir aus der Aufführung bringen (Abbild. S. 346), obgleich auch sie in ihrer redlichen Kunstsprache nur einem Teil dieses Tohuwabohus gerecht zu werden vermag. Auf der Liste der Verheißungen, die Piscator vor uns aufschlägt, stehen ein paar Namen von geistiger Potenz; da wird sich zeigen, was er an ernsthafter und sachlicher Regiekunst zu bieten vermag.

Mit einem recht bescheidenen Aushängeschild begnügt sich fürs erste das Theater in der Königgrätzer Straße. Sling heißt sein Autor, »Der dreimal tote Peter« sein schon durch den Titel als Burleske gekennzeichnetes Eröffnungsstück. Dieser Sling (alias Schlesinger) bleibt auch auf den weltbedeutenden Brettern, was er sonst unter dem Strich seines Mittagblattes ist: ein kecker und witziger Feuilletonist, dem wohl



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Carola Toelle und Otto Wallburg in Paul Géraldys Lustspiel »Ihr Mann« (Kammerspiele)



Lodovico O. Burnacini: Äthiopier (Phantasiekostüme)

gute Einfälle und originelle Beleuchtungen alter und neuer Gerichtsfälle gegeben, nicht aber ein sich organisch entwickelndes und zielstrebiges Drama zu bauen. Auch der aus dem alten »Pitaval«, der unerschöpflichen Fundgrube kriminalistischer Merkwürdigkeiten des 18. Jahrhunderts, geholte Stoff von dem tolldreisten, dreimal fälschlich gestorbenen und eingesargten, deshalb aber nur um so lebendigeren Strolch Peter Mêge, der schließlich sogar den Sonnenkönig in höchst eigner Person für sich auf die Beine bringt, hat unter Slings nervösen Händen keinerlei innere dramatische Gestalt gewonnen. Im Buch (Berlin, Propyläen-Verlag) liest sich diese Komödie fast so spannend wie ein Roman, auf der Bühne zersplittert sie in lauter lose Einzelheiten, und von dem »Klopfen des menschlichen Herzens«, das Sling seiner Quelle nachrühmt, also wohl auch für sich und sein Stück beansprucht, ist unter diesem Splittern nicht viel zu vernehmen. Alfred Abel, den Darsteller des Peter Mêge, hätten wir nach langer Entbehrungszeit gern in einer funkelnderen Rolle wiedergesehen als in diesem hochstaplerischen Galeerensoldaten und Landstreicher, der sein bißchen Mutterwitz und Genietum mit Kübeln von wenig appetitlichen Plumpheiten auslöscht.

Frisch und beweglich, wie wir ihn auf der Bühne lange nicht gesehen haben, hat Ludwig Fulda am Stabe eines neuen Lustspiels die Schwelle seines 66. Lebensjahres überschritten. So beherzt wie in seiner »Filmromantik« hat er selten in den Ameisenhaufen unsrer Zeiterscheinungen hineingegriffen; ein so munterer, behender und launiger erster Akt ist ihm seit Jahrzehnten nicht gelungen. In ein nordamerikanisches Felsengebirge kommt zu halsbrecherisch romantischen Aufnahmen eine Filmgesellschaft. Im entscheidenden Augenblick fehlt ihr die Diva, die aus irgendeiner Laune abgesagt hat. Als erst mißmutig geduldeter, dann »entdeckter« und freudig begrüßter Ersatz findet sich ein kleines Ansichtskartenfräulein, dessen Herzchen freilich längst schon nach dem Film fieberte. Es wird engagiert und muß nun unter den Händen des Direktors zu Reklamezwecken alle Stationen des Startums durchmachen, bis zu bestellten Liebesattacken angeblicher erotischer Prinzen und Millionäre, bis zu gewaltsamer Entführung und erheucheltem Selbstmord, wobei für ihre Privatgefühle kaum noch ein Atomchen übrigbleibt und die Romantik kahlgerupft wird wie ein Brathuhn. Doch das Primadonnachen ist nicht auf den Kopf gefallen. Bald hat es dem Allgewaltigen die Tricks abgesehen und setzt nun den Spieß auf seine Brust, um ihn sich und ihrem Liebsten, dem ihre Unschuldseele in all dem Glanz und Schimmer keinen Augenblick abhold geworden ist, gefügig zu machen. Das aufgeregte, halb tolle, halb kindische Gebaren der Filmleute wird da einmal gehörig durch die Soße gezogen (wobei einem das Herz im Leibe lacht), aber schließlich ist Fulda doch zu menschenfreundlich, als daß er sie nicht am Leben ließe. Ein hübsches, sauberes und unterhaltsames Stück, das wohl eine elegantere Darstellung verdient hätte, als ihm das Lustspielhaus geben konnte, und das dann vielleicht auch gewisse, dem leichten

Stoff schlecht anstehende papierene Überbleibsel des alten Lustspielstils abgestreift hätte, um wirklich das zu werden, was zu sein es vorgibt: eine Burleske.

Als ein den Ort seiner Erstaufführung arg beschämendes Nichts entpuppte sich die im Staatlichen Schauspielhaus gegebene Komödie »Fünf von der Jazzband«, die ein Herr Felix Joachimson, seines Zeichens Dramaturg, auf dem Gewissen hat. Neu und tröstlich ist an diesem Stück allenfalls die Aussicht, daß die Welle der Erotik, die unsre Lustspielliteratur schon allzu lange überspült, an dem Damm einer im Anzuge begriffenen neuen geschäftssachlichen Männlichkeit zerschellen muß. Auch szenisch ist das Ding nicht ohne Reize und amüsante Überraschungen — aber welche geistige Armut im Ganzen und welche Entartung zum Kinohaften in allen Einzelheiten!

Der Auslandsucht unsrer Bühnen ist an dieser Stelle gewiß nie das Wort geredet worden. Aber man soll auch das Gastrecht nicht unnützlich brechen und gewisse ausländische Privilegien nicht zerstören, die redlich erworben und von uns schwerlich je abzulösen sind. Soweit das die Franzosen angeht, wird ohne weiteres klar sein, was ich meine. Mit solchem Ernst, solcher Gründlichkeit und Wichtigkeit, solcher Hingebung und solchem Scharm von der Liebe reden und handeln wie sie kann keine andre Nation. Deshalb wollen wir ihnen auf unsern Theatern stets das Winkelchen offenhalten, das sie dafür brauchen, und wenn Paul Géraldy, einer aus der jüngeren Pariser Lustspielgeneration, sich dort für ein Stündchen zu einer seiner fein erotischen Eheplaudereien niederlassen will, so soll er gut bewirtet werden. Hat uns doch sein Lustspiel »Ihr Mann« (Son mari) in der allerdings entzückenden Aufführung der Kammerspiele mit Carola Toelle, Otto Wallburg und Oskar Karlweiß, einem aus der Operette gekommenen, aber noch unverkünstelten Liebhaber-Eleven, gezeigt und bewiesen, wie wenig man die Rechte des Herzens und der Wahrheit zu verletzen braucht, wenn es gilt, einer jungen, reizenden, aber blind und unwürdig verliebten Frau über den Unwert ihres Mannes den Star zu stechen und auf den halb mit Blumen, halb mit Dornen gepflasterten Pfaden anmutigster und sauberster Liebeständelei die zueinander zu bringen, die durch das gleiche Maß der Zärtlichkeit und den gleichen Gehorsam gegen die Gebote der Liebe füreinander bestimmt scheinen. »Ich heiße André« — kann ein junger Mann einer beleidigten und vernachlässigten jungen Frau beim letzten Fallen des Vorhanges zarter und dezenter seine Liebe erklären?

Aber auch die Engländer haben ihre dramatische Domäne, die ihnen streitig zu machen töricht wäre. Das ist das moderne, mit Kritik der Standes- und Öffentlichkeitsmoral durchsetzte Gesellschaftsstück. John Galsworthy hat es als einer seiner geschickten Vertreter schnell zu europäischen Erfolgen gebracht, vor allem in seinem Schauspiel »Gesellschaft«, das in echt englischer



Lodovico O. Burnacini: Amerikanische Phantasiekostüme



Lodovico O. Burnacini: Lustspiel-Figurinen zu Shakespeares »Maß für Maß«

Art praktische Kritik an den öffentlichen Einrichtungen und der gesellschaftlichen Konventionsmoral mit der allseitigen Durchleuchtung eines einzelnen menschlichen Schicksals verband. Aber es gibt in seinem reichhaltigen dramatischen Werk, das Tragödie und Komödie nebeneinander umschließt, auch schwächere Stücke, und zu denen gehört das jetzt im Neuen Theater am Zoologischen Garten aufgeführte vieraktige Schauspiel »Sensation«. Hier ist die gegenseitige Durchdringung der Sozialkritik mit dem individuellen Schicksal nicht geglückt, vielleicht nicht einmal ernstlich angestrebt. So läuft beides, die Geißelung der Sensationslust der Polizei und der Zeitungen, und die mit Selbstmord endende Ehetragödie des Majors Morecombe ohne innere Verkettung nebeneinander, und das Ganze erkältet, wie ein ins Paradigma gepreßter oder erst mit kühler Berechnung dazu erfundener Fall, der wohl unserm Kopfe manches zu raten, unserm Herzen aber wenig mit- und nachzufühlen gibt. Hier hat der Ethiker den Dichter einmal völlig mattgesetzt.

Denkmäler des Theaters — der Titel wirkt etwas zu historisch-monumental und könnte manchen abschrecken, der nicht gleich erfährt, daß es sich in dem so genannten Mappenwerk des Verlages von R. Piper & Ko. in München um die Wiedergabe von Szenen- und Rollenbildern, Kostüm- und Dekorationsentwürfen, farbigen Miniaturen und großflächigen Prospekten der pompösen Hof- und Staatsfeste handelt, deren repräsentative Schauherrlichkeiten im 16., 17., 18. und selbst noch im frühen 19. Jahrhundert alle aus Theatralien stammten. Sollte aber doch noch ein Vorurteil des kunstsinnigen Laien gegen dies in Lieferungen erscheinende Prachtwerk bestehen, so braucht man bloß das für die Theatergeschichte allmächtige Zauberwort Wien auszusprechen, als Namen der Quelle weitaus der meisten dieser Herrlichkeiten, und vor unsrer Phantasie werden sich die Schränke und Truhen der Wiener National- (früheren Hof-) Bibliothek auftun, um ein Heer von berauschend bunten und anmutigen Schmetterlingen aufflattern zu lassen. Denn das wissen oder ahnen wir wohl alle aus Proben, die wir hier und da schon gesehen haben, daß Wien, was Theaterbilder, Dokumente und Dekors der Theaterkultur angeht, das wahre Schatzhaus des Rhampsinit darstellt. Nun, zu diesem Schatzhause hat der Pipersche Verlag den Schlüssel in die Hände gelegt bekommen, und er kann aus den Prunkbüchern, illustrierten Folios, Skizzenmappen, Aquarellbündeln und was es da sonst noch an kostbaren »Konvoluten« gibt, ans Licht der Öffentlichkeit bringen, was er will. Unter einer Bedingung zwar: er muß die Vervielfältigung so würdig und so originalgetreu machen, wie es die Fortschritte unsrer ein- und mehrfarbigen Reproduktionstechnik irgend erlauben. Dieses nobile officium ist treulich erfüllt worden, wie dem Leser die vier farbigen, freilich stark verkleinert wiedergegebenen Bilderproben aus der ersten Mappe des Werkes zeigen, die hier mit Genehmigung des Verlages den Text schmücken.



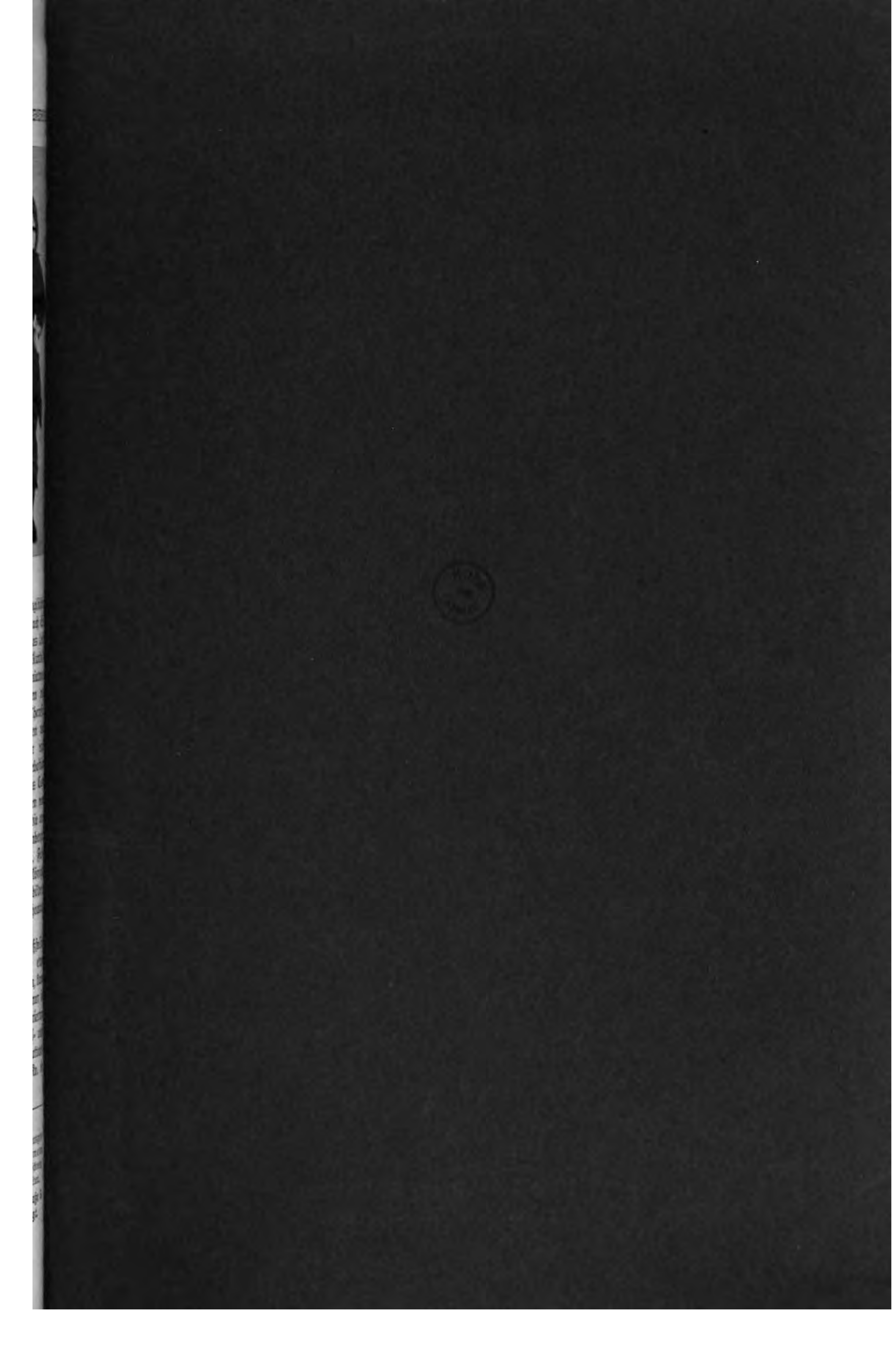
Lodovico O. Burnacini: Phantastische Tanzkostüme

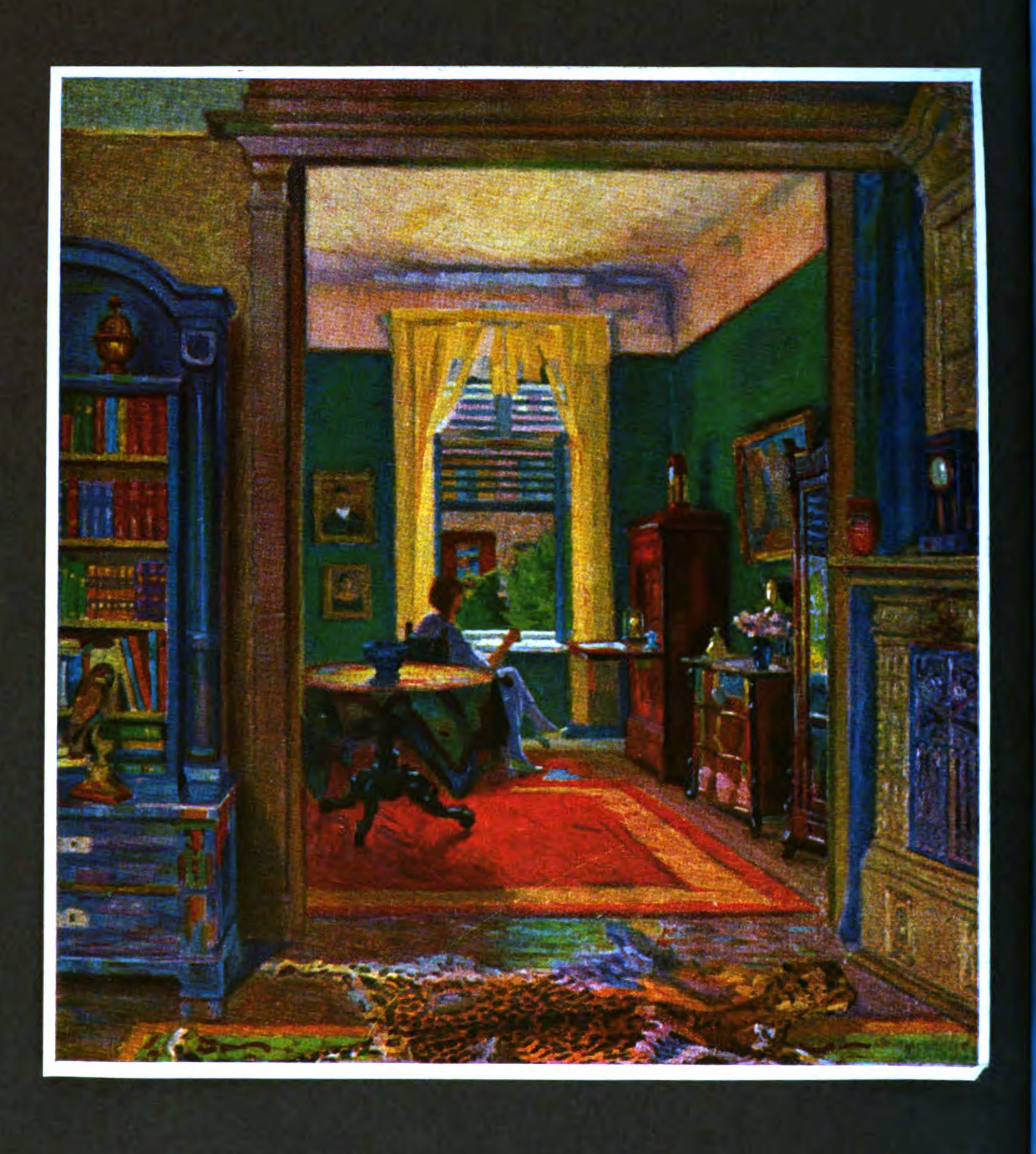
Wem diese »Denkmäler des Theaters« Gefallen, Genuß und Vergnügen bereiten, wem sie nützlich und dienlich sein können? Zunächst selbstverständlich allen praktisch am Theater, gleichviel ob Schauspiel oder Oper, Arbeitenden; Leute wie Max Reinhardt, Richard Strauß und Josef Gregor haben das aus eigner Erfahrung und Dankbarkeit bestätigt: »Ich glaube,« hat Strauß gesagt, »daß in dem Maße, als wir zur Bildung eines geläuterten Theaterstils schreiten, diese klassischen Kunstwerke in seiner Geschichte das bedeuten werden, was die Werke Beethovens, Mozarts und Bruckners in der Geschichte der Musik.« Sodann der kunst- und kulturhistorisch Interessierte, er, dem es ein leichtes sein wird, aus diesen Blättern den Modegeschmack ganzer Gesellschaftsklassen und Zeiten abzulesen und sich lebendig vor Augen zu stellen. Endlich und vor allem jeder Freund und Liebhaber schöner farbenreicher Kunstblätter, die für das Leben geschaffen oder aus dem Leben hervorgewachsen sind, zugleich Vorbild und Blüte seiner festlichen Vielgestalt. Ein paar Etiketten zum Vorgeschmack: Maschere, Miniaturfiguren nach den Kostümen aller Länder von L. O. Burnacini, »Theatralingenieur« Leopolds 1.; Szenische Architekturen und Architekturphantasien nach Aquarellen, Handzeichnungen und Kupferstichen des 17. bis 19. Jahrhunderts; Englisches, französisches, spanisches Gartentheater nach Stichen des 17. und 18. Jahrhunderts; Das lothringische Prunkbuch über den Leichenzug Karls 3. von Lothringen (1618) in Großfoliominiaturen flämischer Schule; Silberstiftzeichnungen von Bertoli, dem Zeichenlehrer der Maria Theresia, nach den Kostümfiguren von Ballfesten und Balletten; Altniederländisches Theater nach Handzeichnungen von Jan Breughel, Sebastian Frank, Pieter Quast, Dusart u. a.; Das Carroussel Ludwigs 14., Großfoliominiaturen vom Versailler Prunkfest 1662; Groteskkomödie und Stegreifstück mit Miniaturen des Nürnberger Schempartbuches; Feste, Illuminationen, Festtafeln, Feuerwerke zur Zeit des Sonnenkönigs; Wiens letzte große Theaterzeit in Szenenbildern und Architekturdetails des alten Burgtheaters und der Vorstadtbühnen.

Ein solches Werk, angelegt auf 12 Großfoliomappen in Halbleinen mit insgesamt etwa 300 ein- oder mehrfarbigen Lichtdrucktafeln, kann natürlich nicht billig sein, zumal da es nur in einer einmaligen Auflage von 300 numerierten Exemplaren erscheint. Über die Vorbestell- und Bezugpreise gibt ein glänzend ausgestatteter Sonderprospekt des Verlages Piper & Ko. in München alle erwünschten Auskünfte.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

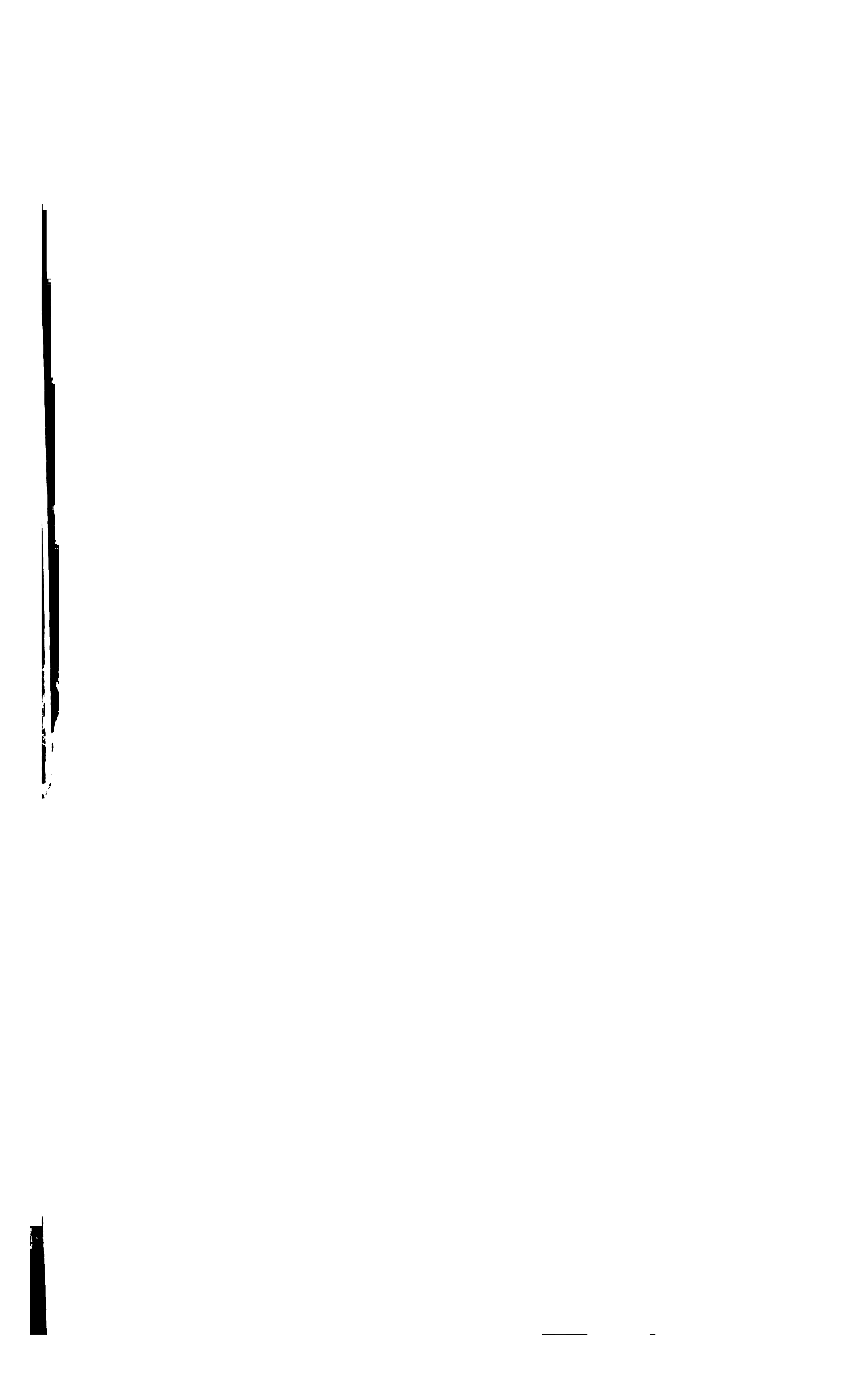
Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Max Doenigus: Interieur

[illegible]





Madame Kolibri

Roman von Werner von der Schulenburg

IV (Schluß)

Einige Tage lang konnte Dufour in dieser brennenden Gegensätzlichkeit leben, die ihn dazu trieb, der Mutter zu huldigen, diese Neigung aber gleichzeitig entarten zu lassen; während die Mutter von ihm forderte, seinen Gefühlen Ruth gegenüber Einhalt zu tun. Das Unerwartete, Seltsame dieser Lage ließ ihn nicht klar sehen; er war nicht erfahren genug in der Kunst, seine Seele zu verdrehen, als daß er das, was sich in ihm umstellte, sofort richtig beurteilt hätte. Viel tat zur Aufrechterhaltung dieser künstlichen Dämmerung auch die Weichheit und Süßigkeit Margrets. Sie ließ all ihre feinen und reifen Frauenkünste spielen; sie vergaukelte ihm die Stunden und ließ den Zweifel versteckt bleiben. Da Ruth ihrer Natur nach von neuem in eine fast unmerkliche Zurückhaltung übergegangen war, so glaubte der Hugenotte während dieser Tage, daß der alte Zustand wieder erreicht sei, und freute sich seines Glückes.

Eines Nachmittags war er mit Margret nach Santos gefahren, in die heiße Stadt hinein, durch endlose Palmenalleen, die in ihrer Übermenge etwas Stumpfsinniges hatten. Der Asphalt kochte, und die Menschen schlichen krank unter der Glut des bedeckten Himmels. Der Meerwind flog auf Flügeln von Blei. Seltsam, lauernd und ungeistig leuchteten die Orchideen aus den Gärten.

An der Börse, der großen Kaffeekathedrale, ließ Dufour den Wagen halten. Margret kaufte die vielen Kleinigkeiten, welche eine Frau immer wieder kaufen muß, während der Ingenieur in der Nähe der Börse mit einem Advokaten zu verhandeln hatte. Das Rechtsbureau war nach der Straße zu offen; die Menschen gingen aus und ein und rauchten im Schatten des Raumes Zigaretten, während an Seitentischen Rechtsauskünfte erteilt und Verträge abgeschlossen wurden.

Nach einer halben Stunde kam Margret, mit vielen hängenden Paketen an den Fingern, um Dufour abzuholen. Man bot ihr höflich einen Stuhl an; sie saß zierlich, still und beobachtend auf ihrem Platz und ließ sich von den Nichtstuern bewundern. Nach einiger Zeit erschien ein älterer Herr mit weißem Vollbart und einer dicken, goldenen Kette über dem Bauch, die mit einem Ring im vorletzten Knopfloch der Weste verankert war. Der alte Herr gestikulierte lebhaft und schlug mit dem Handrücken auf eine Urkunde, während er auf einen großen, schwarzen Zollbeamten einredete, der immer nur den Kopf schüttelte. Neugierig warf der Zollbeamte einen Blick auf die Frau, welche

ihn erstaunt ansah. Dann grüßte der Neger und zeigte seine weißen Zähne; Margret dankte kurz und sah starr vor sich hin. Als Dufour seine Angelegenheiten erledigt hatte, verließ sie mit ihm das Lokal, ohne den Gruß des Negers zu beantworten.

Während der Rückfahrt war sie schweigsam. Sie erschien dem Hugenotten gereizt, und allmählich kam sie auf Ruth zu sprechen.

»Ich muß Ihnen sagen, Dufour, daß mir Ruths Verhalten während der letzten Tage nicht mehr gefällt. Es sind keine Spannungen zwischen uns, aber ich spüre trotzdem eine Entfremdung. Wie furchtbar mir diese Entfremdung ist, kann ich Ihnen nicht sagen. »Sehen Sie« — sie wandte dem Manne das Gesichtchen zu, und große Tränen standen in ihren Augen —, »sie ist doch das einzige, was ich habe. Ich habe ja nichts weiter, Dufour.«

»Du hast mich, Margret. Und bald wirst du Ruth wieder ganz haben. Das sind Übergangserscheinungen. Noch ist Ruth unsicher. Sie weiß nicht, was wird. Laß alles klar sein; dann hängt Ruth inniger denn je an dir.«

Zunächst antwortete Margret nicht. Nach einer Weile fuhr sie fort: »Nein, meine Autorität ist untergraben. Ich habe das Kind verloren.«

»Mir scheint, daß jede Elternautorität mit der Zeit sich selbst untergräbt. Dann tritt die Liebe an die Stelle, wenn mit der Autorität kein Mißbrauch getrieben ist. Autorität ist eine Arbeitshypothese, und gar nicht einmal eine ungefährliche.« Dufour sagte das etwas doktrinär, mit einer gewissen Betonung.

Das empfand die Frau sofort. »So ist es nicht. Ruth hat bis jetzt nur mich geliebt. Diese Liebe ist vorüber.«

»Sei glücklich, daß sie das Stadium der Liebe zum gleichen Geschlecht noch dir gegeben hat,« antwortete der Hugenotte herzlich.

Der Wind brannte. Die Bananen zitterten.

»Sie liebt jetzt anders. Doktor Dufour sagt, Doktor Dufour meint. Die Welt ist bei ihr Doktor Dufour.«

»Andre Mädchen lieben ihre Literaturlehrer. Die hat sie nicht. Es ist ein Schwarm, der mich glücklich macht. Zumal nach ihrem anfänglichen Widerstand.«

Aber Margret schüttelte den Kopf. »Es ist kein Schwarm. Es ist eine Leidenschaft. Und Sie schüren sie.«

»Ich?« Der Hugenotte richtete sich starr auf. »Das ist nicht der Fall. Eine solche Annahme ist verletzend, Margret.«

Blitzartig wandte sich die Stimmung der Frau. »Sieh doch meine innere Not,« schluchzte sie, »ich gönne dir ja die Liebe des Kindes. Aber sei wach und sorge dafür, daß ich Ruths Liebe nicht darüber verliere.«

Sinnend sah der Mann in die Ferne. Die Berge glänzten blau, in einem staubigen Blau, und die Welt schien ihm überkalkt.

»Ich will daran denken, wenn ich mir auch keines Fehlers bewußt bin.«

Ihre Hand griff nach der seinen. »Ich danke dir.«

Ein tiefbohrender Schmerz durchstach das Herz des Mannes. Er fühlte unbekannte schreckliche Naturgewalten. Wenn Margret richtig sah, dann gab es für Ruth nichts andres als eine Trennung. Sie mußte fort. Aber das war ein schwerer Gedanke.

Das Mädchen empfing die beiden im Hotel. Es hatte für den Tee gesorgt; es hatte von den feinen, gelben Orchideen gepflückt, die aussahen wie blühende Goldstücke. Die Orchideen standen in einer großen, tiefblauen Delfter Vase in der Mitte des Tisches.

Ruth umarmte die Mutter und gab Dufour die Hand. Sie gab sie ihm rasch und sah ihn nicht an. Dann sorgte sie für beide, aber sie sprach nicht.

»Du bist schweigsam, Ruth.«

»Ich weiß nichts zu sagen, Dufour.«

Margret sprach nervös auf die Tochter ein. Sie sprach wieder in dem klanglosen, fast befehlenden Ton, vor dem Ruth sich duckte. Sie spricht in diesem Ton, wenn ihre Gründe ihr selbst nicht mehr sicher sind, dachte der Ingenieur und brachte das Gespräch auf ein unverfängliches Thema. Aber Ruth hielt sich zurück.

Am Abend suchte er der geliebten Frau die Bedenken auszureden. »Es liegt wirklich nur an der unsicheren Gesamtlage,« meinte er, »wenn wir Klarheit haben, dann wird alles gut sein.«

»Wie soll aber die Klarheit kommen?« fragte Frau van Kerckhove plötzlich vor sich hin. Sie brachte die Frage mit versteckter Angst heraus.

Erschrocken sah der Mann sie an. »Das fragst du, Margret?«

Margret hatte sich aufgerichtet. Sie zog mit beiden Händen das Häubchen glatt und strich mit nassen Fingerspitzen über die Augenbrauen. Dann schlang sie die Hände um die Knie und sah hinaus in die Nacht.

Nach einiger Zeit begann sie zu sprechen. »Du hast mir die Möglichkeit so erschwert, Dufour. Mich quält etwas. Eine Schuld meinem Manne gegenüber. Es ist ein furchtbares, tiefes Schuldbewußtsein. Ich kann nicht dagegen an.«

Entsetzt sprang Dufour auf: »Das sagst du, Margret, nachdem du ...«

Die Frau antwortete hastig: »Ich hätte vielleicht die Kraft gehabt, von ihm zu gehen, wenn das alles nicht passiert wäre. Aber wo du ihm dein Ehrenwort gegeben hast, daß nichts zwischen uns sei ... und er daraufhin erlaubt hat, daß ich wieder zu dir ging ...«

Dufour wurde weiß wie ein Tuch. »Ich verstehe dich nicht,« brachte er nach einiger Zeit tonlos hervor. »Ich gab das Ehrenwort für dich, weil mir dein Ruf über alles ging. Damit wir Ruth behalten ... Du!«

Wieder begann Margret zu sprechen, von all den Dingen, die sie schon vorher gesagt hatte. Nur sprach sie breiter und schärfer. »Lieber,« rief sie endlich und versuchte zu lächeln, »ich bleibe dir ja — es bleibt ja alles schön ...«

Hart reckte sich Dufour empor. Der große Mann zitterte.

»Du sagst: so einen kleinen Betrug, den gestatte ich mir, aber ich will mir dabei meine Stellung als ungeschiedene Ehefrau des Residenten von Sailang erhalten. Nur keine Unbequemlichkeiten! Nur kein Aufgeben einer sicheren, guten Stellung! — Du findest schon Gründe für alles. Meine Hochachtung!«

Margret schwieg. Sie dachte abgerissene Gedanken. Er verstand das alles nicht, konnte ja auch gar nicht verstehen, wie stark Gewohnheit kettete. Aber auch, wie sie ihn nicht entbehren konnte, weil er ihr Lebensnotwendigkeit geworden war. Er war das Glück, der Sinn ihrer schrecklichen Einsamkeit, der Sinn, der ihr entsinken sollte. Er fühlte, wie ein Mann fühlt: plump, vereinfacht, gewollt einfach: brechen, Neues, ohne Rücksicht auf die Zukunft.

Sie streckte die Hände nach ihm aus und schrie: »Dufour, verlaß mich nicht. Ich brauche dich!« Er aber verstand das nicht, wollte nicht. »Sei nicht schwach,« wimmerte sie und klammerte sich an ihn, »habe den Mut, mich als Geliebte zu behalten, habe nicht die Schwachheit, mich als Frau zu wollen. Sei mir mehr, du. Sei mir alles. Sei mir höchste Liebe.«

»Entweder — oder,« antwortete er hart und stieß sie zurück. Er hatte den Türgriff in der Hand.

Sie verkroch sich weinend unter einer seidenen Decke und flehte: »Du, komm!« Da verließ er das Zimmer. —

Für den nächsten Tag hatte Dufour vier Herren der Bauleitung zu Tisch gebeten. Ruth war von ihm mit dem Schmuck der Tafel betraut worden, »denn das kann niemand so gut wie du,« hatte ihr der Freund ernst gesagt, und Ruth hatte genickt. Als er am Morgen zu seiner Arbeitsstelle ging, wußte er, daß es zu Ende war. Der Zweifel war tot, das dumme Geschöpf, das aus den Wogen des »Ich weiß nicht« erstanden war. An seiner Stelle stand eine eiserne Statue der Wahrheit; alle Versuche Margrets, den toten Zweifel auf galvanischem Wege wieder ins Leben zu bringen, sind nutzlos, dachte er. Ich bin nicht dazu da, ihr die Langeweile zu vertreiben.

Der blasse junge Mann befand sich in einem Zustand völliger Ausgelassenheit, als der Ingenieur seine Gäste zu sich in den Wagen bat, um mit ihnen zum Hotel zu fahren. Die bleiigen Augen des Kranken glühten unsicher, und seine abstehenden Ohren leuchteten gelbrot. Er sah aus, als ob er aus einem kleinen Japangeschäft entsprungen sei, zwischen Teedosen, billigen Strohwaren und Papierfächern heraus, und auch seine Heiterkeit hatte etwas Marionettenhaftes und Grelles. Dufour sah ihn während der Fahrt mit einem leisen Erstaunen an, während er sich überlegte, ob Margret wohl an der Mahlzeit teilnehmen werde und was Ruth zu diesem seltsamen Menschen sagen könnte.

Die andern drei Herren stachen in ihrer ewig lächelnden Ruhe von dem beweglichen Kollegen ab. Sie glichen sich seelisch so, daß man ihre Seelen hätte vertauschen können, ohne daß irgend jemand es gemerkt haben würde. Der eine hat Sommersprossen, der

andre hat einen gelben Eierfleck auf der Weste, und der dritte streicht sich den Schnurrbart — so hatte sie sich Dufour im Anfang gemerkt, bis er sie dem Namen nach kannte. Er benannte sie bei der Ankunft im Hotel richtig und freute sich über die stille Sicherheit, mit der Ruth die Herren empfing.

»Deine Mutter kommt wohl nicht zum Essen; sie sagte mir gestern, daß sie leidend sei.« Er wollte dem Mädchen die Unannehmlichkeit falscher Entschuldigungen abnehmen und sich es selber ersparen, sie lügen zu hören.

Ruth sah den Freund an. »Doch, sie kommt sofort.« Ihr Blick sagte: Ach, lieber Dufour, ich begreife nichts mehr.

Sie hat dir alles erzählt? fragten Dufours Augen.

Alles, antwortete Ruths ernster Blick, alles.

Nun ja, sagte das Lächeln des Hugenotten, kleine Ruth, es ist ja nicht mehr wichtig.

Margret hatte den ganzen Morgen dazu verwandt, um sich denkbar einfach anzukleiden. Sie erschien mit dem ganzen Reiz ihrer beginnenden Herbstreife, und nur ein sehr guter Beobachter konnte bemerken, daß die Drehlinien am Halse überarbeitet waren. Ihre Jugendlichkeit war von erstaunlicher zweiter Echtheit, von jener Natur durch Kunst, welche dann entzückt, wenn sie nichts andres sein will; das, was Dufour »englische Parks« nannte. Margret wollte jedoch die erste Echtheit spielen, sie wollte Wald und Wiese sein. Das aber wurde schon durch die Gegenwart ihrer Tochter Lügen gestraft. Der Hugenotte war vollendet ritterlich gegen Margret. Eine unfaßbare, angedeutete, nicht zu nennende Fremdheit glitt durch seine Worte, die Margret wie Schwerthiebe trafen. Aber sie hielt sich. Sie wurde von etwas stärkerer Fremdheit, welche aber das Zittern der Neigung durchfühlen ließ. Einmal zeichnete sie ihn besonders aus, indem sie ein Stück Languste auf seinen Teller legte und den Gästen sagte: »Er hat es wohl verdient, daß wir ihn verwöhnen.«

Nach dem zweiten Gang kam der kranke junge Mann auf das Wesen des Geldes zu sprechen. »Es ist merkwürdig,« hustete er und trommelte mit den gelben Nägeln auf den Rand seines Tellers, »wir alle finden das Geld widerlich. Wir ersehnen den Zustand, in dem es kein Geld gibt. Wir wissen alle, daß das Geld gemein machen muß. Es ist ein widerlicher Wertmesser: Kunst gegen Geld, Liebe gegen Geld, Religion gegen Geld. Solange das Geld besteht, kann es keine höheren Werte geben.«

Sehr fein neigte sich Margret zu ihm. »Gewiß. Aber am Ende können wir doch all die Dinge um uns nicht entbehren. Ohne Geld ist keine Zivilisation möglich.«

Der Zeigefinger des Kranken fuhr zwischen Hals und Kragen entlang. Die facettierten Augen sahen Frau van Kerckhove lauernd an. »Ja, das ist es ja eben,« lachte er, »sehen Sie — dieser Widerspruch ist bei uns zum Axiom geworden. Daher müssen wir folgerichtig jede Gemeinheit begrüßen, die um des Geldes willen geschieht. Sie ist das Wahre, das Echte, das Große: sie ist der Sinn der geistigen Entwicklung. Ich bin beglückt, wenn ich von Raubmord höre: ha! ein Folgerichtiger, ein Denker. Ich bin beglückt, wenn ich von einer Ehebrecherin höre, die sich für Geld hingab. Eine große Frau. Einen Lorbeerkranz jedem Kassierer, der durchgeht...«

»Ich werde mich hüten, Sie an die Kasse zu setzen!« sagte Dufour lachend, und die andern lachten mit.

Aber der Kranke schüttelte den Kopf. »Sie können es ruhig tun, Herr Dufour. Ich bin degeneriert.«

»Wer weiß — Sie sind sehr gesund in letzter Zeit geworden,« sagte der mit den Sommersprossen und gurgelte mit einem Schluck Rheinwein.

»O nein. Ich bin nur so weit gekommen, daß ich mich am Erleben freue und mich dadurch besser fühle.« Der Sprecher faßte mit beiden Händen die Tischplatte. »O nein, für mich reicht es nicht mehr. Ich freue mich nur daran, wie die Gemeinheit auch alle andern menschlichen Beziehungen durchsetzt, wie auch, losgelöst vom Geld, gelogen und betrogen wird. Das sind Höherentwicklungen. Der Freund, der den Freund verrät — ist er nicht ein höherer Typ? Ist er nicht der große Folgerichtige?« Die fahlen Augen gingen im Kreise umher und blieben einen ganz kurzen Augenblick an denen der Frau van Kerckhove hängen. »Die Frau, die den Geliebten verrät, verrät bis in die letzten Fingerspitzen, die seine Sinne reizt und seine Ehre ihrem Ehemann verschachert, um verheiratet bleiben zu können, ist sie nicht an-

betungswürdig? Ja, sie ist die letzte, große Konsequente, die Venus logica. Sie zu finden, das wäre mein Sehnen. Sie gefunden zu haben, mein Glück. Trinken wir auf diese Frau!« Er hob das Glas und stieß mit Margret an, die mit mattem, unruhigem Gesicht, bis in die Seele verängstigt, den Pokal hob und sich nur mit letzter Gewalt ein Lächeln abquälte.

Als der Sprecher mit Dufour anstieß, sagte der Hugenotte, der seine Unruhe vor diesem visionären Schauen ebenso wie Margret kaum verbarg, mit hartem Lachen: »So etwas können Sie doch haben, Lieber!«

Traurig schüttelte der Sonderling den Kopf: »Nicht rein. Das ist selten. Und dann ist es in andern Händen.«

»Ja, aber eigentlich müßten Sie sich doch auch über diese Gemeinheit des Schicksals freuen,« antwortete der Hugenotte und trank einen Schluck Pommery, »denn, wenn Sie es haben möchten und nicht bekommen, weil es zu teuer ist, so ist doch das nach Ihrer Theorie wieder als folgerichtig und gut zu begrüßen.«

Der Gast mit den Eierflecken lachte schallend, der mit den Sommersprossen hatte über dem Dessert nicht aufgepaßt, und der dritte versuchte Ruth in ein Gespräch zu bringen. Margret konnte jedoch das Gefühl des Grauens nicht loswerden. Zudem war es ihr nicht entgangen, daß Ruth dem Freunde zweimal einen Blick zugeworfen hatte, und so schlug sie vor, den Kaffee in der Halle zu nehmen.

Während sie den Saal verließ, flüsterte sie der Tochter kurz zu: »Liebe, man macht einem Manne nicht solche Augen.«

Das Mädchen antwortete nicht.

»Hast du verstanden, Ruth?« fragte Margret hastig.

»Ja, Mama.«

Beim Kaffee hatte sich Dufour neben Ruth gesetzt. Sie empfand das wohltuend. »Wenn ich auch die Rede von dem Mann mit den Ohren nicht als ernst genommen habe, so ist gerade dieses Halbernste mir widerlich,« sagte sie leise. »Bei dir, Dufour, bin ich immer so sicher. Und wenn du einmal etwas ironisch sagst, was mich ärgert, dann leuchten deine Augen doch wieder die Wahrheit.«

Der Ingenieur strich ihr lächelnd über die Hand. Sie zog die Hand nicht zurück.

»Ich fand Ihren Gast zum mindesten geistreich,« bemerkte Margret, als die vier Herren sich empfohlen hatten. Sie gab sich Mühe, weich zu sprechen.

»Das kann ich mir denken, gnädige Frau. Es steckt viel Wahres darin.«

Frau van Kerckhoves Stimme wurde wieder hart, und die scharfe Linie von der Nase zum Mund stand fest. »Sie sollen nicht ‚gnädige Frau' sagen, Dufour!«

»Verzeihen Sie, Frau van Kerckhove.«

»Dufour!«

Ruth stand auf und ging davon.

»Wir beide fahren morgen die ganzen Neubauten ab,« rief er ihr nach. Sie nickte strahlend.

»Grauer Freund,« lächelte Margret, aber sie zitterte, als sie das sagte.

»Madame Kolibri,« antwortete er kurz. ... Und wenn ich jetzt aufstehe und sage: Gnädige Frau, ich bin nicht Ihr Amüsierobjekt, wenn ich alles das, was ich mir heute hundertmal gesagt habe, diese ganze Litanei von Trug, Feigheit und Verkommenheit ihr vorbete, dann bleibt ihr ja doch nichts weiter übrig, als morgen mit Ruth abzureisen. Das aber darf nicht sein. Ich gebe Ruth nicht her. Mag die Mutter also auch bleiben.

... Liebe ich denn Ruth? Liebe? Ein albernes Wort. Aber dieser Zauber ist so schön, daß ich ihn annehme und ihn halten will. Ich darf es auch. Vielleicht muß ich es sogar. Das kann ich aber zunächst nur, wenn ich das Spannungsverhältnis zwischen uns dreien zu halten vermag ...

Nun wandte er sich gemessen zu Margret. »Grauer Freund. Ach nein, Frau Margret. Der wußte nicht, welches Bündel Heu er zuerst fressen sollte, und verhungerte zwischen beiden.«

»Sie aber ... nun, ja.«

Frau van Kerckhove fiel ein wenig in sich zusammen. Und nun begann Dufour die Frau ganz fein zu stützen. Er bemühte sich um sie; er war heiter, von jener unfaßbaren, umspannenden Heiterkeit, und sie versuchte, nach jeder Wendung seines Gespräches zu haschen. Aber immer wieder entwand er sich ihren Zugriffen, so daß sie bald in eine prickelnde, berauschende Erregung kam, als ob sie am Spieltisch im Kursaal stände und auf der Schaukel Gewinn und Verlust dauernd hin und her flöge. Ihr wurde dieser Nachmittag zu etwas qualvoll Beglückendem;

sie bekam eine so ungeahnte Freude an diesem Spiel, daß sie fast sein allzufrühes Aufhören befürchtete.

»Dufour,« lächelte sie, als sie unter ihrem japanischen Schirm auf einem Stein am Meer saß, »ahnen Sie diese Lust jetzt? Wissen Sie, was es heißt: ‚l'amour pour l'amour'?«

»Ich freue mich, kennenzulernen, was Sie als Liebe empfinden,« antwortete der Hugenotte, und die Frau irrte im Geiste wieder umher. Was ist? Was ist?

Am Abend, bevor sie auf ihr Zimmer ging, sah sie ihn ängstlich an. — »Die Nivellierungsarbeiten beginnen. Das Bureau ist Tag und Nacht in Tätigkeit,« antwortete er artig, »ich muß dort bleiben.«

»Nun, dann schlafen Sie wohl,« erwiderte Margret kurz und ging rasch in ihr Zimmer.

Am nächsten Vormittag weinte sie vor ihm. Er tröstete sie und empfahl ihr völlige Ruhe. Sie wies diese Ruhe ab. Er lud sie mit ein zur Fahrt durch den Hafen und war strahlend und »allumfassend«, wie Margret im Anfang sagte. Eine glühende Bitte lag in dieser Feststellung. Er überhörte sie geflissentlich. Margret begann unterwegs zu weinen, und abends bezeichnete sie ihn Ruth gegenüber als herzlos.

Das Mädchen antwortete nicht.

Bei der Arbeit an der neuen Ufermauer, auf welcher die großen Bananenfirmen bereits ihre Lagerhäuser zu errichten begannen, war einem Arbeiter der linke Arm durch eine Stampfmaschine zerquetscht worden. Dufour wurde an die Unglücksstelle gerufen; er ließ Verbandmaterial hinschaffen und befahl Ruth mitzukommen. Der verstümmelte Mulatte drohte zu verbluten. Dufour sah die Reste des Armes und legte sofort einen Notverband an. Ruth stand bleich, aber fest am Verbandkasten. Der Ingenieur bezeichnete ihr kurz und fast rauh die Stücke, die er brauchte. »Aufrollen!« — »Hierher mit dem Lederriemen!« — »Tetanusinjektion bereitmachen!« — »Dort rechts Spritze!« — Das Mädchen gehorchte mit einem pflichtwilligen Lustgefühl; der wimmernde Mulatte wurde ihr, die erst von Mitleid zerquält war, ganz einfaches Arbeitsmaterial. Sie arbeitete unter Doktor Dufour. Sie fühlte zum erstenmal, was es heißt, unter der Leitung eines bedeutenden Menschen arbeiten zu dürfen. Sie fühlte etwas Heiliges.

Ihr weißes Kleid war blutüberströmt. Aber sie hielt den Armstumpf des Halbohnmächtigen in die Höhe und sah, wie der Hugenotte ruhig, kalt und sachlich verband. Ganz scharfe Befehle kamen von seinen Lippen. »Motorboot klar, hierher mit Krankenbahre und Ladesteg!« — »Krankenauto an das andre Ufer telephonieren!« — »Hospital und Doktor d'Ultra-Vaz benachrichtigen!« — Sie faßte mit an, als der Ohnmächtige auf die Bahre gelegt und in das Boot gebracht wurde. Dufour stand neben der Bahre im Boot und hielt den Puls des Verwundeten. Der verbundene Armstumpf des Ohnmächtigen blühte langsam rot auf. Ehe der Motor einsetzte, sah der Hugenotte zu dem Mädchen hinüber. »Du bleibst hier, Ruth, machst dich zurecht und läßt dir andre Sachen aus dem Hotel kommen! Bis das Kleid da ist, legst du dich hin und stehst nicht eher auf, als bis ich wieder zurück bin! In einer Stunde. Du hast dich gut gehalten; ich danke dir.« Dann knatterte das Boot davon; Ruth sah den Freund aufrecht im Boot stehen, wie er, ohne den Blick zu wenden, auf den Verwundeten sah und dessen Puls hielt. Dann ging sie rasch in die Hütte des Ingenieurs zurück und befolgte seine Anordnungen mit ernster Selbstverständlichkeit.

Als Dufour zurückkam, lag sie auf dem Ruhebett. »Wie geht es dem Manne?« fragte Ruth und richtete sich halb auf.

»So gut als möglich. Der linke Unterarm ist fort. Am Leben bleibt er.«

Ein Zittern ging durch den schlanken Körper. Ruth war grau geworden. Der Ingenieur fühlte ihren Puls und gab ihr ein halbes Glas Kognak. Dann nickte er. »Alles in Ordnung. Heute fahren wir auf die Ilha.«

Über das blasse Gesicht des Mädchens ging ein Leuchten. »Das ist schön, du.«

»Du hast etwas Schönes verdient. Jetzt bleibst du aber liegen, damit du nachher frisch bist. Deine Mutter lasse ich benachrichtigen.«

Die Ilha Porchat liegt am Ende der Praya, des langen, festen Strandes von Santos, über welchen Autos rasen und feine Skispuren in den Sand ziehen. Auf der Uferstraße rollt der »Bond« an ungezählten Landhäusern vorüber; die hohe, waldige

Ilha Porchat, die bis vor kurzem noch bei Ebbe trocken zu erreichen war, sticht elegant in das Meer hinein und riegelt die Strandsiedlung nach Süden zu ab. Die beiden stiegen ein paar Steinstufen hinauf, schritten unter großen Bäumen auf Felsstücken weiter in das kleine Gasthaus mit seiner offenen Veranda, seinem winzigen Garten mit kahlen, gummigrauen Stämmen und seinem verlassenen Spielsaal. Während ein »gutgemischter Kellner«, wie Dufour sagte, Cameraos bestellte, zeigte der Hugenotte dem Mädchen die gewaltigen Schildkröten, die wie Steine hinter einem Drahtgitter lagen. Auf dem Rückenschild der größten Schildkröte stand ebenso unbeweglich ein Pfau, der sein Rad schlug.

Wenn auch die Tiere Ruths Anteilnahme für einige Minuten zu fesseln wußten, so kam sie doch bald wieder auf den Verwundeten zu sprechen. Der Hugenotte nickte: »Ja, Ruth, das ist hart. Aber das sind die Opfer, die im großen Kampf mit den Elementen fallen. Man kann mich als herzlos bezeichnen, weil ich über Unwiederbringliches nicht klage. Aber das liegt mir nicht. Da glaube ich dann an Vorausbestimmtes. Wir können wegen solcher Gefahren den Kampf gegen die Elemente nicht aufgeben. Sonst kommen wir zu der Anschauung, die unser kranker Sekretär neulich vertrat. Und das wollen wir doch nicht.«

»Nein, wahrhaftig nicht,« rief das Mädchen.

»Nun also,« antwortete der Hugenotte und strich Ruth über den Kopf. »Gründe sind Schwindel. Wir sagen da einfach ‚Wir wollen, weil wir wollen'. Schluß.«

Das war eine Begründung, die Ruths ganzer Wesensart entsprach. Sie packte wieder einmal die Hand des Freundes, schüttelte sie und sagte: »Du, das ist prachtvoll. ‚Wir wollen, weil wir wollen. Schluß.' Gründe können sich die andern suchen. Und wenn es ihnen Spaß macht, für uns gleich welche mit.« Dufour bestätigte das und dachte an die gegenteilige Auffassung der Mutter, die nichts vorwärtsbrachte, aber alles bis auf den letzten Punkt zu begründen wußte.

Das Erlebnis des Vormittags war durch Ruths Eingreifen für ihn zu etwas Besonderem geworden. Während er sie an den Frühstückstisch führte und sich an ihren begeisterten Ausrufen über die Cameraos freute, schien ihm das Bild Margrets zu verblassen. Der Schmerz, welcher ihm seit jener entscheidenden Nacht physisch im Herzen gewühlt hatte, milderte sich, und gewisse seelische Verkrampfungen wurden freier. Er fühlte wieder Luft; er wurde von neuem heiter und ruhte wieder in sich.

»C'est une chose,« lachte Ruth, als sie die zweite Portion der Krabben vornahm, »Dufour, dafür sollst du noch in meinem hohen Alter gepriesen sein.«

Der Hugenotte wiegte den Kopf. »Dein hohes Alter? Weißt du eigentlich, wie alt ich war, als du geboren wurdest?«

»Nein.« Das Mädchen zeigte die festen, weißen Zähne.

»Dann ist es gut,« antwortete der Hugenotte mit einem Ton tiefer Befriedigung, und Ruth lachte kopfschüttelnd, daß ihre weißblonden Haare flogen. Ganz langsam führte er das Gespräch auf Margret.

»Ich glaube, wir müssen sehr sorgfältig mit ihr umgehen. Sie ist überreizt. Jetzt müssen wir zeigen, daß wir ihr wirklich Freunde sind. Ich dachte, daß wir uns sehr viel Mühe geben, um ihr das Leben leicht zu machen.«

Die Augen des Mädchens glühten. »Das gefällt mir, Dufour. Insbesondere, da sie doch eigentlich ...«

Die feste Hand des Mannes legte sich stark auf die des Mädchens. »Nichts eigentlich. Nicht über Unwiederbringliches klagen. Helfen! Deine Mutter hat ebenso einen Unfall erlitten wie der Mulatte. Helfen wir!«

Das Mädchen nickte. »Fein bist du.«

Mit einem leisen Lächeln hob der Hugenotte den Strohhut, während Ruth errötete, weil sie den Freund in ihrer Begeisterung ins Gesicht gelobt hatte. Der aber wußte heiter zu danken und meinte: »Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann sei lieb zu ihr. Das kannst du immer verantworten, und ich ebenso, wenn ich dich darum bitte.«

»Ich will sehr lieb sein, Dufour, ich verspreche es dir, du wirst sehen.«

Durch ein wackeliges Gattertor traten die beiden auf die Insel. Sie wandelten unter Bananen entlang, über die Felsbrocken der Küste und stiegen allmählich hinauf in die Märchenwelt der Ilha Porchat ...

Die Ilha Porchat ist ein Urwald mit gutgehaltenen Wegen; ein Urwald, der klein ist und über der Steilküste des Meeres hängt. Sie ist das Dorado aller derjenigen, die

einen wirklichen Urwald ohne große Anstrengungen sehen wollen, und die das Grauen, welches der wahre Urwald erregt, gemildert sehen möchten durch immer neue Ausblicke auf die gigantische Steilküste, an die das blaue Meer klatscht. Bunte Falter zucken durch die Dämmerung, die von Lianenorgeln bestanden ist, und ab und zu rasselt eine Schlange durch tote Pflanzen am Boden. Auf dem Kulm der Felseninsel vermorschen ein paar Holzbänke, und verfilzte Stämme wölben sich zu einer düsteren Kuppel darüber. Das Meer hört man nur in der Tiefe, während in den verschlungenen Wipfeln der Bäume die Inséparables kreischen.

Dufour ging mit Ruth über den verdeckten Gipfel und führte sie durch düstere, bläuliche Gänge auf eine freie Felsterrasse über dem Meer.

»Ich sehe so gern das Meer in den Felsbuchten verenden,« sagte er und wies in die Tiefe. »Das ist für mich der letzte Sinn.«

Erschrocken sah ihn das Mädchen an. Dufour lachte.

»Ja, so der allerletzte, weißt du, an den wir nicht denken sollen, den wir nur von Zeit zu Zeit tief in uns erleben dürfen, damit wir nicht zu hochmütig werden.«

»Du bist nicht hochmütig, Dufour.« Ruth verteidigte den Freund gegen ihn selbst.

»Nun,« antwortete der Mann, »ich neige etwas dazu. Ich bin aber zuweilen auch stolz, und jetzt bin ich sogar glücklich.«

Ein grenzenloses Erstaunen ging über das Antlitz des Mädchens. Die schiefstehenden schmalen Augen sahen den Freund prüfend an. Der feste, volle Mund bewegte sich unsicher.

»Du bist g l ü c k l i c h — Dufour?« fragte Ruth endlich.

»Ja, Ruth.« Dufour sah sie fest an.

»Wie ... kommt das?« Im Hirn des Mädchens kreuzten sich tausend Unsicherheiten. Es wurde ihm alles wesenlos. Die Stützen glitten ihm weg, und es fühlte plötzlich die Lebensforderung: jetzt mußt du auf eignen Füßen stehen.

Der Mann sah dem Mädchen immer weiter ruhig in das Antlitz. »Weil ich dich habe, Ruth.«

Dunkelrot glühte das Gesicht unter den gelbweißen Haaren; Mohn unter reifem Korn. Nach einer Weile stammelte Ruth: »Du lieber, lieber Freund!«

Und dann setzte sie hinzu: »Du sollst dich nicht in mir täuschen. Ich gebe dir, was ich dir geben kann.« Sie zerzupfte ein paar Gräser.

»Du gibst mir viel, Ruth, und eines Tags wirst du mir alles geben können.»

»Lieber — d a s entschädigt für d e n Verlust?« Sie fragte es ungläubig.

Aber Dufour lächelte: »Ja, d a s entschädigt mich für d e n Verlust.«

Er küßte sie ganz fein auf die Lippen, und sie schlang die Arme fest um ihn.

Sie blieben noch lange auf den erwärmten Felsen sitzen. Nach einiger Zeit brachte der Hugenotte das Gespräch auf die Zukunft, auf Bern. Er beschrieb ihr Bern, die Stadt, die Lord Byron liebte, wie er Venedig liebte: die herbe, stolze, kühle Stadt neben der lachenden, weichen, sinnenfrohen Stadt — die beiden Städte, die in ihren Verschiedenheiten zusammen die Einheit seines Wesens widerspiegelten. Sie hörte glückselig zu, und zuweilen streichelte sie seine Hände.

Sie gingen, als die Dämmerung zu nahen begann, Arm in Arm durch den ergrauten Urwald zurück. Sie sprachen wenig, und nur zuweilen flüsterte Ruth: »Liebster, du! Du sollst nicht enttäuscht werden.«

Beim Aufflammen der vielen elektrischen Lichter kamen sie nach Santos; Dufour erkundigte sich im Vorbeifahren im Krankenhaus nach dem Ergehen des Verunglückten. Ruth schickte ihm ein paar Blumen und auf Dufours gutmütigen Rat etwas zu rauchen. »Er ist ganz zufrieden,« meinte der Hugenotte, als er wieder in den Wagen stieg. »Diese Kerls haben eine Pferdenatur.«

»Hat er sich über die Blumen gefreut?« fragte Ruth unsicher.

»Ja,« lachte Dufour, »er hat sie etwas verlegen angesehen, weil er glaubte, sie seien schon zu seinem Begräbnis gekommen. Als er aber das Rauchzeug entdeckte, hat er bis zu den Ohren gegrinst und gesagt: Den Toten schickt man nichts zum Rauchen.«

Die beiden fuhren fröhlich nach Guarujá zurück. Von Zeit zu Zeit vergewisserte sich Ruth durch einen zarten Griff, ob ihr Freund noch da sei. Es war ihr eine Notwendigkeit, sich von der Sicherheit ihres Zustandes auch durch die Sinne zu überzeugen.

Margret empfing ihre Tochter mit leisen Vorwürfen. »Wir haben uns so entsetzlich erschreckt, Ruth,« sagte sie. »Und Dufour,



Erich Körner: Wilhelm Raabe



auch Ihnen kann ich einen Vorwurf nicht ersparen. Zu solchen traurigen Arbeiten nimmt man doch kein junges Mädchen.«

»Ich hatte kein älteres bei mir.«

»Nein, Dufour, das weiß ich ja. Aber konnten Sie denn niemand anders zu Hilfe bitten? Am Hafen auf der andern Seite gibt es doch eine Sanitätsstation. Oder aber, Sie hätten die kleine Krankenschwester aus dem Hotel bitten können. Ich fürchte, daß der Eindruck furchtbar auf Ruth gewirkt hat.«

Aber Ruth schüttelte den Kopf. »Nein, Mutti,« antwortete sie, »ich bin froh, daß ich einmal zu etwas gut war.«

Noch am Anfang der gemeinsamen Mahlzeit war Margret ungehalten. Allmählich aber wurde sie wieder lebendig. Sie erkundigte sich nach dem Ausflug auf die Ilha, und die Tochter erzählte ihr von den Cameraos, den Schildkröten und dem Pfau. Frau van Kerckhove lächelte Dufour zu. »Sie verwöhnen mir Ruth gründlich.«

»Nicht doch, Frau Margret. Zudem weiß ich ja nicht, wie lange es noch dauert. Die Arbeit hier wird in den nächsten Tagen abgenommen. Es war ja nur eine kleine Sache, deren Übergabe in einigen Stunden erledigt ist. Ich muß in Rio noch den Rest ordnen und werde dort bleiben, bis die Gelria fährt.«

»Sie fahren mit der Gelria? Wir auch.« Margret sagte es heiter, aber auch lauernd und unsicher. Was will er nur, dachte sie.

Sie warb um ihn. Sie war reizend, blendend, hinreißend. Sie machte witzige Bemerkungen, aber ihr Lachen wurde trocken, wie das jener Frauen, die an allen Süßigkeiten des Lebens genippt haben und plötzlich einen bitteren Geschmack auf der Zunge spüren.

Dufour war glänzend. Seine kleinen Bosheiten aus der Kolonie flogen über den Tisch. Margret wollte sie fangen, wollte sich von ihnen fangen lassen, aber sie gingen an ihr vorüber, und jede Wendung, die sie auf sich beziehen konnte, wurde von Dufour mit einer neuen Wendung abgedreht und entkräftet. Aber sofort flatterte ein neuer Falter über den Tisch; Margret suchte ihn zu haschen. Wenn sie ihn in Händen hielt, war er bunte Luft.

Sie kümmerte sich nicht mehr um die Tochter. Ruth zeigte sich artig und wohlerzogen; das genügte ihr. Sie sah nicht mehr, was in Ruth vor sich gegangen war. Sie kämpfte nur noch mit dem Ungewissen, dem Phantastischen, von dem sie nicht wußte, ob es war oder ob es nicht war.

Sie kämpfte aus Angst vor dem Kampf, den sie gar nicht mehr zu kämpfen brauchte.

So vergingen wieder acht Tage.

Dufour stand zu Ruth in reiner und klarer Freundschaftsbeziehung; sie schritten beide sicher und froh durch das Dasein: der reife Mann, der sich die Kindlichkeit erhalten hatte, und die kindliche Frau, die aus Instinkten heraus reif geworden war. Sie hielten ihre Gefühle im Zaum; sie wußten beide, daß es noch nicht an der Zeit war, ihnen die Zügel schießen zu lassen. Aber sie wußten auch, daß diese Gefühle lebten, und sie stärkten sie durch ihre Zügelung.

»Bist du froh, Dufour?« fragte Ruth, als die Herren der Regierung die Arbeit lobend abgenommen hatten und der Freund, behängt mit Orden, von einem anstrengenden Frühstück zurückkam.

Dufour knurrte. »Na ja, Ruth, das wäre denn doch noch besser, wenn ich meine Sachen nicht tadellos abgäbe. Das wäre das erstemal in meinem Leben. Und diese Dreckrinne hier ...«

Ein fröhliches Lachen ging über das Antlitz des Mädchens. »Verzeih nur, ich weiß ja: Assuan, Sailang, oberer Ganges — das waren andre Sachen. Aber, am Ende warst du da ruhiger. Hier ist dir doch manches andre quer gegangen.«

Aber der Hugenotte schüttelte den dicken Kopf. »Ach was, das bißchen Weiberkram!«

Da schloß ihn Ruth jubelnd in die Arme. »Du bist ein feiner Kerl.«

Der Hugenotte bemerkte zu seinem Erstaunen, daß ihm diese ganz unüberlegte Bemerkung das Herz des Mädchens für immer gewonnen hatte. Wenn er irgend etwas über Margret und Ruth sagte, dann lachte Ruth und wiederholte nur: »Ach, das bißchen Weiberkram!«

»Ja, verflucht, es ist wirklich nicht wichtig genug, um sich dadurch die Arbeit stören zu lassen,« sagte er eines Tags, als er mit dem Mädchen unter dem weinbraunen Nachthimmel auf und ab ging. »Sieh einmal, Ruth, wir Männer haben doch eigentlich Besseres zu tun, als den lang- oder kurzhaarigen Teufeln nachzulaufen. Wenn eine Frau, die wir erwählen, mit uns gehen will, dann wird sie es auch fertigbringen. Wenn

sie nicht will, dann soll sie es lassen. Seelenprobleme sind etwas für die Avenzuales und Genossen, die von Gott reden, wenn sie den neuen Five-Step probieren wollen. Lauf' mich der Affe, das geht mich nichts an.«

»Dufour!« lachte Ruth, »du sollst dich gesittet betragen.«

Lange sah der Ingenieur vor sich hin. Seine Gedanken gingen allmählich in andre Welten, und Ruth schwieg. Als es ihr aber zu lange dauerte, fragte sie bescheiden: »Störe ich dich in deinen Gedanken?«

Aber der Hugenotte schüttelte den Kopf. »Mir gehen die Pläne für das schweizerische Stauwerk durch den Kopf.«

Über Ruths Antlitz ging ein unsicheres Leuchten. »Zeig' mir die,« sagte sie verhalten, »oder darf ich das nicht sehen?«

Erstaunt sah sie der Ingenieur an. »Interessiert dich das?«

»Ja,« antwortete das Mädchen. Sie wurde fast wütend.

Rasch nahm der Ingenieur ihre Hand. »Nicht böse sein, liebes Kalmückengesicht. Ich zeige sie dir auf dem Dampfer. Bis jetzt sind es nur Skizzen. Und dann ist das alles gar nicht so einfach.«

»Wir haben drei Wochen Zeit,« erwiderte Ruth hitzig, während sie ihre Haarspange festzog. »Da kann ich manches begreifen.«

»Schön,« antwortete Dufour. Irgend etwas in ihm glühte.

Im Schaum rosiger Abendkleider trat Frau van Kerckhove aus dem Hotel. Sie trug einen Schmuck von feinen Rubinen mit zart eingestreuten Brillanten und einen tiefroten Seidenschal über dem weißen Kleid. Ihre rosa Seidenschuhe berührten den Kies der Gartenwege vorsichtig. So tappte sie sich langsam den beiden zu; sie ging unsicher und schwebte nicht mehr, als sie in die Natur kam.

Ihr Lächeln war bezaubernd. »Nun, lieber Doktor Dufour,« meinte sie, »haben Sie Ruth jetzt zur Genüge spazierengeführt?«

»Gewiß, Frau Margret, ich bin glücklich, daß ich auch einmal mit Ihrer jüngeren Schwester lustwandeln darf.«

»Dufour, werden Sie nicht plump!«

»Ach nein, Frau Margret, ich verfalle nur langsam in den Ton der Welt, in der man sich das Vergnügen zur Arbeit macht. Wir haben drei Wochen Dampferfahrt vor uns. Und die Avenzuales fahren bis Teneriffa mit. Da muß ich mich ein bißchen trainieren.«

Leise neigte Margret den zarten Kopf zu Dufour. »Sie sind eifersüchtig, Lieber. Sie wissen doch, Dufour, ich will Ihnen das große reine Glück bewahren, ich will Sie zwingen zu Ihrem Glück, zu jenem wunderbaren Glück, das wie bunte Falter über uns schwebt...«

Aber der Hugenotte schüttelte den Kopf. »Das ist für die Avenzuales und Genossen. Für mich ist das verlogen.«

»Dufour!« schrie die Frau.

Leise ging Ruth davon.

Der Hugenotte sah die Frau ruhig an. »Ja, Frau Margret, verlogen. Ich brauche etwas andres. Ob es besser ist, weiß ich nicht. Jeder Mensch hat das Recht, so zu sein, wie er ist, eben weil er von der Natur — oder wenn Sie wollen: Vorsehung — so bestimmt ist. Aber jeder Mensch hat auch sein Recht, das zu suchen, was für ihn paßt. Auch weil von der Natur bestimmt ist, daß er es sucht. Ich bin ein Pedant, ich bin didaktisch. Das weiß ich. Aber die Natur — Vorsehung — hat mich zum Hugenotten gemacht, auch dem Geist nach. — Ich reise übrigens in den nächsten Tagen nach Rio. Es ist besser so. Wir treffen uns an Bord wieder.«

»Ich muß mit Ihnen reden, Dufour. Sofort! Sie müssen mich anhören. Ich tue alles...«

Fein, schwebend, über den Kies hinweggleitend, kam die Krankenschwester aus dem Hotel und bat Doktor Dufour, ob er nicht einmal nach der englischen Dame sehen wolle. Das Herz mache der Schwester Sorgen. »Ich komme sofort,« sagte der Hugenotte. Er küßte Margret ruhig die Hand und ging rasch mit der Schwester davon.

»Er ist ein Schwächling,« murmelte die Frau. Mit zusammengebissenen Zähnen, mit breitgezogenem Mund und geballten Händen sagte sie immer wieder halblaut vor sich hin: »Ein Schwächling. Ein Schwächling.« Nach einiger Zeit atmete sie tief, als ob sie die Rettung gefunden hätte. »Er ist schwach. Er hat es auf dem Dampfer ja selbst gesagt.«

Dann aber weinte sie hart und verzweifelt.

Der Hafen von Rio flimmerte unter der Hitze. Die Spitze des Zuckerhutes schien zu schwingen wie eine Stimmgabel; der Cor-

covado und das Orgelgebirge waren farbiger Dunst geworden. Die Hitze stand. Sie nagte am Holzwerk der »Gelria«, sie versuchte das blankgeputzte Messing zu schmelzen und setzte die Eisenteile an Deck in Glut. Der Maschinenraum war eine kleine Hölle.

»Dante hätte einen seiner Päpste zum Heizer in Rio gemacht, wenn er Rio und einen Dampfer an solchem Novembertage erlebt hätte,« lächelte Herr Avenzuales, als er Frau van Kerckhove an Deck begrüßte. Margret mußte ein leichtes Gefühl der Verachtung in sich niederkämpfen. Der Argentinier aber machte große, weitausladende Handbewegungen und klappte die runden Augenlider mit den langen Wimpern samtweich auf, so daß die feuchtglänzenden braunen Augen mit dem bläulichen Weiß wirksam werden konnten. Frau van Kerckhove wurde freundlicher. Ruth sah sich dieses Spiel belustigt an und hörte kaum auf Nanons stichelnde Worte, die vom Reiz der Ehe handelten. Inzwischen ließ die Gesandtin von Paranaiba unzählige kleine Pakete aus dem asthmatischen Wagen der Gesandtschaft an Bord bringen. Dann begann sie mit Margret an Deck auf und ab zu wandern und tröstend auf sie einzureden.

»Gutes Kind,« meinte sie und legte ihre kleine, fette Hand auf Margrets Schulter, »danke Gott, daß du den Unfug nicht gemacht hast. Holländische Gesandtin in Bern zu sein, das bedeutet etwas.« Sie lachte gurrend. »Willst du mit Wasserstiefeln die Alpen abschreiten und an einem Forellenbach für deinen Herzallerliebsten eine Suppe aus Konserven kochen? Entzückend seid ihr Deutschen doch mit eurer ewigen Romantik. Wir treffen uns in Paris, Kleinchen, und fahren über die Rivoli. Oder nach Versailles. Pierre de Nolhac ist noch da; er ist scharmant und auch ein großer Gelehrter. Am Ende — wenn du dir deinen Freund erhalten willst — wirst du das schon erreichen. Laß ihn zappeln. Das habe ich auch mit ...« Frau Damiros hustete plötzlich und sagte ärgerlich: »Ich habe eine Mücke verschluckt.«

Als sie wieder an die Ladeseite des Schiffes gelangten, stieg Dufour an Bord. »Ich verstehe dich schon,« nickte Frau Damiros der Frau van Kerckhove zu. »Guten Tag, Herr Dufour. Nun geht es also in die Gletscherwelt? Unter Führung von Margret? Sie haben es gut.«

Der Hugenotte erwiderte den Gruß verbindlich. Ein ganz rascher Blick ging suchend über das Promenadendeck. Als er Ruth entdeckt hatte, sprach der Ingenieur ruhig mit den Damen. Er streckte im Sprechen die Hand dem vorbeieilenden Ersten Offizier hin und redete verbindlich mit Margret. Die konnte ihrer Unsicherheit wieder nicht Herr werden, und deshalb sprach sie lebhafter und eindringlicher als vorher.

Beim Abschied der Familien zog sich der Hugenotte zurück. Unter einem Rettungsboote stehend, beobachtete er die einzelnen Personen, wie sie sich trennten. Er sah Margrets augenblicklichen, echten Trennungsschmerz; er sah das fein abgewogene Zittern der Frau Damiros, ihre schlaue Übereinstimmung mit Nanon, ihre gedämpfte Leidenschaft gegen Avenzuales, die sie in das Mütterliche überzuleiten suchte, um endlich diese Seelenlage gegen Ruth ganz auswirken zu lassen. Dufour freute sich, und ihm wurde wohl, als er sah, wie Ruth all diesen Halb- und Viertelgefühlen gegenüber ihre stolze, freie Haltung bewahrte.

Die »Gelria« wurde abgeschleppt. Ein Wasserfall von Taschentüchern flatterte dem Kai zu; dort schien er wieder aufzubrausen, um langsam zu vergehen. Ein paar weiße Schaumflocken tanzten noch lange über der dunklen Menge, bis das Ufer abrückte.

Nun breitete sich Rio vor den Augen der Hinausfahrenden aus, wie ein Fächer, der langsam aufgeklappt wird. Über diesem Fächer lag die Welt in heißem Dunst.

Margret stand neben Dufour. »Schön ist es doch,« sagte sie leise und sah den Mann von der Seite an.

»Ja, es ist schön.«

Der brasilianische Zollbeamte ging über das Deck. Es war ein großer Neger, der lachend grüßte. Er zeigte seine weißen Zähne. »Gute Reise!« sagte er. Dufour grüßte wieder; Margret nickte befangen. Dann ging der Neger die Treppe hinunter und stieg während der Fahrt auf die Regierungsbarkasse über, die sich rasch vom Dampfer loslöste.

Nachdem das Schiff den Zuckerhut passiert hatte und in den ruhigen Ozean hineinstrebte, gab Margret dem Hugenotten die Hand und sagte mit weicher Stimme: »Wir sprechen uns noch.« Dann ging sie in ihre Kabine. Sie war müde.

Mit langen Schritten, als ob sie auf den Augenblick gewartet hätte, kam Ruth auf Dufour zu.

»Wie war es?« rief sie. »Sind sie ordentlich gewesen? Ich meine, die von der Regierung?«

»Natürlich,« lachte der Hugenotte, »warum sollten sie nicht ordentlich sein?«

Ruth wurde verlegen. »Nun, ich meine, sie könnten doch etwas auszusetzen haben. Ich habe die ganze Zeit daran gedacht. Die Menschen sind ja oft so komisch.«

»Nein, Ruth,« entgegnete der Mann ernst, »das kommt bei mir nicht vor.«

Das Mädchen nickte. »Ich weiß ja, daß du nicht jeder bist. Das haben sie immer wieder in Guarujà und auch jetzt in den letzten Tagen in der Gesandtschaft gesagt. Doktor Luegibühl sagte sogar, du seiest ‚der Erschte'!«

»Na,« erwiderte der Hugenotte lachend, »das wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber ich hoffe, daß ich meinen Kram verstehe.«

Ruth faßte den Arm des Freundes und drückte ihn. »Du, das hat mich aber doch stolz gemacht, daß du der ‚Erschte' bist. Auch meine Mutter war stolz darauf.«

Sinnend sah der Hugenotte auf die verschwindende Küste. »Dein Stolz, Ruth, ist mir wertvoll.«

Das Mädchen sah ebenfalls auf das versinkende Land. Sie sagte nichts, aber sie drückte den Arm des Freundes fest an sich.

Indessen lag Margret in ihrer Kabine und überlegte sich die Abschiedsworte der Frau Damiros. Was Mélanie gesagt hatte, wurde ihr hier in dieser Welt des feinen Luxus wieder ganz gegenwärtig. Der Ventilator raste und fächelte einen kühlen Wind über das schöne, freistehende Bett; in der Ecke der großen Kabine kniete Zaba vor einer Kommode und legte feine Wäschestücke in breite Schubladen; in halbgeöffneten Schränken hingen die vielen Kleider, welche Margret während dieser Reise brauchen mußte: von den leichten Tropenkostümen bis zu den nordischen Pelzen. Schon schwebte der merkwürdige Persönlichkeitshauch der Frau über dem Raum, dieser Hauch von Luxus, Pflege und sorgsam durchdachter Zivilisation.

Sicher war es richtig, den Mann jetzt zappeln zu lassen. An Bord erledigen sich solche Prozesse schneller; erzwungene Langeweile in Verbindung mit der Engigkeit des Raumes lassen die Dinge rascher zur Reife kommen.

Am Abend trug Margret ein schweres Brokatkleid mit Perlen. Sie saß mit Ruth beim Essen an einem kleinen, abgesonderten Tisch und sprach mit ihr über Bern. Ruth hörte zu und warf zuweilen Fragen in die Worte der Mutter.

Nach Tisch tanzte Margret mit Avenzuales, lebhaft und viel. Sie ließ sich von ihm den Five-Step zeigen. Er sprach flüsternd auf sie ein, und sie sah ihn beim Tanzen mit großen, glänzenden Augen an.

Der Erste Offizier, der während einer Pause an ihr und Avenzuales vorüberging, grüßte kurz und sagte: »Sehen Sie, wie alles im Kreise geht, gnädige Frau? Sie waren wieder in Guarujà, und jetzt tanzen Sie wieder mit Herrn Avenzuales.« Als Margret den Kopf ruckartig zurückwarf und den Offizier böse ansah, wies der Holländer auf das Meerleuchten hin und stieg ruhig hinauf auf das Oberdeck.

Dufour unterhielt sich mit Ruth.

»Weißt du, wer an Bord ist, Dufour? Die Krankenschwester aus Guarujà. Das hat mich so gefreut. Sie bringt die kranke Dame zu einem Arzt nach Paris. Sie hat mich so gut angelächelt und mir gesagt, daß wir Shuffleboard zusammen spielen könnten. Sie hat hier mehr Zeit als im Hotel.«

»Das freut mich auch herzlich.«

Margret kam auf Ruth zu und gab ihr ein dünnes Seidentuch um die Schultern. »Sie wollen Ruth Ihre neuen Pläne zeigen?«

»Morgen, Frau Margret.«

»Das wird sie sicher interessieren.« Margret sprach artig und wohlerzogen.

»Ich hoffe es, Frau Margret.«

Frau van Kerckhove lauerte. Aber der Mann blieb höflich und fern. Sie sprach noch ein paar Worte und wartete auf eine verbindliche Antwort. Als diese Verbindlichkeit ausblieb, ließ sie sich von Herrn Avenzuales zum Tanzen holen.

Auch am folgenden Tag, als Dufour und Ruth über Zeichnungen und Plänen hockten, blieb sie kühl. Sie ging zuweilen am Salon vorbei, warf einen kurzen Blick hinein und meinte, daß dergleichen Unterweisungen für Ruth sicher wertvoll sein würden.

»Zumal, da sie ja an Bord sonst wenig verliert,« setzte der Hugenotte wesenlos hin-

zu, und Margret wußte mit der Antwort wieder nichts anzufangen.

Sie wurde immer reizvoller; ihre Kleider waren auserlesen schön, und ihre Heiterkeit entzückte alle Gäste. Sie hielt Cercle, sie bereitete die kleinen Bordfeste mit vor und wartete. Ein großer Kreis von Menschen bewegte sich um sie; und immer wieder warf sie einen kurzen Blick auf den Hugenotten. Der aber sprach mit ihrer Tochter vom Wasserdruck auf den Quadratmeter Mauer und vom Kampf gegen Hochmoore.

In Pernambuco wurden die Reisenden in großen, geschlossenen Körben durch die Ladekräne von Bord gelassen, weil die Brandung keine Ausbootung gestattet. Dutzende von Photographenapparaten richteten sich auf diese Körbe. Margret stand neben Dufour und betrachtete das Schauspiel.

»Es muß unbehaglich sein, so befördert zu werden,« sagte sie reizvoll lächelnd.

»Ich glaube das kaum,« entgegnete der Hugenotte, »die meisten Menschen sind gewöhnt, so eingesperrt durch Raum und Zeit zu ziehen. Sie werden sogar die Wiederkehr der Freiheit fürchten.

Frau van Kerckhove sah den Hugenotten bitter an. Dann ging sie.

Sie bat, mit teilnehmen zu dürfen an Dufours Erklärungen über das schweizerische Stauwerk. Sie beugte sich mit Ruth auch zehn Minuten über die Pläne, bis Herr Avenzuales in den Salon schlich und sie bat, doch zur Probe für das Äquatorfest zu kommen. Der Tanz Neptuns mit Amphitrite müsse studiert werden. »Aber, Pardon, wenn Sie hier...«

»Nein, ich komme schon,« antwortete Margret müde.

Am Nachmittag teilte Ruth dem Freunde eine Neuigkeit mit. »Denke dir, dein kranker Sekretär ist an Bord. Die Schwester hat es mir gesagt. Er will nach Teneriffa. Aber er fährt zweiter Kabine, und er schämt sich, sich zu melden. Er liegt auch meistens. Die Schwester sagt, daß es ihm gar nicht gut ginge. Willst du nicht einmal zu ihm gehen?«

»Gewiß,« antwortete Dufour rasch und sprach mit dem Schiffsarzt. Der große, ruhige, blonde Arzt hielt Dufour gegenüber nicht mit seiner Meinung zurück.

»Glauben Sie, daß der Kranke bis Teneriffa kommt?«

Der Arzt sah den Ingenieur mit festen Augen an. »Es kann sein,« meinte er. »Er kam schon mit vierzig Grad Fieber an Bord. Das Fieber geht nicht hinunter. Wenn Sie ihn besuchen wollen — er hat eine Kabine für sich.«

Wenn er bis Teneriffa kommt, ist es ein Zufall, sagte sich Dufour, als er den Kranken sah. Der aber sprach von der Insel wie von einem Paradies; er freute sich auf die Kakteenwälder, die Eukalypten und die Kamele, die dort als Lasttiere gebraucht würden. »Im Sommer bin ich wieder gesund,« hustete er.

Drei Tage nach der Abfahrt stieg die Insel Fernando Noronha aus den Fluten des Ozeans. Sie war einst der höchste Gipfel des Erdteils Atlantis, ehe er versank. Der steile Mittelfels glich einem Madonnenbild — eine wunderbare Mischung von antiker und christlicher Religion: die schaumgeborene Madonna.

Dufour sagte es zu Margret, die lange auf die buntfarbene Insel starrte. »Ach, Dufour,« antwortete sie, »was wißt ihr Männer vom Mysterium der Geburt; was wißt ihr von der Qual der Mutter, die trägt und gebiert. Ihr würdet milde mit uns sein, wenn ihr es wüßtet. Ihr würdet uns unser ganzes Leben lang auf Händen tragen, weil wir ein Kind geboren haben.«

Sehr ernst sah der Hugenotte auf das Meer. »Ja, Frau Margret. Von einem Erdteil wie von einer Frau bleibt als höchster Gipfel das Bild der Mutterschaft. Wir sind euch Frauen großen Dank schuldig. Und ich bin Ihnen den tiefsten und größten Dank schuldig dafür, daß Sie Ruth geboren haben.«

Ein Schauder ging über ihr Antlitz.

»Ja, Margret. Aber Sie vergessen eins. Was wißt ihr Frauen von unsern Kämpfen und Qualen, den ewigen Kämpfen in der Arbeit, von den Kämpfen um das Wirkenkönnen? Ihr würdet milde gegen uns sein, wenn ihr davon etwas wüßtet. Und ihr habt es da leichter als wir: Ihr könnt etwas davon ahnen, während uns der Weg zu eurem Mythos verschlossen ist.«

Frau van Kerckhove zog an ihren Löckchen. »Nehmen Sie es so ernst,« fragte sie zitternd, »wenn ein Mädchen sich über Ihre Pläne beugt? Sie wird sie nie ganz verstehen.«

»Ich nehme den Willen ernst. Der Wille ist mir heilig.«

Die beiden schwiegen. In Margret war ein verborgenes, ungeheures Gefühl hell aufgezischt: Ruth. Ihre Seele kochte wie das Meer in Felsschluchten. Es war nichts mehr geformt.

In diese Stille hinein brachte ein Steward einen Funkspruch, den Fernando Noronha für Frau van Kerckhove übermittelt hatte. Mit bitter verzogenem Antlitz riß die Frau das Telegramm auseinander. Dann ließ sie es sinken und sah Dufour mit der ganzen Kraft ihrer Seele an. »Dufour, noch einmal spreche ich mit Ihnen. Du, begreife, fasse das Leben. Hier ist das Telegramm: unsre Ernennung nach Bern ist erfolgt. Das Glück, Dufour, das große Lebensglück liegt vor dir. Du, ich flehe dich an. Bitte, bitte, sei gütig, hilf mir und fühle, wie ich dich liebe.«

Ein milder, trauriger Blick traf die brennenden Augen der Frau. »Nein, Margret,« antwortete er, »es ist vorbei.«

»Nichts mehr, Dufour?«

Der Hugenotte schüttelte den Kopf.

Margret warf den Kopf zurück. Der Mund stand halb offen. »Dann liebst du ...«

Dufour hob die Hand. »Kein Wort, Margret! Es ist nichts, was dich betrifft. Es ist das Mysterium, von dem Sie ebenso wenig begreifen können wie ich von der Geburt. Seien Sie gut und schweigen Sie darüber.«

Da wandte sich Margret um und ging davon.

Kleine, gelbgraue Wolken hingen am Himmel, als die »Gelria« den Äquator überquerte. Das Meer schien mit Öl übergossen zu sein, als das Fest begann. Auf dem Vorderdeck war ein Bassin aufgeschlagen, mit Seewasser gefüllt, und der ganze phantastische Zug der Seegottheiten ging über das Deck, ehe die Täuflinge in das Bassin gestürzt wurden. Ruth, die bei Semarang, nur wenige Grade südlich des Äquators, geboren war, hatte den Äquator noch nie überquert. Sie wollte sich noch gern im Badeanzug in das Bassin stürzen lassen, aber die Mutter ließ sie die zahmere Damentaufe durchmachen, mit parfümiertem Wasser, das ihr der Hofprediger Neptuns nach einer kurzen Ansprache über die Stirn goß.

»Es ist schade, Dufour, daß ich nicht ins Wasser geworfen bin,« meinte sie, als sie wieder auf das Promenadendeck kam und dem heiteren Treiben in der Tiefe zusah. »Ich hätte das so gern erlebt.«

Aber der Hugenotte schüttelte den Kopf. »Es ist schon besser so,« antwortete er kurz. »Du bist zwar ein Naturkind, aber wir kommen jetzt auf die nördliche Halbkugel. Da muß man gesitteter sein.«

Der Tag verging mit Preisspielen und kleinen Festen. Margret war beständig in Anspruch genommen. Nur Dufour sah, daß ein bitterer Zug um ihren Mund stand, eine Falte, die fest blieb und sie zu entstellen drohte. Am Abend tanzte sie hinreißend, als Amphitrite, in einem zartgrünen Gewand, mit einem durchsichtigen Schleier um das Haupt.

Noch ist sie reizend, dachte Dufour. Er war traurig.

Als der Große Bär langsam aus dem Meere stieg und Dufour allein am Promenadendeck stand, trat die Krankenschwester leise auf ihn zu. »Herr Doktor Dufour,« sagte sie, »würden Sie mit zu Ihrem früheren Sekretär kommen? Es geht mit ihm zu Ende. Er spricht aber noch von Ihnen. Vielleicht würde das gut sein.«

Rasch ging der Hugenotte mit der Schwester an den erleuchteten Salons vorüber. Die Musik spielte einen Jazz, und das halbsichere Geräusch von Gesprächen, Gläserklirren und Musik drang auf das Promenadendeck, auf dem schöngekleidete Frauen und etwas zu dicke Männer umherstanden. Der Ingenieur stieg die Schiffstreppen hinunter; die Schwester folgte ihm.

Als er in das Lazarett trat, wurde er in einen kleinen abgesonderten Raum verwiesen. Der Arzt, in weißem Tropenanzug, mit weißer Schürze, sah den Ingenieur kurz an. Dufour verstand den Blick. Er gab dem Kranken die Hand. Der aber redete an ihm vorbei. »Es ist alles schön. Alle Zersetzung ist schön,« murmelte er, »wir müssen sie anstreben.«

Ein Blutausbruch unterbrach die Worte.

In der folgenden Nacht wurde der Leichnam in das Meer gesenkt, wenige Grade nördlich des Äquators.

Als der Ingenieur am nächstfolgenden Morgen, noch ergriffen von dem Ereignis, an Bord auf und ab ging, kam Margret auf ihn zu. »Ich möchte mit Ihnen sprechen, Doktor Dufour,« meinte sie ruhig. »Viel-

leicht gehen wir auf das Sonnendeck. Dort ist niemand.«

Die beiden gingen an der Marconi-Zelle vorüber und ließen sich in Deckstühle nieder. Vom Meere wehte ein leichter Wind, und die fliegenden Fische strichen über das Wasser.

»Ich muß noch ein paar Worte mit Ihnen reden, Doktor Dufour,« begann Margret und strich sich über die Mundwinkel. Dann sah sie den Hugenotten starr an. Ihre Mundwinkel zitterten. »Ich halte es für richtig, daß zwischen uns beiden völlige Klarheit herrscht.«

»Ich ebenso,« erwiderte der Mann ernst und sah der Frau ins Auge. Sie hielt den Blick aus.

»Herr Doktor Dufour,« sagte sie, »Sie wissen, was ich Ihnen gegeben habe und Ihnen weiter geben wollte. Aber ich habe mich getäuscht. Sie haben selbst, damals auf unsrer Reise nach Rio, gesagt, daß Sie schwach seien. Damals habe ich nicht darauf gehört, denn ich hielt es für eine kleine Koketterie. Das war mein Fehler, aber vielleicht bin ich durch Ihren Ton irregeführt worden. Die Erfahrung hat es mich gelehrt, daß Sie wirklich schwach sind. Sie haben nicht die Kraft, das Glück zu halten, das ich Ihnen gegeben habe und Ihnen weiter geben wollte.«

»Bitte, fahren Sie fort, gnädige Frau,« antwortete der Hugenotte ruhig, als Margret eine Pause machte, mit der Zunge über die Lippen fuhr und den Kopf nach rückwärts legte.

»Schon die Tatsache, daß Sie meinem Mann ein falsches Ehrenwort gegeben haben, hat mich tief getroffen.«

Im ersten Augenblick wollte der Hugenotte aufbrausen; rasch aber sagte er sich: wozu? und nickte ruhig. »Bitte, weiter.«

»Ja, ich muß weiterreden. Es soll restlose Klarheit zwischen uns sein. Wie mich das getroffen hat, muß Ihnen Ruth bezeugen können, wenn sie nicht ganz unter Ihren Bann geraten ist. Ich habe bis zum letzten Augenblick zu Ihnen gehalten; Sie aber haben alles durch Ihre Schwäche zerstört.«

»Gewiß, gnädige Frau,« nickte der Mann und griff nach einer Zigarette. »Sie gestatten?«

»Bitte. Aber auch zwischen Ruth und mir sind Entfremdungen eingetreten, an denen ich Ihnen die Schuld zumessen muß. Ich habe keinen Einfluß mehr auf Ruths Entwicklung. Ruth ist mir genommen.« Frau van Kerckhove tupfte mit einem zarten Tuch langsam ihre Augen.

Dufour stand vor diesem ganzen Vorgang wie vor einem Wunder. Das glaubt sie jetzt wirklich selbst, dachte er. Und er hatte etwas wie peinliche Hochachtung vor solcher Kraft der Autosuggestion. Sie hinderte ihn daran, zu antworten.

»Unsre Wege müssen sich trennen, Herr Doktor Dufour. Sonst wird das Ganze ein einziger Schmutz. Man muß im Leben ‚Entweder — oder' sagen können, sonst geht man unter. Ich will Ihnen beweisen, daß ich als Frau das zu tun vermag. Vielleicht macht Sie das doch noch nachdenklich, und Sie ziehen für Ihr ferneres Leben Nutzen daraus. Ich habe beschlossen, mit meinen Freunden Avenzuales in Teneriffa auszusteigen und dort noch einige Wochen zu verbringen.«

»Und Ruth?« fragte Dufour. Eine drohende Wolke stieg auf seiner Stirn auf.

Margret strich wieder mit den Fingern über die Mundwinkel. »Ich halte es für günstiger, daß Ruth jetzt nicht mit mir zusammenbleibt. Daher habe ich die sympathische, feine Krankenschwester gebeten, sie zu betreuen und sie in Paris meinem Mann zu übergeben. Ich denke, daß auch Sie ihr im Notfall zur Seite stehen werden.«

»Ich denke auch,« entgegnete der Hugenotte und bekämpfte das Zucken seiner Mundwinkel.

»Lieber Herr Dufour,« sagte Frau van Kerckhove und sah dem Hugenotten tief in die Augen. »Lassen Sie uns als Freunde scheiden. Unser Haus in Bern wird Ihnen stets offen stehen, und ich bin fest davon überzeugt, daß Sie an meinem Mann im Laufe der Zeit einen Freund gewinnen werden. Ruth muß jetzt etwas lernen. Sie soll in eine Genfer Pension. Aber vielleicht wird auch sie sich freuen, wenn sie Sie in ihren Ferien bei uns wiedersieht, und später wird sie gewiß gern und mit tiefer Dankbarkeit an diese Zeit zurückdenken.« Sie reichte dem Hugenotten die magere Hand mit dem etwas fleischigen Handrücken. Dufour legte seine Hand hinein und sah die Frau prüfend an.

Sie war wirklich ehrlich, und ihre Worte waren ihr volle Wahrheit.

Da küßte Dufour die Hand, die ihn so oft gestreichelt hatte, aber er lächelte, als er sich über die Hand neigte. —

»Ich fahre mit dir, Dufour,« flüsterte Ruth ihm zu, als er mit Frau van Kerckhove wieder auf das Promenadendeck zurückgekehrt war.

»Ich weiß, Ruth.«

»Freust du dich, Dufour?« Noch lag eine Ungewißheit in der Frage; noch konnte Ruth nicht voll an das große Wunder glauben.

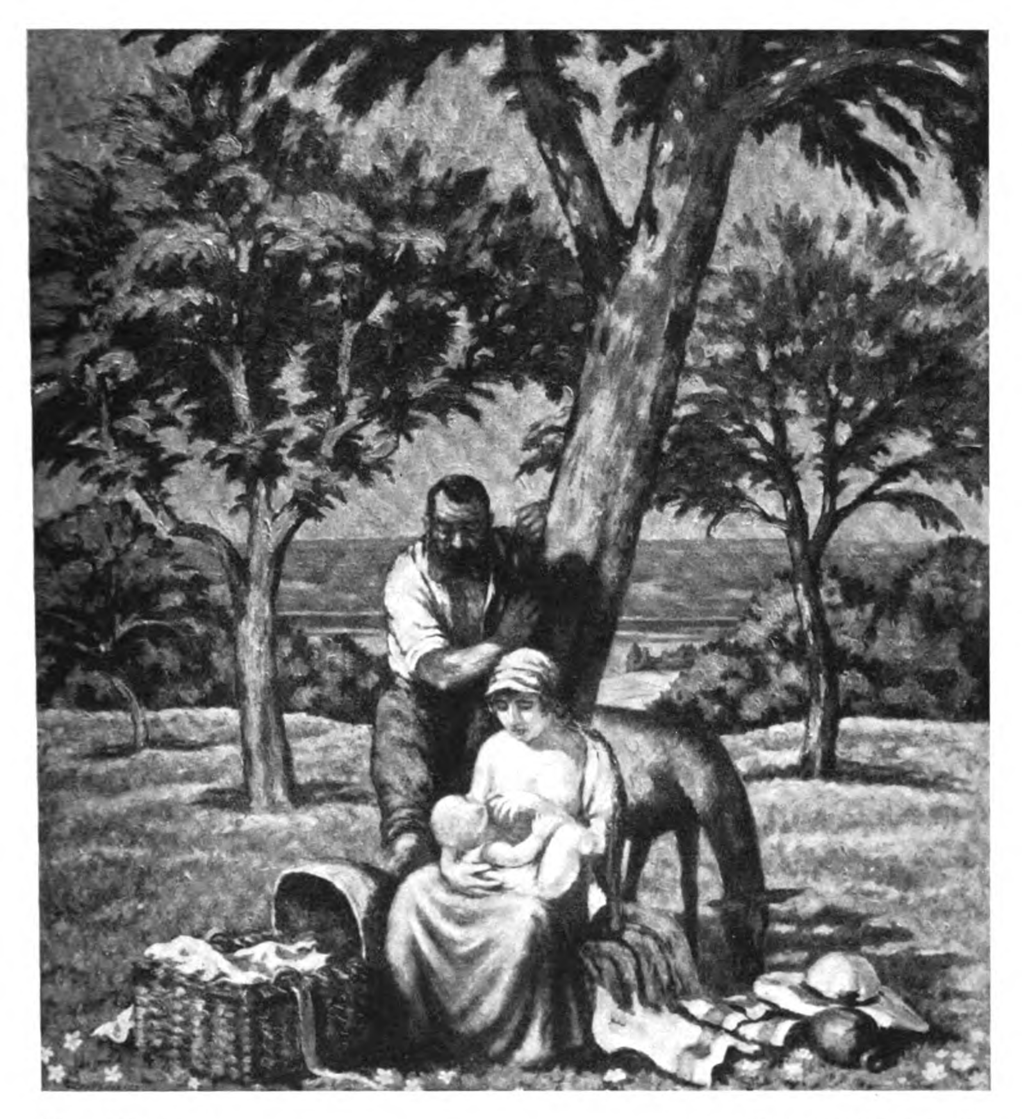
»Ja!« Der Mann sah sie an und nickte.

Da wurde ihr das Wunder Wirklichkeit. Sie sah durch alle Seltsamkeiten, durch alle Wirrnisse, durch den Urwald des Lebens das eine große Licht, dem sie sich angelobt hatte. Ihr Weg war klar. Sie griff nach der Hand des Mannes und sagte beglückt und reich: »Wir wollen, weil wir wollen.«

Romantische Nacht

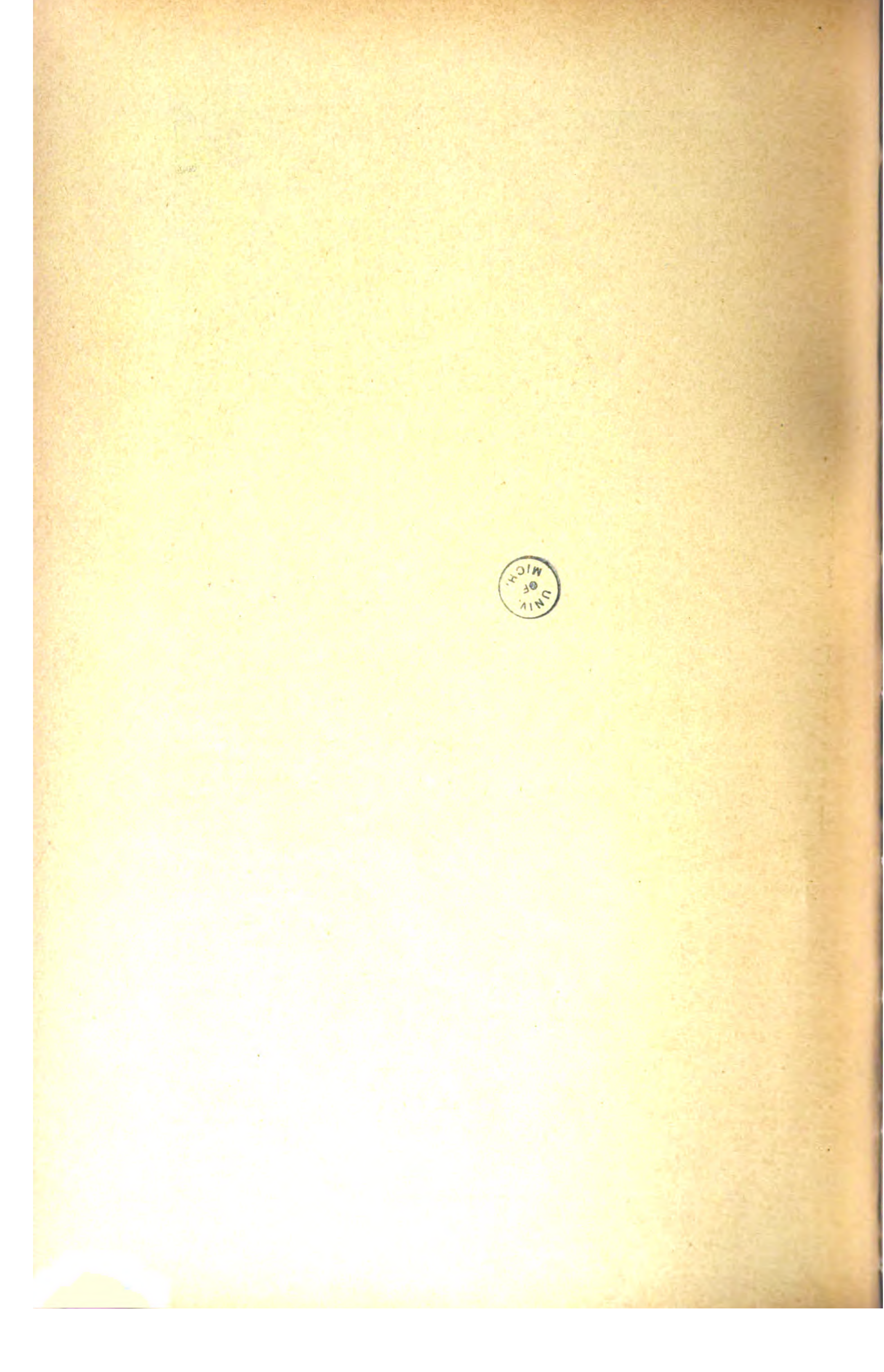
Greif in die Tasten! Schubert soll es sein!
Flackernde Kerzen spiegeln sich im Wein,
Die Römer leuchten wie der Reben Grün,
Aus Klang und Blüten soll uns stark umblühn
Die Hecke, die uns schützt vor lauter Welt!
Nun schlummert sie. Mond hat sie sanft erhellt.
Der Straßen Lärmen schweigt. Schon rauscht der Baum,
Wie lange hört' ich's nicht! Nun lebt mein Traum. –
Gegrüßt sei, Bruder Baum und Bruder Wein!
Ihr kamt wie ich in diese Welt von Stein,
Die stumm gefesselt liegt ... Nun wachen wir.
Der Himmel wacht. In Schlummer liegt das Tier.
Das Tier des Tags. Der Tag war wild und schwül.
Baum, gib ein Blatt! Ich tilge seinen Staub.
Hier ist's nicht mehr der Straße feiler Raub.
Ich leg's an meine Wange, es ist kühl.
Befreiten Herzens tauch' ich's in den Wein,
Ihr sollt bei mir, wie einst, Geschwister sein.
Einst war die Welt nur Glanz und Wälderwind,
Und ich war nichts als Gottes stilles Kind.
Stein, sei verflucht, Erz, sei zehnmal verflucht,
Ihr kalten Mächte, die der Gierige sucht,
Der Unersättliche, der kalt erhellt
Das letzte dunkle Wunder dieser Welt!
Nacht, breite deinen dichten Schleier aus
Um mein von greller Welt bedrohtes Haus!
Rosige Träume steigen aus dem Wein,
Uralte Märchen rauscht der Baum herein,
Gier, Macht und Lärm versank zum Kinderspott,
Aus Duft und Rauschen blüht der alte Gott. –
Laß in die Falten Deines Kleids mich schmiegen,
Aus Wäldergrün und Himmelsblau gewebt,
Laß mich an Deinem großen Herzen liegen,
In dessen Schlag des Windes Atem bebt.
Des Windes, der durch Ährenfluten geistert,
Der Mühlen treibt und Wanderlieder trägt,
Der alles Lebens reiche Rhythmen meistert,
Der Wald und Wolke, Herz und Geist bewegt!
Ich will mich rein in deinen Zauber werfen,
Du alter, treuer, gottgewollter Wind,
Mein Denken nimm, nimm Seele, Blut und Nerven,
Ich bin dein und der Nacht ergebnes Kind! –
Ihr, deren Ohr Mißton der Helle hämmert,
Ihr Armen, die ihr feiert am heißen Tag,
In deren Herzen eine Sehnsucht dämmert,
Die nur entschlummern, doch nicht sterben mag,
Euch ruft die Nacht, die stille gnadenreiche,
Die gotteswinddurchwehte, sternenbleiche,
Euch ruft der Urweltstimme Märchenglück
In ihres Mutterschoßes Sein zurück!
Laßt den durchjagten Tag den tausend andern,
Mit Rosenfesseln euer Herz gezäumt!
Wir wollen demutvoll die Nacht durchwandern.
Was euch der Tag geschenkt, wird euch entgleiten,
Im Schutze dunkler, gnadenvoller Weiten
Ist ewig euer, was ihr träumt.
Gottes Gesellen, schafft die Erde wieder
Aus Mondenglanz und grüner Sternenpracht,
Aus Mühlenrauschen und aus Ährenwogen!
Ein Vogel kommt aus fernem Land geflogen,
Kristallne Märchen leuchtet sein Gefieder,
Und selig füllt sein Lied die lichte Nacht.

Robert Hohlbaum



Rudolf Hause: Ruhe auf der Flucht

Aus der Münchner Kunstausstellung im Glaspalast 1927





Märzmorgen

Ein alter Dessauer

Aus dem Leben des Malers Otto Strützel

Von Franz Langheinrich

Der ehrsame Schneidermeister Leopold Strützel hockte an einem schönen Septembermorgen des Jahres 1855 recht bedrückt auf der Schneiderbude seiner kleinen Werkstatt zu Dessau in der Askanischen Straße. Es waren sorgenvolle Zeiten. Und dort in der Wiege lag ein neuer kleiner Sorgenknäuel, der sich, unbekümmert um die schlechte Zeit, mit heller Stimme als zweiter Sprößling der Familie hinzugesellt hatte.

Wo waren nun alle Träume von Kunst und Glück und höheren Dingen geblieben? Da saß der Leopold auf dem Schneidertisch genau wie sein Vater, der fromme Christ und Kirchendiener, der Werktags die Nadel und Sonntags für seinen Herrgott den Klingelbeutel schwang. Sein Junge wäre so gern etwas andres geworden, Lehrer vielleicht, Musikant oder Maler — aus den Werkstuben sind ja immer besonders kühne und bunte Träume in die Welt geflogen. Aber der strenge Vater ließ solche brotlose Künste nicht zu.



Otto Strützel und seine Tochter
Bildnisgruppe von Richard Scholz

Und so hatte den Leopold Strützel das Leben fest ins Joch eingespannt. Zuweilen freilich regte seine Sehnsucht sich ein bißchen hinaus in schönere Gefilde. Und dann sang er und pfiff, wie der Faden flog, alle Opernweisen, die ihm einfielen.

So, unter den wechselnden Sonnen- und Schattenspielen um die vier Wände des Vaterhauses und die schmalen Gäßchen Dessaus, wuchs der kleine Kerl mit heran, denn »wo schon drei am Tische sitzen, da wird der vierte auch noch satt«, sang Leopold



Heimkehr

Strützel zu Mozarts Weise. Dabei zeichnete er seinem Jungen große Tiere auf Pappe und schnitt sie fein säuberlich mit der Stoffschere aus. Mit großen Augen verfolgte das Bübchen die geschickte Hand des Vaters. Es dauerte nicht lange, so bedeckte sich die Schiefertafel des Dessauer Abcschützen statt sorgfältig gezogener Buchstaben mit allerhand seltsamem Getier, das die Mitschüler voll heller Freude, die Lehrer aber kopfschüttelnd betrachteten.

Eines Tags brachte der Junge ein Paketchen Ölfarben und Pinsel und Palette heim, die ihm ein Freund geschenkt hatte. Der kranke Vater mußte sich recht bequem in seinen alten Sorgenstuhl setzen, und mit erstaunten Augen schaute er zu, wie sein Junge frischweg mit dem Malzeug hantierte, Farben mischte und sein Bildnis auf den Pappdeckel pinselte, und er hielt das unbeholfene Bild lange in seinen Händen.

Der Krieg mit Frankreich brachte noch mehr Not und Kummer in das kleine Haus. Bald nach Friedensschluß legte sich Vater Strützel zur ewigen Ruhe nieder. Auf seinen Lippen nahm er ein Lächeln mit hinüber in die Ewigkeit, die stille Zuversicht seines Herzens, daß der Junge, der bleich an seinem Sterbelager stand, das unerfüllte Erbe seiner Träume und Sehnsüchte zur Erfüllung bringen würde.

Die Mutter freilich sah der Zukunft des Sohnes nicht so zuversichtlich entgegen. Ihr bangte vor dem Gedanken, daß ihr Sohn ein Maler werden sollte, also einer von denen, die man in ihren Kreisen zu den Seiltänzern und Feuerfressern stellte. Sie sah ihn schon von der Gnade eines hohen Herrn oder vom Bettel leben.

Aber Otto Strützels innere Berufung war wurzelecht; nicht umsonst kam er von unten herauf, trug nicht umsonst seinen hartkantigen Dessauer Schädel. Da war in der Nachbarschaft die lithographische Anstalt eines David Neuburger, um die der kleine Strützel oft herumstrich. Auch Neuburger hatte von dem Talent des Nachbarjungen gehört, und eines Tags nahm er ihn mit zu einer Fabrikaufnahme, die für einen Rechnungskopf zu zeichnen war, eine Aufgabe, die der Junge fröhlich löste. Nun brachte er ein paar Groschen heim von solchen zeichnerischen Arbeiten in die schmale Haushaltkasse der Mutter. Und schließlich sollte er als Lehrling in die Offizin Neuburgers eingestellt werden, denn der hatte bald erkannt, welch schätzbarer Mitarbeiter ihm in dem kleinen Kerlchen heranwuchs. Der schlaue Lithograph legte aber vorerst seinen Kontrakt noch nicht auf. Er fürchtete mit Recht, daß es um seine Bedingungen, nach denen die Witwe den Jungen fast vier Jahre allein zu erhalten hatte, harte Kämpfe geben würde.

Zu der bevorstehenden Kaiserkrönung sollte ihm sein kleiner Künstler ein lebensgroßes Brustbild des Kaisers mit Krone und Mantel in vielen Farben entwerfen und lithographieren, das auch pünktlich zur Krönung wohl als erstes Bild



Bei der Feldarbeit

Kaiser Wilhelms 1. fertig war und in Berlin in Riesenauflagen abgesetzt wurde. Auch den Kronprinzen, Prinz Friedrich Karl und Bismarck mußte Strützel in ähnlicher Weise lithographieren. Erst dann rückte Neuburger mit seinem Kontrakt heraus, der mit einem Schlage alle schönen Hoffnungen der Familie zerstörte.

Der junge Mensch aber hatte durch die Lösung dieser Aufgaben Mut und Vertrauen zu sich selber gewonnen. Auch dem Herzog war ein Abzug des Kaiserbildes vorgelegt worden. Er ließ seinem kleinen Untertanen sein Porträt schicken und fünf blanke Taler, deren Glanz strahlend in die arme Behausung der Witwe fiel.

Als dann einmal der würdige Pastor Reich nach der Familie der Witwe schaute, da erzählte ihm diese von ihrem Sohn und wie schwer es ihr sei, dem Jungen das zu geben, was er für sein Fortkommen und seine Lebenspläne brauche.

Der menschenfreundliche Pfarrer, der bei Landesbankdirektor Kühn eine Taufhandlung vorzunehmen hatte, berichtete diesem noch am selben Tage von dem jungen strebenden Menschen. Kühn ließ sich seinen kleinen Landsmann kommen. Binnen wenigen Wochen packte der sein Köfferchen und fuhr mit den Segenswünschen der Mutter nach Leipzig.

Am fernen Horizont entschwanden ihm allgemach die Türme der Vaterstadt, die Jahre seiner Kindheit. Ein Abschnitt seines Lebens lag hinter ihm. Was würde nun der zweite bringen? Er wußte, daß er in der Leipziger Kunstanstalt von Giesecke & Devrient, wo er als Volontär angemeldet war, ähnliche Aufgaben finden würde, wie er sie bei Neuburger gelöst hatte. Das aber waren nicht die Ziele seines Lebens. Darüber hinaus winkte ihm Schöneres. Selbsteignes Schaffen und Gestalten war es, das ihn reizte. Und er fühlte sich stark genug, diesem Wollen die höchsten Opfer zu bringen.

Als Otto Strützel die Heimatstadt verließ, trug er das Gelübde seines künstlerischen Wollens wie einen Talisman auf der Brust. Und es war kaum ein halbes Jahr vergangen, so hatte er bei der Leipziger Firma sein Arbeitspensum erfüllt und sich freigemacht von den beengenden Fesseln reproduktiver Eintagsleistung.

Mit Fiebereifer warf sich Strützel auf illustrative Arbeiten, deren Ertrag ihm die Mittel zum Leben, vor allem aber zum heißersehnten Studium auf der Leipziger Kunstschule brachten.

Der ältere Richard Püttner, der feinsinnige Landschafter, vor allem aber dessen Bruder Paul Püttner waren ihm treffliche Wegweiser. Und nun blühten auch die ersten Künstlerfreundschaften an seinem Wege auf. Arthur Langhammer aus Lützen, Hermann Schlittgen aus Roitzsch und der Dessauer Fritz Bergen waren seine Studiengenossen auf der Leipziger Akademie.

Das Quartett der vier Kunstbeflissenen hatte sich trefflich aufeinander eingespielt, sie fiedelten



Im Amperdörfchen

Freud' und Leid ihres jungen Stürmer-und-Dränger-Lebens getreulich miteinander herunter, und Andante und Adagio wandelten sich so manchen Tag, mehr noch so manche feuchtfrohe Nacht zum tollen Scherzo.

Damals besuchte auch Max Klinger zuweilen die Akademie, sich am Aktzeichnen zu beteiligen. Die Mitschüler hatten einen stillen Respekt vor dem flammendroten großen Kameraden, der schon seine erste Radierungsfolge »Paraphrase über einen Handschuh« herausgebracht hatte. Direktor Nieper aber wies lächelnd heimlich mit dem Daumen nach dem in seine Arbeit vertieften Klinger und flüsterte den andern Schülern zu: »Der kann gar nischt.«

Im Antikensaal schwangen die jungen Sturmgeister Freiheitsreden; Langhammer zeichnete einen Titel für die Hamburger »Neue Welt«, und ihnen selber erschien die ganze Welt so neu, als wäre sie eben erst funkelnagelhell aus ihren Händen hervorgegangen. Strützel hatte sich mit Langhammer im Dachgeschoß eines uralten Hauses der Mühlgasse eingemietet, ein Quartier, das neben ihnen mit unabsehbaren Scharen andrer, nichtzahlender Untermieter, den damals berühmten und berüchtigten Leipziger Wanzen, besiedelt war. Dort befanden sich noch in nächster Nähe die mittelalterlichen Gebäude der einstigen Wasserkunst und in der Pleiße die Pferdeschwemme, wo die Knechte ihre Gäule in den Fluß ritten und mit ihnen zugleich ihre Sonnabendwäsche vornahmen. Nicht weit davon zog die Pleißengasse vom Königsplatz zum Fluß herunter, dicht besiedelt mit geheimnisvollen Teehäusern und ebenso geheimnisvollen reizenden Geishas.

Gerade im Jahre 71 des vergangenen Jahrhunderts, nachdem die siegreichen Truppen aus Frankreich heimgekehrt waren, gab es in dieser »Straße der Leidenschaften« einen merkwürdigen Aufruhr, der zu noch merkwürdigeren Straßenkämpfen führte. In einem der Teehäuser war ein junger Soldat erstochen worden. Die eingerückte Garnison hatte geschworen, den Tod des Kameraden zu rächen, und zog aus, die ganze Straße zu stürmen. Die jungen und alten Geishas, auf den Hausdächern verschanzt, empfingen die Stürmenden mit Dachziegelfeuer. Aber die Barrikaden wurden genommen. Und bald war die Straße in ein bizarres Basarbild aus dem fernsten Osten verwandelt. Farbige Kimonos, goldglänzende Papageienkäfige mit exotischen Vögeln, die mit gesträubtem Gefieder mitten in dem Kampflärm ihre artigen und unartigen Phrasen schnarrten, flatternde Seidenschals und Bronzebüsten berühmter Männer, kupferne Teekannen und schwellende Daunenkissen, Musikinstrumente und klirrendes Porzellan, alles flog, flatterte und dröhnte durch die Luft und aufs Pflaster. Erstaunt sah der brave



Austrieb

Pfahlbürger der Seestadt, welch köstlicher Farben- und Formenzauber, hinter den bescheidenen Fassaden der zierlichen Häuschen bisher verborgen, sich nun in das stille Licht seines bescheidenen Alltags ergoß. Den drei jungen Freunden war der phantastische Inhalt der Häuser, der in so bunten Wellen die Gasse durchschäumte, weniger unbekannt. Hatte doch einer der Ihrigen dort seine Scharmante, die ihn und die Kameraden manch liebes Mal zu Klößen mit Schweinebraten und Meerrettichtunke einlud. Mit tiefem Kummer sahen sie das gastliche Heim zerstört, den lieben Traum verflogen. Betrübt wandten sie sich nach der Burggasse, im Thüringer Hof den Kummer bei einem Paar Regensburger Würstchen zu vergessen.

Bei all dem brausenden Jugendmut wurde wacker geschafft. Keine Illustration, der nicht eine gründliche Naturstudie vorausging. Niepers unzureichendes Können hatten Strützel und seine Kameraden längst überflügelt und hinter sich gelassen. Was die Akademie ihnen noch geben konnte, das war die gegenseitige Belehrung, die sie mit ihren Studien heimbrachten

aus den alten malerischen Gassen Leipzigs, aus den lieblichen Flußniederungen, den schönen hohen Waldungen, die die Lindenstadt umhegten. Hier, in diesen Jahren, hat der junge Künstler den Grund seiner ererbten Begabung in unablässiger Arbeit erweitert und ausgebaut, einen Grund, auf dessen urgesunden Fundamenten sein Lebenswerk sich aufbauen konnte.

Es trieb den Landschafter Strützel schon in diesen Studienjahren oft in die Weite. Sobald ein kleiner Überschuß im Beutel klang und Frühlingsluft und klarer Himmel lockten, ward das Malgerät geschnürt, ging es in die Ferne. Nach dem Norden bis nach Dänemark, nach dem Süden bis in die Tiroler Berge. Dabei vergaß der junge Maler die Heimat nicht. Immer einmal war er bei der alternden Mutter daheim, und mehr als einmal hat er sie gemalt, das treue, versorgte Antlitz, das seine Kindertage betreute und sich einst liebevoll auf seine ersten Worte und Schritte gebeugt hatte.

Freund Langhammer war inzwischen nach München übergesiedelt. Es kam die Militärpflicht heran, und in dem Kollegen-Dreiblatt Lemmel-Liebsch-Strützel rückte das Malerlein beim 107. Infanterie-Regiment ein, das in Leipzig, Tür an Tür mit der Kunstakademie, in der Pleißenburg lag. Den kleinen Einjährigen Strützel steckte man in die zwölfte Kompanie; der hochgewachsene Max Klinger diente im selben Jahre bei der ersten.

Auch dieses kriegerische Jahr vertropfte. Da lockte Düsseldorf und der Ruf seiner Kunstakademie den Vorwärtsstrebenden. Er sagte den Leipziger Freunden, Gassen und schönen Mädchen Valet. Frohgemut schwang er seinen Wanderstecken in die blaue Frühlingsluft.

In Düsseldorf wollte Strützel nunmehr um Farbe und Palette endgültig und ausschließlich dienen. Die frohe, gesunde Geistesluft rheinischen Wesens bekam dem humorigen Gemüt des jungen Malers ausgezeichnet, sie ging ihm leicht ein wie Wein und Liebe. Es gab da ein Jahr, das er füglich hätte sein Marienjahr nennen können, denn es bescherte ihm nacheinander die Liebe dreier Marien: einer Düsseldorfer, einer Münchner und zuletzt einer schwedischen, bei der er denn auch end- und ehegültig hangengeblieben ist.

In diesem Marienjahr war es auch gewesen, wo Strützel sein erstes großes Bild, einen »Sommerweiher«, im Münchner Glaspalast ausstellte, das sogleich starke Beachtung fand.

Der junge Maler kam selber nach München, und als er hier Heinrich von Zügel, den tiefverehrten Meister, kennenlernte und ihn fragte, ob er sein Bild gesehen habe, sagte dieser: »Was, das ist von Ihnen? Das ist eine ausgezeichnete Arbeit. Es sollte eigentlich die Medaille bekommen, aber es war zu Düsseldorfisch, zu sehr von links nach rechts durchgemalt.«



Abziehendes Wetter



Aufklarende Luft

Diese Begegnung mit Zügel, wie überhaupt der Münchner Besuch, sollte für Strützels Lebensgestaltung von einschneidender Bedeutung werden.

Bei seiner angeborenen Liebe zur Ebene zogen ihn die Linien, die feinen Stimmungsreize des Dachauer Mooses ganz besonders an. Hier fand er seine zweite künstlerische Heimat, und unter Zügels Einfluß, der ihn mit zu einer Studienfahrt in seine Württemberger Heimat nahm, machte er im Dachauer Gelände, neben landschaftlichen Studien, seine ersten Versuche in der Darstellung der Schafe und Schafherden, die die einsam schönen Fluren belebten.

Zwar kehrte er noch einmal für zwei Jahre nach Düsseldorf zurück, hier eine rege Tätigkeit zu entfalten. Mit Hugo Mühlig und andern Kollegen suchte er die Schwalm auf, das hessische Nestchen Willingshausen, wo Ludwig Knaus zu seinen herrlichen Bildschöpfungen einst Ideen und Studien fand. Die Freude an der Staffage, die Dachau und seine Motive in ihm geweckt hatten, konnte er in der Schwalm eifrig vertiefen. Und wiederholt, im Frühjahr und Herbst, finden wir Strützel hier in der Arbeit. Er begab sich in der Zwischenzeit noch auf Studienreisen nach Lothringen und in die Gotenburger Schären, wo ihn die Mannigfaltigkeit der Küstenbildungen fesselte. Aber immer begleitete ihn dabei die heimliche Sehnsucht nach München, einer stillen Liebe, die in einem großen Bilde, einer Schafherde bei Dachau, ihren Ausdruck fand. Das Bild wurde vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen erworben. Und endlich, nachdem er einen arbeitsreichen und glücklich verträumten Herbst in der Schwalm gelebt hatte, folgte er dem Zuge des Herzens und siedelte nach München über, hier die Stätte seines Lebens und Schaffens zu betreten, die er nun nicht wieder verlassen sollte.

Wohl lockten ihn in den ersten Jahren seines Münchner Lebens manchmal liebliche Vorfrühlingstage nach dem stillen Schwalmdorf und seinen herbschönen Fluren, aus denen er reiche Beute für spätere Bildschöpfungen heimbrachte. Und nie schwieg die alte Wanderlust, die ihn oft noch hinausführte nach Schweden, an die Riviera, nach Frankreich, in die Wachau, an den Gardasee, in die Tiroler Berge — die reichgefüllten Studienmappen, die wertvollen Skizzenbücher des arbeits- und bildungsdurstigen Künstlers sind köstliche Zeugnisse dieser wohlgenützten Wanderzüge.

Aber mit dem Weggang von Düsseldorf waren seine Sturm-und-Drang-Jahre beschlossen. Die Zeit der Reife, der Ernte kam heran. Die bangenden Zweifel waren einer stillen Sicherheit gewichen. Und ausgerüstet mit den Erfahrungen seiner wohlangewandten Lehrjahre, den Schulsack angefüllt mit erworbenem Wissen und Können und das Herz voll nie erlöschender Ehrfurcht vor den ewig schönen Wundern der Natur und



Spätherbst

ihrer Geschöpfe, trat Strützel in die vierte Staffel seines Lebens ein, in die Mannbarkeit seines Schaffens, in seine Münchner Zeit.

Hier in München umgab den Glücklichen alles, was sein Künstlerherz froher schlagen ließ. Dieses Ureigne des Münchner Seins, dieses Leben und Lebenlassen, das Ausgleichende der künstlerischen Atmosphäre, der frische Zug geistigen Schaffens und Erlebens, die glasklare Höhenluft, die aus den Bergen hereinweht in die schöne Stadt an der rauschenden Isar.

Wie bisher im Leben, war es ihm um die Erfüllung der Aufgaben zu tun, die in ihm nach Entfaltung drängten. Und wie ihm über der Liebe und den Genüssen des Lebens höchster Zweck dieses Lebens die Arbeit war, so stellte er sie auch über die kleinen Gevatterschaften und Grüppchenkämpfe, wie sie bei der Vielgestaltigkeit und den Gegensätzlichkeiten der Künstlerrepubliken nun einmal unvermeidlich sind.

Zwar wurde er Mitbegründer der Münchner Sezession, und in der alten Allotria am Leinfelder, aus der prächtige Zeichnungen von ihm herrühren, schwang er gern den Krug und die Pritsche seines trockenen Humors. Als er jedoch bemerkte, wie schon in der Neugründung Strömungen und Einflüsse sich fühlbar machten, die seinem geraden Sinn zuwiderliefen, trat er still und bescheiden beiseite. Um so fester schloß er sich an künstlerische Einzelpersönlichkeiten an, die gleichartig mit ihm fühlten. Und das innige Verhältnis, das ihn noch heute mit vielen dieser Männer, besonders mit Heinrich von Zügel, verbindet, war ihm reicher Ersatz für eine Gruppenherrlichkeit, der er nicht viel Sinn und Geschmack abgewinnen konnte.

Man wurde bald auch in weiteren Kreisen aufmerksam auf den Namen Otto Strützel. Ein großes Bild, zu dem die Studien noch aus den Vorfrühlingstagen der Schwalm herrührten, ließ die Kollegen aufblicken. »Ein heiterer Märztag« nannte es der Künstler: alte blätterlose Eichen auf einem Hügel, weidende Schafe, verdämmernde Ferne. Das war mit einer Liebe vor der Natur erfühlt, mit starker Hand erfaßt und zusammengeschweißt, dabei von tiefer Innigkeit und Feinheit der Farbwerte, ein Werk, das große Hoffnungen erweckte. Und diese Hoffnungen haben sich in der nun folgenden fruchtbarsten Münchner Schaffenszeit Strützels in reichem Maße erfüllt. Was er, neben seinen Auslandsreisen und alpinen Motiven, aus dem Dachauer Moos, aus den Isar-Auen allein an unvergänglichen Werten herausgeholt hat, das stellt sich in einer fast unübersehbaren Ernte reichsten Bildschaffens dar.

Sein erstes Isar-Bild »In den Isar-Auen« erhielt die ehrenvolle Erwähnung eines Pariser Salons und wurde auf der Jahresausstellung in München, wo es ihm die Kleine goldene Medaille einbrachte, vom Bayrischen Staat erworben. Ebenso später ein Vorfrühlingsbild aus der Schwalm. Ein weiteres großes Bild »Bene-

Frühling im Walde

biktenwand« ging in den Besitz des Kaisers von Österreich über. Prinzregent Luitpold von Bayern erwarb zwei größere Arbeiten des Künstlers aus dem Dachauer Moos. In- und ausländische Galerien und Privatsammlungen sind im Besitz seiner Bilder, Kleine und Große goldene Staatsmedaillen wurden ihm zuteil, bayrische Orden zieren die Brust des Professors, der nach der Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres noch immer rüstig und aufrecht in vollster künstlerischer Tätigkeit steht.

Beseelte Landschaft, das ist das deutsche Meisterzeichen Strützels. Diese Meisterschaft beginnt schon in der Wahl seiner Motive, zeigt sich in seinen Ausschnitten und Kompositionen. Immer wieder gewinnt er der selig verträumten Vor-



Abendläuten

frühlingsstille einer Flur, der schwermütigen Versunkenheit eines Herbstnachmittags einen neuen seelischen Ausdruck ab. Es ist in manchen seiner Bilder, als habe der Maler sich hingeneigt ans Herz der Natur, den heimlichen Pulsschlag im Aufwachen einer tauigen Morgenfrühe, im sanften Verlöschen einer Abendstunde zu erfühlen. Die Menschen und Tiere, die jene Fluren beleben, sind ihm nicht nur Staffage, Farbflecken und Kompositionswerte. Die Schafherde, die um die herbstliche Einsamkeit eines Hügels grast, ist selber ein Teil dieser Einsamkeit, des Schweigens, das nur noch in wehenden Sommerfäden webt. Der Ackersmann, der sein Ochsengespann über die Scholle lenkt, trägt die erste Frühlingsluft, den Odem der aufgebrochenen Erde herb an dich heran.

Es hieße das Buch der Natur ausschreiben, wollte man die ganze Schaffenswelt dieses Künstlers zu schildern versuchen. Er beherrscht die Aktform eines Baumes, einer Waldgruppe mit derselben Sicherheit, mit der er den Körper eines Menschen, eines Tieres formt, die Bildferne des Himmelsrandes und verdämmernde Hügelketten, die ganze weltverlorene Weite einer Landschaft in den enggeschlossenen Raum seiner Leinwand einfängt und übersetzt.

»Im Frühling und Herbst muß man draußen malen«, sagt er — es ist bezeichnend für die Klarheit seines Wesens, daß er die durchsichtige weite Luft dieser Jahreszeiten liebt, die Bestimmtheit der Form ihres Wachstums, die vom Künstler unbedingte Hingabe und Entschließung fordert. Es ist leichter, die Massen sommerlicher, in Licht und Schatten breitgewölbter Baumkronen hinzustreichen, als dem entlaubten Wipfel in die Aktgeheimnisse seiner Äste und Zweigbildungen mit sorgsamer Hand nachzugehen, die unendlich feinen Lichtverteilungen in diesem eigenwilligen Gewirr aufzuspüren.

Im Frühling und Herbst. Nun ist es Herbst des Lebens, still lächelnd blickt der Maler den Weg zurück. Das alte Häuschen in der Askanischen Straße zu Dessau steht längst nicht mehr, bei einer Feuersbrunst ging es zugrunde. Nur zwei alte, rührend schöne Bildnisse der Mutter, die unter des Künstlers Studien an der Wand des Ateliers hängen, sprechen noch von jener verwehten Zeit. Und in der Galerie seiner Vaterstadt gibt ein Bild eines pflügenden Bauern im Dachauer Moos Zeugnis von der reifen Meisterschaft des einstigen Dessauer Schneiderjungen.

Die Wälder der Jugend rauschen fern — und wie Lynceus der Türmer spricht der greise Künstler versonnen:

Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle, es war doch so schön.



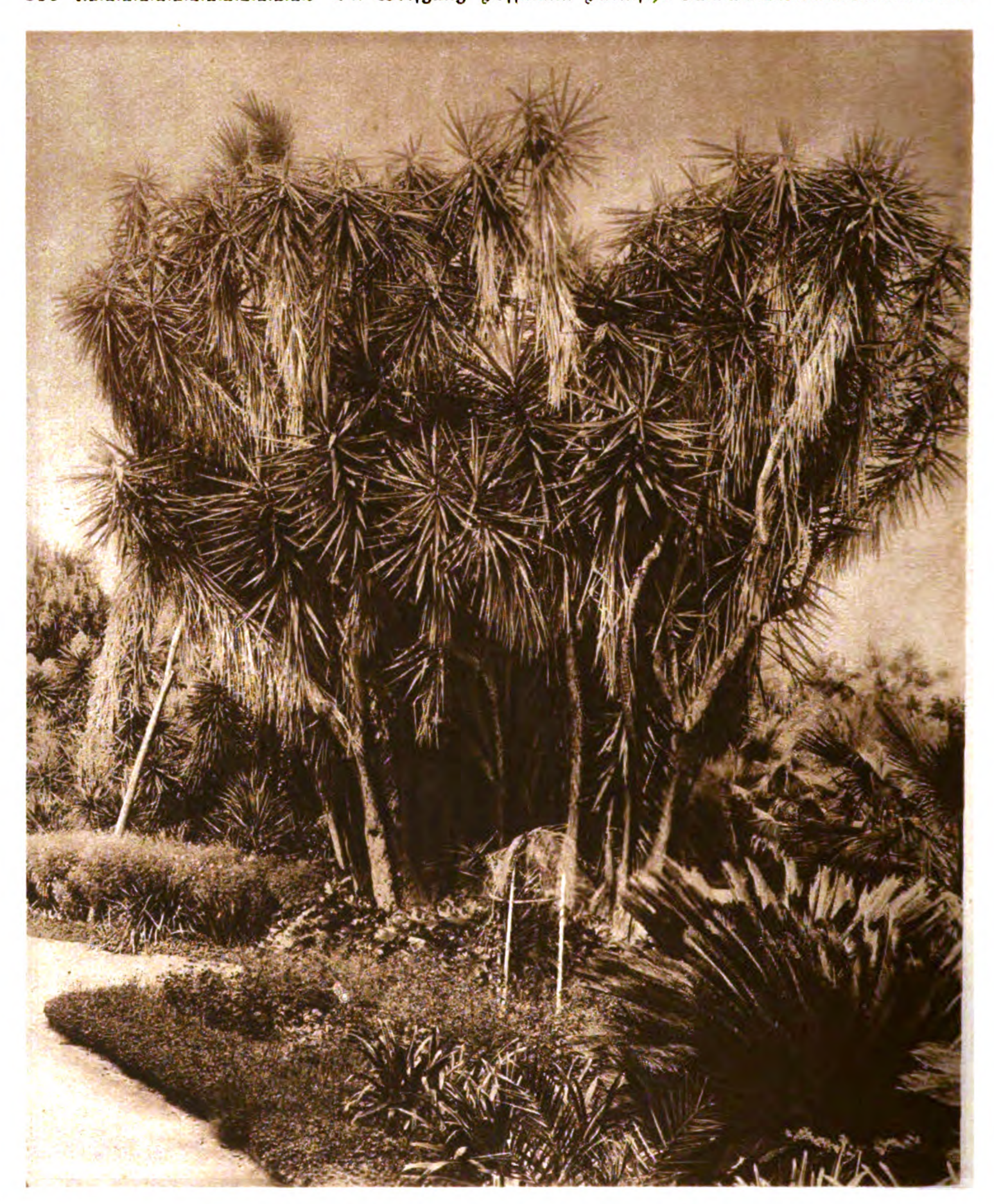
Partie aus den Jardins d'Essay zu Algier

Nordafrikanische Gärten

Von Dr. Wolfgang Hoffmann-Harnisch

Rings um die Hafenbucht Algiers, terrassenförmig ansteigend zu beträchtlicher Höhe, liegen in einem Halbkreis, der nach Norden zum Meere sich öffnet, jene gartenbedeckten Berge, die dieser sonnigen, heiteren Mittelmeer-Großstadt den charakteristischen Hintergrund geben. Am östlichen Rande des Kessels, hoch über den lärmenden Geschäftsstraßen, drückt sich ein kleines Plateau in die Falten der Bergzüge; übermannshohe Mauern umfrieden die Plattform, ein Meer von Palmenkronen wogt im Winde über dem Garten St. George. Kakteen und Agaven säumen die sauberen Kieswege, breiten Beeten von Heliotrop entströmen Wolken von Düften, an den glatten Stämmen der Feigen, die noch blattlos, aber schon mit kleinen Früchten bedeckt sind, rieselt der reichliche Januarregen herab. Überall leuchten Zitronen, Mandarinen und Orangen aus den Baumkronen, und gezähmte Gazellen spielen um die Säulenstümpfe und Weinkrüge, die aus den benachbarten alten Römersiedlungen hierher gebracht, aufgestellt und mit Schlingpflanzen besetzt wurden. Es sind die ersten römischen Altertümer, die uns auf diesem Wege begegnen, und noch fordern die Inschriften unser Interesse heraus. Vom Siege irgendeines Zenturionen über räuberische Berber spricht die zerfranste Ecke eines Marmorklotzes, ein dünnes, schmales Täfelchen rühmt die Gottseligkeit einer römischen Christin. Überall bei den Übergängen aus höheren Terrains zu tieferen stoßen Marmorteile weiß und gischtig vor in die grünen und bläulichen Pflanzen- und Blumenteiche. An den Grenzen fließen breite Pergolen dahin, Delfter Kacheln, maurische Kacheln, Kacheln von Urbino und aus Umbrien, flämische Bauernkacheln und Kacheln aus ostdeutschen Porzellanen — alle nebeneinander verwendet und wunderlich gemischt, liegen in einem jahrhundertelangen Kampf gegen Sonne und Hitze, und fein rieselt aus den Bassins orientalischer Wasserkünste der Springstrahl über den polierten Grund, dem Wandelnden Kühle entgegendunstend.

Tief unten, wo die mächtigen Hafenanlagen klein wie Krippen sich ausbreiten, träumt selig das Mittelmeer, selten sind die Felsbrocken, an denen das Wasser zu Fontänen sich bricht. Ein tiefer Friede liegt über der winterlich-sommerlichen Landschaft. Gesicht, Gefühl, Geruch sind gleichermaßen bezaubert — einzig das Ohr bleibt leer, denn vogellos träumen diese Gärten dahin.



Seltene Palmengruppe in den Jardins d'Essay

Gut einen halben Tagemarsch entfernt von diesem Berggartenfleckchen liegt hart am sandlosen steinigen Strande ein großes düsteres Reich, das endlos zwischen Berg und Wasser sich breitet: die Jardins d'essay. Durch das schmiedeeiserne Tor und über die breite sandbestreute Terrasse steigt man wiederum marmorne Stufen herab; endlos dehnt sich ein breiter Wiesenstreifen, von Bassins unterbrochen — im ganzen ein Anblick ähnlich dem von Versailles —, und lustig pfeifend, federnd und leicht geht man zwischen Rosen dahin, immer geradeaus, bis endlich, müde des freien Anblicks, man sich rechts wendet zu den dunklen Gebüschen. Aber schon wird zaudernd der Fuß, das Lied auf den Lippen erstarrt, langsamer, schwerer wird der Gang, schaudernd der Atem — denn mit wenigen Schritten befindet man sich mitten im tropischsten, düstersten Walde, und mitleidlos sperrt der ununterbrochene Baldachin von Palmen und Blättern die Strahlen der Sonne ab. Aus breiten Wasserlöchern hebt sich streifig der Papyros und der Bambus, aus dem tankgrünen Brei steigen schmutzige Blasen. Luftwurzeln umklam-

mern einander, halten das wuchernde Grün entfernt. Auf braunem Erdgrunde wie kleine Kapellen stehen sie da; unter breiten Blattpflanzen sprießen mit Heftigkeit und Unaufhaltsamkeit wie mächtige Spieße junge fleischige Triebe hervor, und ein arabisches Weib füttert im Vorbeigehen damit das Kind auf dem Arm. Stundenlang bedrückendes Gewirr unheimlicher Formationen — bis plötzlich die Wirren sich ordnen, durch Gipfellücken die ersten Sonnenstrahlen auf die Gänge tanzen, nach wenigen Schritten der Vorhang sich öffnet und eine neue Bühne zu einem Schauspiel für Reifröcke und Eskarpins sich breitet: künstlich geschnittene Bäume säumen kurzgehaltenen Rasen, und in gemauerten flachen Bassins mit marmornem Rande fließt klar und durchsichtig trinkbares Wasser dahin.

Heiterer wird der Blick und froh des neuen Wunders, bis nach abermals tausend Schritten neues Gewirr sich dehnt und — gegen das Ende der weiten Gebiete — abgetrennt der Tiergarten beginnt. Der ist leider gewöhnlich. In kälteren Zonen sah man schon Besseres. Aber immer wieder erfreuen die Spiele der Natur, und als alten Bekannten begrüßt man Adebar den Storch und den seltenen schwarzen Kolkraben. Mächtige Widder von unvorstellbarer Größe bevölkern eins der vielen Quadrate, und staunend sieht man, wie wohlgeeignet jedes der Tiere ist, einen Mann unter dem Bauche zu tragen und im zottigen Fell die klammernden Hände zu verbergen. So mag schon einiges wahr und geschehen sein von jenem Einfall des listenreichen Odysseus, hier stehen nach vielen Jahrtausenden ruhig und regungslos die lebendigen Zeugen noch da.

Wendet man aber abermals den Schritt hinauf zu den Höhen, diesmal mehr östlich, so kommt man zur Villa Sesini, jenem Märchen- und Feenschloß, das weit über die Bucht hin auch dem unbewaffneten Auge bereits von der andern Seite des Kesselrandes zaubervoll entgegenglänzt. Die alte orientalische Pracht ist fast zerfallen: das Spiel der Kacheln auf den Terrassen und in den Wandelgängen ist vielfach unkenntlich geworden. Bilder sind herausgerissen, andre zerstört, der Stuck ist abgebröckelt, die schmiedeeisernen Fenstergitter hängen lose in den verwitterten Mauern, die Fensterläden sind geschlossen. Tot und unbelebt liegt das Feenschloß da, und einzig eine hohe Antenne auf dem Dache beweist, daß nicht schon seit Jahrhunderten dieser Märchenfleck verödet liegt. Ringsum aber ziehen breite Gürtel von Palmen sich hin, hier auslaufend in eine wuchtige, marmorne Balustrade, die hoch auf einen Felsen aufgesetzt ist, dort sich brechend an einer uralten römischen



Höhenstraße von Algier

Mauer, hinter der Weinfelder sanft abwärts sich neigen, und dort versickernd in einem breiten Feld von Unrat und Abfällen, an dessen Rändern Veilchen blühen, groß wie Nelken und doch süß duftend. Hier müssen in alter Zeit viele Romanzen gespielt haben; der Ort sieht ganz danach aus, als wäre ein junger Europäer einer Sultanstochter nachgeschlichen, und gerade jener Hauch von Verwesung, der über dem Ganzen liegt, macht es doppelt wahrscheinlich, daß dieser Fleck Erde verwunschen und verzaubert ist. Jetzt, im 20. Jahrhundert, ist er alle paar Monate einmal von lautem und barbarischem Geschrei erfüllt, denn die Kinematographisten, die durch Algier reisen, um Motive zu suchen, bleiben mit gesetzmäßiger Notwendigkeit hier hängen und verlegen die Träume ihrer Helden und Stars mit Sicherheit auf diesen Berggipfel, von dem man so gut die weißen Würfel der Kasbah als Hintergrund mit hereinziehen kann ins flimmernde Geschehen. Fern leuchtet der Obelisk, am Horizont sieht man die Dampfer sich ruhig hereinschieben, während sie bald ein paar hundert Meter weiter in der Brandung schaukeln und schlingern; aber rückwärts gewendet, erkennt man die schneebedeckten Gipfel des Atlas. Nicht ohne Wehmut verläßt man die hängenden Gärten, um durch den Bois de Boulogne — wie die Bewohner von Nouvelle France den algierischen Stadtwald stolz nennen — heimzuziehen ins Hotel, das man aufschaudernd erfüllt sieht von einigen hundert Amerikanern, die eine neue Expedition Cooks für vierundzwanzig Stunden Dauer über die romantische Stadt ausgespien hat.

Wie die Hauptallee eines großen Schloßgartens führt der Mittelweg durch das Museumsgelände von Tipaza schnurgerade zu der Riesengrabstätte der römischen Christen. Ein breiter Kiesweg ist rechts und links von den Frontresten antiker römischer Villen eingesäumt, Weymouthskiefern wachsen aus gekachelten Fußböden, Ginster steht mannshoch zwischen Säulenfüßen, Orangen und Zitronen beschatten unendliche Reihen von Wein- und Ölkrügen, von Marmorsärgen und Figurenresten. Das alles, Häuserreihen, Blumen und Bäume, säumt diesen Weg als breiter dekorativer Streifen und gibt von Lücke zu Lücke den Blick frei über die unendliche Heide, auf der Schaf- und Ziegenherden weiden, bis zu den Abhängen herüber, unter denen das Meer brandet. Wenn die Agaven nicht immer wieder ihren spitzfindigen Beweis führten, daß wir uns in Afrika befinden — man könnte glauben, auf dem Anfahrtsweg durch den Garten eines englischen Heideschlosses zu wandeln.

Ein einziger großer Garten von 15 000 Dattelpalmen, liegt die Oase Biskra am Rande der Sahara, ein paar Dutzend Kilometer hineingeschoben in die Wüste. Dort, wo die ersten Dünen sich kräuseln und die ersten Chotts sich



Nachtstimmung im Garten Allahs zu Biskra

Palmenallee im Tiergarten zu Algier

breiten. Noch vor wenigen Jahren lag Alt-Biskra in biblischer Ruhe wie vor Jahrtausenden da, einzig bevölkert von Kameltreibern und Dattelbauern. Zwar führt schon jahrzehntelang die Eisenbahn hierher, und die Karawanen, die aus dem Süden kommen, vom Sudan und vom Kongo, enden den dreivierteljahrlangen Weg seit unvordenklichen Zeiten in den breithöfigen Karawansereien. Nun aber steht, in wenigen Jahren aus der Erde geschossen, neben den Lehmmauern des Wunders von Alt-Biskra ein europäisches Stadtviertel mit gepflasterten Straßen, internationalen Hotels und Basaren, in denen echt arabische Handarbeiten Pforzheimer Ursprungs den Töchtern der Neuen Welt angehängt werden. Den ganzen Winter über ergießen sich Ströme englischsprechender Reisender und mit ihnen Ströme von Gold in die einst so stille Oase. »Handel und Wandel blüht«, und eine Industrie von Bauchtänzern, Fakiren, Schwertertänzern und Feuerfressern niederster Sorte kann vor der westlichen Kritiklosigkeit bestehen und scheinbar gute Geschäfte machen.

Und das alles »verdankt« Biskra einem einzigen Buch, dem amerikanischen Roman »Der Garten Allahs«. Dieses Kitschgemisch von spannender Handlung und Sensation hat in Hunderttausenden von Exemplaren die englischsprechende Welt überschwemmt und dadurch das »Erblühen« Biskras verursacht. Eins der wenigen Beispiele dafür, daß literarische Taten ökonomische Früchte zeitigen.

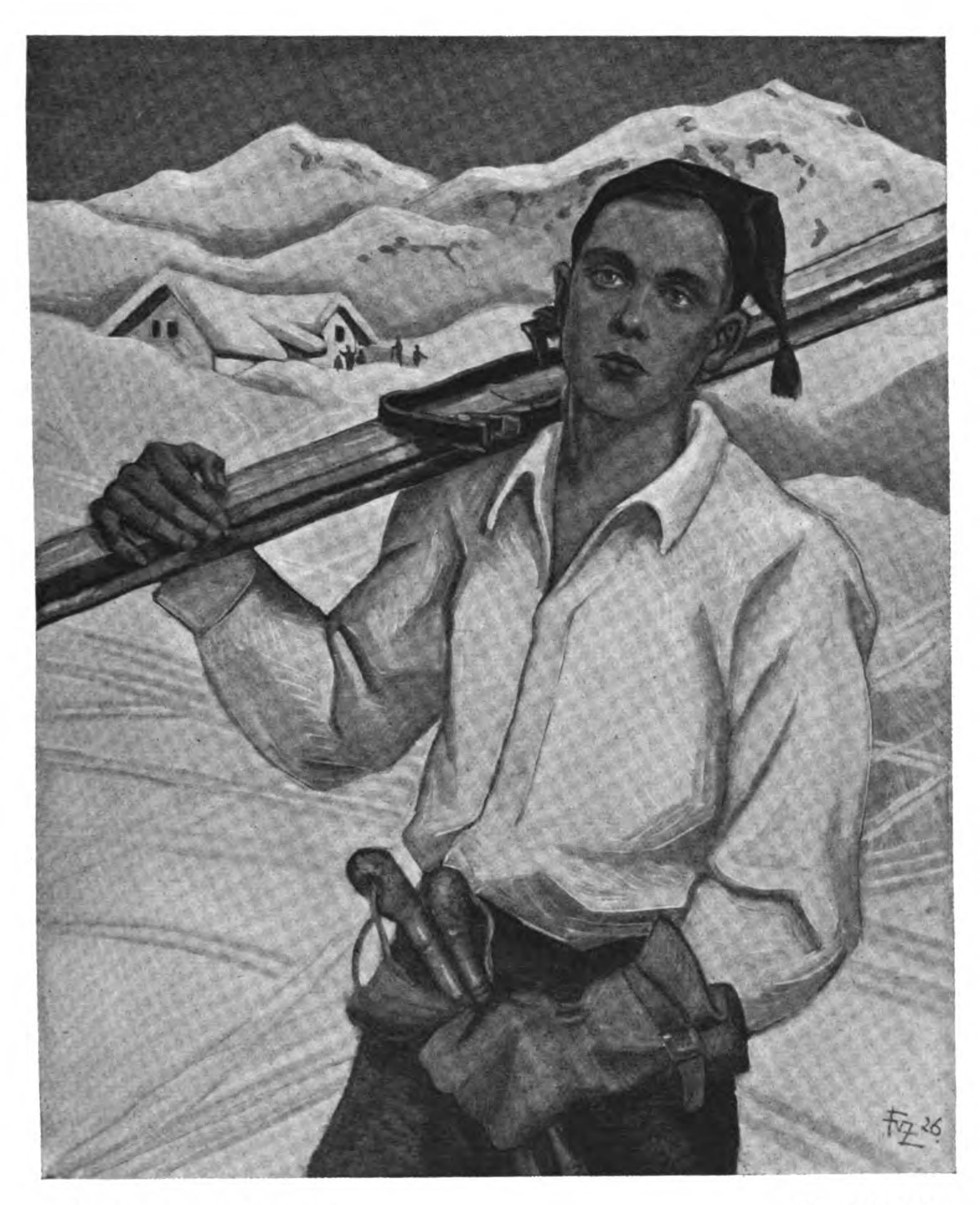
Den »Garten Allahs« aber gibt's wirklich hier. Ein zweiter Garten St. George liegt er da, von Mauern und Hecken umgeben, gepflegt und behütet als das Wahrzeichen Biskras, nur nicht wie jener auf Berglehnen hängend über dem Meer, sondern ausgestreckt in die unendliche Flachheit der ihn rings umgebenden Wüste. Einst, da er noch nicht einem französischen Grafen gehörte, der von Paris aus sich dieses Besitzes erfreut, sondern natürlicherweise einen arabischen Herrn hatte, mag er jene Patina von Schlamperei und Stimmung gehabt haben, die an orientalischen Gärten so seltsam entzückt. Heute hingegen ist er ein Wundergarten wie viele Wundergärten auch, und enttäuscht verläßt man das europäische Tor.

Blick von den hängenden Gärten der Villa Sesini auf Algier

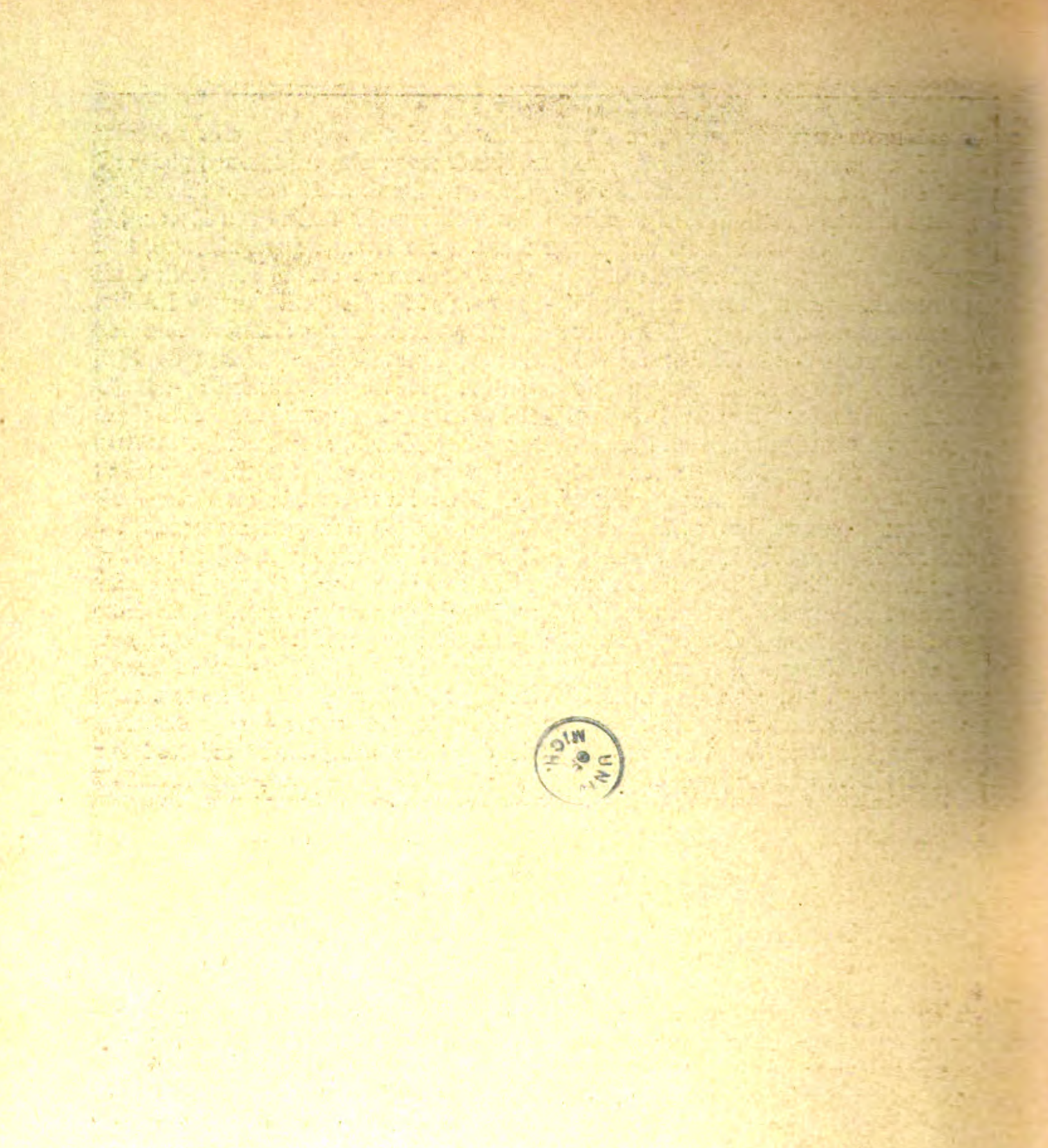
Von eigenartigem Reiz sind die Hausgärten hinter den burgartigen Lehmhütten in den alten Oasen. Eine mehr oder weniger zerfallene Mauer aus Lehm, Stroh und Kamelmist umfriedet etwa zweitausend Quadratmeter Boden, auf dem ein paar Dutzend Dattelpalmen stehen, jede sorgfältig bewässert, einige Orangen- und Feigenbäume und ein paar Weinstöcke. Der Boden ist meist graslos. Von den Erträgnissen dieser Stückchen Erde, die Quadrat an Quadrat sich stundenlang hinziehen, leben diese Oasenbewohner. Jede Palme trägt einen bis drei Zentner Datteln, die teils selbst gegessen, teils eingetauscht oder auf den Dattelmärkten in hochaufgeschichteten Haufen verkauft werden.

Wiederum sitzt man in hängenden Gärten über den flachen Dächern der Villen, die die Hänge bevölkern, wiederum sitzt man unter Palmen und blickt über die Mediterrane — doch diesmal in Tunis, im neuen Karthago, das auf den Trümmern über der alten Weltstadt sich als Villenkolonie ausgebreitet hat. Auf dem Berghang, da vorzeiten ein römischer Garten lange nach der Eroberung gelegen, sind zwischen Bäumen und Palmen die phönizischen und römischen Altertümer ausgebreitet, und die weißen Brüder hüten und erklären die Schätze. Mittendrin in den Fels gehauen die zehn Meter tiefe geräumige Zisterne, die nach dem Gesetz jeder Bürger für den Fall der Belagerung in seinem Garten zu halten verpflichtet war. Tausendfältig, ringsum eingebettet in Rosensträucher, am Fuß von Palmen aufgestellt, schlafen die Kapitelle und Vasen, Weinkrüge, Inschrifttafeln, Sarkophage, Bänke und Sessel aus den Tagen der Phönizier, der Römer und schließlich der Christen.

An der ganzen nordafrikanischen Küste überall dasselbe Bild: die felsigen Ausläufer des Atlas schieben sich vor bis an die Küste, fallen sanft nieder, vielfältig gestuft bis zum Strande; überall, wo die tausend Buchten nach Norden sich öffnen, sind die Hänge nach Osten und Westen mit Villen und Gärten bestellt, teils, wie in Tipaza und Karthago, reich besetzt von vergangenen Jahrhunderten und spärlich vom gegenwärtigen, teils, wie in Algier, Philippeville und Bizerta, von modernen stark bevölkert. Auf der andern Seite des Meeres aber, gegenüber von Karthago, wieder dieselben Gärten. Dort ist am Fuße des Ätna in den Giardini di Taormina die letzte und höchste Schönheit erreicht.



Friedrich Pruß v. Zglinicki: Der Skiläufer





Werner Jansen — Nach einer Radierung von Prof. Arthur Illies

Werner Jansen

Ein deutscher Schatzgräber und Dichter

Von Dr. Richard Sexau

Der Weltkrieg bedeutet eine Markscheide in der Geschichte von ganz Europa, die einschneidendste jedoch für die deutsche Entwicklung. Tag trennt sich an diesem Wendepunkt von Nacht. Aber mag auch das Deutschland des Umsturzes eine Welt darstellen, gänzlich unvereinbar mit der seines bisherigen organischen Wachstums, seines eigentlichsten Wesens, einer Eigenschaft bleibt der Deutsche treu: einer kläglichen Schwäche, dem Hang, das Heil vom Ausland zu erwarten, Fremdem unbesehen den Vorrang zu erteilen, kritiklos anzubeten, was welsche Geschäftstüchtigkeit ihm als selten und köstlich vorgaukelt. Welche Narretei, welche Kränkelei wird bei uns nicht vergottet, wenn sie nur von jenseits der Grenzen stammt! Gerechtigkeit in Ehren! Qualität entscheide allein! Aber steht Einheimisches wirklich an Wert stets hinter dem sieghaften Auslands-Modeartikel zurück?

Auch auf dem Gebiete der Künste und der Literatur bleibt das Ausland Trumpf, ungeachtet aller Erfahrungen, die uns die letzten anderthalb Jahrzehnte beschert haben. Gibt es ein andres Kennwort als Würdelosigkeit, wenn Deutsche den »Siegerstaaten« nachlaufen, die uns als Parias behandeln und was wir schaffen, mit wenig Ausnahmen, nicht eines Blickes wert erachten?

Welche Erlösung bedeutet da angesichts solches Mummenschanzes von Modealfanzerei, von Auslandsbeweihräucherung, Selbstverstümmelung, Entwurzeltsein, mechanisierendem Zivilisationsprozeß der ruhende Pol einer bodenständigen, auf dem Wert deutschen Geistes sich gründenden, männlich selbstbewußten, Idee verkörpernden Erscheinung wie Werner Jansen!

Hier erkannte einer, was deutsche Art bedeutet, worauf sich das Wesen gründet, an dem allein — wenn überhaupt je noch — dereinst die Welt genesen könnte. Hier gräbt einer tief in heimische Erde, streut kostbare Funde mit verschwenderischer Hand vor uns aus und vermehrt sie um Gaben, die das

Blut der Altvordern zeugend in ihm wirkte. Dreieinig schweißt sich zusammen: Dienst am Helden, Dienst am Volk, Dienst an Gott.

Zu wohl nur erkennt Werner Jansen die Not Deutschlands; die innere vor allem, die bei weitem jede äußere überwiegt. Abhilfe will er schaffen. Nicht dadurch, daß er quacksalbernde Tränklein unter dem Arm hervorzieht oder mit billigen Traktätlein unsre Wunden überklebt. Arznei der deutschen Seele ist, was er sammelt. Und was er bildnert, trägt Zuversicht in sich. Seine Romane sind ihm »Zeitgeschichte«, die er »auf der Suche nach einfachster Formel im Spiegel der Vergangenheit fand«.

Wie müssen wir unser Schicksal in die Hände nehmen, daß wir uns vom Boden erheben? Schonungslose Selbsterziehung leuchtet voran. Vorbilder genug birgt unsre Sage, unsre Geschichte. Verinnerlichung lehrt, was die Volksseele aus sich selbst gebar. Vom Märchen bis zum Heldenlied. Nicht nur deutsches Kindergemüt brach sich hier Bahn.

Größe ist Richtschnur. Der Mann muß Rückgrat bewähren, Verantwortungsbewußtsein, Tatbereitschaft, Zielklarheit, Behauptung der höchsten Persönlichkeits- und Volksgüter. Und das Weib: Hingebung, Treue, Opferbereitschaft. Seele muß sie sein, wie er Wille. Die Forderung der Unbedingtheit strahlt aus dem Jansenschen Werk. Fehdeansage aller Halbheit!

Und neben der Liebe zu Deutschland »und seiner ewigen Sache« hat ein andres Gefühl nicht Platz. Dieser Liebe aber eignet Ehrfurcht vor allem, was deutsches Wesen an Größe atmet, vor dem deutschen Menschen, vor dem deutschen Werk.

»Ich preise das, so aus dem Herzen meines Volkes sproß. Schön prangen die Blumen, hell singen die Vögel. Dabei sitzen wir Narren in den überhitzten Treibhäusern des Lebens und glauben uns zu gut für Gottes Bauerngarten. Hätten wir den Mut, eine Stunde unsrer kostbaren Zeit zu opfern und darin zu wandeln! Den Mut, unser armseliges Herz in jenen reinen Bächlein zu spiegeln ... Herz meiner Heimat, tritt ein in deines Gottes Garten, da weder Gold noch Erdenruhm gilt, da dir aus ewiger Sonne ewige Jugend quillt.« Diese Vorrede leitet eine Sammlung köstlicher alter Kirchenlieder, genannt »Gottes deutscher Garten«, ein, die uns vollkommen deuchte, wenn die reizvoll arabeskenhaft die Seitenenden beschließenden Liedermelodien nicht auf eine Anfangszeile beschränkt blieben, sondern durchgeführt wären.

Worte, wie die angeführten, könnten vor allem stehen, was Werner Jansen uns schenkt. Nach Schätzen schürft er unentwegt. Ein Gräber nach Gold und edlem Gestein; oder vielleicht besser noch: ein Wünschelrutengänger, der urewigen, lautersten Quell aufspürt, den eigentlichsten Lebensquell, aus dem allein Gesundung und Kraft geschöpft werden können.

Heilkräftigster Ader entströmen Worte des Heilands (»Der Heiland. Worte des Reinen«). Sie vom Ballast zu befreien, sie loszulösen von dem äußeren Leben des Herrn, darauf kam es Jansen an. Wie tief ergreifen sie in ihrer schlichten Menschlichkeit! Neue Bedeutung scheinen sie zu gewinnen, herausgeschält aus dem gewohnten Rahmen, als seien sie aus der Gegenwart heraus geboren.

Perlen deutscher Lyrik reiht die Sammlung der »Frischen Kränze«, die bisher Storm, Mörike, Eichendorff, Keller umfaßt. Das Wesentliche hebt Jansen heraus, das, was die Eigenart am eindringlichsten spiegelt; etwa Storms Besinnlichkeit, seine angstvolle Wehmut, mit der er das Leben unaufhaltsam entgleiten fühlt, mit der er es festhalten möchte, oder doch wenigstens seine vornehmsten Werte, das Echteste, was es spendet, den Menschen kurzum, im eignen wie im andern Körper; oder Mörikes sonnigheitere Lebensbejahung, Eichendorffs romantische Träumerei und Kellers grüblerische, scheue Sprödigkeit.

Wenn im »Roman eines fahrenden Gesellen« vom »Leben, Lieben, Wandern«, einem Büchlein, das stilvoll zopfige Zeichnungen Anton Klings zieren, Jansen einen Wald- und Wiesenstrauß, den eine literaturunbeschwerte Greisin pflückte, nur in »ein Glas gestellt und ihm frisches Wasser gegeben hat«, so geschah dies augenscheinlich nicht so sehr aus innerstem Antrieb, als weil eine Pietätspflicht zu erfüllen war; Pietätspflicht einem Werkchen gegenüber, dessen Romantik ein wenig Taugenichtsstimmung mit sich bringt, aber nur vorübergehend und nur in dem Grade, wie etwa der aus einem Garten in der Stadt herübergewehte Ruch an eine blühende Waldwiese gemahnen mag.

Mit ganzer Seele hinwiederum ist Werner Jansen bei der Prosafassung des Reineke Fuchs, die, von Ernst Berchau mit zwanzig Holzschnitten nach Kaulbach geschmückt, ein lustvoll Werk geworden ist.

Indem Werner Jansen so seinem Volk Urechtes, Bodenständiges vermittelt, hofft er, seinen Geschmack zu heben und ihm besser als auf irgendeine andre Weise jenes Talmi- und Tombakzeug zu verleiden, an dem es seit der Entwurzelung durch Umsturz und Kriegsnachwehen Gefallen fand. Aber nicht nur Veredelung des Geschmacks schwebt ihm vor. Veredelung der Gesinnung vielmehr; Erziehung zur Größe; zu Opfermut, Seelenstärke (Heilandswort und Kirchenlieder); zu Verinnerlichung (Lyrik). In noch höherem Grade beweisen das die Veröffentlichungen unsrer Volkssagen und Märchen. Denn was lehren sie? Ins eigne Herz schauen, lauschen auf die Stimmen tief drinnen, Kinder verstehen, aufziehen. Und die Volkshelden? Sie künden, wie man sich bewährt in Kampf und Not, wie man Verhängnis heraufbeschwört oder bezwingt.

In seiner Knabenzeit mögen wohl Gustav Schwab und seine Volksbücher von entscheidendem Einfluß auf Jansens Entwicklung gewesen sein, die von Grimm und Andersen und alle andern Reckengeschichten, deren der nach Helden und großen Taten gierende Sinn habhaft werden konnte. Was da seine Phantasie und sein Gemüt zuerst in Wallung versetzt hat, dem wuchs mehr und mehr Bedeutung zu. Daß die Volksseele Gestalten schuf nach ihrem wahrsten Sein und ihrer innersten Sehnsucht, diese Erkenntnis brach sich Bahn. Und aus ihr heraus sproßte der Drang, diesen Jungbrunnen an Gesundheit und Kraft dem Volk in lauterster Fassung neu zu erschließen.

Frucht dieses Strebens ist die monumentale Ausgabe der »Bücher deines Volkes«. Auf vier nah an halbtausend Seiten Groß-Oktav umfassende Bände verteilen sich: Märchen, Volksbücher, Volkssagen, Heldensagen.

Nur was lebt, greift Werner Jansen heraus, und so, wie es am lebendigsten lebt, am zwingendsten, hinreißendsten, natürlichsten, so stellt er es hin; nicht kleinlich an Urfassungen klebend, wenn sie ledern schmeckten und abgestanden. Denn nicht Fossilien wollte er nach Museumsart aufbewahren. Was dem Blutstrom des Volkes entsprungen war, sollte vielmehr warm pulsend dem Kreislauf, dem ewigen, zurückgegeben werden.

Deutscher Märchen unsterbliche Jugend erweckte Jansen zum ersten. Unsre Kindheit ersteht in dem Band, den, wie die Volkssagen, Paul Hey mit fünfundzwanzig Bildern schmückte, teils farbig, teils schwarzweiß, in lieblicher Poesie, schaurig, mit lachender Laune, breitspurig, behäbig, wie es eben der Stoff erforderte.

Unsre deutschen Volksbücher umschließt der zweite Band: Heymonskinder, Melusine, Eulenspiegel, Faust und wie sie noch heißen. Auf Schwab und Simrock fußt Werner Jansen, bestrebt, ältere Sprachwendungen, unbekümmert um Derbheiten, beizubehalten, aber durch Kürzungen noch mehr Straffung, noch mehr Fluß in die Erzählung zu bringen. Des illustrativen Teiles wurde mit viel Glück Adolf Hosse Herr.

Aus dem Meer der Volkssagen schöpft der dritte Band Unsterblichkeit. Landschaftlich gliedert Jansen sie, hierdurch manch neue Note gewinnend. Der Brüder Grimm meisterliche Fassung verstand gewiß, in Ehrfurcht vor Volks- und Kinderseele, den rechten Ton zu treffen. Aber doch beweisen Stichproben, daß die oft kaum merklichen Retuschen von Jansens Hand Vortrag oder Wortwahl noch mundgerechter und doch auch ursprünglicher erscheinen lassen.

Den Heldensagen bleibt der letzte Band dieses Monumentalwerkes vorbehalten, durch das sich der Verlag ein hohes Verdienst erworben hat, indem er in mustergültiger Form, was während Jahrhunderten deutsche Volksseele dichtend geschaffen hat, gesammelt zu mühelosem Genuß darbietet.

Die Nacherzählung der Heldensagen schuldet uns Werner Jansen noch. Ihre größten indes meisterte er schon selbstschöpferisch in eignen Werken.

Und nun zu diesen selbstschöpferischen Werken Werner Jansens. »Das Buch Treue« gestaltet den Nibelungenroman. In den »Ausdrucksmitteln unsrer Zeit« will es »von der alten Schönheit künden«. Charakterzeichnung, die Unentrinnbarkeit der Ereignisse und ihrer Tragik sucht Werner Jansen motivisch zu vertiefen, auf letzte Formeln zu bringen, organisch, als naturnotwendig-elementares Ereignis. Neue Blüte, ungeahnt köst-

liche Frucht trägt so die Urwurzel deutscher Dichtung. Ausgeprägt persönliche Züge eigenster Art weisen die Hauptgestalten auf; Züge, die nicht Hebbel, nicht Jordan, nicht Wagner gewahrten, die indes die edle Einfalt der Liedumrisse harmonisch in sich gebettet trug. Zumal Hagen wächst zu einer Riesengestalt von götterhaftem Ausmaß empor; zur Verkörperung Odins, der alten heidnischen Zeit. Er ist besessen von Leidenschaft für sein Volk. Im Volk gipfelt sein Denken und Handeln. Um des Volkes willen möchte er Gunther groß machen, zum königlichsten König. Wie leidet er unter der Erkenntnis, daß dessen Ehrgeiz sich darin erschöpft, »auszureißen, was größer ist als er«, nur von Habgier vielleicht noch überschattet! Und er haßt Sigfrid letzten Endes, weil durch ihn, sein leidvoll Schwätzertum, Volk und König so schwere Gefahr laufen. Größe atmet die Deutung, daß Hagen den Hort in den Rhein versenkt, um den vom Gold verblendeten König sich selbst wiederzugewinnen. Größe die Hingabe, mit der Hagen den Todeszug bereitet, nachdem seine Warnungen im Wind verhallt sind. »Um Treue hat er alles weggegeben, Freude, Freunde, Ehre. Sich selber wegzugeben, geht er jetzt.«

Ein Hohelied auf die Frau: so will Werner Jansen »Das Buch Liebe« gewertet wissen, den Gudrunroman.

Aber seltsam: auch dies Werk ist viel mehr ein Reckengesang denn eine Hymne auf das Weib. Heldengestalt um Heldengestalt urwüchsiger Prägung taucht daraus empor; Horand, der Sänger, vielleicht die glücklichste unter ihnen und die männlichste, sich und den Geist des Ganzen am leuchtendsten kennzeichnend, indem er wehrt, daß ein heimtückischer Pfeil den im Zweikampf schier erliegenden Hegelingenkönig rettet: »Besser ein toter König als einer, der durch den Meuchelmord eines seiner Knechte sein Leben fristet.« Höher, als ihn der Dichter verkörpert, kann der Glaube an die Frau kaum gesteigert werden. Wenn er im Nibelungenroman die Frage aufwirft, wer zerschlagene Treue aufrichte, so deutet die Antwort auf die Frauen, auf die Kraft des deutschen Herzens. »Schilt mir die Frauen nicht,« ereifert sich Dietrich von Bern. »Sie halten die Leiter zwischen Himmel und Hölle, und wahrlich, es liegt an uns, ob wir hinauf- oder hinabsteigen ... Wer untergeht, verdient es nicht besser.«

»Glaubten wir«, so heißt es in dem knappen Vorwort zum Gudrunroman, »mit festem Willen an die unwandelbare Güte und Reinheit der Frauen — es lebte nach wenigen Menschenaltern kein Weib in unserm Vaterlande, um das wir nicht den Neid der Götter verdienten.« Trotzdem bildnert Jansens Hand zunächst Frauen, die uns nicht im gleichen Grade wie ihre männlichen Genossen ans Herz rühren. Härte, wie sie das Reckentum etwa erst vervollkommnet, tut der Weibesphysiognomie Abtrag. Frauengröße beruht auf andern Momenten; der Seele vornehmlich. Aber weichere Regungen weisen Jansens Chriemhilde und Gudrun von sich. Ihre Herzen scheinen umpanzert.

Chriemhild kennt nur ihre Rache. Und sie meidet nicht gleisnerische Lüge noch Verstellung, von Dietrich von Bern sogar als »Teufelin« gescholten — wortbrüchig, kurz, mit Zügen behaftet, die Grauen auslösen, aber nicht Begeisterung. Und wenn Gudrun wieder und wieder in fast kindischer Verbissenheit und geradezu sinnlos die Feindseligkeit ihrer Wärter herausfordert, nicht nur das eigne, auch das Los ihrer Mitgefangenen wissentlich grausam verschlechternd, so überschleicht uns ein ungut Gefühl. Andre Frauengestalten allerdings atmen Hingebung und tiefste Weiblichkeit: etwa Gudruns Gefährtin Hildburg, die, noch als sie an der Herrin zu zweifeln beginnt, alles für sie opfert, oder — im Amelungenroman — Herrat, deren »Herz hundert Kronen wiegt«, und Swanahild, vor deren blauen Augen die wilden RosseschAren, bestimmt, sie in der Arena zu zerstampfen, zweimal zurückbeben. Dies Amelungenbuch »Leidenschaft« ist wirklich ein Roman der Leidenschaften; der des Kampfes, der Sinne, des Ehrgeizes, des Machthungers, der Ruhmgier, der Rache; des deutschesten Lasters, dem Fluch der Fremde zu erliegen, zumal dem des Südens. »Wir verderben alle, alle in dieser Sonne. Unsre Tugenden verdorren, unsre Laster entarten unter diesem verruchten Himmel. Auf diesem Boden voller Leidenschaft gedeiht die Hölle! Wir haben dies Land erobert, es ist eine Metze — es rächt sich fürchterlich.«

Im Auftakt schon wird das Hauptmotiv angeschlagen: »Wer der Heimat nicht treu ist, ist keinem treu.« Wittich, Sohn Wielands des Schmieds, fährt nach dem Süden, im Kreis Dietrichs von Bern seiner ruhm-

reichen Taten wegen brüderlich aufgenommen, wird aber nach Rom gezogen, zu Dietrichs kaiserlichem Vetter Ermenrich, in den Strudel hinein des Amelungenuntergangs, den des Kaisers satanischer Kanzler, aufs Blut getroffen, weil Ermenrich ihm die Gattin schändete, dem verhaßten Geschlecht geschworen hat und, an stets neuer Ruchlosigkeit sich überbietend, zum Ziele führt.

Mehr noch als in den beiden voraufgegangenen Heldenromanen glückte hier Werner Jansen ein Gemälde sagenhafter Größe, echtesten Reckentums; um Dietrich von Bern, der ihm vollkommenstes Abbild ist germanischen Mannestums: als »Mann des Zauderns und der Tat, der beherrschten Leidenschaft und der übertriebenen Gerechtigkeit, den Abenteurer und den wahren König, den Volksmann und den Helden«.

Jansens nächster Romanzyklus gilt der »Herrenzeit«.

»Heinrich der Löwe« eröffnet; in den äußeren Umrissen sich genau an den Verlauf der Geschichte haltend, ein historischer Roman, der Persönlichkeiten wie den Widerstreit der Zeitströmungen vorbildlich aufzeigt, zu wesenhaftester Erkenntnis durchdringend. Da heißt es einmal von Päpsten und Kaisern: »Diese beiden Mühlsteine zerreiben zwischen sich die, um deretwillen sie zu arbeiten vorgeben.« Wie Dietrich von Bern, so wuchs auch Heinrich dem Dichter zu einer Art Kohlhaas aus, wahrscheinlich weil ein Stück der Kleistischen Figur in ihm selbst lebendig ist. Männlicher Trotz, Beharren auf dem angestammten Recht, auch wenn Starrsinn zum Untergang führen muß, das ist herzerfreuende Melodie. Wie ähnelt jenem vergangenen Jahrhundert diese Gegenwart: »Was ist das für ein Land, wo die Schurken triumphieren? Wo das papierene Recht über Gottes ewigem Willen steht? Deutschland, Deutschland ist es. Hier muß täglich einer am Kreuz verbluten, eher geben sie nicht Ruhe.« Oder: »Der Stärkste hat recht, und nur der Einzelne ist stark. Niemand ist einsamer denn Gott; darum hat er die Kraft, darum hat er das Recht.«

»Robert der Teufel« bedeutet einen dichterischen Traum aus dem Reich der Tausendundeinen Nacht, wenn auch der Rahmen der Kreuzzüge nachgerade naturalistisch gehalten ist; ein Werk reiner Phantasie, das mit dem Robert der Überlieferung, wie ihn auch die »Volkssagen« umschreiben, nichts als den Namen gemein hat.

Auf das Ende des deutschen Ordens und seine letzten Hochmeister und Ritter fällt im Roman »Geier um Marienburg« wärmende Sonne echter Menschlichkeit, auch im Triebhaften noch wehmütig übergoldet.

Swolke von Tepper, deren Geschick sich mit dem der Jungingen und Plauen verschlingt, setzt die Reihe edler und zarter Frauengestalten fort, in ihrem Zauber uns gefangennehmend, wie etwa Ida, Heinrich des Löwen Geliebte, die nur die eine lebenfüllende Liebe kannte, sie beherrschend, weil Heinrich Mathildes ist; oder Mathilde selbst.

Das Wesen Plauens, der eigentlich das Buch füllt, spiegelt sich im rührenden Urteil, das der alte Tepper über ihn fällt: »In meinem ganzen Leben habe ich solchen Narren wie Euch nicht gesehen ... und niemals auch einen so abligen Mann wie dich.« Wieder also formte Jansen hier hingebungsvoll eine Gestalt edelster Rechtlichkeit und hochgemutester Gesinnung, die Glauben und Treue bewährt, nur das Wohl des Ganzen im Auge hat, auch wenn man ihr ins Gesicht schleudert, daß den Vielzuvielen solche Begriffe doch nur Leimruten zum Gimpelfang dünken.

Freude und Segen gehen von des Dichters Wirken aus. Es erschließt uns den inneren Reichtum unsers Volkes, die Schätze seiner Seele. Große Gestalten aus Sage und Geschichte macht es lebendig, mit verhaltener Mahnung, ihnen nachzueifern an Männlichkeit, Größe der Gesinnung, Reinheit des Handelns. Urewige deutsche Stoffe meistert es. Und zwar in einer Form, die sie befähigt, Gemeingut des gesamten Volkes zu werden.

Wenn bei uns die breiten Massen nach solch gesunder Kost greifen, wenn unsre Jugend großgezogen wird mit ihr — und die Auflagen, in denen diese Werke verbreitet sind, geben dafür verheißungsvolle Ausblicke —, dann können wir zuversichtlich darauf hoffen, daß ein wiedergenesenes Volk alle Kraft an Wiedergeburt und neuen deutschen Aufstieg setzen und ihn erzwingen wird, auch »wenn die Welt voll Teufel wär'«.

(Sämtliche Werke Werner Jansens sind im Verlage von Georg Westermann in Braunschweig erschienen)

Der Doktor-Friedl von Igls

Novelle von Karl Emerich Hirt

Jede Festzeit hat ihr besonderes Gepräge; jede trägt ein andres Gewand und schaut uns mit nur ihr zugehörigen Augen an. Wir fühlen es, wie eine Seele voll Trauer neben uns herwandelt, wenn wir durch die Schleier eines Novembertages zu den Gräbern gehen und die Laternen aus dem Dunkel der Zypressen wie Wundmale glühen; wir suchen hinter dem sonnendurchzuckten Gewölbe des Auferstehungstages Chöre von Bläsern, Geigern und Harfenisten; wir sehen zu Pfingsten Maria mit dem Kinde am Arme voll staunenden Mutterglückes über die Maienwiesen wandeln und fühlen uns von ihrer Fürbitte betreut und selig geborgen.

Aber nie ist das Wunder der Verwandlung so in alle Geheimnisse des Lebens wirkend wie an dem Feste der tätigen Liebe. In den Tagen vor Weihnachten sind die Türme der Gotteshäuser von Geisterchören umschauert, den Glocken ist ein gebietenderes Rufen gegeben, ihre erzenen Schläge verhallen nicht mehr unbeachtet im Lichtgewölbe, sondern es braust ein mächtiges Gebot aus ihrem schweren Mantel und spricht im Namen des ewigen Lebens. Und die vielen hundert Glocken der großen Stadt vereinigen sich zu einem einzigen Hochgesang, der, auf und nieder schwebend wie ein mittelalterlicher Choral, das heiligste Wort aller Menschensprache über die Häuser und Plätze und Straßen hinsendet: Liebe ... Liebe ... Liebe!

Mein Vorstand hatte mir zu den Weihnachtsfeiertagen noch drei Urlaubstage gewährt. Nun konnte mein seit Wochen in Reiseseligkeit ausgearbeitetes Programm erfüllt werden: Tirol ... Eiseinsamkeit ... Skifelder ... Wintersonne ...

Der alte Torwart, der die Einfahrt des Amtspalastes behütete, lachte mir aus seinem pompösen Pelzmantel herzlich entgegen: »Glückliche Feiertage, Herr Kontrollsrat! Schönen Urlaub!« Ich winkte fröhlich zurück und wirbelte in den Tumult der Straßen. Blanke, fröhliche Augen blitzten mich von allen Seiten an. »Gesegnete Weihnachten!« Man brauchte sich's nicht zu sagen: der Christsegen machte aller Lippen voller, aller Wangen röter.

Ich eilte zum Hauptpostamt. Bald war mein Telegramm angenommen. »Iglerhof, Igls. Bitte mein Turmzimmer heizen. Kirchner.«

Als der Bettelwurf, die Majestät der Serles, Frau Hitt und der Solstein in Sicht kamen, falteten sich in dankbarer Innigkeit meine Hände.

O mein liebes, treues Turmzimmer! Warme, reine, wohlriechende Luft quoll mir entgegen. Es tat mir gut, daß mich mein Zimmer so freundlich begrüßte. Wie ein väterliches Segnen senkte sich die Weihe der Zeit auf mich.

Es war Abend geworden. Ich holte mir die Geschenke herbei und legte sie unter den Christbaum. Meine Violine hatte mich, wie auf allen Reisen, begleitet ...

Aber mein Weihnachtsidyll sollte jähen Abbruch erfahren. Das Schicksal ballte seine Pläne.

Es war am Stephanitag. Der Vollmond hatte klirrende Kälte gebracht. Die Schneehalden staubten unter den Bretteln hochauf. Ich war am Vorabend, als eben der Mond über den Grätenkamm des Glungezer heraufgestiegen kam, zu einer Nachtwanderung aufgebrochen und über Heiligwasser, beim »Großen Gott«, vor dem noch eine fromme Geburtstagskerze brannte, vorbei, nach der Waldmühle abgefahren. Erst um die dritte Morgenstunde hatte mich mein behaglich durchwärmtes Bett aufgenommen. Als ich um acht Uhr Ausschau hielt, glühten bereits die Spitzen der Nordkette auf; aber über dem Helm des Habicht schwebte eine Wolke, die einen Wettersturz ankündete. Auch vom Oberinntal her sah es nicht geheuer aus. Wohl erblickte man noch den Linienzug des Karwendel; doch darüber lag ein fiebrigblauer Himmelsstreif, der zu schön war, um nicht falsch zu sein. Um Mittag kann es losgehen, rechnete ich aus und faßte den Entschluß, einen Bummel quer über die Brennerstraße nach den Dörfern zu machen. Meine Rechnung klappte. Schon beim Heimwege hatte sich ein spitzer West erhoben und Schneewehen zusammengeblasen. Die eisigen Nadeln stachen ins Gesicht; bissig durchfuhren die Windstöße die Fugen der Kleidung; die dicken Strickhandschuhe schützten nicht mehr. Ein feines, leises Pfeifen durchschnitt drohend die Luft. Auf allen Wegen und Feldern war

weder ein Mensch noch ein Gefährt zu sehen. Ein impertinenter Wind! Der prallte nicht von der Brust zurück, der fuhr durch Knochen und Fleisch hindurch und ließ am Rücken einen eisigen Schauer zurück. Wehe dem, den heute eine harte Pflicht aus den schützenden Mauern trieb! Da half kein Ziegenhaarloden und keine Grinthaube.

Während der Mittagstafel brach der Wirbel los. Die Gäste waren zu dem großen Fenster geeilt, dessen Kristallscheibe einen umfassenden Ausblick bot. Von Südwesten rollten die ungeheuren Schwaden heran. Wie vorwärtspeitschende Gigantenheere stürzten Schneewolken vom Scheitel des Firmaments auf sie nieder. Ein grimmiges Fauchen, Pfeifen und Johlen raste wie das Kriegsgeschrei Besessener durch die Luft. Es gab keine Berge, keine Wälder, Türme und Gehöfte mehr: nur eine sich krümmende und windende, gegeißelte, ohnmächtig sich reckende Fläche und darüber her die Vernichtungswut haßbrünstiger Gewalten. Haufen von Schnee, haushoch aus schweren Flocken und Eisschrott zusammengepackt, wurden im Nu zerblasen und vertragen. Phantastische Gebilde prallten aus den Höhen nieder, Ballen von verwickeltem Schnee barsten auseinander und schütteten ihren Inhalt dem heranpreschenden Sturm ins Gesicht. Die Erde erzitterte, und der große Hotelpalast schien zu wanken. Im Nebengebäude wurden Fensterflügel aufgerissen; klirrend fuhren die Scherben über den Hof. Verzagt standen wir vor dem großen, in einem Mauervorsprung sicher eingebauten Fenster und starrten in das Rasen der Elemente.

»Ist das dort nicht ein Mensch? Dort, wo vom großen Kreuz der Weg zur Sillschlucht hinabführt. Jetzt ist er verschwunden! Dort wieder! Seh'n Sie doch! Der schwarze Punkt!«

»Wahrhaftig, ein Mensch! Gnade über ihm! Der hat es nicht leicht.«

Ich hatte mein Feldglas vom Tisch geholt. Es nützte nicht viel. Die Schneewirbel zerstörten rasch jedes Bild. Aber die Sicherheit gab es doch: ein Mensch rang sich durch den Sturm. Dem Kreuz zu. Er kam vorwärts. Der Punkt bekam Körper. »Aber jetzt ist er niedergeworfen ... Verschüttet ... Nein, er steht schon wieder! Er will zum Kreuz. Dort kann er sich anklammern! Wer das aushält, der muß aus Eisen sein.«

Die Angst und das Mitgefühl hatten die Worte über die Lippen gestoßen. Man fragte nicht: Wer? Alle fühlten dasselbe. Alle litten am Erbarmen. Ein Mensch in Not! Der Unselige kam näher zum Kreuz. Schon erkannte man die Arme, die wechselnden Beine.

»Aber jetzt ... Er ist gestürzt ... Er erhebt sich nicht mehr ... Wehe ihm! Dann ist er verloren! Schon braust der Schnee über ihn.«

Ein Ruck zitterte durchs Haus. Brüllend war ein Sturmkoloß angesprungen. Einige Ziegel kollerten vom Gesims.

»Er ist wieder aufgestanden! Der Tapfere! Er streckt die Arme nach dem Kreuz. Wie weit kann das noch sein? — Dreihundert Schritt? Weit genug für einen Erschöpften! Und dann? Wer wollte es wagen, ihm bis zu einer Deckung zu helfen?«

Wir alle waren Menschen der großen Stadt. Wohl gesund, wohl durch mancherlei Leibesübungen vor Verfall bewahrt, auch nicht feige oder ängstig. Aber wer konnte in dieser Raserei des Winters, ohne Schaden zu nehmen, bestehen!

Die Aufregung hatte alle zusammengedrängt: Damen, Kellner, alte Herren, Sportler, Backfische. Ein Mädchen hatte in der Not seines Mitleids eine Hand auf meine Schulter gelegt. Ihre Augen wanderten flehend von Gesicht zu Gesicht. »So muß er wirklich sterben?« Niemand antwortete. Beklommenes Schweigen. Hart prasselten die Eiskörner an die dicke Scheibe. Wütiger Sturm fauchte darüber hin. An den Rändern schossen trotz der Wärme im Saale Eisblumen auf. Das Sehfeld wurde immer kleiner. Schneewirbel fuhren senkrecht am Gemäuer empor.

Auf einmal schrie einer auf. Der Oberkellner. Er hatte alle Selbstbeherrschung verloren und wies mit gestreckten Armen hinaus: »Das ist ja der Doktor-Friedl, der verrückte! Gott stehe ihm bei! — Jetzt ist er beim Kreuz ... Was macht er denn? Er steigt aufs Postament ... Jetzt hat ihn der Sturm herabgerissen ... Er ist verloren ... Der Schnee über ihm ... Nur mehr ein Haufen.«

»Kann ihn denn niemand retten?« wimmerte das Mädchen, das sich wie in eigner Not an mich geklettet hatte. »Muß er wirklich sterben?« Tränen überströmten ihr Gesicht.

»Er hat sich wieder aufgerichtet,« meldete

erregt der Oberkellner. »Er soll die Kraft von zehn Männern haben, wenn er rast. Da gehorcht er nur seiner Schwester. Und seiner Mutter. Was hat die mit ihm schon ausgestanden! Jetzt ist er über dreißig ... Er steht wieder am Postament ... Was will er nur? ... Es flattert was im Sturm. Gibt er ein Zeichen? Er hat doch nicht den Rock ausgezogen!«

Ich hatte versucht, mit meinem Glase das Schauspiel zu verfolgen. Nur Fetzen von Bildern waren möglich. Der Mann hatte wirklich seinen Rock ausgezogen und kletterte das Kreuz empor. »Er faßt den Querbalken,« schrie ich. »Was will er damit? Ist er denn ganz toll!« Wieder fauchte ein Wolkenungetüm über die Felder hin. Man sah nichts mehr als einen aus Millionen ringenden Gliedern und Gelenken gebildeten grauen Riesenpolypen, der alles Leben erwürgen zu wollen schien.

»Yes! Wenn er ein Narr ist, dann ist das ein gutes Ende für ihn,« gaumelte ein hagerer alter Herr aus einem Gesicht, das wie aus gefrorenem Barchent gebildet schien, zu seiner Gattin, die aus einem Goldlorgnon die brandende Aufregung um sie herum musterte. Sie antwortete nicht. Aus Gleichgültigkeit, aus Trägheit. Einige rückten stumm von ihnen ab, andern brach die Empörung durch die Augen.

Auf einmal, wie auf einen Anruf, stand die Luft still. Und gleichzeitig schoß auf breiter Strahlenstraße das nun entfesselte Licht nieder. Es glänzte und gleißte in der Luft. Die Schneewehen, die harschigen Felder lagen, wie aus Silber gesponnen, vor uns. Eins der Föhnwunder ... Klar, wie in Kristall geschnitten, ruhte das Bild jetzt in meinem Glase. Ich stammelte, ich konnte meinem Gesicht nicht glauben, ich schaute schärfer zu ... Wahrhaftig! Der Mann hat dem Gekreuzigten seinen Rock angezogen. Vorn, über der Brust, knöpfelt er ihn zu. Er steht im Hemd. In der furchtbaren Kälte.

Ich setzte das Glas ab und fuhr einen Kellner an: »Schnell meinen Pelz! Zimmer dreiunddreißig. Schnell! Ich laufe voraus.«

Rasch hatte ich meine Skie angeschnallt, Windjacke, Haube und Fäustlinge angezogen. Den kurzen Pelz hängte ich durch die Rucksackriemen. Jäh fauchten einige Böen über die Felder. Flimmerndes Demantenpulver staubte um mich. Hart und grell prallte die Sonne an. Aber noch hatte sie ihr Recht verwirkt. Der Eisgeist gebot. Die Kälte stach durch alle Hüllen. Schmerzhaft bohrten sich ihre Nägel ins Fleisch. Wohl waren die Schneeschuhe wie beflügelt; aber die Entfernung war weit. Wie mußte der arme Mensch frieren! Im plusternden Hemd! Er stand noch immer unterm Kreuz und schlug sich die Brust mit den Armen. Was konnte das helfen! Auch Eisen empfindet die Kälte und läßt die warme Hand nicht mehr los, die es anfaßt. Wenn er mir nur entgegenliefe! Ich eilte, so weit meine langen Beine greifen konnten. »Hallo, hallo! Hierher!« Nun hatte er mich gehört. Aber er wendete sich ab. Um Gottes willen, durchfuhr es mich, wenn er davonläuft! Er ist ein Narr! Wenn er zu rasen beginnt! Er ist zehnmännerstark. »Hallo! Gut Freund! Hierher!« Die Schneeschuhe flogen wie auf Stahl dahin. Der Mann wartete beim Kreuz. Ein Riese! Breit. Blondbärtig. Schwer um die kantige Stirn wallendes Haar. Buschige Brauen. Dicke Lippen. Arme lang und wuchtig. Drohend schaute sein Blick. Da fiel mir die Erzählung des Oberkellners ein. »Friedl, ich bringe einen warmen Rock. Von deiner Schwester. Sie hat mich geschickt.« Nun dehnte sich ein fletschendes Lächeln über das Gesicht des Riesen. Ich wagte mich, über mich den Pelz schwenkend, an ihn heran. Dumpf kollerte ein Gurgeln zwischen dem Bartgestrüpp hervor. Als ich nicht verstand, wiederholte er gutmütig die mühsam geformten Laute. »Hannele immer gut sein ... Friedl frieren ...« Das Hemd war aufgerissen. Im dichtwolligen Kopfhaar lagen Splitter von Eis. Ich deutete auf das Kreuz und fragte ihn, ob ich nicht seinen Rock herunterholen solle. Da verfinsterten sich jäh seine eben noch so offenen Züge. Ein fast tierischer Haß brach hervor. Er warf den Pelz, den ich ihm gereicht hatte, in wütendem Schwung von sich und trat mit geballten Fäusten auf mich zu. »Er mehr frieren ... Eiskalt ... Eiskalt ... Kein Hemd haben ... Böser Mensch, du böser Mensch!« Ich wußte mir keinen Rat. Zudem fing der Föhn wieder an, Schneewirbel aufzutreiben. Mich fror grimmig. Am liebsten hätte ich die Pelzjacke selber angezogen. Ich hob sie vom Boden, schüttelte sie schneefrei und ging abermals mit freundlichen Worten auf den Goliath zu. Er wich zurück, indem ihm ein



Theodor Sander: Die graue Stadt



Schwall unverständlicher Worte aus dem Munde quoll. Da kam mir ein unvermittelter Einfall zu Hilfe. Ich wickelte rasch meinen Schal vom Halse und umwand mit ihm die Füße des Gekreuzigten. Friedl schaute mit weitstarrenden Augen zu. Dann stürmte er gegen mich, stürzte auf die Knie und küßte meine Hände. Seine Tränen flossen in den Bart und gefroren zu Perlen und Zapfen. Ich hob ihn in einer Erschütterung, daß ich selbst kaum die Augen bändigen konnte, mit helfenden Armen hoch. Nun nahm er willig den dicken Rock, den ich ihm mit klammen Fingern zurechtknöpfelte. Dann rieb ich seine Hände mit Schnee und zog ihm Fäustlinge darüber. So rasch auch alles vonstatten ging, ich war doch zu spät gekommen. Der große Mann zitterte in Frostschauern, sein Gesicht verfärbte sich in raschem Wechsel. Er sprach sicher noch schlechter als sonst. Die Kinnbacken klapperten gegeneinander. Doch verstand ich die Worte: »Mutter ... Hannele ... warm sein.« Ich zog seinen Arm durch meinen und redete ihm zu, mich zu seiner Schwester zu führen. Dicke Eiszotteln hingen ihm um den Mund. Ich brach sie von Zeit zu Zeit ab und rieb ihm Wangen und Stirn warm. Über den Kopf hatte ich ihm aus meinem Taschentuch eine Haube geknotet. Weit standen die Zipfel ab. Er sah grotesk genug aus. Aber es war uns nicht zum Lachen. Die Sonne stand wieder fahl, ein Gespenst ihrer selbst, am Himmel. Von Osten schnoben eisige Sturmwellen heran. Wir mußten manchmal haltmachen und uns mit kräftigen Bewegungen erwärmen. Als wir in Blickweite beim Hotel vorüberkamen, sahen wir vor dem großen Ausguckfenster ein schwarzes Häuflein stehen, das mit improvisierten Fahnen winkte. In der Nähe des Dorfes begegneten uns dicht eingemummte Leute mit Feuerstangen und Schaufeln. Sie waren von den Frauen geschickt worden. Aber erst nach dem Sturm hatten sie es gewagt, ins Feld auszurücken. Alle kannten den Doktor-Friedl und waren froh, ihn in Obhut zu finden. Sie hatten einen dicken Mantel mitgebracht, den sie ihm über den Pelz hängten. Vor dem Wohnhause erwarteten uns die Frauen. Ich hatte sie rasch von meiner Notlüge verständigt. Dankbar drückten sie meine Hände. In zärtlicher Innigkeit fiel Friedl der Schwester um den Hals; dann küßte er seiner Mutter die Hände. Dabei wies er immer auf mich und lallte in überstürzter Herzlichkeit: »Guter Mensch ... Er guter Mensch sein ... Ihn liebhaben ... Immer hierbleiben!«

Die Schwester nahm ihn mir aus den Armen. Wärmeflaschen, heiße Wickel und Teeaufgüsse wurden bereitet. Beide Frauen hatten vollauf zu tun. Die Mägde erwarteten Aufträge. Als ich mich empfahl, gab ich gern das Versprechen, wiederzukommen.

Gelassen und von einer fast wegfremdenden Strenge waren beim Abschied die sichtlich von Leid und Nachtwachen umdunkelten Augen der Schwester geblieben. Kühl und ohne Gegendruck legte sich ihre Hand in die meine. Ganz ohne Geräusch ließ sie das hohe Gartentor ins Schloß gleiten. Mit beherrschten Schritten kehrte sie, etwas vornübergeneigt, wie eine zu schwer beladene Karyatide, zum Hause zurück. Vom Geäst einer uralten Fichte löste sich eine Handvoll Schnee und schleierte auf das dunkelumflochtene Haupt nieder.

Vom Hotel her war mir eine Gruppe Neugieriger und Teilnehmender entgegengekommen. Sie lobten meine Tat. Ich konnte ihnen nicht viel mitteilen. Es war mir alles noch zu nah: zu feierlich, zu schmerzvoll. Eine Tiefe voll Schauer und Grauen hatte sich vor mir aufgetan. Mir taten die Worte weh. Ich gab dem Mädchen mit den großen fragenden Augen rasch die Hand und flüchtete auf mein Zimmer.

Als ich am nächsten Tage im Hause des Unglücklichen meinen Besuch machte, traf ich die Frauen mit einem älteren Herrn am Gartentor. »Wie gesagt: es war alles gut, was Sie veranlaßt haben, meine Damen. Die Tropfen schicke ich ehestens herüber. Das Herz ist eben schwach. Da ist eine so starke Entzündung immer bedenklich. Vederemo! Gegen fünf Uhr komme ich wieder! Meinen Handkuß, meine Damen!«

Ich wollte mich zurückziehen. Jede Frage war durch die Worte des Arztes überflüssig geworden. Aber als ich mich zum Gehen verneigte, bat mich die Mutter, einzutreten.

Sie führte mich durch eine dunkel getäfelte Halle in einen großen Raum, der von einer Glaskuppel Licht erhielt. An den Wänden waren Büchergestelle angebracht, die bis zum Fries emporreichten. Dunkelgrüne Vorhänge verdeckten die Abteilungen. An der schmäle-

ren Stirnseite leuchtete von hoher Marmorstele das Haupt des Sängers der Ilias. Inmitten des großen Saales stand zwischen zwei mächtigen, reich geschnitzten Tischen ein Doppelpult, auf dessen einer Dachseite ein schwerer Band aufgeschlagen lag. Durch die hohen, mit Stein eingefaßten Flügeltüren sah man rechts in ein Schreibzimmer, links in einen Musiksalon, aus dessen Dämmerung eine hohe goldene Harfe wie ein lebendiges Wesen hervorblickte. Ich war erstaunt, in einem Landhause Räume von solcher Durchgeistigung anzutreffen.

»Es sind die Arbeitsräume meines verstorbenen Mannes. Er war Arzt. Sein eigentliches Gebiet Seelenforschung, die ihm manches Werk verdankt. Er ging vor zehn Jahren von uns. Gerade am Abend vor Weihnachten ... Aber ich weiß noch gar nicht, wem ich die große Liebe zu meinem Kinde zu danken habe.«

»Mein Name ist Heinz Kirchner aus Wien, gnädige Frau. Doktor der Philosophie.«

»Auch mein Mann war Wiener. Er liebte Tirol. Hier fand sein Geist seine tiefsten Anregungen. So erbaute er sich dieses Haus, vor zwanzig Jahren. Unser Sohn war damals elf Jahre alt und besuchte das Gymnasium. Das akademische, am Beethovenplatz. Meine Tochter war erst drei Jahre. Es war eine Zeit voll Glück. Ein Segensbach schien sich über uns gebreitet zu haben. Unserm Sohn war das Lernen eine Feier. Er war immer Primus, seine Aufsätze wurden selbst den höheren Klassen zum Vorbild gegeben. Sein Spiel und eine rätselhaft tiefe Erfassung von Tondichtungen erregten bei unsern Freunden Bewunderung. Er spielte fast alle Instrumente, am liebsten Harfe. Brahms, der gern in unserm Hause verkehrte, nannte ihn seinen liebsten Brahminen. Hugo Wolf ließ selbst die schwierigsten seiner Lieder von unserm Sohn begleiten und erstaunte über dessen alle Tragik des Lebens vorahnende Kompositionen. Nur mir war manchmal unbegreiflich bange. Ich fühlte oft eine furchtbare dunkle Wolke über mir. Sie schwebte am Tage über unserm Hause, und im Traume lag sie auf meiner Brust. Oft schrie ich im Schlummer auf und erwachte in Tränen. Mein Mann schalt meine Nerven. Aber es waren nicht die Nerven. Es war das seherische Wissen der Mutter. Und auf einmal brach das Unglück herein. Friedl war damals in der Tertia. Es war schon gegen Ende des Schuljahres. Im Juni. Wir waren noch in der Stadt. Mit einer sonderbaren Müdigkeit begann es. Eine nie gekannte Unlust zum Lernen ergriff das Kind. Selbst zum Musizieren. Schließlich wollte er nicht mehr aus dem Bette. Furchtbare Schmerzen im Kopfe verdrehten ihm die Gelenke. Endlich sprach der Freund meines Mannes, Doktor Kumar, der Leibarzt unsrer Kaiserin, das grauenhafte Wort, das mir mein Mann verheimlicht hatte, aus. Gehirnhautentzündung. Alle Hilfe vergeblich! ... In mir schrie eine Lästerung zum Himmel empor. Ich beschimpfte die Männer. ‚Wer ihn nicht rettet, ist ein Mörder! Fluch ihm! Fluch seinem Hause!' schrie ich sie an. Dann warf ich mich zu ihren Füßen, wimmernd, winselnd, drohend. Doktor Kumar wurde heftig, als er sah, wie mein Mann unter meinem Hasse — denn wahrhaftig: ich haßte ihn, als er nicht helfen konnte — zusammenbrach. ‚Wollen Sie einen Idioten zum Sohne haben? Der nicht sprechen und nicht denken kann! Hier ist der Tod ein Erlöser. Bitten Sie ihn, nur bald, nur bald!' Ich schlug ihm, rasend vor Schmerz, ins Gesicht. ‚Gaukler seid ihr! Verbrecher! Ich will nicht, daß er stirbt. Er soll leben, wie immer auch!' Doktor Kumar betrat nicht mehr unser Haus. Mein Mann übernahm, entgegen dem Willen seiner Kameraden, die Behandlung seines Kindes. Er rettete es. Mir zu Willen. Und ist daran selber zugrunde gegangen. Der Tod hat ihn vor dem Furchtbarsten, was ein Mensch erleiden kann, bewahrt. Er dämmerte einer geistigen Umnachtung entgegen, der Geniale, Sonnige, Siegreiche. Er hielt den Anblick seines geschlagenen Kindes nicht aus. Er hat meinen Willen erfüllt, aber das Grauen hat ihn getötet.«

Auf einem der Regale war ein Buch ins Rutschen gekommen und mit einem lauten Aufklatsch auf den Boden gestürzt.

»Ja, melde dich nur, ruheloser Geist, kehre nur nieder in deiner Reue und weide dich an meiner Qual! Ich liebe ihn dennoch, wie er ist! Er ist glücklicher bei mir als bei dir in deiner erbarmungslosen Finsternis!«

Die Frau hatte es herausgeschrien in den Martern ihrer Not. Ihre Hände waren um das Gesicht gekrallt, und die Tränen stürzten durch die Finger. Wie wenn die Gewitter aus dem Inneren der Erde brechen, schlugen

die Flammen der Verzweiflung aus diesem unsäglichen Elend hervor.

Hier konnte ich nicht helfen. Hier mußte ich warten und schweigen.

Und dann gab es mir ein Gefühl, als ob meine Mutter aus der Ewigkeit her zu mir gesprochen hätte, ein, daß ich ihre Hände von den Augen löste und sie küßte und auch meine Tränen auf sie rinnen ließ ...

»Lassen Sie den Willen Gottes geschehen.« Ich konnte es nur hauchen. Und dann wieder: »Sein Wissen ist über allem Wissen, und seine Liebe ist größer als alle Liebe. Er hat ja auch das Mutterherz gemacht: sein heiligstes, sein behütetstes Gefäß. Lassen Sie ihn walten, Mutter, seine Liebe ist größer als das All.«

Sie konnte keine Antwort finden und weinte nur schmerzgestoßen vor sich hin.

Ich hatte ihre Hände, die von Leiden verfeinten, freigegeben und ging leise nach rückwärts zur Tür. Sie sprach kein Wort nach.

Am nächsten Tage wurde ich in das Zimmer des Kranken geführt. Die Schwester geleitete mich in den verdunkelten Raum.

»Es war rührend, wie er nach Ihnen begehrte. So hat er noch keinen Menschen geliebt. Wenn er von Ihnen spricht, laufen ihm die Tränen über die Wangen. Er hielt, wie immer in großen Erregungen, dabei meine Hände fest umspannt und flüsterte: ‚Ein guter Mensch ... Er mir helfen ... Ein guter Mensch!'«

Der Kranke erkannte mich sogleich und winkte mit der Hand. Von einem wechselnden Leuchten überhellt, veränderte sich sein Gesicht, wie wenn Sonnenflecken auf dunklen Matten dahinjagen. Sein Auge, das die Ohnmacht seines Geistes nicht verbergen konnte, flackerte meinem Blicke zu. Ein Wulst von Lauten drang stolpernd über seine Lippen. Sein Gesicht war dunkelrot und vom Fieber gedunsen. Obwohl er hochgebettet lag, keuchte er um Atem. Fest zog er meine Hände an sich und legte sie sich auf die Stirn, die Schläfen und die Augenlider. Und dann auf sein stürmisch anprallendes Herz. Da schien er beruhigter und atmete milder.

»Guter Mensch ... Guter Mensch ... Friedl liebhaben ... Warmer Rock ... Heiland frieren ... Füße einwickeln ... Brr ... Kalt ... Eiskalt ... Friedl frieren ...«

Sein Gesicht war plötzlich blaß geworden. Er kroch in sich zusammen. Ein heftiger Schüttelfrost rieselte über ihn hin. Die Hände schlüpften ängstig unter die gewärmten Dekken und Federbetten, die die beiden Frauen über das Lager häuften. Als die Hitze wiedergekommen war, verfiel er in rasch wechselnde Phantasien. Die Hände huschten wie Irrlichter auf der Decke umher. Sein Atem fauchte wie das Keuchen eines Stoßkolbens durch den Raum.

Die Mutter saß neben mir und sprach kein Wort. Der Gram hatte sie versteint. Willenlos überließ sie ihres Lebens sinnlos getriebenes Wrack allem Geschehen.

Nur manchmal rann ein Flüstern von ihrem niedergestützten Haupt in das Dunkel des Zimmers: »Nun holt er ihn doch ... Nun holt er ihn doch ...«

Die Last der Pflege wuchtete fast ganz auf der Schwester. Unhörbar schritt sie durchs Gemach. Alles tat sie zur richtigen Zeit. Es war, als führte eine Seelenbrücke vom Kranken zu ihr. Staunend sah ich die Liebe eines Frauenherzens am Werk. Ein stilles, mit Selbstverständlichkeit geübtes Heldentum. Schon zwanzig Jahre lang die Behüterin, die Freundin, die immer frohwillige Helferin des kranken Bruders. Ein strenger, entsagender Adel hüllte ihre Gestalt wie ein Geistermantel ein. In der Mauritiuskirche zu Brügge, in ihren mystisch überdunkelten Kapellen hatte ich Frauenbildnisse von gleicher Verhaltenheit gesehen. Das Schicksal schuf sich in diesem fernen Erdwinkel einen Menschen nach den großen Maßen seines Wollens. Eine Heldin, eine Heilige, Erlöserin. Ein stilles, gehorsames, ein sich selbst um der Liebe willen vergessendes Weib.

Ich fühlte es wie die Gnade einer Gebenedeiten, wenn sie mir erlaubte, an einer Dienstesleistung teilzunehmen. Sie reichte mir ein kühles Tuch zum Auflegen über die Augen oder ein feuchtes zum Benetzen der trockenen Lippen. Das geschah, als wollte sie sich meiner erbarmen und meiner Seele helfen, aufzuerstehen.

Breithin über die Nordkette gespannt lag das Sternbild des »Großen Wagens«, als ich über die weißen Felder langsam nach Hause wandelte. In mir hatte das Geheimnis der Opferliebe seine Augen aufgeschlagen.

Es geht nicht gut im Doktorhause. Die Lungenentzündung hat auf die linke Seite übergegriffen. Und mit dem Herz hat er es immer zu tun gehabt, der Doktor-Friedl. Der Medizinalrat gibt wenig Hoffnung mehr. Mein Gott, für den armen Menschen wäre es ja eine Erlösung. Was hat er denn vom Leben? Aber die Frauen hängen furchtbar an ihm. Zehnmal mehr als an einem Gesunden.« Der Hoteldirektor berichtete die letzten Mitteilungen, indem er zwischendurch mit den Zutretenden den Morgengruß wechselte.

Da kehrte ich rasch in mein Zimmer zurück, stellte die Schneeschuhe in die Ecke, zog mich um und eilte zum Hause des Kranken.

Am Bette saß der Medizinalrat. Er hielt die Uhr in der Hand. Nachdenklich gespannt, hatte er vergessen, sie einzustecken. »Kaum glaublich,« murmelte er, »sechsundneunzig. Und das Thermometer auf einundvierzig. Das hält ein besseres Herz nicht aus. Am Abend, denke ich, ist's zu Ende.«

Die letzten Worte hatte der Arzt schon an mich gerichtet.

»Wissen die Damen schon?«

»Noch nicht. Sie sind im Nebenzimmer. Vielleicht bitten Sie die Frauen herüber. Es muß ja doch sein. Wir haben nur mehr wenige Stunden Zeit.«

Aber ich trat erst zum Kranken. Mit seinem Gesicht, ja mit dem ganzen Kopfe war eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Als hätte eine geheimnisvolle Gewalt die früher so plump ineinandergreifenden Formen mit feiner Künstlerhand ummodelliert. Der Kopf war schmäler geworden, und eine innere, heftig tätige Kraft hatte die Stirn über den Augen, die Schläfen hinan, geknetet, gewölbt und mit schattenden Tiefen versehen. Die Nase war schmal und fein geworden; der Mund hatte strenge, männlich reizvolle Linien bekommen. Selbst die Haare mußten sich verändert haben; die Strähne waren zu Wellen und Locken gebogen; der Bart kräuselte sich mild um Lippen und Kinn. Die Höhlen um die Augen und die eingefallenen Wangen zeigten die Vergeistigung tiefer seelischer Leiden. Ich stand vor einem Wunder. Ich zog den Arzt näher und deutete auf das Gesicht. So hatten die frühen Gotiker aus der Inbrunst ihrer Ekstasen das Antlitz des Heilands dem Holz entschält. Mir graute.

»Ist eine solche Veränderung denn möglich? Machen das die Finger des Todes?«

»Ja, das Sterben ist ein unenträtselbares Mysterium. Aber auch mir ist etwas Ähnliches noch nicht vorgekommen. Sollte es sein, daß die Gewalt des Fiebers Hemmungen ausgeschieden, Brücken gebaut, den Geist wieder in seine Rechte eingesetzt hätte? Was wissen wir vom Gehirn? Was wissen wir von der Seele? Wie weit reicht der Arm des Schöpfers? Ich bin selber seltsam ergriffen. Noch nie sah ich einen Kopf von solcher Hoheit, von solchem Adel der Schmerzen. Die Tragik des Lebens, fast möchte ich sagen: der Sieg des großen Lebens über das kleine der Erde liegt hier, von unsichtbarer Geisterhand modelliert, vor uns. Wer ahnt, was jetzt in dieser Seele vorgeht?«

Die Züge des Kranken waren in einer ununterbrochenen, in zartestem Rhythmus wellenden Bewegung. Es mußte sich ein Ungeheures hinter ihnen abspielen. Als wollte die Seele alle Versäumnisse zweier zermarterter Jahrzehnte nachholen und in wenigen Stunden das entfesselte Leben zur höchsten Entfaltung erglühen lassen.

Unbemerkt waren die Frauen hinter unserm Rücken ins Zimmer getreten. Einen kurzen Augenblick lang suchte die Schwester in den Zügen des Arztes die Wahrheit. Dann wußte sie alles und traf für das Geschehen der nächsten Stunden die nötigen Vorkehrungen.

Die Mutter war an das Bett gekniet und starrte, übergeistig umflammt, in das veränderte Antlitz ihres Sohnes.

Wir wagten nicht, uns zu rühren. Dann ging die Schwester lautlos zum Tisch, auf den sie zwei Leuchter und ein Kruzifix stellte.

Der Atem des in seine Visionen Entrückten ging wie das Flügelschlagen eines großen Vogels durch den halbdunklen Raum.

»Ich komme in zwei Stunden wieder,« flüsterte der Arzt der Schwester zu. »Geben Sie die Tropfen je nach dem Befinden. Wir haben noch Zeit bis abends.« Er zog mich an der Hand mit sich.

Unverändert, unbeweglich und wie eine Vision ihrer selbst kniete noch immer die Mutter vor dem Bett und starrte mit geisternden Augen auf das Lebendigwerden ihres Kindes.

»Die Frau hat mehr gelitten, als Menschen ertragen können. Auch bei ihr bedarf

es eines Wunders,« murmelte der leibkundige Arzt, noch einmal den Raum und seine Menschen mit einem liebevollen Blick umfassend.

Es klopfte an meiner Tür. Ein Brief. »Sehr geehrter Herr! Mein Bruder verlangt nach Ihnen. Das große Wunder hat sich vollendet. In unfaßlicher Herrlichkeit ist seine Seele auferstanden. Oh, welcher Schmerz, ihn jetzt, wo er genesen aus dem Kerker ins Licht kehrt, verlieren zu sollen! Aber ein solches Glück wäre wohl für die Erde zu groß. Die Mutter weicht nicht von seinem Bett. Ein überirdisches Leuchten geht von ihr aus. Ich zittere, daß sie das erschütternde Glück und das neue Leid nicht wird ertragen können. Unsre Dienstleute haben das Wunder erzählt, und wir können es den Leuten nicht verwehren, in den Raum zu treten, wo es sich vollzogen hat. Ihre dankbare Hanna Oberhauser.«

Am Wege begegnete ich vielen, die zum Hause des Doktors gingen: Männern, Kindern und Frauen. Aus einzelnen Gruppen hörte man erregt das Wunder, das Gott am Doktor-Friedl gewirkt habe, besprechen.

Auf dem Diadem der Serlesspitze hing ein letztes Leuchten. Durch die dunkle Wand des Fichtenwaldes glühten die Karstwände der Nordkette. Der Schnee war hart. Es knirschten die Schritte.

Gegen alle Gepflogenheit stand das eiserne Gartentor offen. Ebenso die Haustür. Wie eine Wallfahrt wogte es hinein. Gruppen von Männern standen im Garten beisammen. Kinder schauten mit großen Augen zu ihnen empor. Viele Frauen knieten und sangen heilige Lieder. Das sonst so schweigsame und gefühlskarge Volk schien wie von einem Rausch erfaßt, ihre Seele hatte die Wände der herben Selbstbemeisterung durchbrochen.

Auch der Längsraum des Krankenzimmers war von Menschen erfüllt. Alle knieten und hatten die Hände, brünstig aneinandergepreßt, emporgehoben. Das Zimmer war überhell beleuchtet. Vermochten das die vielen Kerzen allein?

Der Kranke lag etwas erhöht. Er war allen sichtbar. War das der Mann, der, geistgefangen, von mir nach Hause geführt worden war? Welcher Spuk hatte sich meiner Sinne bemächtigt? Ein elfenbeinbleiches Haupt, von wallendem Gelock umrieselt, neigte sich mir lächelnd entgegen. Nie noch sah ich eine solche Durchgeistung. In einer Bläue, wie sie keinem edlen Kristall und keiner Blüte so feurig ausflammt, loderte mich sein Auge an. Er hob die Hand. Leicht perlten die Worte von den anmutig umspielten Lippen: »Wie gut, daß Sie noch gekommen sind, mein lieber Freund! Nun kann unser Abschied ruhig und festlich sein. Sehen Sie dort, neben den vielen Lichtern und Blumen, die heilige Gestalt des Vollendeten? Er steht nun schon lange da und lächelt mich an. Sehen Sie, er hat über seinem weißen Kleide meinen Rock an. Und am Arme hängt Ihr roter Schal. Nun lächelt er auch Sie an ... O wie schön ist dieses Lächeln, und wie sanft geht sein Hauch über mein Herz! ... O Mutter, Mutter, warum siehst du immer mich an? Schaue doch zurück, auf ihn, dessen Glanz auf mir liegt ...«

Am Fußende des Bettes stand die Schwester. Wachte sie, war sie in eine ferne Welt entrückt? Sie schien ein Marmorbild aus einem orphischen Tempel.

»Und hört ihr denn nicht die Musik? Warum singt ihr nicht mit? Meine Stimme allein kann nicht die Fülle dieser Töne umfassen ... Singt doch mit! Höher, schwellender ... Jetzt, jetzt das Gloria ...« Mit einer unsäglich süßen Innigkeit hatte er seine Stimme erhoben. Viele fingen zu weinen an. Manche, die es nicht mehr tragen konnten, wankten hinaus.

Man hörte leise die Gebete derer, die vor dem Tore knieten, hereinklingen.

Eine tiefblaue, vom Silber des Winters flimmernd durchhellte Dämmerung hatte sich über die Landschaft gebreitet. Durch das hohe, mehrgliedrige Fenster sahen die vielen Augen des Himmels herein.

Der Kranke hatte lange ganz ruhig gelegen. Seine Lider waren breit über die schattenden Augenhöhlen gesenkt. Nur die Bewegungen des Mundes und die wechselnde Schönheit seines Lächelns ließen erkennen, daß das Leben hinter dem Vorhang des Schweigens Bild um Bild aufrollte.

Auf einmal richtete er sich empor. Weit schlug er die Augen auf, daß es wie ein Lichtstrom den Raum durchdrang. Er hob die Hand und grüßte mit lächelnder Huld ringsum. Es öffnete sich sein Mund. »Meine Mutter, meine Schwester und du, mein Bruder ... ihr alle ... meine Liebe bleibt bei euch!«

Dann legte er sanft den Kopf zurück. Ein Zucken bebte über die Züge ... das Lächeln erstarrte ... Marmorn ruhte das Haupt auf den Linnen ...

Die Mutter betete ... Eine unsägliche Milde lag über ihr Gesicht gebreitet ... Nicht ihr armes Kind allein hatte den Dank des Erlösers erfahren.

Es ist ein ernstes, herbes und scheu verschlossenes Volk: die Bauern von Tirol. Wer viel spricht, wird nicht geachtet. Es muß irgendein falscher Tropfen im Blute eines Schwätzers sein. Alles Leben spielt sich bei diesem eigenlebigen Stamm innen ab, als ob die Seele keine Pforten nach außen hätte. Darum ist es gesättigtes Leben, und wenn es ausbricht, so gleicht es den Lawinen. Die Natur ist immer dieselbe, ob sie sich nun im Menschen auswaltet oder im Bau des Felsgebeines oder in den Gewittern der Luftkräfte.

Das ganze Volk von weitum war herbeigekommen zum letzten Geleit für den Doktor-Friedl, an dem das sichtbare Wunder der Auferstehung geschehen war.

Von den Dörfern, die sich an den Hängen des Innufers hinlagern, von den Kirchen, die vom Natterergelände herübergrüßen, und von den Gemeinden gegen die Stubaierferner hin klangen die Glocken in die Gesänge der Schulkinder und der Vereinigungen.

Hoch häufte sich der Blumenhügel.

Als ich diese Erinnerungen niederschrieb, waren zwei Jahre übers Land gegangen. Ich hatte meine Urlaube, die großen und die kleinen, seit damals immer als Gast der Mutter und der Schwester verbracht. Und als ich ein Mitglied der geliebten Familie geworden war, hatte es nur mehr der Erfüllung durch die Formen, denen wir uns nicht entziehen sollen, bedurft. Wir leben nun, fühlen und sorgen zu vieren, denn der Geliebteste von allen, unser Friedl, ist immer um uns: im Wiener Heim und im fichtenumstandenen Sommerhause in Tirol.

Am Fuße des Kreuzes am Feldweg nach Patsch hängt eine große Votivtafel. Die Gemeinden haben sie gestiftet. Unter dem Bilde steht die Legende vom Doktor-Friedl, die der Volksdichter Bruder Willfrid in seiner warmherzigen Art zu einem schönen Gedicht aufgebaut hat. Ob Sommer oder Winter — immer ist die Tafel durch liebevolle Hände von Blumen und Waldzweigen eingerahmt.

Schneeschuhläuferin

Die unberührte herbe Höhe singt,
Wie sie der Himmel niemals jubeln ließ;
Die Arme sehnend ausgebreitet, winkt
Die Liebste mir aus weißem Paradies.

Die Arme weit wie Flügel aufgetan,
Fliegt keusche Kraft durch freies Gipfelland
Und glüht und sprüht gleich weiter Silberbahn,
Von blauer Kuppel endlos überspannt.

Der Daseinsfreude Spiel, wird junges Blut
Wie pralle Knospe warmen Lichtes voll —
In süßer Not, denn ewig stürmt die Flut,
Wo so viel goldner Segen bleiben soll.

Da hält mein Mädchen, lind und wild bedrängt,
Verwirrten Blicks vor meiner offnen Tür,
Und alle Lust und alles Himmelslicht
Verströmt auf mich, und andres weiß sie nicht,
Die sich so unermeßlich reich verschenkt.

Max Bittrich

Die neue Mutter

Von Minni Brieslander

Wie denkt man sich die neue Mutter, und was verlangen wir von ihr? Neu? Wort der Irrungen, flatternder Begriff der Trugschlüsse! Denn aller Fortschritt ist nur scheinbar, ist nur ein Kreisen. Die ideale Mutter, wie wir sie jetzt begreifen, wie wir sie uns wünschen für unsre Jugend, hat gelebt, sie hat ihre Rolle gespielt im Leben der großen Männer. Das Überragende ist nicht an die Zeit gebunden, es steht über der Zeit.

Erhaben wie eine Römerin, willensstark, von eiserner Disziplin, männlicher Urteilskraft, Logik, Verstandestiefe: die Mutter Napoleons. Der Weltbezwinger bewahrte ihr durch sein ganzes wechselvolles Leben ungeteilte Liebe und Bewunderung.

Dann: die Mutter aller Mütter, die unsterbliche Frau Rat Goethe. Sie blieb vor dem Schicksal bewahrt, von dem Sohn in späteren Jahren vernachlässigt und über die Achsel angesehen zu werden. Über alle räumlichen Entfernungen hinweg stand sie mit ihrem Wolfgang in tiefster innerlicher Beziehung. Aus ihrem weichen Gefühlsleben, ihrem gesunden, geradlinigen Verstand heraus erkannte sie früh, daß man an einem jungen Wesen nicht herumbosseln dürfe. Sie hatte Achtung vor dem schon im Keime vorgebildeten Kern. »Kinder brauchen Liebe« war das Geheimnis ihrer Pädagogik. »Mutter — das ist der einzige Name, der mein Glück auf dieser Welt bedeutet ...« Sie war ihrem Sohn eine wahre Freundin in jeder Lebenslage. Unergründlich war die mütterliche Atmosphäre, die sie auszustrahlen vermochte. Betrachten wir ihr Wesen und Wirken genauer, so gelangen wir zu der Erkenntnis, daß sie das Vor- und Musterbild der neuen Mutter ist.

Verständnislos standen unsre Mütter zuweilen vor ihren Töchtern, wenn sie irgendwie andre Pläne verfolgten, als man dem Durchschnitt zubilligte. Gewiß, es war nicht immer einfach, die Ansicht zu ändern, die in bestimmten Anschauungen einer bestimmten Erziehung wurzelte. Weder die rückwärtsblickende Mutter noch die vorwärtsstürmende Tochter gaben nach. Durch dieses »Aneinandervorübergehen« entwickelte sich ein völliges Fremdwerden zwischen Mutter und Kind, das oft zu heftigen, beunruhigenden Konflikten führte, die auf das ganze Familienleben ihre Schatten warfen. So wurde der Wunsch wach, durch eine freiere Erziehung den Zwiespalt zu überbrücken und beiden Teilen gerecht zu werden. Hier liegen die verantwortungsreichen Aufgaben für die neuen Mütter. Läßt man jedoch den heranwachsenden Kindern allzuviel Freiheit, so entwickelt sich aus ihnen ein Typ, dem wir in der Großstadt nur zu oft begegnen: die Fünfzehnjährigen, die in der Dämmerung an den Straßenecken stehen, die Zigarette lässig im Munde, in spielerisch koketter Unterhaltung mit Gymnasiasten: in ihren Augen liegt nicht mehr der weiche Glanz kindlichen Träumens — heißhungrig sind sie, stahlhart vom sicheren Erkennen. Eigentlich ist es kein Wissen, nur ein hastiges Streifen von Sichtbarkeiten, ein neugieriges Erfassen, Sichzueigenmachen. Ihr Lachen ist schrill; es ist nicht das Lachen der Freude, der gläubigen Kindlichkeit, sondern nur der Ausdruck des Bewußtseins ihrer selbst. Sie sind jung und kennen die Bedeutung dieses Wortes, die Möglichkeiten, die von Stunde zu Stunde mehr Wirklichkeit werden. Sie huschen in das Kino, blicken in die eleganten Tanzdielen, beobachten die Umwelt mit scharfem Blick, das Wechselspiel zwischen Mann und Frau, die Erfolgskurve, die vielen Möglichkeiten in der »Kunst, zu fesseln«. Allzufrüh ist der Schleier des Geheimnisvollen fortgerissen; sie sind ohne Illusionen. In überhitztem Ehrgeiz, von Sensationslust getrieben, in der Sehnsucht nach Macht greifen sie eine Oktave zu hoch und fallen wieder zurück in gefährliche Hilflosigkeit. Das ist das Schicksal der Frühreifen, die führerlos stehen im Leben.

Die neun Monate der Schwangerschaft schaffen einen unlösbaren organischen Zusammenhang zwischen Mutter und Kind. Die Mutter ist sich aber nicht immer ihrer tragenden Bedeutung im Leben des Kindes bewußt. Zuweilen versteht sie ihre Stellung falsch, nützt sie aus zu leerer Tyrannei, schafft Verneinung, wo die Bejahung in ihren Händen läge.

Heute, im Zeitalter des Selfmadetums, der Traditionslosigkeit, da Glaube und Überlieferung als Zeitvergeudung angesehen werden, ist die Persönlichkeit der Mutter in den Hintergrund gedrängt worden: das Kind erzieht sich selbst.

Immer zieht ein Gegensatz den andern groß. Von dem »Allesverbieten« verfiel man in das ebenso schädliche »Alleserlauben«. Es gibt eine große Zahl von Müttern, die das Zeitproblem innerlich nicht verarbeitet haben und nun teils aus Unverstand, Egoismus, Bequemlichkeit und Schwäche die Kinder sich selbst überlassen.

Da wurde mehr und mehr die Klage der Verständigen laut: Wir haben eine neue Generation, aber die neue Mutter fehlt — eine Klage, die besonders lebendig wurde nach den tragischen Schülerselbstmorden, die uns in der letzten Zeit bewegten.

Die Jugend entwickelt sich jetzt so schnell, so ganz im Rhythmus unsrer Zeit, daß es für die Mutter heißt, aufmerksam zu beobachten, ehe der Augenblick verpaßt und das junge Wesen ihr unwiederbringlich entglitten ist.

Die neue Mutter soll bestrebt sein, sich jung zu halten, beweglich an Körper, Geist, Gemüt. Und das gelingt ihr, wenn sie die Jugend ihrer Kinder so miterlebt, als sei sie ihre eigne Kindheit. Das Mädchen im Zwischenland bedarf ebenso wie der Knabe in der Pubertät zu einer Zeit, in der so viele Grenzen verwischt sind, mehr denn je der verständigen Leitung. Nicht das Verbieten, nicht das Umhüllen mit Schleiern schützt vor der Gefahr, sondern das reine, klare Wissen um die Dinge. Darum brauchen wir die neue Mutter.

Die Grundgebote: über alle Dinge frei, offen, natürlich zu dem Kinde sprechen; eine klare, gesunde Atmosphäre schaffen, in der die Heranwachsenden sich wohlfühlen; vorsichtig die Entwicklung beobachten; hier und da, wenn es nötig ist, korrigieren, nicht herrisch, als sei man selbst unfehlbar, sondern einsichtig und mit feinfühlendem Takt. Ist die Mutter den Kindern eine Freundin, so wird sie nicht unter den Heimlichkeiten zu leiden haben. Nicht nüchtern, kalt, im Sinne der neuen Sachlichkeit — dieses Schlagwort, besser Schlagtotwort aller Gefühlswerte ist gefährlich — soll sie erziehen, sie setze nicht Gefühlskälte für warme Empfindung, sondern lehre die ihr Anvertrauten die Welt mit eignen, offenen Augen betrachten! Hat sie diese feste seelische Fühlung mit ihrem Kinde, so wird sich ohne Schwierigkeit auch die Frage der Berufswahl lösen lassen. Sie leite das Kind unmerklich, daß es nicht nach äußeren Eindrücken leichtfertig Entschlüsse fasse, sondern seiner inneren Neigung und Veranlagung nach die Entscheidung treffe. Nie darf dabei mütterliche Eitelkeit bestimmend in den Vordergrund treten.

Die Achtung vor der Mutter nicht nur als Altersautorität, sondern als Persönlichkeit ist ein unschätzbares Gut für die junge Seele. Alle Lebensbejahung entwickelt sich daraus. Der Sohn wird dann die Bewunderung für seine Mutter später auch auf die andern Frauen übertragen, die einmal in sein Leben treten, und den Begriff »Weib« trotz allem lebenswahren Erkennen immer wieder mit Poesie und Romantik verklären.

Die neue Mutter, die fähig ist, ihre Kinder zu starken, klugen, selbständigen Persönlichkeiten zu erziehen, die ihr Leben nicht als Abhängige, sondern als Aufrechte meistern, wird Liebe empfangen und Liebe ausstrahlen. Helfen wir unsern Kindern, in weiser Anpassung an die Zeit, an ihre Gesetze und Forderungen freudig und voll Selbstvertrauen den Weg durch das Leben zu gehen!

Die Mütter sind die Berufenen.

Junge Mutter

Du kleiner Leib, aus Schmerz erbaut,
Wie mir dein Blick entgegenblaut!

In meine Nähe eingehüllt,
Formt sich dein Dasein, heischt und füllt.

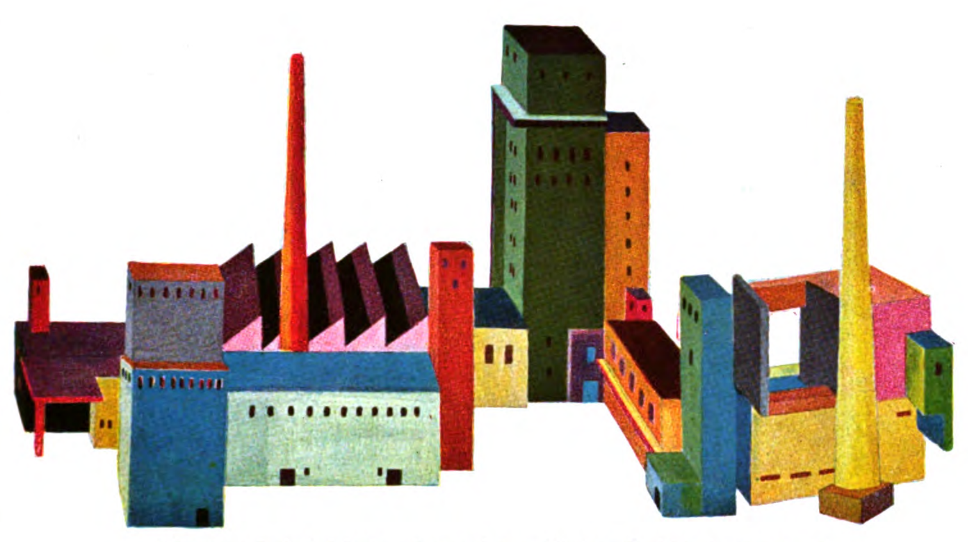
Wir werden aneinander groß
Und meine Träume uferlos.

Du bettelst lieb. Die Speise quillt,
Die mir dein Lächeln früh vergilt.

Du erst bist mir Beginn und Ziel.
Du bist mein Fest und mein Gespiel.

Nachtqual bist du und Morgenwind.
Du bist die Welt. Du bist mein Kind.

Arnold Krieger



Moderne Industriestadt. Entwurf von Walter Buschle in Stuttgart
Ausführung: Rudersberger Holzspielwarenfabrik

Das Kind und das Spielzeug

Von Dr. Max Schefold (Stuttgart)

Mit zehn mehrfarbigen Abbildungen nach Aquarellen von Werner Freiherrn von Honwaldt (Stuttgart-Degerloch) und sechs schwarzweißen Abbildungen nach Aufnahmen

Das Wesentlichste für den Künstler, der Spielzeug gestalten will, ist die Fähigkeit, sich in das Empfindungsleben des Kindes einzufühlen und sich immer im Bannkreis der kindlichen Psyche zu halten; er muß sich selbst noch etwas aus seiner Kinderstube in seine späteren Jahre hinübergerettet haben. Wer Spielzeug schafft, kann gar nicht genug Naivität walten lassen. Phantasievoll, aber nicht phantastisch soll das Spielzeug sein, zu dessen Schaffen durchaus nicht jeder Künstler befähigt ist; modischem Snobismus zu huldigen, wäre dabei eine bedenkliche Entgleisung. Die Naturvorbilder wollen nicht ausgeschaltet sein, aber vereinfacht und ins Stilistische umgebildet.

Spielzeug ist ja doch nicht unmittelbare Wiedergabe der Welt im kleinen, es soll nur Anregung geben, eine Art Leitfaden für das Denken des Kindes sein, das sich darauf seine eigne Welt aufbaut, die ja viel reicher, viel schöner ist als alle sichtbare Welt, wie sie uns täglich umgibt. Ein Weckruf, die im Kindergemüt aufgespeicherten Gedankenassoziationen in Fluß zu bringen; nicht Erfüllung soll es sein, sondern nur Andeutung! Nur zu oft wird im Spielzeug gleich zu viel ausgesprochen, und zwar gerade schon das, was doch erst die kindliche Phantasie hinzufügen sollte. Daher erscheint das, was für das Kinderauge eigentlich schon fertig und vollendet ist, noch nicht ohne weiteres für das Kind geeignet; eine Sammlung von einzelnen Blöckchen, ein paar Häuslein und Bäumlein machen dagegen das Kind durch die Möglichkeit dauernden Veränderns und Um-



Der indische Elefant. Ausführung: Holzspielwarenfabrik Gerber & Co. in Hedelfingen



Aus dem »Städtle« von Margarete Steiff in Giengen an der Brenz

gestaltens glücklich und reich. Im Bauspiel wird der schöpferische Drang des Kindes am lebendigsten; hier kann seine ganze Seele im Spiel aufgehen, das ihm genügend Gelegenheit gibt, seine kleine Persönlichkeit darin zu betätigen.

Wohl jede Mutter mag die Erfahrung gemacht haben, wie sich das Kind dank seiner übersprudelnden Phantasie in Ermangelung eines Besseren mit dem Primitivsten begnügt und eigentlich aus dem Nichts heraus sich eine reiche Umwelt schafft. Da wird aus einer alten Serviette mit Hilfe einiger Knoten eine Puppe gemacht, und aus dem dürftigen Gebilde läßt dann die seltene Vorstellungskunst, die so einem kleinen Mädchen innewohnt, die entzückendste Puppe der Welt entstehen. Das mag eine weniger bemittelte Mutter über den Schmerz hinwegtrösten, daß sie ihrem Mädel nicht auch so eine mit allen Errungenschaften moderner Technik ausgestattete Puppe schenken kann.

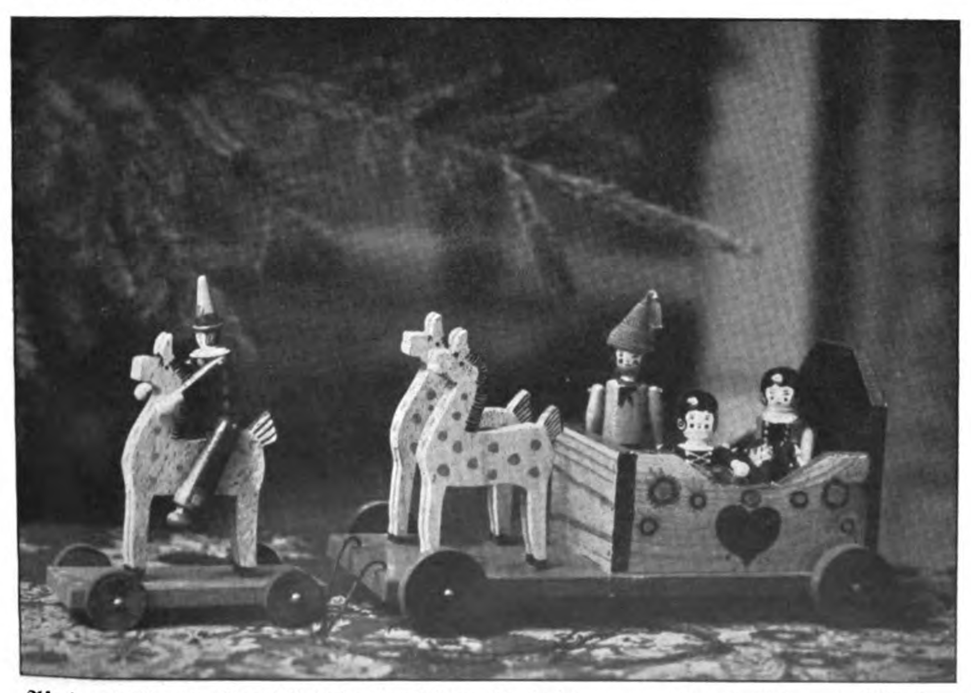
Man macht sich doch wohl noch zu wenig klar, wie stark das Kind von seinen Spielsachen beeinflußt wird und wie wichtig und verantwortungsvoll es für Eltern und Erzieher ist, im richtigen Gefühl für ihre geheimnisvollen Wirkungen die geeignete Wahl zu treffen. Nicht allein auf die Gestaltung des Spielzeugs kommt es an, sondern auch auf das Alter der Kinder; es muß immer der Spiellust und der Illusionsfähigkeit, d. h. dem Innenleben des Kindes entsprechen. Vorteilhaft ist eine langsame Steigerung, damit das Kind sieht, daß es immer etwas noch Schöneres gibt; auf jeden Fall hüte man sich vor Übersättigung, die zur ernsten Gefahr werden kann.

Bei den ganz Kleinen wird man dem unvollkommenen Sehen entsprechende Gebilde mit einfachen, ursprünglichen Formen wählen; bei den kleinen träumenden Seelen besteht ja eine ganz andre geistige Verarbeitung als bei den älteren. Aber auch dann, wenn das Kind fähig ist, Gegenstände schon in ihrem wirklichen Wesen zu erfassen, wenn es schon

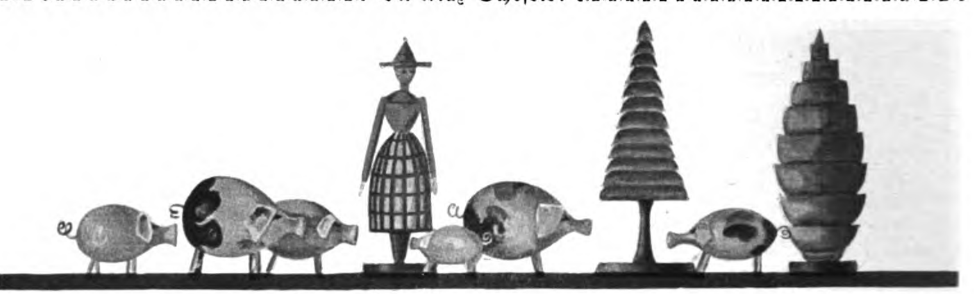
über die anfängliche Vermischung von Wirklichkeit und Phantasie etwas hinausgewachsen zu sein scheint, meide man zu naturalistisches Spielzeug, bewahre man das Kind vor zu früher Verbildung seiner Phantasie. Bei fortgeschrittenem Lebensalter stellt sich dann, zumal bei Knaben, der Drang nach Bewegung, nach mechanischem Spielzeug ein.

Beim Mädchen ist während der ganzen Kinderzeit das Spiel vorherrschend, das seinem späteren eigentlichen Berufe vorgreift, das Puppenspielen, das ihm in allen seinen Abwandlungen reichste Gelegenheit bietet, sein mütterliches Herz und seinen hauswirtschaftlichen Sinn zu pflegen. Zunächst wird es sich mit einfachen Püppchen begnügen, die es bemuttert; der Drang nach echt weiblicher Beschäftigung führt es dazu, die Puppe aus- und anzuziehen, ihr Stuben einzurichten, für sie zu nähen und zu kochen.

Wenden wir uns nun den einzelnen Erscheinungsformen zu. Es ist uns wohl bewußt, daß das Wesentlichste beim Spielzeug im schöpferischen Gedanken, im guten, originellen Einfall liegt, doch muß auch das Material berücksichtigt werden. Das günstigste Material ist da ohne Zweifel das Holz, das in seiner lebendigen Struktur dem Kinde am besten entspricht. Metallspielzeug kommt durch die beständige Gefahr der Verletzung nur für größere Kinder in Frage; keramische Gegenstände sind durch die Zerbrechlichkeit und Schwere ungeeignet, nur zu leicht könnten sie als Wurfgeschosse Verwendung finden. Holz dagegen mit seiner sich angenehm anfühlenden Oberfläche, seinen reichen Bearbeitungsmöglichkeiten ist für Spielwaren aller Altersklassen immer das Zweckmäßigste, nur muß es frei sein von allem Spitzigen und Rauhen und darf nicht mit giftigen Farben bemalt sein; bei guter Lackierung ist es außerdem leicht sauber zu halten. Durch die Leuchtkraft der Farben vermag man ja heute den Spielwaren Wirkungen und Reize zu verleihen wie nie zuvor; jene kraftvollen Farben erfüllen das Spielzeug erst mit dem richtigen Leben, mit der richtigen Freude. Zelluloid wird heute das Material sein, das man seiner Vorzüge wegen wohl als erstes den Kindern in die Hände gibt, sei es als »Kläpper« — oder, wie man im Norden sagt, als »Rassel« — oder als Schwimmtiere, mit denen die Allerkleinsten in der Badewanne herumpantschen. Für diesen Zweck hat auch Gummi gerade in den letzten Jahren große Verbreitung gefunden.



Pferd und Wagen. Unterfränkische Werkstätten für Spielzeug von Therese Lindner in Würzburg



Schweineherde. Kunstgewerbeschule in Nürnberg

Denken wir nun einmal an gutes Holzspielzeug, und zwar zunächst an solches, das für die ganz Kleinen bestimmt ist. Für diese ist's am besten, sie bekommen nicht allzu zart gebautes Spielzeug; allzu schnell ist da ein Fuß weggerissen, wenn sie einmal beginnen, ihrer Neugierde, dem Urgrund aller späteren Wißbegierde, freien Lauf zu lassen. Da will man alles aufs genaueste von vorn und hinten untersuchen, um hinter die vielen darin schlummernden Geheimnisse zu kommen. Sehr geeignet sind da Holzfigürchen, die in primitiver Weise aus starkem Holz ausgesägt und bemalt sind; es genügt, wenn die Formen ganz knapp gehalten sind, sie müssen nur möglichst treffsicher das Typische wiedergeben. Jene nur aus einem Brett ausgeschnittenen, ganz auf die Fläche hin gearbeiteten Figuren haben ihre Berechtigung auch insofern, als das kleine Kind noch keine geschlossenen Körpererscheinungen wahrnimmt, noch nicht dreidimensional sieht, sondern das vom Auge aufgenommene Bild als etwas Flächenhaftes empfindet.

Ein sehr großer Teil des hölzernen Spielzeugs wird immer dem Tiere eingeräumt sein. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Kind ihm gegenüber ganz anders eingestellt ist als der Erwachsene; es fühlt sich nicht stolz über das Tier erhaben, sondern steht auf ganz kameradschaftlichem Fuße mit all den Tieren in Haus, Feld und Wald; auch die aus ferneren Ländern sind den Kindern ja bald geläufig. Das Spieltier darf daher wohl einen treuherzigen, menschlichen Ausdruck tragen; dem Tiere muß selbst eine kindliche Seele eingehaucht sein. Besonders schön ist's natürlich immer, wenn man ein Kamel oder einen Elefanten auch in der Stube herumziehen kann und der alte Dickhäuter womöglich noch dabei mit den Schlappohren wackelt, oder wenn ein knallgelbes Kücken seine Flügelchen bewegt. Sind die Kinder aber etwas älter geworden, so möchten sie Tiere haben, die selbst beweglich sind; diese müssen stehen und sitzen und springen und dabei Kopf und alle Gliedmaßen bewegen können.



Giraffe. Entwurf und Ausführung von Hela Bibrowicz in Pillnitz i. S.

Auch sonst finden wir hölzernes Spielzeug genug, das die Herzen der Kinder erobert. So ist neben dem Schaukelpferd auch der Hampelmann keineswegs ausgestorben, der heute noch wie vor hundert Jahren auf die feinsten Wünsche eingeht und fleißig mit Armen und Beinen zu zappeln versteht. Auch der Nußknacker lebt noch; es sind immer noch dieselben grobschlächtigen Gesellen mit mächtig dicken Köpfen und einem Maul,



Menschen auf der Straße. Spielzeugfigürchen von Paul Grießer in Bielefeld

das sie fürchterlich weit aufreißen können, um damit die härtesten Nüsse zu knacken.

Sieht man einmal von kunstgewerblichen Einzelerzeugnissen ab, so wird man bei der Herstellung des Holzspielzeugs immer darauf bedacht sein, die Forderungen der Pädagogik mit denen der billigsten Herstellungsart zu vereinen; für beide ist Vereinfachung und Prägnanz der Form von hoher Bedeutung. So gibt es manch modernes Spielzeug, das unter weitgehender Verwendung der neuen Hilfsmittel fast ganz aus der Maschine heraus entstanden ist, aber durch die Originalität der Erfindung, die Zusammensetzung der verschiedenen auf mechanischem Wege gewonnenen Einzelteile doch eine durchaus individuelle Leistung darstellen kann. Da ist viel Gutes, was den Weg in die Spielwarenläden gefunden hat, künstlerisch wertvolles Holzspielzeug, das ein notwendiges Gegengewicht gegen die Typisierung und Gleichmachung der modernen Technik bietet, das ankämpfen hilft gegen den Tiefstand und die Flachheit unsrer Großstadtkultur, die bar jener Naivität ist, von der das auf gesundem Boden gewachsene Volkskunsterzeugnis sich noch so reich erfüllt zeigt.

Ein stilles, träumerisches Familienleben treiben die Kinder mit ihren Puppen; diese sind ja stets treue, folgsame Spielkameraden, die niemals Widerstand leisten; immer sind die kleinen Mädchen für das Wohl ihrer Pfleglinge besorgt, für die sie sich ganz verantwortlich fühlen. In rührendster Weise werden die Püppchen gewickelt und gekleidet und gefüttert, schon vom frühesten Alter an werden die kleinen Puppenmütter ganz instinktiv für das Wohl der ihnen Anvertrauten bemüht sein und ihre ganze ihnen angeborene mütterliche Liebe auf die Puppe anwenden. Um diese mütterlichen Gefühle zu erwecken, bedarf es gar keiner großen Aufmachung bei den Puppen — man kann oft genug beobachten, daß gerade den allerkleinsten und bescheidensten Figürchen die größte Liebe entgegengebracht wird. Ganz naiv aus Stoff geformt, weich und unzerbrechlich, mit aufgenähter Wolle als Haar — da kann die kleine Puppenmutter aus freier Phantasie all das hinzufügen, was sie gerade ihrem Kindlein wünscht; heute mag's ein dralles, biederes Bauernmädchen sein und morgen ein fein Prinzeßchen in herrlichen, prächtigen Kleidern.

So eine moderne Puppe mit süß-

Das »Waldorfküken«. Waldorfspielzeug-Verlag in Stuttgart

lichem Köpfchen aus Papiermaché, recht naturalistisch angemalt, mit rührseligem künstlichem Augenaufschlag und echtem Haar mag noch so schön sein, sie wird wohl im ersten Augenblick großes Interesse und Wißbegierde finden; eine tiefere Liebe dazu wird aber kaum beim Kinde aufkommen oder zum mindesten nicht von langer Dauer sein. Dazu tritt noch die stete Angst, etwas dabei kaputt machen zu können, und gelegentlich die peinliche Entdeckung, daß die Beweglichkeit der Augen und die schöne Perücke nur eitel Täuschung sind. Bei solch einer modernen Puppe, die womöglich noch »Mama« schreien kann oder eine besondere Vorrichtung besitzt, mit der das Umherspazieren in vollendetster Weise nachgeahmt wird, braucht nichts mehr neu gestaltet zu werden; alles ist schon gegeben, der schöpferischen Phantasie des Kindes bleibt nichts mehr zu tun übrig. Einen Beweis dafür, wie die Phantasie des Kindes um so mehr angeregt wird, je mehr es bei seinem Spielzeug noch hinzudichten muß, liefert uns die Tatsache, daß ein kleines Mädchen ein Scheit Holz oder gar einen Stiefelknecht in einen Lappen wickelt und das Ganze in einen umgekehrten Schemel legt, den es als Bettstatt oder Kinderwagen betrachtet.



Hirsch im Walde. Entwurf von Prof. Seifert
Ausführung durch die Lehrwerkstätten der Staatsfachschulen für die Spielwarenindustrie zu Grünhainichen und Seiffen im Erzgebirge

Die Puppe will so gut wie der Mensch ihre Wohnung haben, will Zimmer und Küche haben, in der sie unter treuer Mithilfe ihrer Puppenmutter essen und schlafen, Besuche empfangen und kochen kann. Geht man in einem Spielwarenladen auf die Suche nach Puppenstuben, so kann man unter Umständen peinliche Entdeckungen machen; all die Herrlichkeiten vergangener Jahrzehnte, Ausgeburten einer Zeit schlimmen Ungeschmacks, fristen da noch nach wie vor ihr Dasein; nicht immer erfreulich, was da an Möbeln und Hausrat in gestanztem Blech, möglichst billige Massenwaren, unters Publikum gebracht wird. Muß denn eine Puppenstube eine in Miniaturformat übertragene Wiederholung der Wirklichkeit, ein Modell einer Wohnung womöglich noch aus der ruhmreichen Makartzeit mit all ihrem Zierat und überflüssigem Krimskrams sein? Wozu hier ein auf die Spitze getriebener Realismus? Wie bei den Puppen selbst, die durchaus nicht bloß in vollendetster Aufmachung unsern Kleinen Freude bereiten, so ist auch bei den Puppenstuben und Kaufläden Zurückhaltung geboten; auch mit schlichten und einfachen Formen, ohne unnötigen, allzu realistisch gebildeten Zierat läßt sich da Reizvolles gestalten.

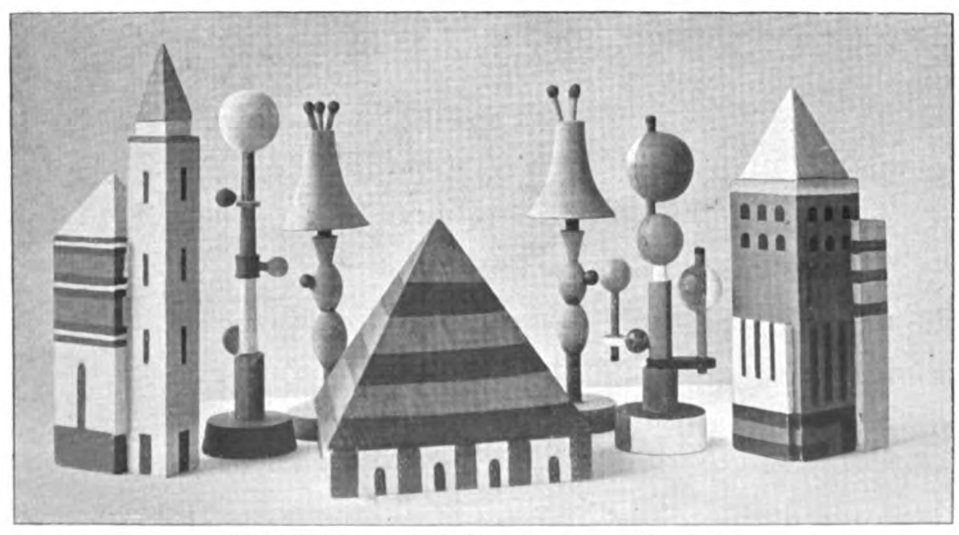
Ein besonderer Spaß ist für die Kinder immer das Kasperletheater, vor allem, wenn man nicht immer nur zuschauen muß, sondern selbst spielen darf. Da kann man der Phantasie die Zügel schießen lassen, wenn man hinter der Bühne steht, die Puppen dirigiert und die herrlichsten Dialoge sich ausdenkt, die der Kaspar mit seinen Freunden und Feinden hält. Hier ist so vieles erlaubt, was sonst nicht zugelassen wäre: Poltern, Schreien und Schimpfen; es ist ja nicht der Spieler, der sich gern einmal austoben möchte, sondern der Kaspar, der den Teufel verhaut, und der Teufel, der fürchterlich ob seiner auszustehenden Pein brüllt. Weit mehr als beim Marionettentheater, wo neben den Personen doch in sehr wesentlichem Maße die Szenerie mitspricht, mag es beim Kasperletheater erlaubt sein, die Figuren ins Groteske zu ziehen, sie im Ausdruck zu übertreiben. Man kann sie ganz aus Stoffresten herstellen, wo-



Puppen und Tiere. Entwurf und Ausführung von Prof. M. Podhajska in Prag

bei auch die Köpfe mit Watte gefüllt, bemalt und bestickt sind; es hat aber auch seinen Reiz, die Köpfe und Hände der Figuren aus Holz zu drechseln und zu schnitzen. Da gibt's dann einen Heidenlärm, wenn die Auftretenden miteinander Streit bekommen und die Köpfe aufeinandertreffen, oder wenn so eine klobige hölzerne Hand dem Dickkopf des Gegenspielers zu nahe kommt.

Wir wollen auch der Stofftiere gedenken, die besonders schön sind, wenn sie sich recht mollig weich anfühlen lassen, und die den großen Vorzug haben, daß sie so ein kleiner Wildfang getrost mal in die Ecke werfen kann, ohne daß Tiere oder Wand besonderen Schaden dabei nehmen. Hier ist noch weniger als sonst ein Abklatsch der Wirklichkeit am Platze; eine gesunde und unverbildete Kinderseele, die noch nicht von der nüchternen Realität des Daseins angekränkelt ist, weiß mit solch einem Tierchen schon etwas anzufangen, wenn es uns Älteren auch manchmal etwas märchenhaft erscheint. Bei jenen gestopften Tieren kommt es nur immer darauf an, die geeignetsten Stoffe auszuwählen. Man wird den Löwen mit einem einfachen gelben Filz und einer großen Mähne aus Wolle ausstaffieren; einer Giraffe kann man einen lustig bunt gewebten, gestreiften Stoff als Fell geben. Will man ganz primitive Tiere schaffen, so genügt ein mit Leinwand überzogenes Drahtgestell, über



Aufstellspiel von Prof. Max Koerner in Nürnberg



Stadt- und Landfuhrwerk. Spielzeugfigürchen aus dem Erzgebirge

das irgendwelche Stoffreste gesteppt und genäht werden, um das Typische eines Tieres zu veranschaulichen.

Bei Papierspielzeug handelt es sich im wesentlichen um Zusammenlegspiele — beklebte Kartons oder Würfel — und Gesellschaftsspiele. Der Wert solcher Gesellschaftsspiele ist nicht zu verkennen; er liegt vornehmlich in der Pflege des Gefühls für die Gemeinschaft, für den Zusammenhalt der Familie. Die Kinder sollen sich bei der Beschäftigung mit andern zusammen an Unterordnung gewöhnen, sie sollen sich beherrschen lernen, mag der Reiz, die Spannung auf den Sieg, auf den etwaigen Gewinn oder aber der Schmerz über das verlorene Spiel noch so groß sein. Nur wenig wirklich Vorbildliches ist im Laufe der letzten Jahre auf dem Gebiet der Unterhaltungsspiele geschaffen worden; den Gebrauchsgraphikern steht da noch ein weites Feld der Tätigkeit offen. Von Bedeutung ist dabei natürlich immer wieder die Originalität des Einfalls; bei aller erwünschten Einfachheit müssen die Kinder natürlich auch was zu gucken haben, und vor allem müssen viel Farben dabei sein.

Daß es für kleinere Kinder entschieden ratsamer erscheint, sie zunächst mit hölzernen Fahrzeugen zu beglücken, statt ihnen gleich metallene Karossen und Autos, an deren scharfen Kanten sie sich nur zu leicht verletzen können, in die Hand zu geben, mag ohne weiteres einleuchten. So ein Rennauto, das aus einem ganz einfachen Drehkörper, auf Räder gesetzt, hergestellt sein kann, muß doch einen Buben in Begeisterung versetzen, auch wenn es keinen Motor im Leibe hat. Dafür genügt aber ein leichtes Anschieben, um es in hübscher Geschwindigkeit durchs Zimmer sausen zu lassen, und wenn es am Ende seiner Fahrt mit dem Kühler auch an eine Schrankecke aufprallt, so macht es ihm weiter gar nichts, während dies einem Blechauto sehr schnell das Leben kosten kann oder ihm wenigstens erhebliche Beschädigungen einbringen wird. Wie herrlich ist da für einen Buben so ein hölzernes Lastauto, das man mit ein paar Handgriffen in seine einzelnen — konstruktiv richtigen — Bestandteile auseinandernehmen kann, die dann ein halbwegs geschickter Fünfjähriger in wenigen Minuten wieder zusammensetzen kann, zu einem Wagen, auf den er sich selbst getrost zu stellen vermag und der ihm beim Bauen und Spielen wertvolle Transportdienste leistet!



Ein Piepmatz aus der Höllering-Werkstätte in Seiffen (Erzgebirge)

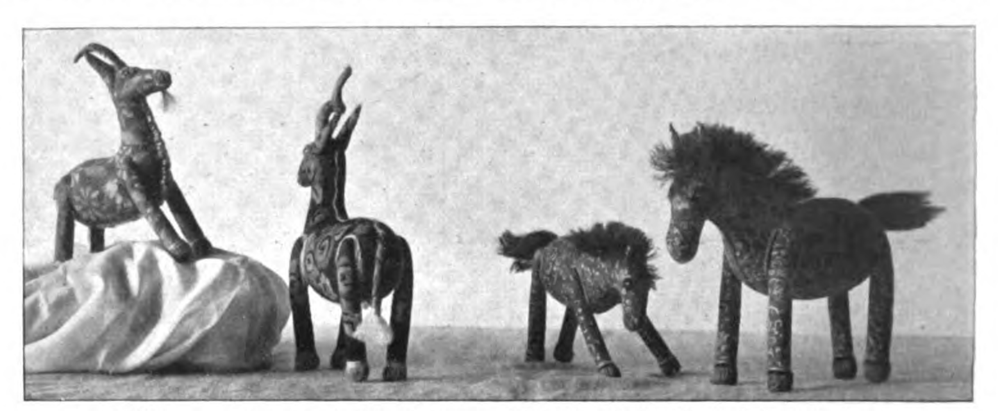
Während es bei Holzspielwaren eine große Zahl künstlerisch hochstehender und vom pädagogischen Standpunkt aus einwandfreie Lösungen gibt, erscheint uns bei den Metallspielwaren die Auslese wesentlich geringer, sobald wir höhere Anforderungen an den Geschmack stellen und eine gewisse künstlerische Qualität verlangen. Holzspielzeug fußt eben auf alter gesunder Tradition, die dem Metallspielzeug fehlt, dessen Erzeugung fast



Die wilde Jagd. Spielzeugfigürchen von Walter Buschle in Stuttgart

ausschließlich die Industrie übernommen hat; das persönliche Moment ist dadurch ganz verschwunden. Der leitende Grundsatz für die Fabrikanten dieser tausenderlei aus gestanztem Blech hergestellten Wägelchen und beweglichen Figuren ist eben immer die äußerste Verbilligung. Mit notwendiger Folge muß die Güte der Waren auch dadurch herabgedrückt werden, daß dieser Industriezweig fast ganz unter dem Einfluß der Wünsche des Exporthandels steht. Der stete Druck auf die Preise, mit dem man die Konkurrenz aus dem Felde zu räumen versucht, gestattet nur wenig Rücksicht auf Forderungen des Geschmacks oder auf Gediegenheit und Dauerhaftigkeit. Dieser Mangel wird ja in geschäftlicher Hinsicht dadurch teilweise wieder wettgemacht, daß das Publikum dank der raschen Vergänglichkeit der Ware bald wieder zu Neuanschaffungen veranlaßt wird. Wenn sich aber im Ausland fremde Völker, die von Deutschland aus mit Massenartikeln des Metallspielzeugmarktes beglückt werden, zufrieden geben, so ist damit immer noch nicht gesagt, daß wir Deutsche, die wir doch auf höherer Stufe der Kultur und des Geschmacks zu stehen glauben und doch wohl ästhetisch etwas feiner zu fühlen vermögen, uns mit demselben Tand begnügen wollen. Nur zu groß ist die Zahl der seelenlosen Künsteleien, der Eintagsfliegen, die sich dank ihrer unsoliden Bauart bei der geringsten Inanspruchnahme in Wohlgefallen auflösen. Die Freude, die das Kind an solcher Massenware erlebt, ist meist nur von kurzer Dauer, nicht allein ihrer geringen Widerstandsfähigkeit wegen, sondern auch infolge der gänzlich kunstlosen naturalistischen Formen, die dem Kinde jede gedankliche Weitergestaltung versagen. Derartige Massenprodukte tragen in hohem Maße dazu bei, den nervösen, ruhelosen Typ des Großstadtkindes heranzuzüchten, das mit nichts zufrieden, immer heftig nach Neuem und anderm verlangt und sich nicht mehr mit Ruhe und stiller Freude auf sein Spiel zu konzentrieren vermag. Ist auf dem Gebiet der modernen Spielfahrzeuge in Holz schon mancherlei Vorzügliches geleistet worden, das sowohl den Anforderungen des Geschmacks wie der Widerstandsfähigkeit gerecht wird, so fehlt es bei deren Ausführung in Metall noch in vielem. Auch hier bestünde doch wohl die Möglichkeit für einen wohlgebildeten Geschmack, durch geeignete Wahl der Farben und entsprechende gute Formgebung sich Geltung zu verschaffen und die Wertigkeit im ganzen zu heben. Es müssen einmal Typen geschaffen werden, die auf die einfachste Formel zurückgeführt sind, ganz unbelastet von dem Wust allzuvieler Einzelheiten; alles Detail sollte dabei ganz und gar der schöpferischen

Ein schmucker Reiter aus dem Erzgebirge



Stofftiere aus der Teresa-Werkstatt von Resi Brandl in Berlin-Charlottenburg

Gestaltung des spielenden Knaben vorbehalten bleiben. Wesentlich erscheint hier einerseits, das Charakteristische moderner Verkehrsmittel herauszuschälen, anderseits jede willkürliche Stilisierung zu vermeiden, die stets die Gefahr des Gesuchten in sich trägt.

Wohl die größte Befriedigung mag es im spielenden Kinde erwecken, wenn es in seinen Händen ein kleines Werk entstehen sieht, das bis zu einem gewissen Grade ganz seinen eignen Gedanken entsprungen ist. Wie kaum etwas andres stellt das Bauen, Bilden und Entwerfen Anforderungen an das Nachdenken, die das Kind zur Selbständigkeit erziehen helfen. So sind die mannigfaltigen Arten der Baukästen nicht allein ein vorzügliches Hilfsmittel zur Unterhaltung und Aufmunterung, sie geben dem Knaben erst richtig die Möglichkeit zu regster schöpferischer Betätigung; in hohem Maße wird sein Gestaltungstrieb dadurch angeregt. Neben diesen Kästen werden nun neuerdings Holzstäbchen- und Metallbaukästen bevorzugt, mit denen man allerlei technische Konstruktionen, von den einfachsten Gebrauchsgegenständen an, herstellen kann; damit gelangen wir schon auf das Gebiet des technischen Spielzeugs.

Die täglich auf die Kinder einstürmenden Ausdrucksformen der Technik, Eisenbahnen, Dampfmaschinen und Motorfahrzeuge, sind der heutigen Jugend so vertraute Erscheinungen geworden, daß der Wunsch begreiflicherweise laut wird, selbst spielend und schaffend sie nachzugestalten. Mit Hilfe des modernen technischen Spielzeugs, im besonderen der neuen Metallbaukästen, lernen nun die Knaben die großen Werke der Ingenieurkunst wie die kleinen Zweckgeräte des Alltags mit klaren Augen betrachten, gewinnen dadurch spielend das richtige Verständnis für technische Aufgaben und werden darüber hinaus zu eigner Formgebung angeregt.

Mozarts Kindergeige

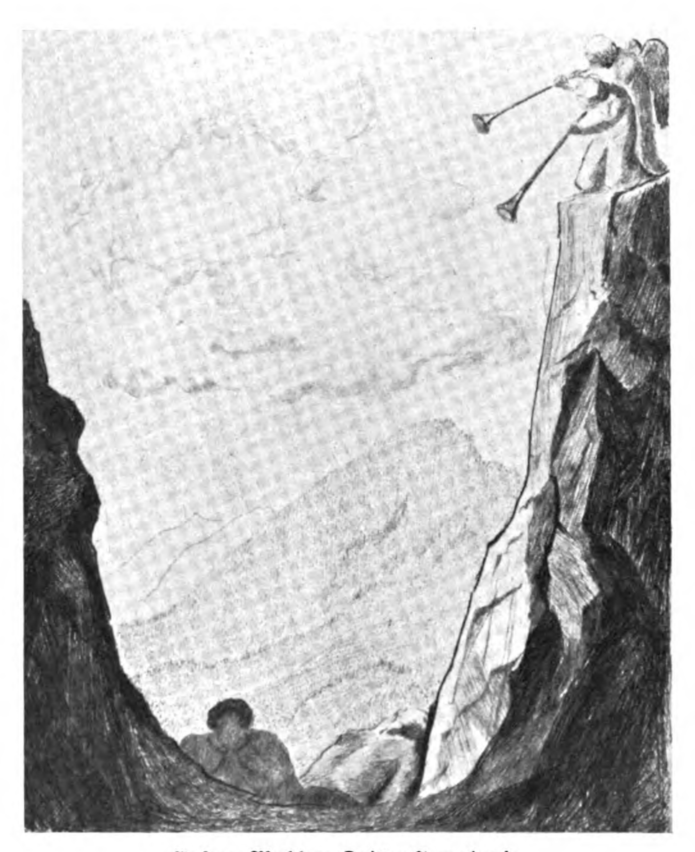
Ward dein eigen, ward dein eigen!
Tränlein tropften von den Wimpern.
Zogst mich an dein weiches Kinn,
Schmiegte mich so gern dahin –
Ach, das war ein lustig Geigen,
War ein Streicheln, Zupfen, Klimpern,
War ein Singen, Lachen, Jagen;
Deines Herzens frohes Schlagen
Ward mein eigen, ward mein eigen!

Und so viel gab's zu erzählen:
Wie in Absam ich geboren,
Wie der gute Meister Stainer
Mußte sich zu Tode quälen.
Wolltest wissen auch von meiner
Irrfahrt bis zu Salzburgs Toren.
Wie die zarten Wangen glühten,
Wie die blauen Äuglein sprühten,
Wenn die kleine weiße Hand
Neue Melodien fand.

Zähmt die Neugier, gebt mir Ruhe!
Längst verstummten meine reinen
Hellen, süßen, weichen Lieder;
Aus dem Jubel ferner Zeiten
Zittert nur ein leises Weinen. –
Löst vom Stege mir die Saiten,
Dort in wurmzerfreßner Truhe
Legt mich nieder,
Gebt mir Ruhe!

Max Klusemann

(Im Geburtshause Mozarts in Salzburg liegt in einem Glaskasten Mozarts Kindergeige, gebaut von dem 1621 in Absam in Tirol geborenen, 1683 im Wahnsinn gestorbenen Geigenbauer Jacob Stainer)



Gustav Mahler: Dritte Symphonie

Musikalische Radierungen von Hildegard Koegler

Begleitworte von Elsa Brezina (Wien)

Mit sechs Abbildungen

Eugenie Schumann erzählt in ihren »Erinnerungen«, wie ihre Mutter Klara Schumann sie in die Kunst ihres Vaters einführte. Hierzu erwählte sie das »Jugendalbum«. Sie zerlegte die Tongefüge der einzelnen Stücke und baute sie vor Ohr und Geist der Tochter wieder auf. In seltenen und nie wiederholten Fällen sprach sie zu ihr von den Anschauungsbildern, die sie hinter den Tonbildern erblickte. Dieses innere Schauen, das Klara Schumann befähigte, zuzeiten den Anlaß zu erkennen, der die Schöpfertat in Robert Schumann ausgelöst hatte, entsprang ihrer kongenialen Veranlagung, und je älter sie wurde, desto reicher gestaltete es sich.

»Bei eurem Vater«, sagte sie, »übersetzte sich alles, was er sah, las, erlebte, in Musik. Lag er nach Tische auf dem Sofa und las Gedichte, so wurden sie in seinem Kopfe gleich zu Liedern. Wenn er euch spielen sah, so wurden aus den Spielen kleine Musikstücke. ... Es war dies aber ein völlig unbewußter Vorgang im Komponisten, von einer Absicht konnte da nicht die Rede sein.« —

In Robert Schumann nun wirkte sich jeder Eindruck deshalb als Musik aus, weil sie die ursprüngliche Kraft war, in der sein Dasein die Wurzeln hatte. In einer für Musik empfänglichen, aber von Natur aus zur bildenden Kunst bestimmten Begabung kann nun der umgekehrte Vorgang eintreten: die Musik verkörpert sich im Bilde. Diese Entwicklung ist allerdings an bestimmte Vorbedingungen gebunden. Sie erheischt ein enges, persönliches Verhältnis des Schaffenden zur Musik; sie erfordert, daß er ein Stück Kindheit in sich trage; denn Kind sein heißt von selbst in Bildern leben, heißt Natur, Welt und die eigne Phantasie durch diese in sich auswirken lassen. Endlich ist ein sehr beweglicher Anschauungsbesitz vonnöten, und handelt es sich um die Darstellung geistiger und seelischer Welten, so bedarf es neben der gestaltenden Phantasie auch eines reichen, äußerst flüssigen Bildungsschatzes.

Diese Voraussetzungen treffen bei der Veranlagung Hildegard Koeglers durchaus zu, und so sind die »Musikalischen Radie-



Hans Pfitzner: Von deutscher Seele

So bezieht sie die Universität, studiert Anglistik und Germanistik, gewiß mit Fleiß, aber kaum ganz befriedigt. Das sezierende Zerlegen der großen Literaturwerke ist ihrer künstlerischen Natur entgegen, die immer nur aus dem vollen schöpfen möchte. Neue Interessen gesellen sich zum Fachstudium, Zeitfragen erheischen Stellungnahme; eine religiöse Frage wächst heraus. Für Hildegard Koegler aber gilt doch eigentlich: Wägst du dieses Empfinden, so brichst du ihm die Schwingen. Oft sachte, und dann wieder plötzlich ziehen über ihren Kinderhimmel graue Schatten. Da sucht sie ein großer Former des Lebens heim: das körperliche Leid. Wohl trübt es ihr ein Stück Jugend, und doch birgt es Heil in sich. Es befreit sie vom inneren »Studierenmüssen«, es schafft die Einsamkeit um sie und in ihr, aus deren Stille heraus der Mensch nicht mehr nach blinkenden Verstandesgütern, sondern wieder nach seiner Seele fragt. Diese aber prägt sich nun nach ihrem eignen Bild und nicht nach dem der Welt, und das ist hoher Gewinn für die werdende Künstlerschaft.

Zufolge jener geheimnisvollen Lebenserscheinung, daß sich die körperlichen und die geistigen Kräfte oft gegensätzlich im Menschen auswirken, schärft sich aus der Müdigkeit ihres Zustandes heraus ihr Erinnern. Da entsinnt sie sich, wie sehr sie als Kind das Geigenspiel geliebt hat, und lange Tonreihen erklingen in ihr, und Bilder tauchen auf. Noch aber fehlt die zündende Kraft, die beides ineinander verschmelzen und einen neuen Lebensodem entfachen wird. Indessen gesundet sie. Nun wird sie auch inne, daß sie doch eine Schicksalsbevorzugte ist, indem es in ihrem Leben ein »Werde« gibt, und rasch und sicher springt sie in die Fügung ein, die ihr von Natur aus angemessen ist. Seit 1916 besucht sie die Kunstschule für Frauen in Wien, und mit welchem Ernst und welcher Treue sie ihr Hauptstudium »Kopf und Akt« bei Professor

rungen« ganz naturgemäß aus ihr hervorgegangen. Bezeichnender hießen sie »Musikalische Erlebnisse«. Ohne jede theoretische Absicht geschaffen, verdanken sie ihr unmittelbares Entstehen nur dem Umstand, daß die Musik als Erregungsfaktor in der überaus schwingungsfähigen Psyche der Künstlerin Bilder freigemacht hat, die, ihrem Empfinden nach, geeignet sind, das Wesen der betreffenden Tonschöpfungen sichtbar darzustellen.

Unvergeßlich, wenn auch im Fluge vorbeiziehend, fällt ein Eindruck in Hildegard Koeglers Jugendjahre: Rom. Für den unbewußten Vorstellungsschatz hat dieses Ereignis sicher viel abgegeben. Helle Lust am Zeichnen hat ihr ganzes Bildungsstreben begleitet; die Kunst aber sofort zum Mittelpunkt ihres Lebens zu machen, fand sie nicht den Mut. Eine Zeiterscheinung fiel ihr hemmend und doch vielleicht auch fördernd in die Arme. Erst gestern herrschend, mutet sie heute schon sehr fern an: die Überschätzung theoretischer Erkenntnisse. Hildegard Koeglers Naturveranlagung kam ihr durch den Grüblerhang entgegen.

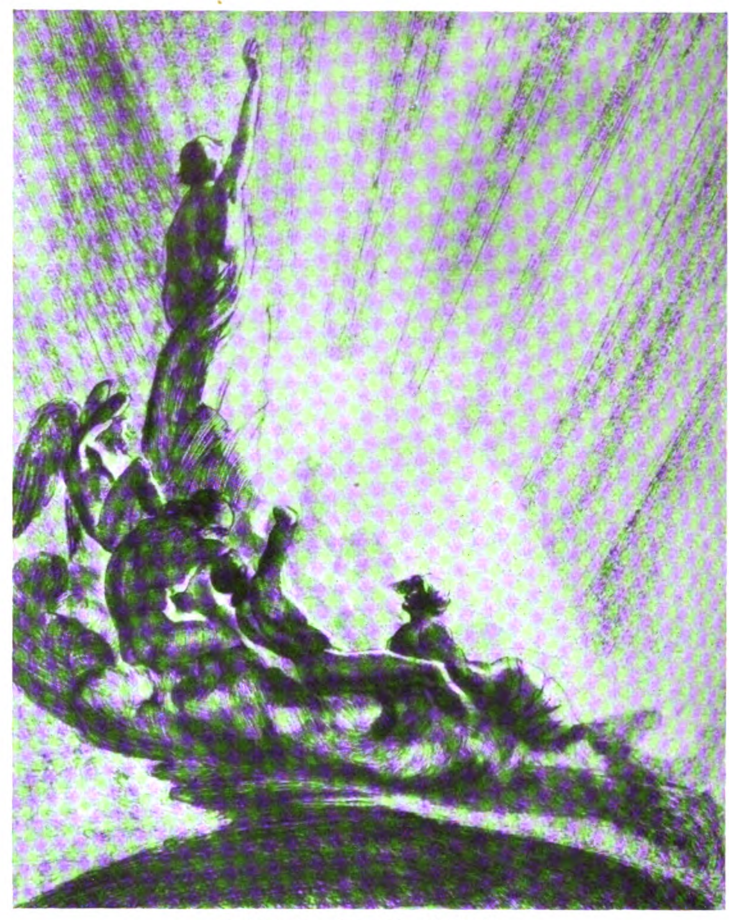
Grom-Rottmayer betrieben hat, bezeugt das Blatt »Beethovens Neunte«, dessen Bewegungsprobleme sie vor die größten Schwierigkeiten gestellt hatten. Zwischendurch pflegt sie Stilleben und Aquarell; insbesondere während der ausgedehnten Ferienreisen. Die aber finden ihr Ende, als Krieg und Nachkriegsnot dumpf, bang, schwer auf der Welt lasten wie das Chaos vor der Schöpfung. Wien, die singende, klingende Stadt, ist fast ganz verstummt. Eine Stätte aber hat sich doch Farbe, Form, Musik bewahrt: der Stefansdom. Nach ihm zieht Hildegard Koegler hin, und er bewirkt, daß die Geburtsheimat Wien für sie auch Wahlheimat wird. Ihm weiht sie ihre erste, noch unbeholfene Radierung. Denn seither war sie unter die Graphiker gegangen. Ihrem Hang zum Grübeln, Phantasieren, Fabulieren kommt die Griffelkunst mit ihren reichen Ausdrucksmöglichkeiten von selbst entgegen. Der junge, hochbegabte Professor Christian L. Martin führt sie in die Technik ein, und in emsigem Wirken schärft sich unvermerkt das Werkzeug, dessen sie sich eines Tages bedienen wird, um ihr innerstes Empfinden bildhaft auszusprechen. Und schon, ohne daß sie es ahnt, steht die Stunde knapp vor ihr. Im Winter 1923/24 leitet Wilhelm Furtwängler die Gesellschaftskonzerte, für die sie sich Karten gesichert hat.



Beethoven: Neunte Symphonie

Am 3. Oktober 1923 findet die erste Aufführung statt: »Von Deutscher Seele. Eine romantische Kantate von Hans Pfitzner. Nach Sprüchen und Gedichten von Josef Eichendorff«. Hilde Koegler hatte sich im inneren Erleben einen Vorgenuß geschaffen. Sie erwartete, diesen bestätigt zu erhalten. Es kam anders. Die Auffassung des Dirigenten lief der ihren stracks entgegen. Ein Unwillen erfaßte sie: es ist niemals leicht, sich von sich selbst loszulösen, und so war ihr vorerst die Freude am eignen Ich und am Werke verdorben. Allmählich wurde es besser. Sie räumte einem leisen Zweifel Anrecht ein: Vielleicht hat er doch recht? — und als sie das nächstfolgende Konzert, Händels »Samson«, besuchte, geschah das Wunderbare, das, nach ihrem Worte, ihr Leben so veränderte wie der Sonnenaufgang das grau verdämmernde Tal. Mit dem Erleben von Musik und Bild im Zusammenklang hat sie die Heimat für ihre Seele gefunden. Was bisher reglos in ihr gelegen hatte, geriet nun in seligen Fluß. Bilder stürzten allseits auf sie ein, Musik offenbarte sich ihr als der Urrhythmus alles Lebens. Diese Überzeugung hat sie in dem kleinen Johann-Strauß-Blatt für jedermann verständlich ausgesprochen. Wunderfein ist im Hintergrunde St. Stefan hingestrichelt; davor die Basteien, die Glacis mit den kugelig bewegt scheinenden Baumreihen; Hauptsache ist aber ein alles überschattender Baum von so beschwingter Art, als sollten sich seine Wurzeln jetzt und jetzt im Walzerschritt aus der Erde heben.

Unabsichtlich — Hilde Koegler schafft immer ohne vorgefaßtes Wollen —, doch sehr zutreffend ist die Darstellung der einzelnen Ton-



Joseph Haydn: Die Schöpfung

Hoffen und Entsagen, zum Wagen und Entmutigtsein, zum Träumen und Handeln, dieses ganze sonderbare Gemisch von Wolkenerstürmen und Erdgebundensein; dazu tritt die innere Nötigung, das zutiefst Erlebte im Liede auszusprechen.

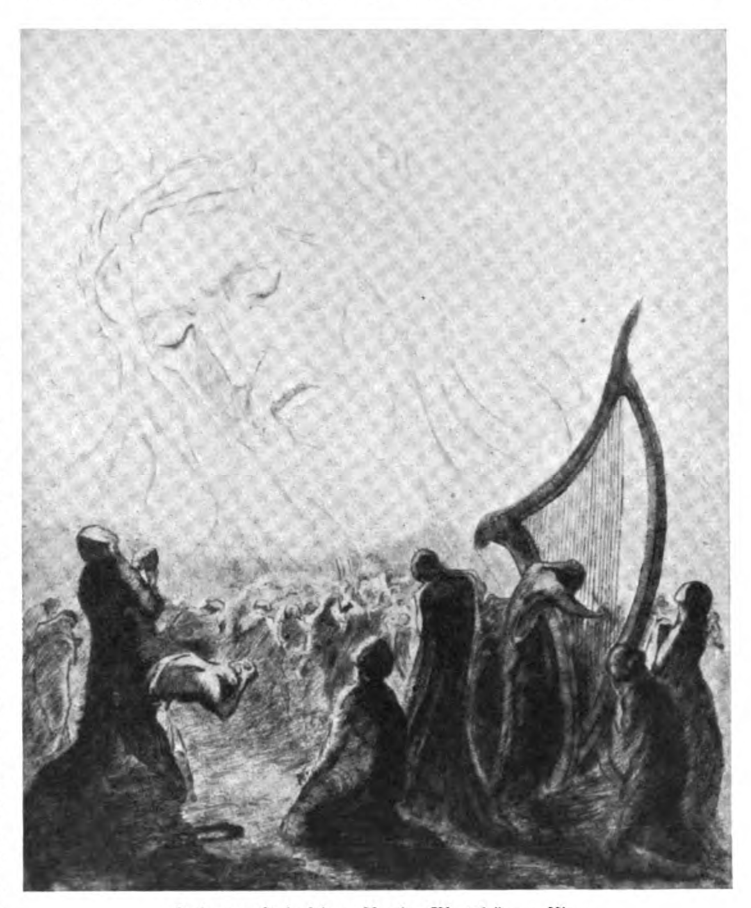
Die Gotik erscheint Hildegard Koegler geeignet, deutsches Wesen sinnfällig darzustellen. Sie erwählt hierzu die Bekrönungspartie etwa eines Altarschreines. In deren Geranke und deren Turmzier bettet sie bildhafte Darstellungen ein. Zum Teil finden diese im Wort- und Tontext der Kantate unmittelbare Gegenstücke, wie Ritter und Nonne, durch Fluten getrennt, die die Romanze gleichen Titels verbildlichen; dann die singende Frau und die schlafende Jungfrau, die dem Gedicht »Der alte Garten« angehören; zum Teil sind sie freiem Stimmungsausdruck entsprungen; so der Drache, der sich im Rankwerk aufbäumt, und der kniende Ritter und der Spielmann, die die Symbolik kräftigen, als deren Verkörperung die Jungfrau im überaus faltenreichen Gewand erscheint, sie, die den Minnedienst in seiner Vergeistigung darstellt. Diese einzelnen, durch die Architektur zusammengefügten Teile bilden den Vordergrund der Schöpfung; den Hintergrund füllt das wogende Meer aus, durch das der Schiffer fährt, die schützenden Sterne und den schirmenden Friedensbogen über sich.

In der Wiedergabe der Dritten Mahler-Symphonie kommt die Künstlerin der Aufgabe, die Natur des Tonbildes in einem Gesamtbilde auszuschöpfen, in großen Zügen nahe. Als eines Tages im Erinnern ihr fanfarenartiges Lieblingsmotiv daraus in ihr aufklingt, ersteht auch zugleich vor ihr die primäre Form der bildhaften Darstellung: Schroffen, unvermittelt abstürzend; sie hat dergleichen vorher nie in der Natur gesehen, hat es nur aus dem inneren Erleben beim Anhören der Musik geschaffen. Und

werke aus einem jeweilig unterschiedlichen Standpunkt hervorgegangen. Für die Dritte Mahler-Symphonie und die Pfitzner-Kantate ist es statt des Nacheinanders der Tonerzählung das Nebeneinander der epischen Schilderung; bei der Neunten Beethovens entwickelt die Künstlerin aus einem hochgespannten Empfinden heraus eine philosophische Weltanschauung und zieht aus dieser höchste religiöse Folgerungen; in der »Schöpfung« und der »Matthäuspassion« hingegen tritt ihr der Augenblick der höchsten Steigerung des Geschehens als jener entgegen, der, die ganze Tat in sich schließend, die bildhafte Wiedergabe erheischt. Hier das tiefste Leid — dort die Erschaffung des Lichtes. Das Konzertblatt, das eine Art Gottesberufung zum Ausdruck bringt, nimmt eine besondere Stellung in der Serie dieser Werke ein.

Die Eichendorff-Verse, den Sprüchen, Wandersprüchen, Zeitliedern, geistlichen Liedern, Romanzen seines Dichterwerkes entnommen, kennzeichnen in dieser Auswahl die besondere Art des deutschen Wesens mit seiner Neigung zum

sie verkörpern tatsächlich die zerquälte, zerrissen anmutende Musik des ersten Satzes. Mahler selbst hat ihn »Des Künstlers Zug durchs Leben« genannt. Weichere Kurven verbinden sie. Man denkt dabei an die innigen, volksliedartigen Weisen, die in ihn eingestreut sind oder ihm folgen und erlösend wirken. »Sommermorgentraum« sollte die Symphonie ursprünglich heißen, und so blasen denn die überweltlichen Gestalten auf den Felsen oben auch ganz natürlich den Weckruf auf die beiden schlafenden Riesen unten herab, die die starre, noch unerlöste Natur darstellen. Schon steigt das Licht hinter fernen Bergen auf, und die Sonne streift den dunklen Fels und trifft den Kopf des jüngeren Schläfers. Sie quillt durch die frohgeröteten Morgenwölkchen und vergoldet sie. Anmutige Putti, vielleicht jene, die einst den Schlaf der kleinen Hilde gehütet haben, tummeln sich in ihnen und schwingen lustig Glöcklein »Bim, bam«, wie es dem Knabenchor gegen Ende der Symphonie entspricht.



Johann Sebastian Bach: Matthäuspassion

Bei der Darstellung der Neunten Beethovens gehen drei Welten ineinander über: das Erdensein, das noch mit allen Unvollkommenheiten, wie z. B. den Standesunterschieden, behaftet ist, die hier das Gewand — der Hermelin des Königssohnes — kennzeichnet. Dieser selbst aber hilft dem Bettler in den Tempel der Freude aufsteigen, auf dessen Stufen Mutter und Kind sich nach langer Trennung in die Arme sinken, und an den alle ein Anrecht haben; auch der Krüppel, den — als ihm die Krücken entgleiten — ein Engel hinaufgeleitet. Der Tempel ist durch die beiden griechischen Säulen angedeutet, hinter denen Menschen hüllenlos in völliger Gleichheit jauchzen, ganz der griechischen Sinnenfreude hingegeben. Doch es gibt noch ein Höher zum Schöpfer hinauf, der überm Sternenzelt wohnt: die absolut beseelte Durchgeistigung führt dahin. In dieses Reich hinein ragt die hohe Gestalt des Dirigenten, der durch die magische Gewalt, die ihm über die Musik verliehen ward, dazu ausersehen ist, den Emporstrebenden diese letzte, höchste Seligkeit zu erschließen.

In der »Schöpfung« ist nur der eine Teil verbildlicht, der aus dem Chaos die erste Tat erstehen läßt: Es werde Licht! Die Stimme Gottes erklingt in den von Haydn fromm erfaßten, schaurig ehrfurchtsvollen Tönen. Ein durch alle Stimmen gehendes großartiges Krescendo, das in jubelndem C-Dur-Fortissimo endigt, erweist die Schöpferkraft Gottes. Den Eindruck dieses Augenblicks hat Hildegard Koegler bildhaft festgehalten. Sie stellt den Schöpfer dar, wie er, von Engeln getragen, durch das Weltall dahinbraust. Wolken ballen sich unter den Gestalten der Cherubim; das musikalische Gemüt erlebt sie, umklungen von dem sich steigernden C-Dur. Ein unendlicher Triumph erklingt in der Musik: das Licht erscheint und entsendet seine Strahlen. Im schärfsten Gegensatz zu ihm schafft die Künstlerin wirkungsvoll die im tiefsten Schatten sich formende Erde.

In dem wunderbaren Choral des zweiten Tei-

les, »O Haupt voll Blut und Wunden« der Matthäuspassion klingt der Inbegriff des Leidens Christi in Tönen aus, und die Künstlerin findet, nur dieses so empfundene Haupt kann zur bildhaften Darstellung des Werkes herangezogen werden. Sie hat schwer darum ringen müssen. Ein Morgen im dämmerigen Lichte St. Stefans hat es ihr geschenkt. Und der Dom hat ihr wohl auch die Vision dieser in Andacht versunkenen und in Reue zerknirschten Gestalten verliehen, die kaum mehr als Männer oder Frauen erkennbar sind, sondern einfach die leidzerbrochene Menschheit darstellen. So unendlich ist ihr Schmerz, daß sogar die Geige keinen Ausdruck mehr dafür hat und verstummt am Boden liegt. Nur aus der Harfe raunen verhalten einzelne Schmerzenstöne.



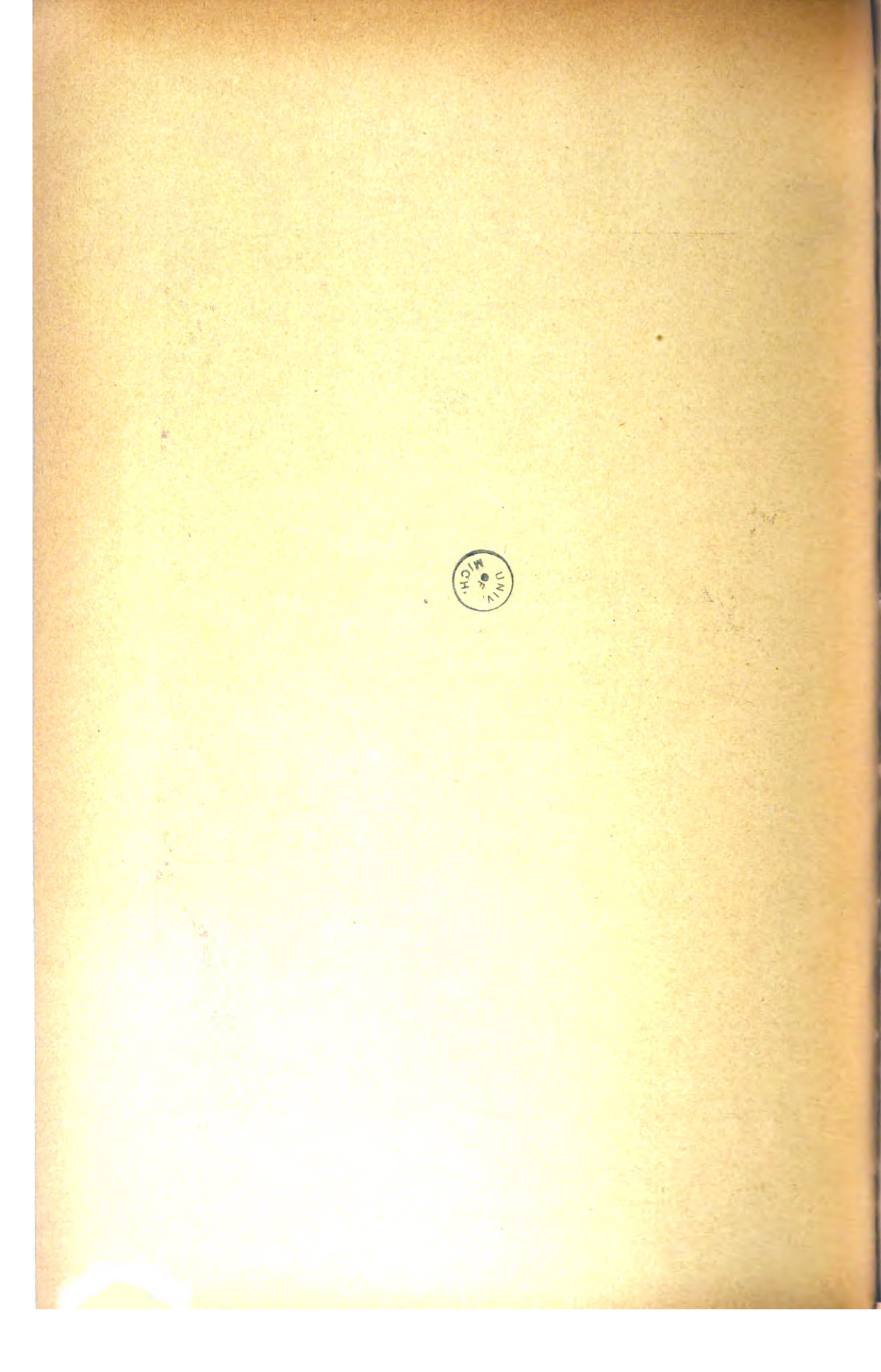
Furtwängler-Konzert

Die Leitung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien erwies der Künstlerin die lebhafteste Förderung. Hildegard Koegler hat wohl blitzschnell Eingebungen, zaubert Entwürfe hervor; aber ehe sie etwas als kunstreif hinaussendet, hat sie es bis in die letzte Einzelheit der Wirklichkeit gegenüber durchgeprüft. So wie die Säulen des griechischen Tempels der Neunten Beethovens gewiß irgendwo und irgendwie in Rom stehen, so hat sie auch die Kenntnis des musikalischen Wesens, wie es sich in der Handhabung seiner Hilfsmittel ausspricht und für ihr Schaffen nötig ist, an der Quelle erworben. Die Leitung der Gesellschaft der Musikfreunde gestattete ihr, den Proben beizuwohnen, und dort, in dem Saal mit der herrlichen goldenen Decke, der also sonderbarerweise den Himmel ihrer Kindheit wieder neu, wenn auch ganz anders aufbaute, durfte sie die Vorstudien zu ihrem letzten Blatt »Furtwängler-Konzert« machen. Die vogelfrohe Welt — so nennt sie sie — der Musiker war ihr wohlgewogen und unterstützte ihre Arbeit durch die warme Anteilnahme, die sie dafür bekundete.

Keine musikalische Wiedergabe verlangt so viel Geist, erfordert so sehr Genialität im ganzen und im einzelnen, wie die orchestraler Werke vom Dirigenten erheischt. Eine Masse verschiedenster Individualitäten heißt es in die Formung des einen eignen Willens pressen; eine unendliche Fülle schöpferischer Mittel gilt es auszuwählen, ohne daß die große Linie der Auffassung sich ins Kleinliche verlöre. Nur wenigen Größten ist es beschieden, den Inhalt der Orchesterwerke so klarzulegen, daß er überzeugend die Zuhörer im Banne hält. Wilhelm Furtwängler steht in ihrer Reihe. Hildegard Koegler zeigt ihn uns, wie er im Wirbel des musizierenden Orchesters, das nur skizzenhaft gehalten ist, selbst beschwingt vom Rhythmus, in seinen beseelten Händen die unsichtbaren Zügel hält, das ganze leidenschaftliche Temperament gebändigt in seiner kühn energischen Haltung.

Im Hintergrunde scheinen die Töne überirdisch einer wundersam geformten Orgel zu entströmen, deren Pfeifen in den Nachthimmel hineinragen, als stünde der leuchtende Saal allein im Weltenraum, und die Sterne kreisten um ihn. Jedes kleinliche Bangen ist geschwunden, und unter dem Einfluß der so erlebten Erlösermacht der Musik fürchtet keiner mehr die schweigende Unendlichkeit.

Josef Eberz: Winter



La Madonna Curiosa

Von Paul Berglar-Schröer

Die Leute von Paléstro hielten nicht viel von Silvio Varelli. Die des engeren Stadtviertels Sinfaro so wenig, daß man schon von Abneigung sprechen konnte. Die aber in der auf den gleichnamigen Platz mündenden Straße San Antonio wohnten, also in nächster Nachbarschaft des Varelli, gleichsam mit ihm unter einem Dache, da ihm die meisten Häuser dort gehörten, die haßten ihn aus ganzem Herzen.

In ihren Schimpfworten war so viel zornbittere Wahrheit, in jedem Fluche eine so notentsprungene Berechtigung, daß ein andrer, weniger robuster Mensch sich in den Erdboden geschämt, vor der Allgemeinheit der Verachtung gar die Flucht ergriffen haben würde. Silvio Varelli indes trug das alles mit jenem unbändigen Trotz, der immer aufs neue brüskiert. Als Höchstbesteuerter ging er ganz ungeniert in den Magistrat. Redete dort öffentlich.

Je unwilliger man ihn anhörte, je verkrampfter die Fäuste sich gegen jeden Beifall schlossen, je deutlicher die Blicke der andern ihn abwiesen, um so breiter stellte er sich hin. Seine Augen sprühten Feuer des Übermuts. Die Zähne schimmerten ihre weiße Bosheit zum angreifenden Wort. Die Hände agierten zuckend, als wollten sie denen da die Köpfe zusammenstoßen. Silvio sprach mit einem unerhörten Elan über die Wohlfahrt der Stadt. Türmte Angriff auf Angriff. Und wiewohl er wußte, daß er in der flammenden Betonung humanitärer Pflichten ein Waffenarsenal gegen sich selbst zusammentrug, daß er, der seinen zahlreichen Mietern gegenüber der unbarmherzigste Gläubiger war, dem es gar nicht darauf ankam, auch die letzte Habe zu pfänden, daß er also in wüstem Angriff den Kampf gegen sich selbst führte, so war ihm diese Selbstpersiflage doch notwendige Lust.

Und so saß er später wohl unter der Vignie der Osteria Rosetta. Schimpfte toll vor verlegen Schweigenden: »Der Bürgermeister und der elende Munizipalschreiber ... an den Galgen gehörten die Pazzi, diese unfähigsten Trottel, die sich den Deut um die Armen und Obdachlosen kümmerten! Eine Schmach und Schande sei das! Da tue er nicht mehr mit!« — Zu seiner Teufelei hieb er entrüstet die Faust auf den Tisch. Wetterte sein »Accidenti! Daß sie der Blitz treffe!«

Die in der Osteria schwiegen mit glimmenden Augen. Was denn hätten sie auch tun sollen? Gehörten ihm nicht die größten Weinberge? Hallten die Sprengschüsse nicht in seinen Steinbrüchen? Und die reichste Olivenernte: wem fiel sie zu? — War's nicht so, daß die Fuhrkarren und die Maultiere in ihrem alten Lederzeug auf den zerschlissenen Wegen seinen Namen knarrten: Silvio Varelli?! ... Vielen war er schon Patron. Manchem konnte er's werden. Wer weiß das?!

Und zudem: Einmal hatte jemand gegen ihn aufgemuckt. Der Pietro Spitti war's. Der hatte eine Liebschaft mit der kleinen Nini aus der Osteria. Und als er sah, daß dieser Teufel seine Pratze an den Busen seiner Liebsten legte, da war er wie im Panthersprung auf den Silvio los. Hatte auch das Messer stoßbereit. Dio mio! Was nutzte das! — Varelli hatte ihn aufgefangen. Wie ein Federball ist der Pietro geflogen. Just vor die kleinen Füße der Nini. Und ist da liegengeblieben, ohne mehr einen Japser zu tun.

Drum schweigt man lieber und haßt und fürchtet ihn. Keiner wagt es, etwas gegen ihn zu unternehmen. Auch der Bürgermeister nicht. Und der Schreiber noch viel weniger. Selbst der Abbate, der ihm so oft schon bessernd zusprechen wollte, hat seine vergeblichen Wege gemacht und tut sie seit langem nicht mehr. Silvio Varelli ist für Paléstro ein ganz aussichtsloser Fall! Wenn er abends nach dem Glockenläuten durch Sinfaro oder San Antonio schlendert, dann kriechen die Leute vor dieser Herausforderung von der Türschwelle ins Haus.

Er spuckt nur gelegentlich aus und hat dabei seinen bösen Blick. Im übrigen aber geht er mit dem harten Hochgefühl eines Mannes durch seine Häuserreihe, der sich im Besitz einer recht hübschen Rente weiß. Und wo einmal Gefahr dafür ist, da holt er sich seine Sicherheiten durch Pfändung. Das ist für ihn der übliche Weg, und er geht ihn, ohne lange zu fackeln. Wer nicht zahlt, der muß halt die Folgen tragen. Und wenn er sich die Knie blank wetzte: Selbst die Madonna di San Antonio kann ihm da nicht helfen!

Wer in Paléstro, wer in aller Welt weiß zu sagen, warum just diese Madonna zu dem heiligen Rufe kommt, gnädige Beschützerin der ach so armen, gar so oft zahlungsunfähigen Mieter zu sein, wenn sie von ihrem Patron und Gläubiger bis aufs Blut sekkiert werden? Niemand weiß es, und niemand wird es jemals erfragen. Und doch ist es so. Die Not der Bedrängten wird es sein, die sich an die Heilige wendet, die ja immer noch Fürsprecherin war dem gläubigen Herzen, das sich in Verlassenheit an sie wendet.

Eine wundersame Kindlichkeit erfüllt diese Madonna di San Antonio, die dem Bilde des Alvise Vivarini gleicht. Unvermittelt trägt sie

seine mittelalterliche Inbrunst und mystische Versenkung über die Jahrhunderte hinweg in die heutige Armut des Platzes von Paléstro. Merkwürdig erdenfern und doch so erdnahe thront sie hier auf ihrem steinernen Postament. Und wie sie in unendlicher Güte den Blick aus innerer Schau löst und auf den Beter richtet, so lieblich lächelt der Jesusknabe von ihrem Schoße herab auf den Knienden.

Abends, wenn die kleine Glocke der nahen Kirche Domenico ausläutet und mit leise verzitterndem Hall die Sterne an den Himmel zaubert, flattert vor der Madonna ein rotes Lichtlein auf. In seinem Geflacker von Hell und Dunkel gewinnt der Bildstein geheimnisvolles Leben. Jetzt kann es wohl sein, daß das Antlitz der Jungfrau aus Milde in Ernst und Trauer taucht, und daß der Knabe auf ihrem Schoß die Hand, statt zum Segnen, zur strafenden Mahnung hebt. — »La viva madre,« sagen dann die Leute. »Die Mutter lebt ...«

Und so nahegerückt ist sie ihnen nun, daß sie alle fromme Scheu abtun vor ihr und mit ihr sprechen wie mit einer Allvertrauten. Weit tun die Bedrängten von San Antonio die beladenen Herzen auf. Sie klagen ihre Armut und Not. Verschuldetes und unverschuldetes Elend. Und daß heute der Silvio Varelli wegen der Miete gekommen sei und fluchend wieder ging. Und daß bald schon der Pfandmeister erscheinen und die letzte Habe fortfahren werde, wenn nicht ein Wunder geschehe.

Oft ist ein bitterliches Weinen vor diesem Madonnenbild. Seltener mischt sich ein knirschender Zornspruch in das Beten, wenn etwa einmal die Gedanken, leibgepeitscht, zurückspringen zu dem Peiniger, wegen dessen grausamer Härte man hier kniet. Nie aber ist es bisher vorgekommen, daß ein Kind — ein siebenjähriges, und dazu am hellichten Tage, wo jeder es sehen und hören kann — zur Madonna hingetreten wäre: »Ich bitte dich, heiligste Jungfrau, bestrafe du den Halunken Silvio, der meine Mamita so scheußlich quält.«

Es ist die kleine Elisa gewesen. Und sie hat das mit einem silberhohen, gar nicht demütigen, sondern eher patzigen Stimmchen gesagt. Laut und vernehmlich. Hat auch noch mit eindringlicher Vermahnung hinzugefügt: »Aber bestrafe ihn ja feste!« — Dann ist sie mit trotzschwarzen Augen nach Hause getrippelt und hat die Mutter, die eine arme Wäscherwitwe ist, getröstet, daß es nun ganz sicher besser werden wird. Die Not hat zu diesem Trost in leere Kessel und Teller gesehen.

Unverkennbar liegt eine gewisse Spannung über der kleinen Stadt, und man ist nicht so völlig in eignes Leid verstrickt, daß man nicht doch irgendwie über den gläubigen Kindermut eine tiefe Rührung fühlte. Wird die Madonna nun endlich ihr Wunder tun? Wird der Silvio in sich gehen und milde Nachsicht üben? Oder wird er, wie so oft schon, nun gerade zum Trotz in seiner Härte beharren und, gar erzürnt, sie noch verschärfen? Viele in Paléstro sind wundergeneigt. Indes der Zweifler sind mehr.

Zu ihnen gehört Elisas Mutter. Ein tiefer, beseligender Schmerz ist in ihrem Herzen, als sie von dem Tun des Kindes erfährt. Ein Leid, das lächeln und weinen, streicheln und zürnen will. Dann aber überwiegt der Schreck in ihr. Und der treibt sie zu dem grausamen Manne, den sie besänftigen, versöhnen möchte. Denn wenn auch ihre Behausung eher einer verfallenen Casa draußen in der Campagna als einem selbst ärmlichsten Stadthaus gleicht, so will sie Varelli doch noch einmal bitten, flehentlich bitten, daß er ihnen dies Dach lasse.

Als sie in seine Stube tritt, sitzt er just bei seinem Abendbrot. Ganz plötzlich springt ihr in den Sinn, daß der Mann da an dem Tische, nun er von der Umgebung des Tages losgelöst ist, viel anders erscheint. Fast gemütlich, so denkt sie, sitzt er und kaut an einem goldgelben Ziegenkäse. Dazu trinkt er etliche Schlucke eignen Paléstriner Rotweins. Der Silvio Varelli, den sie jetzt sieht, verrät zwar keine Liebenswürdigkeit und Güte, aber auch nichts von dem böslichen Teufel, als den man ihn nun mal zu kennen meint.

Dennoch zittert sie ein wenig, und es verschlägt ihr einen Herzschlag lang die Stimme, als sie, die geduldig an der Türschwelle wartete, den schnellen Ruck bemerkt, mit dem er sich ihr zuwendet.

Vorerst lauert seine Frage spielerisch: »Was führt Euch zu mir, Norina? — Ihr wollt mir sicher die rückständige Miete bringen! Ist's nicht so?«

Sie fühlt, er weidet sich an ihrer ärmlichen Furcht. Wenn ich jetzt nur ja sagen könnte! denkt sie, reckt sich auf und sinkt wieder zusammen. Mühsam errafft sie ein paar Worte: »Deswegen bin ich nicht hier. Ich komme wegen der Elisa. Will Euch um Vergebung bitten, weil sie Euch öffentlich beschimpft hat! Vor der Madonna! Nun, Ihr wißt ja wohl? ...«

Und obschon er es so gut wie jeder andre weiß, sagt er obenhin: »Davon ist mir nichts bekannt. Hat sie mich denn beschimpft? ... Ja? ... Und vor der Madonna? ... Hm! Das ist nicht gut für Euch, Norina!« Und als er die erstaunte Frage ihrer Augen sieht, lacht er ganz merkwürdig: »Ich meine, es macht Eurer Erziehung keine besondere Ehre, daß Eure Tochter vor der heiligen Jungfrau zu schelten wagt. Ihr solltet es ihr abgewöhnen!«

Die Norina, die einen zornigen Ausbruch

eher erwartet hat als diese sehr ruhigen Worte, fällt in Unsicherheit. Sie ist fast ein wenig enttäuscht über die unkämpferische Wendung des Gesprächs. Und doch ist in ihr das unheimlich lastende Gefühl, daß sie der scheinbaren Ruhe viel weniger trauen darf als einem jäh aufspringenden Zorn. So tut sie eine verlorene Gebärde und wartet mit schlaff hängenden Armen.

Wie aus einer Nachdenklichkeit hebt da Silvio Varelli seine Augen zu ihr und bewegt leicht die Hand, als schiebe er etwas beiseite: »Und wie steht es mit der Miete?... Ihr wißt doch, sie ist längst überfällig, und ich habe schon zu lange Geduld mit Euch gehabt! ... Nun: ich gebe Euch nochmals drei Tage! ... Bringt Ihr bis dahin nicht das Geld, müßt Ihr heraus!... Zu pfänden ist ja doch nichts mehr!« Auch das sagt er ganz ruhig, wie eine Selbstverständlichkeit. Die Norina erschauert unter dieser kalten Grausamkeit.

Erst stockt ihr das Herzblut, daß sie nicht sprechen kann. Dann aber sind Tränen in den Augen, und Qual und Not lösen ihr die Zunge: »Herr, tut das nicht ... Ich werde nicht zahlen können! ... Aber laßt mir das Dach, Herr! Ihr wißt ja, daß mein Matteo starb, daß ich selbst krank lag!... Nun ich gesund bin, kann ich wieder arbeiten! Tag und Nacht will ich für Euch arbeiten, Herr! Und Ihr sollt Euer Geld bekommen! Später! In den drei Tagen schaff' ich's nicht! Habt Mitleid mit uns, Herr!«

Silvio Varelli steht vor der Bittenden. Groß, geschmeidig und stark. Etwas Zuwartendes ist in seiner Haltung und etwas Lauerndes zugleich, das herrisch zugreifen möchte. Seine Augen winkeln über die Frau, und mit einem Mal glimmen begehrliche Fackeln in dem Blick: Corpo dio, blitzt es ihm durch den Sinn, die Norina ist schön! Sehr schön ist sie!

Wie ein heißer Wunsch sind die Gedanken in der Stille des Raumes, und die Frau fühlt sie um sich wie den leisen Klang sündhafter Worte, vor denen sie furchtsam zittert. Bis in den Türwinkel der Stube bebt sie zurück, und eine zornige Scham brennt in ihr, daß sie schmerzlich aufschreien möchte. Aber dann ist auch wieder das Elend da und die schnürende Bangnis, was aus ihr, schlimmer noch, was aus dem Kinde werden soll.

Und die Not treibt sie gegen den Mann, daß sie kniend vor ihm liegt und die Hände zu ihm hebt, wie in einem leiberschütterten Gebet: »Ihr könnt ja nicht so grausam sein, Herr! Denkt: wenn Ihr armselig wäret und hättet Weib und Kind, und es quälte Euch einer bis auf den Tod! Oder Euch lebte eine Mutter, und Verzweiflung käme über sie! Würdet Ihr sie dem Elend geben? So grausam könnt Ihr nicht sein, o Herr!«

Und so sehr zerbricht sie das Leid, daß sie ihre Hände um die Knie des Mannes spannt: »Wohin denn soll ich? Die kleine Elisa ist zart, und die kalten Nächte kommen! Nichts habe ich, sie zuzudecken, nichts, sie zu speisen! Laßt uns das Dach, das kleine Dach wenigstens! Alles will ich für Euch tun, Silvio Varelli! Bei der Madonna: alles!«

Langsam, hilfebettelnd, zweifelnd sind ihre Hände zu den seinen emporgeglitten und zucken nun verängstigt darin, wie scheue Vögel in einem Käfig. Und da die Frau noch mit notwirren Augen zu ihm aufschaut, gefoltert, wie sein Urteilsspruch lauten mag, reißt der Sturm in ihm alle Gedanken und das Böse fort in den heißen Wirbel seines Blutes. Wie Flammen sind seine Worte über ihr, und sinnlos brennt sein Mund auf ihren Lippen.

Ihr Notschrei ist zerrissene Antwort. Und die Hände der Frau lösen aus zitternder Schwäche die Kraft abwehrenden Stoßes, der befreit. So taumelt sie hoch, flieht. Fort ... nur fort! Wie von Furien gehetzt ist der Weg aus der Nähe dieses Menschen, der ihr Elend mit seiner Gier besudelt...

»Das nicht! Nur das nicht! O santissima Madonna!«

Vorwinterlich liegen lichtlose Tage über Paléstro, und der sonst so tiefblaue Himmel hat sein Leuchten hinter Grau versteckt, daß auch nicht ein Fetzchen von ihm mehr die Via San Antonio erhellt. Der Platz liegt verödet, und nur die Beter, die ihn regelmäßig queren, beleben ihn noch, wenn sie ihren Weg nehmen zur Domenico-Kirche oder zur Madonna, die es in ihrem steinernen Mantel fröstelt.

Bedrohlich lasten die Tage. Und die Sorge, die gar so oft Gast ist in den Häusern des Varelli, drückt schwer. Der Herbst hat nicht viel Verdienst gebracht. Man weiß nicht, wie das noch werden soll. Am wenigsten weiß es die Norina Scirane. Sie kramt in dem ärmlichen Schrank nach etwas trockenem Brot. Auch etwas Öl ist da. Aber sehr wenig und ranzig dazu. Und sie hat nichts, was sie darin braten könnte.

Doch gibt sie das wenige der kleinen Elisa, deren hungrige Augen huschend den müden Hantierungen der Mutter folgen. Dann bettet sie das Kind unter zerschlissenen Decken und betet ein Vaterunser darüber. Sie selbst setzt sich an den nackten Tisch. Da sitzt sie bis in die tiefe Nacht. Nun sie losgelöst ist von dem heischenden Blick der Kinderaugen, zerbricht ihr auch der letzte Rest von Kraft. Und ein würgender Laut ist wohl in der verdorrten Kehle, wie der eines weidwunden Tieres.

Weinen kann sie nicht mehr. So leergebrannt sind die Augen. Auch beten mag sie dann nicht

mehr. So verstumpft und verstummt ist in ihr alles, was sich sonst noch an die Gnade der befreienden Bitte klammerte. Nichts ist ihr verblieben als dies verzweifelte Hindämmern in einem Elend, dessen Ende sie gar nicht absieht. »Einen Tag noch, und noch einen!« mahnt dunkle Drohung in ihr. Aber die Schultern sinken matt, und die Hände liegen tot im Schoß. Ab und an nur erwacht sie aus ihrer Starre und lauscht verloren auf die friedlichen Atemzüge des Mädchens. Wenn wir doch nicht mehr wach würden! gespenstert sündlicher Wunsch auf, und ihre Stirn fällt auf das Holz des Tisches ...

Und dennoch greift aus einer Verborgenheit, deren sie nicht Herr ist, das Leben nach der Todbereiten. Das ist, wie wenn aus unerforschter Ewigkeit ein Stern, flammend in die Sicht der Welt geschleudert, ausbrennt und das Auge blendet. So blitzt vor ihr aus Urtiefe ihres Blutes die Stunde auf, da sie vor dem Manne kniete. Und aus dem Dunkel dieser Nacht fühlt sie wieder das Tasten seiner Hand und seine Lippen heiß auf ihrem Munde.

Da fährt die Norina erschreckt aus ihrem Schlafe. Traumhaft pocht der Schlag des Herzens in ihre schnelle Wachheit. Eine selige Bedrängnis zittert in ihr und verwirrt, wie schwerer roter Wein. Und ist doch auch quälend, unsagbar quälend aus dem unerfüllten Kreisen ihres Blutes, das in den jungen Adern hämmert. Sehnsüchtig breitet sie die Arme, und ein weher Laut bricht auf wie ein hilfloses Schluchzen.

Dann wieder schämt sich die Frau dieser Qual, und die Scham ist so lastend, daß sie sich zusammenkauert, als müsse sie sich vor sich selbst verbergen. Wie in marternden Schmerzen windet sie sich: »Santa madre! Nur das, nur dies Letzte nicht!« Und ein Stöhnen ringt sich aus ihrer Brust. — Flüchtige Schritte tragen sie leise zu ihrem Kinde, das schlaftrunken lächelt. Da beugt sie sich leidvoll nieder zu ihm und gibt sich ganz in seinen heiligen Schutz. Voll unendlicher Zärtlichkeit bettet sie es bebend in ihrem Schoß.

Aber der grauende Tag bringt neue Not. Sinkende Nacht barg sehnende Qual und flammende Scham im Mitleid ihres Dunkels. Das junge Morgenlicht ist hart, und unbarmherzig enthüllt es die Nacktheit der armen Seele. Ist nicht auch der Traumwunsch Wunsch nach Erfüllung? Lebte nicht die Unruhe sündhafter Sehnsucht unter der Ruhe des Schlafes? Drängte es aus ihm nicht begehrend in das Erwachen und stürzte sich in den Unschuldsschlummer des Kindes als ein Verbrechen, das sich entsühnen will?

Norina Scirane wendet sich ab, als sie die Augen Elisas fragend auf sich gerichtet fühlt. Als wäre in dem Blick das ahnende Wissen um die Verborgenheiten dieser Nacht, so dünkt es der Mutter. Der Gedanke verwirrt sie aufs neue. Lauter spricht sie, und heftiger sind ihre Hantierungen zwischen dem kargen Rest des Hausrates, als könne sie so die Stimme in ihrem Inneren übertönen. Aber die schweigt nicht, und immer wieder sind da die mahnenden Kinderaugen. Groß und ernst.

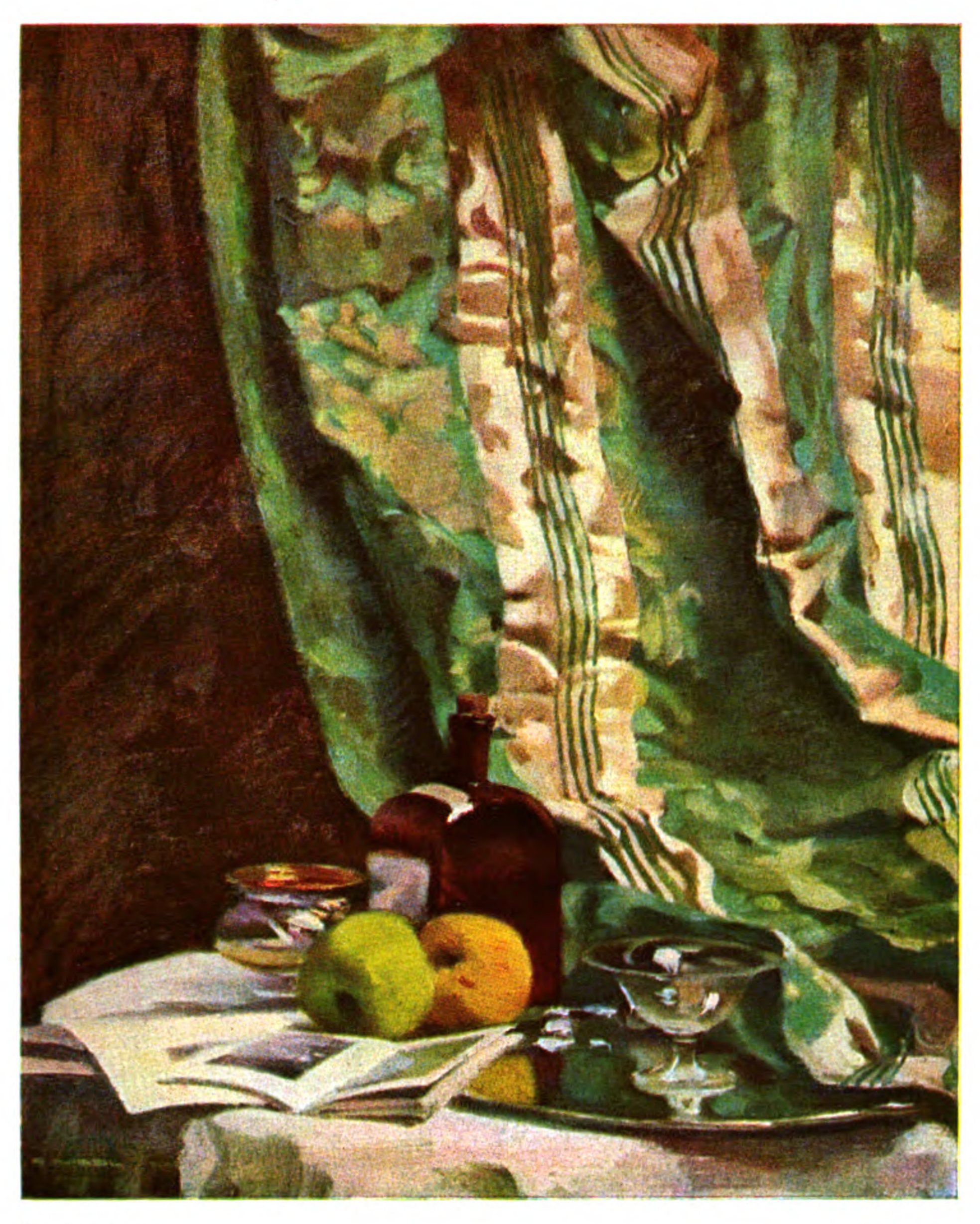
»So tu doch endlich etwas!« begehrt Norina auf. Elisa tut, wie ihr geheißen, und steht dann wartend. »Steh da nicht so faul herum!« fliegt es zu ihr hin, ungeduldig und kaum beherrscht. Da macht das Kind sich etwas zu schaffen, daß die Mutter nur gut sei. Aber das ist bald erledigt. Und da es nicht weiß, was es nun beginnen soll, setzt es sich ganz klein in die Fensterecke auf den Lehmboden.

Die Mutter tut ein paar schnelle Schritte. Hierhin und dorthin. Sinnlos und ohne Zweck. Elisas Augen folgen ihr in stummer Bitte, und einmal flüstert sie eine scheue Zärtlichkeit. Norina hört es nicht, so zornwirr macht sie der unablässig forschende Blick des Kindes. Und während er immer nur ratlos das eine fragt, warum wohl die Mutter ungut sei, entbrennt sie zu heftigem Wort: »Was gaffst du mich so an? Scher' dich! Ich will dich nicht mehr sehen!« — Und als Elisa, verschüchtert durch den plötzlichen Ausbruch, dasteht und nicht sicher ist, wie sie das verstehen mag, hebt Norina jäh die Hand zum Schlage.

Ganz leise ist die Kleine gegangen. Draußen taumelt sie einmal, so weh tut ihr das Herz. Dann trappeln die Füße die Straße entlang, die der milchige Nebelbrodem lautlos in sich aufsaugt. Immer weiter wandern die Füße. Queren einen Fahrdamm. Stolpern einen karrenzerrissenen Feldweg. Werden auch einmal schmerzhaft müde und rasten am Wegrain bei einem Maulbeerbusch. Da erst überfällt sie ein haltloses Weinen.

Rings stellt die Einsamkeit ihre weißfließende Luftmauer um sie und schließt sie in Verlassenheit. Nun rinnen die Tränen noch heißer, bis die Lider sich über die brennenden Augen senken wollen. Da kriecht das Mädchen unter das bergende Laubdach und kuschelt sich auf dorrendes Gras. Ein paarmal gähnt der zuckende Mund. Durst quält, und ein nagender Hunger ist da. Dann kommt der Schlaf und tröstet, bis das Schluchzen verebbt.

So mögen einige Stunden vergangen sein. Längst schon ist der Zorn Norinas geschwunden. Nur Not ist geblieben und das qualvolle Elend dieses grauen Tages. Und eine unsägliche Trauer über sich selbst. Wenn die Elisa wieder da ist, will ich sie auf den Arm nehmen. Herzen und küssen will ich sie, daß sie das Garstige vergißt! denkt sie und wartet in tiefer Sorge. Und weiter gehen die Gedanken: Ich will sehen, daß ich



Rudolf Nißl: Stilleben



Brot für sie habe und auch ein wenig Ziegenmilch! Das wird ihr gut tun.

Eine kleine Freude steht in ihr auf und bringt zaghafte Hoffnung: Die Nachbarn werden mir etwas abgeben, da ich nichts kaufen kann! — Aber Norina muß an vier Türen vergeblich gehen, ehe sie ein Stück Brot findet und eine winzige Schale warmer Milch. Sie ist versucht, selbst davon zu nehmen. Einen Bissen nur!... Doch trägt sie die karge Speise fürsorglich nach Hause, stellt sie auf den Tisch und wartet nun wieder.

Wartet, bis die Mittagsglocke von San Domenico läutet. Da treibt die jagende Unruhe sie fort. Straßauf und straßab. Zur Kirche und zur Madonna. Rings um die Stadt geht ihr schwankender Weg. Bis in die Steinbrüche des Varelli irrt sie. Weithin über die öden Vignen hallt angstverstört der Namensruf ihres Kindes. Hier und da und überall fragt sie. Bis ihre Frage nur noch ein stammelnder Laut ist... Nein, niemand hat die Elisa gesehen!

Da bricht sie zu Hause in die Knie, und zum erstenmal wieder seit all den letzten ausgebrannten Tagen springt der Notschrei eines Betens von ihrem Munde. Wenn sie jemals sündhafte Schuld auf sich lud, in diesen Stunden, in denen ihr das Herz schier zerbricht, büßt sie nun auch den kleinsten Makel.

Einmal ist es ihr, als höre sie den leichten Kinderschritt. Da rast ihr Blut Sturm, als müsse es die Adern zersprengen. Um so tiefer stürzt Enttäuschung sie in trostlose Niedergeschlagenheit.

Endlos verrinnen die Minuten. Jede ist Höllenewigkeit. Keine bringt die Kleine zurück. Die Sonne ist einmal aufgekommen und streut durch den Nebelschleier einige Goldflecke in die nackte Armut des Raumes. Nun sie schon zur Dämmerung sinkt, breiten sich die Flecke zu blutroten Lachen. Grauenvoll liegen sie da, und Norina erschauert vor ihrem schreckhaften Bilde, das sie auf neuen Wegen ihres leibzerquälten Suchens wie ein furchtbares Gespenst verfolgt. Zerrissener flattert der vergebliche Notschrei der Mutter.

Einfallende Kühle hat Elisa geweckt. Erst weiß sie nicht, wo sie ist und wie sie in diese graue Verlassenheit gelangt sein mag. Dann glimmen mählich die kleinen Lebensfunken auf und bringen wehe Erinnerung an den Morgen. Der liegt so fern, daß er schon gar nicht mehr ganz in das Bewußtsein hinüberreicht. Nur ein leise bohrender Schmerz ist noch da. Und ein bitterer Hunger, und ein Durst, der die Zunge dörrt.

Das macht so matt, daß sie kaum die kleinen Glieder bewegen kann. Doch erhebt sie sich, steht eine Weile ratlos, lugt nach allen Seiten. Dann machen die Füße tastende Schritte. Schleppen sich ein Stück Weges, straucheln über spitziges Gestein, tapsen weiter. Eine dunklere Barrikade schiebt sich in den abendlichen Himmel. Irgendwo tropft schon Lichtschein. Das muß die Stadt sein. Und da ist auch Sinfaro und die Via San Antonio. Und das Haus... und die Mutter!...

Da atmet das Kind schneller, und die Freude läßt die Füße sich leichter heben. O, nun gehe ich heim und bin gleich bei der Mamita! Ob sie mich schelten wird? Plötzlich taucht der Morgen ganz aus der schon müden Erinnerung. Lebt klar und wirft seine harte Deutlichkeit grausam wieder in die bangende Seele. Wie war das nur? Was hat die Mutter gesagt? — Ein feines Grübeln gräbt sich in die kleine Stirn.

Und nun klingt es auch wieder ins Ohr: »Ich will dich nicht mehr sehen!« — Ja, so war das. Wie weh das tut! Da verhält der Fuß, und Elisa taumelt einmal todmatt an eine Hauswand. Und die Gedanken kreisen wirr auf: Nicht heim, nicht heim! Aber wohin soll sie sich wenden? Zurück in das nächtliche Feld? Sie krümmt sich zitternd. So drohend geistert der Spuk der schwarzen Finsternis. Greift nach ihr mit scheußlichen Fingern.

Da duckt sich der schmale Leib und schnellt, furchtsam gestrafft, wieder vor. So viel Kraft gibt die Angst wohl noch den wundmüden Füßen, daß sie willenlos flüchten können. Lautlos ist diese Flucht und ungehemmt. Geflügelt nur und geleitet von dem ungewußten Gefühl, vor den lauernden Schrecknissen entrinnen zu müssen. Und nicht eher verweilt der huschende Schritt, bis er, zur Lahmheit erschöpft, im roten Geflacker des Madonnenlichtleins zerbricht.

Einmal noch streckt sich der kleine Körper. Die Augen blinzeln scheu zum Bildstein auf und haften auf dem gütigen Antlitz der Gottesmutter, die den segnenden Jesusknaben trägt. Der Mund des Mädchens zuckt, als wölle er ein Gebet sprechen. Und die Hände falten sich gekreuzt. Dann umfängt erlösender Schlaf die Ruhende und zaubert ein winziges Lächeln seligen Geborgenseins auf ihre Lippen.

Silvio Varelli hat einen schauderhaften Tag hinter sich. Voller Widerwärtigkeiten ist er gewesen. Morgens schon in der Frühe hat ihn die Nachricht erreicht, in den Steinbrüchen sei dem Sprengmeister die rechte Hand zerfetzt worden. Nun, das ist weiter nicht schlimm. Erster Ärger ist der Überlegung gewichen: der Mann hätte besser achtgeben sollen. Überall waren die Sicherungsvorschriften zu lesen. Varelli wird sich aus Malfieri einen neuen Meister besorgen.

Aber dann ist da die Sache mit dem Händler Benedetto Corti, der ganz plötzlich falliert. Dieser Ladro — es ist wirklich schon ein ausgemachter Bandit! — wird ihn um mindestens

zweitausend Lire bringen. Das kann einen schon verdrießen! Und wenn er bedenkt, daß er heute zwei Pfändungen fruchtlos versuchte, und er rechnet das alles zusammen, so ergibt sich ein Verlust, der einem wohl den hellen Zorn in die Schläfen treiben mag: Porco Dio!... Und er tut einen Faustthieb auf den Tisch, daß der rote Wein vor ihm zu tanzen beginnt.

Doch wenn er es recht überlegt: Das alles ist kaum ein ernster Grund zu einem solchen Ausbruch. Denn einmal wird er die Lire, die in seinem Vermögen Centesimi bedeuten, wieder verschmerzen können. Und er wird lachen über all diese Nichtigkeit, die ihn jetzt noch erhitzt, wie er über die Menschen lacht, die ihm bitter feind sind. Die ihn hassen, weil er sie in ihrer Kümmerlichkeit verspottet und verachtet. Was sind ihm die Pazzi, diese ausgemachten Hansnarren, die »gut« erscheinen, weil ihnen der Mut zu anderm gebricht?!

Sie verdienen nichts andres, als daß man Schimpf und Hohn über sie kübelt! Daß man sie mit dem Gegenteil ihres lächerlichen Daseins übertrumpft. Und das will er gründlich besorgen. Jetzt gleich wird er in seine Osteria gehen. Die Emilia, die lebenshungrige Wirtin, wird bei ihm sitzen. Lachen wird sie und vertraulich tun. Und sie mag wohl um so zärtlicher sein, je wütender der alte Kapaun, der ihr Mann sein will, die Dolche seiner Blicke zückt!

So geht er. Der Weg führt über den Antonioplatz. Ganz deutlich sieht er die Silhouette der Madonna vor dem Abendhimmel, der jetzt von einem unsichtbaren Monde ein ungewisses Licht empfängt. Weiter drüben, mehr geahnt als erkennbar, hebt sich der Barockschwung des Giebels von San Domenico. Zwischen beiden hindurch muß Silvio Varelli den Platz queren, der still und friedvoll liegt. Nur der Wind huschelt mit einigen angegilbten Platanenblättern.

Wann jemals ginge Varelli zu dieser sanften Madonna? — Das überläßt er lieber den andern Vielen, die ihre schwachmütigen Bitten zu ihr tragen. Und, wohl bedacht, ist sie nicht eigentlich seine Gegnerin, da sie doch gerade den andern, zumal seinen zahlfaulen Mietern, gegen ihn selbst helfen soll? — Er reckt sich ein wenig, und ein trotziges Licht ist in seinen Augen. Dann tut er ein paar Schritte zu ihr hin. Weit und federnd, übermütig und herausfordernd, wie es die Laune dieser Stunde ihm gebietet.

Kaum aber tritt er in den schimmernden Lichtkreis der roten Ampel, die geheimnisvoll aufleuchtet, da sieht er auf den Stufen des Madonnenbildes den gestreckten Leib einer armselig kleinen Menschenkreatur. — Weilt hier der Tod? ... Aller überheblicher Spott ist von Varelli gewichen. Einen Herzschlag lang steht er zweifelnd. Weiß nicht, was er beginnen soll. Dann beugt er sich nieder. Erlauscht die winzigen Zeichen des Lebens. Leise Atemzüge flackern auf. Kurz und flach und fiebrisch ...

Da verliert sich die angstvolle Spannung der Minute, und die Heiterkeit einer frommen Freude bricht aus ihr. Mit unendlich behutsamen Händen hebt Silvio Varelli den kleinen Körper und hält ihn fest und wärmend an seiner Brust. Da lächelt das Kind in seinem Traum, die Mutter Maria sei selbst zu ihm herabgestiegen und trage es geradeswegs in den Himmel, wo all die vielen Englein sind. Wie wunderschön ist das! ... Und schläft nun wieder fester.

Einmal kommt Varelli der Gedanke, wie sonderbar das alles sei. Fast komisch! Daß er da ausgeht, ein Kind findet, und mit ihm jetzt hier steht. In nächtlicher Stunde, hier, vor der Madonna di San Antonio! ... Er könnte wohl zum Hospiz gehen, die barmherzigen Schwestern aufläuten, ihnen das Kind geben. Aber die Freude in ihm ist so groß, daß er dem Gedanken keinen Raum gibt. Und so birgt er das Mädchen noch sorglicher, wiegt es leise wie ein Bambino und trägt es in seine nahe Wohnung.

Dort bettet er es zart und wartet geduldig, bis das Kind die Augen aufschlägt. Wirr und fragend tasten sie die Fremdheit der Umgebung ab. Haften dann erschreckt und scheu auf dem Manne. Starr sind noch die Glieder, und eine unsagbare Mattigkeit verhindert das Sprechen. Als Silvio Varelli ihr aber Milch zu trinken gibt, die warm und belebend die Durstige erquickt, da wird sie munterer, und lebhafter sind die Bewegungen, die erstaunte Neugier ausdrücken. Doch fallen nun schnelle Fieberschauer in ihr Blut, umnebeln den Blick, wecken phantastisch lallende Worte.

Trockener Husten stößt aus der kleinen Brust und durchrüttelt den armen Leib, daß er sich aufbäumt. Der Husten keucht. Die Kinderstimme flattert zerrissen von den durstschrundigen Lippen. Ab und an begehren die Blicke auf, die sich wie aus Urtiefen öffnen. Da weiß Silvio nicht mehr, wie er helfen kann. Und er geht zu der alten Schaffnerin, holt sie her in seine Kammer, sagt ihr das Wann und Wie, und weiß doch kaum, was er erzählt, so wirr ist es in ihm. Die Alte indes ist ganz betulich. Frauliche Hände betten besser und glätten. Und dann spricht auch sie von dem Verlust, der die Norina so grausam getroffen hat.

»Heute?« — »Ja, seit heute morgen!« — Warum sie ihm denn nichts davon berichtet habe. — Nun, der Herr sei ja den ganzen Tag so verärgert gewesen! — Das könne doch kein Grund sein! — Doch. Das sei einer. Wenn man dem Herrn da mit solchen Sachen komme ... — Nun: das sei letztlich nichts Xbeliebiges! — Nein ... freilich, das sei's nicht! Indes, der Herr sei doch einmal so! — Was denn jetzt zu

tun sei? fragt der Silvio Varelli. Und geht aufgeregt in seiner Kammer auf und nieder.

Da antwortet die Schaffnerin, es gebe nur eins: der Mutter Bescheid sagen, daß Elisa gefunden sei. Man müsse die Norina aus ihrer furchtbaren Qual erlösen! — Silvio Varelli nickt dazu: »Ja, das wird gut sein. Geht nur sogleich hin!« Dann zögert er ein kleines und sagt halb abgewendet: »Richtet ihr aus, daß ich einen Arzt hole, und daß der Dottore Borghi schnellstens hier sein wird... Und nun eilt Euch!«

Mit dieser Weisung macht er sich selbst auf den Weg.

Als Silvio Varelli mit dem Arzte heimkommt, findet er die Norina in einem grenzenlosen Jammer, der sie vor dem Bett des Kindes in die Knie gefällt hat. Ihre schmalen Schultern sind von einem lautlosen Weinen durchrüttelt. Die Hände umgreifen angstbebend den Kopf des Mädchens, zucken über die glühenden Wangen, ruhen prüfend auf der fiebrigen Stirn, fliegen wieder über die Decke zu den Kinderhänden. Streicheln, irren auf und nieder, verweilen und sind rastlos, als seien sie selbst vom Fieber durchbrannt.

Der Arzt klopft und lauscht, zählt die flatternden Pulsschläge und nimmt die Temperatur. Nun liegt ein tiefer Ernst in seinen Augen, in denen sich die Frage der Mutter verklammert mit der ungeheuren Spannung eines Menschen, der vom Richtermunde das Urteil über Leben und Tod erwartet. Der Dottore Borghi sagt: »Es ist eine Lungenentzündung. Die Sache ist sehr akut und der Verlauf ungewiß, da das Kind unterernährt ist.« Sorgsamste Pflege sei nötig, er werde jeden Tag nachschauen. Damit geht er.

Ein lastendes Schweigen liegt in der Stube. Nur das haltlose Weinen Norinas klingt in die Stille und mischt sich mit den rasenden Atemstößen der Kranken. Silvio Varelli steht beiseite. Es ist wohl das erste Mal, daß ihn etwas ergreift und in ihm ein Gefühl erweckt, das fremd ist und beengend und irgenwie beglückend zugleich. Er kann es sich nicht deuten und ist eigentlich ein wenig geniert. Er möchte etwas sagen. Etwas Gutes und Tröstliches, findet aber die Worte nicht.

So unsicher ist er, daß er das Unbekannte in sich mit irgendeiner Brüskheit verscheuchen will. Da hebt sich Norina mühselig auf. Sie schwankt, tastet nach einem Halt und steht nun vor ihm. Ihr Blick ist so leiderfüllt, und er ist so qualvoll abwesend, daß er gleichsam durch ihn hindurch in eine grausige Leere sinkt. Zerbrochen steht Norina vor ihm, mit hängenden Armen und einer trostlosen Gebärde des Preisgegebenseins. Willenlos tut die Hand eine vage Bewegung zu dem Kinde hin.

Da faßt der Mann diese Hand und hält sie in der seinen. Zart und fast liebkosend ist das. Und ohne daß er es weiß, zittert der Klang einer leisen Güte in seinen Worten: »Ihr müßt bei mir bleiben, Norina. Ihr dürft jetzt nicht gehen. Das Kind muß seine Pflege haben. Der Dottore sagt's, und Ihr habt es gehört. Ihr könnt hier ruhig wohnen. Und ich will gut sein zu Euch, will für Euch sorgen. Wegen des Kindes müßt Ihr bleiben. Hört Ihr, Norina?«

Da ist es, als holten die Augen der Frau ihren Blick aus einer lichtlosen Ferne zurück. Und eine scheue Dankbarkeit ist darin, nun sie sich dem Silvio zuwenden. Immer noch ruht ihre Hand in der seinen. Dessen wird sie erst jetzt gewahr, und ein feines Rot steigt ihr vom Herzen auf und legt sich auf die bleichen Wangen. Verwirrt beugt sie sich nieder und küßt die Hand. Dann geht sie zurück an das Bett des Kindes und lauscht und wacht.

Seitdem schläft der Silvio in der Kammer seiner Wirtschafterin, und die geht oben der Norina zur Hilfe, löst sie in der Krankenwache ab, sorgt sich herzlich mit um Elisa. Die beiden Frauen hausen gemeinsam, und ein stiller Frieden waltet zwischen den Menschen. Einmal sagt die Alte: »Unser Herr ist doch gut. Ich hätte es früher nicht geglaubt.« Da senkt die Norina den unsicheren Blick und macht sich etwas zu schaffen. So sehr erschreckt sie das Pochen ihres Blutes.

Trotzdem Norina Ecirane eine Begegnung mit Varelli zu vermeiden sucht, ganz umgehen läßt sie sich nicht. Es gibt schon einmal dies oder das, was sie ihn fragen, auch wohl etwas, worum sie ihn bitten muß. Wenn sie dann hinuntergeht und nur zögernd die Worte findet, und der Silvio steht da, ebenso unsicher, und tastet nach dem, was er sagen soll, dann wiegt die Fülle des Unausgesprochenen so schwer, daß es ihnen beiden wie eine Last erscheint. Doch sie ist süß und betörend.

Es ist so zwischen ihnen, daß sie sich meiden und suchen. Sehen sie sich, gehen die Blicke aneinander vorbei und möchten doch irgendeine Freude zeigen, eine Dankbarkeit, eine Zärtlichkeit. Und die Hände, die sich fliehen, möchten sich fassen und halten in einem verschwiegenen Druck. Nun der Arzt nicht mehr zu kommen braucht und die Sorge um das Kind gewichen ist, ertappt Norina sich darauf, daß sie hinunterhorcht, ob Silvio wohl zu Hause sei. Und wenn die Haustür geht, schaut sie verstohlen auf die Straße.

Oder: Varelli sitzt in seiner Stube und rechnet. Da verwirren sich mählich die Ziffern, und er kommt in ein Träumen, das ihn beglückt und das er doch von sich tun will. Aber wie oft er auch sich erneut in die Rechnung vertieft, die Gedanken schweifen ab. Dann lauscht er auf die leichten Schritte der Frauenfüße über sich.

Und er denkt, was die Norina jetzt gerade schafft, was sie der Wirtschafterin sagt, wie sie Elisa wohl herzt. So warten sie beide aufeinander. Der Mann und die Frau. Und ihr Blut singt dazu das alte Menschheitslied.

In diesen Tagen ist es gewesen, daß Norina auf eine Weile das Haus verlassen mußte. Da ruft Silvio Varelli die Alte zu einer Beschäftigung. Er selbst geht hinauf, einmal nach der kleinen Elisa zu sehen. Und er setzt sich zu ihr auf den Rand des Bettes, wo das Mädchen mit bunten Papierschnitzeln spielt. Ganz behutsam nimmt er die schmalen Hände und streichelt sie. Und fragt, wie es ihr geht, und ob sie nun bald wieder aufstehen dürfe.

Eine scheue Fremdheit ist anfänglich noch in der Kleinen, und sie gibt schüchterne Antwort: Ja, es gehe ihr nun viel, viel besser. Und die Mamita habe gesagt, daß sie bald schon auf sein werde. Dann könne sie wieder auf der Straße spielen und der Mutter helfen. — Das alles erzählt sie mit einer leisen Stimme und setzt altklug hinzu: »Aber ob wir wieder in unser altes Haus ziehen, wissen wir noch nicht!«

Da lacht der Mann, und auch Elisa lacht mit einemmal und ist nun aufgeschlossener. »Willst du denn nicht lieber hierbleiben?« fragt Silvio. »O ja!« gibt sie zurück, »ich will schon. Es ist ja so schön hier!«; und dabei gehen ihre Hände liebkosend über das breite Bett, und die Augen ruhen auf einigen grellbunten Bildern an der Wand. »Nun, so bleibe doch!« nickt er und fährt ihr über das blasse Gesichtel.

Das wird plötzlich ernst, und nachdrücklich sagt sie: »Das geht doch nicht! Wir werden fortmüssen!« Übertrieben staunt der Mann: »Warum soll das denn nicht möglich sein? Wenn ich es euch sage, könnt ihr wohl bleiben.« Da zögert Elisa eine Sekunde, ehe sie sich entschließt: »Du bist doch der Silvio Varelli?« Und als der nickt: »Gehören dir alle Häuser hier? Auch das, in dem wir wohnten?« — »Ja, sie gehören mir!« erwidert der Mann. Da nimmt die Kleine allen Mut zusammen: »Dann bist du auch der, der so garstig gegen die Mamita war und der sie so gequält hat. Ja, und darum müssen wir fort.«

Dabei hat Elisa ihm ihre kleine Hand entzogen, und ein abweisender Zorn ist in den Kinderaugen. So klar und rein und mutig ist die Unschuld dieser Augen, daß Silvio Varelli schnell die Stirn vornüberneigt. Er atmet tief und schwer und weiß nicht, was er nun sagen soll. Aber dann ist es mit einemmal, als hätte das Kinderwort verborgensten Quell entriegelt. Und er hebt den Kopf wieder: »Ja, das war wohl einmal so. Jetzt ist das alles anders. Ich habe deine Mamita sehr, sehr lieb. Und dich hab' ich auch lieb.«

Da jauchzt das Mädchen auf, patscht die Hände zusammen, richtet sich hoch und schlingt zärtlich und vertrauend seine Arme um den Nacken des Mannes, der sich ihrer Freude willig hingibt. »Das will ich gleich der Mutter sagen. Oh, wie wird die froh sein!« jubelt die Kleine. Und sie küßt Silvios bärtigen Mund und flüstert ihm zu: »Auch ich will dich sehr liebhaben.« Dann legt sie sich glücksmatt in die Kissen zurück und hat blanke Augen.

Als Norina heimkehrt, befällt sie die Stille des Hauses wie ein seliges Wissen um das, was nun Erfüllung sein wird. Das treibt ihr das Blut zum Herzen, daß sie sich halten muß. Und vor der Tür verweilt sie erst, so gewaltig brandet der Sturm in ihren Adern. Nun sie bangend eintritt, weiß sie nichts mehr als ein Lachen, ein Weinen, und eine verlorene Gebärde des Hingegebenseins an das Kind und an den Geliebten.

Die Leute von Paléstro stecken eifrig die Köpfe zusammen: Ist das denn möglich? Ist es überhaupt denkbar? Die Norina Scirane und der Silvio Varelli? Man weiß: Dieser Mensch, der so hart ist, daß sie ihn alle hassen, der so überheblich ist und gewaltsam, daß sie ihn alle fürchten, der so unfromm ist, daß selbst der Abbate ihn aufgegeben hat — dieser selbe Mensch soll nun mit einemmal gütig geworden sein? Soll Mitleid gehabt haben mit einer, die er zuvor auspfänden ließ? Und sie, die Ärmste der Armen, will er jetzt gar zur Frau?

Die Paléstriner schütteln ihre Köpfe. Nein, das geht über jedes Vorstellungsvermögen! Drum können und wollen sie es nicht wahr haben. Doch müssen sie sich wohl daran gewöhnen, denn man sieht die beiden ja zusammen. Und der Varelli ist mit der Norina und der kleinen Elisa ein Herz und eine Seele. Man erfährt sogar, daß er in San Domenico das Aufgebot bestellt hat, und daß er nun draußen vor der Stadt ein neues Haus richtet, in das er nach der Hochzeit ziehen will. Und was noch erstaunlicher ist: Dieser hartgesottene Gläubiger soll in letzter Zeit sehr nachgiebig geworden sein.

Sangue di Christo! sagen die Leute von Paléstro und schweigen allmählich vor der offenbaren Tatsache. Sie sind geneigt, das Wunderbare des Geschehens anzuerkennen. Und wenn auch die Liebe dies Wunder vollbrachte, sei's drum, so bleibt es doch nichts weniger als ein Wunder. Und wer anders als die Madonna di San Antonio hat es durch ihre himmlische Fürsprache zur Tat werden lassen? Freilich: In den kleinen Menschenbereichen bleibt es mehr als sonderbar, daß die Heilige der Gepfändeten nun gar den sonst so grausamen Gläubiger zum Manne gab! Und darum nennen die Paléstriner sie wohl auch: »La Madonna Curiosa«.



Blick auf Memel

Das Memelland

Von Rolf Schierenberg

Mit zehn farbigen Abbildungen nach Ölgemälden von Gustav Boese

Ein altes Sprichwort des Memeler Landes sagt: Die Mimmele ist so wit gelegen, Gott mußt' ihr selber pflegen. Hoch im Nordostwinkel des Reiches, Stiefkind des Stiefkindes Ostpreußen, gehört das Memelgebiet zu den unbekanntesten Teilen Deutschlands und hat sich einen Platz im Bewußtsein des deutschen Volkes recht eigentlich erst geschaffen, nachdem es aus dem gemeinsamen Staatszusammenhang gerissen wurde und sich nach wechselvollem und schmerzlichem Schicksal Litauen eingliedern mußte. Wenn es ein Stiefkind des Reiches war, so war es doch eins der getreuesten Kinder der Krone Preußen. Auf immer ist sein Name mit dem der großen preußischen Königin verbunden, die mit ihrem Gemahl in den schwersten Tagen dort, im letzten freien Winkel ihres Landes, Obdach suchte und fand.

Das Memelland, ein schmaler Küstenstreif von etwa 140 Kilometer Länge und oft nur 15 bis 20 Kilometer Breite, erstreckt sich zwischen dem Mündungsdelta des Memelflusses und den Moränenhügeln des litauischen Berglandes. Es hat eine Bevölkerung von rund 150 000 Einwohnern, die der Rasse und Herkunft nach sehr gemischt ist, wie sich das aus der Kolonisationsgeschichte Ostpreußens ergibt. In seinen nördlichen Teilen wurde es vom Baltikum her besiedelt. Memel selbst verdankt seine Gründung Eberhard von Seyne, der im Jahre 1252, als Beauftragter des Ordenshochmeisters von Kurland, an der Mündung des Haffs, »an der Stelle Klaipede«, eine hölzerne Burg errichtete. Diesen alten Ortsnamen, der im Kurischen nichts andres bedeutet als »niederes Land«, haben die Litauer wieder aufgegriffen, um das von ihnen eingenommene Memel Klaipeda zu taufen. Damals war die Nehrung bedeutend kürzer als heute. Ein Blick auf die Karte sagt, mit welchem Weitblick der Ort der neuen Siedlung gewählt war, sowohl was die handelsgeographische als was die militärische Lage anbelangt. Drei Jahre nach der Gründung Memels drang der Deutsche Orden von Süden, nach seinem Siege über die Samländer, in das jetzige Memelgebiet



Litauer Straße in Memel

ein und reichte seinen Brüdern vom Schwerte vor Memel die Hand. Damit war die langersehnte Landverbindung zwischen den livländisch-kurländischen und den preußischen Besitzungen des Ordens erreicht. Doch blieb der Zusammenhang mangels Beherrschung der großen litauischen Straße von Kauen (Kowno) über Schaulen nach Mitau immer äußerst gefährdet. Allen Schlachten zum Trotz blieb dieser letzte Sieg den Rittern versagt, so daß nach der Niederlage von Tannenberg ihr Machtbereich an eben seiner schwachen Stelle im Memellande auseinanderbrach und sich litauisch-polnisches Hoheitsgebiet bei Polangen dazwischenschob. Seit 1423, wo eine Neufestlegung der Grenzen zwischen Litauen, Livland und Kurland und dem preußischen Ordensgebiet stattfand, gehörte das Memelgebiet ununterbrochen zu Ostpreußen, bis es durch das Versailler Diktat aus seinen nationalen Zusammenhängen gerissen wurde.

Die heute bestehende, teilweise litauische Besiedlung des Memelgaues, wie auch des östlichen Ostpreußens, ist in später Zeit erfolgt, und zwar im Rahmen der großzügigen Innenkolonisation der preußischen Könige. Preußen kannte in seiner merkantilen Kolonisationspolitik keinen Unterschied der Nationalitäten. Nach den Verwüstungen, die Kriegszeiten und Pest über seine östliche Provinz gebracht hatten, so daß im Gebiet der Pregelquellflüsse, wie ein alter Chronist berichtet, »schon fast keine Menschen zum Sterben mehr übrig waren«, unterwarf Friedrich Wilhelm 1. die Verwaltung einer Reorganisation, bei der der Memelgau zur sogenannten »Litauischen Kammer« geschlagen wurde. In jenen Zeiten lebhafter Innensiedlung entstanden eine große Reihe der uns bekannten Orte, wie Werden, Heydekrug, Ragnit, Stallupönen, Pilkallen usw. Das Element der Ansiedler setzte sich aus aller Herren Ländern zusammen. Franken, Nassauer, Pfälzer, Litauer, französische Schweizer, Salzburger und Schotten strömten herbei, um in dem religiös toleranten Staate Preußen ein Unterkommen zu finden. Im Memelgebiet ging im Laufe dieser Kolonisationsbewegung die kurische Fischerbevölkerung immer mehr zurück, und das schamaitisch-litauische Element drang vor. Um die



Litauischer Bauernmarkt in Memel

Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Städte sowie die ländliche Intelligenzschicht rein deutsch, die Bauern litauisch. Im letzten Halbjahrhundert aber ist der litauische Dialekt vor dem Deutschen stark zurückgegangen. Dieser Dialekt unterscheidet sich von der heutigen hochlitauischen Schriftsprache, d. h. der Bauernsprache um Kowno, im übrigen sehr wesentlich, da er eine Fülle von deutschen Lehnwörtern aufnahm, während die Kownoer Bauernsprache dem bestimmenden Einfluß des Polnischen und des Russischen unterlag. Noch bis zur Erbauung der Eisenbahn Memel—Tilsit war die Sprache des Memellandes außerhalb der Städte vornehmlich litauisch. Dabei galten die Bauern litauischer Zunge als überzeugte und gute Preußen und bewiesen dies in der Praxis oft mehr als die städtischen Handelsleute. Mit dem engen Anschluß aber an den reichsdeutschen Verkehr und damit an den binnendeutschen Markt hielt die deutsche Sprache auch ihren Einzug auf dem Lande. Nicht den Mitteln einer rigorosen Entnationalisierungspolitik erlag das Litauische, sondern dem einfachen wirtschaftlichen Interesse der litauischen Bevölkerung, an dem erstarkenden deutschen Markt teilzuhaben.

Jede historische Betrachtung muß zu dem Ergebnis kommen, daß es einen geschichtlich begründbaren Anspruch Litauens auf das Memelgebiet und Ostpreußen nicht gibt. In geschichtlicher Zeit haben diese Gebiete nie zu Litauen gehört, und als sie mit Ostpreußen der deutschen Hand entglitten, um polnisches Lehen zu werden, da hatte der litauische Staat als selbständige Macht aufgehört zu bestehen.

Die Oberflächengestaltung des Memellandes ist einfach, aber sie birgt große landschaftliche Schönheiten. Im ganzen ist das Land flach, nur als Ausläufer des litauischen Hügellandes gibt es einige unwesentliche Erhebungen im Osten. Im Süden streicht ein Höhenzug, die Willkischker Berge, nach Ostpreußen hinüber und wird bei Ragnit vom Memelfluß durchbrochen. Trotz seiner geringen Ausdehnung enthält der Gau vier ganz verschieden geartete Landschaften, deren zwei sich ausgesprochen malerischer Werte erfreuen — wir meinen die weite, wasserdurchsetzte Moor- und Bruchlandschaft des



Wallgum

Memeldeltas mit ihren teils unter Meeresspiegel gelegenen ertragreichen Weiden und die großartige, karge Landschaft der Nehrung mit ihren Wanderdünen, Heiden und alten Föhrenwäldern, in denen der Elch noch heute sein Wesen treibt. Eine helle, klare Luft erfreut den Wanderer, der diese in Deutschland einzigartigen Gebiete durchstreift, eine Luft, die den Dingen eine seltsame Frische und Nüchternheit verleiht, wie man sie in Finnland und in Estland wiederfindet. Der Charakter ist ausgesprochen nordisch, vom Meere bestimmt und von langen Wintern, die das Gut der Sonne kostbar machen.

Ein reichsdeutscher Maler, Gustav Boese, hat jene Schönheiten des uns verlorenen Landes mit feinem künstlerischem Auge zu entdecken gewußt. Und nachdem er sie entdeckt hatte, zog es ihn Jahr für Jahr wieder hinauf, bis litauischer Argwohn ihm die Arbeitsmöglichkeit im Lande versagte. So wurde Boese zu einem vorzüglichen Schilderer von Land und Leuten und zu einem guten Anwalt der memelländischen Sache im Reiche. Eins seiner farbfrohen Bilder, die diesen Text schmücken dürfen, der »Alte Hammer von Wischwill«, gibt eine Charakteristik für die dritte der memelländischen Landschaften, den großen Juraforst und den Wald von Wischwill im Süden. Das altertümliche Hammerwerk, neben dem bis vor kurzem noch ein Kupferhammer und ein drittes kleines Werk in Tätigkeit waren, ist seit 170 Jahren in der Hand derselben Familie und zeigt uns, wie in der Weltabgelegenheit dort oben sich nicht nur Sitte und alte Lebensform erhielten, sondern auch Wirtschafts- und Produktionsmethoden noch Bestand haben, die die allgemeine Industrialisierung in Zentraleuropa sonst längst überholt und verdrängt hat. Die vierte der aufgezählten Landschaften ist der leicht hügelige und agrarisch genutzte mittlere und nördliche Teil des Memelgaues, auf dem die Wirtschaft des Gebietes ruht.

Diese Wirtschaft wird bestimmt durch die den Eigenbedarf ungefähr deckende landwirtschaftliche Produktion und durch die nach Übersee und bis weit in die östliche Randzone hineinreichenden Handelsbeziehungen der Stadt Memel. Zwei Momente sind es, die die Wirtschaftsentwicklung Memels immer wieder entscheidend beeinflußt haben: die hervorragende wirtschaftsgeographische Lage, die die größten Möglichkeiten in sich birgt und dennoch, außer in vorübergehenden Kriegskonjunkturen, sich noch nie voll aus-



Der Sandkrug auf der Nehrung

gewirkt hat, und die nahe Konkurrenz des Königsberger Hafens. Ein Historiker des 18. Jahrhunderts aus Königsberg berichtet schon über diesen erbitterten Wettkampf der beiden nahegelegenen Hafenstädte. Bei den stärkeren Machtmitteln, die der großen Handelsstadt am Pregel zur Verfügung standen, nimmt es nicht wunder, daß Memel auf die



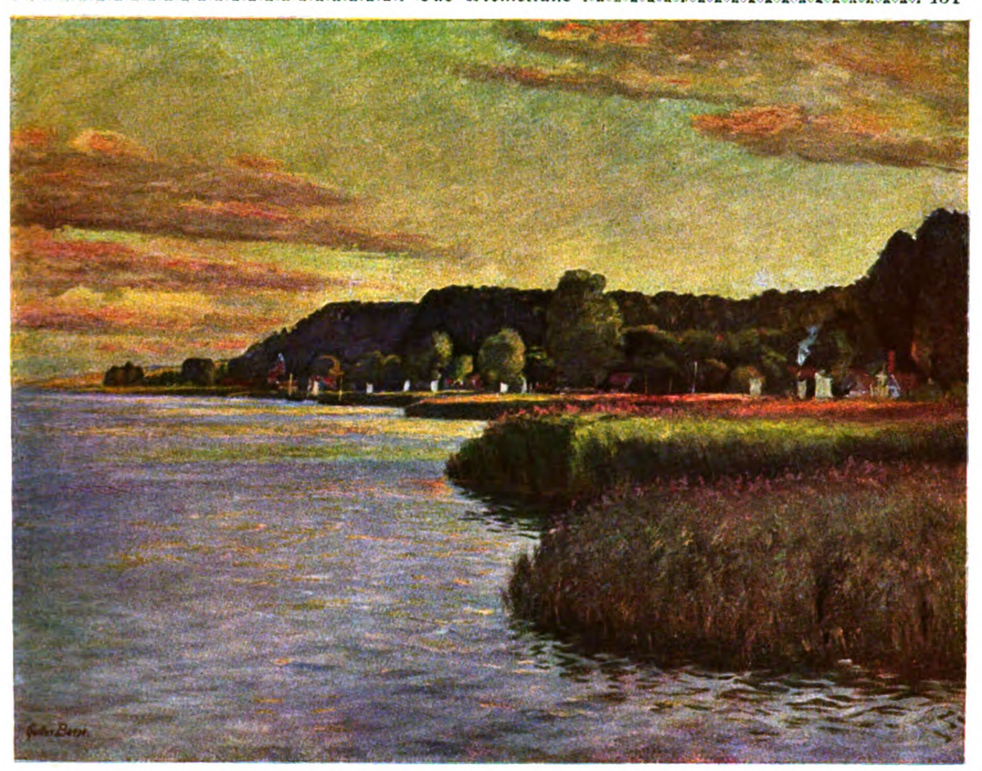
Fischergehöft



Der Alte Hammer bei Wischwill

Dauer mehr und mehr zur Seite gedrängt wurde. Zumal die lange Friedensperiode nach 1870 hat die Bedeutung Memels stark herabgesetzt. Wie immer in ruhigen Zeiten, machten sich die unglücklichen Grenzen, das fehlende offenstehende Hinterland, die Abhängigkeit von der russischen Zollgesetzgebung bemerkbar. Weiterhin aber kam in dem relativen Niedergang Memels während der Zeit einer ungeheuren wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung Gesamtdeutschlands eine Tatsache zum Ausdruck, die fast das gesamte ostelbische Deutschland betraf. Es vollzog sich in jenen Jahrzehnten eine verhängnisvolle und ganz einseitige wirtschaftliche Schwergewichtsverlagerung nach Westen. Der Westen band alle verfügbaren Kapitalien an sich, und es blieben für den Osten nicht genügend, damit er durch rechtzeitige Verbesserung der Produktionsmittel konkurrenzfähig bleiben konnte. So ging die große Memeler Reederei Ende der achtziger Jahre zugrunde. Der Haupthandel Memels, der Holzhandel, verlangte überdies wegen seiner langen Umschlagszeiten besonders langfristige Kapitalien und hatte vielfache Schwierigkeiten zu überwinden, um seinen Bedarf zu decken. Auch der Produktenhandel mit Getreide, Leinsaat und Flachs, der lange Zeit von alteingesessenen Häusern mit Erfolg gepflegt worden war, ging in dieser Periode ein, da die Schutzzollpolitik der Mächte ihn erstickte.

Der Hauptverdienst Memels aber floß aus seinem Holzgeschäft. Seine Häfen, besonders angelegt für die Beherbergung der ungezählten Flöße, die stromab kamen, konnten sich mit den größten Holzexporthäfen Kanadas und Rußlands messen. Der Holzhandel gründete sich auf die weiten waldreichen Distrikte des Memelstromgebietes, in denen bei der immer wachsenden Nachfrage des Weltmarktes nach Grubenhölzern, Eisenbahnschwellen, Bauholz und vor allem Papierholz ein furchtbarer Raubbau getrieben wurde, besonders in unmittelbarer Nähe der Verkehrswege. An den Holzhandel, der jährlich vor dem Kriege etwa eine Million Festmeter verbrauchte, schloß sich eine blühende Weiterverarbeitungs- sowie Zellstoff-



Schwarzort



Am Steg in Schwarzort



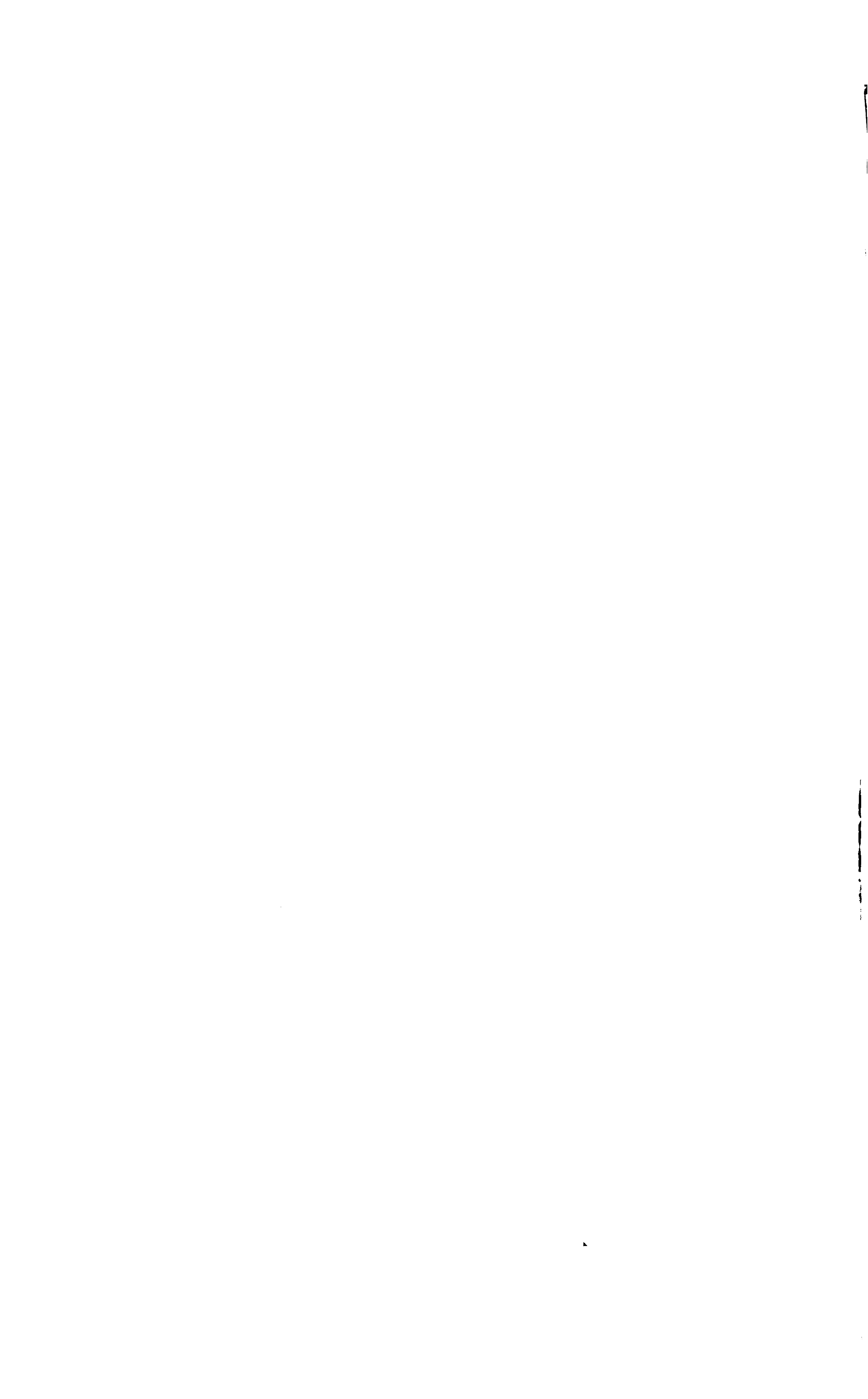
Tote Düne bei Nidden

industrie an, die einem großen Teil der Memeler Stadtbevölkerung Leben und Verdienst gab. Das holzliefernde Hinterland erstreckte sich bis tief nach Weißruthenien, bis über Minsk hinaus, in die Gegend des Szaraflusses, bis nach Wilna, nach Lettland, sowie über das unmittelbare Memelstromgebiet.

Einen Tag vor dem französischen Ruhreinbruch im Jahre 1923 besetzten die Litauer durch Handstreich das seit Versailles unter französischer Verwaltung stehende Memel. Es ist ihnen nach langen Verhandlungen dann auch von der Botschafterkonferenz de jure zugesprochen worden. Seitdem unterliegt das Gebiet einem unerträglichen wirtschaftlichen und politischen Druck. Die Hauptgewerbe des Landes sind ruiniert, die Schiffahrt liegt still, die Industrie feiert. Mit allen Mitteln östlicher Schikane regiert eine korrupte Beamtenschaft das Gebiet in Grund und Boden. Die Presse ist durch drakonische Gesetze mundtot gemacht. Die Landwirtschaft mit ihren qualifizierten Produkten findet auf dem primitiven inneren Markt in Litauen keine Absatzmöglichkeiten, der Export ist ihr durch Zölle verlegt. Die schlechte Konjunktur des Weltmarktes für Holz kommt hinzu. Litauen hat es verstanden, ähnlich wie Rumänien in Beßarabien, durch seine himmelschreiende Mißwirtschaft die Sympathien, die es wohl hätte erobern können, sich restlos zu verscherzen. Gefällt es sich doch in der Pose des Eroberers, handhabt eine auf Entnationalisierung abzielende rigorose Schulpolitik, hält allen Widerstand durch lähmende Finanzschikanen nieder und verletzt so die von ihm selbst im Memelabkommen übernommenen Garantien, die dem Gebiete Autonomie und Selbstverwaltung zusicherten.

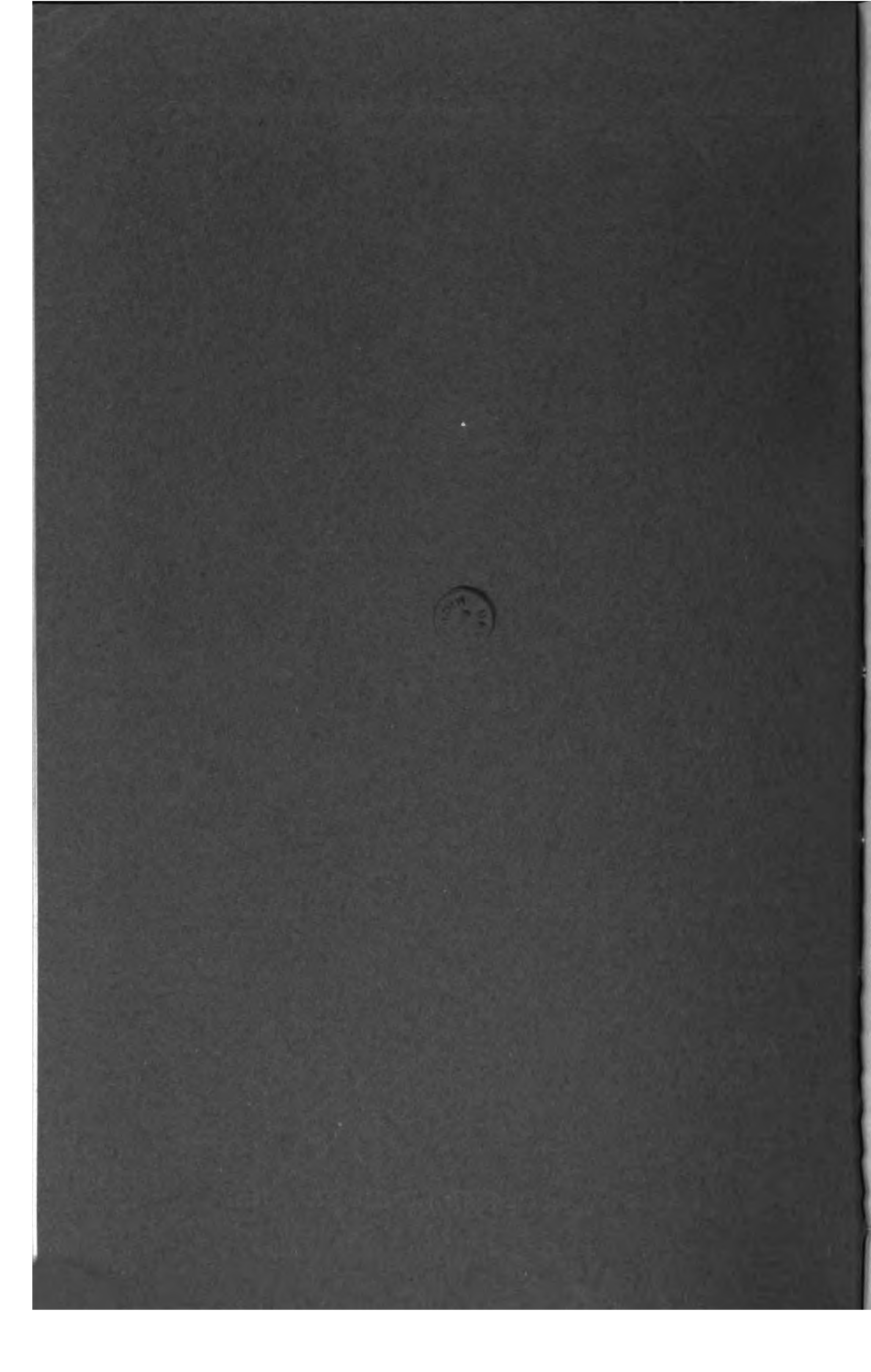
Es ist darum kein Wunder, daß Litauen sich einer geschlossenen Abwehrfront in Memel gegenüber findet. Memel hat selbst seine Klagen vor den Völkerbund gebracht, freilich nur, um sie dort vertagt zu sehen. Die großen Gegensätze, die zwischen dem katholischen Litauen und dem streng protestantischen Memelgebiet von jeher bestanden, vertiefen sich. Die Spuren einer siebenhundertjährigen Geschichte lassen sich nicht an einem flüchtigen Tage verwischen. Die Leiden unsrer Brüder jenseits der Grenzen, von denen jede Woche neue Kunde bringt, wendet unsern Blick nach Osten. Wir sehen und erkennen, daß es unsre Pflicht ist, sie in dem Kampfe um ihre Selbstbehauptung zu unterstützen, in einem Kampfe, den sie in dem Glauben auf sich nahmen, daß dem Deutschtum im Osten ein neuer Tag anbrechen werde.







Robert Kümmerer-Kassel: Weiße Gladiolen





Anbetung der heiligen drei Könige. Sizilianisch, um 1700 — München, Bayrisches Nationalmuseum

Die Weihnachtskrippe

Von Prof. Dr. Hermann Nasse (München)

Die Krippe lebt! Wenn auch unsre öffentlichen Sammlungen zahlreiche historische Krippen bergen, so kann doch keine Rede davon sein, daß es sich hier um eine Kunstübung handelt, die ein mehr oder weniger verstaubtes Dasein in den Museen führt. Im Gegenteil, diese liebenswürdige Kunst, die dem Handwerk und dem Kunstgewerbe nahesteht, ist lebendiger denn je. Hat sie doch zu allen Zeiten die Christen erfreut, sehen wir von der kurzen Spanne Zeit der Aufklärung ab, als man sie (um 1803/04) in den Kirchen und Klöstern nicht mehr dulden wollte. Alljährlich werden auch heute zur Freude von groß und klein von bescheidenen Handwerkern Krippen und Krippenteile für den Weihnachtsmarkt oder die Weihnachtsdult hergestellt. Gibt es doch in manchen Gegenden, besonders Süddeutschlands, ganze Schnitzerschulen dieser Gattung, wie z. B. in Berchtesgaden und Oberammergau. Selbst anerkannte Meister der Malerei und Bildhauerkunst beteiligen sich und malen, schnitzen oder formen die entzückendsten Figuren. Aber auch der bescheidensten Familie ist die Herstellung einer Weihnachtskrippe möglich. Denn mit oder ohne Anleitung der Eltern vermögen sogar Kinder in der Adventszeit eine Krippe zu fertigen, sofern sie nur genügend Schaffenslust und Phantasie besitzen. Jegliches Material, ob Holz, Ton, Terrakotta, Kork, Wachs, ob Stoff oder Papier, eignet sich dazu. Für die Krippe selbst, ihre Bauteile und die weitere Ausschmückung genügen Stoffe, die man sich aus dem nächsten Walde selbst beschaffen kann, wie Reiser des Holunderstrauchs, Flechten, Moose, Baumrinde, getrocknete Blätter u. dgl. Ist eine solche häusliche Krippe fertig, dann wird der Tag, von dem der Dichter singt:

> Brich an, du schönes Morgenlicht,
> Das ist der alte Morgen nicht,
> Der täglich wiederkehret.
> Es ist ein Leuchten aus der Fern',
> Es ist ein Schimmer, ist ein Stern,
> Von dem ich längst gehöret —

dann wird der 24. Dezember wirklich zum Herzenserlebnis.

Eine von Künstlerhand ausgeführte Weihnachtskrippe oder eine einfache Hauskrippe gehört schlechthin in die Kirchen und Häuser der Katholiken. Aber auch unter keinem Weihnachtsbaum der Protestanten, in keiner protestantischen Kirche sollte sie fehlen. Mit allem Nachdruck sollte man den lieblichen Brauch fördern, vor allen Dingen aber die Künstler, die Mühe und Kosten zu oft wahren Wunderwerken der Krippenkunst nicht scheuen, obwohl auch dieses Kunstgebiet schon von den üblichen Massen-Fabrikwaren überflutet wird ... Uns allen ist der Heiland geboren: »Nun sei uns willkommen, Herre Christ, du unser aller Herre bist!«, wir alle sollten ihm darum zu seinem Geburtstag ein Gedenkzeichen herrichten.

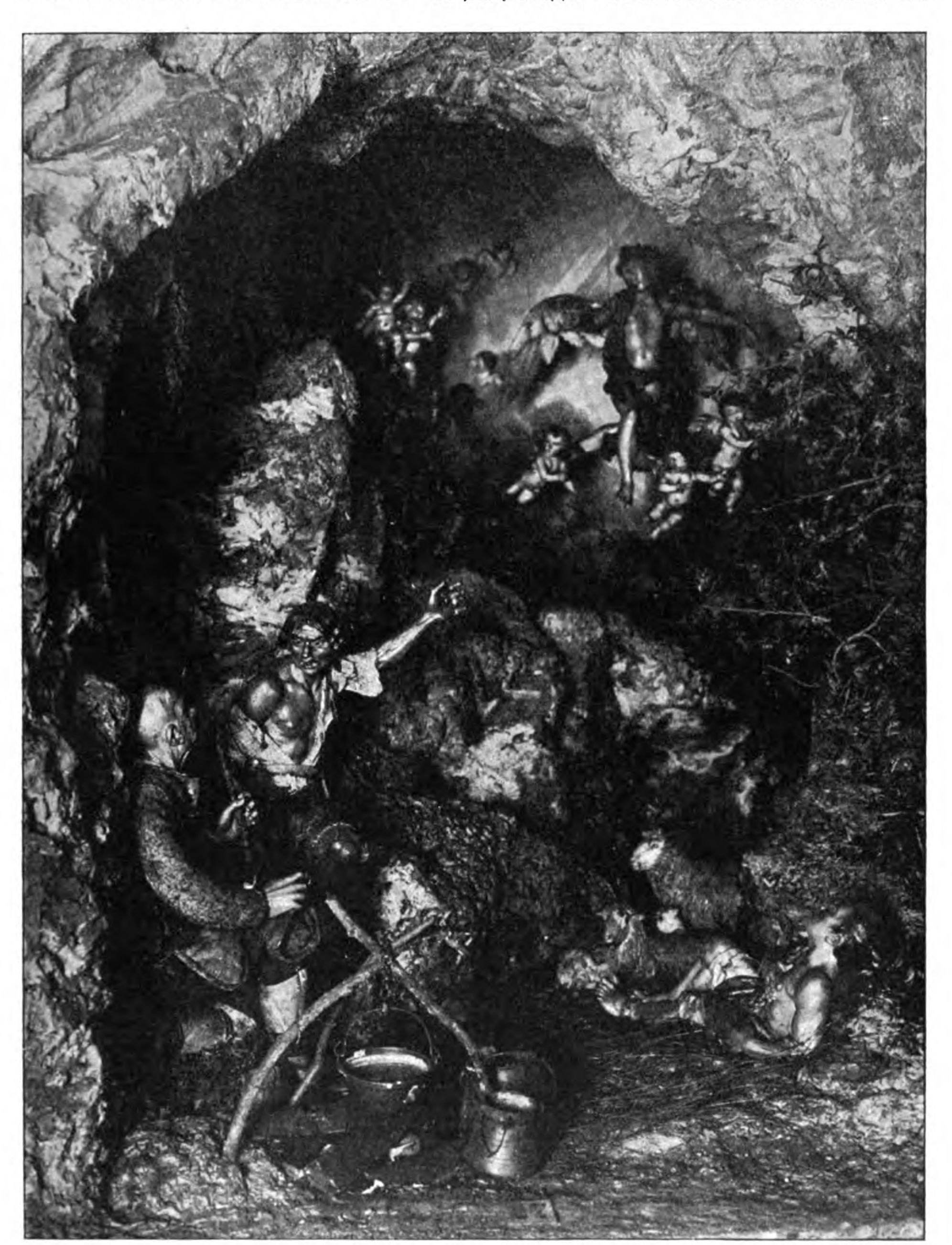
Wann und wo es zuerst üblich war, Krip-



Anbetung der Hirten. Sizilianisch, um 1700 München, Bayrisches Nationalmuseum

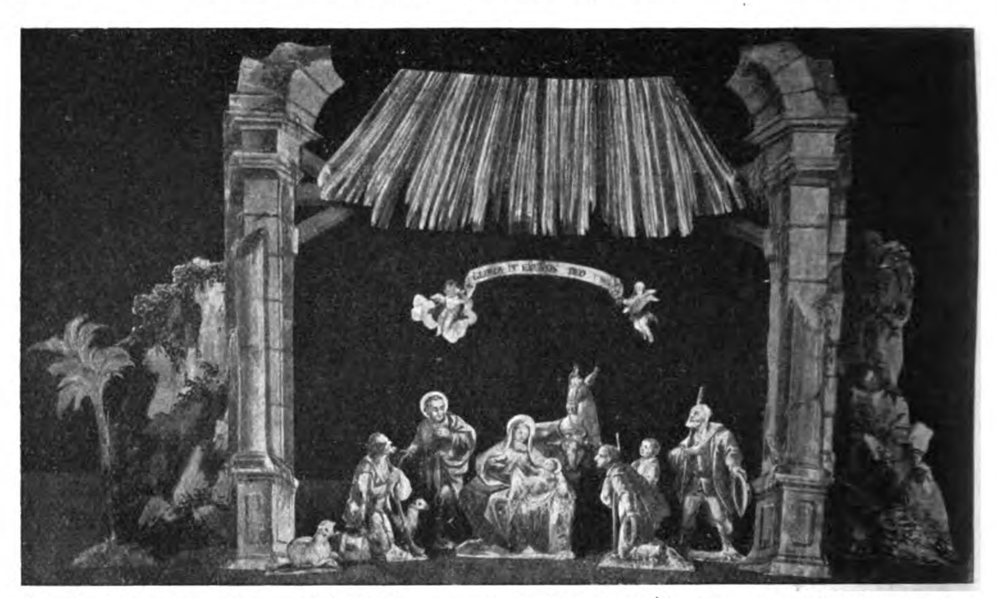
pen in Kirchen und Klöstern, später in Fürstenhäusern aufzustellen, ist nicht einwandfrei auszumachen. Reste der Originalholzkrippe sollen aus der Geburtskirche in Bethlehem im 5. Jahrhundert nach Rom gekommen sein. Aber weit früher schon wird man den Geburtstag dessen, der die Sonne schuf, gefeiert haben, wenn auch nach der Anschauung der ersten Christen nicht unser Geburtstag, sondern unser Todestag der wahre Geburtstag ist. Eine erstliche, amtliche Weihnachtsfeier wurde am 25. Dezember 354 von Papst Liborius in der römischen Basilika Santa Maria »ad Praesepe« (»Zur Krippe«) abgehalten. Sixtus 3. baute diese Kirche zur Kirche Santa Maria Maggiore aus. Bildlich soll schon ein Fresko in der Katakombe San Sebastiano ein in der Krippe liegendes Kind mit Ochs und Esel dahinter enthalten. Eine derartige Krippe mit dem fest eingewickelten Kinde ist in der Malerei anfänglich ein Futtertrog, später eine mit Kräutern gefüllte Krippe. Die Tiere symbolisieren Judentum und Heidentum. Im Morgenlande steht die Krippe in einer Höhle, im Abendlande unter einem Wetterdach. Durch Hinzufügung von Maria und Josef und der Hirten wird das Geburtsbild zum Anbetungsbild. Wolken erfüllen oft, heißt es, den Geburtsraum. Die beiden Hebammen Salome und Zelome kommen hinzu, schließlich die Magier. In Deutschland wird aus der Krippe die Wiege.

Aber nicht um diesen hier nur angedeuteten Weg der Entwicklung in der Malerei handelt es sich für uns, sondern um die eigentliche Krippe. Vielleicht diente anfangs der Altartisch selbst als Krippe, die Hostie als Christkind, beide natürlich symbolisch. Eine Erhöhung aus einfachem Lehm, später aus Stein oder versilbertem Holz, mag dann die Stelle des Altars übernommen haben. Auch eine Madonnenstatue stand wohl darauf. Die in Silber gefaßten Reste der Geburtskrippe fanden hinter oder vor dem Altar ihre Stelle, und vor ihnen wurde die Weihnachtsmesse gelesen. Wohl schon im 10. Jahrhundert wurden unter Gesang und feierlichem Tanzschritt von jungen Priestern und Ministranten Weihnachtsspiele, Mysterien, aufgeführt. Alle Personen der Krippe wurden von ihnen dargestellt. Aber das sinnfällige Wort wird sehr bald abgelöst von wirklichen, sinnfälligen Bildern, weil Bilder auch die Einfältigen verstehen, die nicht lesen und schreiben können, sie, für die man später die Armenbibeln schuf. An manchen Orten gab es den Brauch des Kindleinwiegens, anfänglich auf linnenen Tüchern, dann in einer wiegenähnlichen Krippe oder in einer richtigen Wiege. Sehr



Verkündigung an die Hirten. Von einem neapolitanischen Meister des 18. Jahrhunderts
München, Bayrisches Nationalmuseum

bald fügt man, wie in der Malerei, zur Krippe die Figuren von Maria und Josef, der Hirten, der Engel und der zahllosen Tiere. In den Kirchen der Dominikaner und Franziskaner bürgerte sich der poetische Brauch am frühesten und am tiefsten ein. Bekannt ist des heiligen Franz' Weihnachtsfeier in Greccio, wo er 1223 im Walde eine Krippe baute und vor ihr allem Volke und den Tieren die Weihnachtsmesse las, während man in seinen Armen das wirkliche Jesuskind liegen sah. So zeigt ihn uns das bekannte Fresko der Unterkirche in Assisi aus der Schule Giottos. Wie entspricht dies so

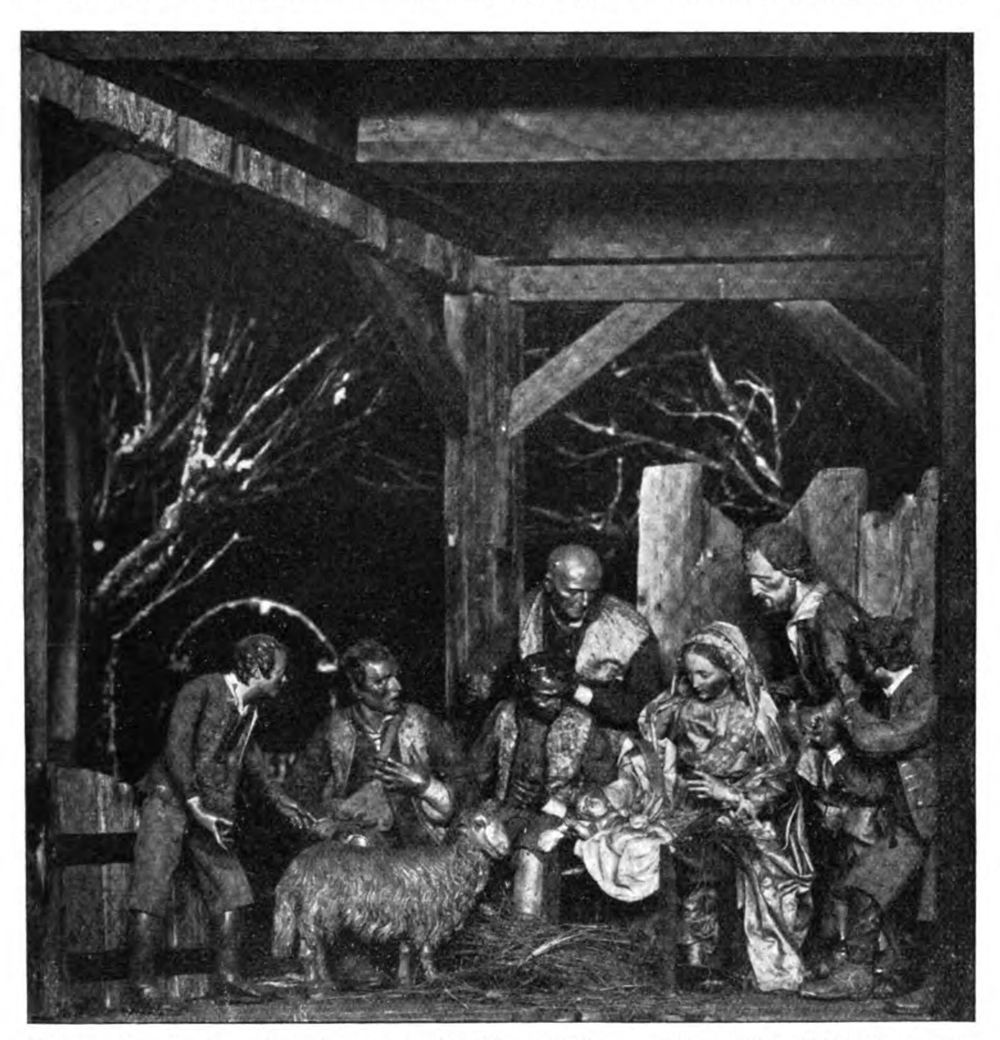


Die Anbetung der Hirten. Auf Papier gemalt (18. Jahrhundert). Von einem Tiroler Meister
München, Bayrisches Nationalmuseum

ganz und gar diesen frommen Zeiten reinster Mystik! Will man doch die Vereinigung mit Gott durch innerlichste Empfindung erreichen, will man doch die Armut und die Lieblichkeit der Kindheitstage Jesu ganz nachempfinden. So begreift es sich, daß die frommen Schwestern in Töß, die Freunde Seuses, dem Kinde das Bett und das Bad richten. So begreift es sich, daß man es u. a. mit Blumen und Zweigen schmückt. Ließ man doch sogar bei Aufführungen von Weihnachtsspielen Stimmen unsichtbarer Vögel die Instrumente der Hirten begleiten. Man erinnere sich hierbei an Seuses bekannten Ausspruch: »Je lieblicher wir das göttliche Lieb in unsre Herzen drücken, und je öfter wir es anblicken und es traulich mit den Armen unsrer Herzen umschließen, desto inniglicher werden wir hier und in ewiger Seligkeit von ihm empfangen.«

Die ersten literarischen Nachrichten über die Krippe scheinen im allgemeinen aus dem 15. Jahrhundert zu stammen. Für Bayern z. B. liegt eine erste Nachricht über eine Krippenanfertigung aus dem Jahre 1491 vor. 1601 wird eine Krippe in Altötting, 1604 in der Münchner Peterskirche, 1609 in der Münchner Michaelskirche, 1663 in Eichstätt, von besonders prachtvoller Ausstattung, und 1703 in Oberammergau erwähnt. Der Standort der Krippe in den Kirchen wechselt ebenso häufig wie die Darstellung. In der Weihnachtsoktav sieht man die eigentliche Weihnachtskrippe mit der Geburt des göttlichen Kindes. Ähnlich wie in den Weihnachtsspielen wird sehr bald die schlichte Schilderung der heiligen Nacht durch derbe, volkstümliche Züge, ja durch burleske Einzelheiten erweitert. Am Epiphaniastag folgt die »Anbetung der heiligen drei Könige«, später die »Flucht nach Ägypten«, die »Heimkehr nach Nazareth« und das »Haus Nazareth«. In der Fastenzeit lösen tragisch-dramatisch gehaltene Krippen die lyrisch-poetische Weihnachtsstimmung ab. Ausgestellt wird die Passionskrippe, die die Kreuztragung, Kreuzabnahme, Beweinung und Grablegung allein oder die ganze Passion mit Abendmahl, Ölberg und allen Verführungs- und Marterszenen zugleich enthalten kann. In Tirol stellt man die Figuren gern in eine Berglandschaft und spricht dann von einem »Krippenberg«. Viele Künstler aber scheuen heutzutage die weite Reise ins heilige Land nicht, um im Hintergrund die Stadt Bethlehem möglichst naturgetreu wiedergeben zu können.

Die vorbildliche, von Schmederer im Bayrischen Nationalmuseum zu München aufgestellte Krippensammlung gibt einen ausgezeichneten Überblick über die historischen Krippen der einzelnen Länder. Einstweilen sind die ältesten Beispiele die sizilianischen Krippen, die bis ins 17. Jahrhundert zurückführen. Es wird aber weit ältere italienische Krippen geben. Giovanni Matera ist Haupt-



Anbetung der Hirten. Von einem neapolitanischen Meister München, Bayrisches Nationalmuseum

meister der Sizilianer. Von ihm scheinen auch die hier abgebildeten beiden Anbetungen herzurühren.* Ohne weiteres wird man sich über die sizilianische Eigenart klar. Dem heißen Blut, der Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit des Volkes entsprechend sind die im kleinsten Maßstab gehaltenen Figürchen leidenschaftlich bewegt, in Pose und in Ekstase. Man gestikuliert, man redet und gibt sich völlig ungezwungen. Den holzgeschnitzten Figürchen werden kaschierte Gewänder, d. h. farbige, mit Leim und Gipswasser getränkte Stoffe verbunden. Farben und Formen sind völlig naturalistisch. Häufig findet sich der bethlehemitische Kindermord. Die rasende Mordgier entfesselter Soldateska, der ohnmächtige, verzweifelte Widerstand erbitterter Mütter, Todesangst und Todesqual drücken sich in Figürchen aus, die kaum spannengroß sind.

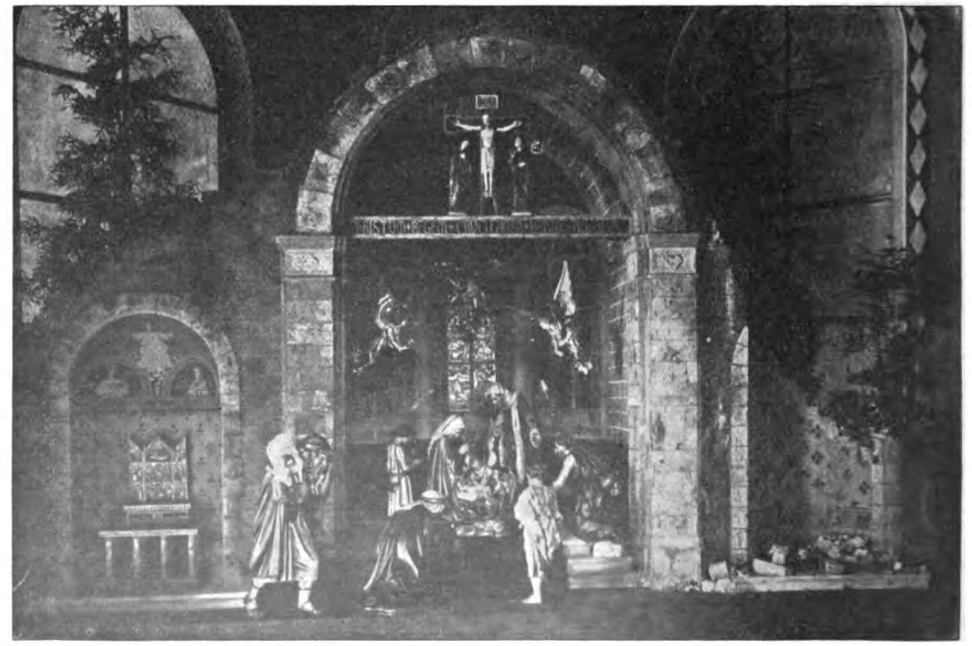
Die Neapolitaner wissen nicht nur alle Register der Dramatik in ergreifenden Passionsszenen zu ziehen, sondern lieben auch die Idylle und das Genre. Unsre Beispiele, wie die Polenta kochenden Hirten, veranschaulichen das Gesagte. Dem sonnigen Temperament der Neapolitaner entsprechend, nehmen Schilderungen des Frohsinns, des harmlosen, sorglosen Lebens und Treibens auf der Landstraße, auf dem Marktplatz den

* Die Abbildungen der alten Krippen sind mit gütiger Erlaubnis dem Werk von Rudolf Berliner »Denkmäler der Krippenkunst« entnommen (Verlag: Dr. Benno Filser, Augsburg).

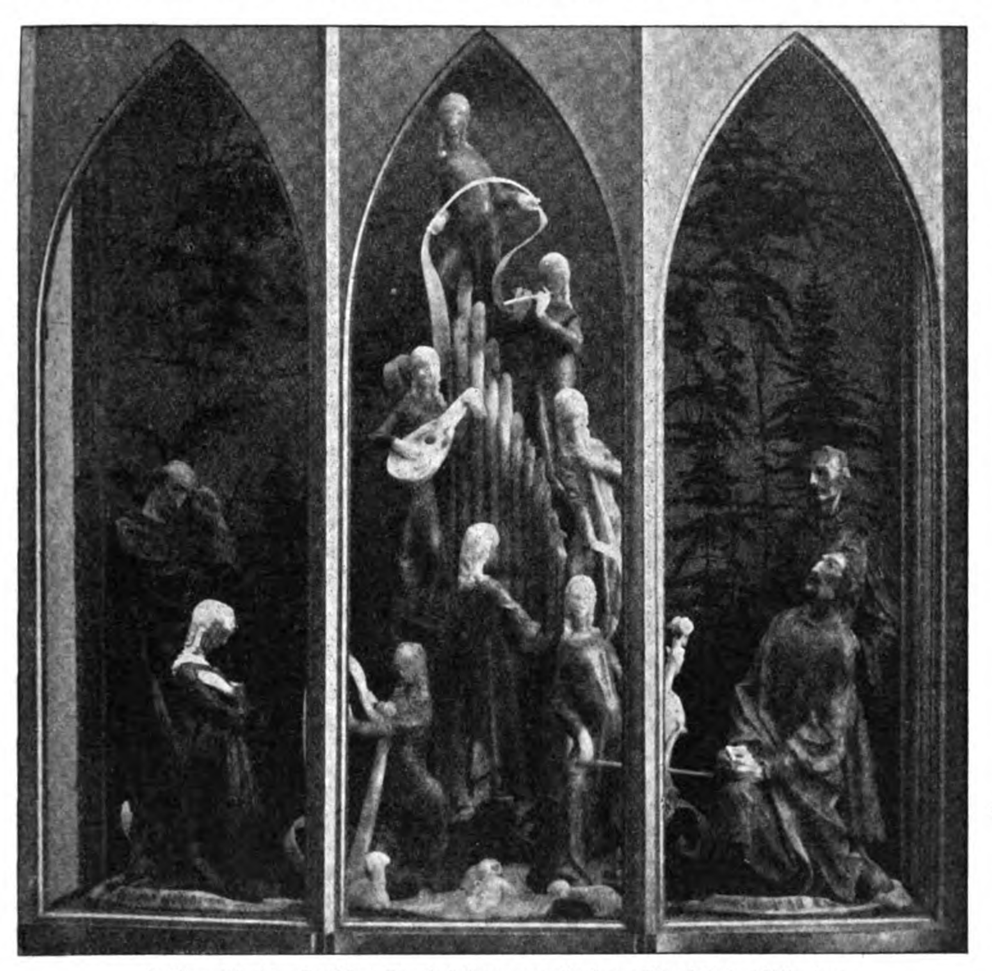


Haus Nazareth. Münchner Krippe des 19. Jahrhunderts München, Bayrisches Nationalmuseum

breitesten Raum ein. Die Figuren wachsen an Größe und tragen prunkvolle Kleider aus Brokat, Samt und Seide. Man formt sie aus Ton, oder nur die Köpfe aus Ton und



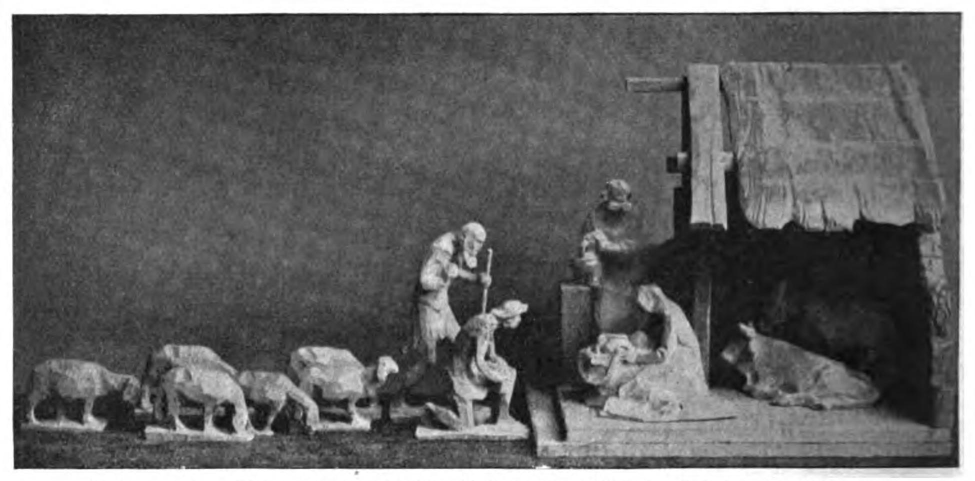
Weihnachtskrippe des Papstes Pius 10. Von Sebastian Osterrieder in München



Heilige Nacht. Farbige Wachskrippe von Lothar Schwink in München

die Glieder aus Holz. Man liebt die Charakterchargen: würdevolle Bürgermeister, Händler, Verkäufer, Bettler und die stolzen Könige aus dem Morgenland. Man kann sich nicht genugtun in der Erfindung schmükkender Episoden. Ganze Orchester spielen, Kavallerie zieht auf, die Könige, von Kamelen und andern exotischen Tieren begleitet, holen aus ihren Koffern die herrlichsten Dinge aus Gold, Silber, Zinn, Korallen, Filigran oder bunten Steinen. Die alten Musikinstrumente, die Gamben, Violen, Hörner, Posaunen, Dudelsäcke usw., vermöchten als Modelle einer Musiksammlung zu dienen. Modelle sind auch die Tabakspfeifen, Spazierstöcke, Partisanen, Degen und Dolche. Alles glitzert und funkelt. Man baut, von Veronese inspiriert, die großartigsten Paläste, baut ganze Kirchen und Hochaltäre auf. Man bereichert die Landschaft durch blühende Mandel- und Orangenbäume neben Palmen und Tropengewächsen. Die Wanderer nach Bethlehem machen vor einer Osteria halt. Man tanzt mit Tamburinen die Tarantella in einer Pergola. Man bietet auf dem Markt Waren und Gemüse aus, die in feinster Terrakotta ausgeführt werden. Ja, man sieht ganze Menagerien, ganze Hühnerhöfe und vereint dies alles gern auf großen Rundkrippen. Neapels größter Krippenmeister ist San Martino. Ihm folgen die Mosca, Nardo, Celebrano, Gori, Vasallo.

Zur Weihnachtszeit zieht dann alles Volk von Palast zu Palast, um dort die Krippen zu bestaunen. Aber auch auf den flachen Dächern der Paläste werden sie aufgestellt, wie Goethe deren eine 1787 sah. Dann ist der Golf von Neapel der natürliche Hinter-



Anbetung der Hirten. Holzgeschnitzte Krippe von Wilhelm Göhring in München

grund. Aus den Bergen aber strömen die Hirten herab, um als Pifferari auf Dudelsäcken und Schalmeien ihre jubelnden Weisen zu blasen, die allem Volk das Fest verkünden sollen.

Wie treuherzig und still nehmen sich daneben die deutschen Krippen aus! Gewiß, auch in Deutschland ist man der Realistik nicht abhold, wie es die Weihnachtslieder schildern:

Josef bei dem Kripplein saß,
Bis daß er schier erfroren was.
Josef nahm ein Pfännelein
Und machet dem Kind ein Müselein.

»Ach, Josef, lieber Josef mein,
Ach hilf mir wiegen mein Knäbelein.«

»Wie kann ich dir denn dein Knäbelein wiegen,
Ich kann kaum selber die Finger abbiegen.«

Große Meister des 18. und 19. Jahrhunderts haben für Krippen gearbeitet: Boos, Günther, Riedinger und Fröhlich. Manche Süddeutsche werden zu Spezialisten. Ludwig fertigt am liebsten Hirtenfiguren; Niklas, Barsam, Reiner und der bekannte Habenschaden Tiere; Berger Engel. In Tirol ist es der berühmte Knoller, dem die Hitzl und Dorfmaister vorangingen. Von Knoller stammt wohl in der Hauptsache unsre Papierkrippe.

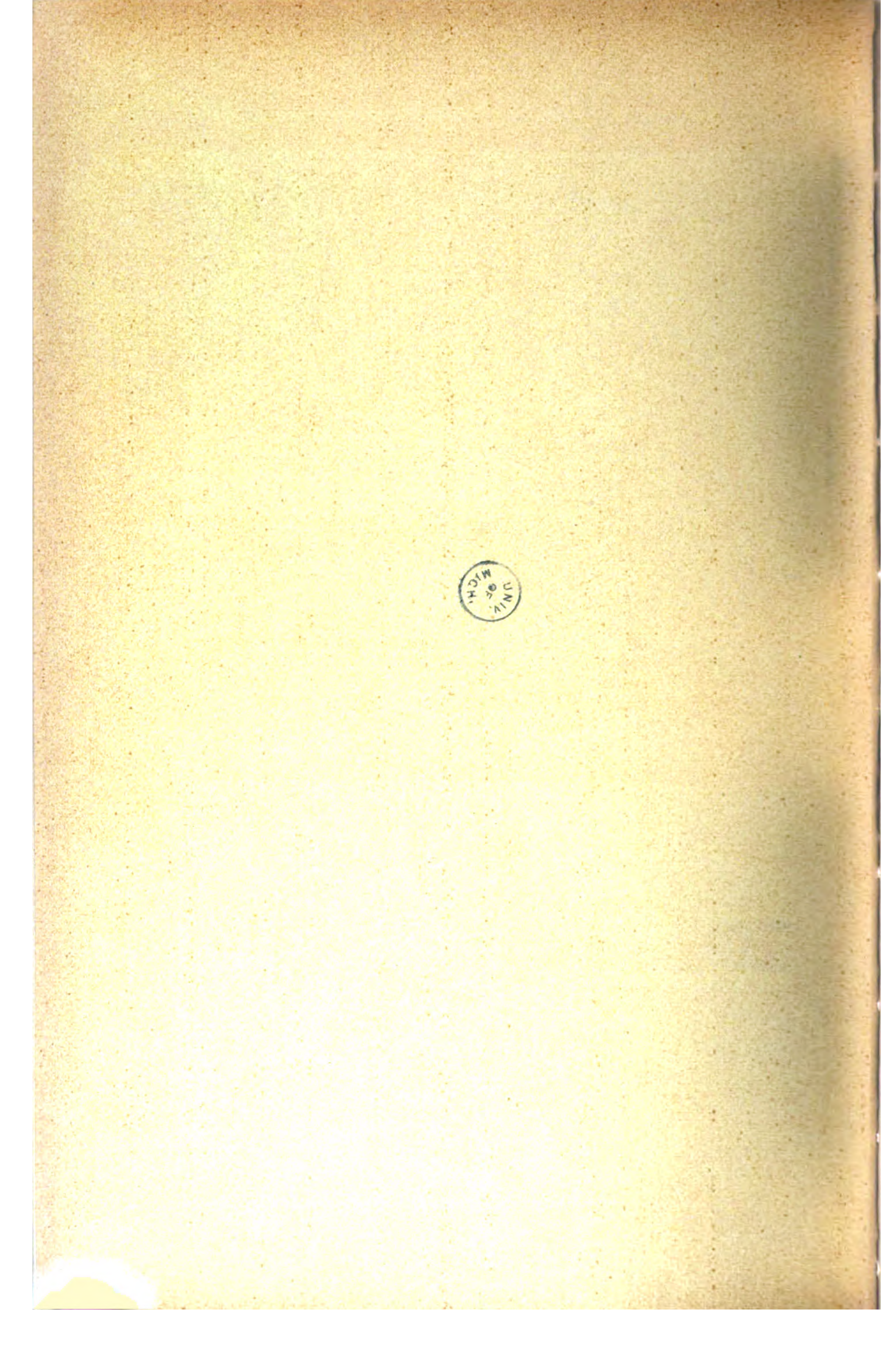
Papierkrippen, auch handgemalte, kann man bekanntlich auf einfachste und leichteste Weise herstellen, wofür es in München und in Beuron gute Vorlagen gibt. In Tirol und Österreich fertigt man auch entzückende kleine plastische Krippen, deren Einzelheiten an die alten Gemälde der Paradiesgärtlein erinnern. Da steht beispielsweise eine im Innsbrucker Museum, auf der Engel im himmlischen Garten Blumen pflanzen und begießen, während das Kindlein in der Wiege schläft. Häufig genug finden wir hier auch das in der Krippe liegende, in reiche Stoffe gehüllte »Fatschenkind«. Den deutschen Künstlern ist Dürer sehr oft das Vorbild. Bei dem hier abgebildeten »Hause Nazareth« erinnert man sich seines bekannten Holzschnittes aus dem »Marienleben«. Immer aber spiegelt die Phantasie den Deutschen die lieblichsten, oft paradiesischsten Träume vor. Immer wird der leicht schaffenden künstlerischen Vorstellungswelt heilige Vergangenheit unmittelbare Gegenwart. Sind doch viele Gemälde der Geburt Christi nichts andres als gemalte Krippen, sind doch viele Altäre, etwa die aus der Pacherschule, nichts andres als erweiterte volkstümliche Krippendarstellungen.

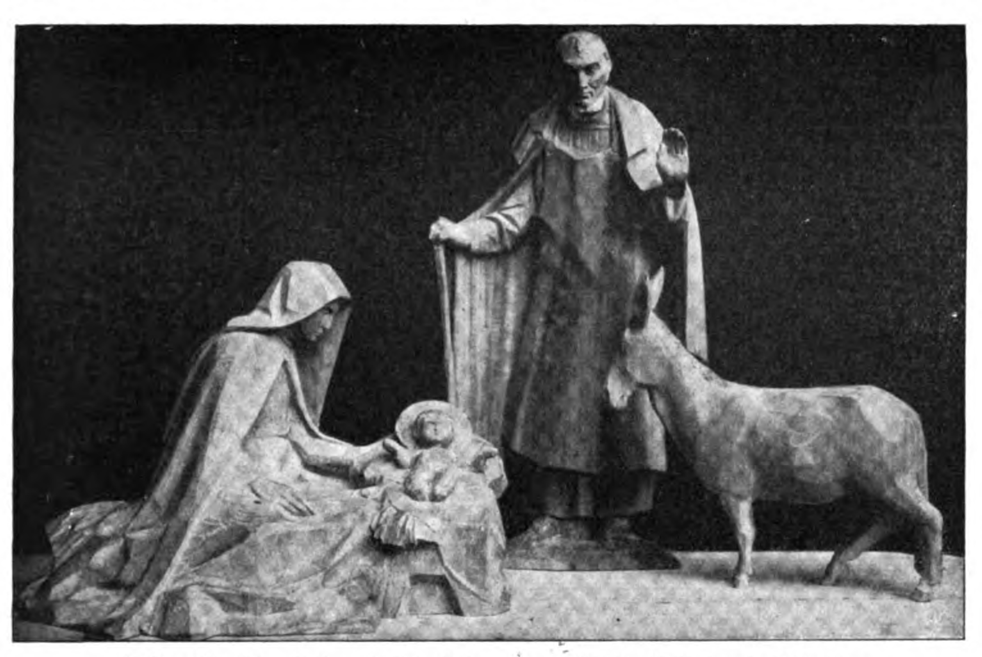
Daß man nun auch heute noch Geschick und Begabung und Phantasie genug besitzt, um sich mit modernen Arbeiten ebenbürtig neben die alten Meister zu stellen, das sollen unsre weiteren Abbildungen dartun. Doch möchten wir betonen, daß es sich nur um eine vielleicht notgedrungen etwas willkürliche Auswahl aus dem reichen Material und der großen Zahl unsrer lebenden Krippenkünstler handeln kann. Wenn wir dabei die Krippe von Sebastian Osterrieder voranstellen, so geschieht es, weil wir es hier mit einem jener aufrechten und überzeugungstreuen Künstler zu tun haben, die der historisierenden Richtung angehören. Seine Fi-



Tiefdruck von Georg Westermann

Leon Kroll: Junge Mädchen

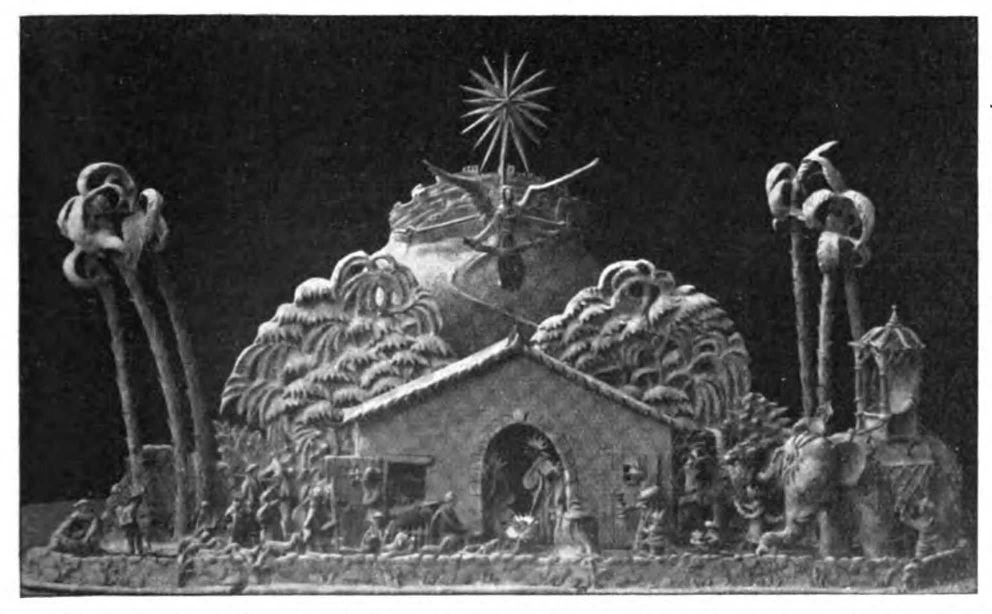




Heilige Familie. Holzgeschnitzte Krippe von Wilhelm Göhring in München

guren sind in konservativer Weise ungefähr wie die der großen sizilianischen und neapolitanischen Meister gehalten. Jede der sorgfältig geschnitzten Figuren ist ein kleines Kunstwerk. Augen, Hände und Füße sind eingesetzt, alle Glieder sind beweglich. Die Gewandteile sind meist kaschiert. Nach den sorgsamen Wachsmodellen wird alles in zum Teil sehr großem Format ausgeführt. Die Bauten sind aus Holz, die Einzelheiten aus jedem natürlichen Material.

Lothar Schwink bevorzugt das farbige Wachs. Man darf bei seinen schlanken, ätherisch zarten Gestalten vielleicht von



Anbetung der heiligen drei Könige. Terrakottakrippe von Luise Spannring in Salzburg

einer gewissen liebenswürdigen neugotisch-romantischen Richtung sprechen. Von tiefster schwärmerischer Empfindung sind die anbetenden irdischen Gestalten erfüllt. Die zierlichen Engel aber, die um die steil nach oben sich emporschichtende Orgel herumflattern, sind völlig entmaterialisiert. So dient alles in dieser melodisch bewegten Komposition dazu, uns, wie im Mittelalter, nach oben zu reißen; so preisen die zur Erde herabgestiegenen Engel als himmlisches Orchester den nackt und arm auf der Erde liegenden kleinen Heiland.

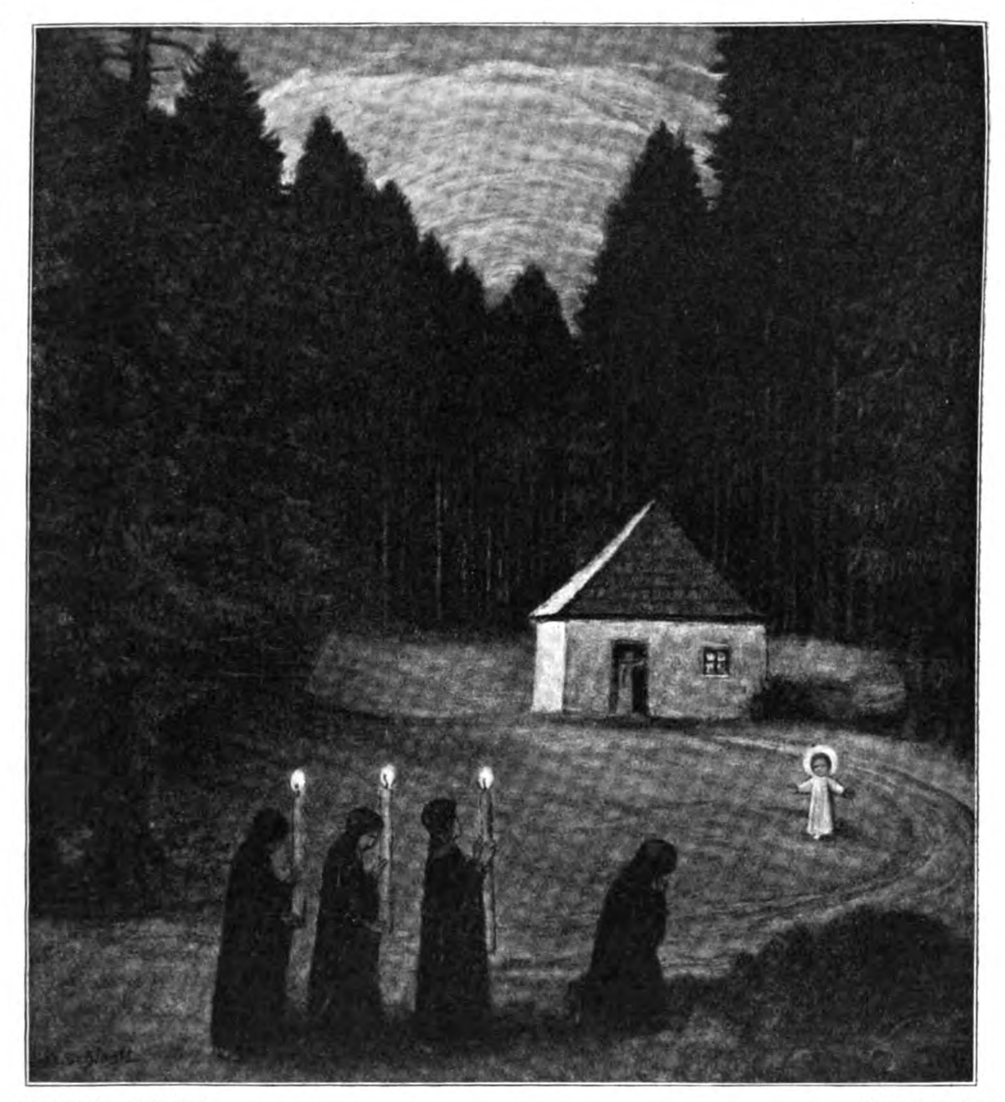


Heilige Nacht. Terrakotta-Krippenrelief von Ruth Schaumann in München

Wilhelm Göhring schnitzt seine streng und herb gehaltenen Krippenfiguren, unter bewußt stilisierender Vereinfachung, völlig aus Holz. Man bemerkt, wie wohldurchdacht, wie gut rhythmisch abgestuft jedesmal die Komposition ist, man freut sich der durch die Reliefmäßigkeit des Aufbaues erzielten ernsten Ruhe und Geschlossenheit. Trotzdem aber entbehrt der Ausdruck, besonders in der Gestalt der herb-lieblichen Maria und den stumm ergriffenen Hirten keineswegs zarter und vertiefter Beseelung.

Die phantastisch-orientalische »Heilige Nacht« von Luise Spannring mit dem feierlichen Zuge der drei Magier, die von allerlei seltsamen exotischen Tieren begleitet sind, zeigt deutlich den Zusammenhang mit bester Tradition und einen kunstgewerblichen Einschlag, den die Künstlerin der Wiener Schulung verdankt. Die bunt glasierten Terrakottafigürchen sind kaum 8—10 Zentimeter hoch. Wie das Christkind im hellsten Licht vor dem dunklen Stalleingang liegt, wie dahinter der von Palmenwäldern bestandene Hügel mit der Stadt Bethlehem auftaucht, wie sämtlichen Figuren in der Bewegung und im Gestus eine holdselige Anmut nachzurühmen ist, das alles ist so recht ein Beweis für die erfinderische Gestaltungskraft dieser begabten Keramikerin.

Von Ruth Schaumann, von der es auch eine Krippe mit etwa 30 Zentimeter großen, in Kaseinfarben bemalten Terrakottafiguren gibt, bringen wir in der Abbildung ein schönes Terrakotta-Krippenrelief. Aller Ausdruck liegt in der Mimik der Köpfe und in den beseelten Händen. Ob in Holz oder Ton, die reine kindliche Phantasie der Künstlerin zwingt uns völlig in ihren Bann. Sie hält sich immer frei von Äußerlichkeiten. Es gibt bei ihr keine Pose und nichts Theatralisches. Das Aussehen ihrer Madonna hat etwas rührend-kindlich Reines, wie ihr Jesuskind rührend hilflos ist. Die Formensprache ist, bei großer Zurückhaltung in der Wiedergabe alles Körperlichen, herb und keusch. So wird in der Tat aller Materie die Schwere genommen; so bringt sie am meisten mit von jener stillen, traulichen Weihnachtsstimmung, die als bestes Erbgut Dürers den Deutschen hinterlassen wurde. Es ist die Armut des Mensch gewordenen Gottessohnes, der, selbst arm, den Armen und Bedrückten das Evangelium der Liebe künden will.



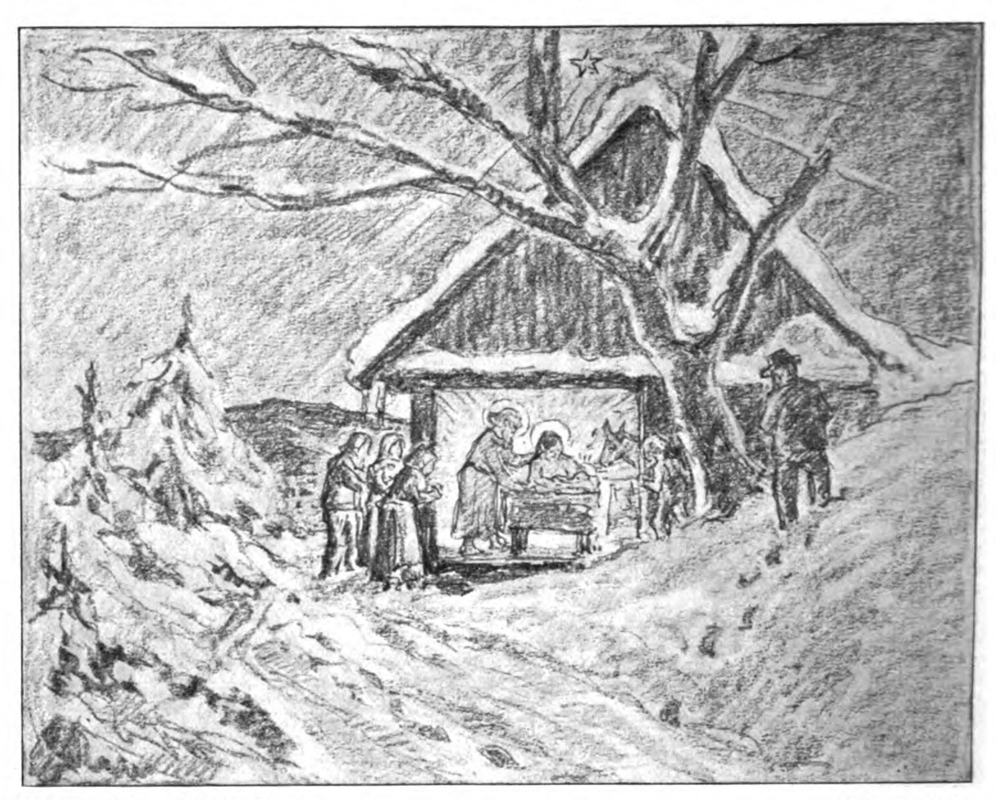
Matthäus Schiestl: Waldandacht

Von Kunst und Künstlern

Theodor Georgi: Madonna — Rudolf Hause: Ruhe auf der Flucht — Matthäus Schiestl: Waldandacht — Richard Grimm-Sachsenberg: Heilige Nacht — Friedrich Pruß von Zglinicki: Der Skiläufer — Josef Eberz: Winter — Theodor Sander: Die graue Stadt; Die Hallig; Dorfkirche; Volkslied — Max Doenigus: Interieur — Rudolf Nißl: Stilleben — Robert Kämmerer-Kassel: Gladiolen — Leon Kroll: Junge Mädchen — Erich Körner: Wilhelm Raabe — Kunstbücher

Theodor Georgis »Madonna«, lebensgroß in Terrakottaton modelliert, leitet anmutig und feierlich zugleich die Kunstblätter dieses Heftes ein, die weihnachtlichen Charakter tragen oder in die Gefilde der heiligen Geschichte führen. Es ist Hildebrandsche Schule, die uns in dieser edlen, hoheitsvollen und doch auch menschlich warmherzigen Plastik begegnet, aber, wie die unter dem Namen des 1883 in Rußland von deutschen Eltern geborenen Künstlers bekannt gewordenen, unmittelbar aus dem Stein gehauenen Tierbronzen und Bildnisbüsten, so hat auch dieses Werk seinen eignen Charakter gefunden, so daß hier von einer glücklichen Fortbildung des Hildebrandschen Stils in deutschem Geiste gesprochen werden kann.

Die deutsche Note herrscht auch in Rudolf Hauses »Ruhe auf der Flucht«. Der Künstler, unsern Lesern schon durch manches hier veröffentlichte Werk seiner farbensatten Palette bekannt, hat den heiligen Vorgang in eine deutsche Landschaft verpflanzt, weil er so unsrer Phantasie am nächsten liegt und daher auch



Richard Grimm-Sachsenberg: Heilige Nacht

am innigsten zu unserm Gemüte spricht. Malerisch — das muß gesagt werden, da wir das Gemälde leider nur schwarzweiß wiedergeben können — kam es ihm darauf an, zu der in blaugrauer und blaugrüner Mittagshitze flimmernden Landschaft durch die Farben der Figuren komplementäre Ergänzungen zu schaffen und so das Ganze zu beleben. Das Hauptgewicht des Bildes liegt auch in dieser Beziehung auf der Mutter mit ihrem Jesuskindchen, indem der rote Rock Marias zu dem Grün der Bäume die kontrastierende Ergänzung gibt, wie das gelbe Kopf- und Brusttuch zu dem Blau des Himmels und der Ferne. Diese Farben klingen aus in dem Gelbweiß des Hemdes, das Joseph trägt, und in den am Boden liegenden Tüchern und sonstigen Gegenständen. Linear geht eine starke Diagonale durch das ganze Bild, über den Baum des Vordergrundes, die Maria und das Wiegenkörbchen mit den Windeln. Die Gegenbewegung ist in den rechts unten liegenden Gegenständen gegeben, und diese Gegenbewegung klingt doppelt aus: einmal links in dem am Baum lehnenden Joseph und dem linken Baum des Hintergrundes, zum andernmal in dem Maultier und dem rechts hinter ihm aufragenden Baum. Diese Erläuterungen der Komposition sind hier nicht unwichtig, da nicht zuletzt auf ihnen die feierlich-erhabene und doch so wohltuende Gesamtwirkung des Bildes beruht, das mit den Errungenschaften des malerischen Impressionismus die Geistigkeit des Gehalts zu vereinigen weiß.

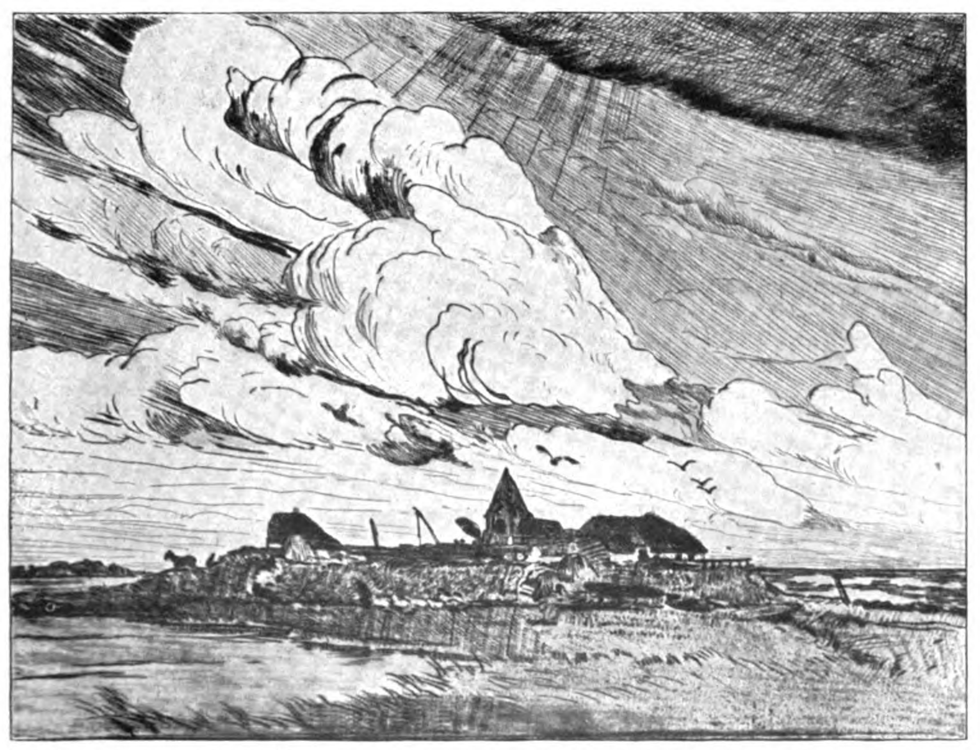
Kindlich schlichte Einfalt, deutsche Wald- und Märchenstimmung, nur leise angehaucht von einem frommgläubigen Mystizismus, weht uns aus Matthäus Schiestls »Waldandacht« entgegen (Abbild. S. 443). Man muß wissen, daß dieser ältere der Brüder Schiestl, in München daheim, mit Willen und Bewußtsein ein oberdeutscher Bauernmaler geblieben ist, ein mit ungekünstelten, naiven Mitteln für Dorfkirchen und bäuerliche Gemütsbedürfnisse schaffender Künstler. Daher haben fast alle seine Bilder etwas von der Volkstümlichkeit der kirchlichen Votivtafeln, finden so aber sicherlich leichter den Weg zu den Sinnen und Herzen derer, für die sie zunächst bestimmt sind.

Der Schiestlschen Auffassung nahe verwandt ist die von Richard Grimm-Sachsenberg, wie sie in seiner Zeichnung »Heilige Nacht« (Abbild. S. 444) erscheint. Wie Schiestl ein Sohn der Tiroler Berge, so ist Grimm-Sachsenberg ein Sohn des Erzgebirges, und wie dort, so gehört auch hier zu den Bergen der Wald, der Wurze'boden für beider

künstlerisches Empfinden und Schaffen. In Grimm-Sachsenbergs Heimatbergen ist Weihnachten etwas ganz Besonderes, etwas Heiliges und Wunderbares, und dieses Wunderbare ist für jeden Gebirgler unzerstörbar, unantastbar, auch wenn er fern von der Heimat in der lauten Großstadt hausen muß. Religiöses, Seelisches, Häusliches, Naturstimmung und Landschaft verschmelzen sich in dem Begriff »Weihnachten« zu einer einzigen Vorstellung und Empfindung. Tief verschneit das Dorf, tief verschneit die Tannenwälder. Hoch am Aschberg kleben ein paar Dutzend kleine Hütten, die heute, am heiligen Abend, hell erleuchtet herunterblinken, denn auch im ärmsten Winkel erstrahlt der Christbaum. Das erste Abendglockenläuten ruft zur Christmette. Dann läßt ein Bläserchor vom Turme nach altem Brauch den Choral »Vom Himmel hoch, da komm' ich her« ertönen. Die hohen Kirchenfenster werfen von innen den Lichterglanz ins Land hinaus; mit Fackeln und Laternen kommen die entfernt wohnenden Bergbewohner zu Tal, herbei zur Christmette — »das Wunder zu schaun«, wie es in ihrer gläubigen Sprache heißt. So schlicht Grimm-Sachsenbergs Zeichnung gehalten ist, so sehr sie auf alle »malerischen Effekte« verzichtet, die heimische Weihnachtstimmung gibt sie wohl gerade so am treuesten wieder.

Weihnachten und Winter sind für unser Gefühl nicht bloß durch den alten germanischen Stabreim, den gleichen Anlaut der Worte verbunden. So fügen sich zu unsern Weihnachtsbildern gut zwei Winterbilder: der »Skiläufer« von Friedrich Pruß von Zglinicki, das von einer Winterreise in die Tiroler Alpen heimgebrachte Bildnis eines jungen Sportsmannes, dessen kernige Frische mit der der Landschaft wetteifert, und der »Winter« von Josef Eberz, ein Bild, das zunächst durch eine gewisse Steifheit des Figürlichen überrascht, aus dem aber bei näherer Betrachtung der Begriff »Winter«, durch Landschaft und Menschen zu einer Einheit zusammengezwungen, dem Betrachter geradezu zwingend entgegenprallt. Übrigens ist in diesem Bilde schon der Weg zu der monumentalen Wandmalerei zu erkennen, den Eberz inzwischen gegangen ist, und der ihn zu großen religiösen Gemälden geführt hat.

Das von uns farbig wiedergegebene Gemälde von dem Schleswig-Holsteiner Theodor Sander (geb. 1858 in Flensburg) trägt nicht zufällig den Titel »Die graue Stadt«. Ist es doch ein Schwiegersohn Theodor Storms, der hier den Pinsel geführt hat, und der sich wohl auch sonst in der Wahl seiner künstlerischen Motive durch die Welt des Dichters hat an-



Theodor Sander: Die Hallig

Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Charlottenburg (Copr.)


Theodor Sander: Dorfkirche

gebrachten lebhaften Farben seiner Palette etwas hitzig auf deutsche Stoffe übertragen zu haben scheint, wird mit feinem künstlerischem Takt ausgeglichen durch das delikate Stilleben von dem Münchner Rudolf Nißl, das durch die Zusammenstimmung von Grün und Gelb einen so sanften, vornehmen Wohlklang erzielt, und durch die »Gladiolen« von Robert Kämmerer-Kassel, die eine ähnlich schöne, wenn auch reinere und resolutere Wirkung durch das Weiß der Blüten und das Blau der Vase auf dem dunklen Hintergrunde hervorbringen.

Im Tiefdruck erscheint das Gruppenbild »Junge Mädchen« von Leon Kroll, einem jüngeren, den künstlerischen Grundsätzen der Neuen Sachlichkeit nahestehenden Maler, der sich Ruf und Namen drüben in Amerika begründet hat.

Endlich — zuletzt, aber nicht als letztes — ein farbiges Kunstblatt von dem Braunschweiger Maler Erich Körner: das Bildnis Wilhelm Raabes. In seiner Studierstube, zwischen Büchern und Urväter-Hausrat,

regen lassen: Hallig — Dorfkirche — Volkslied (Abbild. S. 445, 446 u. 447): es könnte nicht schwerfallen, für diese zeichnerischen Darstellungen, die sämtlich an oder nahe der Nordsee daheim sind, dichterische Anklänge bei Storm zu finden. In der »Grauen Stadt« darf man freilich nicht gerade das von Storm besungene Husum, seine Heimat- und Heimwehstadt, sehen, vielmehr ist die aus Storms Gedicht gewonnene Stimmung in eine ähnliche, nur farbigere und malerischere Gegend an der Zuidersee übertragen. Es ist Sonntag. Die Frauen und Männer gehen die Treppe hinab zur Kirche. Am Deich weit draußen ruft das Kloster, zu dem die Schwestern ihre Schritte zurücklenken. Die Frauen schützen mit den Schürzen ihre frischgestärkten Hauben vor dem feuchten Seewind. Man könnte an Rungholt, die von der Nordsee verschlungene Stadt, denken, wenn die Öde und Nüchternheit, die hier Gebot der Wahrheit ist, nicht gar zu sehr dem poetischen Schimmer widerspräche, mit dem die Sage Rungholt übersponnen hat.

Ein in der Wiedergabe leider etwas bunt geratenes Interieur von dem Berliner Max Doenigus, der die aus Italien mit-

ist Raabe öfter gemalt worden — im Freien, barhaupt, fast in ganzer Figur, umspielt von den Abendlüften, doch noch in hellem, nichts verschleierndem oder verhüllendem Lichte, erscheint er hier aus Künstlers Hand wohl zum erstenmal. Freuen wir uns dessen! Denn so wird dem Irrtum vorgebeugt, als sei dieser Dichter ein Bücherwurm, Stubenhocker und Einsiedlerkrebs von Passion gewesen. Gewiß, er war innerlich reich genug, um bei sich selber immer Gesellschaft zu finden, aber er ist in seiner Jugend und seinen frühen Mannesjahren gern mit Genuß und Gewinn gereist, hat bis in seine letzten Jahre an dem gewohnten Stelldichein-Gang nach dem zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel gelegenen Weghause festgehalten und, solange die alten Füße wollten, auch seine geselligen Spaziergänge nach dem Grünen Jäger bei Riddagshausen gemacht. Dort, ein Wanderer durch Gottes freie Natur, ein still dankbarer Gast dieser trotz allem schönen Erde, ist der Alte, Greise und Weise dem Maler erschienen, ganz plötzlich, ungerufen und unerwartet. Körner las gerade in Raabes kleiner Erzählung »Das Horn von Wanza«. Der Sonnenschein, in dem der Student dort

auf der Straße dahinwandert, ergoß sich durch den Zauber der Dichtung auch in sein Inneres, und wie er aus Träumen und Sinnen die Augen aufschlug, stand, von den Strahlen der Sonne umflossen, vor ihm die lange, hagere Gestalt dessen, bei dem er eben zu Gast gewesen war. So, wie sie hier erschien, hatte der Malersmann sie oft gesehen, wenn sie auf dem abendlichen Gange mit Schritten, als gelte es einen Berg zu ersteigen, durch die Braunschweiger Gassen dem geliebten Großen Klub zustrebte. Nun richtete sie sich auf und sah mit dem schelmisch-listigen Blinzeln der von vielem Wissen und Erfahren vertieften Augen den Maler an: gütig, verstehend, allem Menschlichen nah und vertraut. So will ich dich festhalten, beschloß der Maler, so wie du mir hier erschienen bist, mit allen Zufälligkeiten des Augenblicks, die sich doch wohl auch als Symbol deines Wesens deuten lassen: überschattet vom Kastanienlaub, mit dem Spatz auf dem Zaun, im Hintergrund auf grünem Feld die vom Abendrot vergoldete Riddagshäuser Kirche, in einer Landschaft, die du so sehr geliebt und in der du so viele glückliche Stunden im Kreise treuer, gleichgestimmter Freunde zugebracht hast... So entstehen vielleicht doch die echtesten, innerlichsten und wahrsten Bildnisse, aus einer geistigen Vision heraus, die am Ende jeder noch so peinlich genauen Naturalistik überlegen bleibt. Das Bildnis gereicht jedenfalls der neugegründeten Raabeschule in Braunschweig, für die es gestiftet worden ist, zu besonderer Zierde und Ehre.



Theodor Sander: Volkslied

Die Leser unsrer Monatshefte werden in der herannahenden Weihnachtzeit, zu Geschenkzwecken oder zur Bereicherung der eignen Bücherei, nach ein paar gediegenen **Kunstbüchern** suchen, die mit guten Abbildungen das Auge ergötzen, zugleich aber auch in gehaltvoller Darstellung Geschmack und Urteil bilden. Solche Werke sind trotz der in unsrer Kunstliteratur wuchernden Überbetriebsamkeit selten, weil unsre Kunstschriftsteller, zumal unsre jungen und jüngsten, ihr Vergnügen noch immer allzusehr an artistischen Spielereien und theoretisierender Problematik haben. Darum hoffen wir auf den Dank der Leser, wenn wir ihre Aufmerksamkeit auf einige neuere Kunstbücher lenken, die aus dem Wust des leicht Vergänglichen das Bleibende befreien, um es, wie den empfänglichen Sinnen, auch dem Herzen und Gemüt nahezubringen, wo echte Kunstwerke auf die Dauer allein ihre Heimat haben.

Vor zwei Jahren fand in Düsseldorf zur Jahrtausendfeier der Rheinlande eine sorgsam vorbereitete, aber mit der Fülle ihrer Darbietungen im Augenblick doch etwas verwirrende Jubiläumskunstausstellung statt. Aus dieser Kunstschau hat **Karl Koetschau**, der Direktor der Städtischen Kunstsammlungen in Düsseldorf, mit Unterstützung der Stadtverwaltung und in Verbindung mit den rheinischen Kunstkennern **Walter Cohen** und **Bernd Lasch** das Werk »**Rheinische Malerei in der Biedermeierzeit**« geschöpft, das einen Rückblick auf die Jubiläums-Ausstellung darstellt, aber darüber hinaus alles das festhält, was aus der gekennzeichneten Periode rheinischer Malerei von dauerndem Kultur- und Geschmackswert ist (Düsseldorf, Verlag des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen). In einem Quartband von drittehalbhundert Seiten erscheinen hier mehr als hundert ganzseitige Abbildungen, in denen die (später leider zurückgetretene) Düsseldorfer Schule noch als ein maßgebender Faktor der gesamten deutschen Malerei auftritt, ja, sich als führend an die Spitze stellt, weil ihre Werke besser und umfassender als andre die Zeit der damals vorherrschenden bürgerlichen Kultur widerspiegeln. Ein gründlicher, dabei aber lebensvoller und auch dem Laien leicht verständlicher Text (über hundert Seiten)

schildert die Herkunft, die Ziele und die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge dieser Malerperiode sowie ihre hervorstechenden schöpferischen Charaktere.

Eng an dieses Werk schließt sich ein andres an, das freilich nur einem Künstler, dafür aber einem repräsentativen und einer bisher noch nicht nach Gebühr bekannten Seite seiner Kunst gilt. Es heißt »Deutsches Bürgerleben in Zeichnungen von Karl Spitzweg« (Berlin und Wien, Benjamin Harz-Verlag) und singt mit liebevollstem Behagen das Lied von der guten, von der bessern alten Zeit. »Für Spitzweg«, heißt es in der Einleitung von Lothar Brieger, »geht im engen Zusammenhange mit seiner deutschen Epoche (1808—1885) alles von den menschlichen Verhältnissen aus, die für ihn ausgesprochen bürgerliche Verhältnisse sind. Und so hält der Zeichner noch einmal mit den alten zeichnerischen Mitteln das provinzielle bürgerliche Leben eines versinkenden Deutschlands für sich selbst und für die Zukunft fest.« Diese Andeutung des Inhalts wird genügen, dem Buch mit seinen 50 ganzseitigen, originalgetreu wiedergegebenen Bleistiftzeichnungen im deutschen Bürgerhause Freunde und Käufer zu werben.

Und wiederum verschränkt sich mit dem, was das Spitzweg-Buch zeigt, der Inhalt des dritten, des Werkes »Die Kunst des Realismus und des Impressionismus« von Emil Waldmann, dem Direktor der Bremer Kunsthalle (Bd. 15 der Propyläen-Kunstgeschichte im Propyläen-Verlag, Berlin). Es behandelt die an bedeutsamen Kunstschöpfungen reiche Periode von etwa 1830—1900. Aus den Phantasien und Gefühlsüberschwenglichkeiten der Romantik wächst eine ihr widersprechende realistische Kunst empor. Die Natur wird entdeckt, Farbe und Licht gewinnen ungeahnte Bedeutung. Eine Reihe stolzer Namen zieht an uns vorüber: die frühen Realisten in Deutschland (Blechen, Krüger, Gaertner, K. D. Friedrich, Wasmann, Rayski, Kobell u. v. a), die englischen Landschafter, die Schule von Barbizon und ihre Nachfolger, dann Menzel, Courbet, Leibl, Thoma — bevor sich in Frankreich durch Manet, Monet, Pissarro, Renoir, Degas, Cézanne u. a. die Entfaltung des Impressionismus und in Deutschland mit Liebermann, Corinth, Slevogt das Gegenspiel vollzieht, dem dann wiederum van Gogh, Munch und Hodler antworten. 167 Künstler mit 470 (zum Teil farbigen) Abbildungen sind in diesem Werk vertreten, das trotz dieses Reichtums der Ausstattung seinen Hauptwert in dem feinfaserigen entwicklungsgeschichtlichen Text seines kundigen und geschmackvollen Verfassers hat.

In der Art seiner historisch-kritischen und ästhetischen Würdigung kann sich das vierte Werk, das wir hier empfehlen möchten, mit dem Waldmanns nicht vergleichen, diese Schwäche aber wird reichlich aufgewogen durch den menschlichen und persönlichen Gehalt, der ihm innewohnt. Denn in diesem Buche berichtet der Sohn über den Vater, der Erbe über den Erblasser des künstlerischen Talentes, und er stützt sich dabei auf inhaltreiche Briefe und Tagebuchaufzeichnungen. So ist es dem Münchner Maler Ernst Haider gelungen, in seinem Buch über Karl Haider, einen, wie unsre Leser wissen, der deutschesten und beseeltesten Maler der Jahrzehnte 1860—1910, die lebendige Einheit von Werk und Mensch wiederherzustellen, die allen Schöpfungen des Vaters, Figurenbildern und Landschaften, den Ernst und den Adel, die Reinheit und die Hoheit gegeben haben. Alle wichtigen Arbeiten Karl Haiders, Gemälde und Zeichnungen, finden sich zudem in ganzseitigen Drucken in dem 90 Seiten starken Bilderanhang wiedergegeben (Augsburg, Dr. Benno Filser Verlag; geb. in Ganzleinen 24 M.).

F. D.

Westermanns Monatsheften gewidmet

Sterne fallen aus den Falten
Eures Mantels, wo ihr geht.
Licht wird es um die Gestalten,
Wo ihr rastend stillesteht.

Goldner Verse Klänge rollen,
Daß es wie von Harfen tönt.
Sie vertiefen unser Wollen,
Und das Leben grüßt verschönt.

Doch ihr schenket uns auch Worte,
Die sie milde Weisheit führt;
Blumen sprießen an der Pforte,
Welche euer Kleid berührt.

Wandelt denn und spendet Freuden,
Und wo sich ein Herze quält,
Sei der Bitternis der Leiden
Eurer Süße Wein vermählt.

Walter Dietiker (Bern)

Südosteuropa-Reise der Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften

Von Friedrich Düsel

Südostwärts geht die Fahrt: durch eine reife, schon etwas müde gewordene Landschaft, die sich zwischen Herbst und Sommer noch nicht recht entscheiden kann — so grün ist meistens noch das Laub, so trübverhangen oft schon der Himmel. Vorbei an den letzten Juchzern des Münchner Oktoberfestes; durch das vom sommerlichen Festtrubel allmählich etwas schläfrig gewordene Salzburg; auf der Tauernbahn über Gastein, wo es sich nun zu halben Preisen die schmunzelnden Nachsaisonler wohl sein lassen; am Wörther See entlang, einem unterm Herbsthauch blind gewordenen Spiegel, dem man es kaum noch glauben mag, *wie* funkelnd und berückend er in den Hochsommermonaten das elegante Leben seiner schöngebuchteten Ufer und Strandbäder widerstrahlte — nach *Klagenfurt*, der Hauptstadt Kärntens.

Klagenfurt ist für uns nur das Sprungbrett. Aber hier schon berührt uns etwas von dem Ernst unsrer Reise. Auf einem Empfangsabend beim Landeshauptmann in der alten Burg, die in ihrem Gemäuer ein paar reizende, in bürgerlichem Rokoko gehaltene Fest- und Repräsentationsräume hat, hören wir gewichtige und verantwortungsvolle Vorträge über österreichische Grenzpolitik und das Minderheitenproblem, für das Kärnten sich anschickt, in seinen südöstlichen, mit Slowenen durchsetzten Teilen eine vorbildliche Lösung zu schaffen.

Damit sind wir, unser zwölf aus den verschiedensten politischen und weltanschaulichen Lagern kommende, aber vom gleichen vaterländischen Wiederaufbaugedanken beseelte Zeitschriftenherausgeber, beim Zweck und Ziel unsrer Reise. Wir sollen und wollen uns offenen Auges und unbefangenen Blickes in den neugeformten südosteuropäischen Staaten umsehen, wie sie ihre neuen staatlichen Aufgaben angreifen, welchen Entwicklungsweg ihre Kultur einschlägt und wie sich — hier fängt trotz aller vorgesetzten Kühle doch unser Herz an zu schlagen — ihr Verhältnis zu den unter ihrem Dache lebenden Deutschen gestaltet. Wir wissen, daß zur Erschöpfung solcher Sicht die zehnfache Zeitspanne der uns vergönnten drei Reisewochen nötig wäre, aber wir hoffen, daß dank den sorgfältigen Vorbereitungen und behördlichen Unterstützungen, deren sich unsre Fahrt erfreut, auch an uns das Sprichwort wahr werde, wonach den Reisenden auf Eile mehr Gewinn erwartet als den auf Weile ...

Herrlich, bei aufklarendem Wetter, die Frühfahrt durchs Gurk- und Jauntal bis Bleiburg, wo jetzt die jugoslawische Grenze beginnt. Wir durchschneiden im Klagenfurter Becken das Abstimmungsgebiet, berühren das Rosental, wo hart gekämpft worden ist, und das alljährlich schwer von Überschwemmungen mitgenommene Mießtal, das hat abgetreten werden müssen, und so leicht sich die Seele von Sonnenschein und Reiselust beschwingen läßt, wir fühlen doch mit verbissener Lippe den Schmerz der deutschen Brüder nach, den sie litten, als dies Stück Land und Volk ihnen entrissen wurde... Bei Unter-Drauburg setzen wir zu kurzem Gang über die alte, gewaltige Holzbrücke und ins Dorf hinein den Fuß zuerst auf südslawischen Boden. Abgesehen von den übrigens durchaus korrekten und höflichen Bahn- und Zollbeamten mutet hier noch alles deutsch an. Niemand verlangt oder erwartet von uns bei Handel und Bewirtung andre als deutsche Worte; die deutsche Rentenmark wird mit Eifer in Dinare umgewechselt; mit Respekt hört man deutsche, mit Bedauern englische oder amerikanische Industrieanlagen nennen.

Gegen Mittag sind wir im bisher steiermärkischen *Marburg* a. d. Dr., das jetzt Maribor heißt, deshalb aber doch die Geburtsstadt Tegetthoffs und eine Hochburg des Deutschtums bleibt. Am Bahnhof der erste offizielle Empfang: nicht bloß von einer Abordnung deutscher Bürger und journalistischer Kollegen, sondern auch der Stadtverwaltung. Es ist bei regenfeuchter Luft schwül geworden, und ein beengendes Band legt sich uns ums Herz, als der Bürgermeister uns zunächst auf slowenisch anredet. Aber das gilt nur für die Einleitungssätze, um einer Vorschrift oder Form zu genügen — dann geht die Begrüßung ins Deutsche über, und Händedruck von Mann zu Mann bietet uns ein ehrliches Willkommen. Bei gemeinsamer Mittagstafel im Gespräch mit den Deutschen und abends beim Vortrage steirischer Volkslieder spüren wir dann freilich, wie frisch die Wunde hier noch ist und wie heiß sie brennt. Noch sträubt man sich, den Fuß voll gutwilligem Vertrauen auf den Weg des Ausgleichs und des inneren Friedens mit dem neuen Staate zu setzen, dem man eingefügt ist. Beschämt fast in unsrer Ohnmacht, empfinden wir doch, daß es diesen Menschen ein Balsam ist, Besuch aus dem deutschen Mutterlande zu bekommen, daß sie sich dadurch in ihrem Volksbewußtsein gestärkt und in ihrem Kulturgefühl gehoben sehen. Zum erstenmal wird hier durch unsern berufenen Führer und Sprecher, Dr. Rudolf Pechel von der »Deutschen Rundschau«, der Gedanke geprägt, der dann zu einem Leitgedanken unsrer ganzen Reise wird: Bleibt volkstreu, aber auch

staatstreu; nur so könnt ihr als Brücke zwischen unserm alten Mutter- und euerm neuen Vaterlande der Erhaltung und Stärkung des deutschen Volkstums dienen, um derentwillen wir nicht zuletzt diese Reise unternommen haben ... Täuschen wir uns oder dürfen wir hoffen, daß dieser aus der Realpolitik des Augenblicks, aber auch aus dem verjüngten und vertieften Begriff der inneren deutschen Volksgemeinschaft gekeimte Gedanke leise Wurzel zu schlagen beginnt, und daß unsre Reisegemeinschaft ein wenig dazu beigetragen hat, das Pflänzchen des Vertrauens fester in die Erde zu senken?

Nachmittags ein Autoausflug ins weite Pettauer Feld und in die weinberühmte Stadt Pettau, vor deren Toren, mitten zwischen Mais- und Kürbisfeldern, aus Römerzeiten es den wohlerhaltenen und wohlbewahrten Bau eines Mithrastempels gibt, deren stattliche gotische Pfarrkirche mit dem wuchtigen Einzelturm und den vielen eingebauten römischen Antiken wir in der hereinbrechenden Dunkelheit aber nur flüchtig genießen können. Doch dazu reicht es noch, beim Gang durch die Stadt unter kundiger Führung den deutschen Charakter ihrer Plätze, Straßen und Häuser zu ermessen und auf der Zunge den Schmelz ihrer an bestes Pfälzer Wachstum erinnernden Weine zu kosten, von denen einer den holden, allzu holden Namen »Mädchentraube« führt.

War es 1 oder war es 2 Uhr, als wir nach dem volksliedgewürzten Marburger Nachtmahl zu Bette kamen? Jedenfalls hatte es kaum fünf geschlagen, als wir stracks gen Süden der Stadt Agram entgegenfuhren, das jetzt Zagreb genannt werden muß. Unterwegs ein tränenumflorter Blick auf das stolze deutsche Haus in Cilli (jetzt Celje), das sie mit rauher, unbarmherziger Hand seinen Erbauern und Eigentümern weggenommen haben; dann, noch repräsentativer als in Marburg empfangen, werden wir in das nahe am Bahnhof gelegene Hotel Excelsior gewiesen. Begreiflich, daß die Augen unsrer Führer aufleuchten, als sie uns die Stufen zum Vestibül hinaufgeleiten. Ein pompöser, ein weltstädtischer und geschmackvollendeter Bau, dessen Einrichtung auch innen nichts an Eleganz und Bequemlichkeit vermissen läßt. Und dabei doch nur einer von den zwölf, fünfzehn oder zwanzig gleich imposanten, meistens auf weiten freien Plätzen liegenden Neubauten, mit denen die Stadt sich zu schmücken im Begriff ist. Ich kenne sie noch aus ihrer ungarischen Zeit, aus den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts, die damalige Hauptstadt des Königreichs Kroatien und Slawonien. Da war sie eine mittelgroße Landstadt von etwa 50 000 Einwohnern; heute schätzt man sie auf nahe an 200 000. Sie hat gutes Recht, auf ihre Entwicklung stolz zu sein, und es ist verständlich, daß der junge südslawische Staat an diesem innern Aufschwung die Zukunftshoffnungen auf seine Gesamtentwicklung mißt. Auch was wir sonst dort zu sehen bekommen: Kirchen, Regierungsgebäude, Nationaltheater (in dem man uns zu Ehren ein mit echten Volkstrachten und künstlerischen Bühnenbildern glänzend ausgestattetes kroatisches Ballett gab), der Zrinyund der Jellachichplatz mit dem erzenen Reiterstandbild des schlachtenberühmten Banus (von Fernkorn), das Archiv, das Ethnographische Museum, das über einen unvergleichlichen Schatz kroatischer und slawonischer Volkstrachten und südslawischer Ornamente verfügt, die Akademie, eine Gründung des Bischofs Stroßmayer, dem der in Agram lebende Bildhauer Meštrović, eine Weltberühmtheit, ein ebenso originelles wie durchgeistigtes Denkmal geschaffen hat, die Universität, der Kunstpavillon, die neuen Villenviertel — alles das und manches andre zeugt von dem Willen und dem Gelingen, emporzukommen. Hier zuerst erkannten wir die mächtigen, wenn auch vielleicht noch etwas hitzigen Triebkräfte, die in dem Organismus des jungen »Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen«, wie das Reich sich offiziell nennt, am Werke sind; dieser Arbeitswille und Eifer, diese Spannkraft und Energie sind es, die uns eine politische Annäherung zwischen Deutschland und Jugoslawien wünschenswert erscheinen lassen.

Der Abschied von dieser aufstrebenden Stadt, die dem Besucher etwas von ihrem Feuer in die Adern flößt, war nicht leicht. Doch es rief Neusatz (Novisad) und damit der erste Ausflug in die geschlossenen deutschen Landsiedlungen der Batschka. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte dieser Siedlungen zu erzählen, ganz abgesehen davon, daß ein ganzes Heft dafür nötig wäre. Auch die Darstellung und Würdigung des Kampfes, den diese Kolonisten, vielfach die ersten Pioniere der Kultur in ihren Gebieten, mit den Staatsbehörden führen, muß den Kollegen von den politischen Blättern überlassen bleiben. Aber der wärmste Sympathieausdruck für diesen meistens von klugen und geschickten Führern geleiteten Kampf darf auch hier nicht fehlen, geht er doch in der Hauptsache um das Wertvollste und Kostbarste, was eine Volksgemeinschaft hat: die Sache ihrer Kinder und das ihrer Bildung dienende Instrument, die Schule. Wir dürfen von daheim nicht aktiv in diesen Kampf eingreifen, aber es wäre Verrat an unserm Volkstum, wenn wir den schwer ringenden Volksgenossen nicht, wo und wie wir es irgend vermögen, wenigstens unsre moralische Unterstützung zuteil werden ließen.

Dazu gehörte auch, als bescheidener Ansatz, unser Besuch in Alt- und Neu-Verbas, zwei wohlhabenden Gemeinden etwa 25 Kilometer nördlich von Neusatz. Breite, geradzeilige,

lang sich ausdehnende Straßendörfer, die Wohnhaus an Wohnhaus reihen. Wirtschaftsgebäude größeren Umfanges sucht man hier vergebens; die liegen weit draußen auf dem Felde, oft zwei bis drei Stunden Weges entfernt, wo dann ein Sohn des Hauses oder ein Verwalter die Aufsicht führt. Um so leichter haben es diese Häuser, in ihrer äußeren und inneren Erscheinung etwas Herrenmäßiges zur Schau zu tragen. Tritt man ein, so begegnet einem ein Komfort, den bei uns in Deutschland nur wenige besonders reiche Bauerndörfer, etwa der friesischen und westfälischen Landstriche, aufweisen. Urväterhausrat ist nicht beliebt, wie überhaupt die Gefühligkeit und damit auch die Erbfreude zu fehlen scheint, die uns daheim im Blute sitzt. Moderne Möbel aus edlen Hölzern, in neuem Stil und in sauberster Ausführung, sind der Stolz der Haushaltungen. Vielleicht hat die junge Generation sie den Eltern abgeschmeichelt, aber die Großmutter, die in bäuerlicher Tracht mit zerfurchtem Gesicht und verarbeiteten Händen durch die Räume geht, sieht nicht scheel dazu. Daneben kann man freilich in diesen großen, geräumigen Zimmern sozusagen einen Repetitionskursus unsrer kleinen und großen Geschmacksünden der siebziger, achtziger und neunziger Jahre durchmachen, vom Makartbukett bis zum Muschelaufsatz und zur Flügeltür. Und doch ist etwas Heimliches in diesen Räumen, etwas von der wohligen, sparsam-gediegenen Bürgerlichkeit, über die w i r zu früh und schnellfertig hinweggesprungen sind. Sie kehrt auch in der Geselligkeit wieder, die alt und jung, reich und arm im Dorfwirtshaus bei Gesang, Spiel und Tanz vereinigt, wobei sich, wohl von den studierenden Söhnen heimgebracht, leicht ein burschikoser Kommerston einstellt. Dabei sind die Bauern helle Köpfe, politisch und dialektisch wohlgeschult, voller Weltsinn und Fortschrittsgeist. Wir haben einen langen, an Gedankenaustausch reichen Abend mit ihnen verbracht, der voll und tief in uns nachklingt. Möge es ihrem politischen Führer, Dr. Stephan Krafft, der hier größte Verehrung genießt, vergönnt sein, diesen Menschen zu den politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Rechten zu verhelfen, die ihrer Tüchtigkeit und ihren Verdiensten um die Pflege des von ihnen bebauten Bodens gebühren!

B e l g r a d, die Haupt- und Residenzstadt des Königreiches, zu schildern, würde so flüchtigen Besuchern, wie wir es waren, schlecht anstehen. Hier steckt noch tief und zäh verwurzelt das altserbisch-türkische Wesen im Boden, und überall prallen nun, beim Sichdehnen, -strecken und -recken der Stadt, alte und neue Zeit knirschend aufeinander. An moderner fortschrittlicher Eleganz steht Belgrad hinter Agram zurück. Aber respektgebietend auch hier die fiebernden Bemühungen, den neuen zentralen Aufgaben gerecht zu werden, was freilich schon durch die altertümliche, ungleiche, teilweise fast dörfliche Bauart der Stadt sehr erschwert wird. Vielleicht aber schöpft sie gerade aus diesen Widerständen und ihren bodenständigen Elementen die Kraft, vorwärtszukommen. Einige Institute, die wir besichtigen konnten, und noch mehr einige junge ehrgeizige, der deutschen Kultur dankbar und bewundernd zugetane Persönlichkeiten lassen das hoffen und erwarten.

Auch von Belgrad unternahmen wir einen Ausflug aufs Land: in die große deutsche Gemeinde F r a n z t h a l, um den heimattreuen Bewohnern und uns selber durch Gedanken- und Gefühlsaustausch das Zusammengehörigkeitsbewußtsein zu stärken. Denn man weiß hier, daß es auf die Staatsregierung nicht ohne Einfluß bleiben kann, wenn das deutsche Mutterland zeigt, daß ihm das Schicksal dieser versprengten Kolonialdeutschen, der Hüter deutscher Art, Bildung und Gesittung, nicht gleichgültig ist.

Auf der Höhe über Belgrad, mit weitem Blick über die Donau und die Save, liegt der H e l d e n f r i e d h o f, wo viele Hunderte deutscher Soldaten friedlich neben den Reihen der serbischen gebettet sind. Dort beginnen wir, still und ernst für uns, am Sonntagnachmittag des 2. Oktober in gesammelter Andacht den achtzigsten Geburtstag unsers Hindenburg, dessen Eintracht und Frieden gebietender Gestalt wir oft schon in den ehrfürchtigen Worten der Serben begegnet waren und dessen erhabenes Gedächtnis auch die festliche Zusammenkunft beherrschte, die uns am Abend mit der deutschen und österreichischen Kolonie von Belgrad vereinte.

Von Belgrad in langer, an der Morawa entlangführender Fahrt durch reizvolles Berg- und Hügelland nach S o f i a. Aus einem übers Maß gedehnten in ein eng zusammengepreßtes Land, das durch den unglücklichen Ausgang des Krieges um hohe Ansprüche und weite Hoffnungen gebracht worden ist. Wer wollte verlangen, daß es gegen den vom Staatenglück bevorzugten Nachbarn freundliche Gefühle hege! Nach Überschreiten der jugoslawischen Grenze kommen wir mit Hilfe unsers sprachenkundigen Dolmetschers mit einem bulgarischen Bahnbeamten, Schaffner oder Stationsdiener, ins Gespräch. Er ist uns mannigfach behilflich, und einer hält ihm zum Dank die Zigarettenschachtel hin, damit er sich bediene. Die Hand streckt sich schon danach aus, aber im nächsten Augenblick zuckt sie zurück: er hat die Packung der Schachtel bemerkt. »Serb!« sagt er halb traurig, halb stolz, »Serb! Nix!« und verzichtet. Ein kleiner, scheinbar oberflächlicher Zug, aber bezeichnend für das Verhältnis der beiden Nachbarvölker, bezeichnend vor allem für den Bulgaren. Ein ernstes, seines Unglücks bewußtes, aber auch ge-

strafftes und zur Selbstzucht bereites Volk, das wieder aufstehen will und wird. Es ist keine Phrase, das Wort von den »Preußen des Balkans«.

Ja, bei der Fahrt durch das Land — und wir haben es nicht mit dem Besuch Sofias und den offiziellen Empfängen beim Ministerpräsidenten, Sobranjepräsidenten und Metropoliten genug sein lassen, sondern sind auch ein Stück ins Innere gekommen — steigt immer wieder die Erinnerung an das Preußen von 1806 in uns auf. Bescheidenheit, Dürftigkeit oder doch äußerste Einfachheit, aber Geradheit, Strammheit, Verläßlichkeit und Ehrlichkeit. Ein Bauernvolk, in dem ein gesunder, nicht umzubringender Kern steckt. Dem Serben sind wir Respekt schuldig, den Bulgaren — wir können nicht anders: wir müssen ihn lieben. Ein königlicher Landsitz, so gediegen gutsherrlich angelegt, wie der in Vranja, eine letzte Ruhestätte, so schlicht gewählt und volksfreundlich gehalten wie die der Königin Eleonore, einer edlen, aufopferungsvollen Samariterin des Weltkrieges, im Dorfpark von Bojana neben der uralten heiligen Kapelle, ein Dorf im Feierabendfrieden wie dieses, Großeltern, Vater, Mutter, Kinder um den Tisch vor der Tür — es gibt Sympathien, die sich durch Berg und Fluß und tausend Meilen Entfernung nicht hemmen lassen.

Belgrad — Sofia — **Bukarest**: welche Gegensätze! Wir werden in der Hauptstadt des rumänischen Königreiches sehr gastlich aufgenommen, werden von deutschen Herren, unter denen einen hervorragend begabten Berliner Studiengenossen nach 35jähriger Trennung wiederzusehen mir eine begreifliche Sonderfreude sein muß, in der eifrigsten, liebenswürdigsten Weise geführt, werden von der Deutschen Liedertafel noch um Mitternacht bewirtet, betoastet und besungen, werden in der katholischen und evangelischen Gemeinde feierlich empfangen, werden vor und in alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, ins Parlament, in die Kirche Stavropoleos, ins Naturhistorische Museum mit seinen künstlerisch ausgeführten Anschauungsbildern aus der rumänischen Fauna, werden in die Kunstausstellung und in das große Verlagshaus Socec & Co. auf der Calea Victorieĭ geführt, haben eine Audienz beim Regentschaftsrat Metropoliten Miron Christea, der ein fließendes, gepflegtes Deutsch mit uns redet, werden durch ein intimes Diner beim deutschen Gesandten und durch einen sich daran anschließenden großen Empfang in der Gesandtschaft unter Beteiligung namhafter rumänischer Staatsmänner, Politiker, Gelehrter, Künstler und Journalisten geehrt — wir wären Barbaren, wenn wir darüber nicht mit gebührendem Dank quittieren wollten, und doch: es bleibt eine stumme Scheidewand aufgerichtet zwischen uns und ihnen. Vielleicht weil wir wissen, daß sie offen oder heimlich zu ihren romanischen Vettern, den Franzosen, neigen, mit denen sie verwandte Sprache und noch verwandterer Lebensgeschmack verbindet. Zudem pulsiert hier ein so unruhiges politisches Blut, herrscht eine so gespannte, um nicht zu sagen argwöhnische Überwachsamkeit, daß sich durch die gesellschaftlichen Formen für uns deutsche Gäste nur schwer die Unbefangenheit finden läßt, die für einen fruchtbaren Gedankenverkehr Vorbedingung ist. Dazu diese, ich möchte sagen: überzuckerte Stadt, außen süß und innen bitter, in den paar Hauptstraßen und auf der mit Villen und Vergnügungslokalen gesäumten Chaussee Kisileff, dem abendlichen Korso, fast Paris, in den Nebenstraßen kaum Pößneck oder Treuchtlingen. Auch was wir vom rumänischen Schrifttum sehen und hören, kann uns mit seiner abgestandenen, parfümierten Sentimentalität nicht gerade imponieren, wohl aber die bäuerliche Hausindustrie, die uns daran erinnert, daß 82 v. H. der Bevölkerung dieses »Landes der Millionäre« Bauern sind, die sich das ganze Jahr hindurch nicht von ihrer Scholle bewegen. Doch das alles sind nur flüchtige Eindrücke; zum Studium dieser problematischen Stadt reichen ein paar Tage nicht aus, und Gäste sollen mit ihrem Urteil doppelt vorsichtig sein.

Eine lange Nachtfahrt, angenehm verkürzt durch die 20 Flaschen herrlichen Kuhländer Weins, die uns als Xenion noch in den Schlafwagen gereicht worden waren, bringt uns durch das Olttal und den Rotenturm-Paß nach **Hermannstadt** (Sibiu). Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein! Sind wir durch Zauberflug nach unserm lieben Deutschland (das doch das schönste aller Erdenländer bleibt!) zurückgetragen? Schon der geistige Empfang, der uns hier, kaum daß wir uns den Schlaf aus den Augen gerieben haben, mit drei gewichtigen Vorträgen im Festsaal des mit Kunstsammlungen vollgestopften Brukenthalschen Museums erwartet, ist echt deutsch, und was Se. Hochwürden der Bischof der Evangelischen Landeskirche D. Dr. Teutsch, der Vorsitzende des Deutschen Verbandes Abgeordneter Brandsch, der Leiter des Deutschen Kulturamtes Dr. Czaki u. a. uns über das Deutschtum in Siebenbürgen zu sagen haben, trägt das Gepräge deutschen Ernstes, deutscher Gründlichkeit und deutscher Verantwortlichkeit. Mittags ein vom »Siebenbürgener Deutschen Tageblatt« gegebenes Bankett, bei dem uns die herzliche Wärme journalistischer Kameradschaftlichkeit wohltut, übertags eine Führung durch die Stadt, die den einen an Weimar, den andern an Eisleben erinnert, abends ein Zusammensein mit den Deutschen in größerem Kreise in der Thomasdiele, gewürzt durch einen gediegenen Vortrag des Chefredakteurs des »Siebenbürgener Deutschen Tageblat-

tes« über die deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien, mit dem sich unsre improvisierten, einer begreiflichen Ermüdung abgerungenen Exerzitien über »deutsches Geistesleben der Gegenwart« (!) u. a. nach Inhalt und Form nicht messen können.

Es lebt ein reger Bildungsdrang in dieser deutschen Stadt. Dafür zeugt die Schätzung des deutschen Buches und der deutschen Zeitschrift — fanden wir hier doch ein ganzes Buchhändlerschaufenster mit Westermanns Monatsheften ausgestattet —, zeugen die Ferien-Hochschulkurse, die hier alljährlich veranstaltet werden, und auf deren letztem so anspruchsvolle Geister wie Spranger, Kühnemann und Müller-Freienfels über Fragen der Kunst- und Kulturphilosophie gesprochen haben. Mehr noch freilich zeugen dafür die Erfolge des von Dr. Richard Csaki geleiteten Deutschen Kulturamtes in Rumänien, dieser höchst verdienstvollen völkischen Schutz- und Verteidigungsstelle für sämtliche Kulturgüter des Deutschtums in Rumänien.

Der dritte Sonntag unsrer Reise. War es ein glücklicher Zufall oder weise Vorsicht unsrer Reiseführung, daß gerade dieser unser Erntedankfesttag für unsern Besuch in sächsischen Dörfern bestimmt war? Schon die Fahrt dorthin, durch liebliches Hügelland und krause Eichenwälder, war herzerquickend nach so vielen Banketten und Empfängen, und das Frühstück, das uns die junge Pfarrerin in Kleinscheuern mit eigner Hand bereitet hatte, mundete uns köstlicher als manch üppiges Diner. Die Krone dieses sonntäglichen Erlebnisses aber waren der Kirchgang und der Gottesdienst. Unvergeßlich der Anblick, den wir Gäste von dem Kirchenhügel aus, unter einer alten breitschattigen Linde, genossen, als die Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Mädchen, darunter auch ein frischbackenes Brautpaar, in ihren Sonntagstrachten in bunten, lockeren Gruppen von zweien zu zweien, von vieren zu vieren zum Gotteshaus emporschritten. Ja, schritten — denn es ist eine schöne, gehaltene Würde in all ihren Bewegungen, ihre Freundlichkeit verleugnet nie den Ernst, ihre Bescheidenheit nie den Stolz. Mit diesen kernigen Menschen alte evangelische Kirchenlieder im Chor zu singen, mit ihnen die schlichte Predigt ihres in alter siebenbürgischer Geistlichentracht amtierenden Seelsorgers Arz zu hören, mit ihnen den Segen zu empfangen — es war ein Jungbad für Herz und Gemüt.

Dann weiter über das in Obstgärten gebettete Michelsberg und durch das »Paradies« nach Heltau, einem großen Dorf von 3—4000 Einwohnern, dessen Bewohner das Kunststück zuwege bringen, zugleich blühenden Ackerbau und nicht weniger blühende Wollweberei zu betreiben. Heltau ist weit berühmt durch seine mächtige Kirchenburg, die in der kriegerischen Vergangenheit dieses Landstriches mit ihrem doppelten Mauerrand, ihren starken Wehrgängen und Wachttürmen oft allen Dorfgenossen sichere Zuflucht geboten und ihnen die Vorräte vor räuberischem Zugriff bewahrt hat. Hoch über Heltau ragt der 1300 Meter hohe Götzenberg empor, dessen Besteigung drei Stunden erfordert. Wir begnügten uns mit dem sanften Hügel, auf dem mit liebevollster Hand der Heldenfriedhof des letzten Krieges angelegt ist, und wieder feiern wir, diesmal inmitten deutscher Brüder, ein frommes Gedenken der Gefallenen.

Da mit Siebenbürgens Erde
deutsche Treue uns verband,
ruhn wir fern vom Heimatherde,
starben hier fürs Vaterland.

So steht auf dem Denkmal, das man ihnen gesetzt hat. Die Gräber werden — welch schöne, nachahmungswürdige Sitte! — einzeln von Schulmädchen gepflegt, die sich in frommem Eifer dazu drängen, wie hier überhaupt der Friedhof der Gefallenen ein Heiligtum und Ehrenmal jedes Dorfes ist. Die Gemeinde Michelsberg, in deren Gemarkung kein Gefecht stattgefunden hatte und die deshalb auch der Kriegergräber entbehren mußte, was tat sie? Erbat und erbettelte sich vier der Gefallenen von einer Nachbargemeinde, bestattete sie auf eignem Grund und Boden und hatte nun auch, wie die andern alle, ihren Heldenfriedhof...

Temeswar (Timisvara), wohin uns wieder eine unsrer nun schon zur »lieben« Gewohnheit gewordenen Nachtfahrten bringt, lockt uns weniger als die außerordentlich lebhafte Handels- und Fabrikstadt, die sie ist und zu der sie sich noch mehr und mehr entwickelt, denn als die Schwelle und der Kultursender zum Banat, das bekanntlich durch den Frieden von Trianon mit seinem größeren östlichen Teil (wie ganz Siebenbürgen) von Ungarn an Rumänien gefallen ist. Hier finden wir uns denn auch, wie in Hermannstadt, ganz der deutschen Brüderlichkeit und Gastlichkeit ans Herz gebettet. Und wie jeder von uns die freundlichsten Erinnerungen bewahrt an den Empfang im Deutschen Hause mit den volks- und wirtschaftspolitischen Vorträgen von Dr. Muth und Prälat Blaskowitsch, an den Besuch und die Bewirtung in dem neuen musterhaften deutsch-schwäbischen Schülerheim Banatia, dem stärksten Bollwerk und der hoffnungsvollsten Pflanzstätte deutscher Gesinnung, wo wir vom Schülerchor mit deutschen Liedern bewillkommnet wurden, und an das Abschiedsbankett beim deutschen Generalkonsul, wo sich das Wort des Freiherrn von Stein bewahrheitete, daß der Deutsche erst am Abend recht er selber wird, so wird wohl keiner von uns so leicht die gastliche Stunde des Mittagessens vergessen, die er einzeln am häuslichen Tische dieser oder jener Temeswarer Familie zubringen

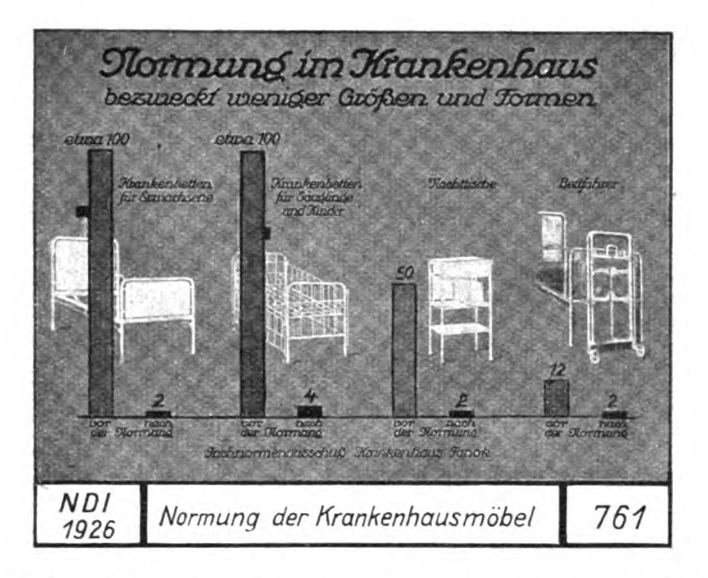
durfte, einmal wieder statt des Zoon politikon, das er seit 16 Tagen gewesen, ein Ich, ein Eigner und Einzelner, beglückt, sich dankend über die Hand einer Dame beugen zu dürfen und etwas von ihrer hausfraulichen Güte und Wärme zu fühlen. Auch unser Dämmerungsbesuch beim römisch-katholischen Bischof Pacha, einem Bauernsohn aus dem Banat, schlug heimatliche Gemütssaiten bei uns an. Herzerfreuend, wie ungezwungen und unbefangen er sich mit uns, auf dem Sofa in unsrer Mitte sitzend, unterhielt; ergreifend aber und tiefbewegend, wie er uns zu Schluß der Audienz in seiner Studierstube vor das Bild seiner 96jährigen Mutter führte, die Hände faltete und, selbst fast schon ein Greis, sagte: »Ja, ich danke Gott alle Tage, daß ich sie noch habe. Und meinen Pfarrkindern sage ich: Seht, ich bin auch noch ein Kind, denn ich habe noch eine Mutter; darum verstehen wir uns so gut.« Da sind uns doch wohl, wie in Cilli, aber aus andrer Ursache, die Tränen gekommen…

Am andern Morgen Fahrt in die schwäbischen Dörfer. Denn niemand hat doch wohl geglaubt, daß wir der Banater Schwaben auf dieser Reise vergessen könnten! Andre fuhren über Lorrin Billed nach St. Nikolaus und Perjamosch, ich hatte mich, dem Los zum Trotz, mit List und Tücke in die Gruppe geschlichen, die ihren Weg nach Jahrmarkt, Guttenbrunn, Schöndorf, Neu-Arad, Winga und St. Andres nahm. Was riskiert ein Zeitschriftenherausgeber nicht, wenn er den Spuren seiner Mitarbeiter folgen kann! Und in Guttenbrunn war doch der zu Hause, ist doch dem eine Gedächtnisstätte bereitet worden, der einen seiner schönsten und heimattreuesten Romane, die »Glocken der Heimat«, zuerst in Westermanns Monatsheften veröffentlicht hat: Adolf Müller-Guttenbrunn.

Wir standen in seiner Geburtsstube, wir betrachteten all die Bilder, Handschriften und Drucke, darunter auch den aus den Monatsheften, darin zum erstenmal sein jetzt so viel gesungenes »Lied der Banater Schwaben« erschien (»Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen«); wir gingen durch die stattlichen, von Wohlhabenheit, Sauberkeit und Ordnung blitzenden Bauernhöfe, die die der Siebenbürger Sachsen noch in den Schatten stellen; wir streiften durch die Gemüsegärten und die Weinfelder; wir stiegen in die Obstkeller und verschmähten die Weinprobe nicht, die der Hausvater, eben noch die Maurerkelle oder die Mistgabel in der Hand, mit dem Stechheber aus dem Fasse holte und über seinen Daumen in unser Glas laufen ließ. Wir streckten wie die Phäaken an brechender Tafel die Hände zum lecker bereiteten Mahl, wir lauschten den klugen, welt- und wirtschaftskundigen Reden dieser nicht ohne Grund selbstbewußten Bauern — die Frau hat, wie überall auf dem Balkan, nicht viel zu sagen —, aber wir sorgten uns auch ein wenig, wenn wir die Dorfstraßen so kinderleer fanden und hörten, daß schon junge Frauen von 27 Jahren auf Nachwuchs, ohne groß zu erröten, ein für allemal verzichtet hatten. Doch diese Banater »Schwaben« — das ist übrigens, genau wie bei den Siebenbürger Sachsen, nur ein Sammelname, der auch pfälzische und fränkische Stammesherkunft mit einschließt — haben ihre wachsamen, weitblickenden Führer: die werden auch hier ihres Amtes walten und den Stab Wehe nicht scheuen, wenn das Zukunftswohl ihrer Schützlinge es fordert.

In Temeswar und Budapest, unsrer letzten Reisestation, lernten wir diese Männer, voran Exz. Dr. Bleyer und Rechtsanwalt Dr. Gündisch, genauer kennen und freuten uns des steifen Nackens und der ehernen Stirn, die sie den sie rings umgebenden Halben und Falschen entgegensetzen. Es ist gewiß nicht leicht, sich in dieser schillernden Sphäre und auf diesem glitschigen Boden charaktervoll zu behaupten — wir haben das selbst zu spüren bekommen, wollen aber über solche kleinen Unebenheiten eines nervösen Volkes den Mantel des Schweigens breiten. Schon der Gastlichkeit und Ritterlichkeit wegen, die wir beim offiziellen Festessen der Stadt Budapest im pompösen Stadthotel St. Gilbert, im Parlament, im Agrarmuseum, dem reichsten und glänzendsten seiner Art, in der Deutschen Gesandtschaft, wo sich viele ungarische Politiker eingefunden hatten, auf dem Festessen des »Deutschen Sonntagblattes«, in den Räumen des ungarländisch-deutschen Volksbildungsvereins und nicht zuletzt auf dem Kommers der deutschen Studentenverbindung »Suevia« erfuhren. Auch die hinreißenden, unwiderstehlichen Schönheiten dieser Stadt, die seit der Millenniumausstellung des Jahres 1896 ins Zauberhafte gewachsen sind und die von einem unsrer Kollegen in eleganter Tischrede gefeiert wurden, gießen ihren gnädig verhüllenden Strahlenkranz über solche Schönheitsflecken.

Ja, sie hat uns viel Mühe und Anstrengung gekostet, diese Südosteuropa-Reise, aber wir danken ihr auch viel Genuß und noch mehr Gewinn. Nur ein bescheidener Teil davon ist zunächst einzuheimsen. Die eigentlichen Früchte dieser Reise können erst nach und nach in Einzelaufsätzen volks- und landeskundiger Federn in die Scheuern gebracht werden. Hauptsache ist: wir haben durch praktische Überwindung mancher uns wie ein Dorn im Fleische sitzenden Vorurteile den Schlüssel zu einer uns bisher verschlossenen Kammer der Welt gefunden, und wir wollen zum Wohle unsers Vaterlandes dafür wirken, daß die gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse nicht rosten.



NDI 1926 | Normung der Krankenhausmöbel | 761

Wirtschaftlichkeit in der Hauswirtschaft

Von Dipl.-Ingenieur Otto Frank

Wirtschaftlichkeit in der Hauswirtschaft? Fast scheint es widersinnig, davon zu sprechen. Hauswirtschaft bedeutet ja bereits: haushalten, sparen, vorhandene Geräte, Stoffe und Arbeitseinrichtungen in sparsamer Weise verwenden; Wirtschaftlichkeit in dem umfassenden Sinne, wie das Wort jetzt auf allen Lebensgebieten gebraucht wird, bedeutet ungefähr dasselbe: möglichst günstige Ausnutzung vorhandener Arbeitsmittel, Rohstoffe und Hilfsstoffe, Erzielung größten Nutzens bei geringstem Aufwand an Kraft, Zeit und Geld.

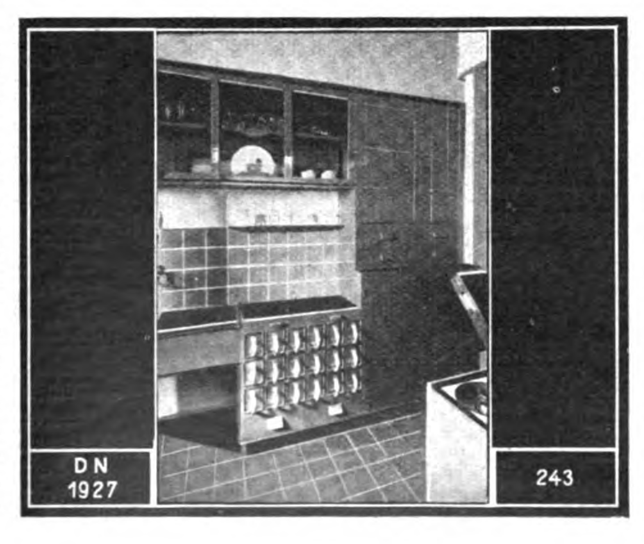
Ist nun unsre heutige Hauswirtschaft wirklich wirtschaftlich? Leider muß man sagen, daß sie in vielen Fällen noch weit davon entfernt ist.

Wenn man sich heute Küchen ansieht, so fällt zunächst auf, daß sehr viel Gerät auf den Schränken, Borden und Tischen offen steht oder an Haken offen hängt. Zum Schmuck der Küche? Vielleicht, aber die Hausfrau muß fast jedes dieser Geräte vor dem Gebrauch von Staub befreien, außerdem aber wöchentlich einmal oder öfter alles gründlich säubern. Das jedesmalige Abwischen vor dem Gebrauch, gewiß eine kleine Arbeit, nimmt zwar nur kurze Zeit in Anspruch; da sich aber diese Arbeit am Tage dutzendfach wiederholt, kommt schließlich doch eine halbe oder ganze Stunde dabei heraus.

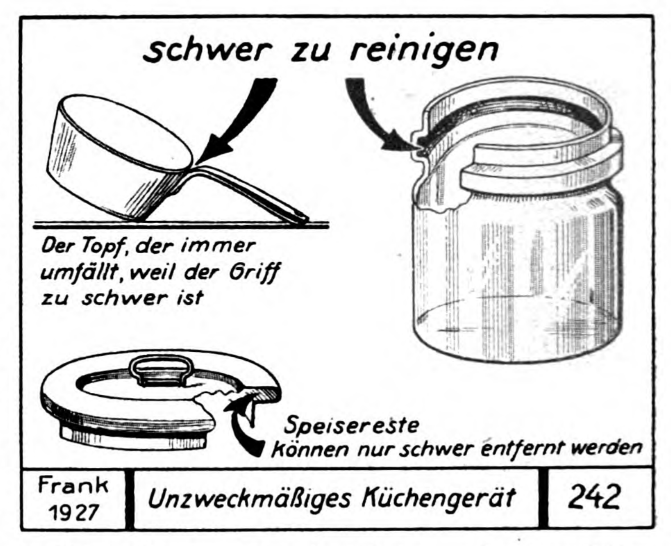
Wir finden somit schon einen Grundsatz für das wirtschaftliche Arbeiten in der Küche:

> Alle Geräte vom größten Topf bis zum kleinsten Quirl, von der Fleischmaschine bis zum Handfeger sollten in Schränken oder Schubfächern aufbewahrt werden.

Also etwa so, wie es der Arzt in seinem Operationszimmer und der Kaufmann in seinem neuzeitlichen Bureau mit seinen Arbeitsmitteln macht. Wie dieser Gedanke bei ganz neuen Küchen verwirklicht ist, zeigt die Abbildung S. 455, die die Küche in einem Siedlungshause, wie sie der Stadtbaurat May in Frankfurt a. M. errichtet hat, darstellt. Der erste Anblick einer solchen Küche ist recht ungewohnt, da sie so gar nichts von dem hat,



DN 1927 | 243



was man sich im allgemeinen unter einer Küche vorstellt, blinkende Töpfe, Reihen von Porzellangefäßen, Kuchenformen und dergleichen mehr. Aber die praktischen Erfahrungen mit derartigen neuzeitlichen Küchen, wie sie auch Professor Gropius in Dessau entwickelt hat, sind sehr günstig.

Gehen wir einen Schritt weiter! Die meisten Küchengeräte müssen nach jeder Benutzung gereinigt werden. Was liegt näher als der Gedanke, die Geräte so zu gestalten, daß sie sich leicht und hygienisch einwandfrei säubern lassen? Und nun sehe man sich daraufhin die Geräte auf Abbildung S. 456 an, wie man sie in Millionen von Haushaltungen findet. Es sind nur einige Beispiele, die sicher jede Hausfrau auf Grund ihrer praktischen Erfahrungen durch viele andre ergänzen kann. Gewiß setzt sich auch hier langsam die richtige Erkenntnis durch, und das Einkochglas mit dem hohlen Rand, das so schwer zu reinigen ist, verläßt uns genau so, wie uns die Küchenwagen in Form einer Burg mit Türmen und Zinnen, oder die Tischlampen aus verschnörkelter Bronze oder aus Gußeisen verlassen haben. Wir finden hier also einen zweiten Grundsatz:

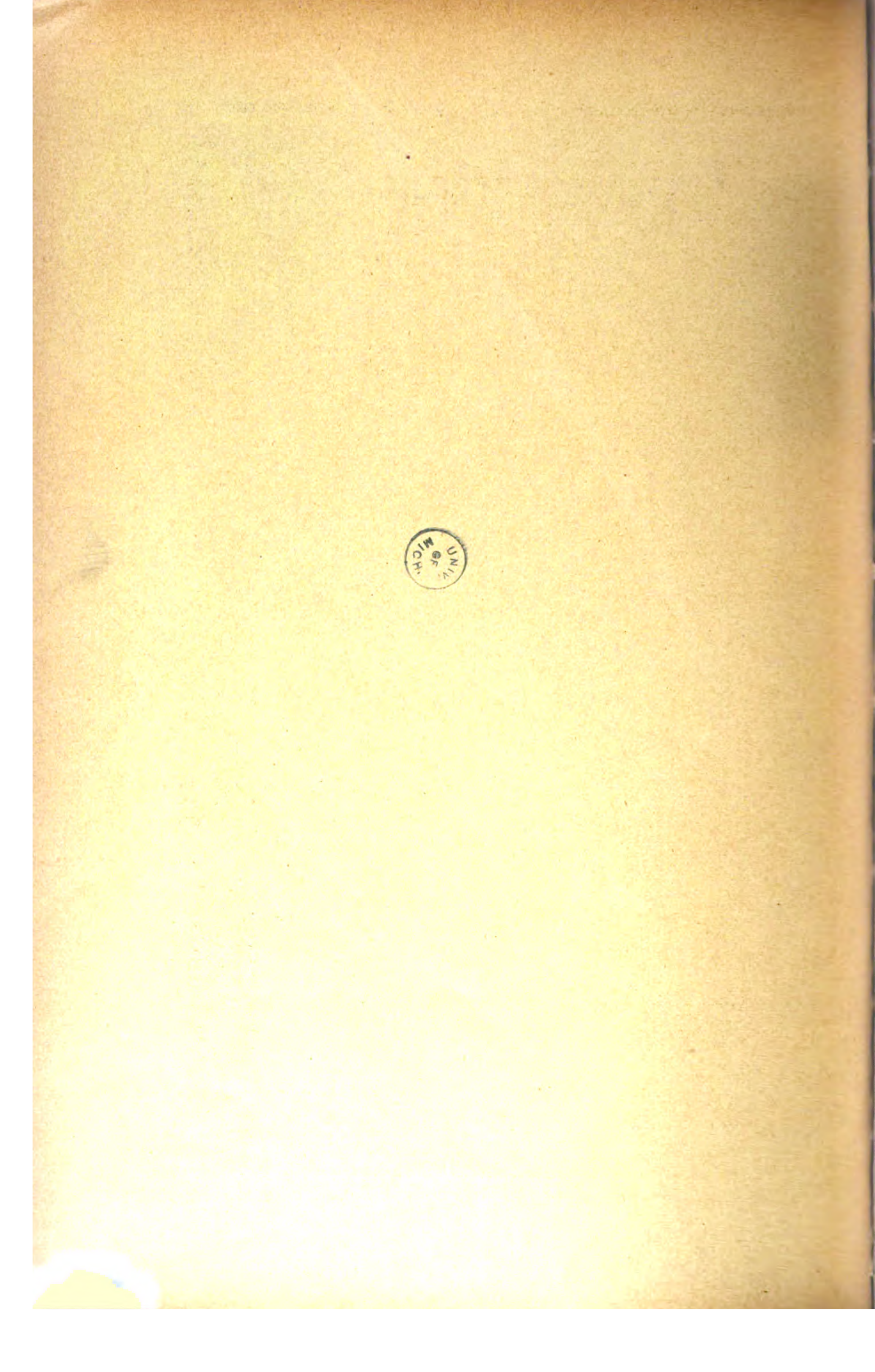
Alles Gerät muß zweckmäßig, hygienisch einwandfrei und leicht zu reinigen sein. Keine hohlen Räume, die nicht erreichbar sind, keine scharfen Ecken und Winkel, die nur mit besonders geformten Bürsten einigermaßen gesäubert werden können.

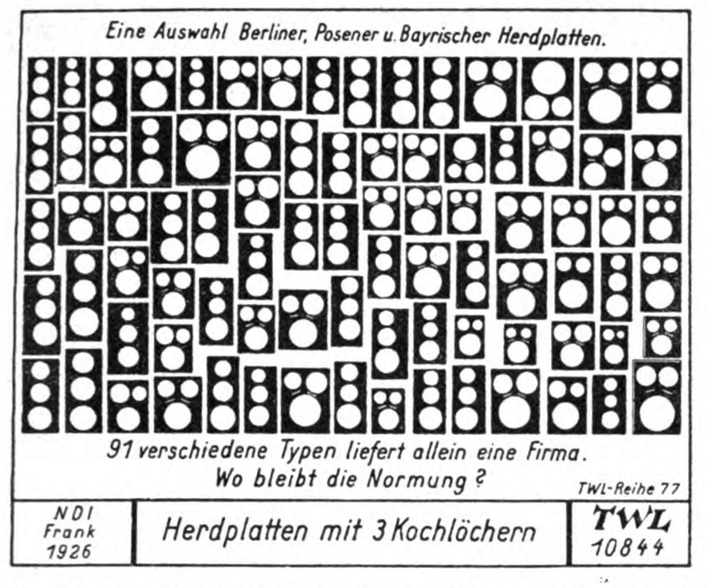
Zur Zweckmäßigkeit der Geräte gehört auch, daß man für fehlende Teile leicht Ersatz beschaffen kann. Leider ist die Vielfältigkeit unsrer Industrieerzeugnisse für die Hauswirtschaft so ungeheuer, daß darauf eigentlich nie mit Sicherheit gerechnet werden kann. Wieviel Einkochgläser und Deckel für Einkochgläser mögen wohl in den Haushaltungen herumstehen und herumliegen, weil sie nicht zueinander passen und weil passende Ersatzteile schwer oder gar nicht zu beschaffen sind! Es ist das ja eigentlich kein Wunder, wenn man bedenkt, daß es in Deutschland über achtzig verschiedene Größen und Formen von Gummiringen für Einkochgläser gibt, wo man sicher mit zwei, drei oder vier Größen von Glasdeckeln und dementsprechenden Gummiringen auskommen könnte. Würden dann alle Fabrikanten sich nach diesen Größen richten, so würden auch die kleinsten Küchengeschäfte diese wenigen Ersatzteile, die zu allen Gläsern passen, vorrätig halten können. Außerdem würden durch Verminderung der Sorten ganz erhebliche Ersparnisse in der Herstellung und Lagerhaltung bei Industrie und Handel erzielt werden. Glücklicherweise beraten Hausfrauen, Händler und Glaserzeuger bereits über die Normung der Einkochgläser, und die Abbildung





Theodor Georgi: Madonna





S. 456 zeigt, auf wie wenige Größen man sich dabei beschränken kann.

Wir sehen schon aus diesem Beispiel, wie eng die Frage der Wirtschaftlichkeit in der Küche verknüpft ist mit der Frage der Wirtschaftlichkeit in Industrie und Handel. Deshalb umfaßt der Fachnormenausschuß für Hauswirtschaft die Vertreter von Verbrauchern, Händlern und Erzeugern, will er doch die Normen so aufstellen, daß die Forderungen, die die Hausfrau an ihre Arbeitsmittel stellen muß, im Einklang mit den technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten der Herstellung und des Vertriebes sind, so daß die Vorteile der Normung nicht nur einer einzelnen Gruppe, sondern der gesamten Volkswirtschaft zugute kommen. Welche Reinigungsarbeit noch zu leisten ist, um in dem wilden Durcheinander und Nebeneinander Ordnung zu schaffen, zeigt die Abbildung S. 457. Wenn *eine* einzelne Fabrik so viele Formen von Herdplatten für ihre Kundschaft bereit halten muß, so läßt sich ungefähr abschätzen, wie viele Herdplattengrößen es im ganzen Deutschland gibt. Gewiß kann man mit dieser Auswahl jeden Wunsch des Käufers befriedigen; vernünftig wäre es aber, wenn man sich auf *wenige* Größen einigen könnte, so daß eine Herabsetzung der Unkosten in Industrie und Handel und damit eine Verbilligung des einzelnen Erzeugnisses möglich wird. Mit den Ofenringen ist es ähnlich. Manche Hausfrau wird wissen, daß es kaum jemals möglich ist, einen einzelnen Ring zu ersetzen, sondern daß man dann einen ganzen Satz neu kaufen muß, ebenfalls eine Verschwendung, die wir zum Wohle unsrer Volkswirtschaft vermeiden sollten. Die wirtschaftliche Bedeutung der Normung im Haushalt ist deshalb so besonders groß, weil auch die kleinsten Ersparnisse im Einzelhaushalt in den etwa zehn bis zwölf Millionen Haushaltbetrieben Deutschlands ganz gewaltige Summen ergeben. Vielleicht der größte Teil unsers Volkseinkommens geht durch die Hand der Hausfrauen, und ein großer Teil unsrer Gütererzeugung ist für den Haushalt bestimmt.

Zum Schluß noch der Hinweis, daß die Normung und Vereinfachung auch auf Gebieten, die dem Haushalt ähnlich sind, allmählich Platz greift, z. B. im Gastwirtsgewerbe, in Großküchenbetrieben und in den Krankenhäusern. Für die Normung im Krankenhause besteht ein besonderer Fachnormenausschuß, der sich um die Vereinheitlichung von Krankenhausmöbeln, Krankenpflegeartikeln, Eßtransport- und Küchengeschirr, Instrumenten usw. kümmert. Die Abbildung S. 455 zeigt, daß es möglich war, die verschiedenen Größen und Ausführungen von Betten, Nachttischen und Bettführern ganz erheblich zu verringern. Welche Ersparnisse die Normung bringen kann, verdeutlicht die Abbildung S. 457 unten: der Preisvergleich zwischen genormten und ungenormten Fenstern.

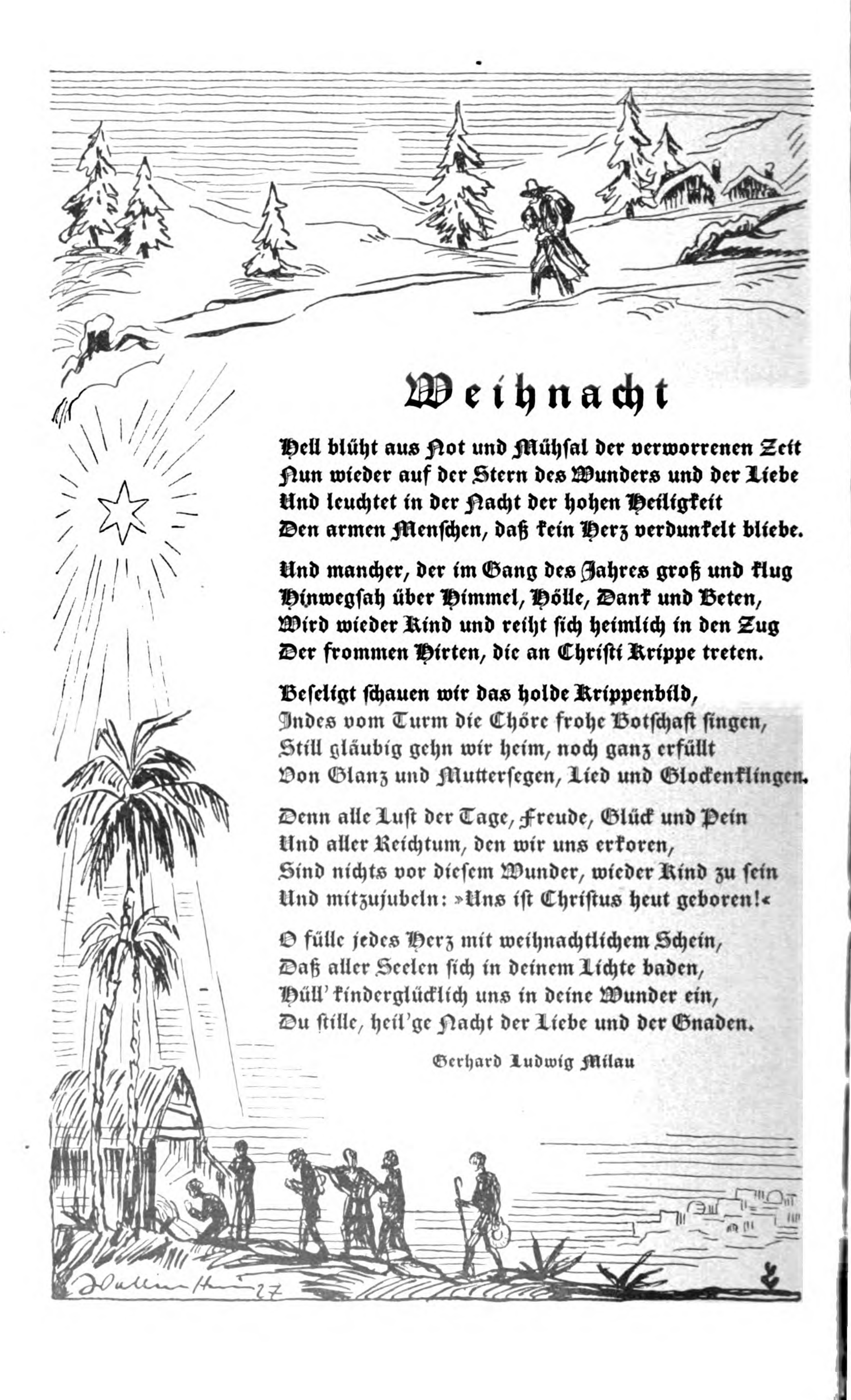
Normung verbilligt

Fenster und Türen

DIN

		Fenster DIN 282	Einfachfenster DIN 278	Doppelfenster DIN 279	Tür DIN 1140
Preis	nicht genormt	7,50 M	19,00 M	35,50 M	40,00 M
	für Normen	5,80 M	12,30 M	25,70 M	24,50 M
Ersparnis	in M	1,70 M	6,70 M	9,80 M	15,50 M
	in %	23%	35%	28%	39%

NDI 1926 | Verbilligung durch Normung Fenster und Türen | 126



Weihnacht

Hell blüht aus Not und Mühsal der verworrenen Zeit
Nun wieder auf der Stern des Wunders und der Liebe
Und leuchtet in der Nacht der hohen Heiligkeit
Den armen Menschen, daß kein Herz verdunkelt bliebe.

Und mancher, der im Gang des Jahres groß und klug
Hinwegsah über Himmel, Hölle, Dank und Beten,
Wird wieder Kind und reiht sich heimlich in den Zug
Der frommen Hirten, die an Christi Krippe treten.

Beseligt schauen wir das holde Krippenbild,
Indes vom Turm die Chöre frohe Botschaft singen,
Still gläubig gehn wir heim, noch ganz erfüllt
Von Glanz und Muttersegen, Lied und Glockenklingen.

Denn alle Lust der Tage, Freude, Glück und Pein
Und aller Reichtum, den wir uns erkoren,
Sind nichts vor diesem Wunder, wieder Kind zu sein
Und mitzujubeln: »Uns ist Christus heut geboren!«

O fülle jedes Herz mit weihnachtlichem Schein,
Daß aller Seelen sich in deinem Lichte baden,
Hüll' kinderglücklich uns in deine Wunder ein,
Du stille, heil'ge Nacht der Liebe und der Gnaden.

Gerhard Ludwig Milau

Literarische Rundschau

Aus dem Kreis der jungen rheinländischen Dichter, die im Heimatstreifen des halbbefreiten Grenzstroms unter besonderen Erlebnissen mit eignen Wünschen und eigner Art an den neuen Wegen zwischen Vergangenheit und Zukunft bauen, tritt Otto Brües zum erstenmal mit einem Roman hervor: »Jupp Brand« (Berlin, Bühnenvolksbundverlag; geb. 7 M.). Der dreißigjährige Kölner Dichter hat seinem Namen mit mancherlei kleineren Schriften, die das ihre taten, der Jugendbewegung Richtung und Inhalt zu geben, mit Dramen und Legendenspielen, Gedichten und Novellen bereits Klang erworben. Sein epischer Erstling wurde ein Entwicklungsroman, ein aus allen Gründen und Sünden der Zeit heraufgeführtes Bekenntnisbild, das zu wenig Selbstbeflissenheit spiegelt, um in Programme zu münden, und dessen Erkenntnisse zu herb sind, um jedermann gefällig einzugehen. Aus dem Zusammenbruch der vornovemberlichen Welt führt Brües seinen Helden durch die Wirrnis politischer, sozialer, ethischer, religiöser Probleme zu der gefestigten Eigenstellung des der Glanzlosigkeit des Alltags gewachsenen Menschen. Das Kriegserlebnis wird unter der Kraft zwingender, lebensnaher Gestaltung zum Menschheitserlebnis. Beladen mit Zweifeln, unstet im Glauben zieht Jupp Brand zur Heimatwanderung eines Jahres aus, um alle deutsche Schwere, Not und Erstarrung, Schwachheit und Heuchelei heutiger Lebensgestaltung in sich zur Härtung zu tragen und um erst auf der Schwelle seines Hauses endlich die Deutung der großen Zeit- und Gestaltwandlung zu erfahren. Brües ist es weniger um Antwort zu tun, als darum, die Fragen aus der Erstarrung, die Probleme aus der Formel zu lösen. Aber seine nüchterne Fragestellung schält das Wesentliche aus dem Schwall der Begriffe und Gefühle, ohne seinen Gestalten den Boden zu entziehen, ohne das Beispiel zu biegen, den epischen Fluß beliebig zu stauen oder abzulenken. Die Antwort wächst unter dem Ereignis, die Lösung unter dem Erleben. So bleibt das Buch, wenngleich es manchmal von der Schwere des Vorwurfs allzusehr belastet erscheint, dennoch Roman: ein in echtem dichterischem Schwunge gestaltetes Werk, dessen Strenge um so nötiger ist, als wir erst eben die ersten Schritte des neuen Anfangs hinter uns gebracht haben.

Und wiederum tritt ein neuer Dichter in unsern angeblich so ganz von Maschinenlärm erfüllten Tagen, wo Kraft scheinbar nur in Pferdestärken und Muskelspielen gewertet wird, auf den Plan. Hermann Eris Busse, durch einen kaum bekannten Band lyrisch versponnener Novellen und den Roman »Peter Brunnkant« in den Bereich moderner Literatur eingeführt, auch wohl hier und da neben Eugen Fischer, dem Anthropologen, als Leiter des »Landesvereins Badische Heimat« genannt, ist aus dem Alemannenkreise um Hermann Burte hervorgewachsen, aus der heimeligen Fruchtbarkeit des Markgräflerlandes, in die er auch seinen neuen Roman »Tulipan und die Frauen« hineinstellt (Berlin-Grunewald, Horen-Verlag; in Ganzleinen geb. 7,50 M.). Tulipan ist ein unrastiger, eigenwegiger, ein trotz aller empfindsamer Gescheitheit etwas hochfahrender Geselle, ein Dichter- und Musikantenblut, ein Arzt für Menschen und Tiere und ein Gärtner über Hänge und Buchten von Blumen, die sein Haus auf dem Berge über der Stadt umsäumen. Früh brach die Buntheit seines Wesens über ihn herein und trieb ihn durch alle Wunder der Ferne. Wohl wächst er, aber er wurzelt nicht. Drei Frauen bestimmen den Bogen seines Lebens: die erste bereitet ihm das erfüllende Mysterium seiner Jünglingssehnsucht, die zweite wird ihm zum Spiegel seines flatternden Ungestüms, die dritte endlich vollendet kraft- und schmerzvoll seine Wandlung zur ehelichen Zweisamkeit. Busses gestaltende Kraft kommt aus dem Quellgebiet der Lyrik, dem an aller Schönheit erglühenden, zu aller Größe hindrängenden Blut. Er meidet die Schatten, schwingt sich immer wieder in den Glanz der Herzen und Farben und bleibt trotz alles leuchtenden Schwunges, mit dem er seinen Reichtum über Landschaft, Menschen und ihre schicksälige Verflechtung schüttet, ein redlicher Wahrer inbrünstig empfangenen, episch ausgetragenen Gutes. O. A. E.

Frauenbücher, auch wenn man darunter, wie es hier geschieht, Bücher von und Bücher über Frauen versteht, haben bei aller mittlerweile erzielten Lebensgleichheit vor Männerbüchern etwas voraus, was überlegener Verstand, kühnerer Lebensmut, zähere Energie, und welche Männertugenden man sonst noch ausfindig machen will, vor dem Areopag der Leserschaft schwerlich einzuholen vermag: das ist die Gefühls-, um nicht zu sagen die Herzensnote, die hier die Musik macht. Zumal von Geschlecht zu Geschlecht, von Frau zu Frau — wir Männer verfügen nicht im entferntesten über die Geheimsprache, die für das Auge und Ohr einer Frau zwischen den Zeilen eines Frauenbuches, auch wenn es durchaus »männliche« Dinge enthält, aufgezeichnet steht. Dem, der in schneller Übersicht eine Kette von Frauenbüchern anzuzeigen hat, kommt das wohl zustatten. Denn dieser geheime Zauber der Verständigung erstreckt sich auch auf die Namen der Verfasserinnen und die Titel ihrer Bücher, so daß es oft nur weniger Worte der Erläuterung oder der Charakteristik

bedarf, um den aufmerksamen Leserinnen dieses Kurz- und Schnellberichts zu sagen, wo sie finden, was sie suchen. A bon entendeur demi-mot.

»Glanz und Elend berühmter Frauen« hat in einem Essaybande mit der ihm eignen Originalität der Auffassung und Sprache Franz Blei geschildert (Berlin, Ernst Rowohlt; geb. 6 M.). Originell wie seine Darstellung ist auch die Wahl der Modelle, die er für seine Porträtmalerei, mehr Pastelle und Aquarelle als Ölbilder, trifft: mit der Kaiserin Theodora von Byzanz und der heiligen Mechthild von Magdeburg beginnt er, mit Mata Hari, der Tänzerin, Kurtisane und Spionin des Weltkrieges, und Annette Kolb schließt er seine Galerie; dazwischen hangen Bildnisse oder doch Bildnisstudien von Ninon de Lenclos, Liselotte von der Pfalz, Christine von Schweden, der Camargo, der Marie Antoinette, der Dorothea von Kurland, der Lady Hamilton, der Georges Sand u. a., von denen uns die meisten neben dem literarischen auch im zeitgenössischen Konterfei aus Zeichner- oder Malerhand begegnen.

Nur eine im strengen, dynastischen Sinne »politische« Frau ist unter denen, die hier ihre Erinnerungen ausbreiten: die Prinzessin Louise von Coburg, geb. Prinzessin von Belgien, die »Sonne Belgiens«, wie sie in ihrer Kindheit vom Volke genannt wurde. Sie erzählt in einem (von Cissy Klastersky, ihrer Freundin, aus dem Französischen übersetzten) Memoirenbuch von den »Thronen, die sie stürzen sah« (Zürich und Leipzig, Amalthea-Verlag), aber mehr noch von dem Unglück, das ihr, dem Königskinde, zeit ihres Lebens widerfuhr. Man wird hier keine geschichtliche Objektivität erwarten; Memoirenschreiber haben das Recht, zu bekennen und zu verschweigen, was ihnen gefällt. Wäre dem nicht so, hätte sich wohl selbst die treue Freundin und Übersetzerin der Verfasserin bewogen gefühlt, »durch Hinzufügungen, Verbesserungen und Abänderungen den Charakter des Buches zu wandeln«.

Mit vielen Einzelfäden greifen in die politische und diplomatische Welt die »Tagebücher aus vier Weltteilen« hinüber, die Elisabeth von Heyking aus den Jahren 1886—1904 hinterlassen hat (Leipzig, Koehler & Amelang; in Ganzleinen geb. 12,50 M.). Die führenden Köpfe der deutschen und der ausländischen Politik in zwanglosem gesellschaftlichem Verkehr mit der Verfasserin der »Briefe, die ihn nicht erreichten« — diese Frau durfte getrost weniger klug und geistreich sein, als sie in Wirklichkeit war, und hätte immer noch das Gehör ihrer Mit- und Nachwelt, der weiblichen und der männlichen gehabt. War sie doch daneben auch die treue Mitarbeiterin ihres Mannes, jahrelang getrennt von ihren Kindern, einem ungesunden Klima, hämischen Intrigen und schweren, die Existenz erschütternden Vermögensverlusten ausgesetzt, bis es ihr beschieden wurde, durch ihren großen schriftstellerischen Erfolg auch ihrem Manne den Weg zu ebnen. Frau Grete Litzmann, die vertraute Freundin der Verfasserin, hat gut daran getan, die Tagebücher nicht einer tiefergreifenden Bearbeitung zu unterziehen; die Wahrhaftigkeit und Unmittelbarkeit der Niederschriften hätte darunter nur gelitten.

Den ehemaligen russischen Ostseeprovinzen verdanken wir die Erinnerungsbücher zweier noch ganz dem Zauber der alten Zeit und den Traditionen ihrer Familien hingegebenen Frauen: Helene Hoerschelmann erzählt in dem Buche »Versunkenes« aus Alt-Livland und Alt-Rußland (geb. 4,80 M.), Mia Munier-Wroblewska unter dem Titel »Märzhoffen« (1. Band der Erinnerungsreihe »Unter dem wechselnden Mond«; geb. 5 M.) vom Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts, dessen Geschicke mit dem Weltgeschehen der letzten 200 Jahre, Russifizierung, Kämpfen gegen das Russentum und die griechisch-katholische Kirche, lettischer Revolution, Weltkrieg und Bolschewismus, eng verflochten waren. Über beiden Büchern (Heilbronn, Eugen Salzer) liegt das breite, behagliche, gesättigte Leben der deutsch-russischen Welt, die Naturverbundenheit und Wachheit, aber auch die Schicksalsfülle dieser zwischen zwei feindliche Kulturen gestellten Menschen.

Aus Norddeutschland erhalten wir drei durch einen gemeinsamen Generalnenner der Lebensstimmung verbundene Bücher. »Zwanzig Blätter« nennen sich die Auszüge, die Heinrich Teweles aus dem »Tagebuche einer Frau«, d. h. der Annemarie Kiesewetter, darbietet, Aufzeichnungen, die am Vortage der Hochzeit, ahnungslos, was das Leben der klugen, verwöhnten einzigen Tochter aus wohlhabendem Bürgerhause an Erlebnissen und Empfindungen bringen werde, beginnen und sich, charakteristisch frauenhaft und deshalb so voller Allgemeingültigkeit, bis zum 80. Geburtstage der Heldin und Dulderin fortsetzen (Leipzig, Koehler & Amelang; in Ganzleinen geb. 5 M.). »Ein Weltkind Gottes« heißt das Buch, das Helene Matthies in seiner Nacherzählung aus Amalie Sievekings Werden und Werk gewonnen hat (Hamburg, Ernte-Verlag; in Leinen geb. 5,80 M.). Eine Fülle kleiner, anschaulich erzählter Episoden aus dem Leben dieser »Tabea des Nordens«, wie die hamburgische Menschenfreundin und Wohltäterin, Kunstfreundin und Schriftstellerin wohl genannt wurde, belebt die Darstellung, die es wagt, sich fast in freier Romanform zu geben; doch behält die Geschichte der inneren Entwicklung dieser eigenwüchsigen und starkgeistigen Persönlichkeit stets die Führung. Einer jüngeren Altersgenossin

Amalie Sievekings, Frau Emilie Wüstenfeld (gleich ihr eine Hamburger Bürgerin), gilt das Lebensbild, das Marie Kortmann, ihre Nichte, nach persönlichen Erinnerungen entworfen hat (Hamburg, Georg Westermann). Das Leben der hier Geschilderten reicht mit seiner Bedeutung weit über die Grenzen der Stadt und Gemeinde hinaus, der sie Bürgerin war, Bürgerin in dem alten gehaltvollen Sinne des Wortes, der gemeinnützige Tätigkeit, rege Teilnahme am öffentlichen Leben, Wohltätigkeitspflege und hier insbesondere Weiterbildung der Bewegungsfreiheit des weiblichen Geschlechtes in sich schließt. So viel die Zeit davon auch gewandelt hat, das Vorbild dieser Frau bleibt unzerstörbar in ihrem erzieherischen und sittlichen Werte.

Es wird nicht wundernehmen, daß in einem Abschnitt über Frauenbücher die über Dichterinnen und Dichterfreundinnen einen breiten Raum beanspruchen. Aber gerade sie müssen und können sich mit kurzer Kennzeichnung begnügen, da hier oft der bloße Name schon ein Programm bedeutet, das uns Schlüsse auf den Inhalt der Bücher gestattet. So wissen wir, daß es sich um ihre Beziehungen zu Lenau handelt, wenn Prof. Dr. Wolfgang Pauker, reg. Chorherr des Stiftes Klosterneuburg, von Nanette Wolf in Gmunden erzählt und sich dabei auf Dokumente stützt, die ihr Sohn Dr. Albert Böhm hinterlassen hat (mit vielen Bildnissen; Wien und Leipzig, Dr. Strohmer Verlag). — Auch zwei neue Bücher über Annette Freiin Droste zu Hülshoff bedürfen kaum der näheren Kennzeichnung: das eine, betitelt »Das Fürstenhäuschen der Dichterin« und mit bisher unveröffentlichten Familienbildern, Briefen und Urkunden von der Freifrau Maria Droste zu Hülshoff in Meersburg herausgegeben (Preis 2,50 M.), das andre eine freischöpferische Romandichtung von Helene Christaller, die unter dem Titel »Das Tagebuch der Annette« (Basel, Friedr. Reinhardt; geb. 4,40 M.) und auch in Tagebuchform mit psychologischem Feingefühl das Leben der Dichterin und ihr in der Freundschaft zu Levin Schücking gipfelndes Frauen-Schicksal darstellt. — Aus dem Nachlaß der starkgeistigen Fanny Lewald tritt, herausgegeben von Heinrich Spiero, erst jetzt ihr »Römisches Tagebuch« der Jahre 1845 und 1846 hervor (mit 8 Bildnistafeln; Leipzig, Klinkhardt & Biermann; geb. 6 M.). Hier finden wir den Liebesroman einer Dichterin aufgezeichnet, die in Rom als reife Frau die Tragik einer aussichtslosen Liebe zu dem Gelehrten Adolf Stahr erfährt, einem verheirateten, mit Kindern gesegneten Manne. Erst in späteren Jahren konnte die Sehnsucht jener römischen Tage Erfüllung finden; damals sind denn auch die Aufzeichnungen entstanden, die selbst zu veröffentlichen der Greisin nicht mehr beschieden war. So wird die Literaturgeschichte erst 38 Jahre nach ihrem Tode um dies wichtige Dokument ihres Lebens und Liebens bereichert. — Auch Hermione von Preuschens Memoiren erscheinen, unter dem durchaus bezeichnenden Titel »Der Roman meines Lebens«, erst beträchtlich nach ihrem Tode: ein ehrgeiziges, ruheloses, hochstrebendes, aber nicht mit der tatsächlichen Begabung dieser allzu Vielseitigen in Einklang gebrachtes Leben findet hier sein nicht minder bewegtes Spiegelbild (Berlin und Leipzig, K. F. Koehler). — »Erinnerungen einer Respektlosen«: auch das ist ein Titel voll glänzender Selbstkritik, wenn die Verfasserin dieses Lebensbuches Edith Gräfin Salburg heißt und so wie sie allzeit gegen das Hergebrachte und Opportune aufgebraust ist. (Leipzig, Hammer-Verlag.) Eine Deutschösterreicherin — von einer Konsequenz, Schärfe und Rücksichtslosigkeit, wie es keine zweite gibt. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte Bismarck 1866 ganze Arbeit gemacht und von Wien die deutschen Provinzen gefordert! »Denn gebieterisch ist uns Deutschen Österreichs der Weg nach dem großen Vaterland gewiesen. Wir müssen ihn gehen, unter Blut und Tränen.« Unter diesem Bekenntnis steht alles, was Gräfin Salburg uns aus ihrem Erleben und Erfahren in Oberösterreich zu sagen hat, ihrer engeren Heimat, wo sie unter stummen, nach innen zerwühlten Krisen, in flammenden Entrüstungen, aber einig mit dem geheimen Herzschlag eines preisgegebenen Volkes, aufgewachsen ist. Der Inhalt dieses Lebens scheint reich genug, um noch einen zweiten und dritten Band solcher Erinnerungen zu füllen.

Einer jüngst unter der wehmutvollen Trauer aller, die noch das Glück genossen haben, sie auf der Bühne zu sehen, von uns Gegangenen hat Julius Bab aus Zeugnissen ihres Lebens und ihrer Kunst das Gedenkbuch errichtet: der großen, unvergeßlichen Schauspielerin Agnes Sorma (Heidelberg, Nils Kampmann; geb. 7,50 M.). Da gehen wir nun am Stabe der Erinnerungen und Schilderungen ihrer Zeit- und Kunstgenossen noch einmal die Wege ihres Lebens und ihrer Kunst; vornehme und edle Namen sind's, die für sie zeugen: Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Luise Dumont, Thomas Mann, Friedrich Kayßler, Ernst Heilborn u. v. a. In den verschiedensten Reflexen wird das Licht ihrer Kunst, der Zauber ihrer Persönlichkeit zurückgeworfen, überall aber ist Liebe, Beglückung, Beseligung. Viele gute Bildnisaufnahmen aus ihrem bürgerlichen und künstlerischen Leben begleiten die Texte.

Wir wissen und erinnern uns nicht gerade mit Wohlgefallen daran: um die Frauen, die im

Leben und Dichten von Hermann Löns eine Rolle gespielt haben, ist viel gestritten und gehadert worden. Jetzt sucht Carl Kahle zusammenzufassen und kritisch zu durchleuchten, was über das Thema »Hermann Löns und die Frauen« zu sagen ist, und Amélie Dilzer zeichnet in Elisabet Löns, des Dichters »erster, liebster und treuester Frau«, ein Frauenschicksal, das groß war im Schweigen, Dulden und Entsagen. (Beide Bücher bei Wilh. Köhler, Minden i. W.)

Der Anteil, den das Ausland an diesem Abschnitt gewinnt, ist bescheiden; die Zollschranken der geistigen und seelischen Interessen scheinen auf diesem Gebiet nur Bücher durchzulassen, die ganz eigne, nur außerhalb unsrer Kultur- und Gefühlsgrenze gedeihende Frauentypen von internationaler Bedeutung oder von Weltruf schildern. Das gilt jedenfalls von den drei Büchern, mit denen dieser Rundblick geschlossen werden soll, einem französischen, einem russischen, einem englisch-amerikanischen Frauenleben.

Das Lebensbild, das Stefan Zweig von der unglücklichen französischen Dichterin Marceline Desbordes-Valmore (1786 bis 1859) entworfen hat, um uns gleich auch reichliche und formschöne Übersetzungen ihrer Gedichte und Briefe (von Gisela Etzel-Kühn und Frieder. Maria Zweig) zu geben (Leipzig, Insel-Verlag; mit vier Lichtdrucktafeln), hat schon vor einigen Jahren bei uns angeklopft. Damals aber, wie sich jetzt zeigt, in unzulänglicher Gestalt, insofern wichtige Teile der Briefe und des Lebensschicksals noch fehlten. Jetzt ist diese Lücke ausgefüllt, und eine einzige unlösbare Einheit zwischen biographischer Einleitung, den Briefen und den Gedichten, also auch eine geschlossene künstlerische Gestaltung des Buches, ist hergestellt worden.

Sonja Kowalesky, die geniale russische Mathematikerin (geb. 1850 in Moskau, gest. 1891 in Stockholm), ist weltbekannt; schon gleich nach ihrem Tode erschien die erste Biographie dieser auch auf schöngeistigem Gebiete hervorragenden Frau. Jetzt hat Klara Hofer, bekannt namentlich durch ihr tiefdringendes, freischöpferisches Hebbelbuch, ihre Geschichte in Romanform geschrieben (Stuttgart, Cotta; in Ganzleinen gebunden 6,50 M.). Denn nur so war vielleicht neben der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Frau auch ihr Seelisches zu voller Entfaltung zu bringen. Liegt doch das Schicksal Sonjas und ihrer Schwestern nicht zuletzt darin beschlossen, daß sie keine bloßen Gehirnweiber waren, sondern unter dem Panzer geistiger Energie und Schöpferkraft das zarte Herz und die leichtverletzliche Empfindlichkeit der weiblichen Natur trugen. Diese »edelgeborene Befremdetheit in den Dingen kleinlicher Klugheit«, wie Schopenhauer sich ausdrückt, das seelische Glück, das sie einem Manne zu geben vermögen, aber auch die Konflikte, die ihre innere Vornehmheit mit Welt und Alltag zu bestehen hat, Klara Hofer hat dies und andres tief in der Frauenseele Verankertes mit seherischer und dichterischer Kraft zu gestalten verstanden.

Wer Helen Keller ist, wie diese Blinde, Taube und Stumme sich mit Hilfe einer aufopferungsvollen, gottbegnadeten Lehrerin dem Schicksal zum Trotz mit Heldenmut zu einer geistigen Intelligenz und Persönlichkeit emporarbeitete, braucht den Lesern schwerlich ins Gedächtnis gerufen zu werden. Sie selbst hat die Geschichte ihres Lebens geschrieben, und von diesem Buche, das bisher, seiner Bedeutung wenig entsprechend, nicht ganz leicht zugänglich war, hat der Verlag von Rob. Lutz in Stuttgart, dem das Verdienst gebührt, Helen Keller und das erhabene Beispiel ihres stillen Heldentums zuerst in Deutschland bekannt gemacht zu haben, neuerdings eine billige Volksausgabe (in Ganzleinen geb. 4 M.) herausgebracht. So ist vielleicht jetzt erst die volle sittlich-erzieherische, jedenfalls eine erneuerte und erweiterte Wirkung dieser erhebenden Leidens- und Siegesgeschichte zu erwarten.

Sportbücher sind praktische Bücher und halten sich deshalb gern ans Greifbare und Besondere, das unmittelbar zu packen, unmittelbar zu nutzen ist. Um so auffallender und bemerkenswerter erscheint in dieser Gesellschaft ein Buch, das weit ausgreift und sein Thema möglichst tief zu den Wurzeln ästhetischer, hygienischer und philosophischer Zusammenhänge zu verfolgen trachtet. Gemeint ist Siegfried Eberhardts Buch »Der Körper in Form und in Hemmung (mit 57 Abbildungen; München, C. H. Beck; geb. 13,50 M.). Denn was dem Verfasser vorschwebt, ist nichts Geringeres als: das Problem des Erfolges im Leben zu ergründen. Von der Disposition des Körpers ist das Gelingen jeder Leistung abhängig; jeder Sportsmann weiß, was es heißt, »in Form sein«, und kennt dieselbe Tragik, die das Künstlerleben bedroht, das »Aus-der-Form-kommen«, das Versagen der Leistungsfähigkeit. Nun hören wir hier die frohe Botschaft: die »Hemmung«, die quälende und verzerrende Störung, die sich zwischen den Impuls und seinen Ausdruck schiebt, wird überwindbar; die mühelose Leichtigkeit und Sicherheit des Ausdrucks und Könnens, bisher nur flüchtiges Eigentum in glücklichen Momenten, wird faßbare Lebenswirklichkeit. Damit ist für alle, denen der Körper unentbehrliches Ausdrucksmittel ist, die Voraussetzung für eine freie Beherrschung des Ausdrucks gegeben. Für die Schule, für Musik, Theater, Film, Tanz, Sport, Leibesübung ergibt sich am unmittelbarsten die Bedeutung der Eberhardtschen Entdeckung und Lehre, die ihre Bestätigung in dem

Beispiel der großen »Täter des Lebens« sucht, in Cäsar, Napoleon und Friedrich dem Großen. Aber auch andre Berufe werden sie förderlich finden.

Mit solchem Werke an allgemeiner und grundsätzlicher Bedeutung verglichen zu werden, macht auf diesem Literaturfelde wohl nur ein Buch Anspruch: das ist »Das hohe Lied vom Atem« von Dr. med. Johannes Ludw. Schmitt (München, Dom-Verlag M. Seitz & Co.; geb. 12 M.). Leider aber ist es sehr ungleichartig und deshalb nicht in jedermanns Hand ein taugliches Instrument. Was es sich an praktischer Lebens- und Gesundheitsweisheit aus dem alten Indien holt, ist meistens einleuchtend und unanfechtbar; die grundsätzlichen, uneingeschränkten Anwendungen und Übertragungen dieser den Willen, die Tat und den Zweck ausschaltenden Weisheit aber auf unsre europäischen Verhältnisse bedürfen der vorsichtigsten, unterscheidendsten Kritik, sollen sie nicht gefährlich werden. Denn der Begriff »Atem«, wie ihn Schmitt in enger Anlehnung an die indische Jogolehre auffaßt, deckt sich fast mit dem Begriff der völligen Passivität, des Nichtwiderstrebens, des Gehenlassens und Gewährens, des Sichhingebens und Sichverlierens. Diese Lebenstheorie wird in einer hochtönenden, auf den Stelzen selbstbewußter Unfehlbarkeit einherschreitenden Sprache vorgetragen, die junge unerfahrene Leser ohne gefestigte Kritik leicht verwirren und irreleiten könnte. Wer aber kritisch zu lesen versteht, der wird diesem Buche, das auf einem wahrhaft »lebenserhaltenden Prinzipe« fußt, mancherlei Anregungen zu danken haben.

Ungefährlicher und praktikabler sind die Einzeldarstellungen auf dem weiten Felde der Sport- und Leibesübungen. Wir heben einige der zuverlässigsten, wichtigsten und allgemeinverständlichsten heraus.

Kindersport. Körperübungen für das frühe Kindesalter. Von Major a. D. Detleff Neumann-Neurode. Mit Vorwort eingeführt von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Heubner und Prof. Dr. Klapp (5. Auflage; Leipzig, Quelle & Meyer). — Eine Art Fortsetzung zur Säuglingsgymnastik desselben Verfassers. Hier zeigt er an zahlreichen photographischen Abbildungen die Übungen, die er im Turnunterricht des Kindes (1—6 Jahre) für am meisten geeignet hält. Die Auswahl der Übungen ist dem kindlichen Körper mit großer Vorsicht angepaßt.

Kinderturnen im Hause. Richtlinien und Anleitung zur körperlichen Erziehung der Kinder für Eltern, Lehrer und Erzieher. Von Diplom-Turn- und Sportlehrer F. Strube (Leipzig, Quelle & Meyer). — Das Neuartige an der Strubeschen Methode ist, daß sie eine körperliche Erziehung finden will, die den Neigungen der Kinder entspricht, sie begeistert und sie daher schon ganz früh zu Freunden der täglichen Leibesübungen macht. Geräte sind außer Tischen und Stühlen fast keine notwendig; als Übungsraum kann jedes Zimmer dienen. Die Abbildungen ermöglichen es jedem Laien, die Übungen mit seinen Kindern durchzuführen.

Das Buch vom Tennis. Von Oskar Kreuzer (2. Auflage mit 33 Abbildungen; Leipzig, B. G. Teubner). — Mit knapper Sachlichkeit sind besonders Technik und Taktik des Tennis dargestellt, so willig auch anerkannt wird, daß Tennis als durchaus individuelles Spiel den Zwang von Regeln und Gesetzen kaum verträgt. Das Bildermaterial, gewonnen aus Augenblicksaufnahmen und Filmen, dient rein sachlichen Zwecken; neu ist die Wiedergabe eines Schlages in all seinen Phasen, vom Anfang der Körperbewegung bis zum Ende des Schwunges. Das Buch will zunächst dem Anfänger die erste Hilfe bieten, wendet sich aber auch an den erfahrenen Spieler, der von einem der Pariser Weltmeister — das war Kreuzer im Jahre 1912 — gewiß gern lernen wird. Eine Geschichte des Tennis-Sportes von Dr. Hans O. Simon geht dem Lehr- und Anleitungsteile voraus.

Dieser anerkannte Meister hat für den Verlag Westermann eine Einführung ins Tennis geschrieben (mit 16 Abbildungen). Er beginnt mit einer Geschichte des Spiels, deutet und kritisiert die Spielsprache, beschreibt den Platz und sein Zubehör, die Ausrüstung und Kleidung, erörtert die Regeln, das Lehren und Lernen, die Technik, Taktik, Psychologie, Ethik und Organisation des Tennis und wirft einen Blick in die Zukunft des Tennissports, in dem er ein gutes Stück deutscher Jugendpflege und Jugenderziehung erblickt.

Weiter sind in »Westermanns Sportbücherei« ähnlich angelegte Bücher über Handball und Faustball, über Schlagball und Schleuderball (von W. Braungardt. Spielwart der Deutschen Turnerschaft), über Rudern und Paddeln (von R. Rauscher und O. Protzen), über Bootsegeln (von Georg Belitz), über Wassersport und Gesundheit (von Dr. med. Engwer), über Schneeschuhlauf (von J. Allemann), über Sport- und Verkehrsfliegerei (von Rich. Hofmann und Fritz Wittekind) und über Leichtathletik (Lauf, Sprung, Wurf), ihre Technik und Methodik von Willy Steinhof erschienen. Alle diese Bücher sind für den Anfänger, aber auch für den schon geübten Sportsmann gedacht und berechnet.

Eine Sonderstellung in dieser Sammlung nimmt die (fürs Fußballspiel bestimmte) Schiedsrichter-Fibel von Georg P. Blaschke ein (Braunschweig, Georg Westermann; 1?4 S. mit vielen Abbildungen und Skizzen; kart. 3.40 M.). Natürlich geht sie zunächst und vor allem den Schiedsrichter selbst an,

aber auch den Mitgliedern der Sportbehörden, ja jedem einzelnen Spieler wird es von Nutzen sein, darin buchstabieren zu lernen. Der Verfasser kommt aus der Praxis, weiß also, wo der Schuh drückt, aber auch, wo Barthel den Most holt. Schiedsrichter von Ruf, wie Eymers-Holland, Retschury-Wien und Paetow-Hamburg, haben Aufsätze beigesteuert, in denen ihre praktischen Erfahrungen niedergelegt sind.

All diese Sportarten, Sportübungen und Sportvorbereitungen spielen sich auf dem Lande oder im Wasser ab. Wo bleibt die Luft, das königlichste der Elemente? Nun, ein Werk der Art wenigstens ist da, das auch den Laien, ja selbst die Jugend beschäftigen darf. Dieses Buch, sagt Prof. Hugo Junkers von ihm, nämlich dem »19 PS-Flug über die Alpen« von Dr.-Ing. W. v. Langsdorff (Frankfurt a. M., H. Bechhold; geb. 5,40 M.), zeigt, daß nicht bloß Maschinenkraft und technische Leistung geeignet sind, elementare Schwierigkeiten zu überwinden. Nein, »erst da, wo der Geist und ein starker Wille den Menschen beseelen, werden Leistungen vollbracht, die unsre Bewunderung erregen. Nicht die Maschine, sondern der Mensch soll herrschen.« Dieser Flug über die Alpen war einzigartig, auch in seinen Erlebnissen: wie die steilen Felswände ansteigen und versinken, mit Zerschellen drohen und wieder entweichen, wie Wolken von oben und Schneefelder von unten sich verbinden und doch zuletzt der Mensch sich sieghaft über alles zur Sonne erhebt, das wird uns mit Hilfe vieler guter Aufnahmen hinreißend geschildert. F. D.

Verschiedenes

Rolf Schierenbergs Grenzlandbuch: »Die Memelfrage als Randstaatenproblem« (Berlin, Kurt Vowinckel), dessen Inhalt sich mit dem in diesem Hefte veröffentlichten Aufsatz desselben Verfassers berührt, erhebt sich weit über die Ebene der gewöhnlichen fachwissenschaftlichen Arbeiten, da es nicht nur aus einer großen Liebe zum Deutschtum, sondern auch aus innerstem Verständnis für die politische Problematik der östlichen Randstaatenzone geschrieben ist. Indem Schierenberg das Memelproblem behandelt, behandelt er das Problem Litauen in seiner für die ganze deutsche Ostpolitik maßgeblichen Bedeutung. Er zeigt, wie die deutsche Kolonisationsbewegung des Mittelalters an Litauen gescheitert ist, wie dieses Scheitern zur Folge hatte, daß die baltischen Provinzen nur eine deutsche Oberschicht erhielten und diese darum den Stürmen der Agrarrevolution erlag. Der Hauptteil des Buches, das auch ein eingehendes wirtschaftsgeographisches Kapitel enthält, beschäftigt sich mit der Entwicklung des Memelproblems nach dem Weltkriege. Der Abschnitt über die Zusammenhänge dieses Problems mit der Wilnafrage ist hervorzuheben. Die Arbeit schließt mit einer geopolitischen Studie über die deutsche Ostgrenze in ihrem polnisch-litauischen Abschnitt. Ein Dokumentenanhang, der die wichtigsten Noten und Vortragstexte enthält, bereichert neben gutem Kartenmaterial das Werk. Keiner, der sich über die Randzone orientieren will, wird gleichgültig daran vorbeigehen können.

Zwischen der »wissenschaftlichen« und der »künstlerisch expressionistischen« Seite der Geographie — denn beide Seiten werden von vielen Fachkundigen, erst recht aber von den Laienlesern als extrem empfunden — sucht die Erdbeschreibung und Länderkunde neuerdings einen Weg, der sie wieder volkstümlich und ihre Handbücher zu Hausbüchern machen könnte. Dr. Walter Gerbing, der Herausgeber des Werkes »Das Erdbild der Gegenwart« (Leipzig, List & von Bressensdorf), glaubt diesen Weg gefunden zu haben. Das Ziel seines Werkes: es soll von jedermann mit Genuß und Verständnis gelesen werden können, es soll weder lehrhaft noch gelehrt wirken, aber es soll in einer möglichst vollendeten Darstellung und mit Hilfe gut ausgewählter Bilder, Kärtchen und Zeichnungen auch beim Leser wieder einen richtigen Begriff, besser: ein Bild, eine innere Anschauung vom Wesen dieser Länder erzeugen. Es war gewiß nicht leicht, für dieses Ziel die geeigneten landeskundigen und literarisch begabten Mitarbeiter, meist deutsche Hochschulgeographen, zu finden. Aber es ist gelungen, und jetzt liegt der erste Band dieses Werkes »Die Länder Europas« (900 Seiten mit 173 Textkarten, 104 Tafeln in Doppeltondruck und 15 Kunstbeilagen) in einer achtunggebietenden und zugleich anreizenden Form vor, die selbstverständlich alle Seiten des weiten Begriffs »Geographie« umfaßt, also auch Religion, Wirtschaft, Industrie, Verkehr, Handel, Staatenbildung und geistige Kultur.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Weihnachtsbücher für Freunde schöner Literatur

Die Geschichte des Richters von Orb
Von Leo Weismantel. In Leinwand 3 M.

Die vielen Kenner Weismantelscher Kunst werden überrascht sein, wenn der „Richter von Orb" zu ihnen kommt. Schicksal und Landschaft haben ihm wohl manche typischen Züge eingeprägt, aber die Art, wie die Gestalten dieses Buches aus den mystischen Schatten der Spinnstuben herauswachsen und die überpersönlichen Kräfte von Recht und Religion wirksam werden, das ist etwas ganz Eigenes. Ein wahres Buch, voll Kraft und innerer Spannung. Ein Volksbuch im besten Sinne.

Johann Peter Hebel:
Gedichte, Geschichten, Briefe
Herausgegeben von Dr. Philipp Witkop. Mit alemannischem Wörterbuch und Bemerkungen zur alemannischen Mundart von Dr. Adolf Sütterlin u. Bildern von Ludwig Richter. In Halblwd. 5 M.

Kein anderer deutscher Dichter ist so ursprünglich aus der Natur- und Volksgemeinschaft hervorgewachsen wie Hebel. Er verdient als größter Volksschriftsteller Deutschlands bezeichnet zu werden. Diese Ausgabe enthält sämtliche Gedichte in alemannischer Mundart, eine Auswahl aus den klassischen hochdeutschen Erzählungen und aus seinen gemütstiefen Briefen.

Die von Sneckenström
Roman. Von Marika Stjernstedt. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. In Leinwand M. 5,20

Das tragische Geschick einer katholischen Familie im protestantischen Lande. Der Roman packt durch seinen herben religiösen Ernst, gibt eine feine Darstellung katholischer Geistesart und wird gerade für den Deutschen interessant durch die ausgezeichnete Schilderung von schwedischen, besonders katholisch-schwedischen Verhältnissen. Ein literarisch wertvolles, weltanschaulich überzeugendes und packendes Buch, als Kunstwerk so hochstehend, daß es auch den Leser, der sich dem Katholischen gegenüber ablehnend verhält, anziehen wird.

Unsichtbare Straße
Roman. Von Marie Eugenie delle Grazie. 3. und 4. Tausend. In Leinwand M. 6,40

Eine schier unendliche Fülle von Gestalten tritt in den Kreis der Handlung, Typen der Frömmigkeit und der Verworfenheit, Gelehrsamkeit und naives Menschentum, hochkultivierter Adel und dumpfschwelendes Proletariat, empfindsame Nonnen und rohe Soldaten, das Evangelium der Liebe und des Hasses — all das klingt zu einer großartigen Symphonie zusammen und steht wie das volle, bunte Leben an der unsichtbaren Straße, in die befreiend und erlösend ewiges Licht einströmt.

Chronika, wie das liebe Jesuskind im Glatzer Lande geboren wurde
Erzählung von Paul Reinelt. In Lwd. M. 2,60

Das Christkind wird in der Glatzer Grafschaft geboren. Reinelt hat es sich in den Kopf gesetzt. Er spinnt den Faden des Heliand weiter. Glatz wird Jerusalem. Das Geheimnis der Geburt vollzieht sich in einer Scheuer bei dem Wallfahrtsort Wartha. Himmelschreiende Anachronismen; treuherzige Schilderung der Glatzer Bergbewohner in den Gestalten Maria und Joseph; der Zauber der Heiligen Nacht anschaulich auf heimischen, deutschen Boden übertragen: das ist das Buch. Es verdient, in seiner Innigkeit ein richtiges, liebes Volksbuch zu werden.

Peter Zwiesewind
Ein Dorfroman. Von A. Höfer. In Lwd. M. 3,40

Wer kennt die „Stauden", ein Stück Erde am Laufe der Wertach im bayrischen Schwaben? Dort gibt es offenbar recht interessante Kerle. Höfer kennt sie. Er hat sie ausstudiert, innen und außen, und stellt sie hin, daß wir sie sehen und hören und uns über die Köpfe und Querköpfe wundern oder freuen oder — ärgern. Höfer spricht einfach, klar, kräftig, zeichnet die bewegte, ereignisreiche Handlung und bringt das innere Erleben seiner Personen zum Mitschwingen in der Seele des Lesers.

Als Mutter noch lebte
Aus einer Kindheit. Von Peter Dörfler. 47. bis 52. Tausend. In Leinwand M. 4.20; Illustrierte Ausgabe mit 15 Farbenholzschnitten von Ruth Schaumann. Etwa 18 M.

Der Verfasser ist ein Plauderer, der wie so leicht kein zweiter in der Kinderseele zu lesen versteht. Mutterleid und Mutterliebe, Heimatliebe und Freude am ländlichen Schaffen, das sind vier Säulen, auf denen die ganze Schilderung aufgebaut ist. Die schlichtgewaltigen Erzählungen spiegeln im Sonnenstrahl echter Poesie ein funkelndes, herzgewinnendes Dichtergemüt wider.

Der Pfarrer zu Pferd
Erzählung von Franz Herwig. 16. bis 21. Tausend. In Leinwand M. 1,20

Diese kleine, plastisch gestaltete Erzählung wird nicht bloß die Herzen der Jungen mitreißen, die mit heißen Köpfen von der Romantik Amerikas träumen. Auch der reife Leser läßt das behaglich gezeichnete exotische Milieu, den leisen Humor, den Herwig nie verleugnet, mit Behagen auf sich wirken. Wie der junge Priester, der aufs Geratewohl in das unerforschte Amerika losdampft, inmitten der Farmen und Eingeborenen seine christliche Gemeinde zu schaffen weiß, das liest sich heute, da längst Industriestädte über jenem Farmerparadies aus der Erde gewachsen sind, besonders friedlich.

Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux
Novelle. Von Marie Eugenie delle Grazie. In Halbleinwand M. 3,80

Eine Episode aus dem Leben des großen Heiligen von Clairvaux — die Errettung eines vielfachen Mörders von Galgen und Rad durch Gewährung des Asyls — ist hier aufgegriffen und zu einer Handlung gestaltet, die faszinierend wie eine Vision abläuft. Das Prinzip des Guten und Bösen kämpft, ringt, mißt sich hier atemraubend spannend; bis das gütige Vertrauen des hl. Bernhard und die erschütternde Reue des Heimgefundenen in einem Wunder aufblühen, dessen Gewalt und Schönheit einzig dasteht.

Der Narrenbaum
Deutsche Schwänke aus vier Jahrhunderten. Gesammelt und sprachlich erneuert von Heinrich Mohr. 21. bis 26. Tausend. In Halbleinw. 3 M.

Wer die Wohltat des Lachens an sich erfahren will, der nehme dieses Buch zur Hand, das eine gute Auswahl aus den alten, unvergänglichen Schwanksammlungen bietet. Wie werden sie da vor unseren Augen lebendig, die lebensfrohen, heiteren, oft derben, nie aber böswilligen Fahrenden des ausgehenden Mittelalters, die Bürger und Bauern, wie zeigen sie sich in ihrem wahren Wesen. Diese Schwänke halten die richtige Mitte zwischen scheinheiligem Muckertum und frecher Ausgelassenheit.

Eine reiche Auswahl von Geschenkwerken enthält „Herders Bücherschatz 1928", der kostenlos erhältlich ist.

VERLAG HERDER / FREIBURG IM BREISGAU

Allerleirauh

Im Eichhornverlag (Lothar Kallenberg, Ludwigsburg) ist eine von Prof. C. Belschner herausgegebene zweibändige Sammlung schwäbischer Anekdoten unter dem Titel „Schwäbischer Geist“ erschienen (geb. je 3 M.). Wir glauben dieses Buch allen Freunden guten deutschen, zumal schwäbischen Humors nicht besser empfehlen zu können als durch die Mitteilung einiger freilich vorwiegend nach ihrer Kürze ausgewählter Probestücke:

Die Kapelle in Ulm

Ein Berliner kam einst nach Ulm. Er war vermutlich derselbe, der sich auf der Schynigen-Platte im Berner Oberland beim Anblick der hohen Häupter der Jungfrau und ihrer Nachbarn zu dem Ausruf verstiegen hatte: »Schöne Berge das! Aber wenn sie bei Berlin stünden, wären sie noch um ein jut Stück höher!« Als er sich dem Münster näherte, bemerkte er einen Schutzmann, und es juckte ihn, diesen zu reizen. »Männeken,« fragte er ihn, auf das Münster hindeutend, »was ist denn das für eine Kapelle da?« Den Schutzmann ärgerte diese unverschämte Frage. Aber er blieb sich doch der Pflicht der Höflichkeit gegen Fremde bewußt und erwiderte achselzuckend: »Das kann ich Ihnen im Augenblick nicht sagen; wisset Se, ih han nämlich g'rad au en Rausch.« Sprach's, wandte den Rücken und überließ es dem Frager, sich weiterhin auf berlinisch mit den Ulmer Sehenswürdigkeiten auseinanderzusetzen.

*

Nachbarliche Gesinnung

Als die »Hohenzollener Lande« durch Verzicht ihres Fürsten 1849 preußisch wurden, fuhr der Kommissar, der das Land in Besitz nehmen wollte, mit der Post nach Hechingen. Unterwegs will er die »Volksstimmung« erforschen, fragt also den Postillion, der aus dem eben preußisch gewordenen Hechingen ist: »Nun, Schwager, seid Ihr's zufrieden, jetzt Preuße zu sein?« — »O Herr,« antwortete der biedere Schwabe, »mir wär's eins, ob i zollerisch bin oder preußisch; aber dene sakrische Rottweiler, dene hätte mer's au gonnt, daß sie preußisch hätte werde müsse!«

*

Württembergische Preußenliebe vor 1866

Es war noch vor 1866. Da fragte eines Tags der Oberst eines württembergischen Regiments seinen Hauptmann: »Sind Sie mit Ihrem diesjährigen Ersatz (den neueintretenden Rekruten) zufrieden?« — »Kann's net loebe(n),« war die Antwort, »'s sind viel Plattfußete dabei, drei Kropfete, zehn Vorbestrafte, und — en Preiß hab' i auch!«

*

Vom Neuen

In den Tagen, da der neue Wein von der Kelter rinnt, wandelt abends ein »Wengertschütz« durch die Altstadt von Stuttgart. Er hatte, als sein Hüteramt zu Ende gegangen war, in einer Wirtschaft dem Genuß des Neuen, an dessen Dasein er sich ein besonderes Verdienst beimaß, mit einer Hingebung gehuldigt, die nicht ohne Wirkung geblieben war. Unsicheren, schwankenden Ganges wankte er seiner Behausung zu. Ein Herr ging hinter ihm seines Wegs. Der hörte, als sein Vorgänger plötzlich zu einer unfreiwilligen Entgleisung ausbog, die in schimpfendem Ton herausgestoßenen Worte: »Etz will mih der Lausbua he(n)schmeißa, den ih noh vor acht Täg ghüatet hau(n)!«

*

Was man um zehn Pfennig nicht kaufen kann

Prälat v. Weitbrecht hatte einst in einem Stuttgarter Straßenbahnwagen ein heiteres Erlebnis. Saß da eine junge Dame; an ihrer Seite hatte sich ein Leutnant niedergelassen, während auf ihrer andern Seite der Platz noch leer war. Als Gegenüber hatte sie ein Marktweib. Kurz vor der Abfahrt kommt, sehr dick, noch so eins herein, pflanzt sich äußerst ungezwungen auf den leeren Platz neben und zugleich ein wenig auf die junge Dame. Diese rückt näher gegen den Leutnant hin und wirft der neuen Nachbarin einen empörten Blick zu. Da sagt die ihr gegenübersitzende Frau: »Ja, Fräule, für zehn Pfennig könne Se net auf jedere Seit en Leitnant verlange.«

*

Falsche und doch richtige Übersetzung

Der Sohn des Dichters Schiller war württembergischer Oberförster, und wie jeder tüchtige Forstmann seiner Zeit trank er ab und zu einen und mehr Schoppen im Wirtshause. Seinen Sohn, den späteren Major von Schiller, hatte er zur Erlernung der lateinischen Sprache einem Präzeptor in Pension gegeben. Eines Tags kommt Vater Oberförster, um nach seinem Sohn zu sehen. Da wird nun vor der ganzen Klasse der junge Schiller examiniert, und er weiß seine lateinischen Vokabeln gut auswendig. Nur bei dem Wort silva (der Wald) bleibt er die Antwort schuldig. Um ihm darauf zu verhelfen, sagt der Präzeptor: »Das solltest doch gerade du wissen, Schiller, dein Vater ist ja den größten Teil des Tages dort.« — »Ach ja,« ruft der kleine Schiller vergnügt, »silva — das Wirtshaus!«

Mozart liebte das Billardspiel leidenschaftlich. Viele seiner Melodien entquollen seiner Phantasie, während das Auge dem Rollen der Kugel folgte. Einstmals beim Billardspiel hörte man ihn mehrmals »Hm, hm, hm, hm!« vor sich hinsummen. Als die Reihe an seinen Gegner kam und er Pause hatte, zog er ein Stückchen Papier aus der Tasche, warf einen raschen Blick darauf und spielte weiter, immer »Hm, hm, hm, hm!« vor sich hinträllernd. »Jetzt kommt und hört!« sagte er plötzlich zu seinen Freunden. — Es war das reizende Quintett im ersten Akt der »Zauberflöte«, das er während des Spiels komponiert hatte und das mit Papagenos »Hm, hm, hm, hm!« beginnt.

*

Als Rossini einst seinen »Barbier« dirigierte, blies der Oboist Brod stets Fis statt F. Rossini bot ihm eine Prise an und sagte dabei mit liebenswürdiger Miene: »Es ist mir lieber, wenn Sie hier F blasen. Ihr Fis ist ja auch sehr schön, aber wir werden Gelegenheit haben, es an einer andern Stelle noch besser verwenden zu können.«

*

Als der Dichter eines Chors Bruckner zum Vorwurf machen wollte, daß er die letzten Verse des Chors zu oft wiederholt habe, entfuhr Bruckner das berühmt gewordene Wort: »Was, wiederholt? Viechkerl, hätten S' mehr dicht't!«

*

Rubinstein charakterisierte einmal einen Pianisten mit folgenden Worten: »Er spielt Beethoven mit größter Geläufigkeit und Czerny mit vielem Gefühl.«

(Aus dem Bändchen „Musiker-Anekdoten", gesammelt von Hans Hollerop, Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.)

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

spektive von vier Weltteilen geschildert mit äußerster Sachlichkeit und Nüchternheit, aber mit weltmännischer Eleganz und geschichtsphilosophischer Vertiefung.

Ostwald, Hans: Der Urberliner in Witz, Humor und Anekdote. In Ballonln. 2 M. Berlin, Paul Franke.

Witz, Humor und Anekdoten des echten Berlinertums, als dessen Kenner der Herausgeber dieser ins Wesentliche und Kennzeichnende dringenden Sammlung bekannt ist. Seine Einleitungen der einzelnen Abschnitte zeichnen die zeit- und kulturgeschichtlichen Hintergründe. Der Bilderanhang wird dem Reichtum der Texte leider nicht gerecht.

Scharrelmann, Heinrich: Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit. Bd. IV. Mit Bildern von Ernst Kutzer. Gzln. 3 M. Braunschweig. Georg Westermann.

Kleine Geschichten für Kinder von 8 bis 12 Jahren, unmittelbar aus der Umgebung und der täglichen Erlebnisse des Kindes. Kein zweiter unter den Jugendschriftstellern von heute, der aus den Kieselsteinen des Alltags (mit denen das Kind doch umzugehen lernen muß) so viel Wunderbares und Zauberhaftes zu schlagen weiß.

Schiller, Herbert: Briefe an Cotta. Das Zeitalter der Restauration 1815—1832. In Ganzleinen geb. 14,50 M. Stuttgart, J. G. Cotta.

Im ersten Bande dieser Briefsammlung war es der Buchhändler, hier ist es mehr der Staatsmann Cotta, der als Berater, Anreger, Förderer und Kritiker der Zeit (der Restaurationsperiode) zur Geltung kommt. Neben dem Politischen kommen aber auch die ästhetischen und wissenschaftlichen Interessen zu Wort, aber Männern wie Wangenheim, Gagern, Varnhagen, Goetz u. a., auch Goethe, Jean Paul, Schelling, Fr. Schlegel, Just. Kerner usw.

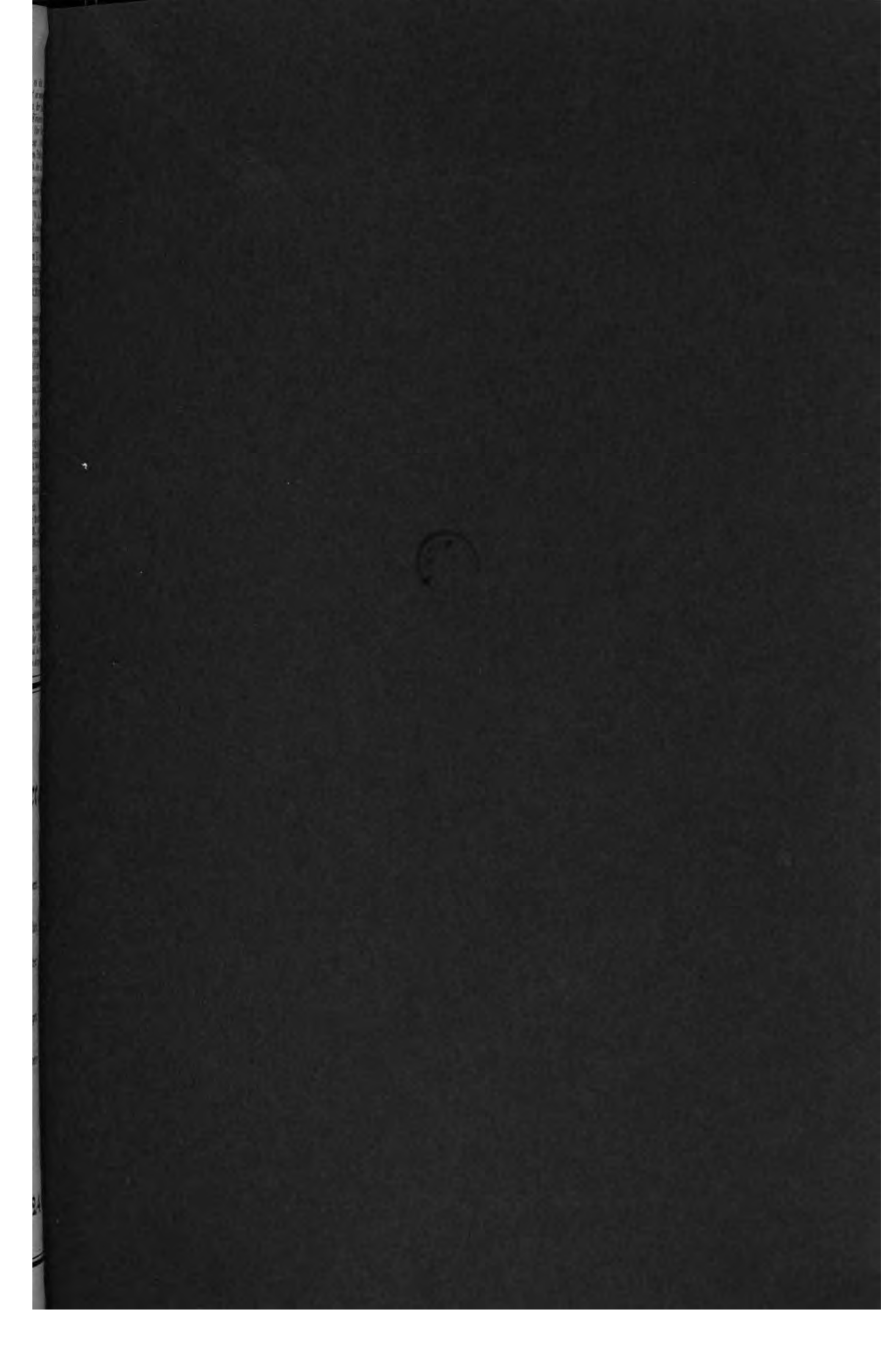
Stankoff, N. A.: Im Dienste des Kapitals. Erinnerungen eines russischen Ingenieurs. Brsch. 7 M., Lein. 9 M. München. Ernst Reinhardt.

Die Lebensgeschichte nicht eines einzelnen durch Begabung und Tatkraft ausgezeichneten Menschen, vielmehr das Leben der russischen Gesellschaft der letzten, der verhängnisvollen Revolution vorangehenden 20 Jahre. Von allen Deutschen ist der Ingenieur derjenige, der Rußland am besten kennen sollte.

Stuker, Dr. P.: Der Himmel im Bild, Ein astronomischer Bilderatlas. Geh. 4 M., geb. 6,50 M. Stuttgart. Franckhsche Verlagsbuchhandlung.

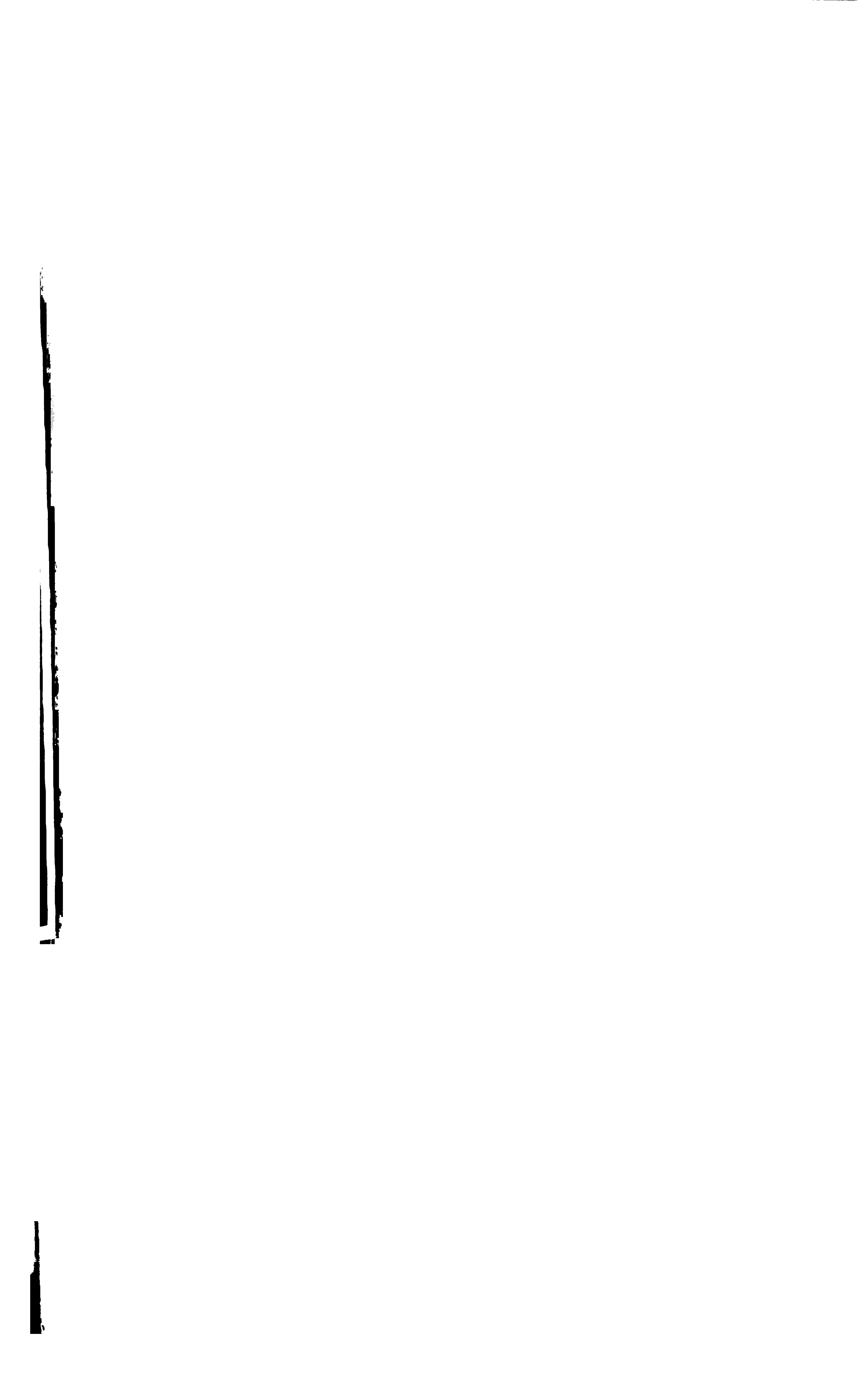
Tronnier, Richard: Vom Schaffen großer Komponisten. Brosch. 5 M., Leinen 6 M. Stuttgart, Carl Grüninger Nachf. Ernst Klett.

Lebensbilder Mozarts, Beethovens, Webers, Schuberts, Mendelssohns, Chopins, Schumanns, Wagners, Bruckners u. a., möglichst unmittelbar aus den Quellen, Briefen, Schriften, Aufzeichnungen der Meister selbst geschöpft und in leichtverständlicher Form dargestellt.





Hermann Graf: Page am Kamin





Der Mann auf dem Balkon

Roman von Carry Brachvogel

I

An diesem wolkigen Spätsommernachmittag hatten sich viele Menschen auf dem Bahnhof eingefunden, um Albrecht Seldneck zu sehen, der mit einem Nachmittagszug zurückkehren sollte. Die einen waren aus Neugier gekommen, die andern aus wirklichem und dankbarem Interesse — aber sehen wollten ihn alle.

Wer war dieser Mann, der solche Neugier und solches Interesse erregte? Eine große politische Persönlichkeit? Ein Filmstar? Oder ein Preisboxer, ein Meisterschaftsläufer, ein Kanalschwimmer?

Nichts von alledem war Doktor Albrecht Seldneck, sondern nur ein Großindustrieller, der als Sachverständiger an den zahlreichen Konferenzen teilnahm, die sich mit dem wichtigen wirtschaftlichen Streitobjekt zweier Staaten — den ertragreichen Markwaldtgruben — seit geraumer Zeit beschäftigten. So schwer die Zeit auch auf den Menschen lastete, so sehr fast jeder mit seinen eignen Sorgen zu tun hatte, so war die allgemeine Anteilnahme an diesem Wirtschaftsstreit doch ungewöhnlich groß, denn gleichviel welcher Partei man angehörte oder welcher Weltanschauung man huldigte — was Besitz oder Verlust dieser Gruben bedeutete, begriff auch der verbohrteste Parteigänger oder der himmelblaueste Idealist. Und eben weil jedermann für sie bangte, war die allgemeine Stimmung immer bedrückter geworden, je mehr Konferenzen sich mit dem Schicksal der Gruben beschäftigten.

Da war aber auf dieser jüngsten Konferenz etwas Merkwürdiges vorgegangen. Etwas Merkwürdiges und doch ganz Einfaches: ein Wort war gesprochen worden, ein einziges kleines Wort, das keineswegs ein Programm verriet und auch keins der Schaumgoldworte war, mit denen die Zänker aller Parteien für den Wahltag werben. Nüchtern und knapp war es auf den Konferenztisch niedergefallen, einmal, zweimal, dreimal. Eine feine Männerhand hatte sich dabei bekräftigend auf die Tischplatte gepreßt, als wolle sie unter ihrem Druck das gute Recht festhalten, das dies kleine Wort verkündete.

Nein hatte das Wort gelautet, mit dem der Sprecher — Doktor Albrecht Seldneck — die Ansprüche der Gegenseite zurückwies. Nein, nein, nein! Während er es sagte, hatte sich sein schmales Gesicht unter bereiftem Haar leicht gerötet — sonst konnte man ihm keine Erregung anmerken. Dennoch hatten alle Teilnehmer der Konferenz betroffen auf ihn geblickt, der bis zur Stunde unauffällig zwischen ihnen gesessen und der

nun mit dem einen leise und trocken gesprochenen Wort alle schmählichen Versuche der Rechtsbeugung durchschnitten und die Markwaldt-Gruben als unantastbaren Besitz des Reiches erklärt hatte.

Vom Konferenztisch lief das Erstaunen in die Welt hinaus. Die Presse aller Länder beschäftigte sich plötzlich mit dem unauffälligen Sachverständigen. Eins aber erschien betrüblich: man konnte gar nichts Persönliches, Menschliches, Allzumenschliches über ihn erfahren, und die findigen Reporter, die in dieser Hinsicht gern die Wißbegierde des Publikums gestillt hätten, waren ganz und gar auf die eigne Phantasie angewiesen.

Selbst seine Vaterstadt, die ihn jetzt eben erwartete, wußte kaum mehr von ihm, als daß er die weltumspannenden Unternehmungen leitete, die von seinem verstorbenen Vater, dem alten Geheimen Kommerzienrat Matthias Seldneck, ins Leben gerufen worden waren. Er galt ein wenig als Sonderling, der sich in der Öffentlichkeit nur so weit zeigte, wie seine geschäftlichen Angelegenheiten bedingten; und Leute, die ihn kannten, sagten, er sei just das Gegenteil des alten Matthias Seldneck, der, aus kleinen Anfängen mit dem Bismarck-Deutschland emporgestiegen, ein Kraftmensch gewesen sei. Der Sohn, hieß es, sei von ganz andrer Art, wenn auch nicht weniger tüchtig. Er hatte ja auch, trotz seines Ansehens und seines Reichtums, ein schweres Schicksal zu tragen, und sein gewaltiges Tagewerk hätte ihm, selbst wenn er gewollt, kaum Zeit gelassen, sich gaffenden Mitbürgern zu zeigen und billigen Gesprächsstoff zu liefern. Verging doch kaum eine Woche, in der er nicht durch ein Eiltelegramm abberufen wurde, und wenn er dann heimkam, lagen Korrespondenzen und Geschäfte hochgehäuft. Ein Ritt in früher Morgenstunde, ein da und dort der Arbeit abgestohlener Abend für ein Buch — das war Seldnecks ganze Erholung. Für mehr blieb kein Raum in diesem übervollen Leben.

So war es nicht verwunderlich, daß ihn seine Vaterstadt nur flüchtig kannte und sich ein wenig wunderte, daß er, der fast unsichtbar in ihrer Mitte lebte, sich als der Mann des »Nein!« geoffenbart hatte. Und eben weil sie ihn so wenig kannten und sich erst besinnen mußten, wie er aussah, waren sie wie auf Verabredung zum Bahnhof geströmt, der so ein ähnliches Bild bot wie ehedem beim Empfang von Fürstlichkeiten, wenn auch Flaggen, weiße Handschuhe und tiefe Feierlichkeit fehlten. Schwärzlich wimmelte es auf dem Bahnhofplatz und hinter der Sperre, ja sogar um die auf den Platz einmündenden Straßen herum, durch deren eine das Auto des Erwarteten an- und abfahren mußte.

Überall surrte Gespräch, tönte Lachen, mehrte sich die Menge, ohne daß ein Schutzmann nötig gehabt hätte, einzugreifen. Man hatte ja für eine kurze Weile die große Sorge der Zeit und die kleine des Tages abgetan und war nur gespannt, nichts als gespannt. Sie horchten hinaus in die Ferne, ob nicht fernes Räderrollen zu vernehmen wäre, und manch einem mochte Erinnerung an andre Tage durch den Sinn ziehen, da er hier harrend oder abschiednehmend gestanden ... Mobilmachung ... Lazarettzüge ... Heimkehr mit roten Fahnen ... Weit hinter ihnen schien dies alles schon zu liegen, weitab auch alles, was gefolgt war. Die Verheißung, die aus dem einen Wort erglänzte, überstrahlte alle Enttäuschung.

Ganz vorn an der Sperre stand der Diener Doktor Seldnecks, den das Monogramm auf den Silberknöpfen seiner schwarzen Livree verriet. Manch einer drängte sich an ihn heran, beguckte ihn neugierig, hätte gern ein Gespräch mit ihm angeknüpft. Unfern von ihm stand, von der Menge fest umkeilt, eine noch jugendliche Dame mit einem jünglinghaften Sohn, der vermutlich Schüler einer Oberklasse war. Er hatte ein frisches, aufgewecktes Gesicht, zu dem die Trauerbinde, die er am Ärmel seines Überrocks trug, nicht recht passen wollte. Die Dame hatte den Trauerschleier über den Hut zurückgeschlagen, so daß ihr Haar, das ebenso blond war wie das ihres Sohnes, leuchtend sichtbar wurde, und ihr angenehm-frauliches Gesicht unverhüllt lag. Es war noch schön in Farben und Rundung, schöner vielleicht in gewissem Sinn als in der Jugendzeit, da diese großen, hellen Augen und der leicht aufgeworfene Mund viel gelacht hatten. Heute lag in diesen Augen ein Ausdruck gläubiger Hingerissenheit, um den Mund aber zog zuweilen ein leises Beben, wie man es bei Menschen bemerken kann, die viel geheime Angst in sich verschließen müssen. Im rechten Arm der Dame ruhte ein Strauß roter Feuerlilien, die der Sohn mit mehrfachem Versuch ihr

abnehmen wollte. Sie aber wehrte ihm lächelnd. »Du hast keine Hände für Blumen! Wenn ich sie dir anvertrauen wollte, käme ich zu Großvater mit leeren Stengeln.«

»Ich bin doch kein kleines Kind mehr!«

»Schlimmer als ein kleines Kind! Großvater hat danach verlangt, weil Großmutter sie so sehr geliebt hat. Ich hätte mich mit den Blumen gar nicht in dies Gebränge wagen sollen! Aber du, Bengel, hast mir ja keine Ruhe gelassen.« Tiefe Zärtlichkeit sprach aus ihren Worten, und ihr Gesicht sah jetzt so glücklich aus, wie ein Gesicht unterm Trauerschleier nicht hätte aussehen sollen.

Der Sohn lachte seine Mutter an. »Mutter, wie du die Sache verdrehst! Du bist doch sehr gern hierhergekommen! Ein Jammer nur, daß Vater nicht auch hier ist! Das sollte er sehen —«

»Ja, das sollte er sehen!« Ihr Ton klang gepreßt.

Auch das Gesicht des Sohnes verdüsterte sich für Augenblicke. Seine Eltern hatten ihren Wohnsitz unfern der strittigen Gruben, in einem Bezirk, in dem immer Zündstoff aufgehäuft lag. Seine Mutter war nur hierhergekommen, um die ihre zu begraben und dem vereinsamten Vater über die allerschwerste Zeit hinwegzuhelfen. Trotz des traurigen Anlasses war sie gern, ach! wie gern in das Elternhaus zurückgekehrt, fort aus der Zündstoffatmosphäre ... fort von ihrem Gatten ...

Ein Zug geheimer Qual war in ihre Augen getreten, als der Sohn den Vater erwähnte. Warum nur mußte sie gerade in dieser Stunde der Hingerissenheit an ihn gemahnt werden?! Doch sie sagte: »Du hast recht! Vater sollte mit uns sein!«

Seltsam gepreßt war immer noch ihr Ton, doch dem Sohn fiel er nicht auf, denn Jugend ist nicht hellhörig für schmerzliche Untertöne des älteren Geschlechts. Auch ging jetzt eine flutende Bewegung durch die Menge. Aus der Ferne vernahm man Fauchen und das Rattern von Rädern. Näher und näher kam es. Rauchend, stampfend, donnernd fuhr der Zug in die Halle ein.

Abteiltüren fliegen auf. Reisende steigen aus, rufen Gepäckträger herbei. Wartende umarmen Ankommende, küssen sie, stellen all die törichten Fragen, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind und die eigentlich gar keine Antwort erwarten. Hasten ... Drängen ... Gepäckwagen, die heranrollen ...

Auf den Stufen eines Abteils erster Klasse steht Doktor Albrecht Seldneck und blickt ratlos, erstaunt auf eine Menschenmenge, die sich immer dichter an ihn heranschiebt. Er will sich fragend nach seinem Sekretär umwenden, der im Abteil hinter ihm steht, aber da ist der Diener schon zur Hand, der die Reisetasche seines Herrn ergreift. Doktor Seldneck fragt ihn: »Benno, was soll das bedeuten?« und weist mit dem Kopf auf die drängende Menge.

»Die wollen alle Herrn Doktor sehen.«

»Ach!« Unwillkürlich ist ihm der Ausruf entschlüpft. Er begreift den ganzen Vorgang nicht recht. Denkt: Deswegen zum Bahnhof laufen! Denkt es aber nur, sagt es nicht. Überflüssige Worte sind nicht seine Sache. Die Menschen sind nun einmal da, und aussteigen muß er auch.

Da steht er auf dem Bahnsteig, und jedermann kann ihn sehen. Nicht allzu groß ist er, etwas schmächtig, mit einem Gesicht, das vornehm, kühl und nachdenklich aussieht. Über festgeschlossenen Lippen sitzt ein kurzgehaltenes dunkles Bärtchen, das noch keinen weißen Faden aufweist. Wohlgepflegt und tadellos gekleidet ist dieser Mann, wenn auch nicht nach der allerletzten Mode. Wie er so schmächtig dasteht mit dem dunklen Bärtchen und den scharfen Augen, die kein Glas tragen, wirkt er jugendlich, obschon er die Fünfzig überschritten hat.

Ließe man ihm Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen, so wäre er jetzt vielleicht ein wenig befangen. Doch aus der Menge tritt ein sehr alter Herr auf ihn zu, ergreift seine Rechte, hält sie fest in seinen kalten Greisenhänden: »Ich danke Ihnen. Wir alle danken Ihnen!«

Seldneck ist bewegt. Fest erwidert er den Druck der kalten Greisenhände. Zieht tief den Hut, als der alte Herr zurücktritt und in der Menge verschwindet.

Nun machte Seldneck einige Schritte dem Ausgang zu, da wurde er abermals aufgehalten. Diesmal war es ein junger Mensch, der auf ihn zutrat, ihm mit der Rechten einen Bund roter Feuerlilien bot, während die Linke den Hut fest an die Hosennaht gepreßt hielt. So stand er in der Haltung eines Dieners, aber mit einem roten, begeisterten Jünglingsgesicht, und seine glänzenden Augen baten: Nehmen Sie meine Blumen!

Doch Selbneck hatte gesehen, daß der Junge der Dame die Blumen vom Arm genommen hatte. Darum griff er nicht nach ihnen, sondern sagte freundlich: »Ich danke Ihnen! Aber Sie dürfen Ihre Frau — Frau Schwester nicht berauben.«

Der Junge wurde noch röter, stammelte: »Ich besorge für Mutter andre. Bitte, nehmen Sie doch!«

Da nahm Selbneck die Feuerlilien, trat, den Hut lüftend, auf die Dame mit dem Trauerschleier zu: »Verzeihen Sie, gnädige Frau! Ihr Sohn bringt mir Ihr Eigentum. So gestatten Sie, daß ich es —«

Doch mitten im Satz hielt er inne. Das Gesicht der Dame kam ihm bekannt vor. Ein paar Sekunden lang suchte er in seinem Gedächtnis. Fragte dann betroffen und ein wenig zögernd: »Aber — aber das ist doch Hildegard Hartz?«

Sie errötete, bestätigte lächelnd: »Jawohl, Hildegard Hartz, so hieß ich als Mädchen, damals, als ich mit Ihrer Schwester befreundet war. Aber das ist alles lange, lange her.«

Er wollte eine Frage tun, doch hastig lenkte sie von dieser Frage ab, sagte, da Selbneck die Blumen wieder in ihre Hände legen wollte: »Nein, nein! Nehmen Sie die Blumen von mir! Ich war nur zu schüchtern, sie anzubieten. Mein Sohn hat nur getan, was ich gewollt. Jugend ist eben keder.«

»Ich danke Ihnen, Hildegard!«

Eine Sekunde lang blickten sie einander an. Dann grüßte Selbneck abschiednehmend, um sich den Weg durch die Menge zu bahnen. Er hatte eine lange, heiße Reise hinter sich, und ihn verlangte nach seinem Bad, nach seinem Schreibtisch und nach Ruhe. Und da Menschen immer wieder dichter an ihn herandrängten, sagte er zu den Nächststehenden: »Ich danke Ihnen sehr für das Interesse, das Sie an mir nehmen, aber Sie überschätzen meine Person und ihre Wirkung. Und nun wollen wir alle an unsre Arbeit gehen!«

Der Diener ging jetzt vor Selbneck her, um ihm den Weg frei zu machen. Er wollte seinem Herrn die Blumen abnehmen, die dieser hoch über die Köpfe der Menge weghob. Selbneck sah, daß Hildegard mit ihrem Sohn noch immer wie vorhin stand. Er grüßte sie noch einmal, und wiederum ruhten ihre Blicke für Sekunden ineinander.

Dann war endlich das Auto erreicht, Selbneck und der Sekretär stiegen ein, der Diener saß neben dem Chauffeur. Vorsichtig, unaufhörlich hupend, um die gestaute Menge zu warnen, verschaffte sich das Auto endlich freie Bahn zur Heimfahrt.

Das Selbnecksche Haus, von Matthias Selbneck zu einer Zeit erbaut, da der Motor noch nicht das Pferd verdrängt hatte, lag nicht allzu fern der inneren Stadt, in einer stillen Straße, gegenüber einer gärtnerischen Anlage, deren alte Kastanienbäume im Frühjahr rot, gelb und weiß wild und wirr durcheinander blühten. Da es erbaut wurde, hieß es »das Palais Selbneck«, denn die Begriffe von Luxus und Pracht waren in jener Zeit noch bescheiden, so daß dies weiße Haus mit den marmornen Säulen seiner Auffahrt damals wirklich wie ein kleiner Palast dagestanden hatte. Es hatte nur zwei Stockwerke, dicke Mauern und hohe Fenster. In der Mitte des ersten Stockwerks, vor dem Arbeitszimmer Matthias Selbnecks, breitete sich ein geräumiger Balkon, dessen steinerne Balustrade vom ersten Frühlingstag bis zum spätesten Spätherbst mit den schönsten Topfgewächsen so bunt und reich besetzt war, daß es von ihr wie ein Blütenkranz zur Straße hinableuchtete. Das Kleinod aber — der Garten mit einer köstlichen Rosenzucht — lag still und versteckt, der Straße abgewandt.

Matthias Selbneck hatte gern auf diesem Balkon gestanden, hatte sich an der Farbenpracht des Blütenkranzes und der Kastanien erfreut und an solchem Tage gefunden, daß das Leben doch ein herrlich Ding sei. Am herrlichsten aber wurde es, wenn unten ein hübsches Mädchen vorbeiging, das verzückt und sehnsüchtig zu dem Blütenkranz des Balkons emporsah. Dann hatte Matthias Selbneck, Geheimer Kommerzienrat und Inhaber hoher Orden, stets seinen Diener hinuntergeschickt und das hübsche Mädchen bitten lassen, doch in seinen Garten einzutreten und vom Gärtner einen schönen Strauß entgegenzunehmen. Diese treuherzig-verwegene Galanterie hätte freilich nicht in die neue Zeit hineingepaßt, und Frau Selbneck vertrat die Ansicht, daß sie sich auch für die alte schlecht schicke. Doch in diesem Punkt war das sonst harmonisch vereinte Paar stets uneins, denn Matthias Selbneck fragte nicht erst lange bei edlen Frauen an, was sich zieme, sondern fand, daß erlaubt sei, was

ihm gefiel. Auch nahm niemand diese harmlose Galanterie übel oder deutete sie falsch, ja, sie schuf dem weißhaarigen Herrn mit den verteufelt blitzenden Augen eine gewisse Popularität.

Nach dem Tode des Vaters hatte auch Albrecht Seldneck das Balkonzimmer als Arbeitszimmer gewählt, und immer noch lag vom ersten Frühlingstag bis zur letzten Herbstsonne der bunte Blütenkranz auf weißer Steinbalustrade. Doch kaum je trat der junge Herr auf den Balkon, um sich an Blüten zu ergötzen, und nie wäre es ihm eingefallen, ein hübsches Mädchen in den Garten bitten zu lassen. Vor seinem Schlafzimmer, im zweiten Stock, dem Garten zugewandt, war eine kleine, ganz von wildem Wein umsponnene Terrasse. Sie liebte er mehr als den lauten Straßenbalkon, weil sie ihm Wipfelrauschen und Rosenduft ins Zimmer trug und das schüchterne Morgenlied der Vögel.

Verschieden wie ihre Balkons war auch das Wesen von Vater und Sohn. Der Vater ein Kraftmensch, der Sohn ganz Wille und Nerven. Der Vater hatte durch sein Lebenswerk die Stadt zu hoher Bedeutung gebracht — der Sohn führte sie still und stetig zur Weltgeltung. In seiner schmalen, nervösen Hand liefen die Fäden des großen Seldneckkonzerns zusammen, die gleich Kabeln den Erdkreis umspannten. Er hatte den Vater von Herzen geliebt, hatte diesen Riesen an Leistungs- und Genußfähigkeit bewundert, ohne ihm zu widerstreben, aber auch ohne den Wunsch, ihm zu gleichen. Er wußte, daß er von andrer Art und ein Kind andrer Zeit war, und daß darum auch sein Weg ein andrer sein mußte. Der Vater war sanguinisch, ließ gern den Gefühlen freien Lauf und besaß die Kunst, den einfachen Mann durch seine Rede zu gewinnen. Der Sohn war schwerblütiger, selbstbeherrscht, knapp mit dem Wort, zu sehr in innerlicher Kühle und Erwägung befangen, um rasch Sympathien oder Gefolgschaft gewinnen zu können, oder die Sprache des Volkes zu sprechen. Je reichlicher Schaumgoldworte um ihn flossen, um so schlichter wurde sein Wesen, um so mehr verschloß er alles in sich.

Der Vater begriff diesen jungen Menschen nicht. »Teufel noch mal, Junge, wenn ich einen Vater gehabt hätte wie den deinigen — die Welt hätte ich auf den Kopf gestellt!«

Der Sohn lächelte. »Für mich ist's wohl besser, ich lasse sie stehen, wie sie ist, und sehe nur zu, daß ihre Füße fest und solid sind!«

Die Mutter half dem Sohn. »Albrecht ist recht, wie er ist. Du mäkelst nur an ihm herum, weil er nicht jedem hübschen Gesicht nachläuft!«

Matthias Seldneck lachte. »Und du lobst ihn nur, weil er dem hübschen Gesicht nicht nachläuft!«

»Bah, er wird schon wissen, was ihm gefällt und was nicht, wenn er sich auch nicht wie ein Pascha auf den Balkon hinausstellt — —«

»Möchte ich mir auch energisch verbitten!«

Mutter Seldneck überhörte geflissentlich die scherzhafte Frivolität ihres Mannes: »Wenn er nur die rechte Frau findet!«

Er fand sie, als er kaum fünfundzwanzig Jahre zählte. Eine blumenhafte, kleine Baronesse, mit der ein Eheglück anhub, das zu schön war, um von Dauer zu sein. Matthias Seldneck hatte als Hochzeitsgeschenk ein Landhaus mit altem Park gekauft, und wenn das junge Paar Arm in Arm durch die Alleen von Buchen und Linden schritt und sich all die süßen Worte der Verliebten und Neuvermählten sagte, dann war ihnen zuweilen angst geworden vor dem eignen Glück, und sie hätten gern ein Opfer gebracht, um den Neid der Götter zu versöhnen. Doch nichts schien ihnen Opfer, solange sie einander hatten.

Nach der Geburt des zweiten Kindes begann die junge Frau zu kränkeln ... zu husten ... Winter im Süden ... auf Madeira ... in Heluan ... Rettung brachte ihr keiner, denn was das heiße Klima heilte, riß die Sehnsucht nach dem Mann und den kleinen Kindern wieder auf. Nach kaum fünfjähriger Ehe starb sie mit der Bitte auf den Lippen: »Gib den Kindern keine Stiefmutter!«

Er versprach es und hielt Wort. Hielt es nicht nur, weil er sich gebunden fühlte, sondern weil er sich durch Jahre hindurch keine andre Frau an der Stelle der Toten hätte denken können. Dann waren rasch nacheinander die Eltern gestorben, die Arbeit hatte Besitz von ihm genommen, fraß ihn auf. Die Knaben wuchsen heran, sie waren gut veranlagt, begabt, und Albrecht Seldneck durfte hoffen, für würdige Erben zu arbeiten.

Der Krieg kam und nahm ihm beide. Der

eine fiel, der andre wurde verschüttet und kehrte nicht zurück. Von dem Gefallenen erhielt der Vater die kleinen, traurigen Andenken, die aus dem Feld an Hinterbliebene geschickt wurden: die Uhr, das Tagebuch, den Ring mit dem geschnittenen Stein, den er jedem seiner Jungen zur Konfirmation geschenkt hatte. Von dem zweiten Sohn blieb nichts als die Erinnerung.

All diese Schicksalschläge zerbrachen Seldneck nicht, aber sie löschten jegliche Freude in seinem Leben aus. Er arbeitete weiter wie zuvor, weil sein Verantwortungsgefühl es ihm gebot, doch er zog sich von aller Geselligkeit zurück und sprach Menschen nur soweit, wie sein Beruf erheischte. Wenn er einmal, was selten genug geschah, ins Theater ging, wählte er einen Rückplatz in einer besonders dunklen Loge, damit niemand ihn bemerken oder ansprechen sollte. Er mußte ja auch tagsüber genug sprechen und sprechen hören: Minister, Botschafter, Dollarmillionäre, Industriemagnaten, Industrieabenteurer, gekrönte Häupter und Arbeiterräte waren durch sein großangelegtes und dennoch abgeriegeltes Leben gegangen, und er schätzte jeden von ihnen nach seinem wahren Wert ein. Doch die Menschen als Gesamtheit, als Menge, kannte er kaum, und er dachte nicht gerade hoch von ihr. Gelacht hatte er über etliche übervorsichtige Kavaliere, die während einer kurzen Räteherrschaft nicht mehr auszureiten gewagt hatten, weil ein paar verwilderte, halbwüchsige Burschen ihnen Schimpfworte nachgeschrien hatten. Nicht einen einzigen Morgenritt hatte Seldneck aufgegeben, denn dieser Ritt war für ihn nicht nur etwas wie ein Gesundbrunnen, sondern auch die einzige Leidenschaft, die ihm geblieben war. Andre, wie seine Sammlung alten Porzellans und seine Miniaturen des achtzehnten Jahrhunderts, mußte er immer mehr vernachlässigen, weil er keine Zeit für sie erübrigen konnte.

Weil er von der Menge nicht eben hoch dachte und vom Staat, dessen Pflichten und Rechten, ganz bestimmt umrissene Vorstellungen in sich trug, war er stets aller Politik ferngeblieben, hatte immer wieder abgelehnt, sich als Kandidat für den Landtag oder den Reichstag aufstellen zu lassen. Seldneck wollte keinem Menschen gehören als sich selbst.

So hatte er bis zur Stunde gedacht und empfunden. Als aber heute auf dem Bahnhof eine Menge ihn umdrängt, als er gespürt hatte, wie sein e i n e s Wort in die Herzen gefallen war und Dankbarkeit ihm entgegenflutete, da war ihm doch warm geworden, und etwas wie Zusammengehörigkeit mit den vielen von ihm zu ihnen ging. Nun aber, da es schon Abend werden wollte, da er erfrischt und ausgeruht an seinem Arbeitstisch saß, nun dachte er diesem Erlebnis schon nicht mehr nach, war beschäftigt, die Aufzeichnungen zu sichten, die e r , nicht der Sekretär, vom Konferenztisch mitgebracht hatte. Den Sekretär hatte er schon entlassen. Heute wollte er allein bleiben, allein arbeiten. Morgen würde ohnehin wieder das große Schwungrad der nahen und fernen Betriebe um ihn her surren, heute wollte er noch das Glück einsamer Arbeit genießen. —

Um diese Zeit, da schon die elektrischen Lampen in die sinkende Dämmerung hineinblinzelten, war die Straße vor dem Hause meist still. Seldneck saß vertieft in seine Aufzeichnungen und merkte nicht, wie die sonst so ruhige Straße unvermerkt lebendig wurde. Menschen kamen ... Stimmengewirr ... und immer noch Menschen und wieder Menschen, die von allen Seiten her dem Seldneckschen Hause zuströmten, zu seinen Fenstern hinaufblickten, es in schmaler Entfernung umzingelten. Schon war das Stimmengewirr, in dem man zu Anfang noch einzelne Stimmen hatte unterscheiden können, zu einem Surren angewachsen, als ob ein gigantischer Bienenschwarm das Haus umschwirrte.

Jetzt wurde auch der einsame Mann am Schreibtisch aufmerksam. Was ging da unten vor? Was erfüllte die Ruhe dieser Stunde und dieser Straße mit diesem unverständlichen, seltsam erregenden Geräusch? War ein Unglück geschehen? Oder gab es wieder einmal einen Auflauf um eine Hetznachricht oder auch um irgendeine Nichtigkeit?

Seldneck läutete dem Diener. »Benno, sehen Sie mal nach, was da unten los ist! Das ist ja ein Spektakel wie in einem Maschinenraum!«

Benno lächelte diskret und nicht ohne Stolz. »Da brauche ich gar nicht erst nachzusehen, Herr Doktor. Der Lärm kommt von all den Menschen.«

»Gewiß, so weit hat meine Kombinationsgabe auch gereicht. Aber, zum Kuckuck, warum machen die Menschen einen Spektakel, daß man nicht mehr arbeiten kann?«

Und wie auf dem Bahnhof sagte Benno: »Sie wollen alle Herrn Doktor sehen! Die Straße ist ganz schwarz von Menschen!«

Selbneck wurde ärgerlich. »Die Leute sind närrisch. Sie sollen heimgehen zum Abendessen und mich in Ruhe lassen!«

Benno aber schüttelte leise den Kopf. »Die gehen nicht heim. Die warten.«

»I, da soll doch — —«

Benno fragte vorsichtig und dennoch mit gelinder Mahnung im Ton: »Wollen denn der Herr Doktor nicht doch vielleicht — —?« Und ging zum Balkon und öffnete weit die beiden Flügel der Glastür.

Da stand nun Albrecht Selbneck auf dem Balkon, den er kaum je betrat und auf dem sein Vater so oft und so heiter gestanden hatte. Langsam, zögernd, wie erstaunt über das eigne Tun, trat er an die steinerne Brüstung, so daß die Straße frei unter seinem Blick lag. Sie war in der Tat schwarz von Menschen. Zurufe grüßten ihn. Hüte- und Tücherschwenken.

Er verneigte sich stumm. Kam sich selber ungeschickt vor, daß er keine wirksamere Gebärde fand als diese nüchterne Verbeugung. Zum erstenmal in seinem Leben vermißte er die Gabe der Rede, die zum Herzen dringt.

Mit verschlossenem Gesicht stand Selbneck auf dem Balkon, aber sein Inneres war aufgewühlt. Ein Wort, das er vor langer Zeit einmal gelesen hatte, zog ihm durch den Sinn: »Es gibt im Leben eines Menschen zwei Höhepunkte. Den einen, wenn er eine ihm widerstrebende Seele sich zu eigen macht, den andern, wenn er eine ihm unbekannte Menge fortreißt.« Diesen zweiten Höhepunkt erlebte er heute, und daß er ihn als Höhepunkt empfand, wäre ihm noch gestern absonderlich, wenn nicht unmöglich vorgekommen. Heute aber gab er sich ihm mit einer Inbrunst hin, die er selbst nicht recht verstand. Einsam war er allzeit gewesen, einsam auf diesen Balkon getreten. Da aber hatten Vertrauen und Glauben sehnend die Arme zu ihm emporgestreckt, hatten ihn heruntergeholt aus seinem vereisten, hochmütigen Alleinsein zu Menschenwärme, zu Herzen, die sich ihm zu eigen geben, die ihm vertrauen wollten. Wie ein Rausch kam es über ihn, Rausch des Menschen, der zum erstenmal feurigen Wein oder feurige Hingebung schlürft. Ach, wie töricht war er doch gewesen, daß er sich immer so hoch über der Menge gedünkt hatte! Gar nicht über ihr stand er, mitten unter ihr, trotz des Balkons! —

In Nacht und Schlaf lag das Haus. Nur Selbneck saß noch an seinem Schreibtisch mit der grünbeschirmten Lampe, sichtete, schrieb, berechnete und stützte dazwischen für Minuten sinnend den Kopf in die Hand.

Lange nach Mitternacht erst stieg er in den zweiten Stock zu seinem Schlafzimmer hinauf. Doch der Raum dünkte ihn unerträglich warm, und eine seltsame Erregung ließ keinen Gedanken an Schlaf aufkommen. Er kleidete sich darum gar nicht aus, sondern setzte sich auf die kleine Terrasse, die dem Garten zugewandt lag.

Hier war es frisch und köstlich dunkel, denn immer noch war der Himmel wolkig, ließ nur da und dort hinter ziehenden Schwaden einen Stern aufglitzern. Die Wipfel der Bäume rauschten leise im nächtlichen Wind. Grillengezirp ... der verirrte Flügelschlag eines Vogels, der aus dem Schlaf auffuhr ...

Eingehüllt in Nacht und Stille saß der Mann und ließ die Gestalten des Tages in seiner Erinnerung vorüberziehen. Den alten Herrn: Wir alle danken Ihnen! ... Den jungen Menschen, der seiner Mutter für ihn die Blumen vom Arm genommen hatte ... Und hier wie dort eine Menge, die ihn begrüßte, ihm vertraute, ihn suchte.

Der Rausch, der ihn vor wenigen Stunden umfangen gehalten, war gewichen, doch ein Nachgefühl war geblieben, weich und träumerisch, wie diese Nacht, die ihn mit zärtlichen Armen umfing.

Und er dachte an Hildegard Hartz. Gleich einer Erscheinung aus fernen Jugendtagen war sie vor ihn hingetreten, und in der seltsamen Stimmung, die ihn erfüllte, kümmerte es ihn nicht, daß er ihren Frauennamen nicht kannte und nicht wußte, mit wem sie verheiratet war. Erscheinung aus fernen Jugendtagen war sie, doch in ihrer trauerverhüllten Blondheit schien sie wie das Symbol eines ganzen Volkes, das ihn durch ihre Hand mit den feuerfarbenen Blumen gegrüßt hatte.

Die Feuerlilien standen unten in seinem Arbeitzimmer. Er empfand das Verlangen, sie in dieser Stunde heraufzuholen, doch er bezwang es und verharrte in der Umarmung der Nacht, die geheimnisvoll flüsterte, erfüllt von Unbekanntem. Für ein paar Augenblicke trat der Mond aus den Wolkenschwaben hervor. Breit und frech, wie ein Gesicht der

Gasse stand er da und stierte den Mann an. Schon aber schwebten die Schwaden wieder heran und verhüllten ihn, daß nur noch ein goldiges Schimmern durch ihren Schleier brach.

Wie Hildegards Haar! dachte Selbneck.

Hildegard Gademann packte den Koffer ihres Sohnes. Seine Ferien gingen zu Ende. Er hatte mit den Eltern etliche Wochen in der Sommerfrische verlebt, war dann mit seiner Mutter zum Begräbnis der Großmutter, der Staatsrätin v. Hartz, gefahren und sollte nun in das Internat zurückkehren, das außerhalb des Zündstoffgebietes, unfern des großväterlichen Wohnortes lag. Es tat ja nicht gut, blutjunge Menschen in einer politisch erhitzten Atmosphäre zu erziehen, tat besonders nicht gut, wenn ein Jüngling so leidenschaftlich und ungebärdig von Gemüt war wie Erich Gademann. Immerfort war seine Mutter in Angst gewesen, daß er in Überhitzung eine Torheit begehen könnte, deren Folgen unabsehbar waren. Rechtsanwalt Gademann, weniger ängstlich als seine Frau, war ärgerlich auf den Sohn und ärgerlich auf den Geist, der unter den Schülern der Lehranstalten herrschte. Sein bewegliches Gesicht, das so bezaubernd lächeln konnte, verfinsterte sich: »Dies verdammte Politisieren der Kinder! Politik ist nichts für mutierende Jungens!«

Hildegard hatte bekümmert gefragt: »Was soll man nur mit ihnen machen? Ich weiß oft nicht mehr aus noch ein. Man gerät in einen Zwiespalt, aus dem man nicht herausfindet. Einerseits muß man die Jungen immerfort zurückhalten und anderseits begreift man sie doch so gut. Ich komme mir oft wie eine Verräterin an mir selber vor, wenn ich Erich klarzumachen versuche, daß er unrecht hat.«

Rechtsanwalt Gademann machte eine abwehrende Handbewegung. Auf seinem Gesicht lag jener leise Spott, der Hildegard einschüchterte und seit einiger Zeit auch erbitterte.

Sie schwieg. Sie wußte, daß sie in diesen Dingen doch niemals mit ihrem Mann übereinstimmte, übereinstimmen konnte. Das schmerzte sie, denn jahrelang war sie ihrem Manne bedingungslos ergeben gewesen, hatte jede seiner Meinungen zu der ihrigen gemacht, ohne sie erst lange zu überprüfen, war stolz gewesen auf ihn und den großen Ruf, den er als Anwalt genoß. Immerfort war sie ihm die liebreichste Gefährtin, der beste Kamerad gewesen; Meinungsverschiedenheiten hatte es zwischen ihnen kaum gegeben. Allmählich war es dann anders geworden. Gar oft trennte sich jetzt ihr Fühlen von dem des Mannes. War zuweilen so weit von ihm weg, daß sie Angst bekam — nicht Angst um sich oder ihn, sondern Angst vor ihm. Freilich blieb dies alles nur Sache der Empfindung, entlud sich nie in Worten, und Rechtsanwalt Gademann, dem es an Zeit und auch an Lust gebrach, Seelenkonflikten innerhalb der eignen Familie nachzuspüren, sagte wohl freundlich und mit dem gewohnten leisen Unterton von Spott, daß heutzutage jeder Mensch die Verpflichtung empfände, Konflikte zu haben und auszufechten, auch wenn es nur Schrullen seien.

Die Sache mit dem Sohn aber nahm Rechtsanwalt Gademann nicht leicht. Lange bedachte er sich und traf dann eine Entscheidung, die Hildegard richtig erschien.

»Der Junge muß fort von hier, in eine Luft, die bazillenfrei ist, frei von Politik will ich sagen. Ich habe zu wenig Zeit, mich mit ihm zu befassen und ihm Mores beizubringen, und deine Autorität reicht nicht mehr aus. Mütter werden mit Bengels in den Jahren, wo sie durchaus keine Bengels sein wollen, nie fertig.«

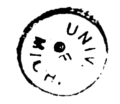
So war Erich vom Elternhaus fortgekommen. Auch in den Ferien suchte Hildegard ihn soviel als möglich dem Zündstoffgebiet fernzuhalten, gab ihn mit Vorliebe in das Haus der Großeltern, die natürlich beglückt waren, wenn der Enkel zu langem Besuch eintraf. Rechtsanwalt Gademann aber sah diese Besuche bei den Großeltern ungern. Auch die Atmosphäre im Hause des Staatsrats entsprach ihm nicht. Nie war zwischen ihm und dem alten Herrn ein herzliches Verhältnis zustande gekommen. Lange Zeit hatte sich der Staatsrat der Verbindung seiner Tochter mit dem jungen Rechtsanwalt Gademann widersetzt, ohne daß er für die Weigerung einen triftigen Grund hätte angeben können. Er hatte nur immer gesagt: »Es ist kein Mensch, der zu uns paßt, der für dich paßt. Du glaubst es jetzt nicht, aber der Tag wird kommen, an dem du mir recht gibst. Dann wird es zu spät sein — —«

Lange schon war dieser Tag gekommen.



Hermann G. Kricheldorf: Die letzten Rosen

Aus der Münchner Ausstellung 1927 im Glaspalast



Die Post brachte einen Brief Gademanns. Hildegard erschrak ein wenig, als sie die Handschrift ihres Mannes sah. Sicher rief er sie zurück, unbekümmert darum, daß der Vater ihrer jetzt dringend bedurfte, denn der Staatsrat war nicht nur gebrochen durch den Tod seiner Frau, sondern peinigte seine Umgebung auch nach Art verkalkter Gehirne, die keinen Widerspruch vertragen, Vorstellungen, die man ihrer Unvernunft entgegensetzt, als Respektlosigkeit betrachten und zeitweise an der Wahnidee kranken, daß ihre Angehörigen sie geflissentlich verhungern lassen wollen. So machte er der Tochter das Leben schwer, ohne daß er's wußte oder wollte, und dennoch kam ihr das Elternhaus schön und heimlich vor.

Sie öffnete den Brief, überflog mit dem Blick die Zeilen. Nach allerlei unbedeutenden Mitteilungen schrieb Rechtsanwalt Gademann: »Es ist mir durchaus recht, wenn du dich noch länger bei dem Herrn Staatsrat verzögerst.« Nie schrieb er anders von ihrem Vater als ‚der Herr Staatsrat', und sie wußte, daß Ironie in dieser ehrfurchtvollen Bezeichnung lag. »Die Luft hier ist wieder einmal etwas brenzlig, und da ich bei solchen Veränderungen immer dein Temperament fürchte — gegen das ich sonst nichts einzuwenden habe —, scheint es mir besser, wenn du der Brenzligkeit aus dem Wege gehst. Es sind jetzt Zeiten, wo durchaus nach dem Verstand und nicht nach dem Gefühl gelebt werden muß. Leider verstehen das die beiden Vulkane meiner Familie, Donna Hilde und Sennor Erich, keineswegs. Na, als guter und weiser Familienvater habe ich diese beiden Karnickel aus Schußweite gebracht, und wünsche sie dort zu halten, bis — — bis auf weiteres. Leicht wird es mir nicht, dich lange zu entbehren, Hilde. Das Junggesellenleben behagt mir schlecht, und letzten Endes gehörst du doch zu mir und nicht zum Herrn Staatsrat. Aber wie die leidigen Verhältnisse nun heute einmal liegen, ist es besser so. Sobald die Gemüter sich hier wieder beruhigt haben, hole ich dich, das kannst du mir glauben. Allzeit, pour toujours, for ever usw. Dein Robert.«

Sie atmete auf. Wie gut, daß sie bleiben konnte! Nur daß es daheim, bei Robert, wieder »brenzlig« war, fiel ihr aufs Herz. Was hatte es da wieder gegeben? Was war da wieder vorgefallen, wovon man nichts erfuhr, nichts erfahren durfte? Sie überlas den Brief abermals. Nichts von dem, was sie wissen wollte, stand darin, keine Silbe. Doch der Ton des Briefes nahm sie jetzt gefangen, diese leichte, immer etwas ironisierende Art mit dem Unterton von Zärtlichkeit.

Sie seufzte tief. Das war's ja! Immer wieder bestrickte sie dieser Mann, den sie sich nach jahrelangem Kampf erobert hatte. Und immer wieder strebte sie von ihm weg, weil er doch nicht ihrer Art war. —

Die Klingel aus dem Zimmer des Staatsrats ertönte. Hildegard eilte zu ihm. Gebückt, faltig, mit knotigen Fingern, die leise zitterten, saß er, in seinen Schlafrock gewickelt, im Lehnstuhl am Fenster und fragte ärgerlich, warum auf sein Klingeln die Tochter käme und nicht, wie sich's gehöre, das Mädchen.

»Ich habe sie ins Krankenhaus bringen lassen müssen!« antwortete Hildegard der Wahrheit gemäß.

Er aber blinzelte sie mit seinen verblaßten Greisenaugen höhnisch an. »So, so, ins Krankenhaus! Gestern aber hieß es, sie sei nach Holland gefahren, weil dort die Mädchen so hoch bezahlt werden — —«

»Aber, Vater, das verwechselst du! Es ist schon Jahre her, daß eins unsrer Mädchen nach Holland ging. Das war zur Zeit der Inflation!«

Das Gesicht des Staatsrats wurde rot. Die verblaßten Augen funkelten. »Ach so, du willst mich als einen Idioten hinstellen, der nicht mehr weiß, was heute oder vor einem Jahr war. Ich weiß es aber genau. Und vor allem weiß ich, daß ihr mich immerfort belügt, immerfort schamlos belügt ...«

Hildegard sagte sanft: »Du hattest geklingelt, Vater, was wolltest du?«

»Mein Frühstück will ich! Längst sollte es da sein! Eine Hundewirtschaft das!«

»Aber du hast ja schon längst gefrühstückt, Vater.«

Er schrie: »Lügen! Lauter Lügen! Betrug! Verhungern laßt ihr mich!«

Jählings aber brach sich die Wut. Verstand und Erkenntnis kehrten zurück. Er streckte die zitternde Hand wie zur Abbitte nach der Tochter aus. »Sterben! Kind, wenn ich doch endlich sterben könnte! Wenn sie mich doch neben meine gute Frau legten!«

Er weinte. Hildegard kniete neben ihm und weinte mit ihm. Er legte den Arm um ihren Kopf, drückte sie fest an sich. »Ster-

ben!«, murmelte er vor sich hin, »sterben ... sterben ...«

Inzwischen kam Erich heim. Strahlend sah er aus, fast stolz. So pflanzte er sich vor der Mutter auf. »Rate, wo ich gewesen bin?«

»Nein, nein, sage es mir, ohne raten!«

»Im Stadtpark war ich.«

»Das scheint mir nicht sehr ungewöhnlich.«

»Abwarten, Mutter, nicht vorschnell urteilen. Wen habe ich dort getroffen?«

»Nun, wen?«

»Doktor Seldneck!«

»Ah!«

»Nicht wahr, jetzt imponiere ich dir doch?«

»Du bist ein eitler Affe, der mir gar nicht imponiert.«

»Mutter, du kannst dich schlecht verstellen. Ich imponiere dir doch! Hast auch allen Grund dazu. Denn Doktor Seldneck hat lange mit mir gesprochen und hat gesagt, ich soll ihn dir bestens empfehlen, und wenn du nicht abwinkst, wird er sich erlauben, dich einmal zu besuchen. Imponiere ich dir noch immer nicht?« Er lachte vergnügt.

Sie lachte auch. Dann aber meinte sie: »Ich fürchte, Erich, daß du recht zudringlich warst.«

Er tat entrüstet. »Was fällt dir ein, Mutter? Ich — zudringlich?! Eher war Doktor Seldneck zudringlich.«

Doch sehr nachdrücklich fragte jetzt Hildegard: »Wie bist du dazu gekommen, mit Doktor Seldneck ein Gespräch zu führen? Ohne Scherz und Ausschmückung, wenn ich bitten darf! Streng wahrheitsgemäß!«

Erich Gademann erzählte wahrheitsgemäß, nur unter Verschweigung der kleinen Tatsache, daß er Seldneck schon seit zwei Tagen im Stadtpark aufgelauert hatte, denn es war Erichs großes Vergnügen, die morgendlichen Reiter zu beobachten und zu denken, wie schön das sein müßte, auch auf einem feingefesselten Gaul so ins Grün und in die Morgenfrische hineinzusprengen. Am ersten Morgen hatte Seldneck ihn nicht bemerkt, aber am zweiten fiel ihm der junge Mensch auf, der ihn so hartnäckig anstarrte, und er erkannte ihn wieder. Da nickte er ihm zu, lenkte sein Pferd dicht zu ihm hin, reichte ihm die Hand und sagte: »Junger Freund, ich habe neulich ganz vergessen, Sie nach Ihrem Namen zu fragen, den ich doch gern wissen möchte. Ihre Frau Mutter kenne ich ja schon lange. Sie war eine Freundin meiner verheirateten Schwester. Sie ist oft in meinem väterlichen Hause gewesen und meine Schwester im Hause Hartz. Aber wie Ihr Herr Vater heißt, weiß ich nicht. Es ist alles so lange her —«

»Mein Vater heißt Gademann, Doktor Gademann, Rechtsanwalt.«

Seldneck sah den Jüngling einen Augenblick betroffen an. »Gademann? Doktor Robert Gademann? Ich war während des Krieges kurze Zeit mit ihm zusammen. Aber nein, das kann nicht Ihr Vater gewesen sein.«

»Doch, doch! Mein Vater heißt Robert und war nur kurze Zeit im Felde.«

Seldneck lenkte das Gespräch rasch ab.

Als Erich berichtete, daß Seldneck seinen Vater zu kennen scheine, fragte Hildegard hastig: »Hat er den Vater näher kennengelernt? Hat er etwas über ihn gesagt?« Gleich aber ärgerte sie sich über ihre Frage. Wie sollte Seldneck dem Jungen anders als freundlich oder mindestens höflich vom Vater gesprochen haben?

Erich, ganz erfüllt von der eignen Wichtigkeit und Berichterstattung, entgegnete: »Gar nichts hat er vom Vater gewußt. Er hat nur gesagt: ‚Aber nein, das kann nicht Ihr Vater gewesen sein.' Das war alles.«

Ja, das war alles gewesen, was Seldneck über Erichs Vater gesprochen hatte, und selbst dies wenige dünkte ihm, kaum daß es gesprochen war, schon in mehr als einem Sinne zuviel. Was brauchte er so töricht zu fragen: Das ist wohl nicht Ihr Vater gewesen? Warum nahm er den Namen »Doktor Gademann« nicht hin wie irgendeinen andern? Was war ihm eingefallen, jetzt, nach Jahren, sich der plötzlichen Abberufung Doktor Gademanns zu entsinnen und der merkwürdigen Gerüchte, die um diese Abberufung herumgeschwirrt waren? Gerüchte — du lieber Gott, die gab es damals wie Brombeeren, und die Worte und Verdächte wurden damals nicht auf der Goldwage geprüft. Heute, nach Jahren, beurteilte man viele Dinge ruhiger als in der nervösen und überhitzten Atmosphäre der Kriegszeit.

Gern hatte Seldneck vernommen, daß Erich außerhalb des Zündstoffgebietes in einem Internat untergebracht war. In diesem Punkte stimmte er mit Rechtsanwalt Gademann überein: die Politisierung der Unreifen war ihm gründlich zuwider. Und wenn Erich in seiner Primanerweisheit und

seinem jugendlichen Unmut mit allerlei angelesenen Schlagworten umherwarf, dann schüttelte Seldneck mißbilligend den Kopf: »Wissen Sie, junger Mann, wem die Welt gehört?«

Fix und banal antwortete Erich: »Dem Mutigen!«

»Nein, dem Schweigsamen!«

Und da Erich ihn betroffen ansah, wiederholte Seldneck: »Jawohl, dem Schweigsamen! Sie werden in der Geschichte keinen großen Mann finden, der ein Schwätzer gewesen wäre.«

»Aber —«

Doch Seldneck, an Zucht gewöhnt, die vorlauter Jugend keinen Widerspruch gestatten mag: »Nein, Sie werden keinen finden. Denn für die Schwätzer ersetzt das Schlagwort die Tat. Die Schweigenden aber geben das Beispiel durch die Tat.«

Hastig fragte der Jüngling: »Was für ein Beispiel soll man geben?«

»Das Beispiel der Selbstzucht.«

Erich schwieg und maulte innerlich ein wenig. »Selbstzucht« entsprach ihm ebenso wenig, wie es allen jungen Leuten entspricht. Er hatte von Seldneck eine andre Antwort erwartet. —

Nachdenklich kam Seldneck nach der Begegnung mit dem jungen Gademann nach Hause. Doch nicht über Erich sann er nach, der ihm ganz durchschnittlich erschien, sondern ihn beschäftigte die Gestalt des Rechtsanwalts, die er sich ins Gedächtnis zurückrufen wollte, und die ihm immer wieder entschwand. Ärgerlich dachte er: Wie ein Aal gleitet er einem durch die Finger. Er ist wohl auch so etwas wie ein Aal.

Irgend etwas mußte mit diesem Rechtsanwalt Gademann gewesen sein. Irgendeine Geschichte, deren er sich jetzt nicht entsinnen konnte. Er hatte ja nie mehr in all den Jahren von Hildegard Hartz gesprochen oder von ihr gehört. Seine Schwester, deren Mädchenfreundin sie gewesen, war im fernen Land verheiratet, kam seit dem Tode der Eltern kaum mehr in die Heimat, und wenn sie einmal kam, waren die alten Erinnerungen abgeblaßt, und die Geschwister sprachen nicht mehr von Menschen, die vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren für sie etwas bedeutet hatten. Aber irgend etwas war mit diesem Gademann gewesen. Nun, später würde es ihm wohl wieder einfallen ...

Es hatte in Rechtsanwalt Gademanns Leben allerdings eine seltsame Geschichte gegeben, die sein Wesen tief beeinflußt und seinem Weg eine Richtung gewiesen, an die er vielleicht zu Anfang selbst nicht gedacht hatte. Als er Hildegard Hartz vor langen Jahren im Seebad kennengelernt hatte, war von dieser Geschichte noch nicht die Rede, und die Abneigung des Staatsrats von Hartz war damals unerklärlich und störrisch erschienen. Was in aller Welt konnte er gegen diesen jungen Juristen einwenden, der seine Examina cum laude bestanden, der trotz seiner Jugend schon jetzt eine ganz hübsche Praxis hatte, der nicht, wie so viele seines Berufs, ein zweibeiniges Corpus juris war, sondern ein warmblütiger, lebhafter und liebenswürdiger Mensch mit vielen Interessen, mit einer geistreichen und amüsanten Art, die Dinge zu glossieren, mit einem so sicheren, eleganten und dabei doch taktvollen Auftreten, wie man es nur von Abkömmlingen alter, vornehmer Zucht gewöhnt war? Sicherlich hatte er Fehler, wie jeder andre Mensch, und sein stärkster und verhängnisvollster war vielleicht seine übergroße Eitelkeit, die er übrigens geschickt genug verbarg, so daß man schon einen scharfen Blick haben mußte, wenn man sie bemerken wollte.

Der Staatsrat aber blieb störrisch bei seiner Abneigung. »Er ist kein Mensch unsrer Art. Er hat keinen Respekt in sich. Er kennt keine Autorität.«

Mit diesem Urteil hatte der Staatsrat allerdings nicht unrecht. Autoritätsglauben war Gademanns starke Seite nicht. Er rüttelte gern auf lustige Weise an alten Göttern und Götzen und freute sich, wenn ihre Anbeter ihn einen Lästerer schalten. Er war kein wilder Angreifer, kein langweilig dozierender Widerspruchsgeist, sondern ein fein kultivierter Skeptiker mit einem Schuß Frivolität, die nie verletzte, sondern nur mit leichter Ironie Dinge auflöste, zersetzte, die als unzerstörbar gegolten hatten. Es war nicht gar zu verwunderlich, daß dem Staatsrat diese Eigenschaften besonders unliebsam auffielen, denn im Hartzschen Hause gab es Autorität, Würde, Ehrbarkeit und gelegentlich wohl auch harmlose Fröhlichkeit; doch vor allem, was an Skeptizismus oder Frivolität streifte, bekreuzte man sich wie vorm Gottseibeiuns.

Aber just darum war die junge Hildegard von dem jungen Spötter hingerissen,

kaum daß sie ihn bei einer Tanzerei im Kurkasino kennengelernt hatte, denn ihr war's, als schlösse dieser Mann vor ihr eine neue Welt auf, eine Welt voll Geist, Buntheit und sorgloser Heiterkeit, wie sie bis dahin keine gekannt hatte. Gerade weil sie im Bannkreis der Korrektheit, des Autoritätsglaubens, der Würde aufgewachsen war, übte Opposition in irgendwelcher Form großen Reiz auf sie, und dieser junge Jurist, der mit seinem hübschen, übermütigen Munde so vieles verspottete, kam ihrer jugendlichen Unerfahrenheit nicht nur unterhaltend und geistreich, sondern hochbedeutend vor. Trotz des störrischen Widerstandes ihres Vaters hielt sie fest an Robert Gademann, wie er an ihr festhielt, über Jahre hinweg. Denn so frivol er sich auch gern gab und obwohl nur selten Menschen und Dinge wirklich an sein Herz rührten — dies schöne, blonde Mädchen, das so gläubig an ihm hing, hatte es ihm angetan. Jahrelang blieb der Staatsrat störrisch, jahrelang blieb Gademann treu, obwohl seine Eitelkeit durch die stete Weigerung des Staatsrats tödlich verletzt wurde. Aber endlich wurde Hildegard doch seine Frau, und das Glück des jungen Paares schien wolkenlos. Die Praxis war so groß geworden, daß Gademann sie allein kaum mehr bewältigen konnte, sein Ruf als glänzender Verteidiger war schon über die Grenzen seines Wohnortes hinausgedrungen, ja, in besonders verzwickten, kniffligen Rechtsangelegenheiten wurde er sogar nach Berlin geholt.

Da kam die seltsame Geschichte mit dem Ringprozeß.

Ein in der Irrenanstalt verstorbener Klient Gademanns hatte seinem Verteidiger einen Ring von hohem Wert letztwillig vermacht, doch die Erben fochten das Legat mit dem Einwand an, daß der Testator schon bei Abfassung des Testaments nicht mehr geistig normal gewesen sei, sein könne, denn er habe nicht nur die beträchtliche Anwaltsrechnung Gademanns bezahlt, sondern ihm zugleich mit dieser Bezahlung einen ungefaßten Rubin geschenkt (der Verstorbene war Juwelenhändler gewesen), so daß für eine zweite Schenkung kein ersichtlicher Grund vorgelegen haben könne. Gademann führte seinen Prozeß durch drei Instanzen mit wechselndem Erfolg, als letzte entschied das Reichsgericht zu seinen Ungunsten, da die ärztlichen Gutachten übereinstimmend bekundeten, daß der Erblasser allerdings schon bei Abfassung des Testaments nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen sei. Das Urteil besagte, daß ein Mann von der hohen Intelligenz und der Rechtskundigkeit Doktor Gademanns wohl von selbst zu dieser Einsicht hätte gelangen müssen, und das Gericht könne sich der Annahme nicht verschließen, daß Doktor Gademann hier wider besseres Wissen und eigennützig vorgegangen sei.

Der Ausgang des Prozesses und das Urteil versetzten nicht der Praxis, wohl aber dem Ansehen Gademanns einen Stoß. Juristenkreise schüttelten bedenklich die Köpfe, Sensationsblätter schlachteten den »Fall Gademann« aus, sogar eine ehrengerichtliche Untersuchung wurde erwogen, der Gademann aber zuvorkam, indem er unverzüglich sein Abschiedsgesuch beim Regiment einreichte.

Gademanns Eitelkeit war ins Herz getroffen. Aus ihrer Wunde floß ein Gift, das den ganzen Menschen verseuchte. Mehr denn je war er nun als Gegner gefürchtet, denn mehr als um die Verteidigung des wirklichen oder angeblichen Rechtes war es ihm jetzt um die Niederlage, wenn möglich um die Vernichtung eines andern zu tun. Da wurde jedes seiner Worte unerbittlich, schürfte mit grausamer Lust die schwache Stelle des Gegners auf und ruhte nicht, bis der besiegt am Boden lag. War es so weit, dann flammte in Gademanns Augen höhnischer Triumph, und er pfiff und sang und freute sich über den Verlust, den der andre erlitten, mehr als über den eignen Gewinn. Die siegreiche Unerbittlichkeit, mit der er jetzt *jede* Sache verfocht, machte seine Kanzlei zur gesuchtesten, und allmählich wuchs auch Gras über den »Fall Gademann«, wie es über alle »Fälle« wächst. Nur *einer* vergaß nicht: Rechtsanwalt Gademann selbst.

Hildegard hatte in all der Zeit schwer mit ihm und *um* ihn gelitten. Sie verstand nichts von der ganzen Ringangelegenheit, *wollte* nichts davon verstehen. Ihr Mann hatte recht. *Mußte* recht haben. Wer daran zweifelte, war ihr Feind.

Dann war der Krieg gekommen, der alle persönlichen Feindseligkeiten ausgelöscht hatte.

»Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!« Rechtsanwalt Gademann lachte, wenn er das hörte. Es war das harte, höhnische Lachen, das er sich seit dem unseligen Prozeß angewöhnt hatte.

Hildegard weinte. —

Während des Krieges war der Rechtsanwalt eine Weile als Dolmetscher verwendet worden, denn er beherrschte fremde Sprachen. Dann erinnerte man sich seiner Rednergabe und ließ ihn Vorträge halten, die man aber jählings unterbrach, um ihn wieder nach Hause zu schicken. Es gab keine nähere Erklärung für diese unerwartete Entlassung, und der Rechtsanwalt fragte den Gründen nicht nach. Er lachte nur wieder sein hartes, höhnisches Lachen und kümmerte sich um nichts mehr, was außerhalb seiner Kanzlei und seiner Familie lag.

Hildegard war bestürzt. Sie verstand nicht, was mit ihrem Manne vorgefallen sein mochte, und er gab ihr keine Gründe an. So ängstigte sich Hildegard vor Unbekanntem, und immer lauter schrie Gademanns verbittertes Herz nach Vergeltung.

Im Laufe der Jahre wuchs in Hildegard etwas gegen ihren Mann auf, das sie zu ersticken versuchte, und das doch stetig stärker wurde. Ihr Mann erschien ihr jetzt häufig wie ein Fremder. Und in den Stunden, da er ihr so erschien, wurde die Angst in ihr immer größer.

Eine stille Tragödie hub für die Frau an. Schwindendes Vertrauen und tiefe Meinungsverschiedenheit trennten sie von dem Manne, an den sie nicht nur Ehe und Sohn banden, sondern auch Erinnerung an gemeinsames Glück und Leid. Wäre sie kinderlos gewesen, so hätte sie in den schwärzesten Jahren, die über dem Lande lagen, das Zusammenleben mit dem Gatten kaum ertragen, doch Erich war das Band, das die beiden aneinanderknüpfte. Rechtsanwalt Gademann liebte den Sohn zärtlich, liebte seine Frau zärtlich, und wenn er auch spürte, daß zwischen ihm und ihr nicht mehr alles wie einst war, so schob er die Veränderung gern auf die Überreizung, die diese Zeit mit sich brachte, und der eine Frau von Hildegards Art und Erziehung leichter noch als andre erliegen mußte.

Gern hatte er sie darum zu dem verwitweten Schwiegervater ziehen lassen und sie in dem Brief ermahnt, ihren Aufenthalt wegen der »Brenzligkeit« nach Belieben auszudehnen. Wohl schien ihm sein Haus, dem die Frau fehlte, einsam und öde, aber er fand es doch aus mannigfachen Gründen besser, wenn nicht immerfort Hildegards Augen auf ihm ruhten und er so oft stumme Mißbilligung in ihrem Gesicht las.

Hildegard schrieb ihm jede Woche, aber von dem Gang zum Bahnhof an jenem wolkigen Sommernachmittag und von ihrem flüchtigen Zusammentreffen mit Seldneck hatte sie nichts geschrieben. Nicht etwa, weil sie ihrem Manne etwas verheimlichen wollte, sondern weil sie wußte, daß er solche Nachricht nur mit dem spöttischen Lächeln gelesen hätte, das sie verdroß, auch wenn sie es nur ahnte. Wohl aber hatte Erich seinem Vater, an dem er schwärmerisch hing, einen ausführlichen und begeisterten Bericht gegeben, um dann etwas prahlerisch von seiner Begegnung und seinem Gespräch mit Seldneck zu erzählen und hinzuzufügen: »Er will uns auch demnächst besuchen. Du kannst dir gar nicht denken, wie interessant er ist. Man kann nur sagen ‚ein Kerl'. So einen brauchen wir. Der wird's schon machen —« Es ging noch einige Zeilen in diesem Stil weiter.

Als Antwort erhielt er nur wenige Zeilen, in denen es hieß: »Es wird recht gut sein, wenn du wieder in deinem Internat bist und deine Zeit ausschließlich deinen Studien zuwenden mußt, statt kindliche Leitartikel über Menschen zu schreiben, die du ‚Kerl' nennst. Denke lieber an dein Abiturium — das ist für dich naheliegender und nützlicher!«

An seine Frau aber schrieb er: »Ich vernehme mit Bedauern, liebe Hilde, daß du Erich sehr ins Kraut schießen lässest und dich selbst sogar in gewissem Sinne exponierst. Ich bitte dich herzlich, alle Gefühlsüberspannungen zu vermeiden und nicht geflissentlich in den Bannkreis von Persönlichkeiten zu treten, deren Begabung ich nicht unterschätze, die aber für uns, in der augenblicklichen Lage, leicht insofern verhängnisvoll werden könnten, weil es bei Außerachtlassung genügender Zurückhaltung den Anschein gewinnen könnte, als seien wir ihre Parteigänger. Richtiger, als sei i c h ihr Parteigänger, was ich durchaus nicht bin und auch nicht sein will. Du wirst nun wieder recht böse auf mich sein, daß ich auf deine glühende und — verzeih! — exaltierte Begeisterung einen kalten Wasserstrahl spritze, aber ich habe hier ein Amt u n d eine Meinung, und beide gebieten mir, dich vor Unvorsichtigkeiten zu bewahren. Es wäre vorteilhaft, liebe Hilde, wenn du die gegenwärtige Stimmung bei uns daheim in Rechnung ziehen und einsehen würdest,

daß man da guttut, sich zurückzuhalten, jeden Schritt dreimal zu prüfen, ehe man ihn macht, und — hauptsächlich! — keinerlei Kombinationen, so haltlos sie auch sein mögen, Tür und Tor zu öffnen. Verzeih diese kleine Strafpredigt, die natürlich mit einem Ausflug in ein Gebiet verknüpft ist, das mir fernliegt und dem ich gern fernbleibe oder bleiben möchte. Aber ob man will oder nicht, man stößt immer wieder hinein, besonders wenn man ein Flammenweibchen wie Madame zur Gemahlin hat und obendrein einen Jungen, dem ich trotz aller Liebe ehestens ein paar hinter die Ohren geben möchte. Wie immer — der Deine. Robert.«

Hildegard bekam einen roten Kopf, als sie den Brief las. Sie schloß ihn weg, sagte Erich kein Wort davon. Sie wollte dem Jungen die schöne, gehobene Stimmung, in der er war, nicht verderben.

Erich aber fühlte sich von dem Brief, den sein Vater ihm geschrieben hatte, gekränkt, ging mit hocherhobener Nase als beleidigter Prinz umher und kam sich unverstanden vor. Und zwar unverstanden nicht nur vom Vater, sondern auch von Selbneck, der nun den angekündigten Besuch bei Hildegard gemacht hatte. Da hatte sich Erich mit der naiven Anmaßung seiner Jahre eingebildet, der verehrte Mann dürfte nach weiterem Gedankenaustausch mit ihm und würde ihn als Gleichberechtigten im Gespräch festhalten und sehr gespannt sein, aus seinem Munde Erhellungen über die Ansichten und Stimmungen der heutigen Jugend zu erfahren. Zu Erichs Befremden und Bedauern hatte jedoch Selbneck darauf keinen Wert gelegt, ihn nur sehr freundschaftlich begrüßt, ihn dies und jenes gefragt, dann aber, als Hildegard ins Zimmer trat, sich von dem Jungen abgewandt, dem obendrein die Mutter einen nicht mißzudeutenden Blick zuwarf, demgemäß er mit einer Verbeugung das Zimmer verließ. Das war sehr schmerzlich für Erich, und eine Weile rumorte es zornig in ihm, und er fand, daß die alten Leute eben immer alt seien, selbst wenn man sie momentan noch für jung und modern hielt. Allmählich aber stiegen über seinen Unmut Selbnecks Worte von der Selbstzucht und vom Beispiel, das man geben müsse, empor, und so unterdrückte er seine Enttäuschung und verzieh großmütig den beiden Erwachsenen, daß sie seine Unterhaltung und Meinungsäußerung entbehren wollten.

Es war nur ein kurzer Besuch, den Selbneck machte. »Ich weiß nicht, ob ich sagen darf ein Antrittsbesuch. Das hängt von Ihnen ab, Hildegard.«

»Sie können sich denken, wie ich mich freue, wenn Sie oft, recht oft kommen. Es tut so gut, einmal wieder von alten Zeiten reden zu können, von der Jugend, von den Illusionen, die man hatte. Ach, und es tut erst recht gut, mit einem Menschen sprechen zu können, der einem ein wenig Mut gibt —« Sie hielt inne. Sie hatte noch sagen wollen: Der nicht immer höhnt, der nicht alles als Vergeltung für persönliches Mißgeschick ansieht und sich darum darüber freut. Doch sie verschwieg die Worte. Sie konnte nicht den eignen Mann einem Fremden preisgeben.

Selbneck merkte wohl, daß sie etwas verschwieg. Er sagte: »Man muß immer Mut haben. Es braucht kein draufgängerischer zu sein. Ein verschwiegener, zäher ist oft besser.«

Sie sprachen noch dies und jenes, nannten sich »Hildegard« und »Albrecht«, wie sie früher getan, da Hildegard und Albrechts Schwester noch Backfische gewesen, über die er, der junge Student, sich sehr erhaben gefühlt hatte.

Er sagte melancholisch: »Wie lange ist das her, und wieviel hat man seitdem erlebt und ertragen!«

Sie nickte stumme Bejahung.

»Aber Sie, Hildegard, Sie dürfen doch nicht gar zu laut klagen. Sie haben wenigstens *etwas* aus dem großen Schiffbruch gerettet. Ihren Mann, ihren Sohn! Hoffnungen für die Zukunft —«

Eine kleine Pause entstand. Hildegard senkte die Augen und schwieg. Selbneck sah sie an. Er merkte, daß sie befangen und innerlich zerfahren war. Er stand auf und verabschiedete sich.

»Sie kommen bald wieder, nicht wahr?« fragte sie in einem Ton, der wie eine Bitte klang.

Er küßte ihre Hand und versprach es. —

Hildegard hatte nicht viel Zeit, über diesen Besuch oder sich und Selbneck nachzudenken. Die Abreise Erichs bedingte noch mancherlei Eilbesorgung und brachte Unruhe ins Haus. Dann mußte sie auch darauf bedacht sein, für den Staatsrat eine Pflegerin zu besorgen, denn ewig konnte ja ihr eigner Aufenthalt in dem lieben, alten Elternhause doch nicht währen.

Nach etlichen Wechselfällen war eine tüchtige Pflegerin gefunden, an deren stilles, freundliches und doch energisches Walten sich der Staatsrat schneller und besser gewöhnte, als Hildegard gehofft hatte. Er verließ sein Zimmer überhaupt nicht mehr, war oft tagelang ganz vernünftig, las seine Zeitung, blätterte in einem aktuellen Buch, war von rührender Güte gegen die Tochter und die Pflegerin, klagte, daß er, der zu nichts mehr nutz sei, ihnen, den Jüngeren, das Leben schwer mache. In solchen Zeiten war er wieder ganz der Beamte alten Schlages, der sich bereitwillig allen Geboten der Notwendigkeit fügt. Bis wieder die Zornesanfälle kamen, die Wahnideen und die kindischen Begehrlichkeiten. —

An einem hellen Nachmittag saß Hildegard am Fenster ihres Wohnzimmers und besserte Wäsche aus. Still war es hier und friedlich, und Hildegard empfand beinahe etwas wie Glück. Da läutete es an der Haustür — schrill, dringlich, wie nur der Briefbote zu läuten pflegte. Hildegard wunderte sich ein wenig über dies Läuten, denn es war gar nicht Postzeit, und Neugier trieb sie, die Tür selbst zu öffnen, noch ehe das Mädchen herbeikam.

Ein Depeschenbote stand da, reichte ihr ein Telegramm und verschwand. Sie erschrak und eilte mit zitternden Knien nach ihrem Zimmer zurück.

»Bin völlig unverletzt. Zeitungsnachrichten Unsinn. Keinesfalls voreilige Heimreise antreten. Brief folgt. Robert.«

Sie las, las immer wieder und konnte nicht enträtseln, was da vorgefallen sein mochte. Ein Unglück? Ein Unfall? Wieder einmal einer der unseligen Grenzzwischenfälle, die so tief erbitterten? Es war qualvoll, dazustehen und nur das Ende des Begebnisses zu wissen, nicht aber das Begebnis selbst. Die Hauptsache blieb freilich, daß ihr Mann unverletzt und gesund war — aber das übrige?

Erregt und immerfort Unheil witternd, wie es seit langem ihre Art war, saß sie nun untätig da und grübelte. Was hatte sich ereignet? Was mochte geschehen sein? Die Fassung des Telegramms war merkwürdig, flößte ihr Besorgnis ein, für die sie keinen Namen fand. Warum hatte Robert nicht telegraphiert, was geschehen war? Warum nur dies »Bin unverletzt«? Welch neues Schrecknis wollte er ihr verschweigen? Und warum wollte er verschweigen? Aus Zärtlichkeit? Möglich. Aber die Form seiner Zärtlichkeit war sehr töricht, denn dies halbe Wissen ängstigte sie mehr als eine volle Gewißheit.

Je mehr sie grübelte, um so unruhiger wurde sie. Den ganzen Rest des Tages und eine lange Nacht würde sie auf Aufklärung warten müssen; der angekündigte Brief konnte im günstigsten Falle erst am nächsten Morgen da sein. Vermutlich aber würde er erst am übernächsten Tage eintreffen.

Was würden wohl die Zeitungen bringen? Wie lauteten die Notizen, die Robert schon heute »Unsinn« nannte? Ach, wenn sie doch einen Menschen hätte, einen einzigen, zu dem sie mit ihrer Angst und ihren Fragen hätte flüchten können, einen, der ihr ein wenig Klarheit gab, ein wenig Zuversicht und Trost! Sie hatte niemand. Sie war ganz allein. Selbneck — einen Augenblick schoß ihr sein Name durch den Kopf. Gleich aber sagte sie nein. Was konnte er, der fremde Mann, ihr sein? Was wußte er von der Wirrnis ihres Herzens, von den unklaren Ängsten und Zweifeln, die immer wieder an ihrer Seele rissen?

Sie grübelte weiter, wurde immer unruhiger, immer erregter. Phantastische Bilder standen vor ihr auf. Unglück ... Greuel ...

Sie preßte die Hände an die Schläfe, rief, von Angst geschüttelt, in das stille Zimmer hinein: »Nicht, nicht!« Sie war wie von Sinnen, wußte es, wollte sich selber Beruhigung geben und vermochte es doch nicht.

Sie sprang auf, lief ans Telephon. Ließ sich mit dem Hause Selbnecks verbinden, fragte, ob Herr Doktor Selbneck zu sprechen sei.

Als sie ihren Namen genannt hatte, antwortete er selbst: »Sie wünschen mich zu sprechen, Hildegard? Was ist's? Ich stehe zu Diensten.«

Welche Erleichterung, in dieser Not eine bekannte Stimme zu hören, eine teilnehmende Stimme, die Hilfe anbot!

Hastig sprach sie in den Apparat hinein: »Verzeihen Sie nur, daß ich anrufe. Aber ich bin so aufgeregt. Ich weiß mir nicht zu helfen. Ich habe von meinem Manne ein Telegramm erhalten, das mich so erschreckt.«

»Wollen Sie es mir gleich mitteilen, oder soll ich zu Ihnen kommen?«

»Ach, wenn Sie das wollten!«

»Selbstverständlich! Ich bin gleich bei Ihnen.«

Als er bei ihr eintrat, wollte sie nochmals Worte der Entschuldigung sagen, er aber hob abwehrend die Hand. »Zur Sache, Hildegard! Was gibt's?«

Sie reichte ihm die Depesche.

Er las, schüttelte den Kopf, gab sie ihr zurück. »Das ist sonderbar, aber zu besonderer Aufregung ist wohl kein Grund. Die Hauptsache ist doch, daß Ihrem Manne nichts geschehen ist.«

»Ja, ja! Selbstverständlich!« Leer, eingelernt sagte sie es. Sie vermied Seldnecks Blick, ließ die Augen unruhig im Zimmer hin und her gehen.

Seldneck spürte, daß hier Dinge waren, die ungesagt, unerkannt bleiben wollten. Er fragte nichts, drang nicht mit beruhigenden Reden auf Hildegard ein. Ganz einfach meinte er nur, daß man eben die Zeitung abwarten müsse. Auch wollte er heute noch telephonisch in Berlin anfragen, ob dort etwas bekannt sei. Mehr konnte er im Augenblick nicht tun.

»Versuchen Sie zu schlafen — es wird schon gehen. Sie haben sich sehr erregt, und da werden die Nerven sich schon zur Ruhe kommandieren lassen.«

»Eine Nacht ist furchtbar lang. Kann wenigstens furchtbar lang sein.«

»Ich weiß es.«

Nun schämte sie sich fast ein wenig. Welche Reihe von Nächten des Grauens mochte dieser Mann durchgemacht haben! Sie sagte schüchtern: »Sie halten mich gewiß für sehr klein und feige?«

»Sie sind eine Frau, eine Mutter. Wie sollten Sie da nicht immerfort zittern, auch wenn es nur Gespenster sind, die Sie ängstigen?«

Er saß lange bei ihr, ohne daß sie Besonderes sprachen. Menschennähe tat ihr gut, gab ihr Ruhe. Unversehens erzählte sie im Verlauf des Abends mancherlei von daheim, ohne mit einem einzigen Wort den Konflikt zu berühren, in dem sie seit langem stand. Seldneck spürte dennoch, daß in dieser Ehe nicht alles war, wie es sein sollte und wie es ehedem wohl gewesen war.

Auf seinem nächtigen Heimwege sann er dieser Frau und den Gerüchten nach, die er einst über Rechtsanwalt Gademann vernommen hatte. Er versuchte einen Zusammenhang herzustellen zwischen diesen Gerüchten und dem unbestimmten Inhalt des Telegramms. Es gelang ihm nicht. Was besagten denn auch die Gerüchte einer ungewöhnlichen, von Haß und Furcht durchtobten Zeit? Man mußte sich nicht Phantasien hingeben, wie Hildegard, die arme, bedrängte Frau tat. Und nicht nur arm und bedrängt, sie war auch zu Exaltation geneigt, das gestand sich Seldneck zu, so unangenehm diese Wahrnehmung ihm auch war. Aber haben Frauen nicht das Recht, exaltiert zu sein? Und kleidet sie ein wenig Überspannung der Gefühle nicht besser als das nüchterne Gleichgewicht des Tages, das dem Manne ziemt? Seldneck bejahte die Frage und nahm sich vor, ohne weitere Betrachtungen die Zeitungsnachrichten über den Fall abzuwarten, der vorerst noch keinen Namen trug. —

Hildegard verbrachte eine schlechte Nacht. Wohl kam ein wenig Schlummer über sie, aber immer wieder taumelte sie erschrocken empor, meinte, das Klingelzeichen der Post oder den Einwurf der Zeitung überhört zu haben. Gegen Morgen fand sie gar keine Ruhe mehr, sah alle paar Minuten nach der Uhr, ob Zeitung und Post noch nicht kämen. Endlich war die Zeitung da — der Briefbote aber hatte nichts abgegeben. Hastig durchsuchte sie das Blatt. Da ... da stand es mit fettgedruckter Überschrift: »Attentat auf Rechtsanwalt Gademann. Wie uns eine in zwölfter Stunde zugegangene Drahtnachricht meldet, wurde gestern auf den bekannten Rechtsanwalt Doktor Robert Gademann ein Revolverattentat verübt. Als Doktor Gademann sich, wie gewöhnlich, vormittags zum Justizgebäude begeben wollte, feuerte ein Individuum aus dem Hinterhalt drei Revolverschüsse auf ihn ab. Doktor Gademann blieb unverletzt und konnte seinen Weg ruhig fortsetzen. Der Täter, ein etwa fünfunddreißig Jahre zählender, anscheinend den gebildeten Ständen angehöriger Mensch, wurde verhaftet. Über das Motiv der Tat fehlt jeder Anhaltspunkt.«

Hildegard wußte mit dieser knappen Notiz nichts anzufangen. Doch eins war klar, und dafür mußte sie dankbar sein: ihr Mann war wirklich unverletzt geblieben. Wieso ein Mensch dazu kam, ein Attentat auf ihn zu machen, blieb rätselhaft. Aber es war ja eine wirre, aufgeregte Zeit, und manche Hand,



August Herzog: Madonna



die sich sonst mit einem gereizten Brief begnügt hätte, griff jetzt gleich zur Waffe.

Abends kam dann der angekündigte Brief. Er war nicht eben ausführlich, hielt sich nicht bei Einzelheiten auf und behandelte das ganze Attentat als etwas Nebensächliches, von Reportern Aufgebauschtes.

»Selbstverständlich ist mein Attentäter etwas verrückt. Welcher nicht verrückte Mensch hätte ein Interesse daran, mich beseitigen zu wollen? Ich hoffe, man sperrt den Narren, der auf mich schoß, nicht ins Gefängnis, sondern in eine Kaltwasseranstalt. Keinesfalls sollst du dich irgendwie beunruhigen, liebste Frau! Glaube auch nichts von dem, was zweifellos die Zeitungen noch alles ausspüren, ausspintisieren und ausschmücken werden — so etwas ist ja für sie ein gefundenes Fressen. Halte dich nur an die wahrhaftige, unerfreulich-erfreuliche Wahrheit: ein Narr hat auf mich geschossen und mich gänzlich verfehlt. Pech für ihn, Glück für mich! Immer der Deine. Robert.«

Hildegard begriff sofort, daß dieser Brief etwas verschwieg. Warum kam Gademann immer wieder auf die Zeitungsnotizen, und warum immer wieder die Mahnung, daß Hildegard ihnen nicht glauben sollte? Hier lag etwas, was er verbergen wollte, und nun war sie erst recht bemüht, sich alle Zeitungen zu verschaffen, die den »Fall Gademann« besprachen. Doch auch hier fand sie keine Aufklärung. Überall machte sich eine große Zurückhaltung fühlbar. Allem Anschein nach sei der Attentäter geistesgestört und seine Überführung in eine Anstalt wahrscheinlich. Damit war der »Fall Gademann« für die Öffentlichkeit erledigt — wie es sich mit ihm in Wahrheit verhielt, erfuhr sie nicht. So mußte sie sich zufrieden geben, obgleich ihr ganzes Wesen von Unruhe erfüllt blieb, als stünde hinter ihr ein Schrecknis, nach dem sie sich nicht umzublicken wagte.

Nur einer in Hildegards Nähe ahnte, wie alles zusammenhing, doch dieser eine schwieg.

Wenn Selbneck am Tage seiner Heimkehr gemeint hatte, die blonde Frau mit den feuerfarbenen Blumen sei wie das Symbol eines ganzen Volkes vor ihm gestanden, so war diese Vorstellung natürlich einer gehobenen Stimmung entsprungen, aber in gewissem Sinne konnte sie auch vor der nüchternen Wirklichkeit bestehen. Ein Strom von Achtung und Sympathien floß in diesen Tagen zu ihm hin; wo immer er erschien, hoben die Menschen die Köpfe, war rundum Flüstern und grüßendes Lächeln mit glänzenden Augen.

Eifrig war die Phantasie am Werke, um aus ihm, der nichts als Wirtschaftler war und sein wollte, eine politische Persönlichkeit zu gestalten. Man traute ihm eine Macht und Pläne zu, an die er niemals dachte. Man wollte wissen, daß weder in der Wilhelmstraße noch im Reichstag Beschlüsse gefaßt wurden, hinter denen nicht e r stand. Künftige Kanzlerschaft dichtete man ihm an oder das Ministerium des Äußeren oder zum mindesten einen Botschafterposten an schwieriger Stelle. Es fruchtete nichts, daß er bei jeder Gelegenheit beteuerte, er sei nur ein Großindustrieller und wolle nichts andres sein. Man deutete solche Beteuerung als diplomatischen Schachzug und betrachtete Selbneck um so hartnäckiger als politische Erscheinung.

Er sah den Eindruck, den er hervorrief, war ein wenig erstaunt, ein wenig erfreut, konnte sich aber eines bangen Gefühls nicht erwehren. Ihm bangte nicht für sich, sondern für all die Gläubigkeit, die da aus einem einzigen Wort aufgeschossen war. Er erkannte, daß all diese Menschen sich gar nicht klar waren über die eigne Lage, daß sie meinten, alles sei gewonnen und zum Guten gewandelt, wenn ein zündendes Wort gesprochen und jubelnd aufgenommen war. Wie aber würde es um all die Gläubigkeit stehen, wenn, wie schon oft, statt des Rechtes das Unrecht siegte? Würden sie auch dann noch an ihn und das Recht glauben? Und wenn, wie ebenfalls oft, Hetzer aufstünden, die beteuerten, daß nicht Unrecht, sondern Recht geschehe, würde auch dann die neuerwachte Gemeinschaft bestehen, die alle rundum in dieser Stunde verband und beglückte?

Es gab viele Stunden, in denen er auf lange Erfahrung hörte, die ihm nichts Gutes weissagte. Um solche trübe Prophezeiungen zu bannen, rief er sich immer jenen Sommernachmittag ins Gedächtnis, da eine Menge ihm zugejubelt und eine blonde Frau ihn mit den Blumen des Lebens gegrüßt hatte. Ja, an dies Symbol wollte er glauben, m u ß t e er glauben, denn auch für ihn war jetzt Glauben höchste Pflicht. Glauben an die eigne

Kraft und an die Unerschütterlichkeit des Volkes. Er wollte glauben, und darum glaubte er, und alles rundum schien ihm ein Recht zu solchem Glauben zu geben.

Mehr aber noch als der eigne Wille stärkte ihm Hildegard den Glauben. Er hatte seinen Besuch bei ihr bald wiederholt, und schnell war es ohne besondere Verabredung gekommen, daß er sich allwöchentlich ein- oder zweimal bei ihr zum Abendtee anmeldete. Mochten sich bei ihm auch noch so viele Depeschen, Ferngespräche, Exposés, Geheimbotschaften und Empfänge wichtiger Persönlichkeiten aneinanderreihen — für ein paar Stunden, die Hildegard gehören sollten, wußte er immer Zeit zu schaffen.

Wenn das Telephon im Hause des Staatsrats klingelte und Seldnecks Stimme fragte, ob die gnädige Frau ihn heute wohl empfangen wolle, dann war es Hildegard jedesmal, als blinkten über seine Worte Sonnenfunken. Sie, die jetzt stets ernst, ja bedrückt umherging, sie wurde an solchem Tage fröhlich, erwartungsvoll, wie ein junges Ding, das auf etwas Wunderschönes harrt, ohne daß es wüßte, worauf es wartet. Nichts konnte ihr an solchem Tage die schöne Stimmung verderben, oder nur eins: ein Brief ihres Mannes.

O diese Briefe, die Rechtsanwalt Gademann in jener Zeit an seine Frau schrieb! Voll Zärtlichkeit waren sie, voll Ungeduld, sie wieder bei sich zu haben, aber in jedem standen bittere und höhnische Worte über Seldneck, so daß Hildegard zu zittern begann, sobald sie auf dem Umschlag die Handschrift ihres Mannes erkannte. Sie ertrug es nicht, Seldneck angegriffen und verkleinert zu sehen, ihn, dessen klarer, fester Sinn in eine hellere Zukunft zu weisen schien. Leidenschaftlich bäumte sich da der Wunsch in ihr auf: Fort von Gademann! Nicht mehr das höhnische Gesicht sehen, das alles belächelt, was ich verehre, das alles zersetzt, woran mein Glauben hängt! Fort von ihm, fort!

So bäumte sich der Wunsch, doch niemals gab sie ihm Gehör. Sie war erdengebunden, wie alle Mütter, war an den Mann gefesselt durch den Sohn, den sie ihm geboren und der mit abgöttischer Liebe am Vater hing. Erich ahnte ja natürlich nichts von der seelischen Verfassung des Rechtsanwalts, und wenn es ihn auch verdroß, daß dieser sich so schroff gegen die »politisierte Jugend« aussprach, so dachte der Junge eben mit der naiven Anmaßung seiner Jahre, daß in diesem besonderen Punkt eben auch sein Vater »alte Generation« sei, mit der man Nachsicht haben müsse, wie Eltern bekanntlich immer der Nachsicht des jungen Geschlechts bedürfen.

Doch es war nicht nur Erich, der sie an den Mann band. War sie doch keine jener Frauen, die leichten Herzens einen Bund lösen, der fürs Leben geschlossen worden ist. All die Redensarten, mit denen Oberflächlichkeit, Mangel an Verantwortungsgefühl und Leichtfertigkeit ihr wahres Gesicht verschminken wollen — Pflicht gegen sich selbst, Recht auf sich selbst, zerrissene innere Gemeinschaft —, wurden von ihr zurückgescheucht, sobald sie sich verführerisch an sie heranwagen wollten. Sie war die Tochter eines alten Beamten, und in ihr waren noch die Grundsätze lebendig, die sie in ihrem Elternhause als Gesetz gekannt hatte. Der erste dieser Grundsätze hatte gelautet: »Man hält auf dem Posten aus, auf den man gestellt ist!«, und darum hätte Hildegard nicht an eine Lösung ihrer Ehe gedacht, auch wenn Erich nicht das unzerreißbare Band zwischen ihr und dem Manne in seinen Jünglingshänden gehalten hätte. Und wenn auch an den Tagen, da der Brief kam, alles in ihr sich gegen den Mann erhob, um den sie einst so lange und schwer gekämpft hatte — sie war sein und blieb sein, solange nicht etwas zwischen sie treten würde, das für ihr Gefühl unüberwindlich war.

Doch alle Schmähungen Gademanns, alle Bitternis in ihr waren vergessen, wenn Seldneck ins Zimmer trat, wenn über den kleinen Teetisch hinweg sein ernstes Gesicht ihr zugewandt war und ihren leuchtenden Augen zulächelte. Schnell hatten sie sich zueinander gefunden, nicht in Liebe, wohl aber in einer tiefen Zuneigung, die nur ihre Stunde erwartete, um Liebe zu werden. Kindheits- und Jugenderinnerungen waren ihnen gemeinsam, und fest band sie jene Empfindung zusammen, die ihm sein »Nein!« und ihr die Hingerissenheit gegeben hatte. Immer wieder erschien er Hildegard wie der Künder einer besseren Zukunft, und immer wieder sah er in ihr das Symbol des Vertrauens, des Glaubens, der Liebe, die durch sie ein ganzes Volk ihm offenbarte. Und neben dem Symbolischen wirkte der Reiz der Frau

auf ihn, den er seit langer Zeit zum erstenmal wieder empfand.

Doch noch andres fesselte ihn, flößte ihm Teilnahme ein. Er merkte bald, daß in Hildegards Ehe ein Bruch war. Oft sprach sie mit Seldneck von ihrem Sohn, aber kaum je von ihrem Gatten, und wenn es geschah, dann hastig, mit abgewandtem Blick, als fürchtete sie durch ihr Auge zu verraten, was der Mund doch verschweigen wollte.

Er sah es, und Mitleid ergriff ihn. Hätte er sie doch wegführen können von ihrem Manne, in eine ruhige, untadelige Zukunft hinein. Doch sie war an den Mann gebunden, den sie einst geliebt, den sie wohl noch liebte. Hören denn Frauen von ihrer Art auf zu lieben, wenn sie einmal geliebt haben? Und wenn sie unter einem übermächtigen Druck aufhören müssen zu lieben, sind sie dann nicht innerlich zerstört? Ein trübes Los, das ihr nach strahlendem Glück zugefallen war.

Wenn Hildegard hastig, mit abgewandtem Blick von Rechtsanwalt Gademann gesprochen und das Gespräch schnell wieder abgelenkt hatte, dann sagte sie wohl tief aufatmend zu Seldneck: »Ach, Albrecht, Sie wissen ja gar nicht, wieviel Sie mir und andern Menschen gegeben haben! Mut und Glauben haben Sie geschenkt und einen Ausblick eröffnet, wo alles Nacht schien.«

»Hildegard, sprechen Sie keine großen Worte und überschätzen Sie das eine nicht, das so ungeheuerlich aufgebauscht worden ist, aus dem Phantasten durchaus so etwas wie ein Programm herauslesen und machen möchten. Was habe ich denn gesagt? Nein. Ich habe es als Antwort auf einen Vorschlag gesagt, der ein gutes Recht beschneiden wollte. Das ist alles. Wer mehr dahinter sieht oder sucht, täuscht sich und wird folgerichtig eines Tags auch von mir enttäuscht sein.«

»Sie können nie enttäuschen! Ich spüre ja an mir, wie Sie einen in die Höhe reißen, stark machen. Und wie mir, geht es vielen, allen!«

»Wird es dauern?«

Sie preßte die Hände auf die Brust und sah ihn an. »Wissen Sie, was ich möchte? Ich möchte vor ein großes Opfer gestellt werden, um Ihnen beweisen zu können, wie stark Sie einen Menschen machen können und wie töricht es ist, an Ihrer eignen Macht zu zweifeln.«

»Vielleicht zweifle ich weniger an mir als an den Menschen.«

»Sie sollen aber nicht zweifeln! Eben darum möchte ich vor ein großes Opfer gestellt werden.«

Wie damals bei Erichs vorschneller Rede, hob er auch jetzt abwehrend die Hand. »Maß halten, Hildegard! Keine Inflation der Worte!«

Weil er wußte, wie sie an ihrem Sohn hing, sprach er oft mit ihr von ihm. Wußte von der schwärmerischen Liebe, mit der dieser Junge zum Vater aufblickte, merkte, daß eben diese übergroße Liebe die Mutter ängstigte. Mußte sie ängstigen, denn was sollte werden, wenn ihre unklaren Befürchtungen, ihre ahnungsvollen Zweifel eines Tags grausame Bestätigung erführen? Wie würde Erich die Gewißheit ertragen? Heute tappten Befürchtungen und Zweifel noch im Dunkel, glichen der Nachtmahr, die den Schlafenden bedrängt und die entflieht, sobald es ihm gelingt, den Bann des Schlummers abzuschütteln. Aber mehr noch graute ihr vor dem Wort, das tagklar aussprach.

Es war Ahnung in ihr, daß Seldneck mehr über Rechtsanwalt Gademann, mehr über das rätselhafte Attentat wußte, als er verriet. Immer wieder hatte sie sich befohlen, ihn zu befragen — zwanzigmal war sie zu schwach gewesen, um dem eignen Befehl zu gehorchen. Es war ihr dann immer, als stünde sie am Rande eines Abgrunds, müßte hineinspringen, und verzögerte sich doch immer, weil Fuß und Willen dem Selbstmord widerstrebten.

Einmal, als sie lange schweigend Seldneck gegenübersaß, vergrübelt in ihre Gedanken und Zweifel, sagte er behutsam, wie eine Fortsetzung dessen, was in ihrem Kopf arbeitete: »Sie sind doch eine sehr glückliche Frau, Hildegard! Sie haben einen Sohn —«

Nichts weiter sagte er. Doch ohne Worte hieß es: Ich habe die meinen hergeben müssen. Eine stillstehende Uhr ... ein Tagebuch ... ein Ring mit geschnittenem Karneol ... das ist alles, was mir von dem einen blieb. Von dem andern nicht einmal das ...

Hildegards Stirn lag in Falten. Ihr Mund war wie in Schmerz zusammengezogen. »Glücklich?« wiederholte sie leise, und ein Klang von Bitterkeit schwang in dem Wort. »Glücklich? Was wissen Sie von mir und meinem sogenannten Glück!« Mit einer

jähen Bewegung legte sie dann die Hand auf seinen Arm. Fuß und Wille bebten nicht länger vom Abgrund zurück. »Albrecht, ich muß Sie etwas fragen.«

Ihm war unbehaglich zumute. Er ahnte, was kommen würde. Noch versuchte er die Sache ins Scherzhafte abzulenken. »Müssen Sie? Ich glaube nicht recht daran. Man muß nämlich viel weniger Fragen stellen, als man glaubt.«

»Weichen Sie mir nicht aus! Versprechen Sie mir, daß Sie mir die Frage in voller Wahrheit beantworten werden!«

Er zögerte noch einen Augenblick, sagte dann aber: »Ich verspreche es.«

Sie fragte. Mit abgewandtem Blick, bebender Stimme und Wangen, die in Scham brannten, fragte sie —

Vorsichtig, zart, als spräche er zu einer Kranken, gab er Antwort —

Eine lange Pause entstand. Hildegard hatte die Hände vors Gesicht geschlagen ... ließ sie jetzt langsam sinken. »Dann ist alles aus, dann kann ich nie mehr zu ihm zurück.«

Seldneck wollte sie beruhigen, ihr mit Vernunftgründen zureden. Alles, was er lange gewußt und was sie eben vernommen hatte, enthielte ja noch gar keinen Beweis. Gewiß, unangenehme Momente seien vorhanden — Peinlichkeiten — Unvorsichtigkeiten. Aber ein Grund, den Mann schlankweg zu verdammen, läge nicht vor. Sie solle doch bedenken, in welcher Zeit man lebe. Wie die große Katastrophe auch klugen, ja bedeutenden Menschen den Sinn verwirrt habe. Alle Tage könne man Beispiele davon sehen. Aber für eine Frau, für eine gute Frau sei es doch kein genügender Grund, den Gefährten langer Jahre, den Vater des Sohnes wie einen Schwerverbrecher zu betrachten. Beweise — wo seien sie? Erst wenn sie einen Beweis von Doktor Gademanns unlauterer Gesinnung in Händen hielte, dürfe sie urteilen ... verurteilen.

Sie starrte vor sich hin. Sie hörte kaum auf das, was er da sagte. Sehr überzeugend klang es auch nicht, denn er selbst war nicht recht von seiner Beruhigungsrede überzeugt.

»Versprechen Sie mir, Hildegard, daß Sie keine Hals-über-Kopf-Torheit begehen werden, wie Ihre Natur gern möchte! Alles ist nur Anschein, Vermutung. Denken Sie auch an Erich. Sie würden ihn verlieren, wenn Sie das Bild des Vaters vor ihm herabsetzten, diffamierten. Da hülfe dann kein ‚Es war nicht so gemeint' oder ‚Ich habe mich getäuscht'. Sie verlieren ihn, wenn er durch Sie den Vater verliert. Versprechen Sie mir, alles, was ich Ihnen gesagt habe, ruhig zu bedenken, recht zu verstehen. Recht, nicht so, wie Ihr heißer Kopf es in dieser aufgewühlten Stunde ansieht. Gute Nacht, Hildegard!«

Eine kalte Hand lag in der seinen. Er küßte sie mitleidsvoll. »Arme Frau!« sagte er leise.

Er war gegangen. Hildegard brach schluchzend zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Fest der Feste

Immer neu gebiert das Chaos
Licht, an dem sich Leben zünden,
Die mit lohen Feuerwellen
Weite Welten heiß umschwellen
Und zuletzt im Geiste münden.

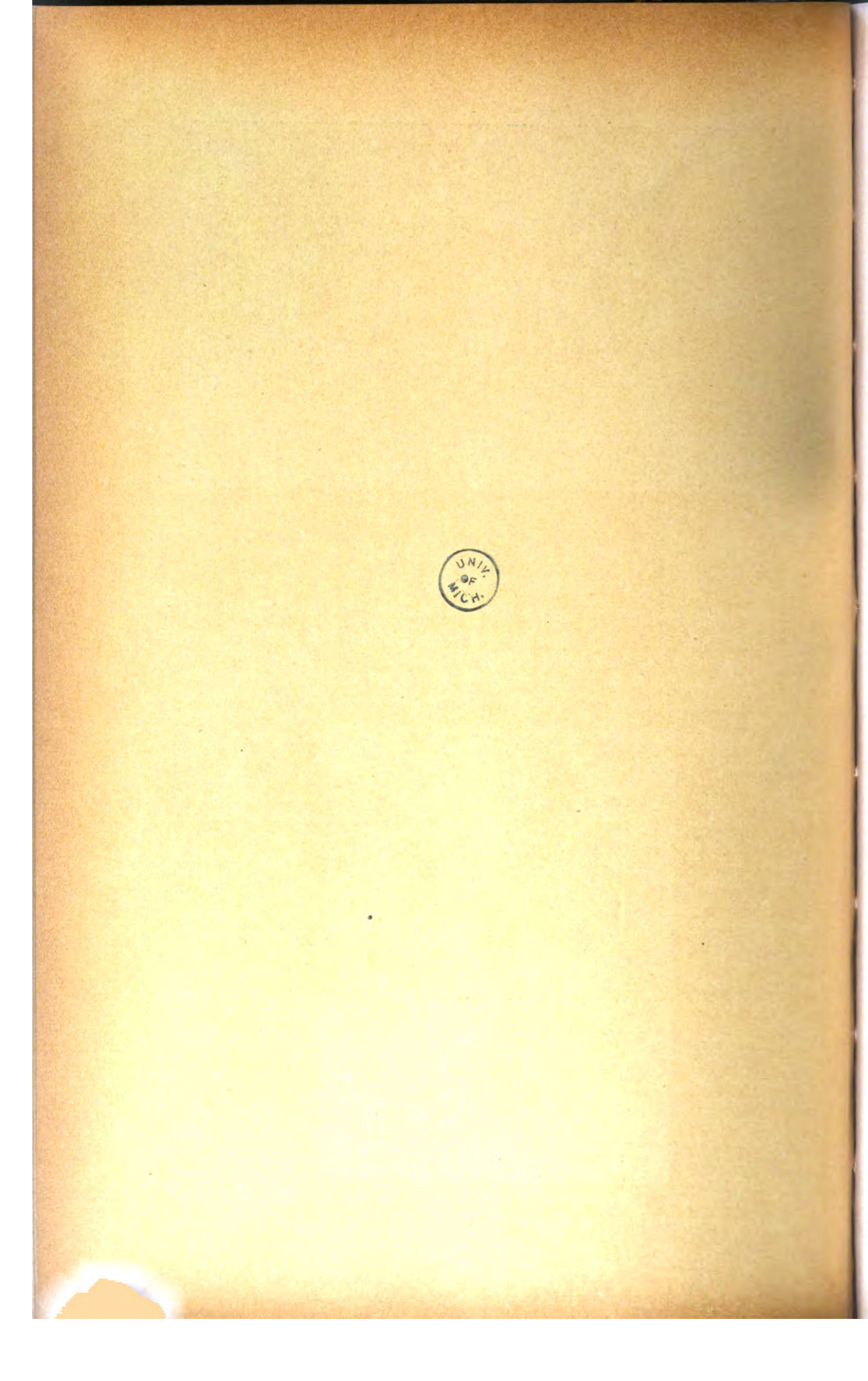
Immer neu erblühen Feste
Aus der Zeiten trächt'gem Meere,
Die mit heil'gen Liebeswellen
Menschenseelen licht umschwellen,
Lösend sie von Erdenschwere.

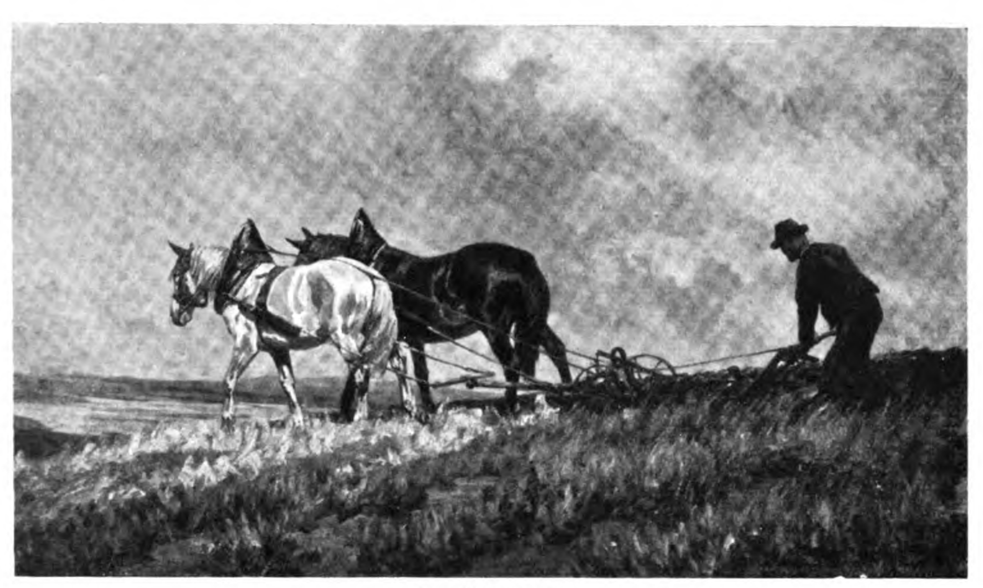
Fest der Feste — immer wieder
Neu gegeben einer Welt,
Die mit sehnendem Erwarten
Dir das Herz entgegenhält —
Mit dem Wunder deiner Nacht
Hast du Gott der Welt gebracht.

Elisabeth Dauthendey



Willibald Krain: Die Geschwister





Der Ackersmann

Richard B. Adam

Von Richard Braungart

Mit sieben farbigen und neun schwarzweißen Abbildungen nach Gemälden Richard B. Adams

Es ist auffallend, wie wenig Anregungen die Kunst unsrer Zeit durch den Sport empfängt, der doch unser Leben in kaum geringerem Grade beherrscht als das Leben und Denken etwa im alten Griechenland. Aber es ist begreiflich. Denn der Sport von heute ist so ausschließlich Sport und nichts als Sport, daß es für den Künstler nicht viele Möglichkeiten gibt, ihm etwas abzugewinnen. Die wichtigsten und ergiebigsten Möglichkeiten bietet noch immer die Reklame in Gestalt von Plakaten und die bildliche Berichterstattung in der Tagespresse und in Zeitschriften, die meist auf flüchtige Skizzen, graphische Momentaufnahmen sozusagen, beschränkt ist. In der modernen Malerei dagegen spielt der Sport, auch der aus der »guten alten Zeit« übernommene Pferde- und Jagdsport, eine ziemlich geringe Rolle. Jedenfalls muß man in den großen Kunstausstellungen oft durch mehrere Säle gehen, bis man eine Impression vom Rennplatz oder ein Jagdbild findet. Und hat man etwas dergleichen gefunden, dann kann man feststellen, daß es fast immer dieselben Künstler sind, die solche Bilder malen. Aber sie machen keine Schule und haben, soweit sie der älteren Generation angehören, keine ernst zu nehmende Nachfolge. Man ist also



Selbstbildnis Richard B. Adams (1927)



Der Huntsman

beinahe versucht, zu sagen, daß insbesondere die Pferde- und Jagdmalerei, die uns hier zunächst interessiert, eine aussterbende Kunst sei, heute noch ausgeübt von einigen Künstlern mit Tradition und reichem Können, aber vielleicht schon morgen eine Sache von vorgestern.

Das ist sehr betrübend. Aber wie sollte es anders sein? Mit der Impression allein ist es beim Jagdbild, so bestechend sie im ersten Augenblick ist, auf die Dauer nicht getan. Wer ein Pferd malen will, muß seine Form beherrschen, nicht nur die impressionistische, sondern auch die anatomische, die reale. Wer das nicht kann oder nicht können will, der läßt am besten die Hand von solchen Bildern. Es wird ja doch nie etwas Rechtes daraus. Und warum? Weil die Form gerade bei Pferden von größter Wichtigkeit ist, und zwar die ganz genau beobachtete und ebenso genau wiedergegebene Form. Auch der ahnungsloseste Laie weiß, wie verschieden die Rassen der Pferde sind, und daß auch kleine Unterschiede, die der Nichtpferdekenner oft gar nicht bemerkt, von Bedeutung sein können. Wer also Pferde gut malen will, muß sie gründlichst kennen. Um diese Forderung kommt niemand herum. Und er muß, ob er will oder nicht, von der Form zur Farbe kommen und nicht umgekehrt. Da aber das sehr vielen Künstlern von heute bei ihrem geringen Wissen um die Form und bei ihrer geringen Liebe dafür nicht möglich ist, so wird es verständlich, daß die Gegenwart nur wenige wirklich ernst zu nehmende Pferdemaler hat.

Vielleicht ist diese Scheu des modernen Künstlers vor der Form und der Realität überhaupt die letzte und tiefste Ursache, daß der Sport in der Kunst von heute (d. h. in der freien, nicht in der angewandten Kunst) eine so bescheidene Rolle spielt. Und es läge also eigentlich nicht am Sport, sondern an unsern Künstlern, daß es so ist? Nicht ganz leicht zu entscheiden.

Es war eben davon die Rede, daß die Pferdemalerei, die diesen Namen wirklich verdient, heute eine Art Vorrecht einiger weniger Künstler ist, die aus der Tradition hervorgegangen sind. Zu diesen gehört, an bevorzugter Stelle, der Münchner Maler R i c h a r d B. A d a m. Wenn irgendwo die Tradition kein leerer Begriff, sondern lebendigste, bis in die Gegenwart nachwirkende Kraft ist, dann war und ist das bei der

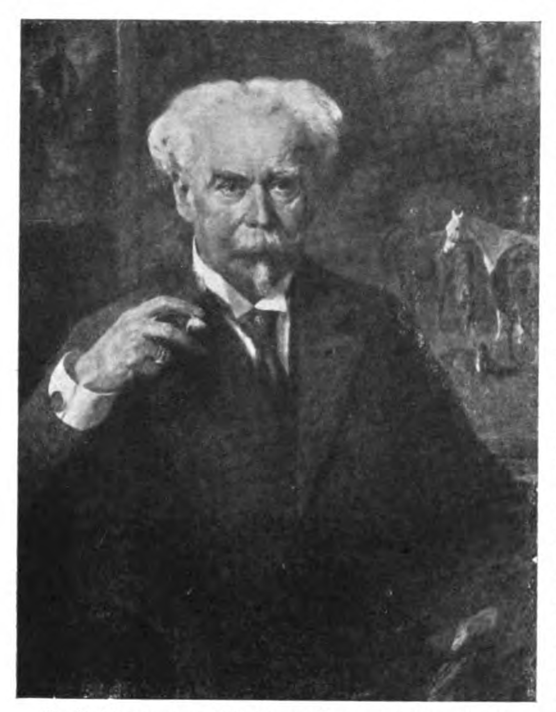
Familie Adam der Fall, die man mit gutem Recht eine Dynastie nennen könnte; denn wir zählen nun schon die vierte Adam-Generation, die künstlerisch tätig ist. Und mit wenigen Ausnahmen ist es das Pferd (das Militär-, Renn- und Jagdpferd) gewesen, dem das künstlerische Bemühen der Mitglieder dieser Familie in erster Linie gegolten hat.

Der Stammvater der Dynastie ist der Konditor und Lebzelter Veit Jeremias Adam gewesen, ein Zeitgenosse Goethes. Er hat in Nördlingen gelebt und wird als ein großer Künstler in der Herstellung von Tragant-tafelaufsätzen gerühmt; auch als Formen-schneider war er geschätzt. Dies ist also der erste Adam, in dem der Trieb zum Gestalten, das Grundelement aller künstlerischen Begabung, nachgewiesen werden kann. Aber Künstler im eigentlichen Sinne des Wortes sind erst seine beiden Söhne Albrecht und Heinrich geworden. Vor allem Albrecht Adam ist ein Maler großen Formats gewesen, der als Pferde- und Schlachtenmaler nicht viele seinesgleichen gehabt hat. Besonders geschätzt sind mit Recht seine Bilder aus den Napoleonischen Kriegen, in erster Linie die Schlachtenszenen aus dem russischen Feldzug 1812 und die Episodenschilderungen vom furchtbaren Rückzug. Auch die wichtigsten Schlachten der österreichischen Feldzüge in Italien in den Jahren 1848 und 1849 hat Albrecht Adam in großen, vielfigurigen Kompositionen dokumentarisch festgehalten. Doch ist das Dokumentarische nicht das Entscheidende für die künstlerische Bewertung. Denn der Ruhm Albrecht Adams gilt in erster Linie dem Maler und dem Zeichner, die beide ersten Ranges gewesen sind und sich in idealer Weise durchdrungen und ergänzt haben.

Kaum weniger bedeutend als Pferde- und Schlachtenmaler ist Albrecht Adams zweiter Sohn Franz Adam gewesen. Er war der künstlerische Geschichtschreiber des Krieges von 1870/71 und, was der Freund guter Malerei vielleicht noch höher schätzen wird, der Maler vieler reichbewegter, glänzend beobachteter Pferdebilder aus der ungarischen Pußta. Wie reich übrigens das malerische Genie Albrecht Adams gewesen ist, mag auch die Tatsache lehren, daß sich der Künstlergeist von ihm auf nicht weniger als drei von seinen fünf Söhnen vererbt hat. Von Franz, dem begabtesten, war schon die Rede. Der dritte Sohn Eugen ist ebenfalls Schlachtenmaler



Die rote Rose



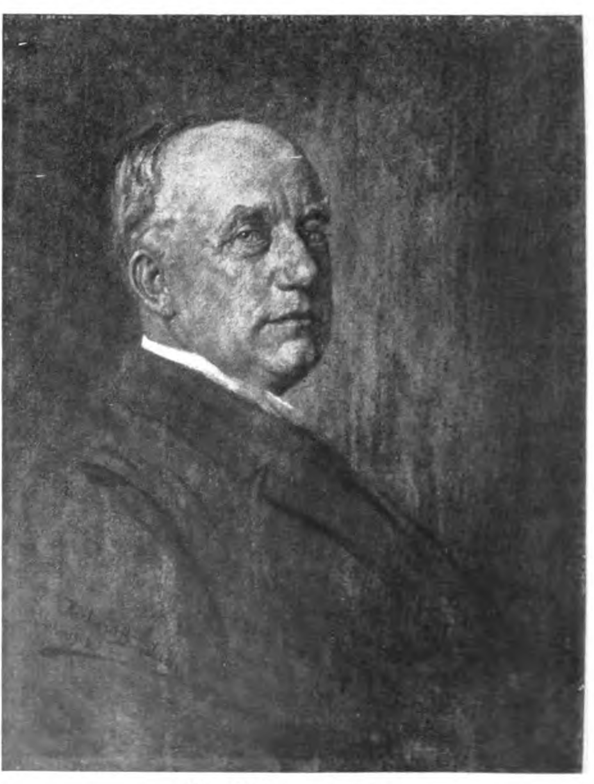
Emil Adam, des Künstlers Vater (1843—1924)

englischen Vollblutpferde zu malen. Eine Spezialität Emil Adams sind seine vielfigurigen Bilder (Gruppenporträte) von Jagdgesellschaften gewesen. Es gibt heute nur wenige, die ermessen können, welche Summe von Wissen und Können zu solchen Bildern gehört. Sie zu malen wäre heute keiner mehr imstande.

Mit einer Ausnahme vielleicht. Emil Adams ältester Sohn Richard B. Adam, ein Urenkel Albrecht Adams, könnte es. Jedenfalls hat er es mit einer großen »Fuchsjagdgesellschaft«, die schon vor mehr als fünfundzwanzig Jahren entstanden ist, bewiesen. Aber es scheint, daß heute die Auftraggeber großen Stils fehlen. Ob freilich, wenn es später einmal wieder Besteller für solche Bilder geben sollte, auch Künstler vorhanden sein werden, die sich an solche anspruchsvolle Aufgaben heranwagen dürfen, ist sehr fraglich. Es müßte denn sein, daß bis dahin wieder ein Maler aus der Dynastie Adam zur

gewesen und hat sich auch als Schilderer von Land und Leuten in Dalmatien, Kroatien usw. Verdienste erworben. In ihm war die Lust, fremde Länder kennenzulernen — eine Adamsche Familieneigentümlichkeit —, fast zur Leidenschaft geworden. Der älteste Sohn Albrecht Adams, Benno Adam, ist ein hervorragender Tiermaler gewesen, der besonders gern Esel, aber auch alle jagdbaren Tiere, wie Füchse und Hirsche, und mit meisterhaftem Können Jagdhunde malte.

Der älteste Sohn Benno Adams, Emil, hat in seinen Bildern aus der ungarischen Pußta in gewissem Sinne die Tradition Franz Adams fortgesetzt und ist im Laufe der Zeit der gesuchteste Pferdeporträtist Mitteleuropas geworden. Die Hauptstätten seiner Tätigkeit sind Ungarn und Böhmen, Frankreich und vor allem England gewesen, wo er so geschätzt war, daß nur er dazu berufen wurde, die berühmtesten



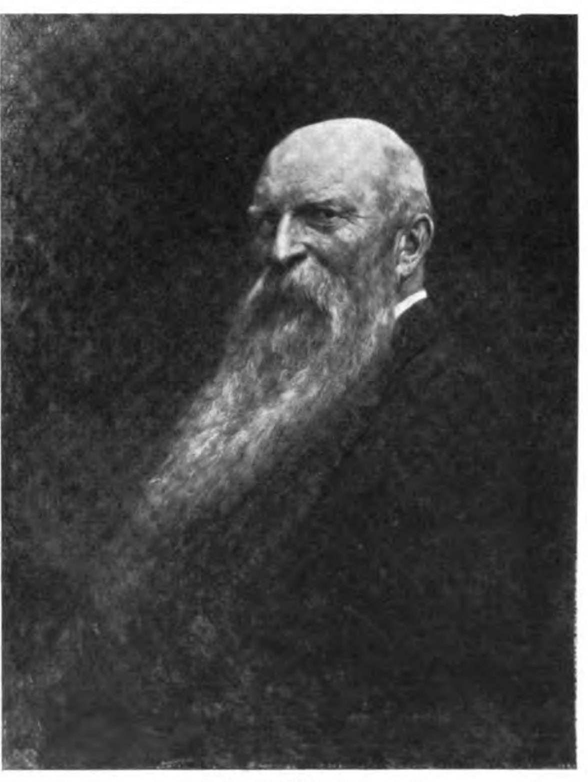
Dr. Keller-Huguenin



Professor Joseph Pembaur

Verfügung stände. Und das könnte schon möglich sein. Denn weshalb sollte die künstlerische Begabung der Dynastie Adam mit den zwölf Malern, die sie bis jetzt hervorgebracht hat, erschöpft sein? Nichts spricht für diese Annahme. Sind doch von den sieben Söhnen Emil Adams zwei (Richard Benno und Luitpold, also der älteste und der jüngste) Maler und zwei andre Musiker. Außerdem leben noch drei Mitglieder der Familie, die gleichfalls künstlerisch tätig sind. Man hat also Grund genug, auch an eine künstlerische Zukunft der ruhmreichen Dynastie Adam zu glauben.

Richard Benno Adam ist am 5. März 1873 in München geboren. Die Frage, ob auch er das traditionelle Doppeltalent der Adam zur Kunst und zum Pferdesport geerbt habe, konnte schon sehr früh mit Ja beantwortet werden. Mit den Pferden ist er aufgewachsen, und so war es kein Wunder, daß er sie bald auch lieben lernte. Gezeichnet hat er schon als Kind. Er selbst bewahrt noch Zeichnungen, die aus seinem siebten Lebensjahr stammen und nichts weniger als alltäglich sind. Mit vierzehn Jahren erhielt er von dem damals sehr geschätzten Münchner Maler Nicolaus Gysis den ersten Unterricht im Zeichnen. Ein Jahr später (1888) wurde er Schüler der Münchner Kunstgewerbeschule. Nach einem weiteren Jahre setzte er seine Studien bei Heinrich Knirr fort. Von 1902 bis 1904 war er Schüler des hervorragenden Tiermalers Hermann Baisch in Karlsruhe. Nach dem Tode von Baisch kehrte er nach München zurück, wo er seitdem lebt. Während der ganzen Zeit seiner Ausbildung hatte er aber auch noch einen nicht offiziellen Lehrer, der für sein Leben und seine Entwicklung vielleicht wichtiger gewesen ist als alle andern zusammen. Das war sein Vater Emil Adam, der den begabten Sohn frühzeitig an die rechte Arbeitsweise ge-



Herr Kühner



Im spanischen Kostüm

perg in Pardubitz in Böhmen einige jener Jagden großen Stils mitzumachen, die in der ganzen europäischen Sportwelt berühmt gewesen sind, und von denen heute noch die ältere Generation gern der jungen erzählt.

Den ersten Auftrag aber, der dem jungen Künstler ausgiebige Gelegenheit bot, zu beweisen, daß er ein echter Adam sei, brachte der Herbst des Jahres 1899. Adam wurde nach Ungarn berufen, um die Budapester Jagdgesellschaft zu malen: eine Gruppe von 47 Reitern, die geschickt auf einen größeren Raum verteilt sind und sämtlich porträtgetreu sein mußten — nicht nur die Reiter, auch die Pferde! Das war keine Kleinigkeit,

wöhnte und ihn an seinen Bildern mitschaffen ließ, was für den werdenden Künstler ein großes Glück und jedenfalls seine hohe Schule gewesen ist.

Schon der erste große Auftrag kam aus einem Lande, das für Richard B. Adam später die zweite Heimat werden sollte, nämlich aus Österreich-Ungarn. Es waren sechs Sagenbilder für das Schloß Moosham des Grafen Wilczek (Moosham liegt in dem Lungau benannten südöstlichen Winkel des Salzkammerguts am Südabhang der Niederen Tauern). Diese gut gezeichneten und flott gemalten, in mancher Beziehung sehr kühnen Bilder, die nur der Unverstand akademisch schelten kann, haben heute noch ihren Wert, und man versteht es wohl, daß der Besteller seine Freude daran gehabt hat. Im Jahre 1898 hatte dann Adam zum erstenmal Gelegenheit, beim Fürsten Auers-



Die Gattin des Künstlers

wie man gerne glauben wird. Denn mit genialem Geflunker ist in einem solchen Falle nichts getan. Da heißt es: Zeig', ob du wirklich etwas kannst! Die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe hätte wohl manchen zum Verzicht gezwungen. Aber Adam bestand die Feuerprobe. Das Bild fand den begeisterten Beifall eines höchst kritischen und nicht zu täuschenden Publikums. Von diesem Tage an war Adam anerkannter Meister, und die Schlösser und Jagdreviere der höchsten ungarischen Adelsgeschlechter, der Andrássy, Tisza, Teleki, Banffy, Esterházy, Szechényi u. a., standen für ihn weit offen. Finden wir ihn doch von jetzt an in jedem Jahre ein paar Monate in Ungarn, wo er nicht nur als Maler, sondern auch als Jagdreiter geschätzt ist und dessen Landschaft, Volk und Leben er in vielen Bildern geschildert hat. Die Hauptsache ist freilich in Ungarn wie in München viele Jahre lang das Pferd, vor allem das Reiterporträt, geblieben. Der größte Teil dieser Bildnisse befindet sich aber nicht auf deutschem Boden, sondern im Besitz des ungarischen Adels oder des ungarischen und österreichischen Jockeiklubs.

Von Reiterporträten wird, wie wir schon gehört haben, immer verlangt, daß Roß und Reiter durchaus ähnlich sind. Meistens wird das Pferd mit noch kritischeren Augen betrachtet als der Reiter, vor allem, wenn es, was in solchen Fällen die Regel ist, einen berühmten Stammbaum hat. Aber einem Adam brauchte vor solchen Aufgaben nicht bange zu sein. Denn den »Pferdeblick« hatte er geerbt und von Jugend auf unter der Leitung des Vaters gründlich ausgebildet. Man muß nur in den Schränken, die im Atelier Adams stehen, die Berge von Pferdestudien gesehen haben, die er in Jahrzehnten dort aufgehäuft hat. Darunter finden sich selbstverständlich viele, bei denen es dem Künstler hauptsächlich auf die Fixierung einer Bewegung oder einer merkwürdigen Silhouette angekommen ist. Aber sehr viele dieser Blätter sind wesentlich mehr als Studien. Sie sind, wenn man so sagen darf, anatomische Dokumente bestimmter, meist irgendwie durch edle Rassenmerkmale auffallender Pferde.



Der Jagdreiter

Vielleicht erscheint manchem diese Genauigkeit pedantisch. Sie ist es aber ganz und gar nicht, sondern sie ist, da es sich hier nicht um den Typus Pferd, sondern immer um Porträte handelt, unentbehrlich. Nur auf dieser Grundlage war es Richard B. Adam wie seinen Vorfahren möglich, zu leisten, was außer ihnen bis jetzt nur ganz wenigen gelungen ist und was jeder, der mit den Verhältnissen vertraut ist, für ein großes Verdienst ansehen wird. Wie gewissenhaft übrigens Adam zu Werke ging, wenn es sich um



Frohes Jagen

ein Reiterporträt handelte, mag auch daraus ersehen werden, daß er ein solches nie in Angriff nahm, ohne vorher mit dem Auftraggeber ausgeritten zu sein oder dessen Pferd, das er malen sollte, selbst geritten zu haben. Denn nur auf diesem Wege war es ihm möglich, alle Eigentümlichkeiten des Reiters und des Pferdes so genau kennenzulernen, wie er es im Interesse der Porträtähnlichkeit für nötig hielt.

Das Pferdeporträt (in dem doppelten Sinne von: Porträt eines Pferdes und Porträt eines Reiters auf seinem Pferd) ist von jeher ein Vorbehaltsgebiet der Adam gewesen. Was aber Richard B. Adam, wenn wir von Julius Adam absehen wollen, eigentlich als erster in der Familie zu einer Besonderheit ausgebildet hat, ist die Bildnismalerei. Sie nimmt in seinem Gesamtwerk einen breiten Raum ein und ist in den letzten Jahren, seit dem Krieg, mehr oder weniger zur Hauptsache geworden, wie allerdings, und wohl aus den gleichen Ursachen, bei so manchem andern Maler auch. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß Richard B. Adam heute einer der besten Porträtmaler Münchens ist, ein Charakteristiker, der seine Porträte sehr individuell anlegt und durchführt und stets den rechten Mittelweg zwischen allzu ängstlicher Genauigkeit und liebloser Oberflächlichkeit zu finden weiß. Dabei macht es ihm keinen Unterschied, ob er ein junges Mädchen malt oder eine Frau, einen älteren oder einen jungen Mann. Er gibt von allem, was er sieht, treue Kunde, aber niemals trocken und pedantisch, sondern immer mit Feinnervigkeit und, wo es am Platz ist, auch mit Temperament und Rasse. Man fühlt, daß man sich auf Adam verlassen kann, daß die Menschen, die er uns in seinen Porträten vorstellt, wirklich so aussehen und so sind, wie er sie geschildert hat.

Darüber hinaus interessiert aber auch die Malerei als solche. Zunächst schon an und für sich durch die unbekümmerte Art, wie sie auf ihr Ziel losgeht, wobei sie immer wieder anders ist, je nach dem Ziel, und doch nie einen Augenblick ohne ihren spezifischen Klang. Und dann, weil in ihr beim Vergleich mit den Bildern der älteren Adam-Generationen das Neue offenbar wird, das sie darstellen. Denn Richard B. Adam hat hier den »Weg ins Freie« gefunden. Er beweist mit jedem seiner Bilder, daß man auch dann ein Adam sein kann, wenn man modern malt. Ein Beweis, den freilich auf ihre Weise auch Franz und Emil Adam geliefert haben, nur mit dem Unterschied, daß der Ruck nach vorwärts damals nicht so heftig war wie in den letzten Jahrzehnten. Und so kann es schon vorkommen, daß Bilder von Richard B. Adam, besonders landschaftliche Stimmungsmotive oder figürliche Kompositionen, von einem, der nicht genau Bescheid weiß, nicht für Arbeiten eines Mitgliedes der Familie Adam gehalten werden. Aber das kann niemals ein Beweis gegen sie sein.

Denn es ist das gute Recht, nein, sogar die Pflicht eines Künstlers, nach vorwärts zu schauen und sich zu entwickeln; wenn es sein muß, auch gegen die Tradition oder

abseits von ihr. Und es ist am Ende Auffassungssache, ob man beispielsweise den »Jagdreiter«, nur weil er den roten Rock trägt und ein Luxuspferd reitet, für einen echten Adam ansieht, den »Ackersmann« dagegen nicht, weil hier arbeitende Pferde und ein Bauer dargestellt sind. Wenn Richard B. Adam mit dem zuletzt genannten Bilde eine Gebietserweiterung über den Sport hinaus vornimmt, so ist das ein Verdienst und kein »Abfall«. Und wenn er sich in Kompositionen wie »Die rote Rose« versucht, so beweist er damit, daß das Thema Pferd unerschöpflich ist. Wir jedenfalls freuen uns darüber und sehen es als ein Zeichen eines sich stets erneuernden künstlerischen Triebes in der Dynastie Adam an, daß Richard B. Adam nicht nur das Traditionsgebiet der Familie bearbeitet, sondern nach allen Seiten darüber hinausgegriffen und dessen Grenzen im Motivischen und im Technischen beträchtlich erweitert hat.

Es ist klar, daß er nie so weit gekommen wäre, wenn er sich damit begnügt hätte, die Arbeiten seines Vaters und aller übrigen Prominenten seiner Familie zu studieren und das darin Gesagte in die Sprache der Gegenwart zu übersetzen. Beinahe wichtiger war ihm stets das unmittelbare Studium nach der Natur. Hier ist die eigentliche Quelle seines Könnens und seines Stils zu suchen. Und der frische Eindruck, den alle seine Bilder machen und der sofort für sie einnimmt, ist zum größten Teil auf diese Tatsache zurückzuführen. Diese Kunst wurzelt nicht im Asphalt und nicht im Staubgrund der Museen, sondern in der Erde. Darum wird ihr auch keiner der Stürme etwas anhaben können, die von Zeit zu Zeit durch die Ateliers der Großstädte fegen und das Unterste zu oberst kehren.

Das Atelier Adams, um auch davon zu sprechen, liegt nicht im eigentlichen Malerviertel Münchens, in Schwabing, wo das Gegenüber meist eine graue Rückgebäudewand ist und der Blick von einem Kranz von Blechdächern, Telephondrähten und Radioantennen eingefangen wird. Adam hat, noch zu einer Zeit vor dem Kriege, da man sich nach Lust regen konnte, sein Haus im Westen Münchens erbaut, in der Villenkolonie Neuwittelsbach, die ganz nahe bei Nymphenburg liegt. Dort weht ein frischer Wind, der gesättigt ist von dem Duft der Wälder, Wiesen und Äcker, die bis dicht an die letzten Häuserreihen Münchens heranreichen, und vom Atelierfenster wandert der Blick ungehindert über Grundstücke, auf denen meist Schafe weiden und gelegentlich auch Rinder, bis zu der Allee, die den Nymphenburger Kanal begleitet, und darüber hinaus auf das Gelände, das zwischen Dachau und Schleißheim sich breitet. Man kann sagen, daß sich der Blick hier im Endlosen verliert. Und wundervoll sind auch die Landschaften des Firmaments, an Abenden vor allem, wenn der Föhn seine milde Hand über München ausstreckt und über einen seltsam grünlichen



An der Quelle



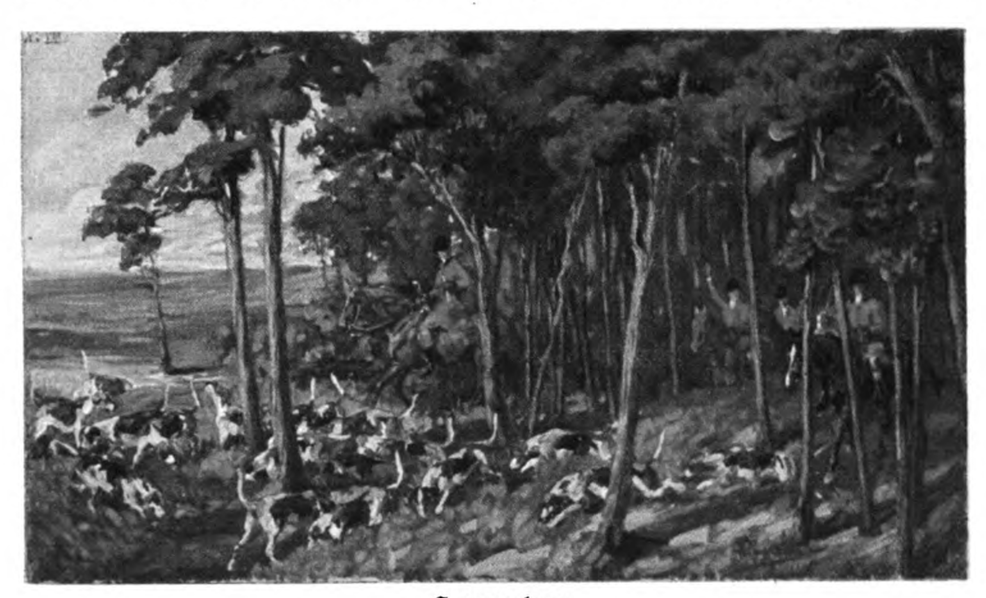
Halali

Himmel Wolken von unwahrscheinlichsten Formen und Farben ausstreut.

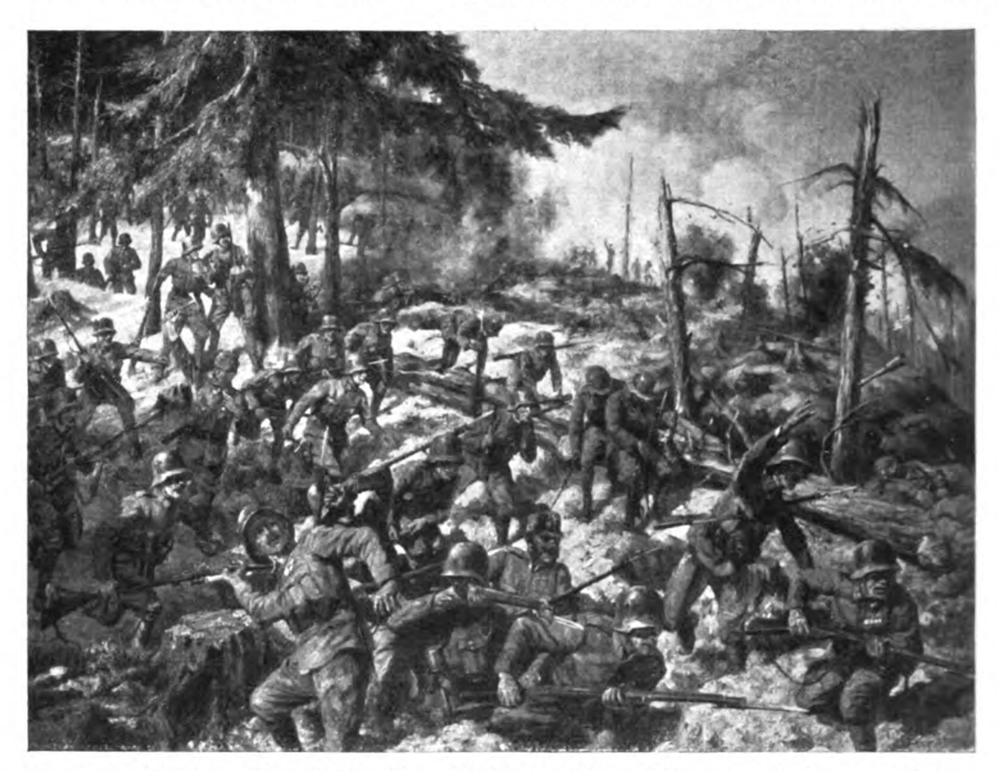
Kann in einem Atelier, das der Natur so nahe ist, etwas andres gedeihen als eine Kunst, die unmittelbar von der Natur kommt und wieder zu ihr zurückleitet? Ich will nicht sagen, daß dieses Atelier, dieses in einen kleinen, stillen, weltfernen Garten eingebettete echte Künstlerhaus der Hauptgrund dafür ist, daß die Kunst Richard B. Adams keine Atelierkunst, sondern Kunst aus erster Hand ist. Die eigentliche Ursache dieser Erscheinung ist die Veranlagung des Künstlers, sind die ererbten gesunden Instinkte. Aber daß ein solches Heim und besonders eine solche Arbeitsstätte angeborene Eigenschaften der genannten Art leichter und sicherer zur Entfaltung bringen mußte, als es irgendein trübseliges Atelier mit trostlosem Gegenüber mitten in der Steinwüste der Großstadt vermocht hätte, ist kaum zu bestreiten. Jedenfalls ist im Falle Adam wieder einmal eine wohltuende Harmonie zwischen der Persönlichkeit und ihrer Umwelt, zwischen Kunst und Milieu festzustellen, eine Übereinstimmung, die sich nur dort zeigt, wo es sich um Echtes, Gewachsenes handelt. Haus und Atelier von Richard B. Adam sind übrigens so reich an Werken der malenden und zeichnenden Mitglieder der Familie bis zurück zu Albrecht Adam, daß man, um alle diese historisch oft sehr merkwürdigen und reizvollen Dokumente einer interessanten künstlerischen Vergangenheit zu schildern, allein einen Aufsatz von dem Umfang des gegenwärtigen nötig hätte. Immerhin verdient die Pietät gerühmt zu werden, mit der Adam alles über seine Familie zusammenträgt, was ihm erreichbar ist. U. a. ist es ihm in jüngster Zeit auch gelungen, festzustellen, daß die Adam nicht, wie man bis jetzt angenommen hat, aus Nördlingen stammen, sondern aus Ulm, wo sie schon um 1436 nachweisbar sind. Vielleicht darf übrigens hier, wo von Familiendingen die Rede ist, auch die Gattin des Künstlers, Frau Margarethe Adam, mit der ihr gebührenden Auszeichnung genannt werden. Denn sie hat großen Anteil an seinem künstlerischen Werden und an seinen Erfolgen. Von solchen Dingen erfährt ja die Öffentlichkeit meist wenig oder nichts. Aber wenn gewissenhaft alles genannt werden soll, was dazu beigetragen hat, eine Künstlerpersönlichkeit zu formen, dann darf auch dieser Faktor nicht fehlen, der im Leben so manches Künstlers eine entscheidende Rolle gespielt hat.

Von den alljährlichen Besuchen Adams auf ungarischen Gütern haben wir schon gehört, und wir verstehen es, daß die vielen Monate, die er dort als Maler und Jagdgast verlebt hat, entscheidend für seine Entwicklung als Künstler und als Mensch geworden sind. Mit kaum geringerem Recht läßt sich das von den Kriegsjahren sagen; denn als

ein echter Adam hat Richard Benno den Weltkrieg nicht in der Heimat verlebt, sondern an der Front. Er ist damit dem Beispiel seiner Vorfahren Albrecht, Franz und Eugen gefolgt, denen wir künstlerische Dokumente aus fast allen europäischen Kriegen seit den Tagen Napoleons 1. verdanken. Das große Schlachtenbild allerdings, das früher, ganz besonders noch im Kriege von 1870/71, das Endergebnis der Studien eines Kriegsmalers war, fehlt aus dem Weltkrieg so gut wie vollständig, weil die Kriegführung unterdessen eine mehr oder weniger unsichtbare geworden ist. Nur in den ersten Monaten des Bewegungskrieges und später noch bei den großen Offensiven auf dem östlichen und südöstlichen Kriegsschauplatz haben sich Situationen ergeben, die mit den früheren Schlachten eine gewisse Ähnlichkeit hatten. Aus diesen Abschnitten des Krieges gibt es denn auch einzelne Schilderungen größerer Aktionen. Aber da die Schauplätze viel zu weit auseinandergezogen waren, als daß auf dem Raum eines Bildes noch eine gute Übersicht hätte geboten werden können, so hat man schon damals die Episode bevorzugt. Später, als der Bewegungskrieg zum Stellungskrieg erstarrt war und die entscheidenden Kampfhandlungen mehr und mehr unter der Erde und in der Luft vor sich gingen, sind an die Stelle der ohnehin spärlichen großen Aktionen Schilderungen aus den Schützengräben und Unterständen und aus dem Etappenbereich getreten. In vielen Fällen mußten sich die Kriegsmaler mit landschaftlichen Motiven zufrieden geben, die, obwohl von der Front und aus dem Hinterland der Kampfzonen stammend, doch oft von Friedensmotiven kaum zu unterscheiden waren. Das aber, was fast jeder Kriegsmaler täglich und stündlich zu malen und zu zeichnen Gelegenheit gehabt hat, sind Porträte. Die Zahl dieser Kriegs- oder Kriegerporträte ist so ungeheuer, daß sie kaum auch nur annähernd zu schätzen sein wird. Und es ist selbstverständlich, daß auch in dem umfangreichen Material, das Richard B. Adam aus dem Kriege mit nach Hause gebracht hat, die Porträte von besonderer Wichtigkeit sind. Adam hat vom Landsturmmann bis zum Kaiser Wilhelm jede Art von Kriegsteilnehmer gemalt. Es sind viele hohe Offiziere, Generale und Prinzen dabei, und da alle diese Persönlichkeiten heute historisch sind, so haben auch ihre von der sicheren und gewissenhaften Hand Adams gemalten Bildnisse historischen Wert. Das gleiche gilt in bestimmtem Sinne auch von seinen Bildnissen von Gefangenen aller Rassen und Nationen. Denn sie sind alle unverkennbar lebensecht und manchmal auch nicht ohne Humor, so daß jedes von ihnen eine kleine, aber für das große Kriegsgeschehen in irgendeiner Hinsicht bezeichnende Geschichte erzählt, für die viel-



Spur verloren



Das Siebenbürger Freiwilligen-Bataillon »Die Tiger« hält den Magyaros Sarka unter Führung des Prinzen Ludwig zu Windisch-Graetz gegen die Russen am 26. April 1916

leicht spätere Zeiten feinere Ohren haben werden als die Gegenwart. Auch dem, der an interessanten Physiognomien Freude hat, bieten die Kriegsmappen Adams ein unerschöpfliches Material.

Adam wurde im Juli 1915 als Kriegsmaler zur österreichischen Armee berufen. Er machte den Vormarsch am Bug und verschiedene große Schlachten mit und war oft in schwerem Feuer. Ende 1915 wurde er nach Pleß berufen. Dort hat er ein Reiterbild Wilhelms 2. gemalt, das zu den besten, weil lebensunmittelbarsten des Kaisers gehört und sehr bekannt geworden ist. Von Pleß kehrte Adam zunächst wieder an die Ostfront zurück, bis er im Mai 1916 zum Kaiser an die Westfront berufen wurde, wo er bis zum Kriegsende geblieben ist. Auch dort hat er viele ausgezeichnete Porträte gemalt, u. a. vom deutschen Kronprinzen, vom General von der Marwitz und vom Herzog Albrecht von Württemberg, dessen Stab er einige Zeit zugeteilt war. Auch die Herren der unmittelbaren Umgebung des Kaisers hat er porträtiert. Und vielleicht gibt nichts eine bessere Vorstellung von der Arbeit, die Adam im Felde geleistet hat, als wenn man hört, daß seine Feldzugsausbeute aus rund 700 Einzelblättern, Ölstudien und Bildern besteht. Die Gegenwart will freilich, aus nur zu begreiflichen Gründen, von Kriegskunst nicht viel wissen. Aber wenn der Abstand zum Weltkrieg erst einmal größer geworden ist, dann werden die künstlerischen Dokumente dieses Krieges wieder zu Ehren kommen. Und dann werden auch die Arbeiten Adams, gerade weil sie keine Phantasiekunst, sondern, bei aller künstlerischen Freiheit, verläßliche Dokumente sind, erst nach ihrem vollen Werte geschätzt und gewürdigt werden.



die Mängel erkannte, die ihr noch anhafteten. Seit Jahrzehnten in überwiegendem Maße auf Nachbildung eingestellt, hatten sich in Deutschland modischer Erfindungsgeist, feinfühliger und gleichzeitig wirkungsicherer Geschmacksinn nicht recht entwickeln können; sie waren verkümmert wie ein außer Gebrauch gesetztes Glied. Außerdem fehlte es an einer genügenden Zahl technischer Feinarbeiterinnen, um die zierlichen Einzelheiten anzufertigen, die den Pariser Modellen besonderen Reiz verliehen. Es fehlte der deutschen Modenindustrie aber auch ein fester innerer Zusammenhalt, durch den ihr allein wirtschaftliche und künstlerische Bedeutung gegeben werden konnte. In Erkenntnis dieser Tatsachen schlossen sich im Jahre 1916 unter dem Vorsitz des Geheimrats Dr. Peter Jessen, nachdem zuvor ein Verband zur Förderung der deutschen Hutindustrie gegründet worden war, führende Häuser zu einem Verband der deutschen Modenindustrie mit den gleichen Zielen zusammen. Bald gliederten sich Verbände der Hilfsindustrien an, und im Laufe der Zeit entwickelte sich diese Organisation zu einem



Aufn. Cläre Sonderhoff, Berlin

Morgengewand aus mandelgrünem Velour-Jacquard und Georgette-Ärmeln (Modell: F. V. Grünfeld in Berlin)



Aufn. Cläre Sonderhoff, Berlin

Pyjama aus schimmerndem Panne, der ganz und gar gezogen ist (Modell: F. V. Grünfeld in Berlin)

Reichsverband, der heute die maßgebende Zentralstelle des gesamten deutschen Modenschaffens darstellt und neben den großen Verbänden, wie der Deutschen Samt- und Plüschfabrikanten, der Deutschen Damenwäsche-Fabrikanten, des Vereins deutscher Seidenwebereien, deutscher Wirkereien, der Vereinigung der Blumen- und Federindustriellen, des Reichsbundes der deutschen Kürschner und vieler andrer, auch eine große Zahl von Einzelfirmen umschließt.

Von dem Gedanken geleitet, daß man selbst noch manches lernen müsse, um in der Weltmode Geltung zu gewinnen, sich aber auch geeignete Hilfskräfte heranzubilden habe, begann man damit, eine umfassende Schulungsarbeit einzuleiten. Man veranstaltete belehrende Vorträge und eine Reihe von sehr erfolgreichen Ausstellungen, um die Geschmacksbildung und Urteilsfähigkeit nicht nur der Fachleute, sondern auch der Käuferkreise zu heben und sie mit der Geschichte der Mode und der Eigenart ihrer verschiedenen Zweige



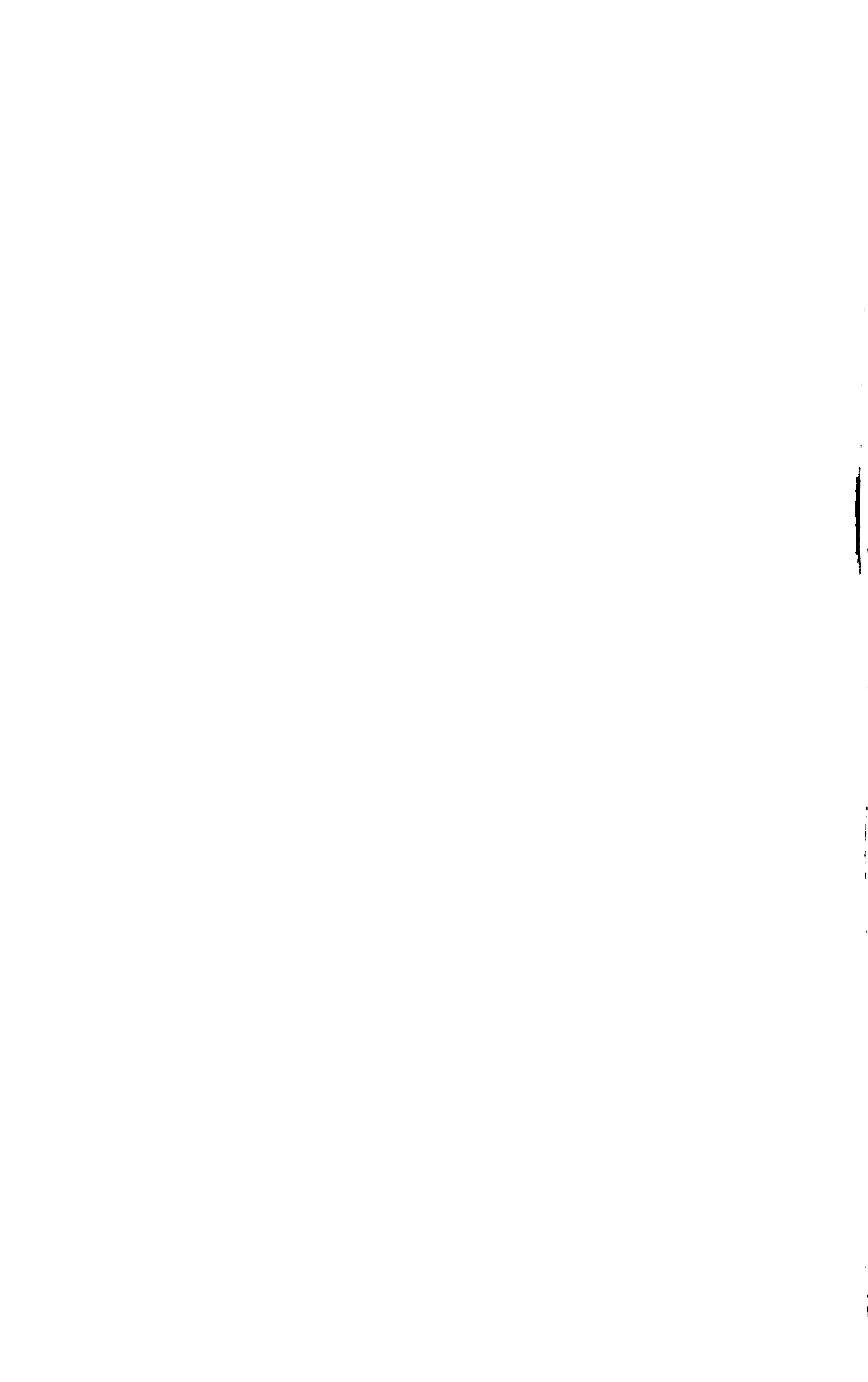
Das Siebenbürger Freiwilligen-Bataillon »Die Tiger« hält den Magyaros Sarka unter Führung des Prinzen Ludwig zu Windisch-Graetz gegen die Russen am 26. April 1916

leicht spätere Zeiten feinere Ohren haben werden als die Gegenwart. Auch dem, der an interessanten Physiognomien Freude hat, bieten die Kriegsmappen Adams ein unerschöpfliches Material.

Adam wurde im Juli 1915 als Kriegsmaler zur österreichischen Armee berufen. Er machte den Vormarsch am Bug und verschiedene große Schlachten mit und war oft in schwerem Feuer. Ende 1915 wurde er nach Pleß berufen. Dort hat er ein Reiterbild Wilhelms 2. gemalt, das zu den besten, weil lebensunmittelbarsten des Kaisers gehört und sehr bekannt geworden ist. Von Pleß kehrte Adam zunächst wieder an die Ostfront zurück, bis er im Mai 1916 zum Kaiser an die Westfront berufen wurde, wo er bis zum Kriegsende geblieben ist. Auch dort hat er viele ausgezeichnete Porträte gemalt, u. a. vom deutschen Kronprinzen, vom General von der Marwitz und vom Herzog Albrecht von Württemberg, dessen Stab er einige Zeit zugeteilt war. Auch die Herren der unmittelbaren Umgebung des Kaisers hat er porträtiert. Und vielleicht gibt nichts eine bessere Vorstellung von der Arbeit, die Adam im Felde geleistet hat, als wenn man hört, daß seine Feldzugsausbeute aus rund 700 Einzelblättern, Ölstudien und Bildern besteht. Die Gegenwart will freilich, aus nur zu begreiflichen Gründen, von Kriegskunst nicht viel wissen. Aber wenn der Abstand zum Weltkrieg erst einmal größer geworden ist, dann werden die künstlerischen Dokumente dieses Krieges wieder zu Ehren kommen. Und dann werden auch die Arbeiten Adams, gerade weil sie keine Phantasiekunst, sondern, bei aller künstlerischen Freiheit, verläßliche Dokumente sind, erst nach ihrem vollen Werte geschätzt und gewürdigt werden.







die Mängel erkannte, die ihr noch anhafteten. Seit Jahrzehnten in überwiegendem Maße auf Nachbildung eingestellt, hatten sich in Deutschland modischer Erfindungsgeist, feinfühliger und gleichzeitig wirkungsicherer Geschmacksinn nicht recht entwickeln können; sie waren verkümmert wie ein außer Gebrauch gesetztes Glied. Außerdem fehlte es an einer genügenden Zahl technischer Feinarbeiterinnen, um die zierlichen Einzelheiten anzufertigen, die den Pariser Modellen besonderen Reiz verliehen. Es fehlte der deutschen Modenindustrie aber auch ein fester innerer Zusammenhalt, durch den ihr allein wirtschaftliche und künstlerische Bedeutung gegeben werden konnte. In Erkenntnis dieser Tatsachen schlossen sich im Jahre 1916 unter dem Vorsitz des Geheimrats Dr. Peter Jessen, nachdem zuvor ein Verband zur Förderung der deutschen Hutindustrie gegründet worden war, führende Häuser zu einem Verband der deutschen Modenindustrie mit den gleichen Zielen zusammen. Bald gliederten sich Verbände der Hilfsindustrien an, und im Laufe der Zeit entwickelte sich diese Organisation zu einem



Aufn. Cläre Sonderhoff, Berlin

Morgengewand aus mandelgrünem Velour-Jacquard und Georgette-Ärmeln
(Modell: F. V. Grünfeld in Berlin)



Aufn. Cläre Sonderhoff, Berlin

Pyjama aus schimmerndem Panne, der ganz und gar gezogen ist
(Modell: F. V. Grünfeld in Berlin)

Reichsverband, der heute die maßgebende Zentralstelle des gesamten deutschen Modenschaffens darstellt und neben den großen Verbänden, wie der Deutschen Samt- und Plüschfabrikanten, der Deutschen Damenwäsche-Fabrikanten, des Vereins deutscher Seidenwebereien, deutscher Wirkereien, der Vereinigung der Blumen- und Federindustriellen, des Reichsbundes der deutschen Kürschner und vieler andrer, auch eine große Zahl von Einzelfirmen umschließt.

Von dem Gedanken geleitet, daß man selbst noch manches lernen müsse, um in der Weltmode Geltung zu gewinnen, sich aber auch geeignete Hilfskräfte heranzubilden habe, begann man damit, eine umfassende Schulungsarbeit einzuleiten. Man veranstaltete belehrende Vorträge und eine Reihe von sehr erfolgreichen Ausstellungen, um die Geschmacksbildung und Urteilsfähigkeit nicht nur der Fachleute, sondern auch der Käuferkreise zu heben und sie mit der Geschichte der Mode und der Eigenart ihrer verschiedenen Zweige



Aufn. Kiesel, Berlin

Gesellschaftskleid aus rotem Goldbrokat mit passendem Schleppmantel (Modell: Modellhaus Max Becker in Berlin)

vertraut zu machen. Durch Vorführung von Spitzenleistungen der verschiedenen Gewerbe und Industrien suchte man gleichzeitig Hersteller wie Verbraucher für Schaffung oder Bevorzugung von Qualitätswaren zu gewinnen und damit dem abfälligen Urteil über deutsche Waren: »Billig, aber schlecht!« entgegenzutreten. Der Ausbildung des Nachwuchses wurde eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, an den Kunstschulen wurden Modenklassen errichtet, in denen Entwürfe hergestellt, Modenzeichner ausgebildet, Materialkenntnis und schneidertechnisches Können gelehrt wurden. Die Schneider- und Schneiderinnen-Innungen erhöhten ihre Anforderungen an die Ausbildung der Lehrlinge, Gesellen und Meisterinnen, und sogar in den Schulen wurde der Handarbeitsunterricht den neuzeitlichen Ansprüchen an Geschmacksbildung und Handfertigkeit angepaßt. Denn nicht mehr widerstrebend oder im günstigsten Falle teilnahmlos standen die Behörden den Bestrebungen der einst so hochmütig behandelten »Modeleute« gegenüber. Auch hier hatte man jetzt den volkswirtschaftlichen Wert der Mode erkannt, durch die Hunderttausende fleißiger Menschen in künstlerischem Schaffen, im Handwerk, in Industrie und Handel Arbeit und Erwerb finden. Ebenso verschloß man sich nicht mehr der Bedeutung des Modengewerbes für die Ausfuhr und damit der Verbesserung unsrer Handelsbilanz, um so weniger, als bei den meisten modischen Exportartikeln der Materialwert hinter dem Herstellungswert zurücktritt, es sich demnach um Dinge handelt, durch die das verarmte Deutschland den größten Schatz, den es besitzt, seine Arbeit, dem Weltmarkte zur Verfügung stellt.

An Stelle der Hemmungen, denen das Modengewerbe durch maßgebende Amtsstellen, die der Entfaltung von »Luxus« glaubten entgegenwirken zu müssen, bisher ausgesetzt gewesen war, traten nunmehr verständnisvolle Förderung und restlose Anerkennung der im Modenschaffen umschlossenen ideellen und wirtschaftlichen Werte. Da-

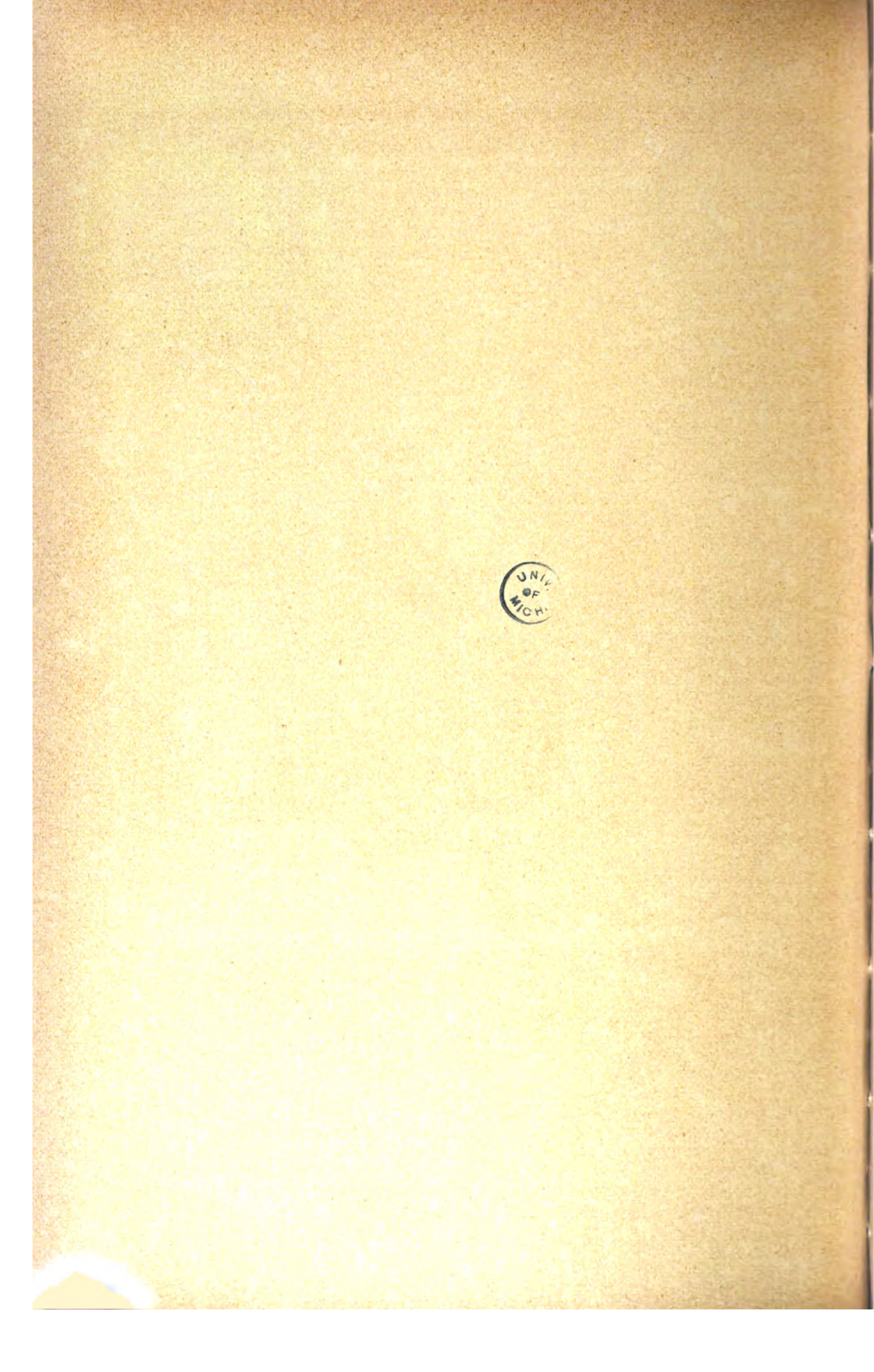


Aufn. Kiesel, Berlin

Tanzkleid aus Tüll in braunen und blauen Tönen abschattiert, dazu Umhang aus pastellblauem Panne mit bräunlichweißen Straußfederfransen (Modell: Modellhaus Max Becker in Berlin)

Tiefdruck von Georg Westermann

Otto Goetze: Ruhendes Mädchen



mit hatte der Reichsverband ein bedeutsames und ausschlaggebendes Arbeitsziel erreicht.

Die damit verbundene freudige Genugtuung ermutigte ihn zu einer großen Ausstellung »Die Mode der Dame« in der Funkhalle des Ausstellungsgeländes in Berlin, auf der dem In- und Auslande die Früchte gezeigt werden sollten, die seine emsigen und zielbewußten Bemühungen, Deutschland in die Reihe der modeschaffenden Länder einzugliedern, bis heute gezeitigt hatten. Die herben und sachlich nüchternen Formen des gigantischen Baues waren durch die Kunst Emil Pirchans und Ernst Friedmanns ins Heitere und Weibliche umgewandelt: schmeichlerisch mit blauem Tüll und schimmerndem Gold umkleidet, bildeten sie im Verein mit Blumen- und Pflanzengruppen sowie Werken der Bildhauerkunst einen wirkungsvollen und doch hinter dem Gesamtbilde bescheiden zurücktretenden Rahmen einer Schau von seltener Schönheit und verführerischem Reiz.

Alle Zweige der gesamten deutschen Modenindustrie hatten sich vereinigt, um ihre Leistungen, vom Rohmaterial bis zum hochwertigen Fertigerzeugnis, dem Urteil der Fachleute und der Käuferkreise zu unterbreiten. Köstliche Seiden, Samte, Metallgewebe und Spitzen, edelste Wollstoffe, Pelzwerk jeder Art und Verarbeitung waren zu bewundern. Duftigste Wäschestoffe, weiches Leder und vieles andre rühmten die Leistungen der betreffenden Industrien, zeigten in hundertfältiger Verwendung und Verarbeitung die Kunst, den Geschmack und die erstrangige Technik ihrer Hersteller in kunstreichster Hand- oder Maschinenarbeit.



Aufn. Ernst Schneider, Berlin

Abendkleid aus rosa Crêpe satin mit Goldperlstickerei und Hermelincape (Modell: H. Gerson in Berlin)

Ein Funkeln und Gleißen, ein berauschender Farbenreichtum war hier entfaltet und erweckte einmütige Bewunderung, mochte man nun den Gesamteindruck auf sich wirken lassen oder sich prüfend in die Einzelheiten eines Gegenstandes versenken. Das deutsche Modenschaffen bewies in all dieser Pracht, daß es den Vergleich mit dem Auslande nicht zu scheuen braucht, es in einzelnen Zweigen sogar wesentlich übertrifft. In einem Sonderpavillon, in dem ein Springbrunnen Duftwasser spendete, hatte der Verband deutscher Feinseifen- und Parfümerie-Fabrikanten die Erzeugnisse seiner Mitglieder zur lockenden Schau gestellt, auf der Galerie aber hatte der Einzelhandel sich zusammengetan, um in einer Reihe von 37 plastischen Bildern, die das Leben der Dame »Vom Morgen

bis Mitternacht« schilderten, in geschickter Zusammenstellung die von ihnen vertretenen Sondergebiete der Mode, zu denen sich hier auch Wohnungskultur, Reisekultur u. a. gesellten, zur Geltung zu bringen. Eine Fülle gedankenreicher und auch lustiger Einfälle war durch die Meisterhände hervorragender Schaufensterdekorateure zur werbenden Anschaulichkeit gebracht. Beim Aufstehen und bei der Schönheitspflege konnte man die Dame, in entsprechender Umgebung, diskret oder indiskret beobachten, sie beim Sport bewundern, bei Einkäufen im Juweliergeschäft, im Hutsalon begleiten oder mit ihr prüfend vor dem Schaufenster eines Schuhladens stehen, an ihrem Geburtstagsfeste und dem sich anschließenden Abendessen teilnehmen. Andern Darstellungen war der Gedanke der Reise zugrunde gelegt. Ein köstlich unordentliches Zimmer gab Einblick in das Vielerlei, das eine elegante Frau in der Sommerfrische »notwendig« gebraucht, eine »Zollrevision« und Szenen an Bord eines Nordlanddampfers zeigten praktische und elegante Reisekleidung, Koffer und ähnliches — kurz, eine Fülle hübscher Ideen war hier zweckbewußter Werbung unterstellt. Eine lustige Revue »Berlin ist Mode« bot unter diesem mehrdeutigen Titel Gelegenheit zu täglich wechselnden Modevorführungen und kecken, vielbelachten Zeitsatiren.



Aufn. Suse Byk, Berlin

Karnevalskostüm aus den Modewerkstätten der Schule Reimann, getragen von Ruth Marcus

In dieser vielfältigen Weise hatte man verstanden, ernster Arbeit ein heiteres Gewand anzulegen. Dem großen Publikum bot diese Schau Unterhaltung und Augenfreude in reichlichem Maße, ebenso mannigfache Anregungen in bezug auf die Erfüllung eigner und andrer Wünsche, vor allem aber eine unmerkliche Erziehung zu Geschmacksverfeinerung und Bevorzugung von Wertleistungen. Der Fachmann und der Volkswirtschaftler sahen jedoch tiefer, sie erkannten die ungeheure Arbeitsleistung, die in diesen verführerischen Dingen enthalten war, ihren wirtschaftlichen Nutzen für die Gesamtheit, ebenso den kulturellen Aufstieg, der sich in dem Streben nach vollendeter Schönheit und einwandfreier Technik offenbarte. Sie erkannten aber auch den berechtigten Stolz auf die in zähem Ringen erworbene Leistungshöhe, der das Bekenntnis zur deutschen Ware zur Selbstverständlichkeit werden läßt. Nicht überall, besonders nicht in manchen Käuferkreisen, die immer noch glauben, daß Frankreichs und Englands Modenschaffen dem unsrigen überlegen ist.

Daß die modische Führung nach wie vor in Frankreichs Händen liegt und ihm, nach Geschichte und Überlieferung, vorbehalten bleiben wird, sei zugegeben. Daneben aber wird das deutsche Modenschaffen sich siegreich durchsetzen, indem es die jeweiligen internationalen Modengedanken aufnimmt, sie jedoch in deutschem Material zur Verwirklichung bringt und durch Modelle eigner Erfindung ergänzt und erweitert.

Auf diesen Weg hat der Reichsverband der deutschen Modenindustrie seine Mitgliedsindustrien und den modenschaffenden und -vertreibenden Einzelhandel geführt; auf ihm bieten sich unzählige Möglichkeiten zur Vervollkommnung und Erweiterung der Gütererzeugung und ihres Absatzes.

Der erste Schulweg

Von Alfred Schmidtmayer

Nach langen Jahren kam ich wieder in das kleine deutsche Dorf in Böhmen. Die Leute kannten mich nicht mehr, doch als ich nach dem alten Oberlehrer Bartl fragte, antworteten sie, er sei noch am Leben.

Ich fand ihn in dem schmalen Gärtlein an der Straße, das vor dem weißgetünchten Schulgebäude liegt. Er war gerade dabei, einen Rosenstock fester zu binden, den er veredelt hatte. So, wie er uns alle veredelt hatte —

Ich nahm meinen Hut ab und grüßte. Der alte Mann sah über den Brillenrand und erkannte mich gleich. Er legte die Bastfaser, die er eben knüpfen wollte, in seinen Rosenstrauch und kam mir ans Gartentor entgegen, ohne Hast und Eile, jedoch mit warmer Freude in den ernsten Zügen.

»Nun, Hansel, bist du wieder mal zu Hause?« fragte er. Es war noch derselbe Tonfall in der Stimme wie damals, wenn ich mit meiner Schiefertafel zu ihm kam.

»Grüß Gott, Herr Oberlehrer!« sagte ich und beugte mich über die runzelige Hand des Alten. Da fiel mir erst auf, wie gebrechlich er geworden war. Wie ein verhaltenes Weinen lag es ihm um Mund und Augenlider. »Herr Oberlehrer!« rief ich. »Sie haben sich sehr verändert ...«

»Wie alles sich hier verändert hat, mein Kind! Wir stehen eben auf schwankendem Grund — Gott weiß, ob wir fallen!«

»Was ist denn geschehen?« fragte ich bestürzt.

»Kommen Sie, Herr Hans, wir wollen in die Stube gehen!« sagte Oberlehrer Bartl und sah mißtrauisch nach beiden Seiten der Straße hin. »Die Kerle schleichen auch schon durch unser Dorf und haben überall ihre Ohren.«

Drinnen im Flur drückte er mir nochmals die Hand und sagte dann gepreßt: »Hans, deine alte Schule wird geschlossen.«

»Was?«

»Ja, die Behörden haben sie aufgelassen. Angeblich weil nur vierzig Kinder sie besuchen und man sparen müsse für — ich weiß nicht, wofür. Aber es ist alles nur eine Ausflucht, man will uns eben die deutsche Schule nehmen, damit wir verwelken wie abgeschnittene Äste.«

»Und unsre Kinder? Was soll aus den Kindern werden, Herr Oberlehrer?«

»Das ist den Leuten einerlei. Sie sollen fortan ins Nachbardorf zur Schule gehen...«

»Nach Obergrund? Unmöglich! Das ist ein Weg von mehr als einer Stunde. Und der Weg geht über den Eichberg hinüber, wo der kalte Ostwind im Winter pfeift. Dort oben ist doch erst voriges Jahr ein Fuhrmann im Schneesturm erfroren...«

»Sie sollen eben auch erfrieren, es sind ja deutsche Kinder!« sagte der alte Mann verbittert und verbarg die Tränen nicht, die über seine Wangen rannen. Dann öffnete er stumm die Tür des niedrigen Klassenzimmers und trat ein; ich folgte ihm leise.

Die alten Bänke standen immer noch, bedeckt mit Tintenklecksen, zerstochen und zerschnitzt. Ich setzte mich wieder auf meinen Platz, auf dem ich dazumal als Kind gesessen. Vorn die große Wandtafel kannte ich auch noch, und jetzt waren wieder Buchstaben auf ihr geschrieben, ein i und ein n, immer noch mit derselben klaren Schrift, nur die Haarstriche schienen gegen früher etwas zu zittern. Über dem Pulte hing das alte Kreuz aus Holz mit dem Bilde des Heilands. Alles wie einst. Aber dort an der Wand ...

Dort hatte, das wußte ich noch, ein Bild Kaiser Josephs gehangen. Des guten deutschen Kaisers, der die Bauern befreite. Die saftigen Wiesen, die gepflegten Felder, die geräumigen Ställe und Scheunen, alle die Herrlichkeit, die der Mensch nur erschafft, wenn er auf eigner Scholle wirken darf, das dankt Deutschböhmen diesem Manne. Und darum hing hier einst sein Bild, und die Schulkinder lernten aus ihm, daß die wahre geschichtliche Größe nicht mit dem Eroberer und nicht mit dem Glaubenseifer einhergeht, sondern in dem stillen Walten eines edlen Herzens liegt.

Dies Bild war jetzt weggenommen, und ein andres war an seiner Stelle. Das Bild eines bärtigen Mannes, der hager neben einem Tischchen stand, auf dem ein französischer Stahlhelm, ein Lorbeerkranz und Lindenzweige lagen.

»Der neue Herr!« flüsterte der Oberlehrer und sah scheu nach der Tür. »Es ist halt traurig,« seufzte er dann, »traurig für uns kurzlebige Menschen, wenn wir trotz unsrer Gebrechlichkeit das überdauern, was wir für ewig hielten. So wie ich jetzt meine Schule überdauern mußte. Gerade morgen hätte sie wieder begonnen nach der langen Sommerunterbrechung. Und nun gehören meine vierzig Kinder nicht mehr mir, gehören nach Obergrund, um dort mit dreißig andern zusammengepfercht zu werden in derselben dumpfen Stube. Ich will sie morgen selbst hinüberführen, der letzte deutsche Lehrer dieses Dorfs.«

»Ich komme mit, Herr Bartl!« rief ich und schüttelte die Hand des alten Mannes. —

Am nächsten Morgen wartete ich pünktlich vor der Schule. Fröstelnd und verschlafen kamen die Kinder aus den Häusern, die ganz Kleinen, die zum erstenmal zur Schule gingen, klammerten sich scheu an die älteren Geschwister und blickten mit fragenden Augen zur Mutter zurück, die noch in der Haustür stand und weinend winkte.

Jetzt trat Oberlehrer Bartl auf die Straße, und als die Kinder ihn sahen, scharten sich alle um ihn.

»Wir haben einen weiten Weg vor uns, Kinderchen!« sagte er und nahm die beiden Jüngsten an die Hände. Die andern folgten. Kein Lachen klang aus dem Zug, man sah nur verstörte Gesichter. Ein alter Bauer, der vor seinem Hause eine Sense dengelte, ließ den Hammer sinken und sagte: »Grüß Gott, Herr Oberlehrer! Es ist eine Schande von dem Staat, kleine Kinder so über das Gebirge zu jagen.«

Der Weg nach Obergrund ging erst zwischen Feldern und dann durch schütteren Tannenwald und stieg plötzlich am kahlen Kamm des Eichberges empor. Selbst oben im Erzgebirge, wo es abwechselnd ein halbes Jahr Winter und ein halbes Jahr kalt ist, war der Eichberg als böser Wetterwinkel gefürchtet.

Sie zogen also die Bergstraße hinauf, erst zwischen Wiesen und Feldern. Je höher sie kamen, desto öfter blieben die Kinder stehen und sahen zurück und wunderten sich, daß die weißen Häuser immer kleiner wurden und man sogar auf die Turmspitze herabblicken konnte. Mitten auf der hellen Straße stand eine Frau und hielt die Hand über die Augen, um besser zu sehen oder um die Tränen wegzuwischen. Die Kinder stritten, wessen Mutter das war.

Dann nahm sie alle der Wald unter den Saum seines grünen Mantels, und das Dorf verschwand. Draußen blies schon der erste Hauch des Herbstes wehmütig über die Stoppeln, hier im Walde war es aber noch still. Zwar hingen schon weiße Fäden in den Bäumen, doch die Hummeln summten über dem Thymian, der duftend am Waldrand blühte.

Dann begann die große Steile zum Kamm des Eichberges hinauf. Die Kinder kletterten über das Steingeröll, um die Windungen der Straße abzuschneiden, bis sie auf eine große Lichtung kamen, die von zerzausten Tannen eingerahmt war.

Oberlehrer Bartl setzte sich ermüdet auf einen der Steine, die Kinder standen still, mit der Schiefertafel unter dem Arm.

»Ich bin so müde, Herr Bartl!« rief ein kleines Mädchen und wollte sich auf die kahle Erde setzen.

»Ja, ihr werdet müde!« nickte der Alte und hob das Kind auf seinen Schoß. »Und es ist erst der halbe Weg, den wir gingen. Ihr müßt es euch wohl merken, Kinder, daß ihr so viel kleine Schritte trippeln mußtet, barfuß über die harten Steine, Schritt vor Schritt, einen nach dem andern.

Und heute, Kinder, war es noch leicht, heute blühen noch die Blumen, und die Sonne wärmt noch die Felsen. Aber dann kommt der richtige Herbst und jagt den Regen über das Gebirge, das rauscht und klatscht gegen eure kleinen Wangen! Und dann, dann kommt einmal der weiße Schnee und liegt gefroren, scharf und tief gefroren, und die klingende Kälte kommt bis in eure Fäustlinge gekrochen. Keinen Hund jagt man bei solchem Wetter hinaus, nur euch jagen sie über das Gebirge.

Ich werde, solange meine müden Gelenke mich tragen, immer mit euch gehen, liebe Kinderchen! Freilich werde ich nicht immer um euch sein. Wir werden aber doch manchmal zusammen wandern über das Gebirge. Und da wollen wir gleich morgen ausrechnen, wieviel kleine Kinderschritte es sind bis Obergrund. Und wieviel das in einem Monat ausmacht und in einem Jahr und in eurer ganzen Schulzeit! Diese Zahl sollt ihr euch dann sehr gut merken, Kinder! Nie vergessen! Habt ihr mich verstanden? Nie! So viel Schritte bei Nebel und Wind und eisigem Frost! Kinder, meine lieben Kinder! Ihr müßt es tragen wie des Heilands Kreuz, dann kommt die Auferstehung und Erlösung!«

Die Kinder hatten atemlos gelauscht, und man sah die Nachdenklichkeit auf den klugen Gesichtern.

Der alte Oberlehrer nahm wieder seinen Stock zur Hand und sagte: »Wir müssen weiterwandern, sonst kommen wir zu spät zum Unterricht. Doch wollen wir zuvor dem lieben Gott ein Lied singen, das er wohl leiden mag. Kinderchen, steht alle auf! Du, Sophie, und ihr Großen singt den Sopran — wir Alten werden die Bässe halten ... zwei, drei!«

Und mit seiner tiefen Stimme begann er:

»Wir treten zu beten vor Gott den Gerechten,
Er waltet und haltet ein strenges Gericht ...«

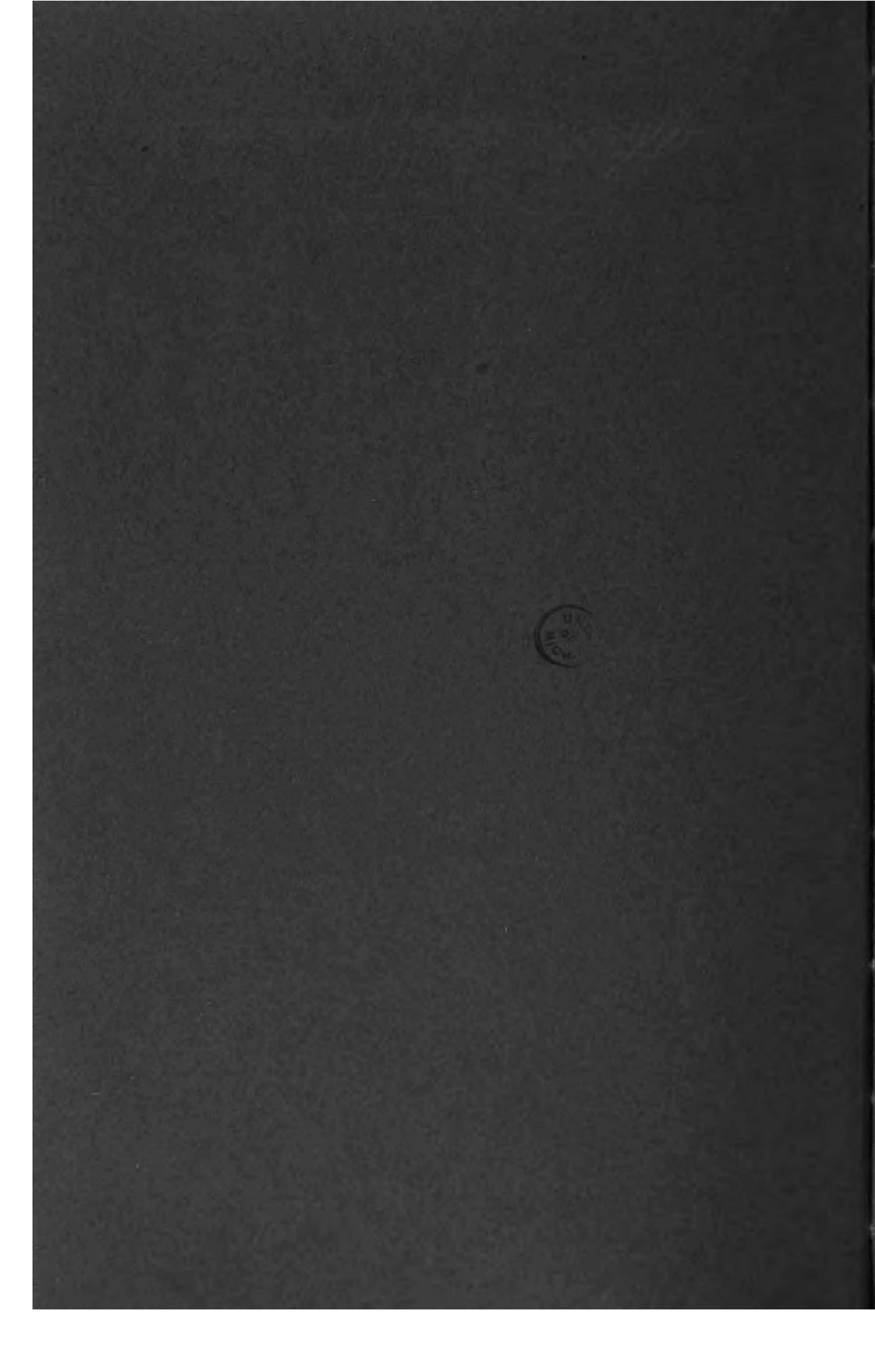
Die kleinen Stimmen fielen ein, immer lauter, heller, und jetzt reckten sich alle, und dem alten Oberlehrer Bartl stürzten die Tränen über die Wangen.

»Er läßt von den Schlechten nicht die Guten knechten,
Sein Name sei gelobt, er vergißt unser nicht!«

Als alles verstummt war und wir weiterwanderten, sagte er nachdenklich: »Heute ging es noch, aber wenn erst über den Eichberg scharf der weiße Schneewind weht, dann werden die Mütter ängstlich werden, und eine nach der andern wird aus Sorge um ihr Kind erlahmen — alles, was man unsern Schultern auferlegt, ist ja auf das Erlahmen berechnet.

Ich weiß nicht, wie lange ich diese Schulwege aushalten werde. Aber was tut es! Von uns bleibt nur bestehen, was wir dem Ruhebedürfnis der menschlichen Seele entwinden. Mein Leben ist bereits wie eine Lampe, der das Öl gebricht — es ist wohl einerlei, ob das letzte Neiglein bis zu Ende glimmt, oder ob ich es verschütte. Kommt, Kinderchen, wir wollen auf dieser deutschen Scholle uns wehren!«

Hugo Vogel: Il santo



Erich Enderlins letzte Fahrt

Von Hermann Lint

Am zweiten Weihnachtsfeiertage um zwölf Uhr fünfzig Minuten mittags war der aus Frankfurt am Main kommende Güterzug bei der Station Holzhausen mit dem aus Berlin kommenden D-Zuge zusammengestoßen. Schon gegen fünf Uhr nachmittags erhielt die Frau des städtischen Obersekretärs Enderlin, die von ihrem Manne getrennt lebte, die telegraphische Nachricht, daß ihr Sohn unter den Toten sei. Am Abend saß die Mutter im Schnellzuge, der nach dem Ort der furchtbaren Tragödie führte. Da der Berliner D-Zug eine ganze Reihe von Personen mit sich geführt hatte, die über das Fest für kurze Zeit zu ihren Verwandten nach Berlin gefahren waren und den D-Zug zur Rückreise benutzten, und man nach zunächst vagen Schätzungen von zwölf Toten und nicht weniger als vierunddreißig leicht und schwerer Verwundeten sprach, so befanden sich in dem Zuge, den Frau Enderlin benutzte, zahlreiche Reisende, die das gleiche Schicksal trugen wie sie. Das Gespräch, das zunächst nur ganz zaghaft angesetzt hatte, aber doch angesichts der Vergrämtheit und Verzweiflung vieler Mitreisender gar nicht vermeidbar war, drehte sich auch in Frau Enderlins Abteil ausschließlich um diese entsetzliche Eisenbahnkatastrophe.

Ihr gegenüber saß ein älteres Ehepaar, das die Nachricht von einer leichteren Verletzung ihrer achtzehnjährigen Tochter erhalten hatte, die sich auf der Durchreise von Hamburg nach Heidelberg befand, wo sie unmittelbar nach Weihnachten eine Stellung antreten sollte. Der Vater hatte sich schon am Nachmittag anscheinend auf dem Bahnhof genauer nach den Einzelheiten des Unglücks erkundigt, während Frau Enderlin völlig fassungslos nur ein paar Sachen in ihr Köfferchen gepackt, schwarze Kleidung herausgesucht hatte und auf den Bahnhof gerannt war, wo man ihr kurz vor Abgang des Zuges die nötigen Weisungen gab.

»Sie haben auch einen Verletzten zu beklagen?« fragte der ältere Herr, nachdem sich Frau Enderlin zunächst überhaupt nicht an dem Gespräch beteiligt hatte.

Sie nickte und senkte den Kopf. Tränen tropften herab.

»Meinen einzigen Sohn,« sagte sie nach einer Weile, und als ob sie sich neu zu einem weiteren Worte aufraffen mußte: »tot.«

Die andern Fahrgäste blieben still. Da die Tochter des älteren Ehepaares wirklich nur leicht verletzt war, so hatte man sich bisher keine sonderliche Reserve im Gespräch auferlegt. Der Schmerz der Mutter gebot Zurückhaltung. Das Sprechen verstummte.

»Ich nehme an, daß Ihr Sohn Sie in Berlin besucht hatte?« fragte die ältere Dame nach einer Weile.

»Nein,« erwiderte Frau Enderlin, »er ist in Frankfurt in Stellung und sollte eigentlich keinen Urlaub haben. Aber anscheinend hat er mich für einen Tag wenigstens überraschen wollen ... und den Unglückszug benutzt ...«

Der ältere Herr sah jetzt plötzlich von seiner Zeitung auf, in deren Lektüre er sich nach dem kurzen Wortwechsel mit Frau Enderlin vertieft hatte. »Das ist doch aber nicht gut möglich,« sagte er jetzt, »der aus Frankfurt kommende Zug, der mit dem Berliner Zug kollidierte, war doch ein Güterzug. Die Passagiere sind doch alle in dem D-Zuge aus Berlin gewesen ... und nur der Lokomotivführer und der Heizer des Güterzuges sind verunglückt.«

Frau Enderlin blickte ihn verwundert an. »Ich habe bisher gar nicht gewußt, daß nur der eine der Züge ein D-Zug war,« sagte sie. »Aber da haben Sie ganz recht; dann könnte ja eigentlich mein Sohn gar nicht verunglückt sein. Denn einen Güterzug hat er bestimmt nicht benutzt — er hatte es ja, wenn er überhaupt kommen wollte, sehr eilig und wäre vermutlich nur wenige Tage in Berlin geblieben.«

»Dann ist die Sache mindestens rätselhaft,« meinte der ältere Herr. »Wie hat man Ihnen denn die Mitteilung gemacht?«

Frau Enderlin holte aus ihrer kleinen Tasche ein Telegramm, das besagte, daß ein junger Mann namens Erich Enderlin aus Frankfurt unter den Toten des Eisenbahnunglücks bei Holzhausen rekognosziert worden sei und daß hiervon die Familie benachrichtigt werde. Es konnte gar kein Zweifel an seiner Identität bestehen, denn wie hätte man anders als aus den vorgefundenen Papieren zu ermitteln vermocht, wo er in Berlin zu Hause war?

Aber wie der Zug weiterrasselte und die nächtliche Stimmung sich über die Mitreisenden legte und jedes Gespräch verstummte, kamen der Mutter immer wieder neue Kombinationen und Vermutungen, begleitet von einem Hoffnungsschimmer, daß Erich noch am Leben sein könne. Vielleicht hatte ihm irgendeiner seine Papiere gestohlen und war gerade bei diesem Unglück ums Leben gekommen? Oder Erich hatte aus irgendeiner seiner oft waghalsigen Ideen die Fahrt als blinder Passagier in einem Güterwagen machen wollen? Aber rätselhaft war das alles doch.

Als man morgens um zwei Uhr in Holzhausen eintraf, fieberte sie darauf, die Leiche des Sohnes zu sehen, ohne dabei den sie empfangenden Beamten irgend etwas von ihren Unklarheiten zu sagen.

In einer Halle nächst dem Bahnhof waren die zwölf Toten aufgebahrt. Etwa sechs oder sieben Familien waren mit dem Berliner Zuge gekommen, um ihre Angehörigen zu rekognoszieren oder in Empfang zu nehmen. Eine dunkle Masse von Menschen, deren lautloses Gehen gespenstig durch die kühle, aber klare Winternacht tappte, bewegte sich dem Gebäude zu.

Gleich zu Anfang der Reihe lag Erich Enderlein.

Die Mutter schrie auf. Sie gewahrte gar nicht, wie ruhig und unverändert sein Gesicht dalag. Sie sah nur den Sohn, der tot und starr ausgestreckt lag, nicht mehr zu bezweifeln tot war, trotz aller rätselhaften Vermutungen, wie er in den Güterzug geraten sein mochte.

Man schaffte sie in ein benachbartes kleines Hotel und bettete sie in ein Zimmer. Irgend jemand stellte ihr warmen Tee hin. Irgendein andrer beugte sich über sie und fragte, ob man ihr Umschläge machen solle. Sie verneinte schwach. Der furchtbare Tag lastete auf ihr und drängte sie langsam in einen unruhigen, fast fieberähnlichen, aber dann doch immerhin sänftigenden Schlaf.

Am nächsten Morgen, in der Frühe noch, tastete sie sich langsam in die ganze Schrecklichkeit ihres Verlustes zurück. Erich — das war wirklich und nicht nur, wie manche Mütter meinen — ihr Leben, ihr ganzes Leben gewesen. Um dieses einst unehelichen Kindes wegen hatte sie später den Mann geheiratet, der dem Jungen den »ehrlichen Namen« gab, und hatte eine lange Ehezeit mit dem robusten und keineswegs unerfreulichen, aber doch für sie völlig belanglosen Manne zusammen gelebt. Als Erich dann achtzehn Jahre alt wurde — vor nun schon fünf Jahren —, hatte sie sich wieder von dem Manne getrennt. Ihr Leben war damit nicht einfacher geworden. Erich gehörte zu den vielen jungen Leuten unsrer Zeit, denen die Auflösung der sozialen Ordnung nach dem Kriege in jeder Hinsicht zu schaffen machte. Man kann nicht sagen, daß er ein Entgleister war — dazu war er noch niemals auf einer eigentlichen Laufbahn gewesen. Man kann auch nicht sagen, daß er arbeitsscheu gewesen wäre. Aber seine Erziehung, noch in eine Zeit gefallen, da Frau Enderlin auf die laufenden Einkünfte eines Vermögens gerechnet hatte, stand in einem Gegensatz zu den Beschäftigungen, die sich ihm boten, als diese Einkünfte durch die Festmark in ein Nichts verwandelt worden waren. Erich gehörte zu jenen vielen jungen Menschen unsrer Zeit, denen erst allmählich klar wird, daß es für sie kein »Das paßt mir nicht« oder »Das liegt mir nicht« oder »Nur nicht das« bei der Berufswahl gibt, daß es überhaupt eigentlich eine solche nicht mehr gibt, sondern nur das »Müssen«, gleichviel ob es paßt oder nicht. Lange Zeit litt seine Mutter darunter, daß er seine Existenz gerade unter den heutigen Verhältnissen ihr zum Vorwurf machte. Aber seit zwei Jahren war in Erich ein nicht mißzuverkennender Wandel eingetreten. Vielleicht weil er älter geworden war. Vielleicht aber auch — und das glaubte Frau Enderlin zuweilen —, weil eine Liebesgeschichte in sein Leben getreten war, und, eigenartig genug, sie gestand sich die Bedeutung dieser Liebesgeschichte für Erich ein, ohne jedoch über ein Gefühl der Bitterkeit und des Verdrusses hinwegzukommen, daß Erich überhaupt »liebte«. Unzweifelhaft war Erich von dem Augenblick an, da Luise Denter in sein Leben trat, irgendwie zielhafter, bestimmter und eifriger geworden, seinem Leben einen äußerlichen Rahmen zu geben. Vielleicht genierte er sich vor Luise, wenig zu verdienen und unregelmäßig, während sie eine fleißige kleine Sekretärin war, die schon vier Jahre lang ohne Unterbrechung, aber mit manchem Fortschritt in ihrer Stellung, bei einer größeren Firma ihren Dienst ver-

sah. Ja, dieser Luise Denter wegen hatte Erich sich endlich bemüht, einmal selbst nach einer Stellung Umschau zu halten, und schließlich jene Tätigkeit an dem Lichtspieltheater in Frankfurt erhalten, das einer großen Berliner Fabrikationsfirma der Filmbranche gehörte, die ihm zugesagt hatte, daß sie ihn nach einiger Bewährung nach Berlin auf einen besseren Posten zurückrufen werde. Frau Enderlin befremdete es, daß Erich trotz des Abschiedes von Luise diese Stellung angenommen hatte. Vor zwei Jahren hatte er eine Tätigkeit in Oranienburg einfach abgelehnt, weil sie ihm zu entfernt von Berlin gewesen war. Nun genierte er sich anscheinend vor Luise oder er dachte ans Heiraten. Erfreulich jedenfalls war es, daß er zugriff, und Frau Enderlin war nicht im Zweifel darüber, welche Motive ihn letzten Endes beeinflußten. Aber gerade das wieder tat ihrer Mütterlichkeit nicht wohl. Vor Luise war es ihm um eine Karriere zu tun, warum nicht vor ihr, die ihn erzogen und durch hundert Lebenswirrnisse durchlaviert hatte? Eifersucht war in ihr aufgestiegen, gekränkte mütterliche Liebe. Sie liebte es nicht, wenn Erich zuviel von Luise sprach. Irgend etwas wurde in ihren sonst so sanften und sonnigen Zügen hart, wenn er von Luise schwärmte. Sie machte Bemerkungen, die Erich verletzten. Über die Familie Luises, die sehr einfach war, oder dergleichen. Dann wieder nahm sie es übel, wenn er — etwa an Festtagen — zu lange bei den Denters sich aufhielt. Sie versuchte die Stunden abzuzirkeln, die er mit dem Mädchen verbringen sollte. Genug, es gab manche unerfreuliche Konflikte. Und das alles: weil Erich wirklich ihr Leben, ihr ganzes Leben war, der Sinn ihres ganzen Lebens überhaupt. Erich — das war der Kummer ihrer ersten Liebe mit dem jungen Leutnant, der später im Kriege als Major fiel; Erich — das war ihr Trost für eine nicht geschlossene Heirat und ihr Ersatz für eine gleichgültige Ehe; Erich — das war die Anziehungskraft, die noch ihr kleines Heim für sie hatte, und der Blick in kommende, bessere Jahre. Erich war der Sinn ihres Lebens gewesen.

An diesem schauerlichen und in Wahrheit trüben Morgen, der bald in einen dunstig beleuchteten Vormittag überging, hatte Frau Enderlin eine ganze Reihe von Formalitäten zu erledigen, die ihre Gedanken von dem Unglück fernhielten. Am zweiten Feiertag, einem Sonntag, war die Katastrophe geschehen. Erst am Freitag sollte die Beerdigung der Opfer sein. Es waren alle möglichen Papiere auszufüllen. Das Oberhaupt des kleinen Städtchens und der Pfarrer meldeten sich zu Beileidsbesuchen, da gerade Frau Enderlins Unglück die Teilnahme besonders wachgerufen hatte.

»Es ist seltsam,« sagte der Bürgermeister mit ländlichem Akzent, »daß der Packwagen des D-Zuges eigentlich wenig beschädigt war, während die Toten sich alle in den ersten Abteilen des ersten Passagierwagens befanden, der völlig in Trümmer ging.«

Jetzt fiel Frau Enderlin plötzlich wieder ein, daß Erich ja in dem Güterzuge verunglückt sein mußte. »Mein Sohn war gar nicht im D-Zuge,« sagte sie, »er kam ja von Frankfurt, um mich zu besuchen und muß in dem Güterzuge gefahren sein ...«

Der Bürgermeister sah sie erstaunt an. »Das ist ganz ausgeschlossen,« sagte er. »Ich habe selbst bei den Bergungsarbeiten mitgeholfen, und wenn ich auch nicht mit Bestimmtheit sagen kann, wie gerade die Leiche Ihres Sohnes gelegen hat — es kann gar kein Zweifel darüber herrschen, daß sich sämtliche getöteten Passagiere in dem ersten Wagen des aus Berlin kommenden Zuges befanden. Vom Güterzuge wurde nur die Lokomotive zertrümmert und der Führer und Heizer getötet. Beide sind genau und einwandfrei rekognosziert. Drei leere Güterwagen — Loren waren es — wurden ineinandergeschoben. Niemand ist weiter ums Leben gekommen.«

»Dann stehe ich vor einem Rätsel,« sagte Frau Enderlin.

Der Bürgermeister stellte ihr anheim, sich nochmals bei der Bahn über den Vorfall zu unterrichten.

Frau Enderlin, jetzt in sichtlicher Erregung, begab sich zum Bahnvorsteher. Aber auch dieser bestätigte lediglich, was ihr der Bürgermeister gesagt hatte.

Von nun an ließ ihr die Frage keine Ruhe: Wie war Erich ums Leben gekommen? Wie kam er in den D-Zug? Sie bat nochmals, seine Leiche zu sehen, was man ihr ohne weiteres bewilligte. Beim Anblick des toten Sohnes, den sie jetzt nicht in dem Lampenlicht jener ersten nächtlichen Begegnung, sondern im Tageslicht wiedersah, ver-

gaß sie jedoch, ganz von neuem in ihrem Schmerz aufgepeitscht, den Gedanken an den Vorgang des Unglücks vollkommen. Als sie aus der grauen Halle, die wohl sonst ein Lagerraum sein mochte, wieder heraustrat, überkam sie das Gefühl, irgendwie aus der Atmosphäre dieser ganzen Katastrophe herauszumüssen, wenn sie überhaupt die Kräfte behalten wollte, der Beerdigung beizuwohnen.

Im Hintergrunde der Ortschaft lagen schmale Hügel, deren oberes Gelände einen weißen Behang von Reif oder Schnee zeigte.

Sie entschloß sich zu einem Spaziergang. Sie hatte das Gefühl, daß sie mit sich etwas ausmachen, eine Stellung zu dem Geschehenen finden müsse. Es war nicht das erstemal, daß sie ganz allein in einem Unglück war, ganz auf die eigne Haltung angewiesen, ohne Rückhalt, ohne irgendeinen andern dastand. Sie hatte gehofft — wie es alle Mütter tun —, daß Erich einmal dieser Rückhalt sein werde. Aber noch ehe diese Hoffnung erfüllbar war — denn Erich war dazu ja viel zu jung —, sah sie schon die Enttäuschungen auch hier voraus. Erich war ein leichter, liebenswürdiger, fast etwas weiblicher junger Mensch. Einer, der noch lange selbst einen Rückhalt brauchte und Menschen, die ihn stützten. Ihre inneren Blicke wanderten über sein Leben hin. Auf dem höchsten der kleinen Hügel angelangt, blieb sie stehen und schaute auf die kleine Stadt, aus der hier und dort Rauchsäulen aufstiegen. Es kamen Kindheitserinnerungen. Vielleicht würde sie in eine kleine Stadt ziehen? Vielleicht hierher? Aber auch dieser Gedanke blieb nicht haften. Das war ja alles in ihrer Lage nicht möglich. Sie hatte in Berlin manchen Verdienst, den sie hier nicht hatte. Sie mußte in Berlin bleiben, einsam wie sie war.

Plötzlich überkamen sie neue Wallungen. Hatte sie Erich alles angetan, was sie ihm mit gutem Gewissen geben konnte? Hatte sie ihm unnötige Hindernisse in den Weg gelegt? Sie mußte jetzt zum erstenmal an Luise Denter denken. Mein Gott, wenn man gewußt hätte, wie alles ausgehen würde, so hätte man ihm gewiß nicht so viel Hindernisse in den Weg gelegt. Schließlich war das Mädchen — wenn auch sehr einfacher Herkunft — fleißig und arbeitsam gewesen und sicherlich nur von gutem Einfluß auf Erich. Was würde Luise jetzt tun? Zum ersten Male kam ihr diese Frage, und sie glaubte zu spüren, daß sie sich eigentlich schämte, bisher an das Mädchen überhaupt so gut wie nicht gedacht zu haben. Luise... man mußte sie doch benachrichtigen, man mußte ihr doch Gelegenheit geben, zur Beerdigung zu kommen, Erich vielleicht noch einmal zu sehen... Als ob plötzlich etwas ganz Neues über die Mutter hinströmte, ging sie viel schnelleren Schrittes, als sie gekommen war, den kleinen Weg zurück, der in Windungen zur Ortschaft führte.

Immer stärker wurden in ihr die Gedanken an Luise.

Sie glaubte sich jetzt plötzlich zu entsinnen, daß Erich einmal zu ihr gesagt hatte, als er an einer schweren fiebrigen Grippe erkrankte: »Mutter, wenn ich mal plötzlich sterben sollte, laß Luise nicht allein!«

Und sie hatte an Luise überhaupt nicht gedacht! Vielleicht weil ihre Gedanken so unvertraut mit dem Neuen waren, daß sie Luise noch immer vom Standpunkt einer mütterlichen Eifersucht ansah. Sie mußte das Versäumte gutmachen. Ihr Weg ging zum Postamt. Rasch setzte sie ein Telegramm an Luise Denter auf, in dem sie bat, sofort abzureisen und zur Beerdigung herzukommen. Wie erleichtert verließ sie das Postamt. Ihre Gedanken kreisten von nun ab fast ausschließlich um die Ankunft des Mädchens. Würde sie kommen, würde sie Urlaub erhalten? Unter den schweren Umständen dieses Verlustes war es wahrscheinlich. Ein starkes neues mütterliches Gefühl stieg in Frau Enderlin auf. Sie wollte Luise wie eine Mutter empfangen, sie trösten, vielleicht gutmachen, was sie in einem Unverstand von mütterlicher Wachsamkeit und Eifersüchtelei zu Lebzeiten Erichs versäumt hatte. Sie fühlte, daß es ihr ein Trost sein werde, die andre zu trösten. Sie bestellte für Luise ein Zimmer in ihrem Gasthof. Sie kaufte einen Kranz — einen dunklen Efeukranz mit rötlichen Buchenblättern — und stellte ihn auf Luisens Zimmer; Luise würde doch gewiß keine Zeit gefunden haben, einen von Berlin mitzunehmen. Wie ein starker Wein einem Erstarrten die Pulse anzuregen vermag, so war es ihr, als ob der Gedanke an das unglückliche Mädchen etwas Warmes durch ihre Adern fließen ließ.

als ob sie sich dem Mädchen entgegenstürzen und es umarmen müsse. Sie fieberte dem Nachtzug entgegen.

Schon um halb zwei stand sie auf dem kalten Perron, auf dem ein häßlicher Nachtwind wehte und das Licht der Laternen flackern ließ. Endlich brauste der Zug heran, derselbe Zug, mit dem sie selbst vorgestern angekommen war. Ganz am Ende des Zuges sah sie eine zarte schwankende Mädchengestalt. Und wenige Sekunden später drückte die Mutter die Braut ihres Sohnes ans Herz.

Da Erich inzwischen eingesargt worden war, so konnte man der armen Luise den Anblick ersparen. Aber dennoch langte sie kaum anders wie Frau Enderlin in dem kleinen Gasthof an. In dem Zimmer brach sie völlig zusammen. Die Mutter entkleidete sie, Stück um Stück sanft von ihrem Körper nehmend, und half ihr zu Bett. Wie das Mädchen nun auf den Kissen lag, als Frau Enderlin nun zum erstenmal den Liebreiz dieses jungen Geschöpfes vor sich sah, überkam sie ein Gefühl der Zugehörigkeit zu diesem Wesen, das sie bisher nicht gekannt hatte. Immer wieder gab sie sich Mühe, dem Mädchen alles Liebe zu erweisen, was in ihren Kräften lag. Sie flößte ihr Tee ein, streichelte ihre Stirn und drückte schließlich einen Kuß auf ihre Lippen.

Es war noch ziemlich früh am nächsten Tage, als Luise in das Zimmer Frau Enderlins trat.

Nachdem ihr die Mutter immer wieder klargemacht hatte, daß sie die Leiche Erichs nicht mehr sehen könne, da ja morgen schon die Beerdigung sei, drang das Mädchen in sie, ihr doch alle Einzelheiten des Unglücks zu erzählen.

»Erich muß wohl sofort tot gewesen sein,« sagte Frau Enderlin, »sein Gesicht war ganz unversehrt. Er lächelte ein wenig. Aber ...«

Luise Denter sah ihr gerade ins Gesicht. Dann senkte sie plötzlich den Kopf, als ob sie die Mutter nicht ansehen wolle. Diese meinte wohl, daß ein neuer Tränenausbruch aus Luise emporquellen wolle, und legte sanft ihren Arm um die Schulter des Mädchens. Es war ihr jetzt zum erstenmal, als ob sie auch diesem »Kinde« eine Mutter sein müsse.

Da sagte das Mädchen: »Was war noch mit Erich? Etwas, was Sie mir verschweigen wollen?«

Frau Enderlin erwiderte: »Ja, es ist ein Rätsel um Erichs Tod. Der Zug, mit dem er aus Frankfurt nach Berlin wollte, war ein Güterzug. Der entgegenkommende Zug aus Berlin ein D-Zug. Erich aber wurde ganz bestimmt — ich habe wiederholt die verschiedensten Personen befragt — in dem ersten Wagen des Berliner D-Zuges gefunden, zusammen mit mehreren andern Toten. Vom Güterzug waren nur Führer und Heizer getötet. Ich habe hin und her gegrübelt. Es bleibt ein Rätsel.«

Luise war plötzlich aufgesprungen, an das Fenster getreten und preßte ihr Gesicht an die beschlagenen Scheiben.

»Was ist Ihnen?« fragte Frau Enderlin.

Luise drehte sich nicht um. Sie sprach, indem sie Frau Enderlin den Rücken kehrte: »Ich kann Ihnen das Rätsel lösen ...«

Jetzt sprang auch Frau Enderlin auf. »Bitte ... ich beschwöre Sie, Kind!«

»Es wird mir so schwer,« stöhnte Luise und nahm ihre Hände vor das Gesicht.

»Ich beschwöre Sie,« sagte die Mutter nochmals, ihre Bewegung schwer verbergend. Und plötzlich, als ob ein Nebel zerrisse, glaubte sie etwas zu fassen, etwas ganz klar und unzweideutig zu fassen. Sie schrie auf. Sie taumelte zurück. »Erich ist in Berlin gewesen! Bei Ihnen ... Von Frankfurt bei Ihnen ... und wieder zurückgefahren ... Im D-Zuge zurück ... Ohne mich zu sehen ...«

Luise nickte.

Da ließ sich Frau Enderlin auf das kleine Sofa fallen, das dem Tisch zunächst stand. Sie preßte beide Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen. »Wissen Sie denn, was er mir angetan hat? Nach Berlin zu kommen und an mir vorbeizugehen, mich einfach überhaupt nicht zu besuchen! Als ob ich schon tot für ihn ... erledigt ... ein Schatten, um den man sich nicht kümmert.«

Luise sagte sehr ernst: »Erich hatte nur zwei Tage Urlaub. Er war am ersten Feiertag morgens von Frankfurt abgefahren und kam gegen Abend in Berlin an. Er suchte mich auf und mußte am nächsten Morgen wieder fort. Er hatte sein ganzes Geld für diese Reise zusammengespart. Als es nun später und später bei uns wurde, da meinte er, jetzt sei es auch zu spät, nach Hause zu fahren. Er wußte ja nicht, daß Sie es je erfahren würden. Er wollte Sie doch gewiß nicht kränken.«

Frau Enderlin sieht nicht, daß diese Worte von einem blassen, zarten Mädchen gesprochen werden, das krampfhaft etwas gutzumachen sucht, was mit einer so einfachen Erklärung nicht gutgemacht werden kann. Die Mutter scheint plötzlich zu vergessen, daß es ein Toter ist, ein armseliger, vom Schlage des Schicksals getroffener Toter, von dem gesprochen wird. Es ist ihr, als ob Erich noch lebe, als ob man noch mit ihm rechten könne. Als Luise etwas näher an sie herantritt und dann sacht ihre Hand fassen will, stößt sie das Mädchen von sich.

Ohne Hut, ohne Mantel — wie sie gerade ist — eilt sie aus dem Gasthaus. Sie hat jetzt Erichs Tod im Herzen. Das fühlt sie. Sie eilt die kleine Landstraße hinan, wo sie gestern gestanden hat, als ihr Luise einfiel. Sie fühlt plötzlich, daß Erich für sie ganz anders gestorben ist, als sie gedacht hat. Gar nicht im Zuge von Berlin. Nein, vorher, im Zuge von Frankfurt, als er zu dem Mädchen reiste. Sie war wohl an zweite Stelle getreten? Ein Nebenbei geworden? Das erträgt ein Mutterherz nur, wenn es im Laufe der Zeit geschieht, unmerklich und unbemerkt. Aber sich nebenbei stellen müssen nach den Jahren der Kindheitsnot dieses Jungen, nach allem, was sie für ihn geopfert ... das war ja unmöglich! Immer tiefer nagt der Schmerz. Alles andre, auch die keimende Liebe zu dem Mädchen scheint gelöscht. Erich war an ihr vorbeigegangen. Er hatte die Fahrt nicht für sie gemacht. Mehr hämmerte nicht in ihrem armen Hirn.

Inzwischen war Luise aus ihrem Zimmer in das der Mutter geeilt. Ein plötzliches Schuldbewußtsein, das sie für den Toten mitzutragen fühlte, war in ihr aufgeflammt. Hatte sie nicht Erich doch vielleicht von der Mutter ferngehalten, die jetzt ganz allein dastand? Konnte sie es ihr verdenken, wenn die Todesfahrt Erichs, so wie sie nun wirklich war, die Mutter zusammenbrechen ließ? Sie mußte hinein zu ihr, sie trösten, um Verzeihung bitten ...

Sacht klopfte sie bei Frau Enderlin an. Als niemand antwortete, öffnete sie die Tür Das Zimmer war leer. Da überkommt das Mädchen ein Schrecken. Wie, wenn sie in ihrer Erschütterung sich etwas antun würde, entsetzt und fassungslos, wie sie jetzt war! Das Mädchen eilte hinunter, gleich auf die Straße. Sie fragt Passanten, ob man nicht eine Dame in Trauer, ohne Mantel und Hut, gesehen habe. Sie läßt nicht nach, bis ein Junge von zwölf oder dreizehn Jahren ihr sagt, er habe eine Dame bemerkt, die eiligen Schrittes der Leopoldhöhe zugegangen sei. Luise läßt sich den Weg beschreiben.

Als sie die letzte Windung zu dem kleinen Berg hinauf hinter sich hat, sieht sie eine schwarze Gestalt zusammengekrümmt auf der Aussichtsbank sitzen. Sie geht nicht gerade auf die Mutter zu. Sie wählt einen Seitenweg, der vom Hügelrücken her zu dem Aussichtspunkt führt. Ganz sacht tritt sie an die Frau heran, mit zitterndem Körper, selbst fassungslos. Ganz sacht legt sie die Hand auf Frau Enderlins Schulter. Diese blickt auf. Und jetzt, als Luise niederkniet und ein paar Worte murmelt, aus denen sie nur immer heraushört: »Sie dürfen nicht ...« und »Kommen Sie doch zurück ...«, und als zwei flehende Augen in sie eindringen, da ist es der Mutter, als ob in ihrem Innern langverschlossene Schmerzen zu rinnen beginnen, als ob sich jetzt erst die ganze Schwere des Schicksalsschmerzes löse um den Sohn, um das Kind, um sich selbst. Und wie sie anfängt, über das Haar des Mädchens zu streichen, muß sie an Erichs Worte denken: »Mutter, wenn ich mal plötzlich sterben sollte ... Laß Luise nicht allein!«

Mutter sein, denkt sie plötzlich, ist doch immer: Ende sein, gebären und verlieren, wenn nicht das Kind an den Tod verlieren, dann an das Leben ... Und immer deutlicher glaubt sie zu verstehen, daß diese Fahrt Erichs zu seinem L e b e n gehörte, zu jenem Leben, an dem sie immer und immer beteiligt war und über sein Sterben hinaus beteiligt sein mußte, wie hart es auch war.

Da nimmt sie Luisens Kopf in ihre Hände, versöhnlich und versöhnt. Tiefer versöhnt, als das Mädchen es ahnen mag. Versöhnt mit dem letzten Opfer, das sie dem Sohne gebracht hat ... Aus dem Nebel des noch grauen Vormittags hebt sich ein Sonnenball, der, immer wieder von neuen Nebelschwaden überzogen, von Zeit zu Zeit matte Strahlen über die Hügel wirft. Seltsam und feierlich fallen sie auf das dunkle Schwarz der Kleider zweier Frauen, die hier oben aneinandergeschmiegt sich über einem Toten die Hände reichen.

Aus der Kindheit des Dieselmotors

Von Dr. Eugen Diesel

Mein Vater verbrachte die ersten zwölf Jahre seines Lebens bis 1870 in Paris. Früh erwachte seine Leidenschaft für technische Dinge. In einem der ältesten technischen Museen, dem Conservatoire des arts et métiers, skizzierte er schon in den sechziger Jahren Maschinen und Maschinenteile. Bei einem Besuche von Paris im Jahre 1907 führte er mich durch die dunklen und wenig besuchten Räume des Museums, dessen Gegenstände er fast alle zu kennen schien. Der Cugnotsche Dampfwagen aus dem Jahre 1771 hatte ihn schon in seiner Kindheit begeistert.

Meine Großeltern wurden im Jahre 1870 als Deutsche nach London abgeschoben. Von dort aus sandten sie ihren Sohn in die Obhut eines Onkels nach Augsburg auf die Industrieschule. Da sie im Kriege ihr Vermögen verloren hatten, so wünschten sie, daß der Sohn nach der Schulzeit sofort in einen praktischen Beruf trete. Erst nach leidenschaftlichen Auseinandersetzungen konnte er die technische Hochschule in München beziehen. Sein Wunsch war wohl weniger, »höher hinaus zu wollen«, als große wissenschaftliche Leistungen zu erzielen.

Er war zwanzig Jahre alt, als er zum erstenmal den Vorsatz faßte, eine neue Wärmekraftmaschine zu erfinden. Er schreibt hierüber (Die Entstehung des Dieselmotors. Berlin 1913, Julius Springer): »Als mein verehrter Lehrer, Professor Linde, am Polytechnikum in München 1878 seinen Zuhörern in der thermo-dynamischen Vorlesung erklärte, daß die Dampfmaschine nur sechs bis zehn Prozent der disponiblen Wärme des Brennstoffes in effektive Arbeit umwandle, als er den Carnotschen Satz erläuterte und ausführte, daß bei der isothermischen Zustandsänderung eines Gases *alle* zugeführte Wärme in Arbeit verwandelt werde, da schrieb ich an den Rand meines Kollegienheftes: Studieren, ob es nicht möglich ist, die Isotherme praktisch zu verwirklichen. Damals stellte ich mir die Aufgabe! Das war noch keine Erfindung, auch nicht die Idee dazu. Der Wunsch der Verwirklichung des Carnotschen Idealprozesses beherrschte fortan mein Dasein. Ich verließ die Schule, ging in die Praxis, mußte mir meine Stellung im Leben erobern. Der Gedanke verfolgte mich unausgesetzt.«

Rudolf Diesel um die Mitte der achtziger Jahre

Zweiundzwanzigjährig verließ mein Vater die Hochschule und nahm eine Stellung an der Lindeschen Eisfabrik in Paris an. In die achtziger Jahre fallen seine Versuche, die Dampfmaschine durch Anwendung überhitzter Ammoniakdämpfe an Stelle von Wasserdampf zu verbessern. Wie aus diesen ersten erfinderischen Unternehmungen sich allmählich ein ganz andrer Grundgedanke, das eigentliche Dieselverfahren, herausbildete, das wußte mein Vater selbst nicht mehr. »Aber aus dem fortwährenden Jagen nach dem angestrebten Ziel, aus den Untersuchungen der Beziehungen zahlloser Möglichkeiten wurde endlich die richtige Idee ausgelöst, die mich mit namenloser Freude erfüllte.« Er prüfte seine Idee wissenschaftlich nach und veröffentlichte diese

Betrachtungen im Jahre 1893 in einer kleinen Schrift, 14 Jahre nach jener Randbemerkung im Kollegienheft.

Ich glaube zu wissen, daß die Eroberung der »richtigen Idee« etwa in das Jahr 1891 oder 1892 fällt. Aber schon vorher, im Jahre 1890, waren wir von Paris nach Berlin übergesiedelt, weil mein Vater das an Tatkraft reichere Deutschland für seine »Erfindung« für förderlicher hielt. Dabei hielt er damals kaum mehr in der Hand als eine Menge betrübender Erfahrungen, abirrender Berechnungen und einige wohl noch recht dürftige Unterlagen für die Richtung, in welcher seine Arbeiten später verlaufen sollten.

Die Broschüre »Theorie und Konstruktion eines rationellen Wärmemotors« löste heftige, meist vernichtende Kritiken aus. Nur drei wissenschaftliche Stimmen lauteten günstig und beeinflußten den Entschluß der Firmen Krupp und Maschinenfabrik Augsburg, die neuen Ideen praktisch zu erproben. Im Juli 1893 war die erste Versuchsmaschine nach Zeichnungen meines Vaters in Augsburg fertiggestellt.

Die Veröffentlichung seiner Broschüre bezeichnete mein Vater später als Fehler. Er sagte zu mir etwa folgendes: »Wenn ich diese Arbeit nur als Studienunterlage für mich selbst benutzt und dann die *fertige* Sache der Welt dargereicht hätte, dann wäre die ganze alberne Diskussion darüber, ob ich ursprünglich in einiger Hinsicht etwas anderes gewollt hätte, als ich dann tatsächlich erreichte, nie entstanden.« In seinem Nachlaß fand ich eine Abschrift von Gracians Worten: »Nie seine Sachen sehen lassen, wenn sie erst halb fertig sind ... Ehe eine Sache alles ist, ist sie nichts, und indem sie zu sein anfängt, steckt sie noch tief in jenem ihrem Nichts.« Indessen äußerte er auch: »Wer weiß, ob ich Krupp und die Maschinenfabrik Augsburg gewonnen hätte ohne Veröffentlichung dieses Buches.«

Mein Vater hat niedergeschrieben, daß er am 17. Juli 1893 in freudiger Hoffnung in Augsburg eintraf. Ich fragte ihn einmal, ob er damals geglaubt habe, daß die Maschine sofort laufen würde. In der Tat hatte er fest geglaubt, daß die Maschine sofort oder jedenfalls sehr bald ordnungsgemäß funktionieren würde. Er ahnte damals noch nicht, welche Hölle von Schwierigkeiten, Enttäuschungen, Rückschlägen zu durchmessen war, ehe der Beweis erbracht werden konnte, daß er nicht das Opfer trügerischer Phantasie geworden war. Er hat in dieser furchtbaren Zeit nie den Glauben an die Richtigkeit seiner Grundideen verloren, war aber trotzdem manchmal der Verzweiflung nahe.

Die erste Maschine hat nie selbständig, d. h. ohne Zuhilfenahme der Fabriktransmission, laufen können. Am 10. August 1893 wurde das erstemal bei Antrieb durch die Transmission Brennstoff in den Zylinder eingespritzt.

»Wir erwarteten die Wirkung in hochgespannter Aufregung ... Die Zündung erfolgte sofort ... Der Indikator wurde unter heftigster Explosion zerstört, und dessen Stücke flogen an unsern Köpfen vorbei. Dem Motor selbst war nichts passiert, war er doch für sehr hohe Drucke vorgesehen und gebaut wie eine Kanone. — Nachdem wir uns von dem Schrecken erholt hatten, war doch unsre Freude groß, denn daß sich die Verbrennung automatisch als Teil des Verfahrens einstelle, war erwiesen. — Trotzdem war der Versuch ein Mißerfolg, da diese Maschine niemals selbständig laufen konnte. — Sehr deprimiert kehrte ich nach Berlin zurück und machte dort die Zeichnungen zu einem völligen Umbau dieser Maschine, dessen Ausführung fünf Monate dauerte.«

Mit dieser neuen Maschine wurde am 17. Februar 1894 der erste Leerlauf des Motors erzielt, aber nur eine Minute lang.

»Da bei den Versuchen der Motor stets von Transmission angetrieben wurde, so bemerkte ich selbst diesen Leerlauf nicht; aber Monteur Linder bemerkte plötzlich, daß der Riemen ruckweise vom Motor angezogen wurde, statt den Motor anzutreiben, und daran erkannte er die erste selbständige Kraftäußerung der Maschine. In diesem Moment zog er schweigend die Mütze, und erst dadurch wurde ich auf die Wichtigkeit des Augenblicks aufmerksam. In stummer Freude drückte ich ihm die Hand. Wir waren dabei ganz allein. Damals glaubte ich am Ziele zu sein und ahnte nicht, daß mich noch jahrelange schwere Arbeit davon trennte.«

Es folgte eine Zeit (bis zum Oktober 1894), in der auf der Jagd nach dem endgültigen Ziel durch einen hartnäckigen Trugschluß eine falsche Richtung eingeschlagen und sogar das bisher Erreichte fast wieder verloren wurde. Mein Vater bezeichnete



Eduard Beyrer: Kriegerdenkmal


UNIV.
OF
MICH.

diese Periode als die schwierigste und sorgenvollste der ganzen Entstehungszeit, und zwar nicht nur wegen der technischen Schwierigkeiten, sondern auch, weil er befürchtete, daß die Werke ihn im Stiche lassen und ihn so wirtschaftlich und moralisch vor das Nichts stellen würden. Die Maschinenfabrik Augsburg und Krupp hielten der Sache aber auch in dieser schwersten Zeit unentwegt die Treue.

Hier ist nicht der Platz, auf die zahllosen Fortschritte, Rückschläge, Episoden der folgenden Zeit einzugehen. Im Mai 1895 notierte mein Vater: »Die Maschine beginnt schon selbständig zu laufen.« Sechs Wochen später wurde festgestellt, daß der Brennstoffverbrauch weit weniger als die Hälfte des Verbrauches aller bekannten Motoren betrug.

Diese zweite Maschine verdient eigentlich den Namen des ersten Dieselmotors, da ja die erste Maschine nie selbständig lief. Sie diente noch bis zum Herbst 1896 zu Versuchszwecken und wurde dann endgültig abgebaut und auf die Seite gestellt. Ich sah sie noch im Jahre 1900 in einem finsteren Schuppen des Fabrikhofes. Ihre weiteren Schicksale sind mir unbekannt. Auf Grund der Erfahrungen mit dieser ausgedienten Maschine wurde ein ganz neuer Motor gebaut, der am 1. Februar 1897 die Tagebuchnotiz meines Vaters veranlaßte: »Mit diesen Resultaten kann sich kein bestehender Motor mehr messen.« Diese, die dritte Maschine, steht heute als »erster Dieselmotor« im Deutschen Museum zu München.

Der Name des Motors hat seine besondere Geschichte. Weder der Name Ottos, des Erfinders der Viertaktexplosionsmaschine, ohne die es keine Automobile und Flugzeuge gäbe, noch derjenige Watts, des Erfinders der Dampfmaschine, ist so mit dem Werk verknüpft geblieben wie der Name Diesel mit dem Motor. Auf den Schildern der ersten praktisch brauchbaren Maschinen stand noch: »Wärmemotor Patent Diesel.« Dieser Name war langatmig und unpraktisch. Mein Vater suchte nach einem kurzen Namen, wie Alpha- oder Gammamotor, es wollte ihm aber nichts so recht gefallen. Inzwischen hatten die Arbeiter in der Fabrik begonnen, die neue Maschine ganz einfach Dieselmotor zu nennen, ohne daß sich mein Vater zu dieser Benennung entschließen konnte. Da griff meine Mutter ein und machte ihm klar, daß der Schöpfer der Maschine sich nicht zu schämen brauche, das Werk nach sich selber zu benennen. Auf diese Weise blieb der Name bei der Sache.

Als die Theorie des Motors entstand, war der wichtigste Brennstoff der Menschheit die Kohle. Man lebte in der Tat in einer »Kohlenzeit«. Darum war der Dieselmotor ursprünglich als Kohlenstaubmaschine gedacht, obwohl die Verwendung a l l e r gas- und ölförmigen Brennstoffe von Anfang an mit vorgesehen war. Da es leichter war, die Versuche mit flüssigen Brennstoffen, anstatt mit dem schwerer beschaffbaren und unhandlichen Kohlenstaub vorzunehmen, so wurden die ersten Maschinen ganz einfach für Benzin, Petroleum und dann Rohöl konstruiert. Man machte später wohl Versuche mit der Einblasung von Kohlenstaub, aber es zeigte sich, daß die Verwendung von flüssigen Brennstoffen so viel bequemer und vorteilhafter war, daß man zunächst eben die Rohölmaschine entwickelte und verkaufte. In diese Zeit fallen also die Anfänge der »Ölepoche«. Neuerdings ist es gelungen, einwandfreien Kohlenstaubbetrieb bei Dieselmotoren durchzuführen. Aber es ist zu bezweifeln, ob dies irgendwelche praktische Bedeutung hat, da ja das Bestreben dahin geht, auch die Kohle zu verflüssigen. — Der Dieselmotor ist also zum Teil in eine Entwicklung geraten, die ihn zur Ölmaschine und nicht zum Kohlenstaubmotor werden ließ; zu einem großen Teile hat er aber selbst den Anlaß zu der immer steigenden Verwendung von flüssigen Brennstoffen gegeben.

Zu Beginn des Jahres 1897 wurde die neue Maschine in ganz kurzer Zeit, man könnte beinahe sagen im Laufe weniger Tage, weltberühmt. Sie nutzte den im Brennstoff enthaltenen Wärmewert dreimal besser aus als die Dampfmaschine, die damals noch fast uneingeschränkte Herrscherin war, sie brauchte keine Kessel, keine Heizer, kein stundenlanges Anheizen, lief sofort an, arbeitete rauchlos und leise, verwendete Brennstoffe, die man bisher fast als Abfallprodukte angesehen hatte. 1898 erschien die neue Maschine in mehreren Exemplaren von Augsburg, Krupp und Deutz auf der Münchner Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung. Ehe der Vater uns Kinder in die Ausstellung führte, hatte er versucht, uns an einem sogenannten pneumatischen Feuerzeug die Wirkungsweise der Maschine zu erklären. Stolz zeigte er uns,

daß der Auspuff der Maschinen rauch- und geruchlos war, und sagte uns, daß die Industrie der Zukunft die Städte der Menschen nicht mehr in häßliche Rauchschwaden einhüllen werde.

In die Jahre 1897 bis 1899 fällt die Erwerbung eines großen Vermögens durch meinen Vater. Kaum war es ruchbar geworden, daß er ein reicher Mann geworden war, da krochen eine Anzahl schiffbrüchiger Erfinder aus ihrer Verborgenheit, um nachzuweisen, daß sie lange vor ihm die gleiche Erfindung gemacht hatten, daß er die Idee gestohlen habe usw. Alle diese Leute hatten nur eine Zeichnung, eine ähnliche Idee oder ein Patent gehabt, aus dem man allenfalls mit viel juristischer Kunst Ähnlichkeiten mit der Sache ableiten konnte, die nun, wider Erwarten, mit Erfolg gekrönt war. Wirklich geleistet hatten diese Leute nichts. Wo sie wirklich praktische Versuche unternommen hatten, da war zumeist nach den ersten Schwierigkeiten die Flinte ins Korn geworfen worden. Ihre Kraft hatte darin bestanden, um ähnliche Dinge herumzureden, aber nicht darin, die Sache technisch und wirtschaftlich durchzuführen. Und sie hatten sich nicht etwa schon gerührt, als mein Vater mit seiner Theorie vor die Öffentlichkeit trat, sondern erst, nachdem er finanzielle Erfolge erzielt hatte und ein rasch sich bildender Mythus diese Erfolge ins Unglaubliche hob. Sogar ein weltberühmtes Werk, das der Entstehung der Theorie und den damals vielbespotteten Versuchen gelassen zugesehen hatte, scheute sich nicht, im Augenblicke des Erfolges zum Vernichtungsschlage gegen meinen Vater auszuholen.

In folgenden Worten spiegelt sich dies Schicksal meines Vaters wider: »Die Entstehung der Idee ist die freudige Zeit der schöpferischen Gedankenarbeit, da alles möglich scheint, weil es noch nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat. Die Ausführung ist die Zeit der Schaffung aller Hilfsmittel zur Verwirklichung der Idee, immer noch schöpferisch, immer noch freudig, die Zeit der Überwindung der Naturwiderstände, aus der man gestählt und erhöht hervorgeht, auch wenn man unterliegt. Die Einführung ist eine Zeit des Kampfes mit Dummheit und Neid, Trägheit und Bosheit, heimlichem Widerstand und offenem Kampf der Interessen, die entsetzliche Zeit des Kampfes mit den Menschen, ein Martyrium, auch wenn man Erfolg hat.«

Alle Prozesse wurden von meinem Vater und den hinter ihm stehenden Werken siegreich durchgeführt. Aber sie gaben meinem Vater einen Stoß, von dem er sich nie ganz erholte. Er erkrankte und mußte viele Monate in Nervenheilanstalten zubringen.

In dieser Zeit aber waren noch einige der allerwichtigsten Entscheidungen zu treffen, so die, ob er gegen große Vermögenswerte die ganze Erfindung an die Werke abtreten, oder ob er persönlich und finanziell stark an der Sache beteiligt bleiben sollte. Er entschied sich für die erste Möglichkeit, und auch das erschien ihm und den andern später als großer Fehler. Aber er glaubte damals sein Ende nahen zu fühlen, und die furchtbaren Erfahrungen mit den Menschen machten ihm zur Gewißheit, daß seine Familie betrogen werden würde, wenn er sich nicht an das sofort Greifbare hielt. Nach seiner Wiederherstellung mochte es oft an ihm nagen, daß die Verbindung mit der weiteren Entwicklung seiner Sache keine festere geblieben war.

Nach Ablauf der Patente (1907) arbeitete mein Vater noch an der ersten Dieselmotorlokomotive und am ersten Dieselautomobilmotor. Er erlebte es auch noch, daß große Seeschiffe mit seiner Maschine ausgerüstet wurden. Er hat, schon lange vor dem Siege seiner Sache, nie daran gezweifelt, daß seine Maschine mehr und mehr die Dampfmaschine verdrängen würde. Im Jahre 1893 schrieb er: »... Straßenbahnen, Fuhrwerk. Es leuchtet ein, wie ungemein verwertbar für diese Zwecke der neue Motor ist, der keine Feuerung, keine Kessel, keinen Rauch zeigt und nur geringer Kohlenvorräte und gar keines Wassers bedarf.« (Das letztere war ein Irrtum!) »... Lokomotiven. Wie einfach aber eine Lokomotive wird, wenn Kessel und Tender wegfallen und die Brennstoffmenge auf Bruchteile der heute nötigen Quantitäten reduziert wird, ist leicht einzusehen. ... Schiffsmaschinen. Wie viel hier durch kleinere Maschinen, geringen Kohlenkonsum, Abschaffung der Kessel zu gewinnen ist, läßt sich kaum absehen. — Die Schiffe können trotz ebenso kräftiger Maschinen viel kleiner ausfallen und doch mehr nützliche Last tragen und schneller gehen.«

Die Berufswahl der Töchter

Von Dr. Alice Salomon

Die Berufswahl der Töchter ist in den meisten Familien eine weit schwierigere Angelegenheit als die der Söhne. Denn für die Söhne liegt eine Tradition der Väter vor. Für die Mädchen ist keine vorhanden. Der Sohn ergreift den Beruf des Vaters oder des Onkels oder des Paten. Selbst wenn er ganz andre Wege gehen will, hat der Vater durch seine eigne Stellung im Berufsleben Beziehungen, die es ihm ermöglichen, sich ein Bild der Berufsaussichten, der zum Beruf führenden Wege zu schaffen. Die Generation von Frauen, die der heute in das Erwerbsleben tretenden weiblichen Jugend Mütter, Tanten, Patinnen sind, hat aber noch nicht viele Berufstätige zu verzeichnen. So steht man vor Neuland — ohne Wegweiser.

Aber die Sache läßt sich nicht abweisen. Sie muß irgendwie erledigt werden. Es gibt kaum noch Eltern heranwachsender Töchter, die nicht davon durchdrungen sind, daß sie die Mädchen erwerbsfähig machen müssen. Die wirtschaftliche Lage ist zu ungünstig, als daß man sich den Luxus müßiger Familienglieder leisten könnte. Die Verhältnisse sind zu unsicher, als daß selbst ein wohlhabender Mann sich darauf verlassen möchte, seine Töchter versorgen zu können. Die Ehemöglichkeiten sind durch den Krieg vermindert, und selbst ein gut verdienender Freier bietet keine Gewähr für eine wirtschaftlich gesicherte Zukunft. Wie soll unter diesen Umständen ein junger Mann den Mut zur Ehe fassen, wenn die Mädchen sich nicht für einen Beruf geschult, womöglich darin bewährt haben, so daß er hoffen darf, seine zukünftige Frau werde ihm in schweren Zeiten eine Hilfe sein.

Deshalb spielt die Frage, welchen Beruf die Töchter wählen sollen, heute in allen Familien eine bedeutende Rolle. Meist liegt dabei die Vorstellung zugrunde, daß es eine ganze Zahl besonderer Frauenberufe gibt, von denen man sich auf geheimnisvollen Wegen Kenntnis verschaffen müßte. Tatsächlich gibt es für die Frau keine wesentlich andern Arbeitsfelder als für den Mann, keine neuen Arbeitsgebiete. Neu für die Frau sind sie nur insofern, als diese Berufe erst in den letzten Jahrzehnten dem weiblichen Geschlecht geöffnet worden sind. Und »Frauenberufe« sind sie auch nur dadurch, daß Interesse und Anlagen die Frauen häufig in eine besondere Richtung drängen.

Überblickt man die weiten Arbeitsfelder der Menschheit, so finden die meisten Menschen ihr Brot in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. Hier stehen Mann und Frau heute meist unumstritten nebeneinander. In der Landwirtschaft hat die Frau als Landarbeiterin immer ihr Unterkommen gefunden, als Bäuerin eine geachtete Stellung gehabt; gelegentlich auch als Gutsbesitzerin die Wirtschaft selbständig geführt. Aber zu gehobenen Posten in abhängiger Stellung bietet sich nur wenig Gelegenheit — als Gutssekretärin oder Gärtnerin, und für beide Berufe dauert die Ausbildung lange.

Auch im Gewerbe bleiben die meisten Frauen in den Posten der Arbeiterinnen stecken, und für die Mädchen des Mittelstandes oder die mit höherer Bildung gibt es nur zwei Möglichkeiten, zu Posten zu gelangen, die das Verlangen nach Selbständigkeit, nach einem guten Einkommen und nach einer inhaltreichen Tätigkeit erfüllen. Ein Weg führt von der Pike auf in die Posten als Expedientin, Aufseherin, Werkmeisterin; der andre durch die Mitarbeit im Geschäft des Vaters oder des Gatten zu einem Teilhaberverhältnis und unter Umständen zu selbständiger Führung eines gewerblichen Unternehmens. Soweit die Statistik Frauen als selbständige Inhaberinnen von größeren gewerblichen Betrieben nennt, von Fabriken, Brauereien, Hüttenwerken, handelt es sich fast immer um die Witwen ehemaliger Inhaber, die das Geschäft weiterführen. Eine Ausnahme machen nur Betriebe, die ausschließlich für einen weiblichen Bedarf arbeiten, wie die des Bekleidungsgewerbes, die einen mehr handwerksmäßigen Charakter haben und oft von Frauen aufgebaut sind.

Etwas anders liegt es schon im Handel, in dem sich den Frauen in den letzten Jahrzehnten neue Arbeitsmöglichkeiten eröffnet haben, und in dem ganze Zweige fast ausschließlich den Frauen zufallen. Der Beruf der Stenotypistin kann geradezu als weibliches Monopol angesehen werden. Der junge Mann lernt Kaufmann, das Mädchen bereitet sich auf einen Zweig des kaufmännischen Berufs vor. Aber mit diesen Einzelkenntnissen bringen die Mädchen es oft, sofern sie die nötige

Begabung haben, zu großen Stellungen, zu hohen Einkommen, zu Vertrauensposten.

Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß Frauen mit ausgesprochen weiblicher und mütterlicher Anlage, aber auch geistig begabte Frauen sich in einer solchen Tätigkeit oft unbefriedigt fühlen. Für solche Mädchen, die sich aus irgendwelchen Gründen aus den mittleren Berufen herausheben wollen, in denen die Masse ihr Unterkommen findet, kommen all die Berufe in Betracht, die erst seit der Jahrhundertwende den Frauen eröffnet worden sind. Zum Teil sind diese bisher ein Vorrecht der Männer gewesen — die »studierten Berufe« —, zum Teil sind es Berufe, die man im eigentlichen Sinne als weibliche bezeichnen kann, wie die pflegerischen, die erzieherischen und die sozialen Berufe.

Die Frau kann heute Ärztin werden, Oberlehrerin, sie kann eine Gelehrtenlaufbahn an Universitäten einschlagen, sie kann Rechtsanwältin werden, Regierungsämter bekleiden; sie kann in der protestantischen Kirche sogar gewisse seelsorgerische Funktionen übertragen erhalten, so daß ihr im Grunde genommen kaum noch ein wissenschaftlicher Beruf verschlossen ist.

Trotzdem, wenn ein Mädchen vor der Berufswahl steht, erscheint ihm das Feld immer noch eng. Neigung, Begabung und Sitte lassen doch nur eine kleine Zahl dieser Berufe verlockend erscheinen, für die das Studium lang, schwierig, teuer ist, und in denen nur die wirklich begabten und willensstarken Kräfte vorankommen. Weit leichter ist es für die meisten Mädchen, in den pflegerischen und sozialen Berufen etwas zu leisten. Die Nachfrage nach Krankenpflegerinnen, Kindergärtnerinnen, Sozialbeamtinnen wächst dauernd. Wer den vorgeschriebenen Weg durchgemacht hat, findet leicht Stellung. Außerdem bieten gerade alle diese Berufe Aufstiegsmöglichkeiten, durch die man zu leitenden Stellen gelangen kann. Dazu eröffnet sich eine Arbeit, die den meisten Frauen liegt und das befriedigende Gefühl mit sich bringt, lebendigen Menschen etwas zu bedeuten, ihnen helfen zu können. In derselben Richtung liegen auch die Berufe der Haushalts- und Gewerbelehrerin, der Volksschullehrerin und der wissenschaftlichen Lehrerin.

Da ist es nun aber ganz erstaunlich, daß der Wunsch, einen solchen Beruf zu erwählen, häufig bei den Eltern auf Widerstand stößt, und daß sie die Mädchen in eine wissenschaftliche Laufbahn hineinführen wollen, auch wenn Begabung und Neigung das nicht als unbedingt geboten erscheinen lassen. Es ist nicht möglich, irgendeine allgemeine Regel, einen Grundsatz aufzustellen, der für die Berufswahl maßgebend sein kann, es sei denn der eine Gedanke, daß man die Mädchen zu gesunden, leistungsfähigen und lebensstarken Menschen machen soll, und daß die Berufswahl unter diesen Gesichtspunkt zu stellen ist. Das würde dann bedeuten, daß bei der Auswahl des Berufs Standesvorurteile keine Rolle spielen sollen; daß man nicht falsche Begriffe über vornehme oder weniger vornehme Berufe zum Maßstab nimmt. Erzieht eure Töchter nicht zur Kunst, wenn die Anlagen sie für das Handwerk geeignet machen! Erzieht sie nicht für die Wissenschaft, wenn sie für praktische Dinge begabt sind! Es ist unendlich viel fruchtbarer, eine Tochter Kindergärtnerin statt Lehrerin werden zu lassen, wenn sie Kinder liebhat, aber Bücherwissen schwer aufnimmt. Es ist viel vernünftiger, sie Verkäuferin statt Buchhalterin werden zu lassen, wenn sie angenehme Umgangsformen hat, aber mit der Feder ungewandt bleibt. Es ist viel empfehlenswerter, sie eine Stellung im Haus annehmen und nicht Telephonistin werden zu lassen, wenn sie blutarm ist und eine sitzende Lebensweise schlecht verträgt. Eine tüchtige Schneiderin ist gesuchter als eine schlechte Malerin, eine hervorragende Krankenpflegerin begehrter als eine mittelmäßige Ärztin. Eine gute Kindergärtnerin kommt fast immer durch, eine unfähige Lehrerin ist schwer unterzubringen. Jedes Mädchen wird Besseres leisten und mehr Lebensfreude haben, wenn es die richtige Arbeit gefunden hat, die es nach körperlichen und geistigen Gaben ausfüllen kann.

Statt nach außergewöhnlichen Berufen zu suchen, sollte man sich klarmachen, daß die außergewöhnliche Kraft auch in jedem Beruf den außergewöhnlichen Weg gehen, den leitenden Posten finden und erobern wird. Die durchschnittliche Kraft wird dagegen in den unerprobten Berufen schwer zu kämpfen haben. Denn der Weg, den sie zu gehen hat, ist nicht klar vorgezeichnet. Er führt durch tausend unvorhergesehene Schwierigkeiten, die nur der Starke überwinden kann.

Was aber auch die Töchter werden sollen,

unter allen Umständen müssen sie ihren Beruf ebenso gründlich erlernen wie die Söhne. Denn nur dann können sie vorwärtskommen. Eine ungenügende berufliche Ausbildung wird später nur selten durch eigne Anstrengungen überwunden. Verdient auch ein Mädchen unter Umständen nach einer kurzen Unterweisung in Stenographie und Schreibmaschine ebensoviel wie eine andre, die ein bis zwei Jahre eine gute Handelsschule besucht hat, so bleibt sie doch in der Auswahl der Stellungen, die sie ausfüllen kann, beschränkt und wird dadurch später dauernd zurückgehalten.

Nur Mädchen, die eine gute Berufsausbildung erhalten haben, werden gesunde, leistungsfähige und lebensfrohe Menschen werden. Denn ihr Können ermöglicht es ihnen, in ihrem Berufskreis die verschiedensten Stellungen auszufüllen und ungesunde, schlechte Stellen auszuschlagen.

Selbstverständlich muß die Neigung der jungen Mädchen bei der Berufswahl eine Rolle spielen, wenn sie auch nicht allein ausschlaggebend sein darf. Die Vorliebe für eine Tätigkeit kann unter Umständen eine schwache Begabung ausgleichen. Das hängt nicht nur von der Stärke der Neigung ab, sondern auch von dem Willen und der Ausbauer, die zu den Charakterkräften des Mädchens gehören. Im allgemeinen wird viel zu viel Gewicht auf die wirtschaftlichen Aussichten eines Berufes gelegt, und zwar nach den zufälligen Marktverhältnissen, die zur Zeit der Berufsentscheidung vorhanden sind. Die Marktverhältnisse ändern sich aber gerade für den Bedarf an Frauenkräften außerordentlich schnell, weil die Zahl der Berufstätigen, die in den einzelnen Berufen durch Eheschließung ausscheiden, unberechenbar ist. Die wirtschaftlichen Aussichten des Augenblicks, in dem die Lehrzeit beginnen soll, beweisen nichts für die Erwerbsaussichten der Zeit, in der es zur Berufsausübung kommt. Schon deshalb sollte man der Neigung und der Begabung ein größeres Gewicht beimessen, sofern das eine oder das andre in ausgesprochenem Maße vorhanden ist. Tut man das nicht, so sehen die Mädchen sich sehr viel leichter als junge Männer dazu gedrängt, ihren Beruf zu wechseln. Das aber bedeutet Verlust an Zeit, Kraft und Geld. Zudem zieht eine unklare Berufslaufbahn oft Verbitterung, Mangel an Arbeitsfreudigkeit und geringe Leistungen nach sich.

Am ehesten werden die Mädchen zu einer richtigen und für sie geeigneten Berufswahl gelangen, wenn die häusliche Erziehung ganz allgemein auf das Echte und Wertvolle, nicht auf den Schein gerichtet ist. Dabei gelangt die Heranwachsende am besten zur Erkenntnis ihres eignen Wesens und seiner Möglichkeiten. Die Mädchen werden sich dann weniger durch Vorurteile oder durch falsche Einflüsse beirren lassen und das Ziel finden, zu dem ihre Anlage und Natur sie drängen.

Wer Gelegenheit hat, viele junge Mädchen bei der Berufswahl zu beraten oder in ihrer Berufslaufbahn zu beobachten, kommt immer wieder zu dem Ergebnis, daß nur deshalb so viele Frauen zu einer zerstückelten, gebrochenen Berufslaufbahn gelangen und sich in ihrer Arbeit als unglückliche Wesen fühlen, weil sie sich zu sehr von dem leiten lassen, was als ansehnlich und vornehm gilt. Deshalb sollte man auf die Instinktsicherheit der Jugendlichen vertrauen, sollte versuchen, in ihnen das Streben nach dem Wahrhaften zu wecken. Man sollte schon dem heranwachsenden Mädchen Gelegenheit zu vielfältigen Beschäftigungen geben, bei denen es sich seiner eignen Neigungen und Begabungen bewußt werden kann.

Noch gibt es viele Mütter, die sich Sorgen darüber machen, ob die zum Beruf erzogene Tochter auch später einmal ihren Platz als Hausfrau wird ausfüllen können. Aber die Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, die man im Beruf entwickeln muß, ist auch eine wertvolle Aussteuer für die Ehe. Die Gepflogenheit, Geld und Zeit auszunutzen, die der Beruf vermittelt, hilft auch der Hausfrau, ihren Aufgaben gerecht zu werden. Eine Frau, die arbeiten gelernt hat, die imstande war, sich den Anforderungen des Berufs unterzuordnen, wird in der Regel eine gute und gewissenhafte Hausfrau und Mutter. Darum soll die ältere Generation der jüngeren nicht nachtrauern, wenn sie den Weg in das Berufsleben antritt. Auch dieser Weg kann zu einem beglückten und beglückenden Leben führen.

Deutsche Jugend auf Reisen

Von Elisabeth Fries

Seit einigen Jahren kann man auf Reisen etwas beobachten, was es früher nicht gab, was man auch jetzt noch nicht recht gelten lassen will und worüber viele glauben lächeln zu dürfen: es sind Brautpaare, die ihre Sommerreise gemeinsam unternehmen. Glaubhaft wird versichert, daß nur in Deutschland ein Lächeln das Gefühl dieser Mutigen verletzt, während man in andern Ländern takt- und vielleicht verständnisvoller ist. Meist sind es ja doch Menschen, die im Beruf Seite an Seite leben, so daß es ihnen zur täglichen lieben Gewohnheit geworden ist, ihre Gedanken auszutauschen, und es für jeden der beiden Teile eine schmerzliche Lücke bedeuten würde, darauf während der ganzen Ferienzeit verzichten zu müssen. Wie es das schöne Vorrecht der Brautpaare aller Zeiten war, haben sie sich von anderm Verkehr zurückgezogen, und modern, wie sie nun einmal sind, sehen sie gar nicht ein, warum sie auf die Freude, ein paar Wochen sich des steten Beisammenseins in Gottes schöner Natur zu erfreuen, verzichten sollen, nur weil eine Sitte, die sie für veraltet und unzeitgemäß halten, sich dagegen auflehnt.

Der erste Impuls bei allen Älteren wird solchen Brautpaaren unrecht geben und sich auf die Seite der Sitte schlagen; erst wenn wir uns das Treiben der übrigen reiselustigen Jugend genauer ansehen, wird manche Mutter sich nachdenklich fragen, ob sie nicht doch lieber ihre Tochter einem Manne, der sie schützt und hochhält, auf der Reise anvertrauen möchte, als sie allein oder mit einer Freundin in die Welt hinausziehen zu lassen. Es ist doch nicht zu übersehen, daß wir eigentlich nie wissen, welchen Einfluß eine Freundin ausübt, ja, mit ziemlicher Sicherheit könnte man behaupten, daß wir uns oft ganz falsche Vorstellungen davon machen.

Wir vertrauen auf den guten Grund, den wir glauben in unserm Kinde gelegt zu haben, wir fügen uns in manches, was uns fremd und wenig sympathisch anmutet, aber trotz aller Sorgen, die wir uns machen, im ganzen wissen wir sehr wenig, was die Gemüter unsrer jungen Mädchen bewegt, und welche Fragen und Nöte es sind, die ihr Herz beschweren. Wir wurzeln fast alle zu sehr in der Zeit, da wir jung waren, und glauben genug getan zu haben, wenn wir der Tochter verbieten, ihr schönes Haar abschneiden zu lassen, ohne zu bedenken, daß die heutige Jugend lächelt, wenn über solche Nichtigkeiten ein großes Geschrei erhoben wird, wo es doch so viele wichtigere Dinge gibt, über die man heute so wenig spricht, wie man es vor Jahrzehnten getan hätte. Wir aber ahnen nichts ...

Es geht uns da wohl fast allen wie jenem deutschamerikanischen Ehepaar, das eine studierende deutsche Nichte, von der sie deutsche Art und Sitte erhofften, hier aufsuchte und aus allen Wolken fiel, als dieses kluge und wohlerzogene Mädchen ihnen im Tone der größten Selbstverständlichkeit erzählte, daß viele ihrer Mitstudentinnen Verhältnisse hätten, von denen sie zwar ganz genau wüßten, daß sie nie zur Ehe führen könnten, daß sie aber bei den geringen Heiratsaussichten gar nicht einsähen, warum sie sich für einen Mann aufheben sollten, der doch nie käme. Der Onkel hätte das Mädchen gern gefragt, ob sie ebenso dächte und handelte. Aber, wie es wohl den meisten Eltern gehen würde, fürchtete auch er sich, die Nichte durch eine solche Frage zu verletzen, und begnügte sich mit der hinterher fast angstvoll geäußerten Hoffnung, daß es nicht der Fall wäre, sie sei ja doch »ein sehr liebes Mädchen«.

Die meisten Leser und Leserinnen werden geneigt sein, an einen Ausnahmefall zu denken, doch dem widerspricht ein Aufsatz in einer angesehenen Frauenzeitschrift über die studierende Frau und das Geschlechterproblem (»Die Frau«, Heft 8). Vier Typen werden darin unterschieden, von denen im Rahmen dieser Ausführungen nur interessiert, daß das »Verhältnis auf Zeit«, das nie zur Ehe führen wird, bei zweien als das Gegebene, bei dem dritten als immerhin möglich, und daß nur von einem Typus angenommen wird, daß er immer zur Ehe drängen wird, »wenn sich eine erotische Beziehung ergibt«. Das scheint doch deutlich zu beweisen, daß wir uns einem Irrtum hingeben, wenn wir den Ernst der Lage nicht einsehen wollen. Die weitere Schlußfolgerung ist dann sehr einfach: Wenn unsre akademische Jugend, die zum weitaus größten Teil aus dem gebildeten Mittelstand, also aus Kreisen stammt, die

eigentlich wohl noch die am wenigsten vom »Geist der Zeit« ergriffenen sind, schon mit verblüffender Selbstverständlichkeit die letzten Folgerungen zieht aus den vollkommen umgewandelten Verhältnissen, dann ist es wohl an der Zeit, sich ganz nüchtern klarzumachen, daß wir auch in diesem Falle, wie so oft bei früheren Gelegenheiten, zu lange blind waren, daß wir hoffen, es möchte nicht so sein, wie wir doch schon heimlich zu fürchten begannen.

Wenn man in allen besuchteren Bädern an der See die freie Art des Verkehrs der jungen Menschen untereinander beobachtet, wie sie den halben oder ganzen Tag am Strande im Badekostüm miteinander verbringen, um am Abend in elegantester Aufmachung die unvermeidliche Tanzerei bis in die Nacht hinein folgen zu lassen, muß man sich schon mit Gewalt zwingen, in alledem nichts Unpassendes zu finden. Eine Mutter haben die jungen Mädchen meistens nicht bei sich, und wenn, dann darf sie nichts sagen. Meist reisen Freundinnen zusammen, und es ist, als ob sie miteinander wetteiferten, alles, was der Dichter einst als »holde Scham« besang, abzulegen. Um keinen Preis wollen sie altmodisch erscheinen.

Im Gebirge sieht es auf den ersten Blick nicht ganz so schlimm aus. Die Eleganz ist weniger aufdringlich, der Bergsport erfordert einfache und bequeme Kleidung und legt Verpflichtungen zu Enthaltsamkeit und frühem Zubettgehen auf. Ist man aber länger an einem Orte, so staunt man über die Menge der abendlichen Vergnügungen. In vollgepfropften engen Stuben hockt man beim Wein und bei Zither- oder Schrammelkonzert in einem Tabaksqualm, der sich wie ein Schleier auf die Sinne legt, und geht nicht auseinander, ehe nicht das Vergnügen in ein gelindes Toben ausgeartet ist. Das Herz tut dem Zuschauer weh um das prächtige Mädel mit den blitzenden Augen, das mitten in diesem Strome treibt, das nicht merkt, wieviel Schmelz ihrer Reinheit abgestreift wird durch die gierigen Männerblicke, die sie umschwärmen, durch Worte, die sie lieber nicht hören sollte. Wollte sie es merken, die Freundin würde sie auslachen!

Nicht anders ist es am Rhein oder wo immer der große Strom der Reisenden hinführt. Es macht den Eindruck, als ob alle diese jungen Menschen nur darum ein ganzes Jahr hindurch gespart und sich womöglich Entbehrungen auferlegt hätten, um in diese kargen Ferientage oder -wochen soviel Vergnügen hineinzupressen wie nur möglich, einerlei, ob die Erholung dabei zu kurz kommt oder nicht. Dadurch erweckt die deutsche Jugend den Eindruck einer schrankenlosen Ungebundenheit und Lebensgier, durch die sie sich unvorteilhaft von der Jugend andrer Länder abhebt.

Wir, die wir wissen, was unsre jungen Leute entbehren mußten in den Jahren, die sonst die schönsten des Lebens zu sein pflegen, würden gewiß nicht ohne Not den Stab brechen. Voll Dank sind wir bereit, Tüchtigkeit und fleißiges Streben bei ihnen festzustellen und auf sie die Hoffnung auf eine bessere Zukunft trotz allem zu gründen, weil tief in uns die Überzeugung lebt, daß sie auch das, was wir als Mangel an ihnen jetzt zu beklagen haben, überwinden werden. Es ist nur: Viele von den jungen Mädchen, die heute dem Grundsatz huldigen: »Was ich tue, das tue ich mir«, oder, wie es in jenem Studentenaufsatz formuliert war: »Warum soll ich mich aufheben?«, die also die Verantwortlichkeit für ihr Tun und Lassen glauben auf sich nehmen zu können, wenn sie ihre jungen Jahre nicht so verleben, wie wir es von den Müttern der kommenden Generation wünschen müssen, werden, entgegen ihrer Erwartung, doch noch heiraten. Mit bitterer Reue werden sie erkennen, daß sie nicht gut daran taten, sich nicht doch aufzuheben. Wir Älteren wissen, daß nur die Erinnerungen unser Leben verschönen, die wir rein genießen können. Wie ein wüster Traum wird erscheinen, was sie jetzt für entschuldbares Genießen halten, und wenn sie einsehen, daß es nicht nur Engherzigkeit ihrer Mütter war, die ihnen manches verbieten wollte, dann ist es zu spät. Geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen, das wird ihnen mit heißen Schmerzen klar werden; denn was würden sie wohl einst darum geben, brauchten sie nicht vor ihrem Kinde zu erröten?

Es hätte wenig Zweck, ein Thema anzuschlagen, das so bedeutungsschwer für unser ganzes Volksleben ist wie dieses, wollte man nicht versuchen, Wege zu finden, die aus dieser Not hinausführen. Wie können wir denen, die sich zu verlieren drohen, einen Halt bieten? Geht es wirklich nicht anders,

als daß jeder seine schlimmen Erfahrungen selbst machen muß, um die Erinnerung als schweren Ballast durch das ganze Leben zu schleppen, oder aber sich lachend über alles hinwegzusetzen und vielleicht andre nach sich zu ziehen? Es muß doch möglich sein, Menschen zu erziehen, die stark genug sind, fest im Leben zu stehen, seine Freuden zu genießen, ohne das Maß zu verlieren. Wir sehen es an der Jugend andrer Länder, die auch heiter und überschäumend ist, ohne sich zu verlieren, und wir haben selbst in den jungen Mädchen, die der Jugendbewegung angehören, in denen, die die Frauenschulen besuchen, einen Stamm von solchen, die sich zu bewahren wissen werden. Den andern aber, die lebenshungrig in kurzen Ferienwochen im Strome des Lebens untertauchen wollen bis auf den Grund, wie helfen wir ihnen, wieder den Halt in sich selbst zu finden? Die Frage ist eine der ernstesten, die an uns herantritt, und ihre Beantwortung stellt große Anforderungen an unser Pflichtgefühl. Es wird doch wohl nicht anders gehen, als daß wir Mütter wieder mehr aus unsrer Zurückhaltung heraustreten, daß wir mit aller Klugheit, deren wir fähig sind, unsre Töchter wieder begleiten, so viel und so oft, als es nur eben angeht, auch wenn wir unsre Bequemlichkeit zum Opfer bringen müssen. Rufen wir uns zurück, wodurch es kam, daß die Jugend anfing, allein Ausflüge zu machen, allein zu Tanzereien zu gehen, so merken wir, daß es die Verhältnisse erzwangen in einer Zeit, da eine Straßenbahnfahrt oder eine Tasse Kaffee schon eine Riesenausgabe bedeutete, da wir nur gewendete und abermals gewendete Kleider anzuziehen hatten. Die Verhältnisse haben sich geändert, wir aber haben in der einen Beziehung alles ruhig weitergehen lassen, haben auf die Sommerreise verzichtet, wenn nur unsre Tochter, die so hart arbeiten muß, reisen konnte, ohne zu bedenken, daß ein wenig mehr Selbstsucht unserm Kinde vielleicht dienlicher gewesen wäre. Jetzt ist eine plötzliche Umkehr natürlich nicht mehr möglich, dafür ist alles viel zu weit gediehen. Was wir aber ändern können, gleich auf der Stelle, ist das tatenlose Zusehen, das Jammern um eine respektlose und entartete Jugend. In aller Stille können wir uns an die Brust schlagen, daß wir es so weit haben kommen lassen, können uns vornehmen, unmerklich andre Bahnen einzuschlagen. Es kann nur von Nutzen sein, wenn wir uns klarmachen, daß wir auch darin viel verschuldet haben, daß wir glaubten lächeln zu dürfen, wenn ein Brautpaar mutig genug war, sich diesem törichten Lächeln auszusetzen. Wir kommen dann ganz von selbst dazu, uns vor Augen zu halten, wie viele Verhältnisse in wirtschaftlicher Beziehung besserungsbedürftig sind, weil sie tief in die ethischen Beziehungen hinüberwirken.

Kann man es einer Beamtin verdenken, wenn sie ihre gute Stelle nicht eher aufgeben will — was sie in den meisten Berufen im Falle ihrer Verheiratung tun muß —, ehe nicht ihr Mann so gestellt ist, daß sie nicht gar zu großen Entbehrungen entgegengeht? Daß die zahlreichen Kriegswitwen ihre Rente nicht eher verlieren wollen? Selbst nach der neuen Erhöhung der Beamtengehälter erhält ein nicht planmäßig angestellter verheirateter Beamter nicht mehr Gehalt als der ledige; die außerplanmäßig angestellten Assistenten an den staatlichen und städtischen Krankenhäusern z. B. erhalten sogar nicht einmal eine Aufbesserung ihres an und für sich schon geringen Gehaltes. Man verkennt, daß gerade in diesem Stande fortwährende Anschaffungen von Büchern und Instrumenten nötig sind. In andern akademischen Berufen sind die Schwierigkeiten oft kaum geringer. Das ist gewiß für einen jungen Mann kein Anreiz, eine Familie zu gründen, zumal da Wohnungen noch immer nur unter großen Schwierigkeiten zu haben sind.

Erst im Jahre 1926 erhielten in Berlin die Ehepaare von 1921 eine Wohnung durch das Wohnungsamt, und eine neue Statistik besagt, daß die Zahl der Wohnungsuchenden im letzten Jahre von 75 000 auf 90 000 gestiegen ist, so daß also eine Besserung auf diesem Gebiete kaum so bald zu erhoffen ist.

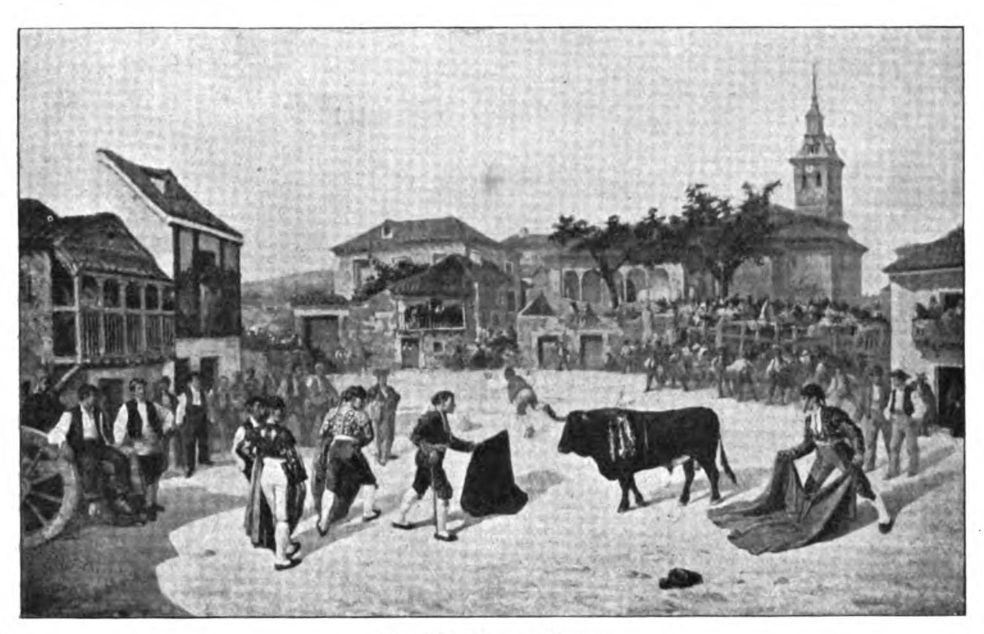
Wer könnte besser beurteilen als wir Frauen, daß unser Leben viel zu teuer ist? Seien wir uns darüber klar, daß auf diese Nöte ein ganz großer Teil von dem zurückzuführen ist, was der deutschen Jugend vorgeworfen wird. Die deutschen Frauen haben durch Organisation so viel Einfluß gewonnen, daß sie nachdrückliche Vorstellungen erheben können in dem Sinne, daß ohne Erleichterungen für junge Ehepaare an eine Hebung der Sitten schwer zu denken ist.



Paul Paeschke: Stiergefecht in Malaga

Aus der Galerie Casper in Berlin





Der Markt als Arena

Spanische Stierkämpfe

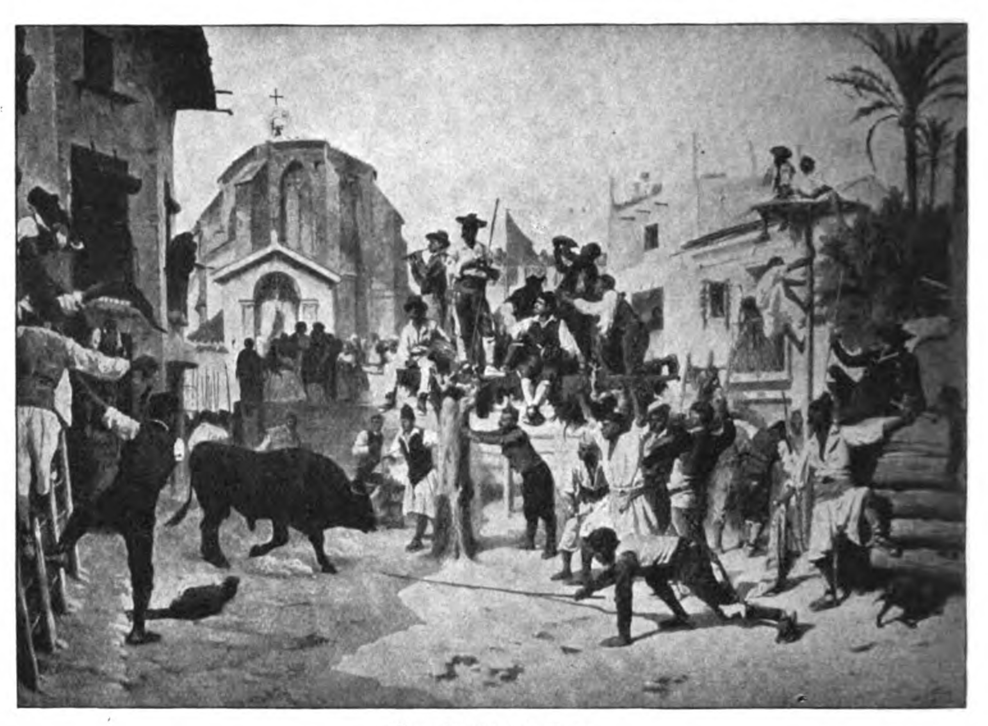
Von Dr. Hermann Handke (Berlin)

Mit vier historischen und zehn modernen Abbildungen

Die Geschichte der spanischen Stiergefechte verliert sich im Dunkel der Zeiten. Historisch nachweisbar als ritterliches Vergnügen sind sie seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts. Schon der um die Mitte des 11. Jahrhunderts geborene Cid Campeador war als glänzender Stierkämpfer berühmt. Eine der frühesten bildlichen Darstellungen des Stierkampfes findet sich auf der Brüstung der aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammenden Treppe der Universität in Salamanka. In dieser frühen ritterlichen Zeit war der Stierkampf wesentlich gefährlicher als heute, weil der berittene Caballero den Stier einfach mit der Lanze zu erlegen hatte, und zwar ohne daß der Stier vorher, wie das heutigestags geschieht, in einer Reihe weniger gefährlicher Kampfspiele gereizt und ermüdet worden wäre. Diese ritterliche Ära des Stierkampfes erreichte ihren Höhepunkt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter der kriegerischen Regierung Philipps 4., doch ging man bereits damals dazu über, den Stierkampf etwas weniger gefährlich zu gestalten, weil die Verluste an Menschenleben bei der hergebrachten Kampfesart zu groß waren. Später, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, hörte der Stierkampf allmählich auf, ein Vorrecht des Adels zu sein, zumal da sich der Hof, besonders unter dem ersten Bourbonen, Philipp 5., gegen die Stierkämpfe wandte, und ging auf die gewerbsmäßigen andalusischen Stierkämpfer über.

Die Kunst hat sich dem Stierkampf erst verhältnismäßig spät zugewandt. Die großen spanischen Maler des 17. oder 16. Jahrhunderts haben ihn kaum schon zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht, obwohl gerade die Stierkämpfe vielfach die feierlichen Hinrichtungen, Seligsprechungen und Ketzerverbrennungen en masse zu verherrlichen hatten, die damals, nicht nur in Spanien, zu den Vergnügungen des Hofes und des hohen Adels gehörten und daher auch mit Vorliebe von den spanischen Künstlern dargestellt wurden. Erst um die Wende des 19. Jahrhunderts haben die bildenden Künstler den Stierkampf aufgegriffen, als erster und bedeutendster Goya, der in seiner »Tauromaquia« die Geschichte des Stierkampfes »von Cid bis zum Tode des Pepo Illo 1801« nicht geschrieben, sondern radiert und ihn auch sonst in Zeichnungen und Bildern verewigt hat.

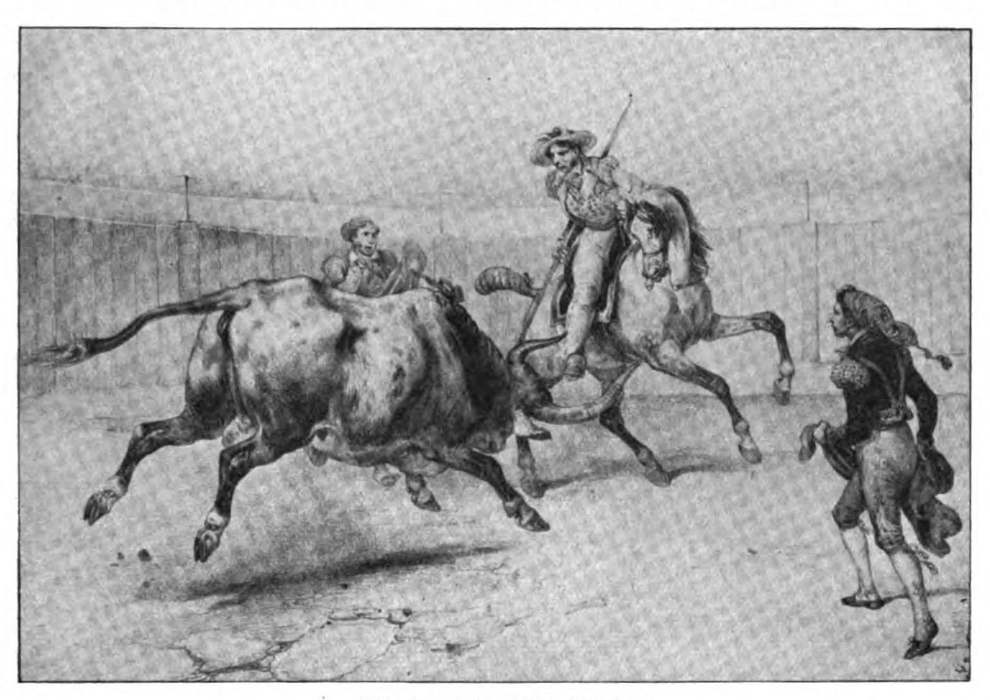
Ein Stierkampf ist in Spanien auch heute noch ein Ereignis, selbst in Madrid und andern großen Städten, obwohl sich dort die höheren Schichten der Bevölkerung und zum größten Teile auch die Frauen von diesem blutigen Schauspiel fernhalten. Der weite Platz um die »Plaza de toros«, den Stierzirkus, ist von einer erregten Menge erfüllt, in der die niederen Volksschichten und die bunten Nationaltrachten der Landbevölkerung überwiegen. Betritt man den Zirkus selbst, so schlägt dem Ein-



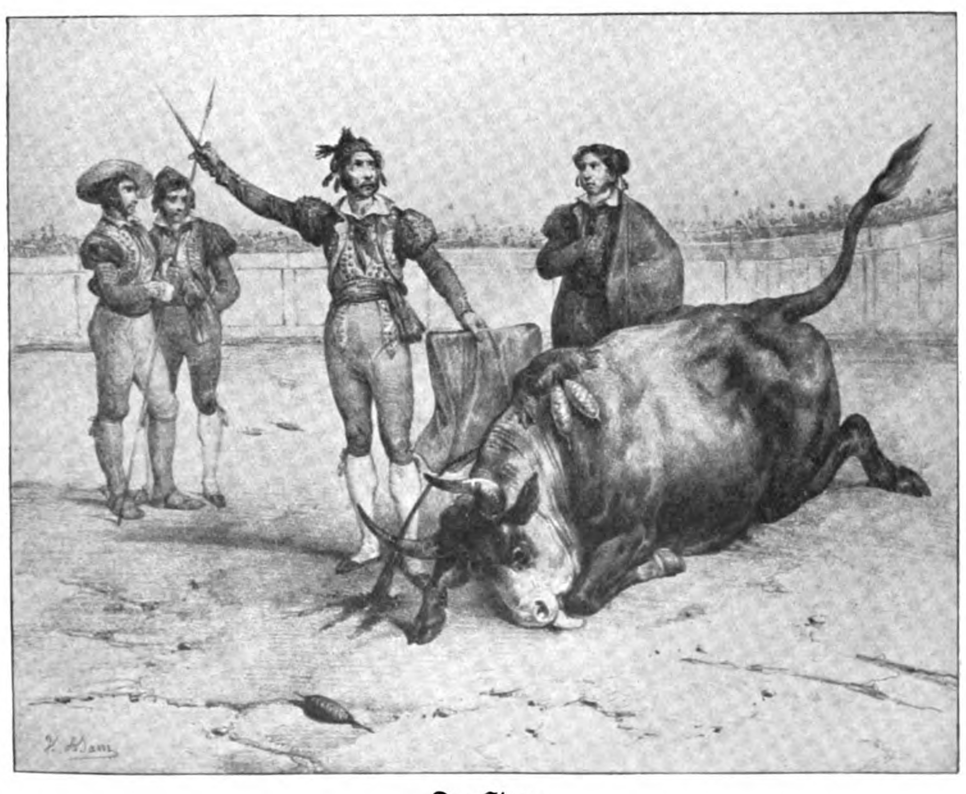
Vor hundert Jahren

tretenden von den amphitheatralisch aufsteigenden Sitzen und Logenreihen ein ohrenbetäubendes Stimmgewirr entgegen, das von Zeit zu Zeit zu einem wahren Orkan anschwillt, wenn der für den Spielbeginn festgesetzte Zeitpunkt naht und noch keine Anstalten zur Eröffnung getroffen werden. Geradezu bedrohlich wird die Stimmung, wenn der Vertreter des Magistrats, der als Präsident der Corrida das Zeichen zu ihrem Beginn zu geben hat, sich verspätet, oder gar, wenn bei drohendem Regen der vor seiner Loge hängende Teppich entfernt wird, als Zeichen, daß die Corrida nicht stattfinden soll. Dann brüllen, schimpfen, fluchen, pfeifen und toben 15000 Menschen, stampfen mit den Füßen und vollführen einen Höllenlärm, bis ihrem Willen nachgegeben wird, schon weil sie sonst die Loge stürmen und alles zertrümmern würden, soweit in einem Stierzirkus mit seinen Steinsitzen etwas zu zertrümmern ist. Wer solche Augenblicke in Spanien erlebt hat, kann sich schaudernd vorstellen, zu welchen Ausschreitungen das Volk in der Ekstase des Kampfes und der Revolution fähig wäre.

Durchschnittlich treten in jeder Corrida drei Matadore (Töter) auf, die sechs Stiere ins Jenseits befördern. Jeder Matador hat seine Cuadrilla, die aus einer wechselnden Anzahl von Picadores, Banderilleros und schließlich dem Puntillero besteht, der den vom Matador tödlich getroffenen Stier mit einem Dolchstoß ins Genick abfängt. Gewöhnlich beginnt die Corrida nachmittags fünf Uhr. Vor Spielbeginn räumt zunächst eine Abteilung berittener Magistratsdiener, Alguaciles, die Arena, die selbst in Madrid von Zuschauern überflutet ist. Dann folgt auf ein Zeichen des Präsidenten, unter den Klängen der Musik, die bei der mangelnden musikalischen Begabung der Spanier allerdings vielfach etwas blechern klingt, der »Paseo de la cuadrilla«, der farbenprächtige Einzug der Stierkämpfer. Sie kommen unmittelbar von der feierlichen Messe in der Stierkämpferkapelle der Arena, die vor jeder Corrida stattfindet, und tragen die prachtvolle andalusische Majotracht, jede Cuadrilla die Farben ihres Espada. Die Toreros haben vielfach noch langes, in einem Haarbeutel zusammengehaltenes Haar oder ein unter dem Hut verborgenes Zöpfchen, das wohl noch ein Überbleibsel aus der arabischen Zeit ist. Auf sie folgen die berittenen Picadores auf alten, ausgedienten Pferden mit verbundenen Augen. Sie tragen schwere naturfarbene Lederkoller, buntgestickte Jacken, Beinschienen unter den Gamaschen, den flachen grauen breitrandigen Filzhut auf dem Kopfe und sitzen in altmodischen orientalischen Sätteln mit hoher Lehne und Kastensteigbügeln, wie man sie noch heute in Marokko hat. Als Waffe führen sie eine Lanze mit kurzer Stahlspitze. Den Beschluß des Zuges bildet ein prächtig angeschirrtes Maultiergespann, dem beim Kampfe die Aufgabe zu-



Alte Form des Stierkampfes

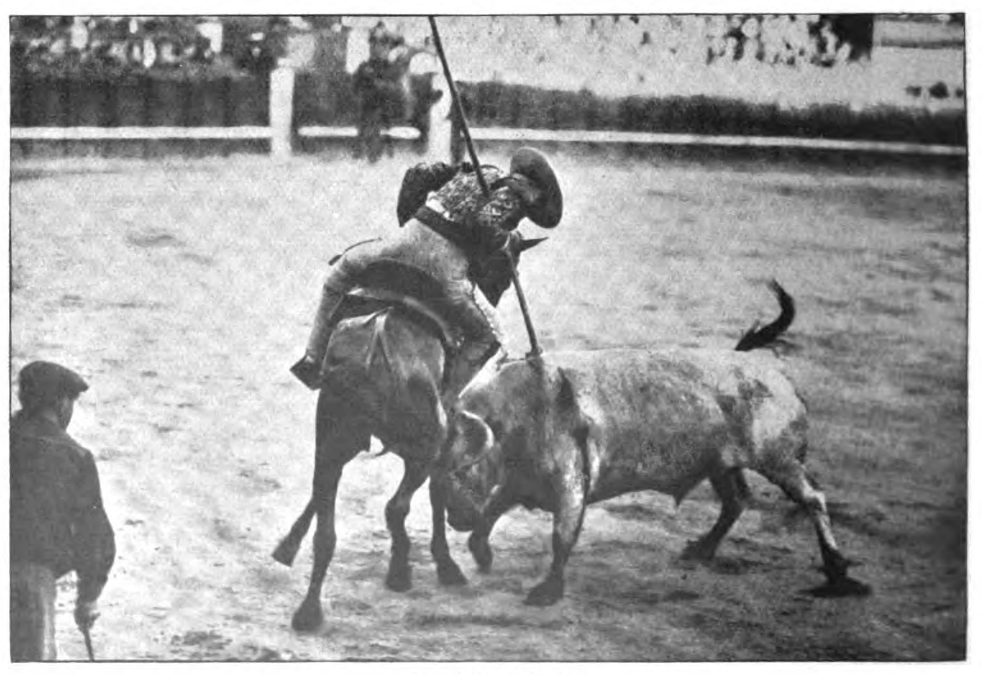


Der Sieger

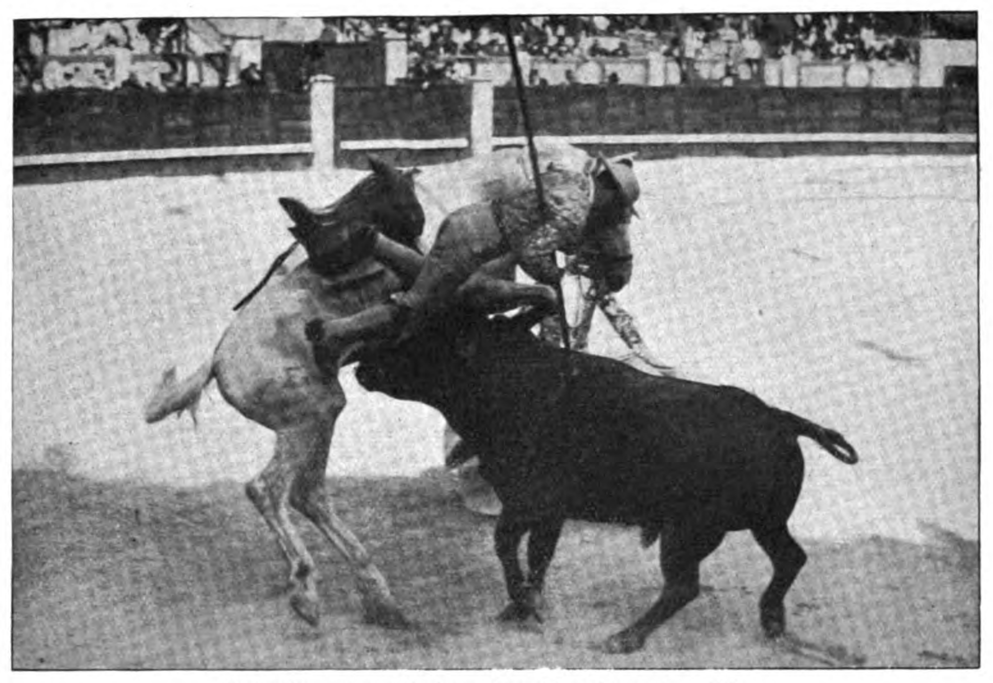


Cañero, der Meister des veredelten Stierkampfes

fällt, die getöteten Pferde und Stiere aus der Arena zu schleifen. Dieser farbenprächtige Zug umkreist die Arena und stellt sich vor der Loge des Präsidenten auf, worauf dieser einem Al-



Der Abwehrstoß



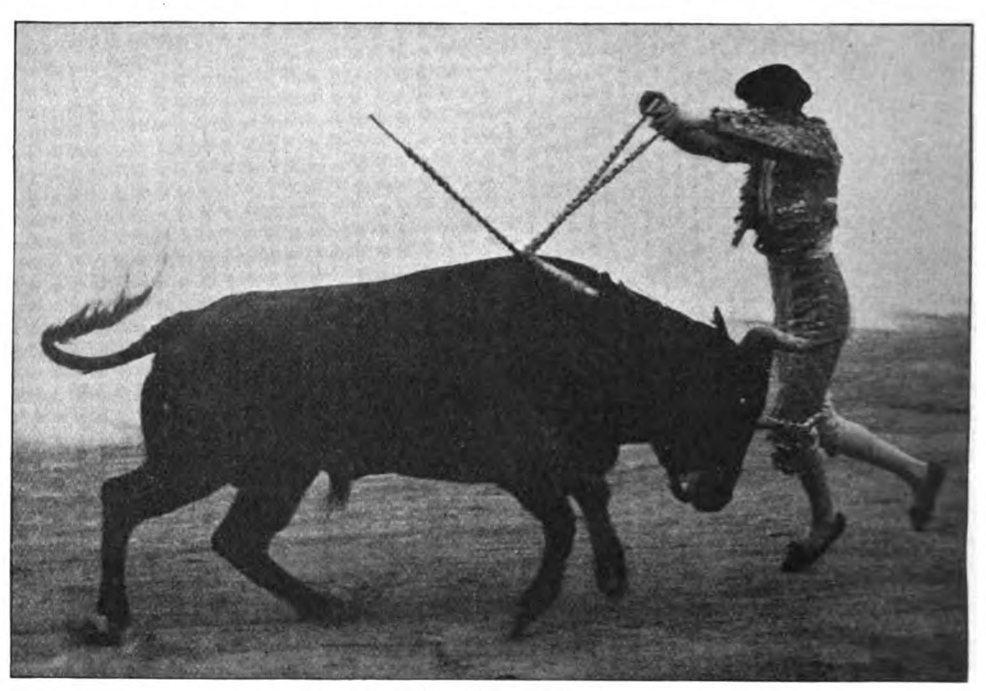
Notlandung des Picadors über die Hörner des Stieres

guacil die Schlüssel zur Pforte des Torile, des Stierzwingers, hinunterwirft. Dann ertönt ein Trompetenstoß, gestreckten Laufes reitet der Alguacil aus der Arena, die Zwingerpforte öffnet sich, und aus dem völlig dunklen Torile stürzt wutschnaubend der Stier in die vom blendenden Sonnenlicht erleuchtete Arena, wo die bunte Schar der Toreros wie ein Taubenschwarm vor ihm auseinanderstiebt.

Die eigentlichen Kämpfe (Lidias) zerfallen in ein Vorspiel und drei Teile. Ihre Aufgabe ist es, den Stier sowohl zu reizen und zur Entfaltung seiner wilden Kraft zu bringen, wie auch ihn zu ermüden und ihn die Überlegenheit der menschlichen Geschicklichkeit fühlen zu lassen, so daß er das Vertrauen in seine Kraft verliert und reif wird für den tödlichen Stoß.

Das Vorspiel ist den Floreos, den Mantelspielen, gewidmet, dem graziösesten und harmlosesten Teil des Kampfes. Von allen Seiten umschwärmen die Toreros den Stier mit ihren ausgebreiteten buntfarbigen Mänteln, auf die er oft mit so wilder Wut losstürmt, daß sein Horn, statt den Torero zu treffen, der im letzten Augenblick mit geschicktem Sprung über die Brüstung gesetzt ist, krachend in die Planken der Brüstung fährt. Ganz außerordentlich erstaunt es den Stier, wenn das bunte Ding, das soeben noch seine höchste Wut erregt hat, plötzlich verschwindet, wenn ihm nämlich der Torero durch eine leichte Wendung die schwarze Außenseite des Mantels zuwendet, der nichts andres ist als die allgemein vom Volke getragene Capa, oder wenn der farbige Mantel als ein für seine Hörner unfaßbarer Schemen zu seinen Füßen liegt, weil ihn der Torero einfach hat fallen lassen. Freilich, viel Zeit zum Verwundern läßt man ihm nicht.

Denn schon reiten auf ihren abgetriebenen Gäulen fünf Picadores in die Arena. Ihre Aufgabe ist es, sich vom Stier angreifen zu lassen und den Angriff durch einen Stich mit der kurzen Spitze der Lanze ins Genick abzuwehren. Zu schwereren Verwundungen ist die Lanze ungeeignet. Die Abwehr des Angriffs gelingt aber gewöhnlich nicht. Der Stier bohrt dem Pferde sein Horn ins Herz, so daß ein daumendicker Blutstrahl aus der Wunde schießt und das Pferd fast augenblicklich zusammenbricht, oder er reißt ihm den Leib auf, so daß die Eingeweide herausschießen. Vielfach wirft der Anprall Roß und Reiter zu Boden, und dann bearbeitet der Stier das oft schon leblos daliegende Pferd mit Hörnern und Füßen und schleudert es in rasender Wut mit Riesenkräften in die Luft, während der Picador gewöhnlich entkommt. Ist ein Pferd bei diesem Zusammenstoß sehr schwer verletzt, so macht ein Fangstoß des Puntillero ins Genick seinem Leiden ein Ende. Erstaunlich, daß bei diesem Teil des Kampfes, der auf den Zuschauer vielleicht den stärksten Eindruck macht, nicht öfters schwere Verletzungen der Picadores vorkommen, zumal da diese durch ihre schwere Panzerung in



Ein schmerzhafter Zierat

der Bewegung sehr gehemmt sind, die ihnen allerdings auch Schutz vor den Hörnern und den Füßen des Stieres gewährt. Aber dank der aufopferungsvollen Unterstützung ihrer Kameraden entkommen sie gewöhnlich unverletzt.

Erträglicher ist der nächste Teil, bei dem der Banderillero die mit Flitterband geschmückten und mit Widerhaken versehenen Banderillas dem ihn anrennenden Stier mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit über die todbringenden Hörner hinweg in den Nacken stößt. Er bleibt fast ausnahmslos unverletzt und erntet reichen Beifall, während der Stier sich mit wilden Sprüngen seines schmerzhaften Zierats zu entledigen sucht. Schlechtweg roh ist dagegen die kampfunlustigen Stieren gegenüber angewandte Methode, die Banderillas mit Feuerwerkskörpern zu versehen, die, wenn die Banderillas dem Stier im Nacken haften, explodieren und dem Tier schmerzhafte Brandwunden beibringen. Besonders bei großen Corridas mit erhöhten Preisen fordert das Publikum bei jedem ihm nicht wild genug erscheinenden Stier gebieterisch diese »Banderills de fuego«, obwohl sie gewöhnlich, statt seine Wildheit zu entfesseln, ihn nur noch mehr einschüchtern.

Der letzte Teil gehört dem Matador, dem Töter, der mit der Muleta, einem an einem Stock befestigten scharlachroten Tuch, und dem Estoque, dem etwa 90 Zentimeter langen Stoßdegen, dem Stier entgegentritt. Der Stier ist jetzt entweder bereits kampfesmüde und sucht erschöpft und mit heraushängender Zunge seinem Peiniger zu entgehen, oder er durchrast in wilder Kampfeswut, durch die fortgesetzten Enttäuschungen aufs höchste gereizt, laut brüllend die Arena. Das scharlachrote Tuch der Muleta macht ihn vollends toll, so daß er immer wieder dagegen anrennt. Den Menschen dagegen beachtet er kaum, so daß der Matador es wagen kann, dem Stier den Rücken zuzuwenden und ihn so gegen die Muleta anrennen zu lassen. Auf diese Weise ermüdet er auch den wildesten Stier mit der Zeit derart, daß er darangehen kann, ihm die Klinge über die Hörner hinweg rechts vom Nacken bis ans Heft ins Herz zu stoßen. Für diesen Todesstoß muß der Stier mit leicht gesenktem Kopf gleichmäßig auf allen vier Beinen stehen, weil sonst die Klinge nicht so tief eindringen kann. In diese Stellung bringt der Matador den Stier, indem er die Muleta leicht senkt, deren scharlachrotes Tuch der Stier, wie gebannt, nun mit keinem Blicke verläßt.

Leider entsprechen die Schilderungen, wie der Stier, beim ersten Stoß zu Tode getroffen, langsam vornüber in die Knie sinkt, um zu verenden, nur selten der Wirklichkeit. Selbst wenn die Klinge bis zum Heft in den Körper eingedrungen, ist der Stich noch lange nicht tödlich oder wenigstens nicht sofort tödlich, sondern muß vier-, sechs-, auch achtmal und öfter unter dem Johlen der den Matador beschimpfenden Menge wiederholt werden, sofern nicht die Polizei, wenn der Matador seiner Aufgabe durchaus nicht ge-

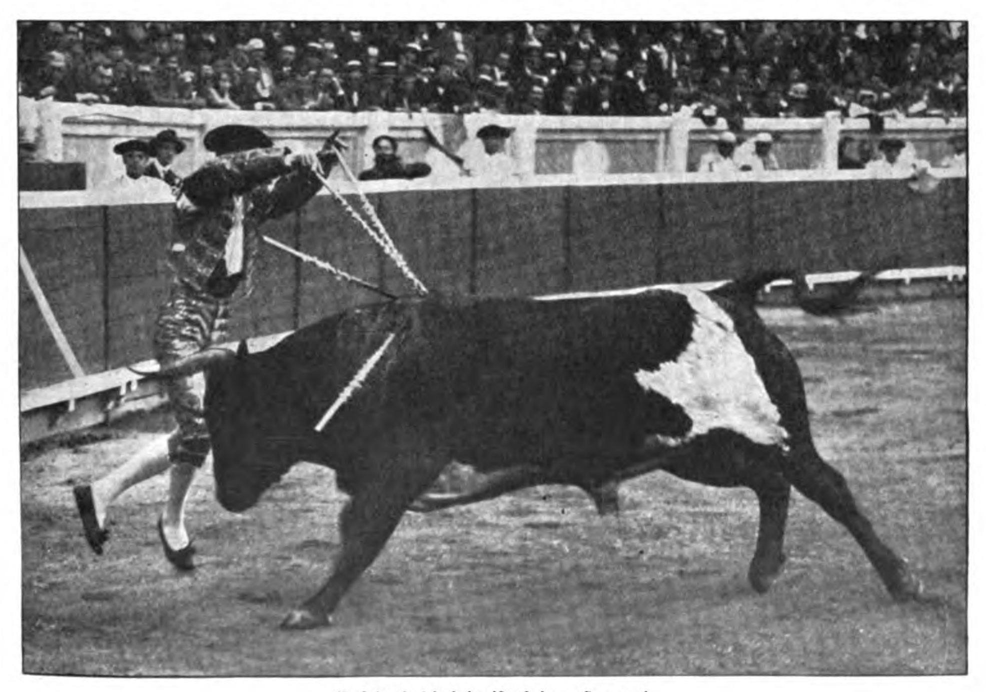
wachsen ist, für das Tier den Gnadenstoß durch den Puntillero anordnet. Aber auch bei einem gutsitzenden und tödlichen Stoß stürzt der Stier nur selten sofort zusammen, sondern gibt gewöhnlich plötzlich den Kampf auf, legt sich mit einem geradezu ergreifenden Gesichtsausdruck, während ihm das Blut aus Maul und Nase strömt, langsam nieder und sinkt ebenso langsam um, sofern ihm nicht schon vorher der Dolch des Puntillero ins Genick fährt.

Hat der Matador die Erwartungen der Menge erfüllt, so darf er mit erhobenem Degen und erhobener Muleta als Sieger die Arena umwandern und die oft sehr stürmischen Huldigungen der Menge entgegennehmen, während das Maultiergespann den toten Stier und die getöteten Pferde aus der Arena schleift. Andernfalls muß er, was oft genug vorkommt, unter dem Johlen der Menge versuchen, so schnell wie möglich aus der Arena zu entkommen.

Dann ertönt ein Trompetenstoß, der nächste Stier stürzt in die Arena, und das Spiel beginnt von neuem.

Neben der hier geschilderten blutigen Art des Stierkampfes, die wohl für absehbare Zeit das allgemeine Volksvergnügen in Spanien bleiben wird, ist in den letzten Jahren eine weniger blutige Form des Stierkampfes in Aufnahme gekommen, die an den Mut und die Reitergewandtheit des Menschen, der hier dem Stiere beritten entgegentritt, die höchsten Anforderungen stellt. Seine Waffe ist eine an einem langen Stabe befestigte Klinge. Im Gegensatz zu der portugiesischen Form des Stierkampfes, bei der der Stier am Leben bleibt, ist das Töten des Stieres auch hier zulässig, aber nicht erforderlich. Das Pferd des Kämpfers, der ohne Genossen dem Stier entgegentritt, ist kein armseliger Klepper, sondern ein vorzüglich zugerittenes Rassepferd, das im Kampfe keine Scheuklappen trägt und daher die ihm von dem Stiere drohenden Gefahren sehr wohl erkennt. Dank seiner Dressur gehorcht es, wenn auch offenbar geängstigt, doch verständnisvoll seinem Reiter, zu dem es Vertrauen hat, so tollkühn er es auch oft nur haarscharf an den tödlichen Hörnern des Stieres vorbeisteuert. Diese Form des Stierkampfes, bei der der Reiter gleichzeitig das Pferd in sehr gefährlichen Situationen zu beherrschen und den Stier zu bekämpfen hat, stellt an Roß und Reiter die höchsten Anforderungen und wird daher besonders von den gebildeten Kreisen Spaniens geschätzt. Dagegen hat eine von Primo de Rivera erlassene Verfügung, wonach die Pferde Panzer tragen sollten, um gegen die Angriffe der Stiere geschützt zu sein, nicht durchdringen können.

Zweifellos ist der Stierkampf auch heute noch das Spanischste, was Spanien aufzuweisen hat. Es ist eine Veranstaltung, die die ureigensten Eigenschaften des spanischen Menschen am vollkommensten entfaltet, seinen wilden Mut, seine Freude an der Gefahr, seine Ritterlichkeit und Leidenschaft, aber auch seine rücksichtslose

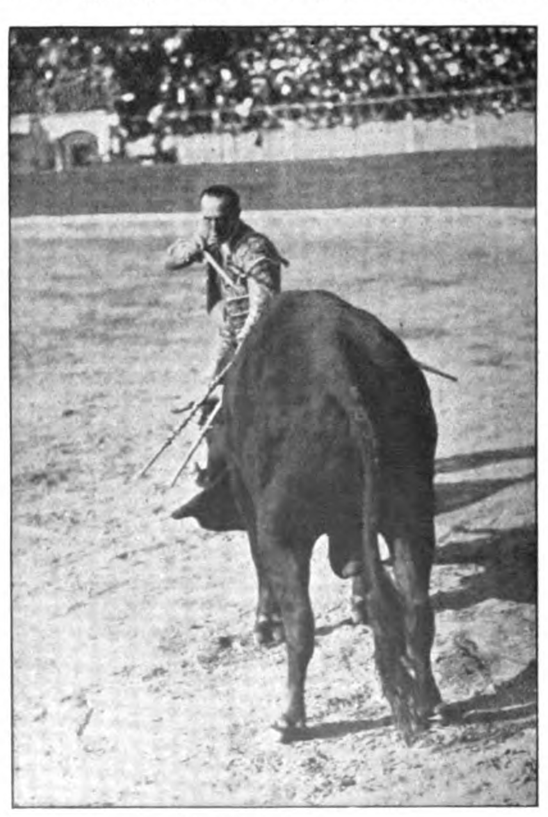


Geschwindigkeit ist keine Hexerei



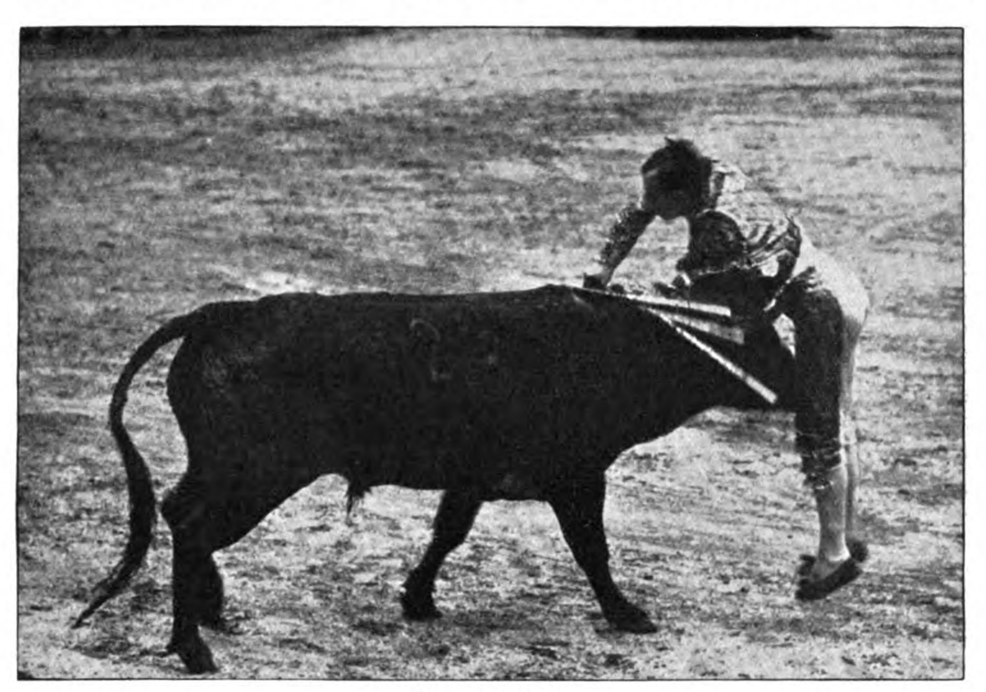
Gefährliches Spiel

Härte gegen sich selbst wie gegen das wehrhafte Tier, das er sich als Kampfgenossen erkoren hat. Bei jedem dieser blutigen Spiele setzen Dutzende von Menschen kaltblütig ihr Leben ein, und wohl keine Corrida verläuft ohne schwere Unglücksfälle. So wurden bei einer Corrida mit erstklassigen Stieren, die im Herbst 1925 zu Ehren der aus Marokko heimgekehrten spanischen Truppen und der marokkanischen Bundesgenossen veranstaltet wurde, nicht weniger als fünf Stierkämpfer, zum Teil sehr schwer, verwundet, ohne daß der Mut der andern dadurch auch nur einen Augenblick beeinträchtigt worden wäre. Was auch den Nichtspanier mit dem blutigen Spiel immer wieder versöhnt, ist die unbedingte Ritterlichkeit, die die Kampfregel auch dem Stier gegenüber vorschreibt und die auch peinlich innegehalten wird, weil sie dem natürlichen Gefühl für Ritterlichkeit entspringt, das in jedem Spanier lebt. Zwar reizt man den Stier, aber der Angriff bleibt ihm überlassen. Nur gegenüber der Feigheit kennt der Spanier auch beim Tier kein Erbarmen, und so brennt man den feigen oder allzu friedfertigen Stier, der nicht kämpfen will, grausam mit explodierenden Feuerwerkskörpern auch heutigestags noch.



Vor dem Todesstoß

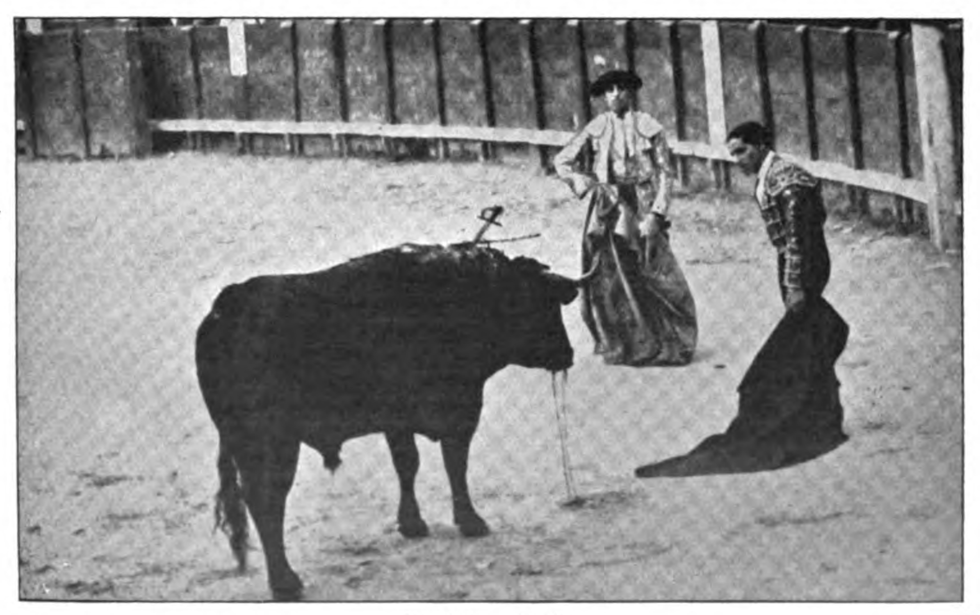
Was bei diesen Kämpfen des Menschen mit dem Stier aber gewiß nicht fair ist, ist der Umstand, daß die Stierkämpfer berufsmäßige Virtuosen sind, die das Studium des Stieres



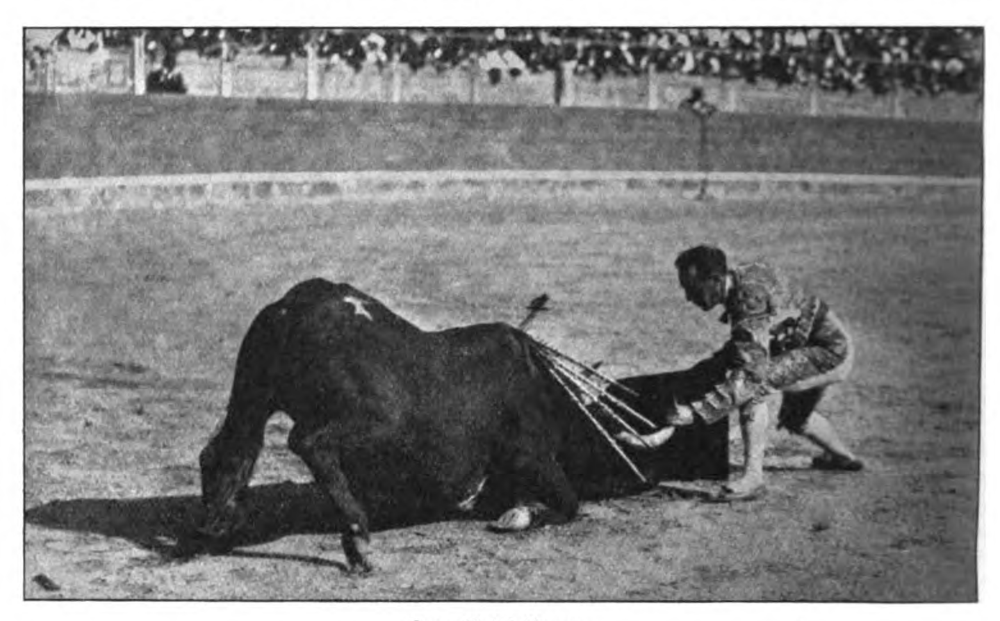
Der Todesstoß

zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben und ganz genau wissen, daß der Stier fast nie sie selbst, sondern nur das bunte Tuch angreift. Diesen Vorsprung aber gleichen die Toreros wieder freiwillig aus durch die außerordentliche, allerdings auch wieder auf ihrer Geschicklichkeit beruhende Waghalsigkeit, mit der sie es so einzurichten verstehen, daß das Horn des angreifenden Stieres ihren Körper womöglich streift.

Beim Kampfe selbst wird der Stier, ebenso wie der Stierkämpfer, als Schauspieler behandelt und je nach seinem Verhalten bejubelt oder ausgepfiffen. Hat der mutige Stier mit den sich ihm entgegenstellenden fünf Picadores und ihren



Zu Tode getroffen



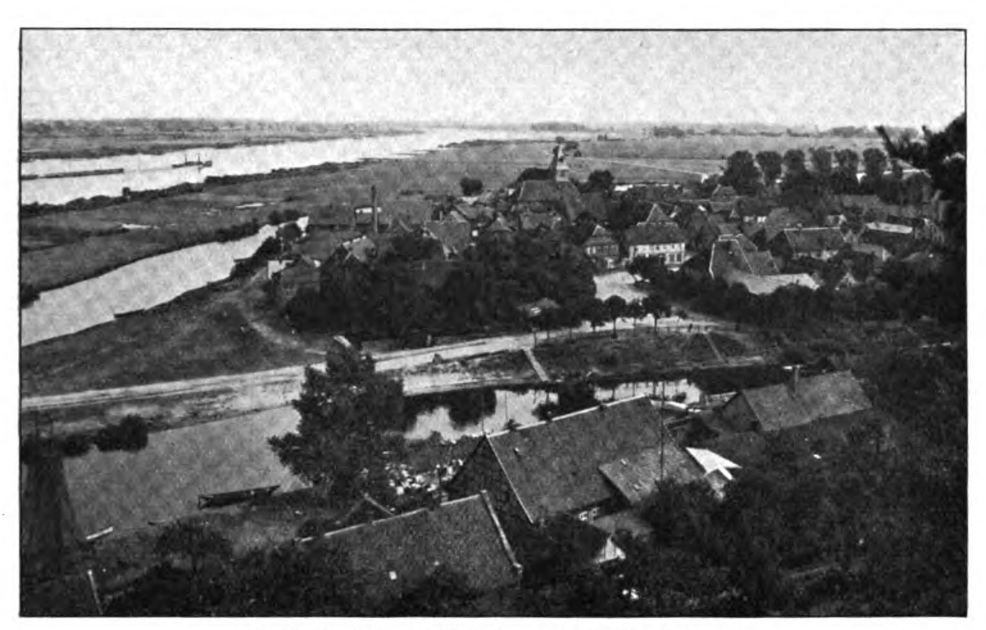
Das Spiel ist aus

armen Schindmähren aufgeräumt, so daß die Picadores unter Pfeifen und Gelächter aus der Arena hinken müssen, so ertönt vielfach aus der Menge der gebieterische Ruf: »Mas caballos! Mas caballos! Vaya un toro bravissimo!« (Mehr Pferde! Das ist ein mutiger Stier!), und gehorsam dem Winke des im Zirkus souveränen Volkes reiten fünf neue Picadores in die Arena.

Es gibt kein andres Schauspiel, das so wie dieses den persönlichen Mut, auch unter den Zuschauern, weckte. Im Augenblick der Gefahr für einen oder mehrere Stierkämpfer setzen sofort Dutzende von Zuschauern über die Barriere in die Arena, um den rasenden Stier von seinem Opfer abzulenken. Ungeachtet mancher abstoßenden Züge im einzelnen sind die spanischen Stierkämpfe letzten Endes als Ganzes doch ein so blendendes und berückendes Schauspiel wie kaum ein andres in der Welt. Vorausgesetzt allerdings, daß man nicht schwachnervig oder wehleidig ist. Denn wer etwa den Zirkus verlassen müßte, weil er den Anblick des Blutes nicht ertragen kann, der bekäme sicher aus den Zuschauern das Wort »corazon de manteca« (Butterherz) zu hören.

Noch immer werden in Spanien neue Arenen angebaut, so in Madrid, wo die alte aus dem 18. Jahrhundert stammende mit ihren etwa 15000 Plätzen nicht mehr ausreicht. Trotzdem scheint der Stierkampf seinen Höhepunkt überschritten zu haben. Das Virtuosentum der Berufstoreros ist anscheinend der wilden Naturkraft der Stiere nicht mehr gewachsen, es sei denn, daß die Kunst der Züchtung heutigestags mutigere Stiere hervorbringt, als es früher gab. Noch im Jahre 1908 habe ich in Madrid mehreren Corridas beigewohnt, bei denen jeder der Stiere vom Matador regelrecht mit dem Degenstoß zwischen die Schulterblätter über die Hörner hinweg getötet wurde, und ich entsinne mich noch sehr wohl des Gejohles, mit dem ein Matador überschüttet wurde, weil ihm der entscheidende Stoß zu oft mißglückte. Auf der großen Corrida dagegen, die im Herbst 1925 stattfand, waren die Toros den Toreros durchgehends überlegen. Von den sechs Stieren, die hergebrachtermaßen auftraten, wurde nur einer regelrecht durch den vorgeschriebenen Stoß zwischen die Schulterblätter getötet, die übrigen, weil der Matador mit ihnen nicht fertig wurde, durch einen nicht kommentmäßigen Stich mit dem Degen ins Genick, den eigentlich der Puntador dem zu Tode getroffenen tapferen Stier beizubringen hat, um seinen Todeskampf abzukürzen.

Das war noch vor wenigen Jahrzehnten anders. Als der Münchner Maler Alexander Wagner in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Spanien besuchte, ließ sich der Matador, wie Wagners Zeichnungen belegen, noch in antiker Fechterstellung vom Stiere angreifen, um ihm, im Augenblick des Angriffs, ähnlich wie das der Banderillero noch heutigestags tut, blitzschnell die Klinge bis ans Heft in die tödlich verwundbare Stelle des Nackens zu stoßen. Ein solcher Espado war noch Pepo Illo, »in seinem Berufe gestorben 1801«, mit dem Goya seine radierte Geschichte der Stierkämpfe abgeschlossen hat: »von Cid bis Pepo Illo«, wie es auf dem Titelblatt heißt.



Blick ostwärts auf Hitzacker und die Elbniederung

Eine Landschaftsperle der Norddeutschen Tiefebene

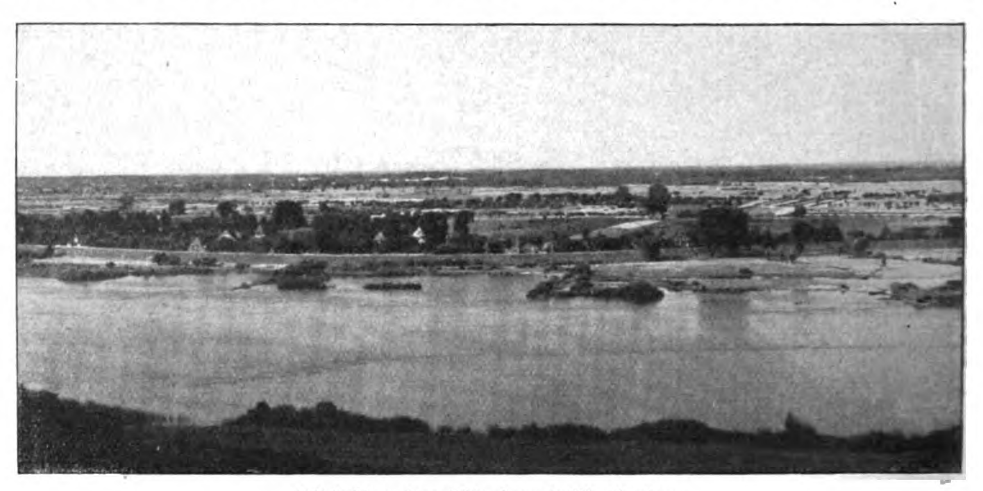
Von Friedrich Soltau

Die Norddeutsche Tiefebene steht in dem Rufe, reizlos und arm an schönen Landschaftspunkten zu sein. Der Strom der allsommerlich aus den Großstädten flüchtenden Erholungsbedürftigen und der sich nach frischer See-, Wald- und Feldluft sehnenden Geistesarbeiter ergießt sich an die Meeresküsten, in die deutschen Mittelgebirge, nach Bayern, in den Schwarzwald oder sogar in die Schweiz und nach Italien, läßt aber die Norddeutsche Tiefebene unbeachtet und geringschätzig seitwärts liegen. Nur eine kleine Gruppe schönheitsdurstiger Städter folgt nicht dem Massenstrom der Menschen, sondern sucht abseits in der Tiefebene schöne Fleckchen auf, wo Ruhe, unendliche Weite und Einsamkeit zur inneren Einkehr, zur Ablenkung von den Sorgen des Tages, zur Beruhigung der Nerven, zur Schärfung der Sinne, zur feinsten Naturbeobachtung, zur Herstellung des seelischen Gleichgewichts führen. Zu dieser kleinen Gruppe gehören vor allem die Maler.

Willst du, lieber Leser, solch ein schönes Fleckchen finden, so folge nur ihren Spuren, die allerdings, wenn sie nicht gerade nach Worpswede und andern Malerkolonien weisen, oft schwer auffindbar sind, denn nur ungern gibt ein Maler das Geheimnis preis, wo er sein sommerliches Tuskulum gefunden hat. In der Norddeutschen Tiefebene, in der Lüneburger Heide, in den Marschen am breiten Elbstrom gibt es eine Reihe solcher landschaftlich hervorragenden Plätze, wo die Maler unauffällig, teilweise unerkannt alljährlich Einkehr halten und wo auch andre Freunde norddeutscher Landschaft in stiller Beschaulichkeit ihre Erholung suchen. Einer dieser mit landschaftlichen Schönheiten gesegneten Plätze ist der kleine Ort Hitzacker, an den östlichen Ausläufern der Lüneburger Heide und am Zusammenfluß des breiten Elbstromes mit der Jeetzel gelegen.

Einer von den dort gern weilenden Malern, Prof. Carl Langhammer aus Berlin, hat im Ölgemälde die Elbfähre festgehalten und damit das Dramatische, das die Landschaft bei den hier nicht seltenen schwerwuchtigen Wolkenballungen gewinnen kann. Andre, zumal die Aquarellisten und Zeichner, halten sich mehr an das Idyllische, Heitere und Liebliche, und finden auch da Stoffe und Motive genug.

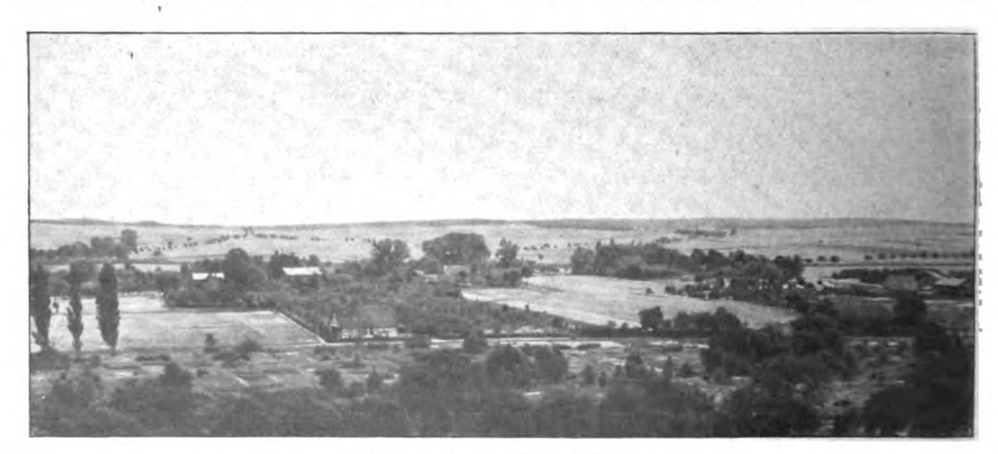
Steil zur Elbe abfallende, waldbekränzte Hügel bis zu hundert Meter Höhe bilden hier meilenweit das westliche Elbufer. Weit kann von diesen Höhen der Blick über fruchtbare Wiesen und Marschen bis nach Mecklenburg, in das Brandenburgische und in die Altmark hinein schweifen; breit und wuchtig fließt zu unsern Füßen der Strom, mehr als zehn Kilometer von Südost nach Nordwest in seinem Laufe zu überschauen; silbern schlängelt sich die Jeetzel von Dannenberg, von Süden her durch ihr breites Wiesental an uralten Siedlungen vorbei, begleitet von den bewaldeten Höhen der Geest; im Westen und Nordwesten dehnen sich die weite Heide und die Ausläufer des Waldgebiets der



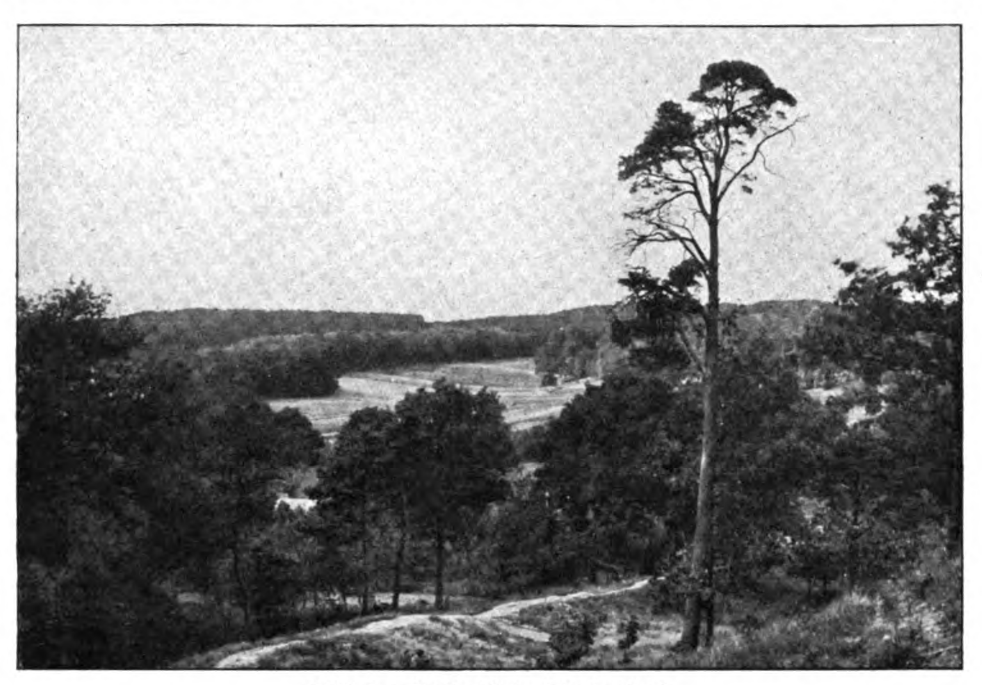
Blick über das Elbtal nach Mecklenburg

Göhrde. Welch ein seltsamer Gegensatz! Hier die schwermütige, ernste Heidelandschaft mit ihrer unendlichen Einsamkeit und Ruhe, dort tief unten weite lächelnde, freundliche Wiesenflächen, der Horizont umkränzt von dunklen Wäldern bis zu den fernblauen Höhen der Ost- und Nordseewasserscheide im Mecklenburgischen, und durch dieses Bild des tiefsten Landschaftsfriedens zieht majestätisch der Elbstrom, gewaltige Lasten aufwärts und abwärts tragend, Dresden, Magdeburg und Berlin mit Hamburg und dem Meere verbindend. Tief eingebettet in diese Landschaft, umspült von den Armen der Jeetzel, liegt als »Elbidyll« das alte Städtchen Hitzacker, die kleinste unter den Städten Hannovers, mit seinen eng aneinandergepreßten roten Ziegeldächern und seiner weißleuchtenden einfachen uralten Kirche. Alles zusammen bietet ein Landschaftsbild von solcher Stimmung, Größe und erhabenen Ruhe, daß sich niemand seinem nachhaltigen und langdauernden Eindruck zu entziehen vermag. Selbst Maler von Ruf, die fast jeden Winkel Deutschlands zu kennen vermeinten, äußerten beim ersten Besuch dieser Gegend, daß sie nie geahnt hätten, eine solche Landschaftsperle in der Norddeutschen Tiefebene zu finden.

Steigst du auf schattigen Waldwegen mit reizenden Durchblicken herunter von den Höhen und gehst über die von der Landseite her in die Stadt führende Drawehner Brücke, deren prächtige Silhouette eins der beigegebenen Bilder zeigt, durch die freundliche Stadt mit den hübschen weinumrankten Häusern am Tor und wanderst ostwärts hinaus ins weite Wiesengelände zwischen Elbe und Jeetzel, so bietet sich dir beim Zurückschauen auf die in jähem Sprung zur Elbe abfallenden Höhen wiederum ein überraschend schönes Landschaftsbild: im Vordergrund flaches Marschland mit saftigen grünen Wiesen, dann — mit seitlich vorgerückter massiger hellfarbiger Kirche — das enggeschmiegte rotleuchtende Städtchen, sich spiegelnd in dem dunklen Wasser



Blick westwärts in die Heide



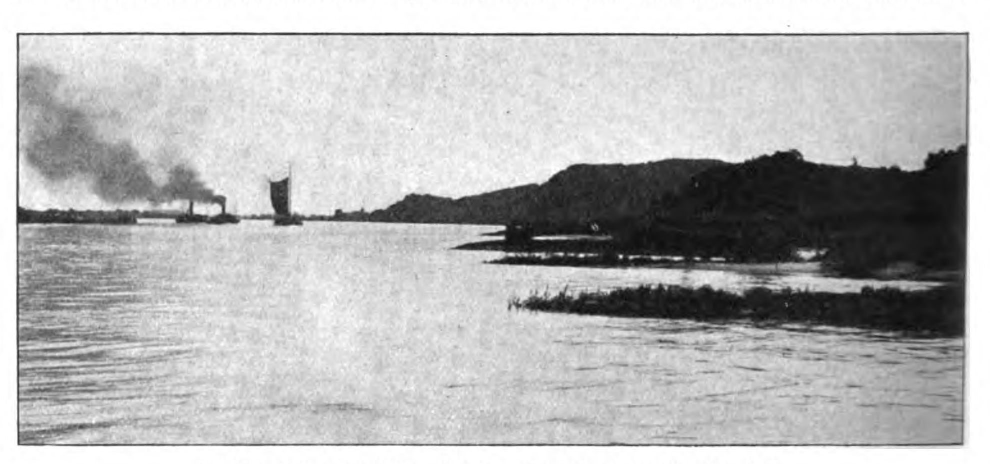
Blick ins Waldgelände (Nordwesten)

der Jeetzel, rechts zur Seite der glitzernde mächtige Elbstrom, hinter dem Ort die ragenden bewaldeten Hügel, die links weiter und weiter zur braunen Heide zurücktreten. Immer und immer wieder fesselnd ist dieses Bild für jeden, der mit dem Auge und mit dem Herzen zu schauen vermag, mögen wir es anblicken im sommerlichen Sonnenglanz, im Winterschnee bei vereistem Elbstrom oder bei Hochwasser, wenn Marschen und Wiesen weithin überflutet sind, mögen wir es bei wechselnder Beleuchtung betrachten, wenn morgens die Sonne erwacht, wenn sie mittags gleißend hell vom Himmel strahlt, wenn der Sturmwind dunkle Wetterwolken über die Gegend jagt oder wenn am Abend der Mond sich silbern in den Wassern spiegelt und Höhen und Täler mit geheimnisvollem Glanze umhüllt.

Durchstreifst du die nähere oder weitere Um-



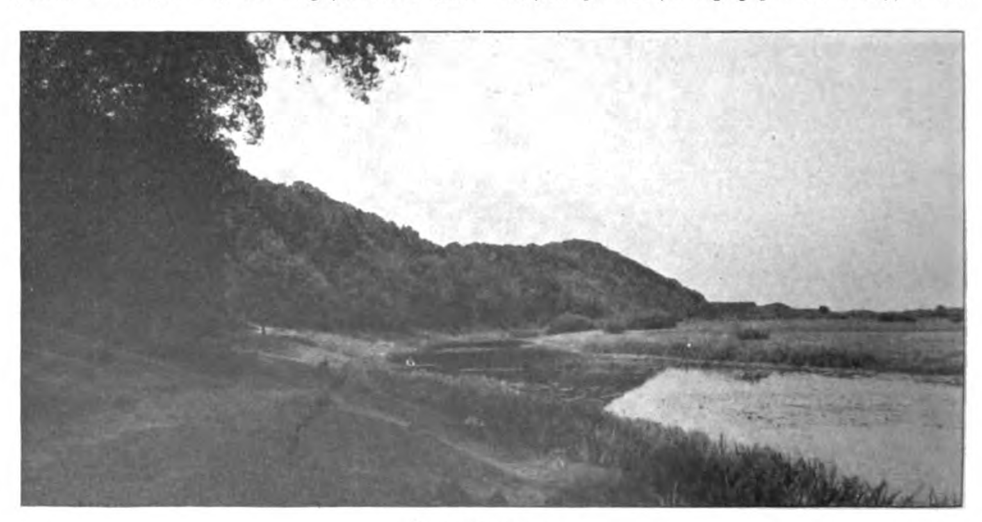
Blick von Süden auf Elbhöhen, Stadt und Elbtal



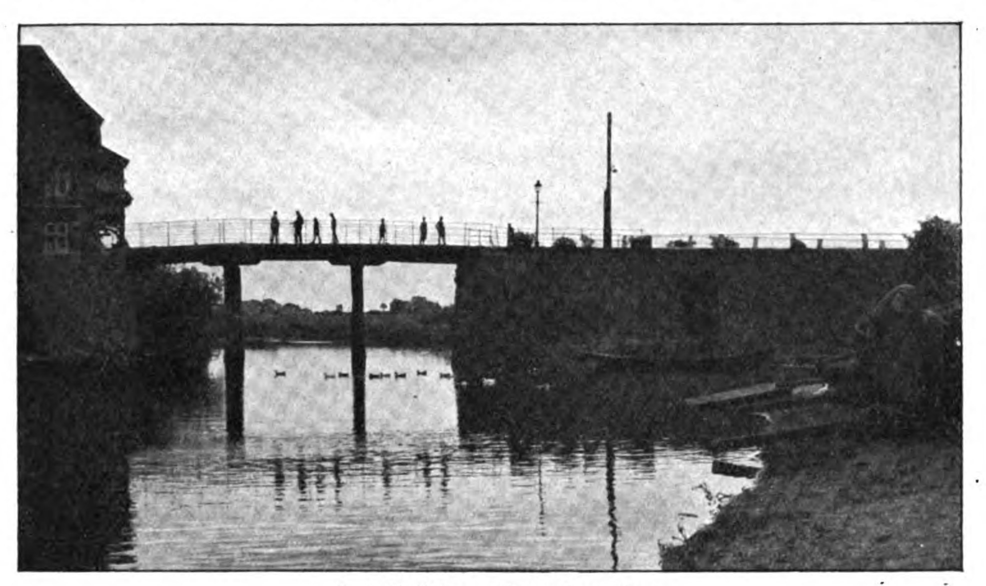
Blick auf das westliche Elbufer (im Hintergrund Hitzacker)

gebung, so triffst du auf überraschend liebliche Bachpartien mit mehrhundertjährigen Wassermühlen, von denen eine jede ihre eigne Geschichte hat; du siehst in Ufernischen reizend eingelagerte Dörfer und Gehöfte mit alten, in ihrer Eigenart erhalten gebliebenen niedersächsischen Bauernhäusern; du findest nicht selten in der Stille der ausgedehnten Waldungen Hügelgräber und bemooste Steinhäuser, Zeugen germanischen Heldentums aus grauer Vorzeit. Nimmt dich dann die weite, einsame Heide auf, so bietet sich dir auch hier eine Überraschung. Die Heide bildet nicht etwa eine flache, eintönige Ebene; neben welligem, lieblichem Hügelgelände, in dem klare Bäche über kiesigen Grund dahinhüpfen und Kiefern-, Birken- und Mischwälder mit braunen Heideflächen und fruchtbarem Ackerland wechseln, gibt es auch kahle und steile Höhen — wie sie nur die Eiszeit mit ihren Gletschern zu gestalten vermochte —, mit ungehinderten Ausblicken in blaue Fernen. So ist die Aussicht von dem mit Findlingen wie übersäten 142 Meter hohen Mechthin, etwa zwei Wegstunden heideeinwärts von Hitzacker gelegen, durchaus vergleichbar dem viel gerühmten Rundblick vom Wilseder Berg, der höchsten Erhebung der Lüneburger Heide. Das Zeitalter der landschaftzerstörenden Industrie scheint spurlos an dieser Gegend vorübergegangen zu sein, so unberührt, so ursprünglich, so eigenartig ist alles hier geblieben.

Und doch stehen wir auf uraltem geschichtlichem Boden. Hier an der Grenze des Bardengaues irgendwo auf diesen Elbhöhen stand Drusus und erkannte die Grenzen seiner Macht; die Unendlichkeit der Fernsicht über die germanischen Gaue lehrte ihn, daß dieses Land nicht zu unterwerfen war; hier bei Hitzacker zog Karl der Große vorüber, legte bei Höbeck (gegenüber Lenzen) ein Kastell zur Sicherung gegen die Sachsen und



Alter Jeetzelarm



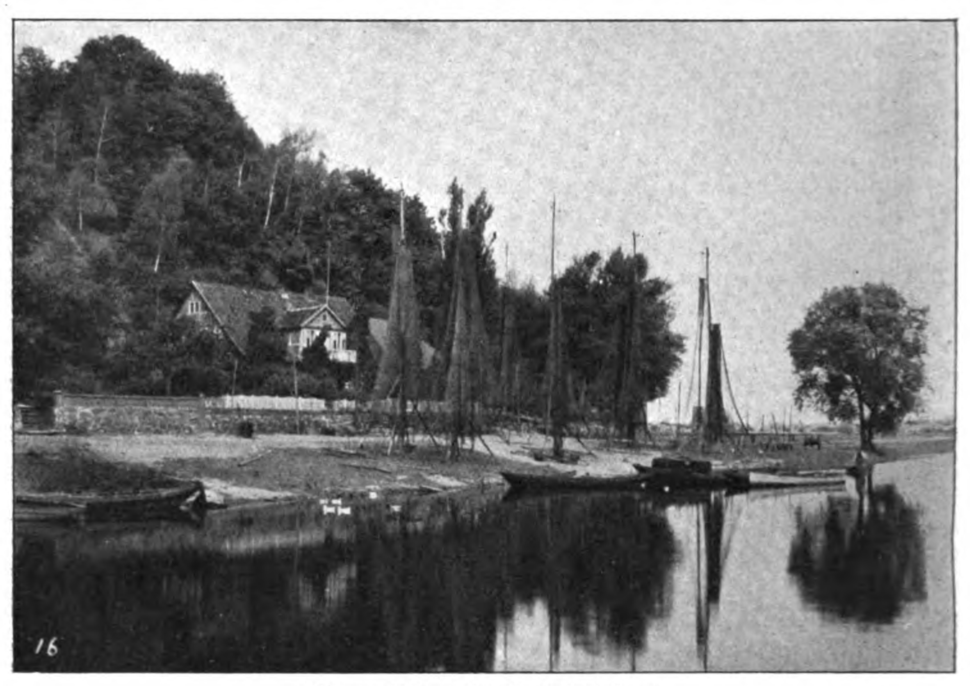
Jeetzelbrücke am Drawehner Tor

seine Bundesgenossen, die Wenden, an; auf dem Weinberg (bei Hitzacker) erbaute einer seiner friesischen Mannen namens Hedo als Grenz- und Zwingburg die Hiddesburg, und die Siedlung zu ihren Füßen hieß Hiddesacker; von der einstigen Burgkapelle auf einer benachbarten Höhe sind noch Reste erhalten. Hier dieser Mittellauf der Elbe von Magdeburg bis Hamburg war Jahrhunderte hindurch der Wall gegen slawischen Ansturm, bis Heinrich der Löwe kolonisierend vorbrach und mit den Kräften niedersächsischen Blutes die deutsche christliche Kultur nach Norden und Osten trug, eine Mission, die jahrhundertelang das Deutschtum weiter und weiter über Oder, Weichsel und Memel führte. Der Dreißigjährige Krieg hat diesem Landstrich besonders grausame Wunden geschlagen, die, wie die vielen hier wüst liegenden Dorfstätten zeigen, noch nicht geheilt sind. Die Kriegsgreuel begannen 1626, als die bei Lutter am Barenberge geschlagenen Dänen durch das Fürstentum Lüneburg zurückfluteten, und dauerten bis 1642, als Kirche und Schloß Hitzacker zum zweitenmal geplündert wurden. Dänen, Schweden, kaiserliche Truppen Tillys, Wallensteins und Gallas' hatten aus der blühenden Gegend eine fast menschenleere Einöde gemacht.

Auch in neuerer Zeit entstand diesem Landstrich eine andre bedeutsame, politisch wie völkisch gleich hoch zu wertende Aufgabe: aus nie-



Eingang in die Stadt über die Drawehner Brücke



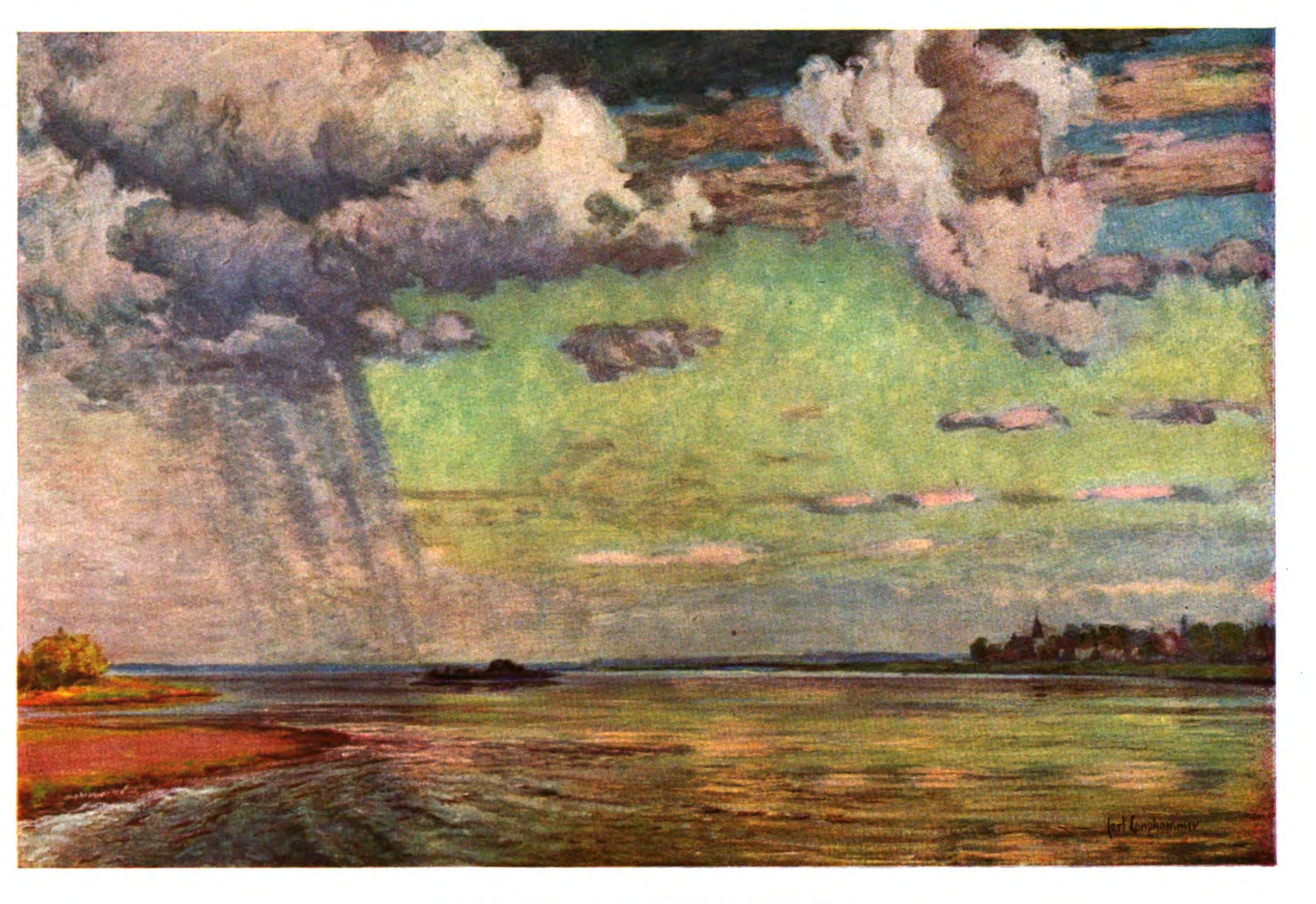
Fischergehöft an der Jeetzelmündung

dersächsisch-slawischer Mischung war rechtselbisch das zähe Preußenvolk erwachsen und hatte die deutsche Geschichte in neue Bahnen gelenkt, die endlich zur langersehnten Einigung geführt haben. Die Franzosenherrschaft hat auch hier das deutsche Gefühl zur lodernden Flamme entfacht, in der englisch-deutschen Legion und in den freiheitsdurstigen Scharen des schwarzen Herzogs haben die Söhne dieses Landes überall gegen den Unterdrücker erbittert gekämpft, haben mit den Lützowern vereint zweimal bei der nahegelegenen Göhrde den Feind in blutigen Treffen besiegt, haben bei Waterloo durchgehalten, bis »die Preußen kamen«, haben in glänzenden Waffentaten 1870 die Einigung Deutschlands miterstritten und auch im Weltkriege zu den zähesten Kampftruppen gezählt.

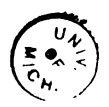
So vertritt also den ganzen Gang der Geschichte hindurch diese Gegend in hervorragender Weise den deutschen Gedanken, ja, sie bildet die Klammer, die Verbindung zwischen Osten und Westen, zwischen Preußen und Niedersachsen, zwischen Ostelbien und dem übrigen Deutschland. Hier mit diesem, nach dem Rhein größten und für das deutsche Wirtschaftsleben bedeutendsten Strom ist also das Geschick des deutschen Volkes eng verknüpft, hier hatte das Ost-West-Pendel des deutschen Kultur- und Wirtschaftslebens von jeher seinen tiefsten und wuchtigsten Gang, hier liegt die natürliche Verbindung des Wirtschaftskreises Berlin, der größten Binnenstadt Deutschlands, mit der wichtigsten deutschen Seehandelsstadt, mit Hamburg. Die Elbe ist nicht allein die geographische Mittellinie, der Herzstrom deutscher Gaue, sie ist auch die feste, unverrückbare Achse deutscher Wirtschaft.

Dieser geschichtliche Rückblick, zu dem Ort, Fluß, Land und Volk führen, zwingt unwillkürlich zu einem Ausblick in die Zukunft. Dieser Strom wird nicht umbrandet werden von jenen Kämpfen von Volk zu Volk, die sich an Rhein und Weichsel abspielen; die Greuel des Dreißigjährigen Krieges dürfen sich nicht wiederholen. Hier schlägt das Herz Deutschlands jetzt und hoffentlich für immer sicher und unangetastet. Sollte hier nicht ein Ort der Sammlung und inneren Einkehr, ein Wallfahrtsort für jeden Deutschen sein, vielleicht sogar geeignet — wie kürzlich angeregt, dann aber nicht weiter verfolgt wurde —, ein Ehrenmal der Trauer und Dankbarkeit Alldeutschlands für seine Gefallenen vom Weltkriege aufzunehmen?

Allen, die fernab von der Unrast der Großstadt und abseits der verkehrsreichen Sommerfrischen Perlen niederdeutscher Landschaft mit ihren feinen Stimmungen und ruhigen, einheitlichen Linien suchen, und die befähigt sind, in den Runen zu lesen, die die Geschichte in ihren Spuren der Landschaft aufgedrückt hat, sei empfohlen, unter andern landschaftlich schönen Plätzen in Heide und Marsch auch das kleine, sich Bad und Luftkurort nennende Hitzacker aufzusuchen.



Carl Langhammer: Fähre bei Hitzacker





Aus dem Kindermärchen »Die Insel Marzipan« von Adolf Glaßbrenner

Bilder von Theodor Hosemann (Hamburg 1851)

Der Humor im alten deutschen Bilderbuch

Von Karl Hobrecker

Der unbefangenen Heiterkeit des Kindes, jener anmutigen Begabung für eine stets gute Laune, ist man erst in neuerer Zeit entgegengekommen. Das Gängelband wurde früher allzu straff angelegt. In Gottesfurcht und Gehorsam wuchsen die kleinen Weltbürger heran, und die Schulstrenge wies die dem Laufring eben entwachsenen erst recht in die Schranken scharfer Zucht. Aus Thomas Platters und Martin Luthers Jugenderinnerungen wissen wir, wie bequem die Rute überall zur Hand war, und daß Erwachsene sich in Gegenwart von Kindern vor allzu häufigen Scherzen in acht nahmen. Dagegen wurde ein Versäumen der Sonntagspredigt schon dem Kindesalter als Todsünde angerechnet; Bibelverse, die zehn Gebote, Kirchenlieder wurden täglich im Kreise der Familie vorgetragen und wiederholt, »um das Herz fröhlich zu machen«.

Es soll nichts gegen solche fromme Art gesagt werden, und neben ihr wird ja auch ein vergnüglicheres Wesen in der damaligen Kinderstube aufgetreten sein. Aber ein Wunder ist's doch nicht, daß man den Kleinen jahrhundertelang keine anderen als nur lehrhafte Bücher in die Hände gab, selbst dann, als das Volk sich an Schwank und Scherz nicht genugtun konnte.

War es mit den Kinderschriften in alter Zeit überhaupt schlecht bestellt, so spielte das Bilderbuch in den ersten dreihundert Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst die allergeringste Rolle. Neben Fibel und Katechismus, die hier und da mit groben Holzschnitten verziert wurden, traten wohl Fabel-



Gustav Süs: »Swinegels Reiseabenteuer« (1852)

sammlungen, volkstümliche, romanhaft zugeschnittene Erzählungen, die auch illustriert waren, aber eigentliche Bilderbücher, in denen der Text nur die Darstellung begleitete, fehlten fast gänzlich. Begegnen wir einmal solch einem Erzeugnis, so fällt uns sein entweder frommer oder rein wissenschaftlicher Ton auf: Auswahlen biblischer Sprüche, geschichtliche und geographische Werke, später solche aus der Naturkunde setzen sich in wenig veränderter Form bis ins achtzehnte Jahrhundert fort, und von befreiendem Lachen ist in ihren Blättern nichts, aber auch nicht das geringste zu spüren. Nur der unfreiwillige Humor treibt da bisweilen seine sonderbaren Blüten.

Solch ein urväterisches Ding zählt z. B. in seinem Register an die sechzig Herzen auf,



Loth. Meggendorfer: Zwölf schöne Geschichten (München 1881)

wie sie auch sonst für Erwachsene in mannigfachen Sinnbildern vorgestellt wurden. Darunter findet sich das über den seltsamen Weltenlauff verwundernd jammernde, das von unreinen Spinnen vergifftete, und das von sündlichem Ungezieser allgemein verunreinigte Hertz ... Wenn wir im selben Buche eine abgezogene Mohrenhaut sehen, außen schwarz und innen blutig rot — die Umwandlung in ein andres Ich — oder allerlei drollig-naturgeschichtswidriges Getier, so lächeln wir wohl, aber dem damaligen Kupferstecher war es sehr ernst mit seiner Schilderung. Auch der alte Amos Comenius, gewöhnlich als Vater des Bilderbuchs angesprochen, hat in seinem berühmten Orbis pictus nur die trockensten Anschauungstafeln, und ganz vereinzelt erscheinen dort einmal ungewollt komische Dinge.

Diese überernste Richtung behält ihren Einfluß noch bis in die Tage hinein, da man



Karl Reinhardt: Schneider Lapp (München 1860)

erst eine Kinderliteratur künstlich ins Leben rief. Der große Bilderatlas Chodowieckis zu Basedows Elementarwerk von 1770, der ihm ganz ähnliche zu Stoys Bilderakademie (1784), das vielbändige Bertuchsche Bilderbuch zum Nutzen und Vergnügen der Jugend (1792—1830), sie halten sich von jeder humoristischen Note strengstens fern. Ja, die Anschauungsbücher, jener immer wieder neu aufgepfropfte Zweig unsrer vielgestaltigen Kinderstubenliteratur, sind bis in die neueste Zeit so sachlich, daß ich annehmen möchte, etwa darin anzutreffende Karikaturen bewußt-scherzhafter Art seien nur zufällig hineingeraten.

Etwas andres ist es mit dem A B C-Buch, dem nächsten, doch schon lustigeren Verwandten des Orbis pictus. Es vereinigt unter gleichem Anfangsbuchstaben nach Comeniusschem Muster ja ebenfalls die verschiedensten

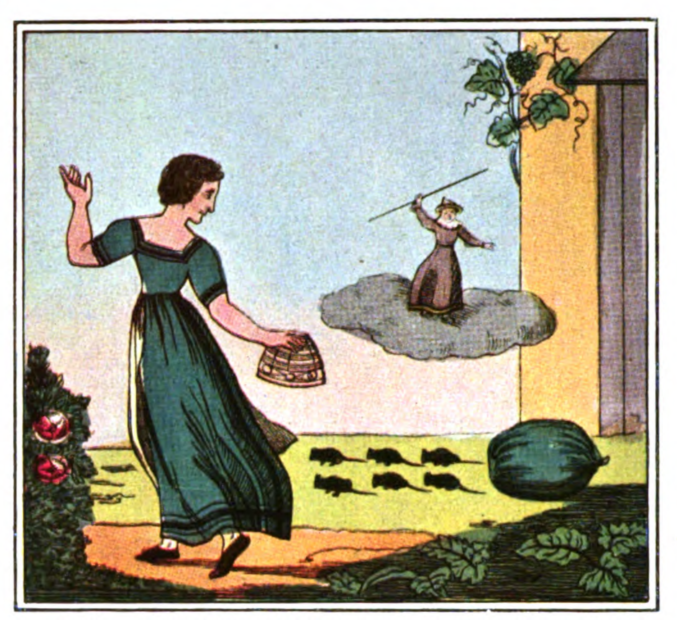


Christian Dieffenbach: Kinderlieder. Mit 24 Illustrationen von Fr. Wanderer (Mainz 1870)

Gegenstände im Bilderwerke, zur Verdeutlichung fürs kleine Volk, aber doch für ein spielerischeres Alter. Daß einige Prachtexemplare dieser Literaturgattung sich besonders vergnügt gaben, dafür sorgte schon in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Theodor Hosemann, der erste Klassiker des Bilderbuchs. Er hat sehr ergötzliche Dinge auf den Stein gezeichnet: Zirkusleute, Seiltänzer, Spiele im Haus und im Freien, possierliche Kinderfiguren dabei, höchst witzige Handwerkergestalten, Soldaten und Marktbevölkerung. Dabei ist immer noch der Wunsch, zu bilden, zu unterrichten, der Vater des Gedankens, wie denn alle Kinderbücher jener Zeit durchaus auf Moral eingestellt sein mußten — eine andre Richtung kam zunächst gar nicht auf.

Die Märchenillustration, so farbig-romantisch sie sein mochte, zeigt damals ebensowenig humoristischen Einschlag. Er scheint heute untrennbar von einer guten Wiedergabe des feinen Lächelns, mit dem sich die Texte der Brüder Grimm und andrer Dichter so gut erzählen lassen. Wieder erfassen wir nur die unbeabsichtigte Komik in den alten Kupferchen, die wirklich himmelhelle Färbung von Ritter Blaubarts männlicher Zier, die etwas verzeichnete Häßlichkeit der Aschenputtel-Schwestern, die überreich zur Schau getragene, doch etwas steifleinene Grazie einer vergoldeten Fee. Allerdings brachten die 1830er Jahre auch schon ehrlich heitere, d. h. nur zum Lachen erfundene Bilder, die eine (selbstverständlich moralische!) Angelegenheit schmackhaft zu machen bestimmt waren. Da sehen wir Affen und Katzen, Hunde und Ziegenböcke ihr munteres Wesen treiben, Eulenspiegels tolle Streiche nehmen bereits den Brüdern Max und Moritz jenen Witz vorweg, den sie dreißig Jahre später der Witwe Bolte spielten, oder ähnliche Possen erweisen ihre Zugkraft — besser, als es ein langweiliges Anschauungsbuch konnte.

Diese kleinformatigen, zierlichen Pappbändchen stehen auf der Grenze zwischen Bilderbuch und Jugendschrift. Die hauptsächlich durch ihre Illustration unterhaltenden Werke sind Abkömmlinge des Bilderbogens, denen ein Text gänzlich fehlte, oder die nur kurze Verse zur Begleitung einer Handlung erhielten. Es gab von solchen Büchern mancherlei, und es ist mir nicht recht klar, warum Dr. Heinrich Hoffmann darunter nichts halbwegs Brauchbares für seinen Sprößling finden konnte, wie er es mehrfach erzählt hat. Nun, vielleicht war er besonders schwer zu befriedigen, und ein derart gutes Buch, wie es ihm vorschwebte, gab es ja gewiß nicht. So entstand denn zu unserm Heil der Struwwelpeter, als eine unbedingte Notwendigkeit, und damit ein Buchtypus, der auch heute noch maßgebend für die Kinderstube ist oder doch sein sollte: herzhaft fröhliche Kunst zu einprägsamem Text in kurzen Reimen, Bildergeschichten, so voll ihren Platz ausfüllend, daß man heute die für sie in Betracht kommenden Leser Angehörige des Struwwelpeteralters nennt.



Aschenputtel. Mit zwölf kolorierten Kupfern (Leipzig 1830)

Zweierlei sei hier erwähnt, das viel zu wenig bekannt ist: erstens hat Heinrich Hoffmann seine prächtigen Verse zunächst auch selbst illustriert, und erst nach mehreren Jahren wurden die Bilder zu den uns heute geläufigen umgezeichnet. Die alten sind aber viel kecker, viel genialer als die seines Nachfolgers, der vom Standpunkt des gelernten Künstlers ausging und zum Teil ganz wesensfremde Zutaten beisteuerte. Zweitens: nicht der Struwwelpeter, sondern der König Nußknacker war das Lieblingsbuch Hoffmanns. Es mag von seinen fünf Bilderwerken auch das künstlerisch beste sein, obgleich die Kinderwelt ihm nicht so merkwürdig ausdauernd und gleichmäßig ihre Gunst schenkt.

Welch ein Reichtum von humoristischen Einfällen steckt nun in diesen schmalen Bändchen! Wie treffen sie alle die kindliche Art, ohne doch läppisch zu werden! Ja, wären nur alle Nachfahren diesem Bahnbrecher gefolgt, statt allzubald in süßlichem Getändel sich zu verlieren, scherzhaften Tantenton mit wahrer, innerlichtief empfundener Heiterkeit des Gemüts zu verwechseln! Wer hat nicht seine Lieblingsfigur im Struwwelpeter gehabt? Für mich war's der fliegende Robert, jene geheimnisvolle, aller Phantasie weiten Raum lassende Zeile: »Wo der Wind ihn hingetragen, ja, das weiß kein Mensch zu sagen!« Oder das Häschen: »Es schrie: Wer hat mich da verbrannt? und hielt den Löffel in der Hand.« Im König Nußknacker hatte mir's die Arche Noah angetan, in Prinz Grünewald der Sansculotten Heer, und natürlich auch Knotter, des Königs Hund.

Als diese Figuren geschaffen wurden, lag etwas vom guten Bilderbuch ganz allgemein



Blaubart. Mit zehn kolorierten Kupfern (Leipzig 1834)



Bilder aus dem Kinderleben (um 1837)

in der Luft. Nicht nur auf Hoffmanns Einfluß hin erschien um die Gründungszeit der Münchner Bilderbogen herum noch manches andre, das ewiger Jugend voll ist. Neben herrlichen Büchern für größere Kinder, zu denen Ludwig Richter, Moritz von Schwind, Wilhelm von Kaulbach ihre unvergänglichen Radierungen und Holzschnitte schufen, trat 1850 Franz Pocci mit seinem »Osterhas«, dem ersten von drei untereinander ganz ähnlichen Geschwistern, und nur ein Jahr darauf folgte Hosemann mit den köstlichen Bildern zu Glaßbrenners »Insel Marzipan«.

Fünf unsrer klassischsten Bilderbücher entstanden so binnen sechs oder sieben Jahren, und neben ihnen noch manches andre, das volles Anrecht darauf hätte, klassisch genannt zu werden. Verschollen ist das meiste davon, vergessen sind die Bilder, die doch heute noch jedes Kind aufjubeln lassen, dem die Freude zuteil wird, sie einmal zu sehen.

Welch eine Fülle von phantastischen Dingen, von Drachen und Riesen, Türken und Chinesen, Räubern und Kobolden! So derb lustig wagt man unsrer heutigen Jugend nicht mehr zu kommen, der böse Pelzmärtel könnte sie ja erschrecken, und ein Hanswurst, der tiefe Einblicke in eine überlebensgroße Flasche tut, möchte dem Dreijährigen ein schlechtes Beispiel geben, so gut wie jener Mann mit der Gießkanne, der

> Leider eine Blume spritzt,
> Gerade, wo der Leser sitzt.

Pocci, der Kindergraf, wußte besser, was er seinen kleinen Freunden zumuten durfte!

Glaßbrenner, der geistvolle Dichter, in gewissem Sinne geistesverwandt mit dem Struwwelpeter-Hoffmann, hat in seinem marzipanischen Märchen gleich jenem ganz übermütige Verse geschmiedet. Sein Werk, mit den schönsten Blättern, die Meister Hosemann je für ein Bilderbuch zeichnete, versinnbildlicht den Kampf des Guten gegen das Böse, den Sieg des Lichtes über die Finsternis. Die leicht zeitgeschichtliche Färbung berührt nirgends störend, der Text, dessen ganzen Humor nur die Erwachsenen zu kosten verstehen, bleibt stets kindlich. Der Höhepunkt ist ein fröhliches Fest im Grünen:

> Laura tanzt mit Eberhard,
> Max mit Rosamunden,
> Und der steife Eduard
> Tanzt mit Kunigunden.
> Julie wild mit Romeo,
> Heinrich, sanft und duse,

Mit Margret, und ebenso
Michel mit der Suse.
August hat Babett' umhalst,
Arthur nimmt Amalien,
Wernerchen, der Gärtner, walzt
Lustig mit Rosalien,
Abraham mit Helena,
Joseph mit Dianen,
Pius mit Olympia,
Moses mit Christianen.

Glaßbrenner haben wir den Text zu noch einigen andern erfreulich frischen Büchern zu verdanken, darunter wieder ein Abc und die dem Struwwelpeter an Beliebtheit nahekommenden »Sprechenden Tiere«.

Dies heitere Werkchen führt uns zu einem heute nur noch wenig gekannten dichtenden Zeichner, dem Karikaturisten Karl Reinhardt. Er hat eine ganze Anzahl ergötzlicher Bildererzählungen verfaßt, so voll von schnurrigen Einfällen, so flott in Strich und Reim, daß es leicht verständlich ist, wenn einige seiner Tiergeschichten bis heute unsterblich blieben. In andern Grotesken schildert er die feuchte Epoche der Sintflut, das vielfache Mißgeschick abenteuernder Amerikafahrer, von denen ein lustiger Musikante aus seiner Baßgeige einen Brotschrank zu machen gezwungen ist, der Ratten und Mäuse wegen, oder unser vielseitiger Künstler zeigt am Wechsel der Naturerscheinungen seine ausgelassene Art. Wie er die Sonnenfinsternis darstellt, bei der die Löwen im hellen Licht äquatorialer Hitze hinten noch vergnügt mit dem Schweif wedeln, während sie vorn im Schatten des verdunkelten Tagesgestirns schon eingeschlafen sind, das ist überzeugend naturwahr ausgedrückt. Auch der Maler findet sich hier, einer von denen, die besonders gern den Mond im Bilde festhalten: »Doch ohne einen Zirkel gelingt es ihnen nicht!«

Während sich Reinhardt, der närrische Kauz, noch in den Wundern der Tiefsee verliert oder sich gar in der verkehrten Welt mit unverwüstlicher Laune überbietet, ist ein andrer am Werk, in völlig abweichender Form, doch ebenso drollig, unsern Kindern die bunte Welt der Tiere und Menschen zu erschließen. Gustav Süs, der Düsseldorfer, läßt den Reigen seiner Hühner und Enten, aller vierbeinigen Hausgenossen und der munteren Waldbewohner aufmarschieren, erfindet auch selbst seine Texte dazu und hat es unter anderm besonders auf den Swinegel abgesehen, dessen Ruppigkeit er auf prachtvoll drastische Weise verkörpert. Er steht seinem Zeitgenossen J. B. Sonderland nahe, der im Bilderbuche seinem Witze Zügel anlegt, während er für Erwachsene die schalkhaftesten Blätter radierte. Süs wird auch heute noch geschätzt und gern neu aufgelegt; es ist erfreulich, wie lange diese echt deutsche Art sich bewährt und hält. Sein umfangreiches Bilderbuchwerk ist bezeichnend für die 1860er Jahre, ebenso wie das allerdings viel zartere der Berlinerin Luise Thalheim. Ihr Humor ist von stiller, beschaulicher Art. Man könnte sie, ihrer Kindergestalten wegen, eine Vorläuferin Kate Greenaways nennen, jedenfalls brauchen wir nicht über den Kanal zu blicken, um uns dann, ganz zu Unrecht, einzugestehen, daß wir zu jener Zeit rückständig gewesen seien.



Oskar Pletsch: Ein Gang durchs Dörfchen (Leipzig 1875) 16 Originalzeichnungen mit Reimen von Fr. Oldenberg

Dieser feinen Künstlerin ist wieder Oskar Pletsch nahe verwandt, doch wirkt er in



Georg Scherer: Der Osterhas. Mit Bildern von Franz Pocci (Nördlingen 1850)

den meisten seiner Zeichnungen nicht so sympathisch. Das ist mitbedingt durch die Farbe. Es war verfehlt, sie den Kleinen vorzuenthalten, nachdem man den Geschmack der Größeren durch die Holzschnitte der »Deutschen Jugend« und ihrer früheren Artgenossen veredelt hatte. Pletsch hat dies später selbst eingesehen, drei seiner Bilderbücher erschienen deshalb bunt, und zwar auf seine eignen Angaben hin, während die nach seinem Tode farbig gedruckten Ausgaben nicht mehr mit des Künstlers Wesen übereinstimmen. Wir finden aber in der stattlichen Reihe seiner meist bei Alphons Dürr erschienenen Werke sehr Gutes, auch feine, humoristische Texte, die neben den sonst überwiegend süßen Reimen doppelt wohltuend berühren. Vergessen wir dabei nicht, daß der Künstler die besten seiner Begleitverse selbst dichtete!

Pletsch hat nicht den Witz eines Hosemann, nicht die Kraft eines Ludwig Richter, aber er gab etwas von fröhlicher Kinderstube in seine Darstellungen, das uns auch heute noch gefällt und vor allen Dingen Schule gemacht hat. Außer ihm haben eine Menge guter Zeichner Schwarzweißwerke herausgebracht. Der Einfluß Ludwig Richters war lange zu spüren, obwohl wir dem Meister kein eigentliches Bilderbuch verdanken. Seine großen Mappenwerke, sicherlich von Kindern gern betrachtet, sind doch nicht für sie erfunden, und einige, die als Bilderbücher gelten könnten, sind mehr unter die Jugendschriften zu rechnen. Die innere Herzlichkeit Ludwig



Fedor Flinzer: Jugendbrunnen (Berlin 1890)



Das Büchlein Dibeldumdei von Luise Thalheim (Berlin 1876)

Richterscher Kunst befruchtete indessen mehr als ein Jahrzehnt, und niemals dürfen wir seinen Humor für weichlich halten. Er ist ein ganzer Kerl, und er kann derb genug zupacken.

Die Scherenschnitte, eine andre, damals nur unfarbige Kunst, haben Kindern immer gefallen. Karl Fröhlich und Paul Konewka, die Hauptvertreter dieser Illustrationstechnik in früherer Zeit, verstanden es, sehr muntere Schatten heraufzubeschwören. Der erstere brachte auch anmutige Verslein zuwege, und seine Ballade vom Alten Fritz, der nicht weiß, daß Mittwochs keine Nachmittagsschule ist, sollte daran mahnen, nicht alles von ihm zu vergessen.

Die Farblosigkeit unsrer Bilderbücher war bald überwunden. Von den Münchner Bilderbogen her kam eine Reihe vergnügter Künstler, deren Wirken heute meist verschollen ist, wie gut und echt kindlich ihre Einfälle auch waren. Da ist z. B. Eduard Ille mit einer langen Kette lustiger Figuren, ihm nahestehend Lothar Meggendorfer, dessen Ziehbilderbücher selbst dem verhärtetsten Griesgram ein gesundes Lachen abnötigen. Er hat auch sonst allerlei erfunden, das auf der Grenze zwischen Buch und Spielzeug steht, Verwandlungsbilder, Panoramen, sogar mit lauttönender Stimme ausgerüstete »Kunstwerke«; er war der Hexenmeister in der Kinderstube. Außerdem dürfen wir in ihm den Entdecker der Farbflächenwirkung erkennen, der Einfachheit des Stils im Bilderbuch, auf die unsre heutige Zeit stolz ist, ohne sich ihres Meisters gebührend zu erinnern. Er hat ungemein viel geschaffen, und müssen wir ihn schon deshalb mit Auswahl genießen, so ist sein Zeitgenosse Wilhelm Busch wieder ein Klassiker, den kein Stil, keine von Schlagworten lebende Zeit überwindet. Daß von seinen Werken in Groß-Quart einige aus dem Handel gekommen sind, erscheint unbegreiflich.

Wir nähern uns schon dem Ausgang des Jahrhunderts und damit einem Abstieg, aus dem nur noch wenige gute Namen hervorleuchten. Denken wir aber daran, daß ein Kinderbuch unbewaffneten Auges betrachtet sein will, und nicht durch allzu scharf geschliffene, gelehrte Hornbrillen! Die 1880er Jahre haben noch genug Beachtenswertes hinterlassen, wenn auch eine gerade damals einsetzende Blüte des Bilderbuchs mehr quantitativ als qualitativ zu werten ist. Fedor Flinzer, Paul Mohn, Marie von Olfers, Eugen Klimsch, Julius Kleinmichel beherrschten den Markt, neben sie traten Meyerheim, Thumann, Offterdinger und Zick, Woldemar Friedrich, Rudolf Geißler, Karl Gehrts, Hermann Vogel, sogar Anton von Werner. Man sieht: eine stattliche Korona, und wenn wir daran denken, daß damals Johannes Trojan und Julius Lohmeyer, Frida Schanz und Heinrich Seidel ihre feine Verskunst in den Dienst der Kleinen stellten, so möchten wir wohl auf einige Dutzend hervorragender Erzeugnisse rechnen.

Das ist leider ein Trugschluß. Die heutige Generation lehnt in Bausch und Bogen alles ab, was sich nach Wilhelm Busch im vorigen Jahrhundert noch hervorwagt. Aber das ist nicht richtig. Denn immer hat es neben dem Flachen auch Ansprechendes gegeben, in Flinzers lustiger Kinder- und Tierwelt so gut

wie in Klimschs, Mohns, Zicks und Offterdingers Märchengestalten. Gehrts führte die junge Welt unter gemütliche Gnomen, Geißler und Kleinmichel sind wieder recht im Leben der Kinderstube zu Hause, so daß ihre Darstellung, frisch und munter, dazu in guter Lithographie, dem unbefangenen Publikum schon behagen konnte.

Suchen wir hier nicht allzu krampfhaft nach dem großen Wurf genialen Könnens, freuen wir uns vielmehr harmlos des Gebotenen, indem wir vorsichtig einige Untiefen vermeiden, die im wenig bewegten Strome jener Zeit liegen. Allen Künstlern ist damals hin und wieder auch etwas gelungen, das durchaus vor heutigen Ansprüchen bestehen kann. Hätten wir jetzt nur so guten Durchschnitt neben den vielen Einzelleistungen, die es am Ende des vorigen Jahrhunderts allerdings nur spärlich gab!

Immerhin können wir in Marie von Olfers und Paul Meyerheim noch einmal sehr hochstehende Künstler von größter Eigenart bewundern, ja, solch selbständige Naturen sind auch heute sehr selten. Marie von Olfers lebt in einer putzigen Welt von Vogelkindern, Elfen, Kobolden und Spukgestalten; man darf sie nicht mit ihren viel bekannter gewordenen Nichten verwechseln, die mit geschickter Hand bedeutend zahmere Geschöpfe bildeten. Meyerheims Kunst gipfelt in seiner naturalistischen Tierdarstellung.

Das letzte Jahrzehnt alten Stils bot sehr wenig Gutes. Der Geschmack hatte auf allen Gebieten einen merkwürdigen Tiefstand erreicht — von jenen Tagen kann man nichts Geläutertes erwarten. Eine Beobachtung war mir aber doch immer besonders reizvoll: mitten im unscheinbarsten Bilderbuche steckt da oft ein hervorragend guter Einfall, ein Bild, das nach Erfindung und Ausführung geradezu verblüfft. Wie kommt das? Ist es ein Zufall, sind es Vorahnungen künftiger Entfaltung, oder hat die schaffende Hand hier nur einmal unbeeinflußt gezeichnet, während sie sich sonst vom Mißwuchs des Makartbuketts überschatten ließ und unfrei wurde?

Findet sich selbst die wohlwollendste Beurteilung vom Ausgang des 19. Jahrhunderts enttäuscht, so ist der Aufstieg, der uns ganz unvermittelt berührt, um so erstaunlicher. Von Flinzer zu Kreidolf, von Eugen Klimsch zu Julius Diez, von Thumann zu Hofer und Freyhold führt keine Brücke. Auch ein Übergang von den Verskünstlern um Johannes Trojan zu denen im



Brüder Grimm: Das tapfere Schneiderlein (Frankfurt a. M. 1886)



Lilgen Konfallgen (Maiblümchen). Plattdütsche Rimels un swarte Biller von Karl Fröhlich (Berlin 1859)

Gefolge Richard Dehmels erscheint schwierig zu konstruieren. Rückfälle in den 1880er Stil fallen sofort auf. Wir erleben sie heute noch, der Allgemeingeschmack läßt sich nicht ändern, das ist ein hoffnungsloser Fall. Gute Alltagskunst hat auch ihre Berechtigung, es sind ja nicht jedem die Augen für das Besondere gegeben. Nur meine ich, ein klein wenig mehr könnte das große Publikum mit der frischen Jugend des neuzeitlichen Bilderbuches gehen, ohne sich gleich vom Gewollt-Grotesken verblüffen oder schrecken zu lassen. Es ist ja nicht schwer, die rechte Mitte zu halten, wenn man nur der gesunden, unverbildeten Empfindung folgt. Daß grausliche Zerrbilder schön oder auch nur in ihrer ungestalten Verkrümmung ergötzlich sein sollen, will glücklicherweise dem noch unbeeinflußten Kinde nicht in den Sinn. Man überlasse also solche verkünstelten Fratzen den Erwachsenen, die ausgeartet genug sind, sich vor ihnen einen Bewunderungsstandpunkt anzuquälen. Die Zeit für solche Erscheinungen, die mit wahrem Humor nichts zu tun haben, wird auch vorübergehen. Mancher Verlag ist schon von seinen Versuchen in dieser Richtung zurückgekommen, und im allgemeinen halten es unsre Bilderbuchverleger für richtiger, keine optischen Experimente mit dem klar und ruhig blickenden Kinderauge zu machen.

Neujahrstraum

Lange wird Schuld noch bleiben und büßen;
Einmal werden sich alle grüßen.

Nebel umbranden den edlen Kern:
Himmelschaos wird reifer Stern.

Tausend Wunder im Manne und Weibe
Verschmelzen glühend im jüngeren Leibe.

So wird Erde einst Mutter sein:
Kelter dem einen blankeren Wein.

Schuld wird noch lange bleiben und büßen;
Einmal werden sich alle grüßen.

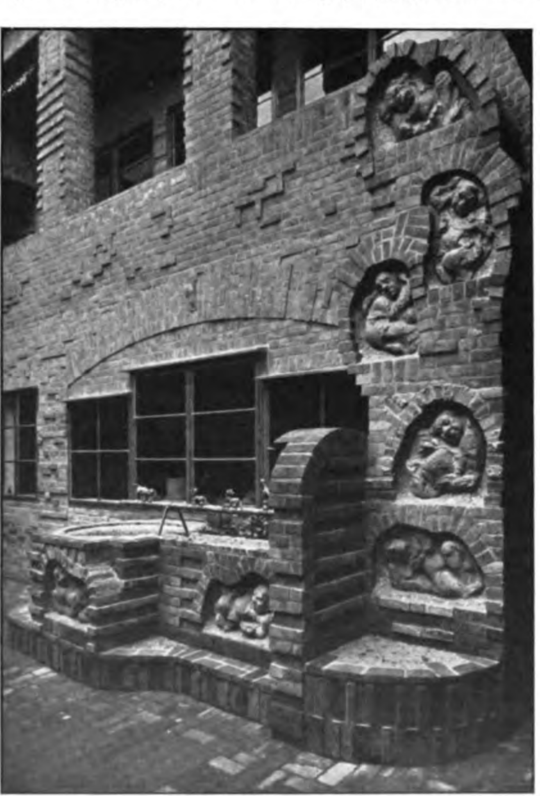
Max Bittrich

Die Böttcherstraße in Bremen

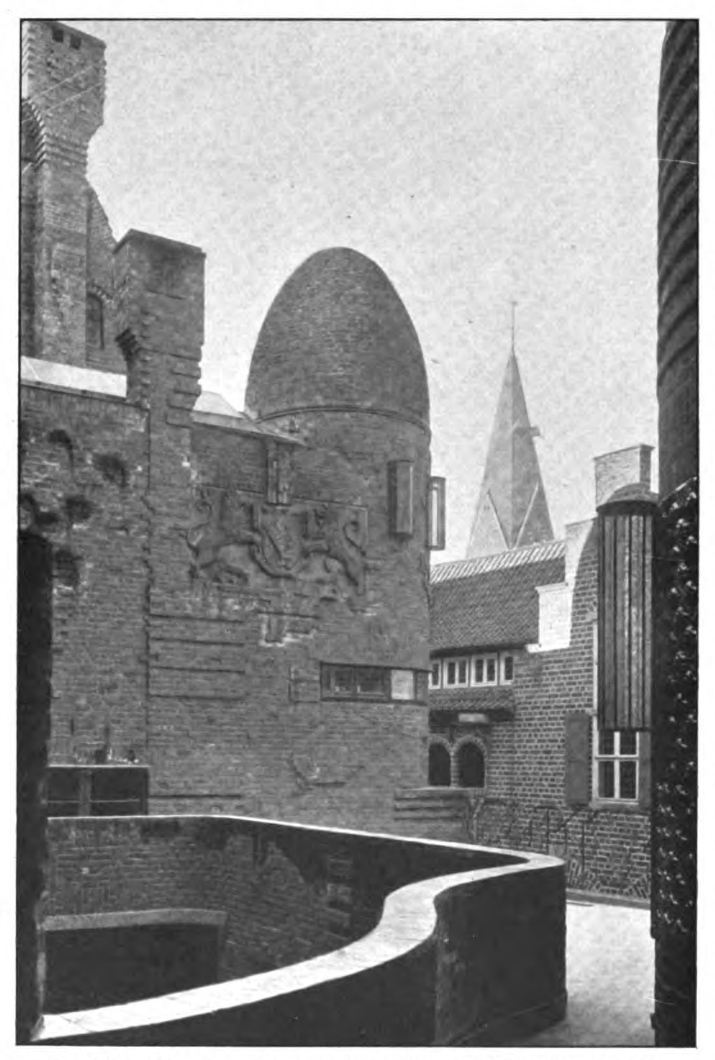
Von Dr. Karl Neurath

Die alte Hansestadt Bremen, viel gepriesen ob ihrer reichen und edlen Bauten, die ein großzügiges Mäzenatentum seit Jahrhunderten verschwenderisch über die schönen, von mancherlei Wasserläufen anmutig durchzogenen Gartenanlagen der weitläufigen Seestadt ausgestreut hat, ist um ein neues Denkmal unternehmungslustigen hanseatischen Kaufmannsgeistes reicher geworden: unter dem Namen Böttcherstraße besitzt sie seit einigen Monaten einen Stadtteil, wie ihn in dieser Form wohl keine zweite deutsche Stadt wird aufweisen können. Mitten im ältesten Bremen, zwischen dem kostbaren Bau des Schüttings, dem ehemaligen Alderenhaus der Kaufherren, und der »Schlachte«, den Umschlagplätzen an der Weser, ist nach vielen Jahren trostlosen Verfalls fast über Nacht ein neues malerisches Stadtviertel aufgewachsen, dessen eigenartiger Mittelpunkt von einem dem Andenken Paula Becker-Modersohns gewidmeten Hause gebildet wird.

Ein Stadtviertel ist es, obgleich es nur eine einzige Straße bildet, denn es umfaßt einen ganzen, nach einheitlichem Plan entstandenen Bezirk, in dem allen schönen Künsten eine gute Stätte bereitet ward. Ein großzügiges Mäzenatentum, wie es der alten Hansestadt schon seit Jahrhunderten nie gefehlt hat, schuf hier einen neuen, lebendig regen Mittelpunkt künstlerischen und gewerblichen Lebens, der nicht nur eine besonders anziehende Sehenswürdigkeit bedeutet, sondern eigne Kräfte genug entwickelt, um im rasch strömenden Leben der Gegenwart seinen Wert zu behaupten und seine Errichtung lohnend zu machen. Da gibt es Werkstätten für alle Arten künstlerisch gediegenen Gewerbes, für all jene erlesenen Dinge, die dem Leben einen stillen Glanz verleihen. Holzbildhauer und Edelschmiede schaffen Schmuck und Geschmeide für Werktag und Festtag, emsige Hände knüpfen und weben, klöppeln und schnitzen, punzen und werkeln, und was sie wirken, das steht in possierlichen Kaufläden, die hinter freundlichen Kolonnaden eingebaut sind, lockend zur Schau. Haus reiht sich an Haus, und in jedem ist etwas Besonderes zu sehen oder zu genießen. Da gibt es ein im Entstehen begriffenes Museum »Der Väter Erbe«; da gibt es Ausstellungsräume für künstlerische, für gewerbliche und für wirtschaftliche Zwecke; da gibt es helle, in Licht und Farbe schwelgende Säle, in denen sich heute schon ein großer Teil des geistigen und künstlerischen Lebens der Stadt abspielt, oder die gesellschaftlichen Veranstaltungen dienen. Da sind schließlich Gaststätten verschiedenen Grades, aber alle von jener behäbigen Ruhe und anheimelnden Behaglichkeit, die den Imbiß zu einem kleinen Vergnügen machen und das Brausen des Alltags von uns abhalten. Auch ein Bankhaus, die Bremen-Amerika-Bank, schwingt sich mit zwei Firsten in den bezaubernden Reigen niederdeutscher Giebelwände, mit denen die Architekten Runge und Scotland, die Erbauer der meisten dieser Häuser, die Straße, boden-



Die sieben Faulen



Blick über die Terrassen des Paula-Becker-Modersohn-Hauses

ständiger Überlieferung getreu, sauber und geschmackvoll gegliedert haben. Von ihnen stammt auch das große und schöne Hag-Haus, das Sankt-Petri-Fischhaus und der Empfangsraum der Kaffee-Hag, deren Präsident der Bauherr Generalkonsul Dr. h. c. Ludwig Roselius ist.

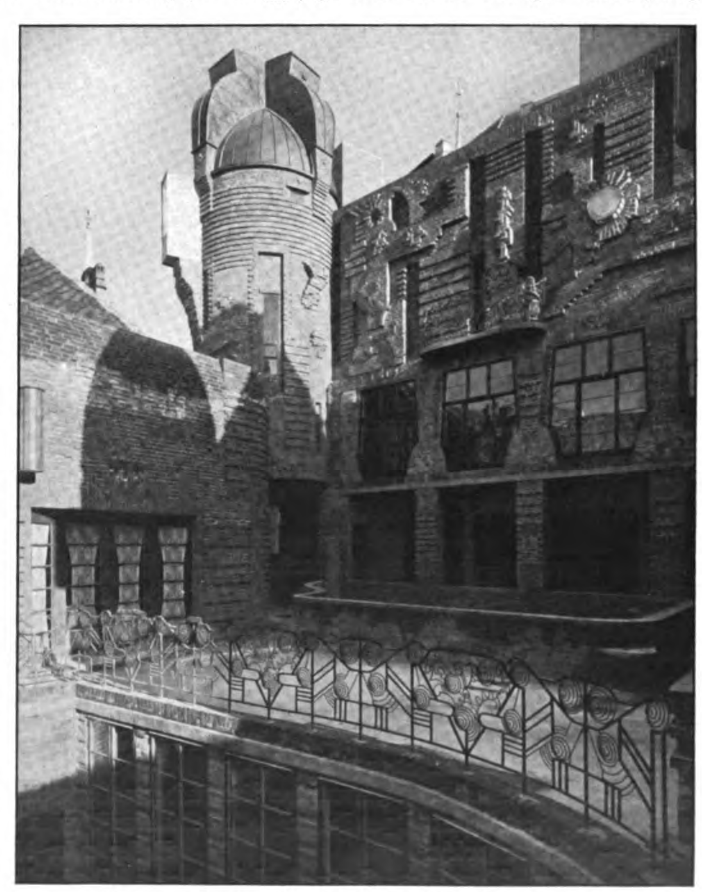
Er ist auch der geistige Vater der gesamten Anlage, die er mit Hilfe zahlreicher Baumeister und Künstler und mit Unterstützung der Stadt Bremen nun zum glücklichen Ende geführt hat. In dem Hauptgebäude, dem Paula-Becker-Modersohn-Haus, hat Generalkonsul Roselius in einem besonderen Saal die Sammlung von Werken der Künstlerin öffentlich zugänglich gemacht, die er seit Jahren eifrig gesammelt hatte. Mit tieferErgriffenheit sieht man an diesen Werken das ewig emsige Ringen der vielfach begnadeten Frau, die sich nie als eine Vollenderin, sondern immer nur als eine hingegeben brennende Adeptin ihrer sonderlichen Kunst begriff, ohne sich des Reichtums ihrer Gabe bewußt zu werden, ohne auch nur im entferntesten an eine Erfüllung ihrer tiefsten Sehnsucht zu glauben. Sicherlich wird die Geschichte der Künstlerin einmal einen andern Platz anweisen müssen, als ihr heute noch im Kampf der Tagesmeinungen zugebilligt wird, und wenn Dr. Roselius sie bei der Einweihung des Hauses als erste Entdeckerin der künstlerischen Wahrheit, als das größte malerischeGenie aller Zeiten gepriesen hat, so ist das aus hingerissener Sammlerfreude zwar durchaus begreiflich, aber es ist deshalb noch nicht richtig. Man wird auch in künftigen Zeiten Paula Becker, deren Name heute noch ein gewisses Programm bedeutet, als unermüdlich strebenden Menschen mit hoher Achtung und lebendigem Mitgefühl ehren, aber man wird sie sicherlich nicht zu den großen Malern ihrer Zeit rechnen und ganz sicher nicht zu den Bahnbrechern, denn ihre innerste Tendenz hatten ihr Gauguin und Cézanne und in gewissem Sinne auch Millet schon vorweggenommen. Was sie gibt, ist der schwere, mitunter etwas plumpe Abglanz ihrer mütterlich inbrünstigen Liebe zu den begeistert verehrten Vorbildern, deren Größe sie mit unerschöpflichem Leid in sich aufgenommen hatte.

In gläubiger Verehrung unterwarf sie sich ihnen und suchte mit rührender Besessenheit deren großes Werk, das sich ihr aufgetan hatte wie wenigen, aus ihrem starken weiblichen Weltgefühl heraus neu- und besonders nachzuschaffen. Aber ihrer erdgebundenen, durchaus deutschen Schwerblütigkeit fehlte der leichtbewegliche Sinn, fehlte der flüchtige Griff der graziösen Franzosen. Unter dem so viel dunkleren Himmel der norddeutschen Niederung geriet ihr zäher Pinsel oft und oft ins Stocken, schwer und dumpf drohten die Gesichte, die aus den Nebeln der Moore aufwuchsen, so beängstigend, daß es ihr fast das Herz zerdrückte, und sie mußte immer wieder und wieder zur Feder greifen, um sich von dem lastenden Bann zu befreien, um ihre Seele fliegen zu lassen. Aus ihren Briefen und Tagebuchblättern wächst diese Frau in ihrem reinsten Wesen erschütternd empor.

Auf das künstlerische Leben Bremens und Worpswedes, wo sie mit Otto Modersohn verheiratet war, und lange nach ihrem Tode auch weit darüber hinaus hat die in früher Jugend zugezogene Sächsin einen ungemein nachhaltigen und letzten Endes auch sehr wertvollen Einfluß ausgeübt, und daher ist die Errichtung einer solch außerordentlichen Denkstätte gerade in Bremen nicht nur erklärlich, sondern auch gerechtfertigt.

Ihrer einfachen, ungesuchten Größe paßt sich der in schlichten und klaren Maßen geformte Saal ungezwungen an. Die Lösung der Raumgestaltung ist um so glücklicher, als schon vorhanden gewesene Gebäude in die neuen Bauten einzubeziehen waren. Die andern Säle sind in Maß, Gestalt und Farbe ebenso eindrucksvoll gefügt und in ihrer ungeschminkten Zweckmäßigkeit ansprechend heiter. Besonders glücklich ist die Zuführung des Lichtes. Sie ist durch besondere Schirme erreicht, die unter die Glasdecke gezogen sind und die das Licht auffangen, dämpfen und einheitlich zerstreuen, so daß nirgends Schlagschatten zu sehen sind, überall eine gleichmäßige Helligkeit herrscht. Man mag über Einzelheiten streiten, aber die Ausstellungsräume als solche, die das leidige Suchen nach einem Blickpunkt völlig überflüssig machen, sind schon deshalb vollkommen, weil sie vollendet zweckmäßig sind.

Professor B e r n h a r d H ö t g e r, der Erbauer des Hauses, der als vielgewandter Bildhauer und als Schöpfer des Platanenhaines in Darmstadt auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist, hat mit diesem Bau ein heiß umstrittenes Werk vollendet. Er hat sich, wie das seine Art ist, mit erheblicher Kühnheit über alle konstruktive Baukunst hinweggesetzt und unter völliger Verachtung



Hauptansicht des Paula-Becker-Modersohn-Hauses



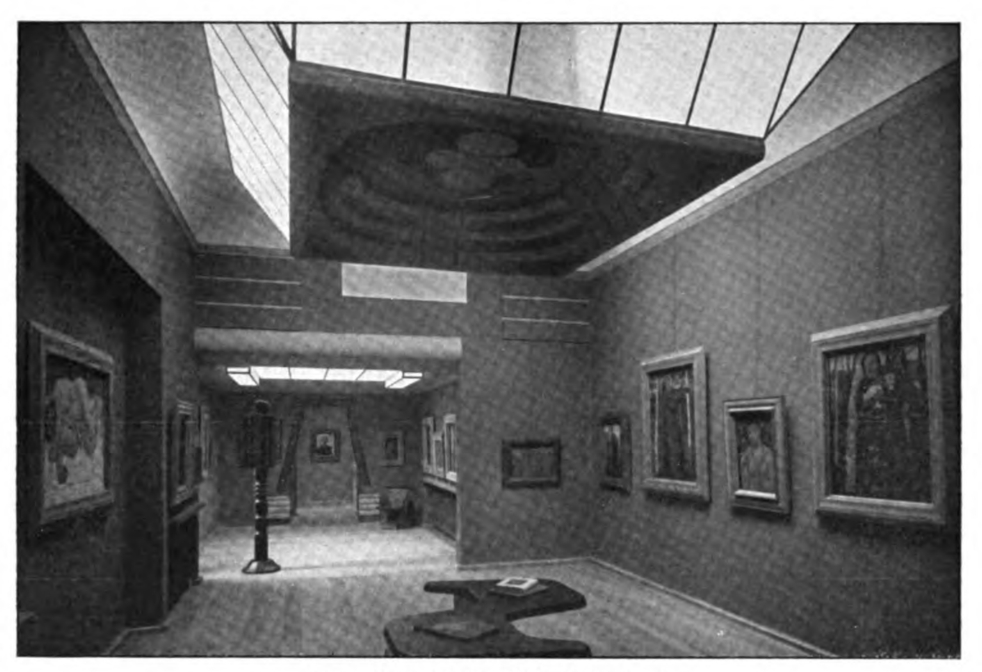
Weinstube »Flett«

eines gesunden Baugedankens und des Materials den Backstein so verwendet, als ob er weicher Ton wäre, den man nach Belieben kneten und pressen kann. Das ist vielleicht »originell«, aber es ist nicht die zwingende Kraft eines gestalterischen Willens, es ist nur eine matte, rein äußerliche Maske, die sich bewußt unterscheiden will vom Hergebrachten, ohne dieses aus einer eingeborenen Idee heraus gestalten oder gar übertreffen zu können. Der Überreichtum an Schmuck, mit dem die Mauern von oben bis unten versehen sind, beweist gerade die Ohnmacht des architektonischen Gedankens und den gänzlichen Mangel einer Bauidee, die zugleich ein Sinnbild des Werkes, des gesamten Baues gewesen wäre. Durch eben diese Selbstherrlichkeit hat Hötger aber unstreitig eine außergewöhnliche Propagandawirkung erreicht, denn diese vor zwanzig oder dreißig Jahren einmal ernst genommene Art zu bauen ist heute so unzeitgemäß, daß alle Welt — darüber spricht.

Nach einem Wort des Generalkonsuls Roselius sollte die Wiedererrichtung der Böttcherstraße ein Versuch sein, »deutsch zu denken«. Das, was nach dem Kriege bei uns an starken Heimatgedanken in der Luft lag, sollte dort festgehalten werden. Dies ist aber nur zu einem Teil gelungen. Der großen Idee des Bauherrn waren die Baumeister nicht gewachsen, oder sie wurden, wie Runge und Scotland, bei den kleineren Häusern durch die Enge der zur Verfügung stehenden Bauplätze zu Liliputmaßen gezwungen, die von Hötgers Bau totgeschlagen werden.

Am besten ist die ursprüngliche Absicht in den Wirtschaftsräumen erreicht. Der große Hauptraum, das »Flett«, ist nicht nur in seiner Raumgestaltung niederdeutsch, sondern auch in seinen Schmuckstücken. Sie bestehen im wesentlichen aus einer von dem verstorbenen Bauern Hoynes in Burgsitten zusammengetragenen Sammlung guter niederdeutscher Bauernkunst, die hier eine schöne, aber leider nicht zu ruhiger Betrachtung geeignete Unterkunft gefunden hat.

Besser wäre die ganze Straße nach modernen städtebaulichen Grundsätzen als ein zusammenhängendes Gebilde gestaltet worden,



Der Paula-Becker-Modersohn-Saal

aber leider hat der Bauherr sich mit diesem Gedanken nicht befreunden können, weil er auf dem Standpunkt steht, daß solche Straßenzüge ungemein langweilig wirken. Er hat daher Hötger mit der besonderen Absicht der grellsten Dissonanz herangezogen, und diese ist denn auch in reichstem Maße zur Geltung gekommen. Schon der mit einem gewaltigen, buntverglasten Mauerwerk überbaute Zugang zu der Straße steht in schärfstem Gegensatz zu der Umgebung, ist eigentlich eine steingewordene Harlekinposse, die mit Backsteinen wie mit Zuckerbäckerteig jongliert. Glücklicherweise sind die älteren Bauten, das aus einem alten Lagerhaus mit erfreulichstem Gelingen umgebaute Roseliushaus und die auf derselben Straßenseite errichtete Bremen-Amerika-Bank, von diesem Spukwerk freigeblieben, so daß der Versuch, »deutsch zu denken«, wenigstens bei diesen Bauten und bei den übrigen Gebäuden von Runge und Scotland gelungen ist. Im übrigen geben die beigegebenen Abbildungen einen besseren Be-



Blick von der Böttcherstraße zum Rathaus

griff von der ganzen Anlage, als ausführliche Beschreibungen es könnten.

Das Bedeutendste an dem ganzen Werk bleibt die Tatsache, daß ein einzelner Mann, eben der Bauherr, das ganze Werk geschaffen hat, und wenn ihm die Stadt Bremen das Gelände auch nur für sechzig Jahre in Erbpacht gegeben und zur Bebauung anvertraut hat, so ist doch nicht anzunehmen, daß die Straße in absehbarer Zeit verschwinden wird. Ihren innersten, von Roselius offen ausgesprochenen Sinn, Propaganda zu machen und durch Bindung an besondere Veranstaltungen jeglicher Art einen Verkehrsmittelpunkt im Herzen von Bremen zu schaffen, hat sie zunächst völlig erreicht, aber sie wird auch ein einzigartiges Beispiel großzügiger architektonischer Verkehrswerbung bleiben und ein beredtes Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns, das seinen Schöpfer in ganz besonderem Maße ehrt. So hat Roselius zwar nicht durch die Bauten an sich, aber durch seinen Gedanken bewiesen, daß er etwas Deutsches schaffen wollte. Man hätte ihm für den Hauptbau, das Paula-Becker-Modersohn-Haus, einen größeren Eideshelfer wünschen mögen.

Neuerdings trägt sich Generalkonsul Roselius mit dem Gedanken, die Böttcherstraße noch weiter auszubauen. An Stelle zweier älterer Häuser, von denen er eins bereits erworben hat, will er zwei große Neubauten errichten. Ein Friesisches Haus soll die bedeutende, augenblicklich in Bremen vorhandene Sammlung friesischer Altertümer aufnehmen und zu einem Forschungsinstitut für friesische Geschichte und Kultur ausgebaut werden. Das andre, das sich Roselius als eine Art von Festungsturm denkt, soll keine Treppen erhalten, sondern eine sich zum Dach windende Rampe in der Art der Eselstreppen in alten Domen. In 500 Schaukästen soll hier die Geschichte Niedersachsens anschaulich und lebendig gemacht werden. Das Haus soll »ungewöhnlich wie keins vorher« werden und durch seine Eigenart einen starken Besucherstrom anlocken. Wenn es Generalkonsul Roselius gelingt, für seine weitgreifenden Pläne den kongenialen Baumeister zu finden, dann könnte sich Bremen wohl mit dieser Absicht einverstanden erklären. Ob ihre Ausführung gelingt, ist allerdings noch nicht entschieden.

Mehr Größe!

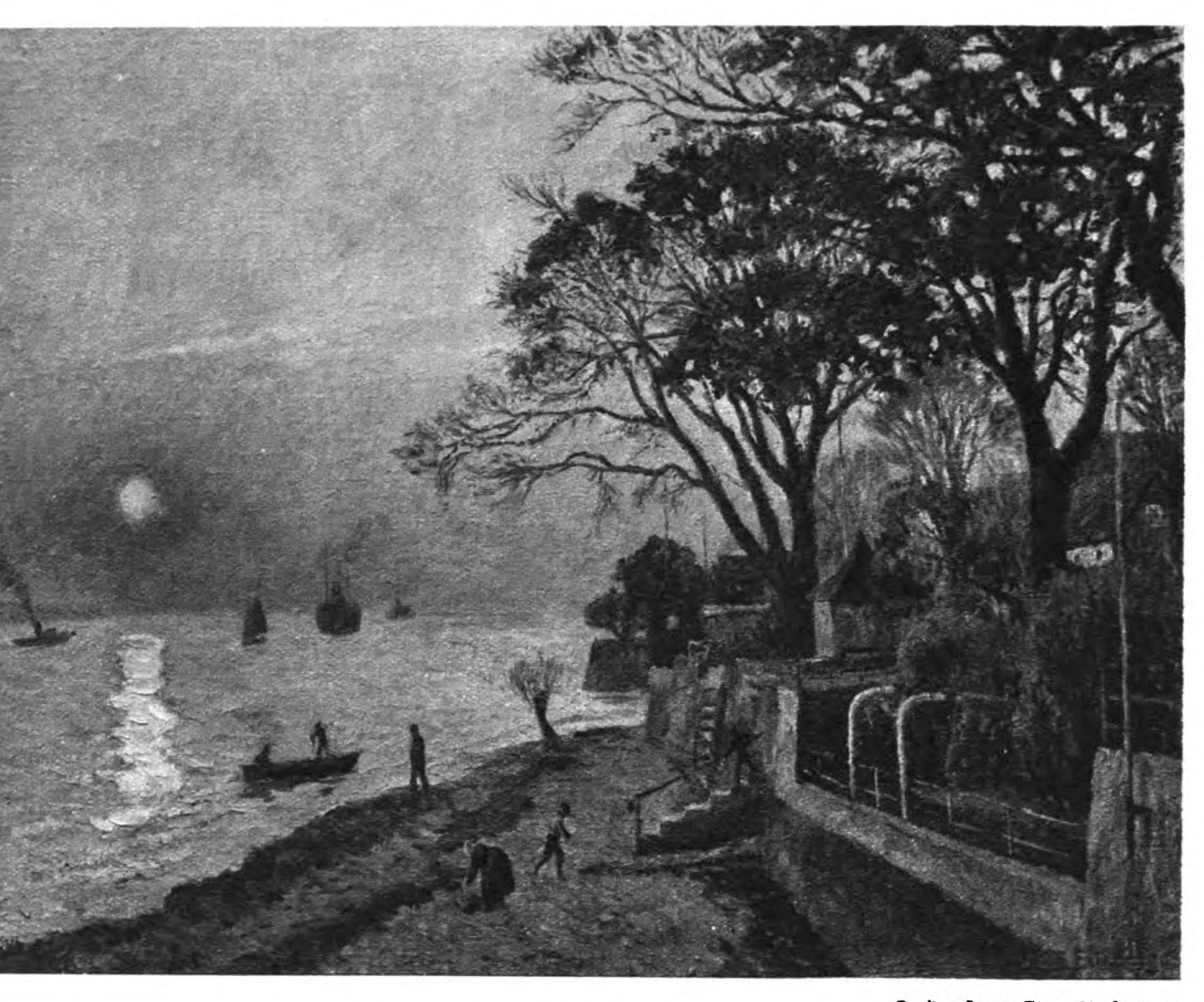
Was fragt ihr stets nach Erfolgen und
Früchten
Bei Wirken und Tat,
Lernt doch auf Frucht und Erfolge verzichten,
Werft nur die Saat!
Überlaßt es den kleinen Krämerseelen,
Ängstlich die Zinsen im voraus zu zählen.
Feilschen macht matt!

Dienen doch nur die erbärmlichen Geister
Um Lohn und Gewinst;
Ihr aber werdet des Lebens Meister,
Verzehrt im Dienst.
Lernet die Wichte beizeiten verjagen,
Die weiter nichts können als zagen und
fragen
Nach dem Verdienst!

Schreitet wieder mit Königsgebärde
Über das Feld!
Arm an Größe ist unsre Erde,
Versklavt vom Geld.
Ihr aber sollt wieder mit vollen
Händen
Eure Edelsteine großmütig verschwenden
Über der Welt.

Denn ihr sollt nichts andres als pflügen
und säen
Zu eurer Zeit.
Andre Geschlechter werden dann mähen
Vielfältigkeit.
Nur wer ein ganzes tapferes Leben
Stolz ohne Lohn weiß dahinzugeben,
Die Welt befreit.

Ilse Gräfin Schulenburg



Tiefdruck von Georg Westermann

Ernst Eitner: Abend an der Elbe

Aufn.: Friedrich W. Schroeder, Hamburg-Groß-Borstel





Aufn. Friedrich W. Schroeder, Hamburg-Gr.-Borstel

Ernst Eitner vor seinem Bilde »Abend auf Poel«

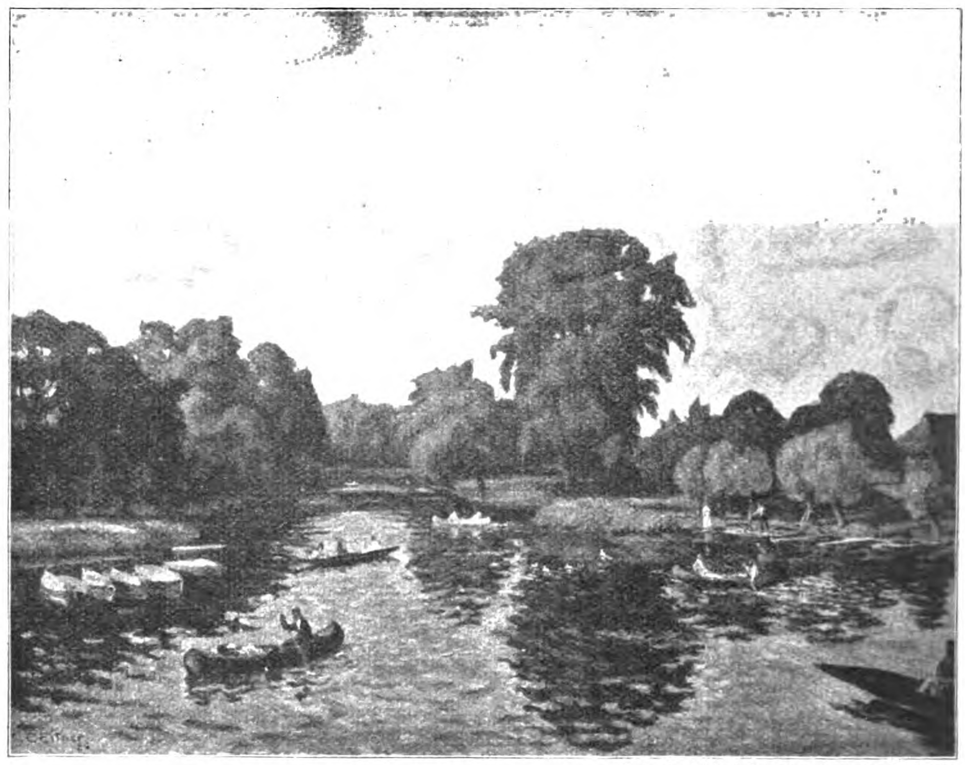
Von Kunst und Künstlern

Ernst Eitner: Abend an der Elbe; dazu zwei Textbilder: Eitner vor seinem Bilde »Abend auf Poel« und »Mühlenteich bei Fuhlsbüttel« — Carl Langhammer: Fähre bei Hitzacker — Paul Paeschke: Stiergefecht in Malaga — Hermann Graf: Page am Kamin — Hermann G. Kricheldorf: Die letzten Rosen — Willibald Krain: Geschwister; dazu das Textbild »Im Altersheim« — Otto Goetze: Ruhendes Mädchen — August Herzog: Madonna — Hugo Vogel: Il santo — Eduard Beyrer: Kriegerdenkmal

Ernst Eitner, der unsern Lesern nicht unbekannte Hamburger Maler, seit dem 30. August 1927 ein Sechzigjähriger (Aufsatz von E. F. Kullberg über ihn im Märzheft 1915), hat sich, so eng er innerlich mit seiner norddeutschen Heimat verwachsen sein mag, in seinen malerischen Motiven keineswegs auf sie beschränkt. Die Galerie in Braunschweig besitzt ein großes Schneebild, die Kunsthalle seiner Vaterstadt Hamburg ein religiöses Gemälde von ihm, die beide auf schweizerischen Landschaftsmotiven beruhen. Aber in letzter Zeit, wo er sich mehr und mehr von den leichtbeweglichen Studienreisen seiner Jugend entwöhnt hat, sind doch wieder, nun aber zu einer schönen Ruhe und Reife gediehen, die Heimatstoffe bei ihm durchgeschlagen. Zeugen dafür sind die Abendstimmung an der Elbe (die wir in Kupfertiefdruck wiedergeben), der Mühlenteich bei Fuhlsbüttel, der sich durch die Nähe der Großstadt und die Belebtheit seiner Wasserfläche die Verträumtheit nicht stören läßt, und der Abend auf Poel, der kleinen Insel vor Wismar, die mit ihrer wuchtigen Kirche und ihren schweren atmosphärischen Stimmungen etwas Mythisches und Vorgeschichtliches hat.

Carl Langhammers »Fähre bei Hitzacker«, ihrer landschaftlichen Herkunft nach mit den Eitnerschen Bildern verwandt, lehnt sich an Soltaus kleinen Aufsatz über Hitzacker an. Mehr noch als Eitner hat der Berliner Langhammer, nur um ein Jahr jünger als der Hamburger, von jeher Belebung und Erfrischung seiner Malerei auf Studienreisen gesucht. So ist er in letzter Zeit, nach den einengenden Jahren des Krieges und der Inflation, in Italien, Dalmatien und zuletzt in Griechenland gewesen, wo er die prächtigen Landschafts- und Architektur-Aquarelle gemalt hat, die wir unsern Lesern vor kurzem in farbigen Wiedergaben haben zeigen können. Aber wieder daheim, gesteht doch auch er, daß er seitdem nur mit desto größerer Liebe sein deutsches Vaterland umfaßt. Eine Frucht dieser Liebe ist das Bild der Elbfähre. Denn in ihm hat Langhammer etwas von der eigentümlichen Schönheit der großen Norddeutschen Tiefebene einzufangen versucht, mit ihrer unendlichen Weite des Landes und noch mehr des darüber sich spannenden Himmels, unter dem der breite, gewaltige Fluß dahinströmt, an stillen kleinen Menschensiedlungen vorüber.

Wie diese norddeutsche Landschaft, so findet auch Paul Paeschkes »Stiergefecht in Malaga« Anlehnung an einen Aufsatz des Heftes, ohne dadurch Illustration zu werden oder das geringste vom Charakter eines freischöpferischen Kunstwerkes einzubüßen. Wie Paeschke mit glänzender Virtuosität des Pinsels das bunte



Aufn. Friedrich W. Schroeder Hamburg-Gr.-Borstel

Ernst Eitner: Mühlenteich bei Fuhlsbüttel (Alster)

Gewimmel auf heimischen Sport- und Festplätzen, Jahrmärkten, Rennen und andern Massenveranstaltungen zu packen weiß, so hat er auch auf südländischen Schauplätzen, wo die Sonne alle Farben noch leuchtender und brennender macht, diese seine Spezialität gepflegt. Eins der flottesten solcher dem Augenblick abgewonnenen Bilder ist sicherlich das 1925 aus dem riesigen, 12000 Zuschauer fassenden Stiergefechtzirkus Malagas mitgebrachte Pastell, das wir nach dem Original farbig wiedergeben.

Von außen nach innen geleitet uns Hermann Grafs Ölbild »Page am Kamin«. Ein kleines verträumtes Rosenschlößchen. Mit zärtlichen Händen, zum Zeichen seiner Verehrung, stellt der junge Page seiner Herrin auf den Kamin ihres Zimmers einen Rosenstrauß in die blaue Vase vor dem Spiegel — wobei das leise mitschwingende narzißhafte Eitelkeitsmotiv nicht übersehen werden darf. Freilich sind es auch hier wieder hauptsächlich malerische Lichtwirkungen, die den Künstler reizen. Von dem Fenster links fällt das Licht ein, das die Figur beleuchtet, und das Spiel dieses mannigfach gebrochenen Lichtes gibt dem Bild nicht zuletzt seine Schönheiten, die Schönheiten eines »Stillebens des Raumes«. Ob sich hinter dem »Pagen« nicht ein Mädchen, vielleicht die auch auf früher hier gezeigten Bildern erschienene Tochter Grafs verbirgt, mag der Leser selbst entscheiden.

»Die letzten Rosen« von Hermann G. Kricheldorf sind in ihrer satten Farbigkeit, der Naturtreue ihrer Formen (die sich auch auf die taubenetzten Blätter erstreckt) und dem Schmelz ihrer malerischen Gesamtwirkung ein neuer Beweis für das altmeisterliche Können dieses aus einer weitverzweigten norddeutschen Künstlerfamilie stammenden, aber in München zu Reife und Ruhm gelangten Blumen- und Stillebenmalers. Der Rosenkenner wird genau die einzelnen Arten bestimmen können.

Der Berliner Willibald Krain, der uns hier mit dem Gemälde »Die Geschwister« (für das seine musikbegabten Kinder Modell gestanden haben) und mit der Rötelzeichnung »Im Altersheim« begegnet, ist einer von den in Deutschland nicht gerade seltenen Illustratoren, die in freien, von Bestellerrücksichten entlasteten Schöpfungen künstlerische Entschädigung und Genugtuung suchen. Muß er sonst im Dienste politischer und humoristischer Blätter vornehmlich auf soziale oder satirische Vorwürfe Jagd machen, so erholt er sich hier an einem häuslich-familiären Stoff und an einer Kindheitserinnerung, die ihm unverblaßt bis in sein Mannesalter nachgegangen ist.

In Kupfertiefdruck erscheint, schon um dem eleganten Strich und der Vornehmheit des graphischen Helldunkels einigermaßen gerecht zu werden, Otto Goetzes »Ruhendes Mädchen«, dessen Original im Verlage von O. G. Zehrfeld in Leipzig erschienen ist. Die Vorstellung der Ruhe ist hier zu einer inneren Stille geläutert, in der Raum und Zeit verschwinden und wir schmerzlos und beglückt wie in der Ewigkeit schweben.

August Herzogs »Madonna«, in der Bewegung und Empfindung von präraffaelitischer Zartheit, leitet noch einmal zu den ernsten weihnachtlichen Bildern zurück, die unser vorausgegangenes Heft beherrschten. Neben ihm steht in kräftigeren Tönen und mit stärkerer malerischer Wirkung Hugo Vogels »Il santo«, ein aus venezianischen Studien des letzten Winters gewonnenes Bild. Der noch junge Priester kniet in selbstvergessener Andacht vor dem von rötlichem Kerzenschein übergossenen Altar und wird dadurch selbst in ein magisches Licht gehüllt, das die feierliche Stimmung des Raumes nicht wenig erhöht. Der Blick schweift weiter in die dämmerige Kirche mit ihrem kühlen Tageslicht, und dieser Widerstreit des warmen Lampenlichts mit dem blauen Tageslicht war es wohl, der den Maler hier besonders gelockt hat. Wir gedenken ähnlicher Aufgaben in Gemälden von ihm, besonders aus den belgischen Kirchen, z. B. der großen Maiandacht in St. Gedule.

Der religiöse Ernst, der diese beiden Bilder umgibt, greift mit der Plastik, der einzigen, die dieses Heft bringt, ins Vaterländische hinüber, wie auch sonst dem bildnerischen Schaffen ihres Schöpfers, des Münchner Professors Eduard Beyrer, eine Hinneigung zu feierlichen und religiösen Aufgaben eigen ist. Seine in Bronze ausgeführte Madonnenbüste in der Berliner Nationalgalerie, sein aus dem Marmorblock gemeißelter Christuskopf, seine in Holz ausgeführten 14 Prophetenfiguren an der Kanzel in Giesing, seine Grabdenkmäler, ja selbst einige seiner Brunnen haben diesen Zug zum Ernsten, Gehaltenen und innerlich Gesammelten. Zu ihnen gesellt sich nun sein hier abgebildetes Kriegerdenkmal, ein Werk voller Kraft und Wucht, aber auch tiefsinniger, bedeutsamer Symbolik. Dieser an der Linken gefesselte, mit der Rechten krampfhaft das zerbrochene Schwert umklammernde, vom zerbeulten Stahlhelm bedeckte, sitzende, aber jederzeit zum Aufstehen bereite Krieger — welchem Deutschen brauchten wir zu sagen, was und wen er verkörpert? Der Entwurf harrt noch seiner Ausführung in Stein, wofür er gedacht und geformt ist. F. D.



Willibald Krain: Im Altersheim

Literarische Rundschau

Aus der neuen Roman-, Novellen- und Gedichtliteratur

Alte Gewohnheit — oder sagt man in diesem Falle besser alte Verwöhntheit? — berechtigt die Leser zu der Erwartung, an dieser Stelle kurz vor Weihnachten und Jahresende einen Überblick über die literarischen Neuerscheinungen der letzten Monate zu finden. »Wenn keinen Überblick, so doch wenigstens eine kritische Auslese«, hat uns mal jemand geschrieben, der gewiß glaubte, seiner Bescheidenheit damit die Krone aufgesetzt zu haben. Ja, lese einer nur, lese einer nur aus, wenn die Herren Verleger, über Sommer still geworden, im Spätherbst plötzlich ihre neuen Bücher wie mit Kübeln über einen ausschütten, daß man das Gruseln lernen kann! Es geht nicht anders, geht beim besten Willen nicht anders: der Kritiker muß sich in den Referenten, in den Berichterstatter verwandeln, der sich damit begnügt, zu sagen, was auf den Feldern gewachsen ist und was ihm das Gute und Bessere davon zu sein deucht — Irrtum, Berichtigung und Begründung vorbehalten bis zu einer ruhigeren und gesammelteren Zeit des Jahres. So und nicht anders bitten wir die folgende Übersicht oder Auslese aufzunehmen.

Dem bekanntesten und berühmtesten Namen der deutschen Gegenwartsliteratur der Vortritt! Gerhart Hauptmann schickt uns seinen schon seit geraumer Zeit erwarteten Till Eulenspiegel oder, wie sich der gewichtige in Grauleinen gebundene Quartband (Berlin, S. Fischer; 20 M.) genauer und ausführlicher betitelt: »Des großen Kampffliegers, Landfahrers, Gauklers und Magiers T. E. Abenteuer, Streiche, Gaukeleien, Gesichte und Träume«. Der unsterbliche Erzschelm, auf der Wanderung durch das eben vom Weltkrieg verlassene Deutschland, der durch lange Erfahrung und fröhliche Zuversicht weise gewordene Narr entdeckt unter Wunden, Schwären und Fieberschauern, unter Zwietracht, Haber und Torheit den wahren, den ewigen Deutschen, begnadet an Geist und Seele, voll innerer Musik und Kunst, voll Holdheit und Gesundheit. Des Krieges satt geworden, trabt er auf seinem mit den Pferden »Gift« und »Galle« bespannten Gauklerkarren durch das Friedensland, von Stadt zu Stadt, bis ans Ende der Welt, ja in die Unterwelt der Toten und die Überwelt der großen Geister unsers Volkes. Vielleicht sollte man den faustischen Knittelvers für diese Weltfahrt erwarten, aber der Dichter hat sich für den allerdings oft locker behandelten Hexameter entschieden, wohl um Distanz zu halten und das Feierliche seines absonderlichen Beginnens zu betonen.

Den alten niederdeutschen Schalksnarren wieder zum Träger, wenigstens Titelträger neuer Dichtungen und Zeitromane zu wählen, wie es seit Murners und Fischarts Zeiten über Hans Sachs, Nestroy, Julius Wolff, Friedr. Lienhard, Georg Fuchs u. a. hundertfach geschehen, scheint jetzt wieder in Mode zu kommen. Gleichzeitig mit Hauptmanns »Till« hat Georg Engel seinen deutschen Gegenwartsroman »Uhlenspeigel« erscheinen lassen (Berlin, Otto Stollberg; geb. 6,50 M.), auch er von der Absicht geleitet, der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten, den Till im Schilde führt, auch er entschlossen, den wiedererweckten Landfahrer als modernen Wahrheitsucher durch das Deutschland der Nachkriegszeit zu schicken. Als Sproß einer hanseatischen Senatorenfamilie unter geheimnisvollen Umständen geboren, durchmißt er Höhen und Tiefen des heutigen Daseins und sucht überkommenen Anschauungen und Begriffen des Tages den Schleier vom Antlitz zu reißen. Auch hier vergeistigt sich Fleisch und Blut schließlich zur Idee der deutschen Wahrheitssehnsucht, zum Sinnbild kritisch sichtender Verstandeskraft.

Und auch der Hexameter findet außer Hauptmann noch seine Liebhaber. Anton Wildgans, der Verfasser der »Armut«, der »Liebe« und des »Dies irae«, hält ihn sogar für beweglich und geschmeidig genug, einen ganz modernen, stark satirisch gefärbten Stoff aufzunehmen, der freilich in einer Verherrlichung des Kindes endet: »Kirbisch oder Der Gendarm, die Schande und das Glück« heißt das bei L. Staackmann in Leipzig in glänzender Ausstattung erschienene epische Gedicht.

Zeiten von der verwirrenden Fülle der Erlebnisse, wie sie uns umdrängen, werden immer nach großen, überragenden Gestalten der Vergangenheit Ausschau halten, um ihren Gedanken historischen Halt und mit der zeitlichen Entfernung größere Klarheit zu verschaffen. So darf es uns nicht wundern, daß Werner Jansen, der bisher in der deutschen Sagenwelt und im deutschen Mittelalter daheim war, sich für seinen neuen Roman »Die Kinder Israel« (Braunschweig, Westermann; geb. in Ganzleinen 6,50 M.) Mose als Helden erkoren hat. Seinem dichterischen Charakter und Wesen, uns ein Führer und Zuchtmeister zu sein zum Echten, Edlen, Starken und Reinen, wird er deshalb mit keiner Silbe untreu. Mose wird hier zum Künder und Vorkämpfer des Evangeliums von der Kraft des Blutes: wie es sich in ihm selbst gegen alle Widerstände der Erziehung und des Berufes siegreich durchsetzt, so ruht er auch nicht eher, als bis er seine Tat mit der Stimme seines Blutes

in Einklang gesetzt hat. Der Sohn eines hebräischen Wesirs und der ägyptischen Königin, vom Pharao als Nachfolger auf dem Thron bestimmt, wirft er, nach düster-schuldvollen und gotterleuchteten Erlebnissen seiner selbst bewußt und gewiß geworden, alles Ererbte und Errungene von sich, um sein in Not und Tod geeintes Volk, sein höchstes, unveräußerliches Besitztum, aus dem knechtischen Wohlleben Ägyptens den Leidens-, aber auch den Erobererweg nach Kanaan zu führen. Wie schon diese Andeutungen zeigen, darf man hier keinen historischen Roman im schulmäßigen Sinne erwarten; dafür ist der freischöpferische Gestaltungswille Jansens zu stark und selbstherrlich. Was wir empfangen, ist eine Dichtung, gleich mächtig der äußeren weltbewegenden Ereignisse wie des inneren Erlebens in der Seele des Helden, die den eigentlichen Schauplatz des gewaltigen sich hier abspielenden Gewissenskampfes darstellt. Frei von aller Tendenz, aber auch frei von aller zu Kompromissen neigenden Schwächlichkeit des Denkens, voller Straffheit, Konsequenz, Energie und Steigerung ist dieser Roman wohl der männlichste, den die zeitgenössische Literatur zu verzeichnen hat. Der männlichste und doch auch der dichterischste, wenn man unter Dichtung nicht weiche, träumerische oder romantische Gefühlsseligkeiten versteht, sondern Wiedererweckung und Neugestaltung bedeutsamen Lebens zu einer ins Zeitlose und Ewige emporwachsenden Bedeutung.

Mit dem Kleistpreise dieses Jahres gekrönt worden ist Hans Meisels »Torstenson« (Berlin, S. Fischer; in Ganzleinen geb. 6,50 M.), das Werk eines Siebenundzwanzigjährigen. Dieser Roman von der »Entstehung einer Diktatur« packt ein politisches Problem unsrer Zeit und scheut sich doch nicht, die Wege der Phantasie, ja der Vision zu beschreiten. Seine Charakteristik kann nicht kürzer, treffender und sachlicher als mit den Worten des Preisrichters (Dr. Monty Jacobs) gegeben werden: »Ein Buch, scheinbar zeitlos und doch im Takte der Zeit vibrierend, eine Erzählung von jungen Leuten im Strudel der Gegenwart, ein Bild des Ostlandes mit seinen Menschen und Massen, mit Kurlands Städten und Rußlands Steppen.« Hinzugefügt sei, daß dieser Roman zwar auf jeder Seite in der Überschwenglichkeit des Vortrags und der Maßlosigkeit der Intentionen die Jugendlichkeit seines Verfassers zur Schau trägt, daß man aber auch als reifer und nüchterner Leser nicht ohne Gewinn oder zum mindesten nicht ohne Nachdenklichkeit von ihm scheidet.

Auch sonst fehlt es nicht mehr an entschlossenen Gegenwartsromanen, zum Teil greifen sie sogar ins unmittelbare, brennende Leben des Tages hinein. So Werner von der Schulenburgs »Jesuiten des Königs« (Stuttgart, Union; in Leinen geb. 6 M.), ein um die Person des letzten Hohenzollernherrschers gruppierter, aber zur Schicksalsidee des Monarchismus gesteigerter, auf eignen Erlebnissen des Verfassers ruhender Ichroman; so Clara Viebigs »Goldene Berge« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; in Leinen geb. 6,50 M.), ein moselländischer Heimatroman, der die letzten Notjahre des dortigen Weinbaues bis zu der Berncasteler Revolte, in dieser allgemeinen zeitgeschichtlichen Hülle aber auch das Einzelgeschick der Winzerfamilie Bremer und insbesondere die Liebesnot der jungen Maria schildert; so auch Friedrich Lienhard in »Meisters Vermächtnis« (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; in Leinen geb. 7,50 M.), dem »Roman vom heimlichen König«, der auf den Spuren von Goethes Wilhelm Meister wandelt, aber ein großangelegter Erziehungsroman aus unsern Tagen ist, voller Symbole und zeitgeschichtlicher Anspielungen. Selbstverständlich bei Lienhards idealistisch-aristokratischer Weltanschauung, daß sein ohne Wissen um Herkunft und Abstammung erzogener Königsohn, als er, in geheimnisvoller Weise aufgeklärt, zur geistigen Selbständigkeit erwacht und das Volk dem Königtum entfremdet findet, das innere Königtum der Weisheit und Entsagung dem Königtum der Macht vorzieht; selbstverständlich auch, daß wir hier mehr eine Gedankendichtung in gewichtiger, besinnlicher Prosa als einen leichten Unterhaltungsroman haben.

So energisch der Gegenwartsroman aber auch vordringen mag, der historische Roman, von der Zeitflucht der Nachkriegsjahre in den Sattel gehoben, gibt das Rennen um die Gunst des Lesepublikums noch keineswegs auf. Otto Gmelin zeichnet in seinem Hohenstaufenroman »Das Angesicht des Kaisers« (Jena, Eug. Diederichs; in Leinen geb. 7,50 M.) ein Bild vom Gipfelpunkt der mittelalterlichen Kaiserzeit und von der germanischen Weltherrschaft unter Friedrich 2., der in der Geschichte als der erste modern-individualistische Mensch erscheint. In den blutigen Kampf der Inquisition mit den Mauren stürzt sich Ludwig Huna in seinem vom Feuer des Südens und vom süßen Zauber des Orients erfüllten Roman »Granada in Flammen« (Leipzig, Grethlein & Ko.; in Leinen geb. 8 M.); im Gewand des Religionskampfes um die Lehre Calvins gestaltet Josef Ponten, zu unsrer Freude seiner artistischen Spielereien der letzten Jahre abgewandt, mit wiedergewonnener dichterischer Kraft das Märtyrerschicksal der »Studenten von Lyon«, die sich ihrer Überzeugung und ihres Gewissens wegen aus der Freiheit freiwillig in die Gefangenschaft und den Tod begeben (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; in Leinen geb. 7 M.). Aus dem Greuel und Elend des Dreißigjährigen Krieges läßt Hermann Stegemann, ein Meister historischer Weltbetrachtung, in Romanform das Heldenlied

von Jakobäa ertönen, dem kühnen und stolzen Mädchen, das männlichen Mutes und doch unverletzten weiblichen Sinnes durch das wirre Spiel der Diplomaten und das Getümmel der Schlachten hindurchschreitet, einem frühen, aber nicht nutzlosen Opfertode entgegen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; in Leinen geb. 6 M.).

Als erster wagt sich Johannes v. Guenther an den interessantesten, aber auch rätselhaftesten Abenteurer und Glücksritter der galanten Zeit, indem er Cagliostro auf den verschlungenen Pfaden seines wildbewegten Lebens durch ganz Europa begleitet bis zu seinem Gipfel und jähen Fall in Paris, wo sich sein Schicksal mit dem berühmten Diebstahl des Diamantenhalsbandes der Marie Antoinette verknüpft (Leipzig, Grethlein & Ko.; in Leinen gebunden 8,50 M.); aus dem Barock Augusts des Starken und seiner Freundin, der schönen Aurora von Königsmarck, schöpft Heinrich Zerkaulen den reich mit Kultur- und Sittengeschichte durchwobenen Stoff für seinen Roman »Rautenkranz und Schwerter« (Bremen, Carl Schünemann; in Leinen geb. 7,50 M.).

Der Geschichte treu geblieben ist auch in seinem zweiten großen Roman Alfred Neumann, Verfasser des »Teufels« und des »Patrioten«. Doch ist er der Gegenwart diesmal schon um eine Spanne näher gerückt. Denn seine »Rebellen« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; in Leinen geb. 7 M.) spielen auf toskanischem Boden im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts und bewegen sich — innerhalb eines Kleinstaates, aber mit weltgeschichtlichem Ausblick — um den Kampf zwischen nationaler Idee und nationaler Tat. Dieser Zeitgedanke ist auch der Angelpunkt in Robert Hohlbaums Burschenschaftsroman »Die Raben des Kyffhäusers« (Leipzig, L. Staackmann; in Leinen geb. 7 M.). Streng nach den historischen Quellen gearbeitet, bleibt dieser Roman doch nicht in den Grenzen seiner geschichtlich-studentischen Handlung befangen, sondern strahlt hell und warm in die Not und Sehnsucht unsrer Tage herüber, in unsre Einheits-, in unsre Jugendbewegung. »Alle geistigen, sozialen und nationalen Strömungen«, sagt der Verfasser im Vorwort, »sind im Rahmen der deutschen Burschenschaft von einst vorgeahnt und vorbereitet worden.« Zu den historischen Erzählungsbüchern darf endlich auch noch Emil Habinas fast zum kleinen Roman ausgedehnte Novelle »Götterliebling« gezählt werden, denn ihr Held ist Wilhelm Hauff, der Frühvollendete, aber vom Glück im Sturmlauf zum Gipfel des Ruhmes und der heute noch lebendigen Publikumsgunst emporgetragene Dichterjüngling. Die Gestalten des Griechenliederdichters Wilhelm Müller und des Wiener Tondichters Schubert sind mit in die novellistische Handlung verflochten (Leipzig, L. Staackmann; in Leinen geb. 4 M.).

Neben dem historischen Roman hat sich, gleichfalls von unserm Überdruß an den beengenden Zeitwidrigkeiten des letzten Jahrzehnts begünstigt, der Landschaftsroman angesiedelt. Wie einst zu Beginn seines Schaffens in den »Zwölf aus der Steiermark«, so setzt nun von neuem Rudolf Hans Bartsch in dem Roman »Die Verliebten und ihre Stadt« (Leipzig, L. Staackmann; in Leinen geb. 7 M.) seinem angebeteten Graz ein leuchtendes Denkmal des Ruhmes. Eine halb zarte, halb leidenschaftliche Liebesgeschichte, durchsonnt von wehmütig-schalkhaftem Humor, aber mehr noch eine dichterische Verklärung der Grazer Landschaft, deren sanfte, so innig zu unserm Gemüt und Herzen sprechende Schönheiten denn auch in künstlerischen Liebhaberaufnahmen, wiedergegeben in weichgetönten Offsetdrucken, den Text in reicher Zahl begleiten. Die See, ihr elementar-atmosphärisches Leben und der Zauber ihres geheimen inneren Wesens, rauscht durch Heinrich Herms Roman »Dämon Meer« (Berlin, G. Grote; in Leinen geb. 6,50 M.). Was man an Herms erstem Roman (»Dome im Feuer«, ebenda) rühmen durfte: »Das Meer ist die heiligste Liebe dieses Dichters«, das gilt auch von diesem Buch, das einen Sohn des Schweizer Hochgebirges auf seinem von magischen Gewalten gelenkten, immer wieder zum Meer zurückkehrenden Wege begleitet, bis er schließlich mit seiner Geliebten, die gleich ihm dem Meere unlöslich verbunden ist, in letzter Umarmung in die Fluten versinkt. Italien, italienische Landschaft und italienische Kunst, vermählt sich in Georg Hermanns jüngstem Roman »Tränen um Modesta Zamboni« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; in Leinen geb. 6,50 M.) mit einem schmerzlich-süßen Liebeserleben, das einem daheim mit Weib und Kindern gesegneten deutschen Kunstgelehrten wohl Verstand und Ehre gekostet hätte, wenn sich die Bezauberung nicht noch rechtzeitig in eine traumentrückte Fata Morgana aufgelöst hätte.

Als Frucht einer Südamerikareise ist Hans Friedr. Bluncks Roman »Die Weibsmühle« gereift (Jena, Eug. Diederichs; in Leinen geb. 6,50 M.). Hier entsteht Brasiliens exotische Landschaft, und der brasilische Urwald formt die Schicksale eines deutschen Auswanderers, der sich in der Fremde unter dem Fluch und Segen harter Arbeit aus einer ihm aus der Heimat nachgehenden tragischen Verkettung zu lösen sucht. Ins heutige Kleinasien und Kaukasien, ein für die gegenwärtige Völkersituation außerordentlich interessantes Milieu, führt uns Kurt Arams Roman »Oh Ali!« (Romane der Welt; Berlin, Th. Knaur Nachf.; geb. 2,85 M.). An Handlung und spannenden Geschehnissen fehlt es in diesem Roman eines Deutschen in Persien nicht: leidenschaftliche Menschen, Schlachten, schwarze Magie, orientalisches Harem- und

Straßenleben ziehen auf politischem und religiösem Hintergrund in buntem Wechsel an uns vorüber.

Nach Europa zurück geleitet uns der Schweizer Jac. Chr. Heer, den der Cottaische Verlag in Stuttgart jetzt mit einer Gesamtausgabe seiner Romane und Novellen ehrt. Die zweite Reihe, wiederum fünf Leinenbände (zusammen 32 M.), bringt neben dem »König der Bernina«, dem großen leidenschaftsbewegten, in die Firnwelt der Engadiner Berge emporsteigenden Roman, das biographisch-dichterische Idyll »Joggeli«, neben dem handlungsreichen Roman »Laubgewind« das stillere Novellenbuch »Da träumen sie von Lieb' und Glück« und die beiden weiter ausholenden Erzählungen »Der lange Balthasar« und »Nick Tappoli«. Es ist ein instrumentenreiches Orchester, das hier spielt, zur Kammermusik ebenso geschickt wie zur Theatermusik, und sein Konzert reicht wohl aus, eine ganze Familie, alt und jung, Mann und Frau, die langen Winterabende hindurch zu unterhalten.

Mit der volltönigen Instrumentation der Heerschen Romankunst kann es auf gleichem Niveau nur einer aufnehmen: Hermann Sudermann, dem seine siebzig Jahre weder von seiner Erzählerfreude noch von seiner Virtuosität, Spannung und Steigerung zu erwirken, viel haben nehmen können. Dem »Tollen Professor« ist überraschend schnell ein fast ebenso umfangreiches Romanbuch, »Die Frau des Steffen Tromholt«, gefolgt (Stuttgart, J. G. Cotta; in Leinen geb. 10 M.): diesmal eine Liebesgeschichte aus dem vielverschlungenen erotischen Problemnetz der Künstlerehe und des Künstlerschaffens. Der Herzens- und Seelenkraft der echten Frau wird hier neuer Lorbeer gewunden.

Wie es sich von selbst versteht, sind die Österreicher besonders lebhaft auf dem Plan, wenn auf dem Tisch die duftenden Reseden stehen und von der Liebe geredet wird. Da erscheint Friedr. Werner van Oestéren und erzählt von Frauenschicksalen, deren Glück oder Verderben von der »Pflicht zu schweigen«, ihrem Bruch oder ihrer Erfüllung, bestimmt wird (Berlin, Guido Hackebeil; in Leinen geb. 5 M.), oder er läßt, wie in seinem geschickt aufgebauten und glänzend erzählten Roman »Frau Petra und ihre Töchter« (Berlin, Ullstein; geh. 1 M.), Charakter und Schicksal einer Mutter sich in vielfältigen Strahlen brechen, zersplittern und wieder sammeln in den Liebes- und Eheerlebnissen ihrer Kinder. Grete von Urbanitzky in ihrem Roman »Der wilde Garten« (Leipzig, Hesse & Becker; in Leinen geb. 5,50 M.) nimmt sich in lebhafter, von eignen Jugenderinnerungen erwärmter Fürsprache der jungen Mädchen von fünfzehn und sechzehn und ihrer seelischen und leiblichen Entwicklungsnöte an; Ernst Decsey, bekannt durch seine Musikerbiographien, schildert im »Theater unsrer lieben Frau« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 7 M.) in seiner farbigen, geistfunkelnden Prosa den märchenhaften Aufstieg eines Wiener Mädels, mit dessen Geschichte die Affäre eines großen österreichischen Bankkrachs verknüpft ist. Als einen Liebesroman, in dem »kein Bereich der Liebe, der irdischen wie der himmlischen, ohne einen Blick oder Fingerzeig geblieben ist«, bezeichnet Felix Braun selbst seinen großen Roman »Agnes Altkirchner«, dessen tausend Seiten der Leipziger Insel-Verlag mit dem gewohnten Geschmack dank dem Dünndruckpapier in einen schmalen, schmiegsamen Leinenband gebracht hat, der Hand und dem Auge gleich wohlgefällig (12 M.). Und doch spiegelt sich in dieser »Liebesgeschichte« der Untergang des alten Österreichs durch die sieben Jahre 1913—1919, wenn auch mehr in rein menschlichen als in politischen Ereignissen.

Die ausländische Romanliteratur möchten wir in dieser Auslese nur so weit berücksichtigen, als sie aus den nordischen Ländern stammt. Deren Erzählungskunst bietet freilich so viel der unsern Verwandtes, ja ihr an Ursprünglichkeit des Sehens und Empfindens, an Kraft des Erlebens und Gestaltens, an Naturnähe, Ernst und Tiefe oft Überlegenes oder Vorbildliches, daß wir uns selbst um gehaltvolle Werte berauben würden, wollten wir die politischen Grenzschranken vor solchen Büchern nicht sinken lassen.

Aus dem Dänischen vermittelt uns der Verlag von Georg Westermann in Braunschweig einen Roman, der namentlich bei der deutschen Jugend, aber auch in allen ihren Gedanken und Bestrebungen nahestehenden Leserkreisen freudigste und dankbarste Aufnahme finden wird. Es ist Marie Bregendahls »Jungvolk« (übersetzt von Else v. Hollander-Lossow; in Leinen geb. 8 M.). Von ihren dänischen Kollegen längst als »bedeutende und bleibende Gestalt« der heimischen Schriftstellerwelt gefeiert, ist die Verfasserin dieses Buches kürzlich auch vom Dänischen Staat durch ein hohes Ehrenlegat ausgezeichnet worden. Man versteht das, und wir in Deutschland sollten uns ein Beispiel daran nehmen, denn in diesem Buche, das so leicht und sprudelnd zu erzählen weiß, in dem sich, wie Blüten am Baum, so viele junge Schicksale bunt und mannigfaltig, heiter und schwer, fruchtversprechend oder dem Verwelken preisgegeben, vor uns erschließen, wirken volks- und staatserzieherische Kräfte, die kein Unterricht und keine Schule zu erzeugen, geschweige denn zu überbieten vermag. Der gütigen Menschlichkeit, von der dies Buch beseelt ist, begegnen wir auch in den zwei Sonntagsgeschichten, die J. Anker Larsen, der Verfasser der Romane »Der Stein der Weisen« und »Martha und Maria«, unter dem Titel »Der

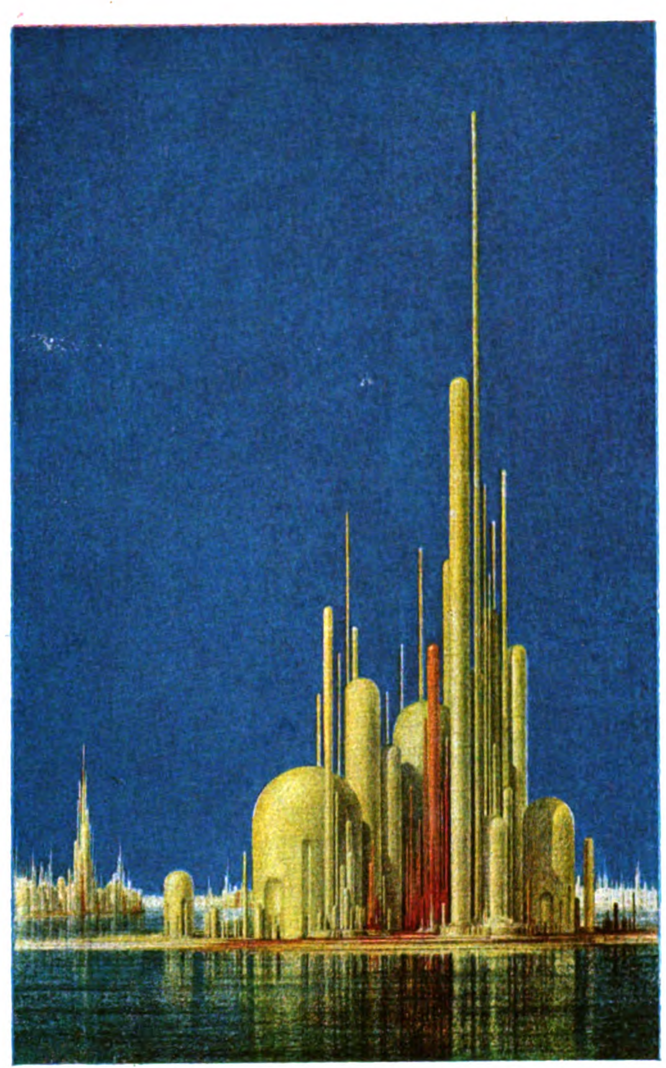
Garten des Paradieses« vereinigt hat (übersetzt von Gust. Morgenstern; Leipzig, Grethlein & Ko.; in Leinen geb. 6,50 M.). Sie sind ein Auftakt zu den beiden großen Romanen, ein erster, noch halb erstaunter Augenaufschlag zu den zarten, versteckten Schönheiten des Alltags, von denen wir uns in unsrer Hast und Zerstreutheit oft nichts träumen lassen, die aber meistens die einzigen Nachen des Glücks sind, die unser Ufer erreichen und etwas von ihrer bescheidenen Fracht bei uns landen.

Vom finnischen Volkstum und seiner Geschichte bringt Kunde der Roman »Die Glocke« von Maila Talvio (übersetzt von Martha Römer; Braunschweig, Georg Westermann; in Leinen geb. 7,50 M.). Eine Folge von Generationen wird hier in nie ermüdender Gestaltungskraft durch eine Kette von sich ergänzenden und zuwiderlaufenden Lebens- und Schicksalsläufen verfolgt, sie alle zusammengeschweißt durch das innere Feuer der Sehnsucht nach der Befreiung des finnischen Volkes, eines Volkes, das uns hier in seiner ganzen Urwüchsigkeit, Naturverbundenheit und Seelenstärke entgegentritt. Wir leiden, wir bangen, wir hassen, wir hoffen, wir jubeln mit ihm, bis endlich die Kirchenglocke von Paalajärvi, das Symbol ihrer Sehnsucht, die Freiheit einläutet.

Aus dem Norwegischen kommt Johan Bojers Roman »Die Auswanderer« (übersetzt von J. Sandmeier und S. Angermann; München, C. H. Beck; in Leinen geb. 8 M.), aber er führt die kleine Schar, die »auf Wiking« geht, in die Prärie der Vereinigten Staaten und damit in den Kampf mit Hitze, Schneestürmen und wilden Tieren. Ein Auswandererroman großen Stils, getragen von starkem ethischem Gehalt. In engeren Grenzen hält sich Gabriel Scotts Roman »Und Gott?« (übersetzt von Käthe Miethe; Lübeck, Otto Quitzow; in Leinen geb. 5 M.). Er erzählt mit dem tiefen religiösen Ernst, der den Norwegern eigen ist, von der Verzweiflung eines Elternpaares, dessen Familienglück jähen Schiffbruch erleidet, und das sich nun in leidenschaftlicher Anklage gegen Gott aufbäumt, bis der Erzähler, der Vater selbst, endlich Trost in dem Andenken an seine Kinder findet.

Die schwedische Dichtung hat uns, wenn wir von dem einsam seine Umgebung überragenden Strindberg absehen, vorwiegend stille, innerliche Bücher geschenkt, die nun freilich desto tiefer in uns Wurzel geschlagen haben. Um so überraschender und imponierender die Erscheinung Ernst Didrings. Hatte uns schon sein großer Romanzyklus »Erz« mit einem Erzähler und Gestalter von ungewöhnlichen Maßen bekannt gemacht, war uns schon in den »Inseln des Sturms« die gebieterische Energie seiner Natur- und Menschenzeichnung aufgefallen, so erhebt er sich jetzt in dem »Mann auf Posten« (übersetzt von Else v. Hollander-Lossow; Braunschweig, Georg Westermann; in Leinen geb. 6,80 M.) zu einer dramatischen Wucht und Größe, die selbst in der skandinavischen Literatur selten ist. Der Roman knüpft durch die auch hier wieder auftretenden Personen, insbesondere den Lotsen und späteren Lotsenmeister Albert Sjöberg, an die »Inseln des Sturms« an. Also auch dies ein Schärenroman, auch dies Menschen von zäher Tatkraft und unbeirrbarem Pflichtbewußtsein. Aber nichts von Wiederholung der äußeren und inneren Erlebnisse, nichts von Parallelität der Motive, nichts von Konvention der Natur- und Landschaftsstimmungen. Dieser Schriftsteller ist reich genug, um immer neue Situationen voller Spannung, immer neue Kämpfe mit den Elementen und den aufrührerischen Gewalten der Seele zu erfinden, zumal da hier die Großstadt ihre Fangarme nach den Inseln und ihren Menschen ausstreckt und Konflikte heraufbeschwört, die bisher geschlummert hatten.

Wie eine sanfte Hand des Friedens, der Versöhnung und des Behagens legt sich auf die in uns nachwogenden Eindrücke dieses Buches die liebliche, von Heiterkeit und Anmut strahlende Idylle, die Gösta af Geijerstam, ein Sohn des bekannten, mit mehreren seiner schönsten Romane zuerst in den Monatsheften hervorgetretenen Gustaf af Geijerstam, in seinem »Sommerparadies« vor uns hinzaubert (übersetzt von Else v. Hollander-Lossow; Braunschweig, Georg Westermann; in Leinen gebunden 4 M.). Er ist, wie sein Vater, Schwede von Geburt, aber 1909, als Zwanzigjähriger, siedelte er nach Norwegen über, als Maler und als Poet angelockt von der Natur und den Menschen des Landes. Viel an innerlicher Beglückung hat er dort empfangen; jetzt dankt er dafür in diesem hellen, frohen Buche, das — gleich dem Buche des Vaters »Meine Jungen«, diesem »sommerhellen Buche«, wie er selbst es nannte — mit der Schilderung der dort in schönster Harmonie unter seinen Kindern, seinen Tieren, Pflanzen, Feldarbeiten, Spielen und Festen verlebten Sommermonate selbst zum Glücksträger und Glückspflanzer wird. Wer nach des Tages Last und Mühe ausruhen und sich erquicken möchte, der flüchte in dies Paradies, in dessen Gehege kein »Laut der aufgeregten Zeit« dringt, und wo doch nicht etwa die »resignierte Pfeife des Alters« geraucht wird, sondern alles blüht in Lebensfreude und Daseinsglück. F. D.



Inselmeer

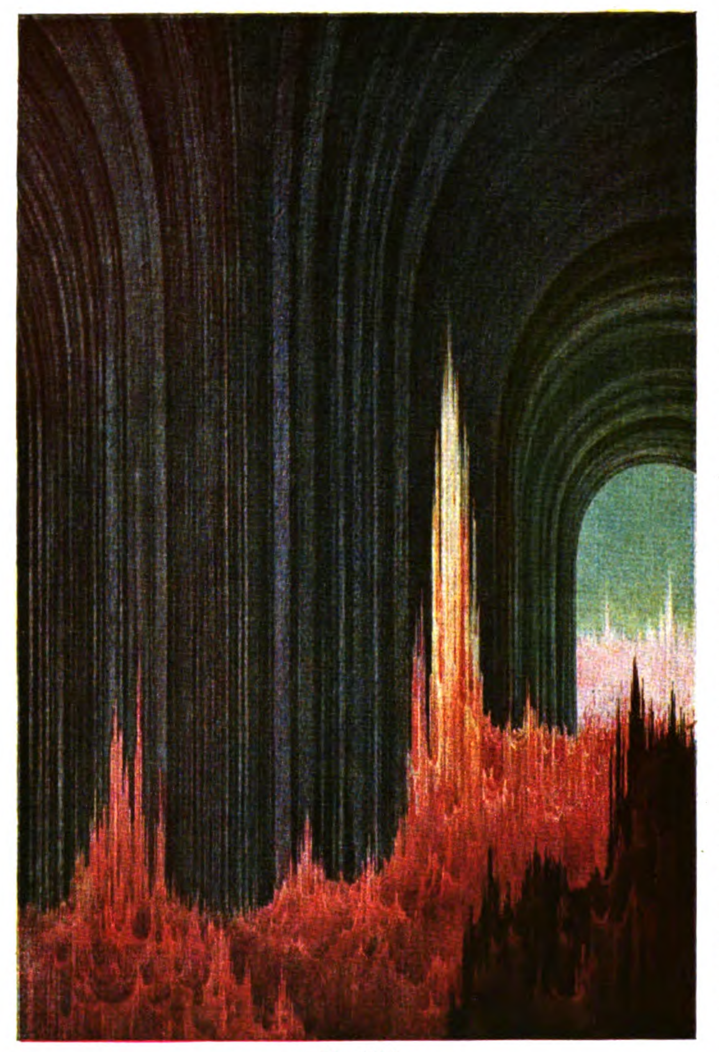
Schöpferische Visionen

Begleitworte zu architektonischen Phantasien von Hans Rottmayer

Von Otto Aug. Ehlers

Architektur, sagt man, sei erstarrte Musik. Dieses von Goethe erneuerte Philosophenwort kennzeichnet anmutig die Schwesterlichkeit zweier Künste, von denen die Musik zur Entfaltung und als Element ihres Wesens der Zeit, die Architektur des Raumes bedarf. Eine moderne Ästhetik hat deshalb den Begriff der eindimensionalen Künste auf sie geprägt und nennt das Miteinander von Proportionen hier Raumrhythmus, das Nacheinander von Harmonien dort Zeitrhythmus, Pulsschläge fließenden Lebens, die sich im übrigen Bereich der Kunst mannigfach teilen, kreuzen oder mit dem Worte paaren.

Wie immer die innere Verwandtschaftlichkeit der hohen Künste begriffen werden möge — Architektur und Musik sind Ufer, zwischen denen der menschliche Genius von jeher seine hochgewölbten Brücken zu spannen liebte. Das wird zutiefst offenbar durch die Blätter architektonischer Phantasien des in Berlin lebenden Architekten Hans Rottmayer, die Anlaß und Schmuck dieser Zeilen sind.



Ausblick

in musikalische Harmonie. Noch herrscht der Raum, aber seine Elemente fließen, die Erstarrung schmilzt und rechtfertigt die kühne, ins Wesen dieser Schöpfungen zielende Verkehrung: Bewegte Architektur ist Musik.

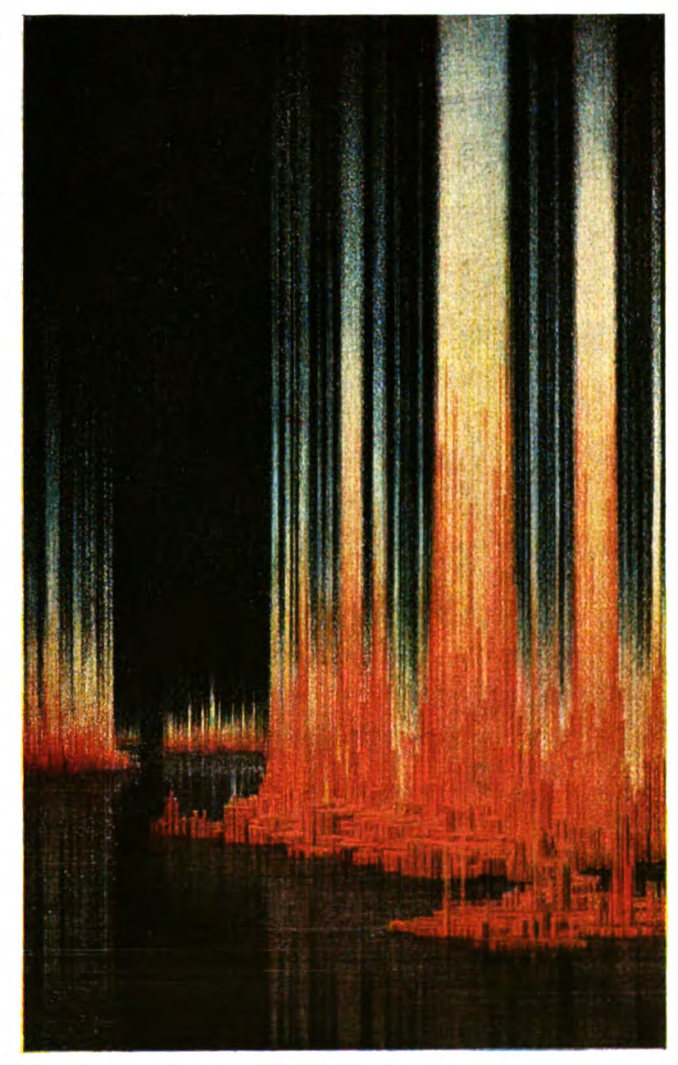
Die Fähigkeit, Töne, Klangfolgen oder auch andre als rein akustisch vermittelte Sinneseindrücke musikalischen Stimmungsgehalts als Farbwerte und Farbbilder zu empfinden, wohnt fast jedem Menschen inne, dem Musik mehr ist als Geräusch. Das Farbhören oder Tonsehen gilt im Gebiete der psychologischen Wissenschaft als bekanntes Phänomen, das die sogenannte Farbe-Ton-Forschung aus den Erfahrungen zahlreicher, mit gediegenen Mitteln unternommener Versuche zu umgrenzen und zu erklären sucht. Man weiß, daß Menschen unterschiedlicher Eindrucksfähigkeit beim Hören von Musik vor ihrem inneren Auge seltsam bewegte Licht- und Farbbilder sich gestalten sehen, die wie aus fremden Welten in sie dringen und das akustische Erlebnis zu einem optischen wandeln. Diese Umdeutungen der Sinne sind wohl individuell verschieden, wo es sich um Farb**bilder** handelt, aber bis zu einem gewissen Grade allgemein gültig, wo Farb**wert** gegen Ton**wert** abzuwägen ist, was sich u. a. Scriabines Lichtklavier und Alexander Lászlós Farblichtmusik zunutze machen. So hat sich beispielsweise erwiesen, daß fast ohne Unterschied der Ton A und die auf ihm aufgebaute Dur-Tonart dem »sehenden Gehör« als strahlendes Gelb erscheinen, also als hellste Farbe des Spektrums, wie denn auch Mo-

Befreit von aller Beschränkung, unter der sich die Materie in die formende Hand des Menschen gibt, schwingen sich Kuppeln, steigen Stabsäulen wie Fontänenstrahlen in magische Sphären, wölben sich Bogen, lodern Farbflammen empor wie nächtliche Fanale. Ein Spiel malerischer Wirkungen, und doch nicht Gemälde. Der Raum scheint ins Unermeßliche geweitet, das Gesetz der Schwere und Beharrung ist gelockert, die Aggregatformen mischen sich vielfach ohne Übergang: Raumrhythmus wächst zu Zeitrhythmus. Die Gegenständlichkeit der Architektur, Form und Farbe, bewegt durch stetiges Fallen und Heben, geschleudert, angesogen von einer geheimnisvollen, unirdischen Kraft, sind gelöst

zarts A-Dur-Sonate und das Lohengrin-Vorspiel von Richard Wagner als in hellstes, freudigstes Licht getaucht empfunden werden. Ähnliche Beispiele bestätigen diese Verwandtschaftlichkeit, über die sich Rudolf Gahlbecks Aufsatz »Farbenhören« in diesen Heften (Juni 1925) näher ausgelassen hat.

In der Tat sind Rottmayers architektonische Visionen nicht ohne eine tief verwurzelte Musikalität denkbar. Könnte nicht diese in gleißendes Licht getauchte Insel leuchtend gelber, in sattes Blau aufschießender nadelschlanker Säulen als Widerbild wuchtiger Akkordfolgen gedeutet werden, die sich über das Rot der Disharmonie sieghaft emporschwingen? (Abbildung S. 561.) Erscheint nicht die Feuerflut gischtenden, jäh zur streng gegliederten Höhe des Gewölbes aufschießenden Rots, das zu einem von Enge und dunkler Bedrückung befreienden Tor hinströmt, um sich unter dem verheißend einbrechenden Licht in schaumiges Weiß zu lösen, wie das Ungestüm rauschender chromatischer Intervalle, kontrapunktiert von steilen Bogen dunkler Oktavenfolgen und verebbend im heiteren Finale silbriger Celestenklänge? (Abbild. S. 562.) Ist nicht der lodernde Brand, der aus glutenden Inseln zur Nacht aufsteigt, ein Gleichnis musikalischer Variationen über ein nach leisem Ansatz von Tuben und Posaunen mächtig angefachtes Thema, das in der Ermüdung seiner Wiederholung allmählich in sich selbst zusammensinkt? (Abbildung S. 563.) Und zaubern nicht vollends die sich aus dem Dunkel bäumenden, zur lichten Mitte innig schließenden Kaskaden verhaltene Wucht eines Adagiosatzes Brahmsscher Symphonien? (Abbild. S. 564.)

Dennoch sind diese Visionen — und das hebt sie aus dem Untergeordnetsein eines artistischen Spiels zum Range selbständiger Schöpfungen — nicht bloße Nachempfindungen, Umdeutungen musikalischen Erlebnisses, wenn auch der nach architektonischem Ausdruck suchende Impuls des Künstlers sich von musikharmonischen Geboten bannen ließ. Die Sehnsucht des Schaffenden, die von Anbeginn bis zum Ende aller Dinge schweift, überflügelt in visionärer Ungebundenheit die dem Architekten gesteckten Grenzen. Ihr ist es nicht genug an den zweckverketteten, über dem Meßtisch erdachten Plänen des Tagewerks, seien sie auch so kühn wie die mächtig

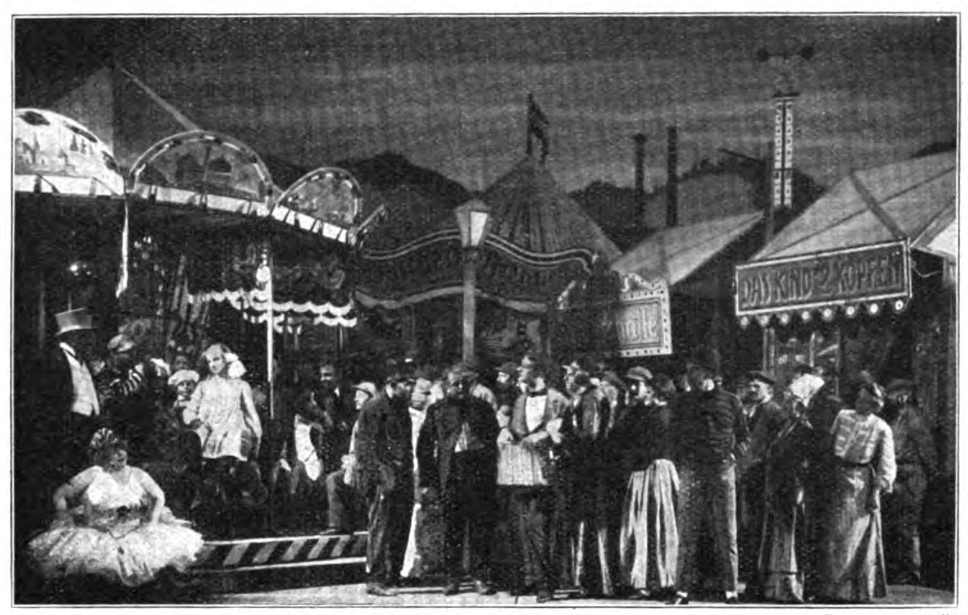


Strahlenfeuer



Lichtgewölbe

ausladenden Terrassenbauten für das Berliner Messegelände oder das für den Schiffsverkehr über die Niagarafälle erdachte Hebewerk mit seinen zur Höhe des Kölner Doms aufragenden Hubtürmen. Sie rüttelt am Gefüge der zeit- und schicksalgefesselten Erde, zwingt eine mannigfaltigere Materie zur Vollendung in selbstgewollter Welt. Seine Phantasie erhebt sich über das Gewordene bis zu einem unbekannten, gewesenen oder werdenden Kosmos, der den Menschen noch im Keime in sich trägt oder ihn schon unter seiner Wucht erdrückt hat. Ein unbekannter Planet wird offenbar mit nie erdachten polygonen Kristallisationsformen, aus dem Chaos emporgeschleudert im Zeugungstaumel ungeheurer Eruptionen. Nur Form und Farbe herrschen; das Blut und seine Geschöpfe, die Wirrnis und Irrnis des Herzens sind von diesem neuen Werden ausgeschlossen. Die Natur hat ihre Starrheit abgetan und die Seele alles Lebens in sich aufgenommen, dessen Idee sie triumphierend zur Freiheit der Vollendung läutert.



Aufn. Schert, Berlin

Bühnenbild aus Else Lasker-Schülers Schauspiel »Die Wupper« (Staatliches Schauspielhaus)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Noch einmal Gerhart Hauptmanns »Dorothea Angermann« — Else Lasker-Schüler: »Die Wupper« — Carl Zuckmayer: »Schinderhannes« — Picators »Rasputin« — Strindbergs »Gustav 3.«. — Ludwig Fulda: »Höhensonne« — Curt Götz: »Hokuspokus« — John Galsworthy: »Justiz« — Arnold Ridley: »Der Geisterzug« — Simon Gantillon: »Maya« — Emma Gramatica — Franz Kranewitter: Andre Hofer

Endlich, nach allerlei Winkelzügen und fast beleidigendem Verzug, hat Berlin mit seinen, wie die neueste Statistik festgestellt hat, 53 Theatern sich dazu bequemt, Gerhart Hauptmanns an anderen deutschen Bühnen längst abgespielte »Dorothea Angermann« zu geben. Max Reinhardt, der mit Berlin, der Wiege und, wenn er wollte, morgen schon der Wiedergeburtsstätte seines Ruhmes, sonst immer noch schmollt, kam höchstselbst aus Wien herüber, um die Inszenierung und Spielleitung zu überwachen. Und regsam, nie fertig, stets fortschreitend, wie er auch heute noch ist, begnügte er sich keineswegs damit, seine Wiener Regiearbeit einfach zu wiederholen. Vieles, sogar Entscheidendes und Grundlegendes, war für Berlin neu gesehen und neu gestaltet, mehrere Rollen zeigten sich neu besetzt. Den Pastor Angermann so forsch, so lebensprall, so ostpreußisch derb, satt, selbstgefällig und brutal genießerisch zu geben, wie Werner Krauß es fertigbrachte, wäre in Wien schwerlich möglich gewesen, hätte überhaupt kein andrer, seiner Charakterisierungskunst weniger sicherer Darsteller wagen dürfen. Nur einmal, ganz flüchtig, versuchte das Publikum, das hinter dieser Zeichnung eine Pastorenkarikatur zu wittern meinte, dagegen zu mucksen; dann fügte es sich dem Willen des Darstellers und seiner zielgewissen Konsequenz, die dem Stück erst den Felsen schuf, daran die Wogen des Schicksals sich türmen und brechen konnten.

Anfechtbarer erschien die Dorothea Helene Thimigs, die entgegen der frischeren, naturhafteren und resoluteren Wiener Auffassung der Dagny Servaes das Schicksalhafte, Dämonisch-Triebhafte und damit das Tragische in der gefallenen und gesunkenen Pastorstochter ins Licht rückte. Gerade durch diese hochgespannten Ansprüche mußte sich aber die ganze innere Armut und Blöße des Stückes offenbaren: vieles von dem, was die Thimig in ihre Rolle hineinlegte oder hineinzulegen versuchte, findet im Wort des Dichters keinen Anhalt und keine Stütze mehr, und so kommt es zu einem Leerlauf ihrer Darstellung, der peinlich wirken muß. Das wurde überhaupt die Klippe dieses an Regie- und Darstellungsfeinheiten übersättigten Abends: das Stück war überladen mit Interpretationskunst und abgestufter Problematik, es sank unter dieser Last und ließ die emporgepeitschten Leistungen der Schauspieler haltlos dahintreiben. Wäre es möglich und denkbar, ein unfertiges und leckes Dichterwerk durch Höchstleistungen der Regie und Schauspielkunst zu einem fertigen und seetüchtigen zu

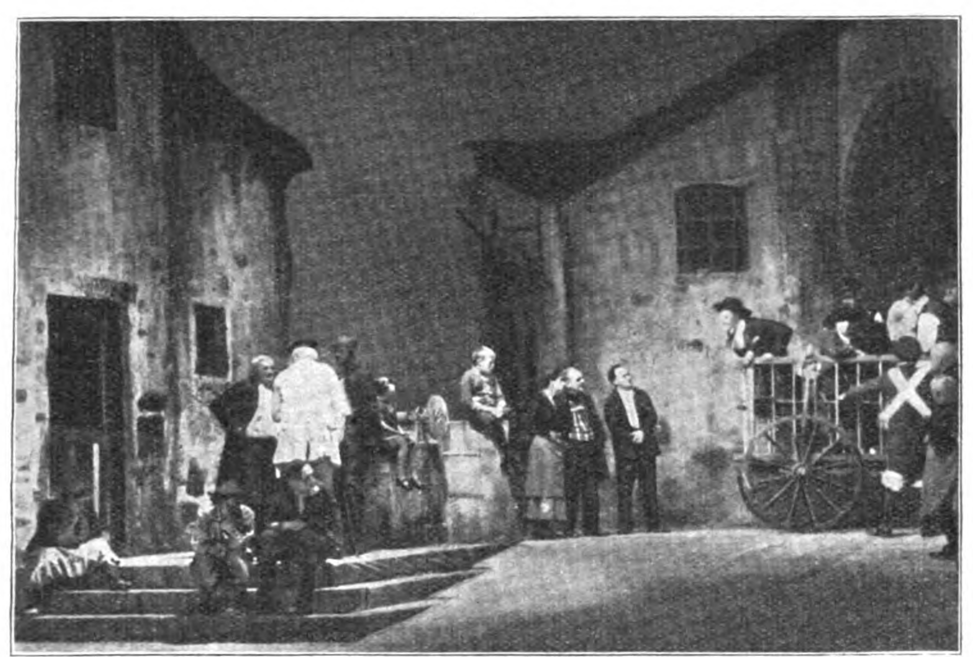
machen, so hätte sich das Wunder hier begeben können. Da das aber nicht möglich ist, so mußte sich alle aufgewendete Liebesmühe schier feindlich gegen den Dichter wenden, dem sie helfen wollte. Die »Rettung«, die Hauptmanns Werk nach der Meinung einiger Kritiker durch diese an sich allerdings meisterhafte Berliner Aufführung erfahren haben soll, ich kann sie nicht entdecken.

Berlin, aus der führenden Rolle im deutschen Theaterleben längst durch wagemutigere und charaktervollere Kunststädte verdrängt, sucht sich für die verlorene Krone der Initiative durch Wiederaufnahme unentschiedener Prozesse zu entschädigen. Wie über Hauptmanns »Dorothea Angermann«, so schien auch über Else Lasker-Schülers fünfaktiges Schauspiel »Die Wupper« schon vor Jahr und Tag der Stab gebrochen zu sein, als es in einer Mittagsaufführung nur den von vornherein beschlossenen und besiegelten Beifall der Freunde und Parteigänger dieser problematischen Dichterin, durchaus aber nicht den der unbefangenen, vorurteilslosen Zuschauer fand. Nichts aber, was den Revisionsehrgeiz gewisser Berliner Bühnenleiter mehr reizt als solche offenkundigen Niederlagen erster Instanz. So fand denn Leopold Jeßner, nachdem er die neue Spielzeit des Staatlichen Schauspielhauses mit einer Nichtigkeit wie Joachimsons »Fünf von der Jazzband« eingeleitet hatte, leicht den Mut, als zweiten Streich dieses mißwachsene Stück der rheinländischen Lyrikerin folgen zu lassen, das fast mit jedem Wort der Bühne und ihren natürlichen Bedingungen widerspricht. Ein Schilderungs- und Zustandsstück, ganz und gar kein Geschehnis- und Entwicklungsdrama. Geschildert werden soll die geistige und seelische Atmosphäre, die um die Wupper gelagert ist: das enge, schwüle Beieinander von Heiligkeit, Scheinheiligkeit und Sinnlichkeit, von protzigem Reichtum und jämmerlichster Armut, brennende und schreiende Gegensätze, die sich gegenseitig den Hals umdrehen oder doch um Glück und Stern bringen. Man kann nicht sagen, daß die Dichterin, die selbst in der »seltsamen dunklen Arbeiterstadt mit den tausenden Schornsteinen über dem Wuppertal« groß geworden ist, einseitig Partei nimmt für die »Armen und Schwachen«: sie sind bei ihr Opfer, sie sind aber auch Mitschuldige, um deren Haupt keine Glorie gewoben wird, und an der Sittenverderbnis, die wie ein giftiges Fieber das ganze Tal erfüllt, haben sie so gut ihren Teil wie die Fabrikanten- und Kommerzienratshäuser. Nur ein einziges edleres Pflänzchen der Reinheit gedeiht in diesem Sumpf, aber dieser künftige Gottesdiener kränkelt schon im Keime so sehr, daß weder Blüte noch Frucht von ihm zu erwarten ist. In dieses Chaos von Schmutz, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung, Niedergang und Verderben Ordnung oder Gestalt zu bringen, sind Herz und Hand der Dichterin nicht stark genug, vielleicht auch in ihrer schwächlichen Güte nicht einmal gewillt. So begnügt sie sich mit der Zeichnung von sonderbaren, gespensterhaften Volksfiguren, die wie trübe Blasen oder Nebelstreifen aus dem Sumpf aufsteigen und dem Ganzen mehr eine balladische als dramatische Färbung verleihen. Aus diesen phantastisch-naturalistischen Stimmungen holte sich denn auch die Spielleitung Jürgen Fehlings den dämmerigen Zauber der romantisierenden Bühnenbilder; vor allem das im Mittelpunkt des Ganzen stehende Jahrmarktsbild, das wie in einem Brennspiegel alle Lichter und Schatten dieser wildkreisenden Welt auffängt, kommt unter seiner Hand zu einer seltsam bezwingenden Wirkung.


Zeichnung von Hans Freese

Eugen Klöpfer und Käthe Dorsch im »Schinderhannes« (Lessingtheater)

Ein andrer Rheinländer, unendlich robuster und skrupelloser als dies zarte Frauchen, hat sich an einen weniger problematischen, dafür aber desto volkstümlicheren und herzhafteren



Aufn. Scherl, Berlin

Bühnenbild aus Carl Zuckmayers »Schinderhannes« (Lessingtheater)

Stoff gemacht: Carl Zuckmayer, der aus dem »Fröhlichen Weinberg« einen so einträglichen Erfolg keltern konnte, ist über den »Schinderhannes«, alias Johann Bückler, geraten, denselben »Edelräuber und Volksbeglücker« aus der Zeit des Rheinbundes und der Koalitionskriege, den sich die Rheinlandstochter Clara Viebig aus ähnlicher Freude an urwüchsiger Volks- und Heimatkraft letzthin zum Helden eines ihrer saftigsten Romane erkoren hatte. Aus diesem bäuerlichen Rebellen, der mit einer Handvoll Kumpane jahrelang den Hunsrück unsicher gemacht, wo es anging, die Reichen und Übermütigen geschröpft und gebrandschatzt, die Armen und Schwachen geschont und geschützt hat, eine dramatische oder gar tragische Gestalt zu formen, ist beiden nicht gelungen, haben sie auch schwerlich angestrebt. Beide begnügten sich vielmehr damit, die Erscheinung dieses lebenstrotzenden, verwegenen und verschlagenen Kerls, um den der Volksmund bald seine Legenden spann, so unmittelbar und vielseitig wie möglich wieder »lebig« zu machen, in seiner ganzen unverfälschten, urwüchsigen rheinischen Menschlichkeit. Das ist dem Dramatiker in seinem vieraktigen Schauspiel (Buchausgabe im Propyläen-Verlag, Berlin) besser noch gelungen als der Romanschriftstellerin, weil er, ohne sich um das geschichtliche Drum und Dran zu kümmern, ohne seine Menschen mit Kostümen und Masken der Zeit zu beschweren, geradeswegs auf die nackte Kreatur losgegangen ist und dabei eine Sprache redet, die an volkstümlicher Derbheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Im übrigen kennt man ja die edlen Eigenschaften, mit denen seit Schillers Karl Moor und Vulpius' Rinaldo Rinaldini Räuberhauptleute in der Literatur zu erscheinen pflegen: diese Tapferkeit, diese Hochherzigkeit, diese Barmherzigkeit, diese Selbstverleugnung, diese Todesverachtung fehlen auch unserm Schinderhannes nicht. Dazu aber gewinnt er — und der Zug ist echt zuckmayerisch — aus seinem Liebesverhältnis zu Julchen Blasius, die ihm, dem Unbehausten, Geächteten und Verfolgten, ohne daß er vor der Stunde der Geburt etwas davon ahnt, im Kornfeld ein Kind schenkt, nach anfänglicher Rauheit und Roheit etwas Ritterliches und Zärtlich-Rührendes, dem die Sympathien des Parketts unmöglich fehlen können, auch wenn in den beiden Szenen, die diesen Gemüts- und Charakterseiten des Banditen gelten, weniger echt menschliche Empfindungen und weniger echt dichterische Töne laut würden. Schreitet nun gar einem so wilden und verwegenen Burschen hingebende, sorgende und warnende, bis zum Henkersmorgen unentwegt zu ihm haltende Frauenliebe zur Seite, spielt Eugen Klöpfer mit seiner überzeugend randalierenden Volkhaftigkeit den Räuber und Käthe Dorsch in ihrer quicken, weibseligen Naturfrische die mütterliche Räuberbraut, wird schließlich gar noch eine Prise politisch-satirisches Gegenwarts-

gewürz ans Gericht getan — so müßte dem Berliner unter der dünnen Haut seiner geflissentlich zur Schau getragenen Zweifel- und Spottsucht die Sentimentalität halb so locker sitzen, wie es tatsächlich der Fall ist, wenn diesem Verklärungsdrama eines Rebellen und Gehenkten im Lessingtheater nicht ein stürmischer Erfolg hätte zuteil werden sollen.

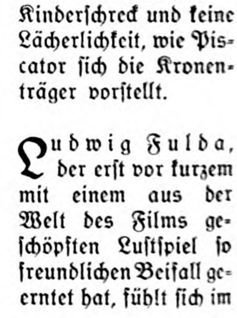
Hier, unmittelbar hinter dem »Schinderhannes«, wird die rechte Stelle sein, ein paar Worte über Piscators »Rasputin« zu sagen, die neueste Sensation, mit der er Berlin den Kopf verdreht hat. Wirklich nur ein paar Worte. Denn ich möchte Leser, bei denen ich ernsthaftes Kunstverständnis voraussetzen darf, nicht lange mit einer Jahrmarktveranstaltung behelligen, die so kannibalisch, mit so rohen und gemeinen Mitteln gegen den Sinn und Nerv der dramatischen Kunst wütet wie dieser aus blutrünstiger Kolportage, schäbigen, wer weiß woher zusammengeborgten Filmfetzen und frechster Barrikadenpropaganda geleimte Wechselbalg theatralischer Produktion. Auf die mit kindischem Dilettantismus in Szenen und Bilder aufgeteilte Geschichte des »heiligen Teufels« Rasputin, für deren »Dramatisierung« die Russen Al. N. Tolstoi und P. E. Schtschegolew zeichnen (Buch im Merlin-Verlag, Heidelberg), ist das Ende der Romanoffs, sind Episoden des Weltkrieges, sind die russischen Volksaufstände aufgepfropft, wie es dem Bearbeiter Piscator beliebte und in seinen Kram paßte: bald dialogische Auftritte, bald Reden, bald Manifeste und Proklamationen, bald Zeitungsausschnitte, bald Filmstreifen, die ganz oder teilweise die »Kugelbühne«, eine Art Panzerkalotte mit Spielscharten, überschwemmen. Lassen wir uns durch dies bühnentechnische Brimborium nicht täuschen, lassen wir uns nicht die Ohren vollschwatzen mit »Zukunftsentwicklungen« der Regie, mit neuen »Gestaltungsmöglichkeiten« der dramatischen Szene! Das Ganze ist nur dazu da, nach Art der russischen »Blauen Bluse« für den kommunistischen Bolschewismus Propaganda zu machen. Wenn die deutsche Republik sich das in mißverstandener Auffassung von der »Freiheit der Kunst« gefallen läßt, so verdient sie nichts Besseres als die Unterminierung ihrer Staatsordnung, die dieses trojanische Pferd aus dem Osten in ihre Mauern trägt.



Zeichnung von Hans Freese

Paul Wegener als Rasputin (Piscator-Bühne)

Auch Strindberg in seiner Historie »Gustav 3.« zeichnet einen dekadenten Herrscher und eine von Verschwörung und Umsturz bedrohte Epoche seiner vaterländischen Geschichte. Nicht so, daß beides, König und Volk oder genauer König und Adel, aus dem Boden der dynastischen, örtlichen und zeitlichen Begrenzung, dem Schweden des ausgehenden 18. Jahrhunderts kurz vor der »großen Revolution«, hinaufgehoben würden ins Bleibende und Bedeutsame, nein, sogar von einem subjektiv-mystischen Anhauch gestreift, der allein aus des Dichters zufälliger Lebensstimmung kommt. Aber wie nobel ist trotzdem sein Königsporträt! Wie reich an persönlichen Eigentümlichkeiten und individuellen Zügen steht es da, wie viel an schmerzlich-bitterer Seelenkunde hat Strindberg in dies Gefäß seiner eignen Einsamkeitsnot, seines Leidens am Ungewöhnlichen und Absonderlichen getan! Bei allen Widersprüchen, die in dieser problematischen Gestalt klaffen, oder gerade wegen dieser Widersprüche, Launen und Willkürlichkeiten eine glänzende Aufgabe für einen so intelligenten, erfindungsreichen und spielfreudigen Schauspieler wie Rudolf Forster, die Linien zu binden und doch wieder, gleich den Strahlen des Spektrums, auseinanderfallen zu lassen — ein von fernem, fremdem Stern im Weltenall auf diesen Planeten verschlagener Ausnahmemensch, vielleicht bemitleidenswert in seiner verlorenen Einzigartigkeit, aber keine Karikatur, kein Kinderschreck und keine Lächerlichkeit, wie Piscator sich die Kronenträger vorstellt.



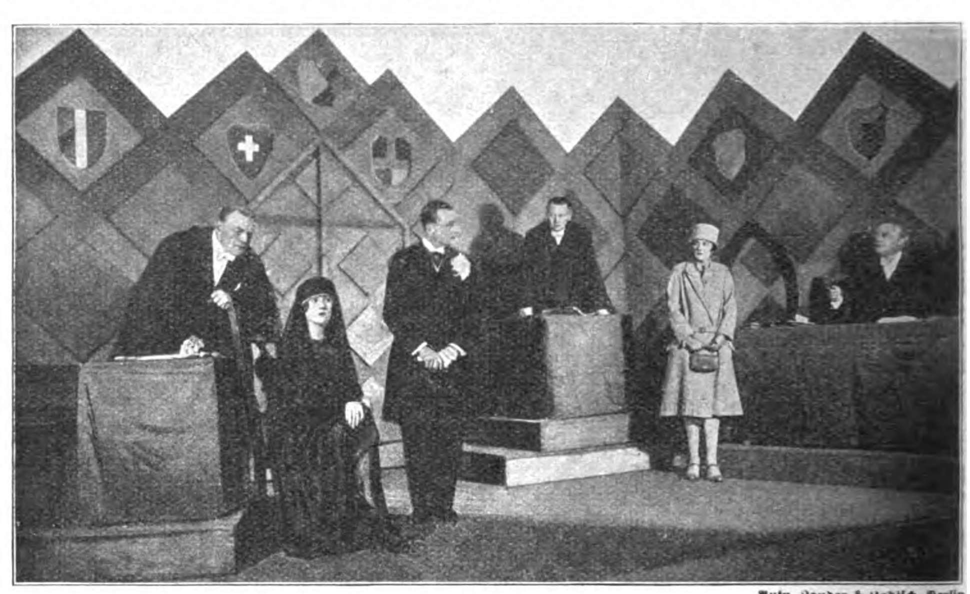
Ludwig Fulda, der erst vor kurzem mit einem aus der Welt des Films geschöpften Lustspiel so freundlichen Beifall geerntet hat, fühlt sich im



Rudolf Forster (rechts) als Gustav 3. in Strindbergs Schauspiel (Theater in der Königgrätzer Straße)

Sattel der Aktualität offenbar recht wohl. Drum hat er alsbald einen zweiten, ähnlichen Ritt unternommen. Denn kein Zweifel: sein neues dreiaktiges Lustspiel »Höhensonne« ist ihm aus der Affäre Domela aufgegangen (Buchausgabe bei J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin). Auch hier ein falscher Prinz, der die wieder Hofluft witternden Philister einer deutschen Provinzstadt an der Nase herumführt und sogar um die Treue ihrer Frauen bringt; auch hier seine endliche Entlarvung und die Beschneitheit der Kratzfüßler und Katzbuckler. Aber gar so schlimm geht Fulda nicht einmal mit ihnen ins Gericht. Sie an den Pranger zu stellen und Spießruten laufen zu lassen, wie es der konsequente Demokratismus für die »Speichellecker« und »Knechtseelen« verlangen möchte, fällt ihm gar nicht ein; dafür hat er zu viel Humor und wohl auch menschliche Gutmütigkeit. Dem falschen Prinzen stellt er außerdem noch einen richtigen gegenüber, der sich hinter der Maske bürgerlichen Namens und bürgerlicher Arbeit verbirgt, bis die Liebe zum Autofabrikantentöchterlein, übrigens einer echten Vertreterin der »neuen Jugend« mit ihrer Autoritätsverachtung, Besserwisserei und kühlen Sachlichkeit, ihn aus seinem Versteck hervorlockt. Wie bei dem Filmlustspiel, mag man auch hier die schärferen Akzente und stechenden Lichter vermissen, die von Aktualitäten heute verlangt werden — wie aber, wenn Fuldas Ehrgeiz diesmal nur auf ein heiteres, nettes und sauberes Familienlustspiel ging? Soll es die Gattung nicht mehr geben dürfen? Das Theater am Kurfürstendamm fuhr unter der Spielleitung Ralph Arthur Roberts' und bei seiner Darstellung des falschen Prinzen jedenfalls ganz gut in dieser altertümlichen Karosse.

Flotter und lustiger freilich fährt es sich noch in dem Phaethon, der »Hokuspokus« heißt und den Curt Götz, der Verfasser, als Spielleiter und erster Darsteller selbst kutschiert. Den Inhalt des Stückes erzählen oder auch nur umreißen zu wollen, hieße das leichte, anmutig beschwingte, aber auch zerbrechliche Gespann aus dem Geleise werfen. Es muß genügen, zu sagen, daß wir hier eins jener Rahmen- oder Schachtelstücke vor uns haben, die durch die romantische Ironie, so da zwischen Verpackung und Inhalt, Kern und Attrappe spielt, ihre Hauptreize gewinnen. Ein Gattenmord, der nur vorgetäuscht ist; eine Gerichtsverhandlung, die ohne Gegenstand bleibt; ein Maler, der erst nach seinem Tode einer wird — das sind so die Angeln, in denen sich die Tür dreht. Wie sie sich dreht und welche Musik sie dabei macht, wie sie sich mit ihrem Gequieke selbst verhöhnt, wie sie sich über ihren Zimmermann lustig macht und nebenher auch noch einige Kollegen vom dramatischen Handwerk hänselt, insbesondere den Maestro Pirandello mit dem doppelten Boden, und sich sogar herausnimmt, einen hochmögenden Berliner Kritiker in all seiner Putzigkeit und Eitelkeit auf die Bühne zu bringen: das und der allzeit witzige, allzeit schlagfertige, nach rechts und links zündende Dialog macht das Stück. Zugegeben, daß sich hier die Grenzen zwischen



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Bühnenbild aus »Hokuspokus« von Curt Götz (Komödienhaus). In der Mitte links der Verfasser

Theater und Kabarett verwischen, und daß man an geistigem Gewinn aus dem Lustspiel nicht viel mitnimmt — was aber desto länger nachstrahlt, ist die Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, der funkelnde Witz und die spielende Grazie dieses Abends — Dinge, die in unsern Lustspielen gewiß nicht zu den Alltäglichkeiten zählen. Schauspielerstücke, und zwar gerade die erfolgreichsten, sind sonst der Schrecken eines feineren dramatischen Geschmackes; hier spielt einer sein Instrument mit ebenso viel Takt wie Geschick und Virtuosität, vielleicht weil er weiß, daß es nur eine Rohrflöte ist, und nie vergißt, daß man der keine Arien zumuten darf.

Das Ausland war in der diesmal zur Kritik stehenden zweimonatigen Spielperiode nur spärlich vertreten. Zu berichten wäre allenfalls von einem neuen, nein, schon vor dem Kriege geschriebenen und in andern Theaterstädten wiederholt gespielten Galsworthy. Aber wenn wir den Titel »Justiz« nennen, so wird man schon wissen, daß auch hier wieder nur eins der sozialkritischen Tendenz- oder Lehrstücke des Engländers vorliegt, die einmal, in der »Gesellschaft«, eine künstlerische Hochblüte hervorgebracht haben, dann aber im Zweckhaften und gedanklich Konstruierten steckengeblieben sind. So auch in dem Stück des Deutschen Künstlertheaters, wo mit Gemeinplätzen gegen veraltete und unmenschliche Gerichtsbarkeit angerannt wird und es nur einem der vielen Zuchthaustypen, dem von Ernst Deutsch mit rasender Wut und Wucht gespielten Sträfling in der Einzelzelle, vergönnt ist, das starre Gerüst der Tendenz mit Ausbrüchen menschlicher Leiden und Leidenschaften zu zertrümmern.

Außerdem schickte uns die angelsächsische Gegenwartsdramatik, die nach ihrer englischen oder ihrer amerikanischen Herkunft nicht immer genau zu unterscheiden ist, nur noch den »Geisterzug« von Arnold Ridley. Ein Grusel- und Spannungsstück mit gelegentlichen Anwandlungen grotesken Humors, schließlich aber, bei der Entlarvung des in der elenden Wartebude zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten vor sich gehenden mitternächtlichen Eisenbahnspukes als smartes »Schmuggelmanöver« geriebener Alkoholimporteure, ins Kriminalistisch-Kolportagehafte fallend. Die schnatternde alte Jungfer, die mit zu den vom Geisterzug Geängstigten gehört (von Rosa Valetti im Berliner Theater mit drastischer Komik gespielt), hat zweifellos das bessere Teil erwählt, wenn sie, sonst strenge Abstinenzlerin, jetzt vom ungewohnten Kognak beschwipst, den ganzen Gespensterkram verschläft. So kann sie doch, als alles vorüber, mit der beruhigten Gewißheit erwachen: »Kinder, es ist ja gar nichts passiert!«

Frankreich, das sich in seiner Exportdramatik eine Weile so gesittet und gutbürgerlich gebärdete, scheint jetzt des »trockenen Tones« satt zu sein und mit einem Seitensprung in den alten Sumpf zurückhüpfen zu wollen. Jedenfalls soll uns Simon Gantillons »Maya« mit ihren neun Bildern samt Prolog und Epilog nicht weismachen, dies mit Sentimentalitäten und mystischen Tiefsinnigkeiten geschminkte Dirnenstück unterscheide sich groß von den Schlafstuben- und Chambre-séparée-Stücken, mit denen die Pariser



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Die Gerichtsszene aus John Galsworthys Schauspiel »Justiz« (Deutsches Künstlertheater)
Links Ernst Deutsch und (kniend) Carola Toelle

Boulevard-Dramatik uns vor dem Kriege infizierte. Das bißchen indische Mythologie, das in diesen Liebesbecher geträufelt wird — Maya die Mutter der Wünsche, Maya die Schwester der Lüge, Maya die Tochter der Illusion, Maya die Muschel der Welt, aus der alles Leben quillt —, es wird uns die Sinne nicht so umnebeln wie den Parisern, die sich dieses Stück dreihundertmal haben vorspielen lassen, ohne daß ihnen übel geworden wäre. Die Regie in den Kammerspielen hatte ein zu Gaste geladener Franzose. Wenn er in seinem Vaterlande zu den führenden Männern des Theaters gehört, und andre würdigt man solcher Ehre doch wohl kaum, so können sich unsre Spielleiter, gleich Miß Bourne im »Geisterzug«, beruhigt schlafen legen.



Aufn. Scherl, Berlin

Emma Gramatica in der Tragikomödie »Die Medaillen einer alten Frau« von J. M. Barrie (Renaissancetheater)

Aus Italien kamen zu derselben Zeit, da Moissi in Paris als Hamlet und in zwei seiner Tolstoi-Rollen einer widerstrebenden Zuhörerschaft Bewunderung abzwang, die beiden Schwestern I r m a und E m m a G r a m a t i c a zu uns ins Renaissancetheater. Von ihnen ist Emma zweifellos die stärkere und ursprünglichere Begabung; die andre wird, wie der Zaunkönig unter den Schwingen des Adlers, nur so mitgenommen. Wie jetzt fast immer bei ausländischen Schauspielerleistungen, mußten wir im allgemeinen auch



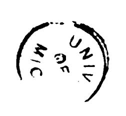
Aufn. Scherl, Berlin

Bühnenbild aus »Andre Hofer« von Franz Kranewitter (Wallnertheater)

hier wieder die Erfahrung machen, daß sie uns eigentlich gegenüber unsern eignen nichts Neues, in die Zukunft Weisendes zu bringen haben, vielmehr nur ältere, deshalb freilich noch keineswegs tote Stilperioden unsrer Entwicklung wiederholen oder neu beleben. So gehört das Spiel der Emma Gramatica im wesentlichen der psychologischen Naturalistik an, die wir mit Ibsen und dem jüngeren Hauptmann überwunden zu haben glauben, deren Menschlich-Wahrhaftiges aber, wie sich namentlich in ihrer schon in der Maske meisterhaften Darstellung einer alten Scheuerfrau in J. M. Barries Schauspiel »Die Medaillen einer alten Frau« zeigte, noch heute mit unverminderter Gewalt an unser Herz zu greifen vermag. Und noch eins soll man in diesen beiden Schauspielerinnen achten und ehren: das ist das arbeitsame, saubere und tüchtige Handwerk, das sich in all ihren Leistungen offenbart, und ohne das wir niemals — trotz allen Genialitäten! — zur Gesundung unsrer Theaterkunst gelangen werden.

Solcher Gesundung vorzuarbeiten, sind auch in letzter Zeit wieder mancherlei vornehmlich auf die Durchgeistigung unsrer Spielpläne gerichtete Bemühungen im Gange. An andern Stellen haben sie, wie ich mit Freuden höre, gute künstlerische und geschäftliche Erfolge zu verzeichnen; in Berlin setzen sie sich nur mühsam durch, schon weil hier von vornherein jede Gesinnungspflege als ein Attentat auf die Freiheit der Kunst gilt. Neuerdings ist dem **Bühnenvolksbunde**, der an dem katholischen Grundstamm seiner Unternehmungen eine starke Stütze findet, die Großdeutsche Theatergemeinschaft zur Seite getreten, mit der programmatischen Bestrebung, das Theater wieder dem »Familienpublikum« zur Verfügung zu stellen und den auf unsern Bühnen sich einnistenden »Kulturbolschewismus« abzuwehren. Sie hat mit einer Aufführung des »Andre Hofer« von dem Tiroler Franz Kranewitter im Wallnertheater begonnen, eines zwar vaterländischen, aber keineswegs pathetisch-nationalistischen Schauspiels, dem nun freilich mit dem Heroismus der Handlung auch der seine Umgebung befeuernde und begeisternde Held fehlt. Was Kranewitter in den Kanevas der überlieferten Geschichte einstickt, ist mehr eine psychologische, vielleicht sogar eine psycho-pathologische Charakterstudie eines Getriebenen und Geschobenen als eine heldische Angelegenheit voll dramatischem Willen und politischem Zielbewußtsein. So kam mit Heinz Salfner in der Titelrolle wohl eine anständige und würdige, aber keine gerade fortreißende Aufführung zustande, die dem neuen Unternehmen den entscheidenden Aufschwung geben könnte. Doch läßt der schon für die nächsten Monate bekanntgegebene Spielplan der »Großdeutschen Theatergemeinschaft« auf wirksamere Stücke und Aufführungen hoffen

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Julius Scholtz: Bildnis der Gräfin Einsiedel

Aus dem Besitz der Städtischen Kunstsammlung zu Chemnitz



Heft: 858 Febr. 1928

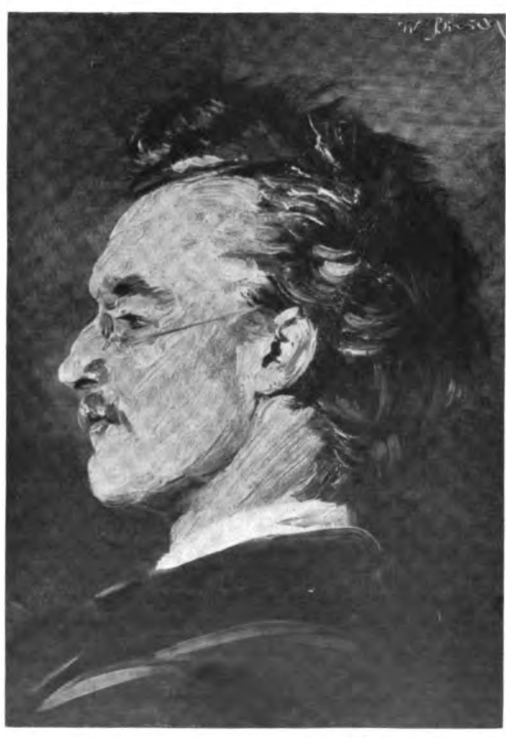
Wilhelm Busch als Maler

Von Adrian Lukas Müller (Dresden)

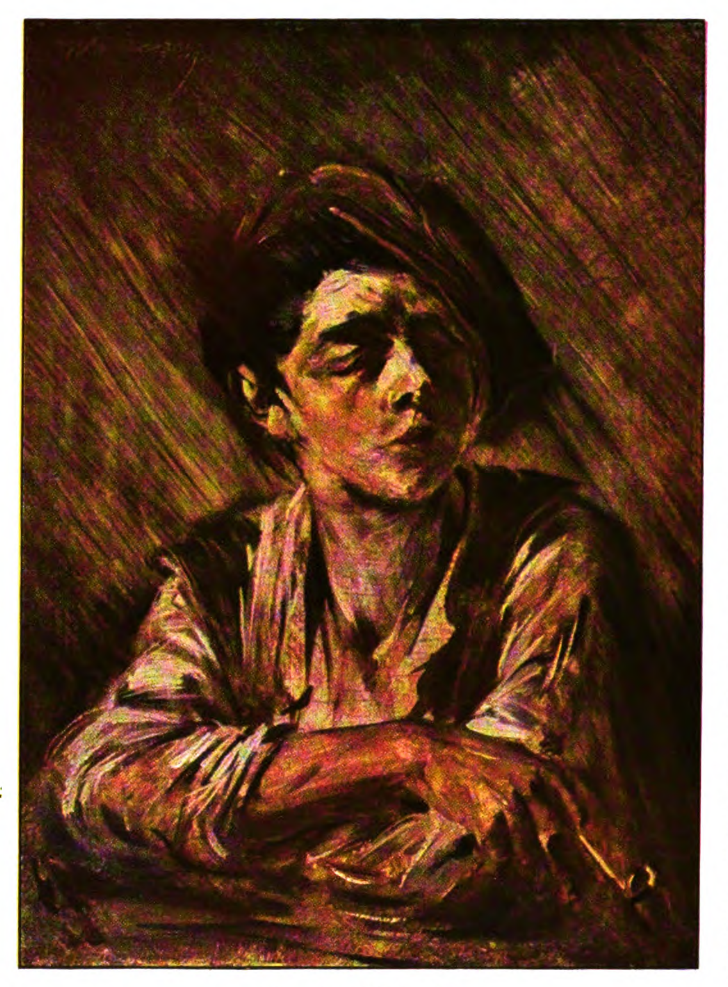
Mit neun, soweit nicht anders vermerkt, im Besitz des Verfassers befindlichen Gemälden von Busch

Um das rechte Verständnis für das malerische Vermächtnis Wilhelm Buschs zu gewinnen, muß man sich in die gute alte Zeit aufs Land zurückversetzen, als der Großstadtlärm noch nicht dahin gedrungen war, als die Großstadt für die Landbewohner noch eine ganz unbestimmte Vorstellung war und man noch gemütlich in der Postkutsche, in ihrer wenig anspruchsvollen Federung und ihren harten Sitzen reiste, unterwegs in dem an der Landstraße gelegenen Gasthaus »Zum goldenen Stern« speiste und den achtbeinigen Motor des Verkehrsmittels noch mit Hafer und Häcksel in Bewegung setzte.

Wilhelm Busch hatte die Studienjahre an den Akademien Düsseldorf und Antwerpen (1851 bis 1853) hinter sich und begab sich nach München, wo er bis Anfang der siebziger Jahre blieb, zwei Unterbrechungen ausgenommen; 1854 ist er längere Zeit in Wiedensahl, und 1869 geht er ein ganzes Jahr nach Frankfurt a. M. zu seinem Bruder Dr. Otto Busch, der uns noch näher begegnen wird und der hier in der Bankiersfamilie Keßler als Erzieher und Hauslehrer tätig ist. Je länger Busch jedoch in München weilt, um so unerträglicher wird ihm der ständige Wechsel der unter den Künstlern herrschenden Kunstmeinungen, und als er schließlich ein ganzes Jahr außerhalb der Isar-Stadt in Frankfurt a. M. zubringt, zieht er es vor, das fröhliche Treiben ganz mit der ländlichen Einsamkeit zu



Dr. Otto Busch (1869)



Die erste Pfeife (1870)

in der unberührten Ländlichkeit findet er auch in Hülle und Fülle, wo sein Auge nur hinblickt, die ihm von den alten holländischen Meistern her vorschwebenden malerischen Motive. Auch aus den nahen Lüthorst, Brannenburg, Wolfenbüttel, Bückeburg und Hameln werden Vorwürfe gesammelt und hier in Ruhe verarbeitet. Wie sehr er dabei das Geheimnis seiner Malerei gehütet wissen wollte, geht daraus hervor, daß er grob werden konnte, wenn jemand von seiner Malerei sprach oder ein ihn aufsuchender Verleger eins seiner Ölbildchen begehrte und es erwerben wollte. Hier in Wiedensahl lebt er das Landleben mit und fühlt sich dabei am wohlsten, weil es ihm keinerlei Zwang auferlegt. Wir sehen Busch da, wie er ein Großmütterchen malt, das ihrem kleinen Enkel ein Kandis-Ei zum Frühstück rührt; aber er hat auch Verständnis für die Schmerzen eines Dorfjungen, dem sein Wurstbrot auf die Erde gefallen ist und der sich deswegen in Tränen ergießt. Wenn der Nachbar in seiner Diele ein fettes Schwein schlachtet, reizt es sein Künstlerauge, den nach westfälischer Schlächterart am Halse abgeschnittenen Schweinskopf, dessen Augen noch zu sprechen scheinen, zu porträtieren, wobei er sich im Rot nicht gerade zu beschränken braucht, denn dem Kopf entfließt immer noch tüchtig Blut.

Aus dem Entstehungsjahr dieser Bilder, 1877, stammt auch eins der wenigen datierten Selbstbildnisse, das, auf dem wir Busch in einer Diele malend sehen, in der Linken die Palette, in der Rechten den Pinsel, wie er unter dem verwegen aufgesetzten, mit der Hahnenfeder geschmückten Künstlerhut den Beschauer anlacht, als wollte er sagen: Schaut her, ihr Münchner, wie gut und frei es sich hier arbeiten läßt, wo man keinerlei Etikette wahren muß und in den Tag hineinleben kann, so schön, wie ihn der liebe Gott gemacht hat. Knospe um Knospe des Malerbaumes kommt hier zur Blüte, und es entstehen

vertauschen, und kehrt in das stille und schöne Wiedensahl heim, um hier ungehindert seinen Idealen und Ideen leben zu können. Wiedensahl, zugleich der Geburtsort unsers Meisters, ein kleiner Flecken, liegt im Hannöverschen, an den Grenzen der Provinz Westfalen und des Ländchens Schaumburg-Lippe und gehört zum Stiftsbezirk des Zisterzienser-Klosters Loccum.

Neben dem zeichnerischen Werk, das bis vor etwa zehn Jahren von Busch allein bekannt war, ist in Frankfurt der kleinere, in Wiedensahl der wesentlichste Teil seiner malerischen Hinterlassenschaft entstanden, wenn man die nicht allzu große Anzahl unpersönlicher Akademie-Ölstudien unberücksichtigt läßt. Was in den Düsseldorfer und Antwerpener Studienjahren bei ihm noch Suchen und Tasten nach Ausdrucksform ist, entfaltet sich hier in Wiedensahl zur Reife und letzten Freiheit des Pinselstriches und wird eng verwandt mit dem klassischen zeichnerischen Schaffen. Hier

Werke von köstlicher Frische und Unbefangenheit. Und weil sich sein Genie mit einem Male so unbehindert entfalten kann, dünkt ihm dann wieder, weil er es mit seiner Kunst so unheimlich ernst nimmt, wenn er das Geschaffene kritisch betrachtet und mit dem strengen Maßstab seiner auserwählten Lehrmeister Teniers d. J., Adrian van Ostade und Brouwer mißt, daß vieles nicht wertvoll genug sei, um überhaupt bestehen bleiben zu dürfen. Wie Buschs Neffen berichten, wird in einer solchen Stimmung zu deren Schrecken ein großer Haufen bemalter Täfelchen aussortiert, in einen alten Brunnen zum Untergang versenkt oder den Flammen zur Vernichtung übergeben. Der List der Neffen ist es schließlich zu danken, daß viele Kostbarkeiten, die heute Museen zieren, vor dem ihnen bestimmten Los gerettet worden sind, denn sie haben entweder Attrappen anstatt der Bilder verbrannt oder die versenkten Schätze des Nachts wieder aus dem Brunnen gehoben.

Mit Vorliebe hat sich Busch die Vorwürfe seiner Gemälde unmittelbar aus dem ländlichen Leben geholt; weniges ist daher als gestellte Komposition bei ihm anzusprechen. Bilder, wie »Erynnien« (1875), von denen es einige Fassungen gibt, und »Puttentanz« etwa, sind Ausnahme geblieben. Seiner Meinung nach mußte ein für das Auge des Beschauers schönes Motiv, wenn es der Natur liebevoll entnommen war, auch als fertiges Bild anziehend wirken, und das ist schlechthin das übernommene Rezept seiner Kunst-Ahnherren überhaupt gewesen. Einmal sagt er: »Jed' Ding, und wär's ein irdener Topf, besitzt eine Art von schlauer Verborgenheit, die nur durch Fleiß, List, Talent überwunden wird«; ein andermal: »Ein brauner Krug, mit einem Glanzlicht drauf, ist mir bereits Idee. Geht dann so ein Ding durch ein originelles Menschenhaupt und eine geschickte Hand, so wird Teufel weiß ein Bild daraus. Ich habe bei Teniers und Brouwer unglaublich »geestige« (geistreiche) Töpfe gesehen.«

In seinen Zeichnungen ist es ihm immer darauf angekommen, das dem Auge Wichtigste hervorzuheben, störendes Beiwerk möglichst verschwinden oder gar weg zu lassen. Das gleiche hat auch der Maler Busch angestrebt und in seinen Hauptwerken, deren Entstehungszeit etwa in den Jahren zwischen 1868 bis 1890 liegt, vollgültig erreicht. Musterbeispiele dieser bündigen Ausdrucksform sind: »Der weinende Willi«, dem seine Mama die beruhigende Milchflasche bringt; »Zwei Holländer«, von denen sich der eine, der in der gelben Jacke, mit dem Hammer auf den Zeigefinger geschlagen hat, was bei dem Dahinterstehenden eine verschmitzte Schadenfreude auslöst; »Der Dorfschulze«, der in der kleinen Gemeinde wie ein Kaiser herrscht und uns mit Napoleonsmiene anschaut; der Schusterjunge, dem »Die erste Pfeife« weit wichtiger ist als sein Schusterhandwerk. In dem Profilporträt seines Bruders Dr. Otto Busch, 1869 in Frankfurt gemalt, erreicht er das letzte, was ein Porträt überhaupt neben kostbarer Malweise haben kann, daß es nämlich voller Leben ist.

Interessant, daß dieses Porträt ganz kleine Ausmaße hat: es mißt in der Breite 14 cm, in



Herbstlandschaft mit drei Kühen (1885) — Neuerwerbung des Provinzial-Museums in Hannover



Der weinende Willi (1875)

der Höhe 19,5 cm und ist auf eine Mahagoni-Holztafel gemalt. In seiner auserlesenen Güte fordert es nicht zu Unrecht zu einem Vergleich mit Bildnissen des hier wesensverwandten Wilhelm Leibl heraus.

Der damals aufkommenden Plein-air-Malerei hat sich Busch nicht verschlossen, wenn er sie auch auf seine Weise zu betreiben liebte. Die ihm so vertraute Landschaft um Wiedensahl konnte ihm hierzu die besten Motive liefern. Vor allem sind es die knorrigen Weiden, die ihre dünnen Arme in den Himmel strecken, den Käuzchen Unterschlupf bieten und am Tage wie in der Abenddämmerung gleich anziehend wirken. Es ist keine Erfindung, daß er den Bauern solche Weiden abgekauft habe, um sie vor der herbstlichen Beschneidung zu bewahren. Aber auch die grünen Wiesen, auf denen das Vieh von Brüderchen und Schwesterchen, wie auf unserm »Ländlichen Idyll«, gehütet wird, interessieren ihn. Im Dorf selbst malt er die alten Bauernhöfe, auf deren ehrwürdigen Giebeln die Sonnenstrahlen ihr buntes Geflimmer treiben, den Misthaufen, auf dem eine Anzahl strammer Hühner mit Gockel scharren. Nachdem des Abends der Wein die Gemüter der Bauern erhitzt hat, entstehen bei ihrer Heimkehr aus dem Wirtshaus komische Verzerrungen häuslichen Glücks, wobei der Kehrichtbesen eine nicht gerade zweckentsprechende Rolle spielt und Menschenschädel auf die Festigkeit von Steinnüssen erprobt werden.

Mit welch reicher Beobachtungsgabe der Maler die Natur überhaupt sieht, davon legen zwei Briefe Zeugnis ab, die dem Briefwechsel mit Maria Anderson entnommen und gewiß nur wenig bekannt sind. Da heißt es: »Nun sitz' ich wieder am Fenster unsers lieben Pfarrhauses und sehe in Garten und Feld hinaus. Wie ist hier doch, derweil ich fortgewesen, die Welt so eng und voll geworden! Aus Schollen und Zweigen, die ich kahl verließ, hat sich eine Fülle von schönem Laub hervorgedrängt; das wogt und neigt sich nun im frischen Morgenwinde. Hier die Rosenbeete, die Erbsenfelder, die Obstbäume;



Ländliches Idyll (um 1885)

dort die Gruppe von schlanken Pappeln, Birken mit Hängelocken und einer blühenden Akazie; und weiterhin im Wellenschlagen das Ährenfeld und die graue Windmühle und über alles daher die wandernden Wolken. Das gibt ein hübsches Wechselspiel von Licht und Schatten.« Und weiter: »Sie mögen gern Tiere leiden; ich auch. — Des Morgens um halb sechs werden die Hühner



Holländisches Wirtshaus (1885)



Zwei Holländer (1875)

Feder. Nun kommt der böse Glasermeister und macht alles fest zu. Das gibt ein trauriges Gezwitscher in den Bäumen da draußen. — Neulich pusselt Nachbar Mumme mit dem Spaten in seinem Garten herum, dicht bei den Stachelbeerbüschen. Auf einmal springt ein fremder Hund heraus und knurrt und will nicht weg und zeigt die Zähne. Der Hund ist toll, so heißt es gleich. Man holt die Flinte — bum! — Die Kugel geht dem Hunde durch den Kopf, er streckt sich aus und stirbt. — Wie man genauer zusieht, liegen drei ganz kleine neugeborene Hündchen im Gebüsch. Ach, meine liebe Frau Anderson! Es regnet und regnet und hat nur sieben Grad plus.«

Voll von dieser Naturbeobachtung stecken auch seine Bilder, und nicht zu selten seufzt er, wie schwer es doch sei, der Natur solch ein Augenblicksbild abzugewinnen und ihr hinter die Schliche zu

gefüttert und der schlanke Pfau mit dem Krönchen auf und dem Gefieder von Gold und Edelstein. Das ist der Vornehmste. Er pickt nur wenige Körner; dann geht's trrrrr!, und ein Fächer von tausend Liebesaugen flimmert in der Morgensonne. Das zittert und trippelt und macht mit den Flügeln! Aber die alten Hühnertanten kucken nicht hin, sondern hacken mit ihren harten, knöchernen Nasen im Sande weiter. Es muß wohl ein verwunschener Prinz oder ein metamorphosierter Olympier sein; denn wenn die Frau Brückner, das kleine Waschweibchen, auf den Hof kommt, so fliegt er auf ihren Rücken und faßt sie ganz ordentlich und regelrecht beim Zopfe an. Wenn sie nur nicht nächstens das Eierlegen anfängt! Wenigstens schnattern und gackern tut diese Madam Leda genug. Mein Bruder hat eine Küche gebaut; eine Zeitlang waren keine Fenster drin. Ein Rotstärtchen (Rotschwänzchen) — es singt immer zick zackzackzack! und bibbert dabei mit dem Schwanz — war heimlich aus- und eingeflogen und hatte sich auf einem Balken mit vieler Geduld ein weiches Nest gebaut von manchem Halm und mancher

kommen. Die Linsen der Photographen haben es darin viel leichter, meint er einmal. Den frischen ersten Eindruck eines Augenblicksbildes in seine Gemälde zu bringen, darum hat sich Busch auch sein Leben lang geplagt, ohne die Außenwelt je etwas von seinen Seelenkämpfen wissen zu lassen oder sie um ihr Urteil zu fragen. Wie er als Mensch und ganze Künstlerpersönlichkeit immer wahr und ehrlich gewesen ist, so hat er es auch mit seiner Malerei gehalten, und das ist schließlich wohl auch der Grund dafür, daß uns Betrachtern immer mehr die Schuppen von den Augen fallen.

Nahezu sein ganzes malerisches Werk hat uns Busch bei seinem Tode im Jahre 1908 als Vermächtnis hinterlassen, und als die Schätze mit zeichnerischen Restbeständen 1909 in München, zu zwei großen Ausstellungen vereinigt, in der Galerie Heinemann am Lenbachplatz der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, da war man mehr als erstaunt, daß der geniale Zeichner auch ein nicht weniger genialer Maler gewesen war. In unsrer schnellebigen Zeit ist die Erinnerung an diese Schau, die durch Deutschland gereist

ist und in verschiedenen Städten gezeigt wurde, bald in Vergessenheit geraten, so daß man heute den Maler nahezu wiederentdecken muß, um ihm endlich den wohlverdienten Ehrenplatz in öffentlichen und privaten Galerien zu geben.

In einem Aufsatz, der ausschließlich dem Maler Busch gewidmet ist, mag es am Platze sein, auch einiges über die Preise seiner Gemälde zu sagen. Fritz August v. Kaulbach, der im Todesjahr den Nachlaß Buschs mit den Erben ordnete und diese wegen der Preise beriet, setzte die einzelnen Werte von 800 bis 3000 Mark fest. Auch sind mir einige Verkäufe aus damaliger Zeit bekannt, wo diese Preisforderungen tatsächlich erzielt wurden. Daß der Absatz aber bei aller Güte der gebotenen Malerei trotzdem nicht übermäßig war, ist wohl der damaligen Kunstanschauung zuzuschreiben, die in einem modernen Gemälde etwas ganz andres suchte. Inzwischen mehren sich die Jahre, wir gewinnen mehr Abstand zu Buschs malerischen Werken und lernen deren Wert immer deutlicher erkennen. Da sich in neuerer Zeit auch amerikanische Sammler für den Maler Busch zu interessieren scheinen — gingen doch erst kürzlich zwei Hauptwerke in den Besitz der Galerie Indianapolis Ind. über —, so scheint sich eine größere Nachfrage bemerkbar zu machen. Auch die Kunstgeschichte wird dann nicht mehr umhinkönnen, Busch in seiner gebührenden Stellung als Maler anzuerkennen. Den ersten löblichen Versuch dazu machte kürzlich Karl Scheffler in seinem umfassenden Werke »Geschichte der europäischen Kunst im 19. Jahrhundert« (Berlin, Bruno Cassirer).

Das wachsende Interesse hat aber auch einem Übel Vorschub geleistet: die Kunstfälscherwerkstatt beginnt sich gleichzeitig für den Maler Busch zu interessieren. Nach meinen Erfahrungen werden die eigens für unsignierte Buschsche Gemälde von den Buschschen Erben verfaßten und von diesen unterschriebenen Echtheitsbestätigungen entfernt und auf die Rückseite herrenloser Atelierköpfe und Landschaftsstudien der Münchner und Düsseldorfer Schule, die mit Busch für das Auge des Laien manchmal etwas Gemeinsames haben, geklebt. Auch direkte Fälschungen sind mir bekannt geworden. Es empfiehlt sich daher, in Zweifelsfällen den Rat einer sachkundigen Persönlichkeit, noch besser eines Busch-Spezialisten anzurufen, um sich vor Schaden zu schützen.

Der Name Wilhelm Busch wird meistens im Zusammenhang mit Adolf Oberländer und Edmund Harburger genannt, wohl hauptsächlich, weil alle drei Humoristen im wahrsten Sinne des Wortes gewesen sind. Nun will es aber der Zufall, daß auch alle drei gemalt haben, und nicht schlecht; von Harburger gibt es sogar Gemälde, zum Teil freilich winzig kleinen Formats, die in ihrer Feinheit und Treffsicherheit von Menzelschem Geiste beseelt sind. Aber beide Künstler haben niemals diese Souveränität des Pinsels und die überlegene Mache eines Wilhelm Busch erreicht, haben niemals so logisch und folgerichtig gemalt wie er, so daß ihr Malerruhm verblassen müßte, wollte man sie ernstlich gegen ihn ausspielen.

Oft ist das Wort gefallen, daß Busch an den alten Holländern gescheitert sei. Seine Vorbildung an den Akademien zu Düsseldorf und Antwerpen fällt in eine Zeit, wo deren Ruhm täg-



Der Dorfschulze (1876)

lich im Steigen war. Wenn nun Busch innerlich wie äußerlich stark zu ihnen hinneigte, so hat er sie doch nicht kopiert, sondern, durch sie angeregt, versucht, ähnliche Leistungen zu vollbringen. In ein Hörigkeitsverhältnis ist er zu ihnen nie gekommen, wie Fritz von Ostini gern feststellen möchte, um eine Begründung dafür zu finden, warum er auf den öffentlichen Malerruhm verzichtet und der Einsiedler von Wiedensahl geworden wäre. Welcherlei Gründe ihn dazu bewogen haben, die lebensfrohe Isarstadt mit der ländlichen Einsamkeit zu vertauschen — wir können nur Vermutungen darüber aufstellen, sind doch selbst die allernächsten Anverwandten in das Geheimnis nicht eingeweiht worden. Die unumschränkte Anerkennung des Zeichners und überhaupt des Humoristen hätte ihm wahrlich genügen können, sich in der Großstadt feiern zu lassen.



Alte Bäuerin (1875)

Besieht man sich die von ihm gemalten Kopien nach Brouwer und Ostade aus dem Staedelschen Institut in Frankfurt a. M. näher, so wird man das Gefühl haben, daß diese mehr wegen der ihn interessierenden Sujets entstanden sind. Wenn sich auch zufällig zwei Kopien, so frei wie nur irgend möglich, nach dem Brouwerschen Bilde »Bittre Arznei« vorfinden, so darf daraus noch nicht geschlossen werden, daß er diesem Meister nun völlig verfallen war. Ein zweiter und nicht unwesentlicher Grund für die falsche Meinung ist der, daß der Münchner Ausstellung eine Anzahl von Gemälden, unter ihnen auch unser Bildnis von Dr. Otto Busch, gefehlt haben, Gemälde, die ein klareres Bild von Buschs ureignem Wesen vermittelt haben würden.

Die letzten achtzehn Jahre seines Lebens hat Busch nicht mehr gemalt, sondern sich schriftstellerischen und zeichnerischen Werken gewidmet und im Kreise seiner Neffen und deren Familien ein beschauliches Dasein geführt. 1898 erfolgt dann die Übersiedlung nach Mechtshausen. Während der warmen Sommermonate finden wir Busch dann und wann in der alten Stadt Verden a. d. Aller, in der sein nun inzwischen auch verstorbener Neffe Gymnasialprofessor war. Von dessen Wohnung und Garten aus hatte er einen wundervollen Blick auf den Dom und konnte die Krähen und Falken beobachten, die um ihn ihr gaukelndes Spiel trieben. Oft sitzt er im Garten in einem Lehnstuhl im Schatten eines Baumes, die nie ausgehende Zigarette in der Hand, und blickt versunken über den Fluß in die sich weit hinziehende Ferne, deren Eintönigkeit durch verstreute Windmühlen unterbrochen ist und die er als Norddeutscher so sehr liebt.

1908 schloß er in Mechtshausen seine Augen für immer.

1890 ist das malerische Werk etwa schon abgeschlossen. Wir sollen es nicht als Fragment, sondern als abgeschlossenes Ganzes lieben lernen. Das Verständnis für diese hohe Kunst ist, wie so oft, möglicherweise auch wegen der urwüchsigen, gar nicht gesellschaftsfähigen Vorwürfe, nicht ganz leicht gefunden; wer sich aber mit ihr einmal ernstlich beschäftigt hat, ist ihr für immer verfallen, denn sie wird sich ihm in ihrer ganzen Schönheit erschließen.

Armer Künstler hat es sauer,
Doch Erfolg kommt allgemach!
Zeigt sich nur erst ein Beschauer,
Folgen wohl die andern nach.

Der Mann auf dem Balkon

Roman von Carry Brachvogel

II

Hildegard hatte viel nachgedacht, gegrübelt, geweint und war, wenn auch nicht zum Frieden, so doch zu einem Waffenstillstand mit sich selbst gekommen. Was blieb ihr auch andres? Seldneck hatte ja recht: bis zur Stunde lag gegen Rechtsanwalt Gademann nichts vor, was ihn tatsächlich belastet hätte. Meinungsverschiedenheiten gab es heute in vielen Ehen, in vielen Familien, aber deswegen lief man doch nicht auseinander und betrachtete sich gegenseitig als Feind oder Mensch zweiter Klasse! Hier mußten Duldsamkeit, Liebe zur Stelle sein und ein heilsamer Respekt vor der inneren Freiheit eines jeden, der sich nicht ehrlos verging. Und wenn auch alles in Hildegard sich gegen ihren Mann erhob, wenn sie die Qual nicht ausdenken mochte, wieder neben und mit ihm zu leben, so wußte sie doch, daß es ihre Pflicht war, solche Qual auf sich zu nehmen, weil sie nicht verdammen durfte, ehe sie das blanke Recht dazu besaß, und weil sie Erich nicht verlieren durfte, der sich entfremdet von ihr wenden würde, wenn sie sich ohne schweren Grund vom Vater trennte. So war es im gegenwärtigen Augenblick unmöglich, eine entscheidende Änderung herbeizuführen. Mochte denn alles so bleiben, wie es jetzt war, mit dem Riß im Inneren, den sie nach außen noch verbergen konnte! Der Mann dort, sie hier, Erich im Internat. Wenn Erich erst das Gymnasium hinter sich hatte, mochte man weiter sehen. Er wollte ja zur Marine, würde also wenig mehr zu Hause, viel in fernen Ländern sein.

Sie war ruhig geworden, aber spurlos waren diese Kämpfe nicht an ihr vorbeigegangen. Ihr Gesicht erschien herber, und um die Augen lag oft eine tiefe Müdigkeit. Seldneck sah es voll Mitgefühl und dachte, daß dieser schillernde, zweifelhafte Rechtsanwalt Gademann um diese Frau zu beneiden sei, die so still kämpfte, so heiß empfand und so tapfer trug.

Er dachte an sein Haus. Behaglich war es, erfüllt vom Geist der Arbeit und dem erlesenen Geschmack seines Besitzers. Doch die F r a u fehlte, der gute Kamerad. Diese hier konnte seine Frau, konnte sein guter Kamerad sein. W a r sein Kamerad, seine treue Gefolgschaft, gehorsam seinem Wort und Willen. Glückselig, wenn er ihre Hand hätte ergreifen, wenn er hätte sagen dürfen: Komm mit mir in mein einsames Haus, auf daß ich wieder weiß, wie eine Frau, m e i n e Frau ist, und wie das Echo, das meiner Stimme aus einer geliebten Brust zurücktönt!

Und gleich ihm dachte Hildegard: Wie schön müßte es sein, einem Manne wie ihm zu gehören! Ihm dienen zu dürfen, ihm das Leben leicht zu machen, jede Sorge mit ihm zu teilen, und von ihm zu lernen, wie die großen Dinge der Welt betrachtet werden müssen! Ich aber bin Robert Gademanns Frau! Ich bin vertrieben vom Glück. Habe einen Mann, den ich nicht mehr lieben kann.

Einmal sprach sie solche melancholischen Gedanken auch bei Seldneck aus.

Er lächelte ein wenig. »Wie jung sind Sie noch, Hildegard, daß Sie noch ein solches Glücksverlangen in sich tragen! Unsereins hat längst resigniert und kennt Glück nur noch vom Hörensagen.« Und als hätte er sich schon zu sehr eröffnet, fügte er hinzu: »Übrigens wissen Sie ja: der Mensch ist nicht auf der Welt, um glücklich zu sein, sondern um seine Pflicht zu tun.«

»Ich denke immer daran. Ich denke daran, weil Sie es mich lehrten. Und immerfort bin ich zu dem großen Opfer bereit, zu dem großen Opfer für Sie, Albrecht, für S i e ganz allein!«

Er sagte nichts. Er dachte: Weiß sie wohl, welches Opfer es mich kostet, sie jetzt nicht in die Arme zu nehmen und sie nicht mehr zu lassen? Nein, sie weiß es wohl nicht, denn sie ist nicht kokett, sie ist nur schwärmerisch und vergleicht mich mit ihrem Mann.

Dann sagte er mit mühsamem Lächeln: »Hildegard, Sie schwärmen wieder einmal! Sprechen Sie nicht von den großen Opfern! Die sind viel schrecklicher, als Sie denken! Sie haben noch kein großes gebracht. Das große Opfer ist wie das Haupt der Medusa — man versteint vor Grausen, wenn man ihm ins Gesicht geblickt hat, blicken mußte ...«

Sie wußte, daß er an die Söhne dachte. Angesichts dieses Opfers fand sie nicht mehr den Mut, von dem ihrigen zu sprechen, und es rührte sie, daß Seldneck, der kinderlos Gewordene, sich immer wieder nach Erich

erkundigte, gern zuhörte, wenn die Mutter von dem Sohn sprach, der ihm wohlgefallen hatte, wenn er ihm auch straffere Zucht und Selbstbeherrschung gewünscht hätte.

Still und ausruhend waren diese Abende bei der violett verschleierten Lampe. Ausruhend für den Mann, der hier für Stunden statt des Schwungrads der Arbeit nur das Brodeln des Teekessels vernahm. Ausruhend für die Frau, die in der Nähe dieses Mannes den aufreibenden Zwiespalt vergaß, der ihr Leben zerriß, und nur fühlte, daß bei ihr ein Mensch saß, in dem alles Wahrhaftigkeit, Klarheit und Festigkeit war. —

Eines Abends, etwa eine halbe Stunde vor der Zeit, zu der Selbneck sich gewöhnlich verabschiedete, ertönte die Klingel der Haustür.

Verwundert horchten beide. Selbneck fragte: »Wer kann das noch so spät sein?«

Hildegard lauschte noch einen Augenblick: »Ich glaube, es hat sich nur jemand einen sogenannten Witz gemacht und im Vorübergehen auf den Knopf der Leitung unten am Haustor gedrückt.«

»Könnte es nicht ein Telegramm sein?«

Sie schüttelte verneinend den Kopf. »Der Depeschenbote läutet anders, schriller und länger.«

Die Klingel ertönte zum zweitenmal.

Hildegard war jetzt doch etwas erschrocken, fürchtete etwas Unbestimmtes. Sie entriegelte die schon verschlossene Haustür. Prallte betroffen zurück. Vor ihr stand ihr Mann ...

Sie starrte ihn an, als könnte sie ihren Augen nicht trauen. »Du ...?«

»Ja, ich! Du scheinst nicht sonderlich erfreut zu sein. Übrigens eine merkwürdige Wirtschaft bei euch im Hause! Wäre nicht ein Dienstmädchen zufällig zurückgekommen, die das Tor aufsperrte, stünde ich jetzt noch unten und läutete ohne Erfolg.«

Sie stotterte irgend etwas, von dem sie gar nichts wußte.

Doktor Gademann sah sie aufmerksam an, während er im Vorzimmer Hut und Mantel ablegte. »Was ist mit dir, Hilde? Du machst einen sozusagen entgeisterten Eindruck. Wäre ich eifersüchtig, käme ich auf sonderbare Gedanken.«

Sie begriff selbst nicht, warum sie so befangen, so verstört vor ihm stand, als erwarte sie, daß er gleich wieder gehen würde. Ungeduldig sagte er: »Nun, Hilde, wir werden doch wohl nicht hier im Vorzimmer übernachten! Oder störe ich so sehr, daß du mich nicht einmal ins Wohnzimmer führen kannst? Oder« setzte er milder hinzu — »ist der Herr Staatsrat dort anwesend? Dann würde ich allerdings verzichten!«

»Nein, nein! Entschuldige nur, ich bin so überrascht —«

»Das sehe ich!« sagte er ärgerlich und trat ein. Hilde folgte ihm.

Die beiden Männer waren betroffen, als sie einander erblickten. Begrüßten sich aber sehr höflich und reichten sich die Hände. Jede Hand bebte ein wenig in Widerwillen gegen den andern. Sie wechselten verbindliche Worte, erinnerten sich, daß sie sich in der Schweiz getroffen. Dann abermals Verbindlichkeit, Versicherung, daß man sich sehr gefreut habe, einander wieder einmal zu sehen. Verneigung Selbnecks vor dem Ehepaar. Doktor Gademann gab dem Scheidenden freundlich das Geleit und entließ ihn auf die Straße.

Nun waren Hildegard und ihr Mann allein. Sie war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie sprach und tat.

Doktor Gademann hatte sich bequem in den Sessel gesetzt, in dem eben noch Selbneck gesessen, zündete sich eine Zigarette an, bot auch seiner Frau die silberne Zigarettendose, die ihn nie verließ. Hildegard hatte sie ihm einst, in glücklichen Jahren, geschenkt.

Er tat ein paar Züge, schien sich vorsorglich zu vergewissern, daß die Zigarette auch nicht kohle, sondern ein schönes, gleichmäßiges Glutenrändchen zeige, blies ein paar Rauchwolken in die Luft und sagte mit leichtem Spott, aber doch mit gereiztem Unterton: »Kommt dieser Volkstribun häufig zu dir?«

Er sah ihre Verwirrung, fand sie belustigend und fuhr fort: »Ich wußte gar nichts von diesem Verkehr! Etwas merkwürdig, daß du mir kein Wort davon mitgeteilt hast! Aber es war vielleicht ganz klug von dir! Ich wünsche nämlich diesen Verkehr nicht —«

Hochmütig, verletzend war es gesprochen. Ihre Verwirrung wich jetzt der Erbitterung. »Ich stehe nicht unter deiner Vormundschaft!«

»Du irrst, mein Kind! In gewissem Sinn stehst du unter meiner Vormundschaft. Es geht nicht an, daß die Ehefrau mit Persönlichkeiten verkehrt, die der Ehemann ablehnt!«

»Ablehnt? Wie kämst du dazu, Selbneck abzulehnen?!«

Statt aller Antwort lachte er. Ein leises, klangvolles Lachen, mit einem Anflug von Belustigung getönt. Er erhob sich, streifte vorsichtig die Asche ab und ging ein paarmal im Zimmer hin und her.

Die Gademanns hatten stets als ein schönes Paar gegolten, das äußerlich prächtig zueinander paßte. Heute aber empfand das Auge einen Widerstreit zwischen der Erscheinung dieser Frau im Trauerkleid, die verstört aussah und verwirrt redete, und dem Rechtsanwalt Gademann, der trotz der Reise, die hinter ihm lag, so wohlgepflegt und elegant dastand, als hätte er eben erst sein Ankleidezimmer verlassen. Lebhaft waren Rede und Gebärden, männlich-voll der Klang seiner Stimme, die scharf aussprach, ohne deshalb schauspielerisch zu wirken. Und so bezwingend waren Rede, Gebärden und Stimme, daß sie sich an den engen Wänden des Zimmers zu stoßen, nach einem Hörsaal und einem großen Auditorium zu begehren schienen. Das blasse Gesicht mit der römischen Nase und der feingebosselten Stirn unter einer weichen, rötlich schimmernden Haarwelle hätte einem Mimen gehören können, aber da war der auffallend schöne Mund mit den spöttisch emporgezogenen Winkeln, waren die scharfen Augen, in denen es unaufhörlich glitzerte von Geist, Witz, Überlegenheit.

Immerfort war Hildegard der Erscheinung und dem Wesen dieses Mannes erlegen, und da sie ihn jetzt vor sich sah, da sie seine Stimme hörte, die sie stets bezaubert hatte, wurde der Abscheu ihres Herzens von namenlosem Schmerz überwellt. Und ein Funken von Hoffnung wollte in ihr aufglimmen. Wenn doch alles nur Irrtum wäre, Täuschung oder Unmut! Sie klammerte sich jetzt an Selbnecks Worte, die von mangelnden Beweisen gesprochen hatten, und fühlte doch zugleich im Innern, daß sie sich selber belügen wollte.

Rechtsanwalt Gademann hielt in seinem Auf- und Abschreiten inne, blieb lächelnd dicht bei seiner Frau stehen. Seine Stimme klang hell und weich, als redete er zu einem verzogenen Kinde. »Sieh da, Hildchen möchte aufmucken! Hildchen versucht wohl gar einen Flirt mit allen Schikanen?! Schön, ich bin nicht eifersüchtig. Ich weiß schon, daß du nie außer acht läßt, was du dir und mir schuldig bist! Also flirte, mein Schatz, soviel du willst. — aber nicht mit Selbneck! Ich wünsche nicht, daß dieser Mann bei dir verkehrt! Hörst du, ich wünsche es nicht!«

Scharf betont hatte er die letzten drei Worte gesprochen. Die Stimme war befehlend geworden.

Auch Hildegards Stimme klang jetzt schroff. Der Zauber des Mannes war gebrochen. »Bitte, sprich nicht weiter! Nicht vor mir, denn ich hege die größte Hochachtung vor Selbneck. Ja, ich verehre ihn!«

Er nickte. »Ich weiß es, obgleich du mir nie ein Wort von deiner Bekanntschaft mit ihm gemeldet hast —«

»Gemeldet? Ich bin kein Untergebener, der Meldungen zu erstatten hat! Läßt du mich ausspionieren?«

Er zuckte die Achseln, streifte wieder Asche von dem roten Glutenrändchen. »Ach, was für große Worte! Spionieren! Glaubst du, ich brauchte erst einen Aufpasser, der mir meldet, mir und andern, daß Selbneck hier aus und ein geht? Jeder Schritt, den er macht, interessiert ja augenblicklich die blödsinnige Presse und die noch blödsinnigere Menge höchlich. So weiß jedermann bei uns daheim, was hier vorgeht.«

»Es geht bei mir nichts vor, was nicht jedermann wissen dürfte!«

»Das mag sein. Aber man muß auch den Schein meiden. Darum eben bin ich hier. Du kannst dir wohl denken, daß ich nicht wegen irgendeiner Eifersüchtelei die Kanzlei für Tage im Stich ließe. Da muß schon etwas Besonderes sein. Und dies Besondere ist, daß ich dich von hier mit nach Hause nehme. Ich war lange genug Junggeselle. Ich will meine Frau wieder für mich haben, nicht für den Herrn Staatsrat.«

Sie war sprachlos vor Schreck. Sie sollte fort von hier? Heim zu ihm? Unmöglich! Sie versuchte Ausflüchte. Das Alter ihres Vaters, sein schlechtes Befinden.

Er entwaffnete sie aber gleich. »Der Herr Staatsrat hat seine Pflegerin. Sollte eine zweite nötig sein, werden wir eine zweite nehmen. Oder wir bringen ihn in ein erstklassiges Sanatorium.«

Da raffte sie all ihre Stärke zusammen. »Gut, Robert, ich gehe mit dir. Aber nicht, ehe ich weiß, wer du bist!«

Er sah sie einen Augenblick betroffen an, dann lachte er wieder. »Wer ich bin? Das

müßtest du eigentlich wissen: Dr. jur. Robert Karl Ludwig Gademann, Sohn des verstorbenen Oberregierungsrats...«

Sie unterbrach ihn. »Laß die Witze! Mir ist nicht danach zumute! Ich will wissen, wer du bist, denn ich weiß es nicht!«

Sein Gesicht wurde ärgerlich. Seine Stirn runzelte sich. »Mein Gott, du wirst mir doch nicht eine Szene a la ‚Nora' vorspielen wollen: ‚Ich habe zehn Jahre lang mit einem fremden Manne unter einem Dache gelebt!' Wenn ich das sehen will, gehe ich ins Theater, aber ich reise darum nicht zu meiner Frau — —«

»Dann werde ich dich fragen, und von der Beantwortung dieser Fragen hängt meine Rückkehr zu dir ab.«

»Bitte, Madame, fragen Sie! Tant qu'il vous plaira!« Er setzte sich ihr wieder gegenüber, und seine Mundwinkel zuckten, als wäre er belustigt. Doch er war es nicht. War nur wachsam.

Hildegard holte tief Atem. Ihre Stimme klang belegt vor Erregung, als sie fragte: »Wie war es mit jenem Attentat?«

Er tat, als ob er sich erst besinnen müßte, daß ein Attentat auf ihn gemacht worden war. »Das Attentat? Aber was soll da gewesen sein? Ein armer Teufel, der den Verstand verloren hat!«

Sie schüttelte verneinend den Kopf. »Er hatte den Verstand nicht verloren. Er gab vor dem Untersuchungsrichter ganz klare Auskunft!«

»So? Das blieb mir unbekannt! Es wird mich sehr interessieren, von dir Näheres darüber zu erfahren! Und auch über die Quelle, aus der deine Kenntnisse stammen!«

Böse funkelten jetzt seine Augen. Hildegard aber ließ sich nicht mehr einschüchtern.

»Der Mann sagte: ‚Dr. Gademann ist ein Schädling. Ist ein...'« Sie stockte, wollte das Wort nicht aussprechen.

Er erriet es, sagte leichthin: »Somit siehst du selbst, daß er den Verstand verloren hat! Er ist ja auch in eine Heilanstalt gesteckt worden!« Er lachte bei diesen Worten, wurde aber gleich wieder ernst. »Über all dies könnte ich dir leicht Auskunft geben und werde es zu gelegener Zeit tun, aber nicht heute, denn heute kann man vernünftige Dinge nicht mit dir besprechen! Aber ich erkenne daraus deutlich, wie nötig es ist, daß du heimkommst. Herr Selbneck scheint sich in Ehen als Aufwiegler betätigen zu wollen. In meiner Ehe. Das wird ihm aber nicht gut bekommen!«

»Willst du ihn etwa fordern?«

Rechtsanwalt Gademann zuckte die Achseln. Er war innerlich empört, aber er beherrschte sich. »Ich werde ihn nicht fordern. Auf solche Art Genugtuung verzichte ich gerne. Ich habe mit Selbneck überhaupt nicht zu rechten, wohl aber mit dir! Oder ich würde mit dir rechten, wenn du im gegenwärtigen Augenblick zurechnungsfähig wärest! Du bist es aber nicht. Darum sage ich dir nur, du kehrst mit mir heim! Den Wohnsitz der Ehefrau bestimmt der Mann, die Konsequenzen einer hartnäckigen Weigerung von deiner Seite wirst du als Frau eines Juristen dir selbst ausmalen können! Gute Nacht!«

Er verließ das Zimmer, das Haus. Hildegard saß noch stundenlang, wie er sie verlassen hatte, unfähig, ihre zerflatternden Gedanken zu ordnen.

Rechtsanwalt Gademann war nicht ganz aus freiem Antrieb gekommen, um seine Frau heimzuholen. Nach dem mißlungenen Attentat war um ihn her böses Getuschel entstanden. Man wußte, daß der Attentäter ihn »Schädling« genannt und bei der Vernehmung seltsame Andeutungen über ihn gemacht hatte. Diese Andeutungen waren freilich verworren, ohne festen Untergrund gewesen, und der ganze Geisteszustand des Attentäters machte seine vorläufige Überführung in eine Heilanstalt durchaus verständlich. Aber, aber da war auch Hildegards merkwürdig langes Fernbleiben, das viele als Anzeichen eines ehelichen Zusammenbruchs erkannten oder deuteten. Mehr denn einer hatte bemerkt oder wollte bemerkt haben, daß zwischen dem Ehepaar ein Riß klaffe, ein Riß, der nicht aus alltäglichen Ehemißhelligkeiten herrühre. Bestand da nicht ein Zusammenhang zwischen den Motiven des Attentäters und der Abwesenheit der Frau? Und war es nicht sehr pikant, daß just Gademanns Frau dem heimkehrenden Selbneck huldigend einen Blumenstrauß überreicht hatte? Denn so, als vorbereitete Huldigung, stellte sich der einfache Vorgang jetzt schon in der Phantasie der vielen dar, für die ein findiger Photograph den Augenblick festgehalten hatte, in dem Selbneck grüßend zu Hildegard getreten war. Schnell war Kombinationslust am Werke. Hilde-

gard, lange vom Gatten getrennt, Blumenhuldigung für den andern, der in allem der Antipode Gademanns war. Deutete all dies nicht auf schlechte Ehe? Deutete es nicht auch auf neue, zarte Beziehungen, die sich da auf dem Bahnsteig angesponnen hatten oder anspinnen konnten?

Über die Vermutungen, die Hildegard eine verspätete »Extratour« zutrauten, hätte Rechtsanwalt Gademann nur gelächelt, aber heimholen wollte er Hildegard deswegen doch, damit auch das übrige Getuschel vom Zerfall der Ehe und dem tiefgreifenden Riß verstummen mußte. Denn dies Getuschel nahm als Tatsache an, was in der Wirklichkeit nicht existierte, was nur zuweilen durch Rechtsanwalt Gademanns Phantasien geisterte, wenn unversehens die alte Wunde, die seiner Eitelkeit geschlagen worden, aufs neue schmerzte. Geisternde Phantasien sind aber keine Beweise, und niemand würde Beweise haben, ehe nicht Rechtsanwalt Gademann alle Schiffe hinter sich verbrannt hatte. Es lüstete ihn aber gar nicht nach solchem Schiffsbrand. Er war ein feuriges Temperament und ein feuriger Redner, aber ein völlig kaltes Herz, und weder Sympathie noch Antipathie hätte ihn je einer Sache oder einer Partei zugeführt oder entfrembet.

Doch überall gab es in diesen Zeiten der Not und Wirrnis Elemente, die Nutznießer der Not und Wirrnis sein wollten, im Kleinen wie im Großen. Der eine wollte sich ein bescheidenes Stück aus der Haut des Nächsten schneiden, der andre ein ansehnliches, und Kleine wie Große suchten wertvolle Helfer. Rechtsanwalt Gademann, der einst einen merkwürdigen Prozeß geführt und im Feld Vorträge gehalten, für die man ihn in die Heimat entlassen hatte, wurde von mancher Seite umworben. Er ließ es sich gern gefallen, sonnte seine Eitelkeit in dem Gefühl, daß man ihn locken, gewinnen wollte.

Bis zur Stunde hatte er nur gespielt. Gespielt mit Gedanken und mit Menschen, die sich wie von Nebel umschleiert leise an ihn herantasteten. Jetzt aber sprang in lockender Klarheit etwas Neues vor ihm auf: Selbnecks Sturz! Wenn er, Rechtsanwalt Gademann, bewiese, daß dies dreimal bekräftigte »Nein« gar nicht bestehen konnte! Daß die gegnerische Seite mindestens ebensoviel Recht auf die wertvollen Gruben hatte! Versuchung zu solcher Stellungnahme und Beweisführung war schon mehr denn einmal vorsichtig an ihn herangetreten. Jedermann wußte ja aus weithin sichtbarer Erfahrung, daß Deutsche immer bereit sind, an das eigne Unrecht zu glauben, hauptsächlich wenn ein Deutscher es ihnen klar macht! Wenn er Selbneck so treffen und ihn der Welt als leichtfertigen oder hartnäckigen Fälscher darstellen könnte!

Dieser Gedanke reizte ihn, machte ihm heiß. Doch schnell verabschiedete er ihn. Jetzt war keine Zeit, ihm nachzuhängen. Das waren Pläne, die wohl erwogen werden mußten. Jetzt handelte es sich um Hildegard und ihre Heimkehr. Wie töricht, daß er Hildegard so lange von sich ließ! Und törichter noch, daß er eben den häßlichen Auftritt mit ihr hatte!

Er stupfte die Zigarette so heftig in den Aschenbecher, daß sie verlosch. Diese alberne Geschichte mit dem Attentat! Er hatte sich doch, weiß Gott, redlich bemüht, ihr die Sache als nebensächlich darzustellen, aber sie hatte seit einiger Zeit eine merkwürdige Art, mit dem Wort und mit dem Blick zu forschen. Immer sollte bei ihr alles »Ja, ja« oder »Nein, nein« sein. Ehedem hatte diese Geradlinigkeit ihn, den Schillernden, gefesselt, doch von dem, was jetzt in ihm und um ihn war, konnte sie mit ihrer Veranlagung nichts verstehen. Dies Tändeln mit Menschen und Möglichkeiten, dies Kneten einer Situation, der man in der nächsten Stunde schon wieder ein andres Gesicht geben konnte, dies Hintasten, um, wenn die Laune kam, die Hand blitzschnell wieder zurückzuziehen, dies Klarheit in Dunkel verwandeln, Menschen und Dinge verwirren, daß alle Begriffe durcheinanderfielen, als wäre die Wirklichkeit nur ein Vexierspiel, diese unterhaltende Teufelskunst, in der er Virtuose war — nein, davon würde Hildegard nie etwas verstehen!

Rechtsanwalt Gademann hatte allmählich so viele Zigaretten verpafft, daß er ganz eingehüllt in Rauchwolken saß. Er merkte es nicht und verließ auch das Rauchzimmer nicht, obgleich es schon recht spät geworden und immer wieder ein Kellner mahnend hereinlugte. Doch Rechtsanwalt Gademann blieb unempfindlich für die Lichtspargelüste des Hotels und die Müdigkeit der Angestellten. Er hatte wichtigere Dinge im Kopf als Strompreise und Schlaf.

Wie konnte er Hildegard zu sich und in sein Haus zurückführen? Die Andeutung von »Scheidung« war natürlich nur eine leere

Drohung gewesen, die ihm jetzt albern vorkam. Wäre denn für ihn ein Aufhören der Gemeinschaft mit Hildegard denkbar? Sein kaltes Herz wußte wenig von Güte, Mitleid oder sozialem Empfinden — alles, was es an Weichheit und Zärtlichkeit zu geben hatte, strömte es über das eigne Nest hin. Die Frau, der Sohn — sie waren die beiden einzigen Menschen, die Rechtsanwalt Gademann je von Herzen geliebt hatte. Darum eben liebte er sie ausschließlich, inbrünstig und fast verzweifelt.

Nie, niemals würde er von Hildegard lassen! Sein war sie und mußte sie bleiben! Schon rötete Zorn seine Wangen, daß ein andrer Mann vielleicht prahlerisch meinen könnte, die Frau, die Gademann zu eigen gewesen, könne je einem andern gehören!

So wollte er denn versuchen, morgen, nein, es war ja schon »heute« geworden, eine ruhige, freundschaftliche Aussprache mit ihr zu haben. Wollte versuchen, sie zur Heimkehr zu bewegen. Oder war es am Ende besser, die Frage der unverzüglichen Heimkehr unerörtert zu lassen und nichts gegen Hildegards längeres Verweilen bei dem Herrn Staatsrat einzuwenden? Er bedachte diesen neuen Gesichtspunkt sorgfältig und fand, daß er vieles für sich habe. Ja, es war besser, Hildegard zunächst noch hier zu lassen. Daheim könnte ihr gerade jetzt doch mancherlei zu Ohren kommen, was sie in ihrer Geradlinigkeit mißverstehen würde, und damit wäre Anlaß zu neuen Unstimmigkeiten gegeben.

Aber Hildegard blieb ja nicht nur beim Herrn Staatsrat, sondern auch im Bannkreis Selbnecks! Einen Augenblick bedachte es Rechtsanwalt Gademann. Doch er war zu eitel, um sich einzugestehen, daß er jetzt doch ein leises Unbehagen empfand. Mag er ihr den Kopf mit seinen Phrasen verdrehen! Auch dieser Turm wird stürzen, wie schon viele Türme gestürzt sind! Dann wird sie froh sein, ein Haus zu haben, das sicher steht.

Jählings überfiel ihn große Müdigkeit. Er erhob sich, reckte die Arme und gähnte. Er war mit seinen Erwägungen zu Ende, war mit sich ins reine gekommen. Er suchte sein Zimmer auf, um vor dem Morgengrauen noch ein wenig Schlaf zu finden.

Die Stimmung im Grenzgebiet war in der Tat »brenzlig«, wie Rechtsanwalt Gademann es nannte. Immer wieder kam es zwischen hüben und drüben zu kleinen Häkeleien, immer wieder gab es »Grenzvorfälle«, die je nachdem aufgebauscht oder verkleinert dargestellt wurden. Alle waren gereizt, erbittert, geneigt, in jedem, der durch die Grenze von andern geschieden war, einen persönlichen Feind zu erblicken.

In diesen Tagen kehrte Erich Gademann nach bestandenem Abiturium in das Haus seines Vaters zurück. Wurde auch gleich von der streitbaren Stimmung ergriffen, die rundum lagerte, und die seinem jugendlichen Ungestüm weit besser zusagte als die neutrale des Internats. Gleich ihm erging es Kameraden von der Schulbank, mit denen er hier zusammentraf, und all diese Unerfahrenen konnten nicht genug hören von jenen »Grenzvorfällen«, deren jeder, nach ihrer Ansicht, deutlich die Niedrigkeit des Gegners dartat. Sie waren ja alle viel zu jung, um zu begreifen, daß sehr viele dieser »Grenzvorfälle« auf beiderseitiger Raufboldhaftigkeit beruhten, die froh war, sich unter der Tarnkappe des Patriotismus bergen zu können. Niemals fiel Erich das Wort Selbnecks von den Schweigsamen ein, und wenn es ihm eingefallen wäre, hätte er mitleidig darüber gelächelt. Er und seine Schulkameraden waren in diesen Tagen überaus beredt, und es wäre ihm sehr erwünscht gewesen, Mittelpunkt eines »Grenzvorfalls« zu sein. Doch nicht Raufboldhaftigkeit sprach aus ihm, sondern nur ein Überschuß an Kraft und Abenteuerlust, die er seit Jahren ungelöst in sich hatte tragen müssen. Aber nun ging es ja bald, hurra! weit fort von hier, auf das Schulschiff, das nach fernen Küsten fuhr, fort aus Kleinheit und Beschränkung, fort auch vom Elternhaus, das ihn einst wohlig mit Vaters und Mutters Armen umschlossen gehalten hatte, und in dem jetzt der Vater einsam hauste, gereizt und verbittert, wie ihn der Sohn nie gekannt hatte.

»Mutter bleibt zunächst beim Herrn Staatsrat! Er ist sehr hilfsbedürftig, sie kann ihn nicht allein lassen. Und wie Mutters Temperament nun einmal beschaffen, ist es auch besser, wenn sie die Zustände hier nicht mitmacht. Man kann ja bei ihr nie für etwas gutstehen, wenn ihr — Patriotismus in Frage kommt!«

Die Erklärung, die der Vater für die Abwesenheit der Mutter gab, klang ja nicht übel, aber Erich war schließlich kein kleiner

Junge mehr und vermutete daher, daß wohl andre Gründe als die Hinfälligkeit des Staatsrats Hildegard fernhielten, vermutlich für immer fernhalten würden. Welche Gründe? Da brauchte man nicht lange zu suchen und zu fragen. Welcher junge Mensch von gutem Blut und guter Zucht ertrüge aber willig die Vorstellung, daß die Mutter den Vater verläßt, weil ein andrer ihren Weg kreuzt? Das Gademannsche Familienleben war stets so schön, so unantastbar gewesen, daß es dem Sohn unsäglich schwer war, es als zerrissen zu betrachten. Allerdings hatte weder sein Vater noch seine Mutter je eine Andeutung von Scheidung oder neuer Ehe gemacht, aber Erich war doch überzeugt, daß sich in die Ehe der Eltern ein Dritter gedrängt hatte: Seldneck. Daß gerade dieser von ihm verehrte Mann es war, schmerzte den Jüngling tief. Es war die erste große Enttäuschung, die er erlebte, und darum traf sie ihn um so härter. Mehr noch als ehedem ergoß sich jetzt alle seine Liebe über den Vater, wandte sich von der Mutter ab, gab Seldneck völlig auf. Natürlich hütete er sich, an den Vater eine direkte Frage zu stellen, aber er betrachtete ihn mit tiefem Mitleid und meinte, seine Gereiztheit und Bitterkeit gut zu verstehen.

So schön und heiter hatte sich der junge Erich einst die Entlassung aus der Schule gedacht, und nun war ihm daheim nicht wohl. Nicht wenn er bei der Mahlzeit dem Vater gegenübersaß, nicht wenn er einen Brief voll gewundener Redensarten an die Mutter schrieb, ohne jemals eine Empfehlung für Seldneck anzufügen. Immer wieder grübelte er über das Geheimnis seines Elternhauses nach, doch nie fand er die richtige Spur. Kindesliebe schloß ihm die unerfahrenen Augen, und wenn sie nach der Frage »Schuld« hinblinzeln wollten, meinte er immer nur die Mutter, nie den Vater.

Rechtsanwalt Gademann hatte damals, wie er sich's vorgenommen, noch eine zweite Unterredung mit Hildegard gehabt. Er fand seine Frau ruhiger, weniger schroff, so daß er schon gemeint hatte, sein Spiel gewonnen zu haben, Hildegard bereit zu Versöhnung und Heimreise zu sehen. Er hatte den leichten, ein wenig zärtlichen Ton angeschlagen, mit dem er sonst jeden Widerspruch von ihr zu entkräften pflegte, griff, während er sprach, wohl einmal nach ihrer Hand, die fremd und regungslos in der seinen lag, strich über Hildegards Haar, die sich ihm gleich mit einer leisen Kopfbewegung entzog. Er lehnte in einem Armstuhl, rauchte seine Zigarette und tat, als handle es sich nur um eine nebensächliche Auseinandersetzung.

Hildegard hatte zugehört, ohne ihn zu unterbrechen. Ihre gesammelte Miene verriet nicht, was in ihrem Inneren vorging. Doch sie hörte durch Gademanns schöne Worte die Unwahrhaftigkeit durchklingen, denn ihr Herz war von ihm abgewandt. Ernsthaft, wie sie kaum je zu ihm gesprochen, sagte sie: »Du täuschest mich nicht länger, Robert! Du willst mich nur einschläfern, aber das gelingt dir nicht mehr. Ich bin wach, hellwach! Lange schon war das Mißtrauen in mir, jetzt aber w e i ß ich —«

»Was weißt du, wenn die Frage erlaubt ist?«

»Ich weiß jetzt, warum du so plötzlich vom Feld heimkamst! Ich weiß, daß jede Katastrophe, die uns traf, dich nicht mit Schmerz, sondern mit Schadenfreude erfüllt hat. Ich weiß, daß du nie f ü r, sondern immer g e g e n uns bist!«

»Uns? Wer ist hier u n s?«

»Du bist gegen alle, die wie Seldneck fühlen —«

»Das leugne ich nicht, soweit es die Person dieses Herrn Seldneck betrifft. Sein Wesen ist mir unsympathisch, seine Haltung in der strittigen Frage halte ich für inopportun, um nicht zu sagen, für verbrecherisch.«

Hildegards Gesicht glühte jetzt vor Zorn. »Wer ihn verbrecherisch nennt, ist ein —«

Mit einer kleinen, eleganten Handbewegung wehrte der Rechtsanwalt ab, als hätte seine Frau nur einen Scherz gemacht oder machen wollen: »Mein Gott, Hildchen, wieviel Pathos wendest du unnötigerweise auf! Ja, ja, man merkt Seldnecks Schule! Und deine Erziehung vom Elternhause her! Nie kühle Besinnung, aber immer große Worte! Mich lassen sie kalt. Glaube mir, auch dieser Heros wird über ein Weilchen blamiert und erledigt sein! Verlaß dich darauf! Dann wirst vielleicht auch du anders denken.«

So hatten sie sich getrennt. Rechtsanwalt Gademann nahm den Konflikt mit seiner Frau nicht allzu tragisch. Sein Skeptizismus raunte ihm zu, daß in öffentlichen Stimmungen sich schnell ein Umschwung bemerkbar macht. Dann würde wohl auch Hildegard

von dem »Götzen«, wie Gademann Seldneck im stillen nannte, zu ihren Hausgöttern zurückkehren. Er war entschlossen, das seinige zu tun, um den Sturz des Götzen zu beschleunigen und Hildegard zurückzugewinnen. So schrieb er nach der Heimkehr in gemessenen Abständen Briefe an sie, die nichts von dem Vorgefallenen erwähnten und nur selten etwas wie Verstimmung anklingen ließen.

So war um Hildegard eine Situation emporgewachsen, aus der sie keinen Ausweg wußte. Wohl fühlte sie sich innerlich von Gademann geschieden, und in einer Aufwallung hatte sie Seldneck gestanden, daß sie nun ihn als ihren Halt und Führer betrachte. Froh und dankbar hatte er wieder und immer wieder ihre Hand geküßt, hatte gemeint, daß sie nun unverzüglich die Scheidung einleiten werde, um sein Weib zu werden, aber da kam eine Hemmung, an die er nicht gedacht hatte, und die er, der Mann, auch nicht bis zuletzt begriff: für Hildegard lag kein vollgültiger Scheidungsgrund vor, der sie als schuldlos aus einem Scheidungsprozeß hätte gehen lassen. Verzweifelt sagte sie: »Was kann ich tun?! Nichts. Er wird die Scheidung niemals verlangen, und welchen unwiderleglichen Grund könnte ich anführen? Keinen. Ich wäre die Frau, die aus einer Ehe wegläuft, um einen andern Mann zu heiraten.«

»Kümmert dich das Urteil der Welt so sehr?«

Sie schüttelte verneinend den Kopf. »Die Welt nicht, aber Erich. Ihn verliere ich, wenn ich mich so von seinem Vater trenne! Schon jetzt sehe ich, wie er mir entfremdet ist. Nicht ein Funken von Liebe ist in seinen Briefen.«

Sie weinte. Die ungesprochene Verurteilung durch den Sohn war unsäglich bitter für sie. Bitterer noch, daß sie ihm um seiner selbst willen das Antlitz des Vaters nicht zeigen durfte, wie sie es sah. Enthüllte sie ihm dies Antlitz, ohne zugleich sagen zu können: »So sieht es nicht nur für meinen Verdacht, sondern in Wirklichkeit aus!«, dann warf sie diesen heißblütigen Jüngling in tiefe seelische Wirrnis. Dann würde er am Vater zweifeln und ihr insgeheim zürnen, daß sie ihn zum Zweifel hingeführt hatte. Oder vielleicht würde er jeden Zweifel an dem vergötterten Vater empört zurückweisen und die Mutter hassen!

Seldneck sann nach. Der Fall war in der Tat kompliziert. »Wir müssen einen tüchtigen Rechtsanwalt zu Rate ziehen, Hildegard!«

Sie lächelte bitter. »Ihm ist kaum einer gewachsen. Er war ja bekannt als Spezialist für knifflige Ehescheidungssachen. Er hat ein Talent, Schuldmomente oder Entlastung zu konstruieren, von dem du keine Ahnung hast.«

Geduldig und liebevoll durchlief Seldneck immer wieder mit ihr den Kreis ihrer Klagen. Er begriff den Zwiespalt, in dem sie sich befand; zuweilen aber überkam ihn doch ein bitteres Gefühl. Wahrhaftig, Glück, einfaches Menschenglück, wie jeder Tagelöhner es begehren darf, ging immer wieder an ihm vorüber. Was hatte er denn vom Geschick Besonderes verlangt? Nur dies: nach langer Einsamkeit in sein verödetes Haus eine geliebte Gefährtin zu führen. Da grinste aber das Schicksal schon wieder höhnisch und sprach sein Nein ...

Eines Tags aber sagte Seldneck zu Hildegard: »So kann es nicht weitergehen! Wir müssen eine klare Situation schaffen. Du mußt deinem Manne schreiben, daß du die Scheidung willst, weil du meine Frau werden sollst! Glaubst du, daß er dann aus Bosheit dabei beharrt, dich festzuhalten?«

Sie besann sich einen Augenblick. »Er wird mich nicht halten. Dazu ist sein Stolz, nein, seine Eitelkeit zu groß. Aber er wird uns hassen und alles tun, um uns seinen Haß fühlen zu lassen.«

»Das kann uns gleichgültig sein. Schreibe also diesen Brief, oder wenn du willst, fahre ich zu ihm und setze mich mit ihm auseinander.«

Doch dies wollte Hildegard durchaus nicht. Sie würde den Brief schreiben. Nur mußte man ihn genau bedenken, reiflich überlegen.

»Was gibt es da viel zu bedenken? Du schreibst die Wahrheit, nichts weiter!«

Doch diese Wahrheit zu schreiben dünkte sie unsäglich schwer, nicht wegen des Gatten, sondern wegen des Sohnes. Ihn verlor sie, wenn sie sich um eines andern willen von seinem Vater schied.

Zum erstenmal sah Seldneck finster auf die Frau, die ihm stets wie das Symbol eines ganzen Volkes erschienen war, und die beteuert hatte, daß sie sich sehne, ihm ein großes Opfer zu bringen.

Er sagte: »Erich wird sich abfinden. Mag er dich jetzt auch falsch beurteilen — mit der

Zeit wird er reifer und urteilsfähiger. Später wirst du ihm klarmachen können, was heute über sein Fassungsvermögen hinausgeht.«

Nie zuvor hatte er so bestimmt und mit so wenig Wärme zu ihr gesprochen. Sie erschrak, begriff, daß ihr Zögern ihn verletzte. Ach, sie zögerte doch so gern, brachte es nicht über sich, diesen Brief zu schreiben, der die Trennung zwischen ihr und dem Sohn vollenden würde. Von Tag zu Tag verschob sie ihn, war froh, daß Selbneck in dieser Zeit wieder zu einer Konferenz über die Markwaldt-Gruben fahren mußte, die ebenso ergebnislos verlief wie ihre Vorgängerinnen. Oder doch, sie hatte ein Ergebnis: die freudige Entschlossenheit, die einst Selbnecks »Nein!« als Echo geantwortet hatte, begann sich in Niedergeschlagenheit zu wandeln. Dieser Streit um die Gruben wollte ja kein Ende nehmen! Es hatte sich wohl auch da wieder einmal um eine heroische Gebärde gehandelt, hinter der nichts steckte.

Unfroh wurde die allgemeine Stimmung, und unfroh kehrte Selbneck von der Konferenz heim. Er wollte gleich zu Hildegard gehen, die hoffentlich den Brief an Gademann endlich erledigt hatte, hoffentlich! Doch auch der Gedanke an sie machte ihn in dieser Stunde nicht froh, denn ihre Unschlüssigkeit, die vor einer klaren Stellungnahme immer wieder zurückschrak, ließ ihm die Frau zuweilen kleiner erscheinen, als er sie im Gedächtnis trug. Aber nun mußte reiner Tisch gemacht werden, mußte! Er wollte zu Hildegard sagen: Wähle zwischen deinem Manne und mir! Aber dieses Herumzerren muß aufhören! Es ist ein unwürdiger Zustand. Ja, so wollte er sprechen. Wollte darauf bringen, daß der Brief an Gademann, sofern er nicht schon befördert war, noch heute geschrieben würde. Doch als er zu Hildegard kam, konnte von diesem Brief nicht mehr die Rede sein, denn inzwischen hatte Gademann geschrieben, und die Botschaft, die er sandte, war so verhängnisvoll, daß auch Selbneck nichts denken konnte als: Arme Frau!

Die Zeit, die Erich bei seinem Vater zubringen sollte, war abgelaufen. Nun mußte er noch zur Mutter, um ihr Lebewohl zu sagen, ehe er sich bei der Marine meldete. Ihm war nicht gut zumute, wenn er an ein Wiedersehen mit ihr dachte. Zu viel Verschwiegenes stand schon zwischen ihnen, und auch ein Lebendiger. Wie froh wollte er sein, wenn er erst, den häuslichen Wirren entronnen, auf seinem Schulschiff saß. Und nicht nur die Wirren des Hauses drückten auf ihn, sondern auch die ganze Atmosphäre um ihn her. Gleich vielen andern hatte auch er gemeint, die Markwaldtsache würde sich in freudigem Galopp erledigen, und nun verdroß ihn der unverhohlene Triumph, der mit dem Gesicht der Fremden über die Grenze lugte.

Erich war nicht mißmutig, zweifelte nicht am endgültigen Sieg, aber in seine Begeisterung war doch ein schmerzhafter Riß gekommen. Nicht in die Begeisterung für das gute Recht, aber für den Mann, der es vertrat, denn dieser Mann hatte sich fast zu gleicher Zeit zwischen seine Eltern gedrängt, entfrembete dem geliebten Vater die Frau, dem Sohn die Mutter. Wie war solcher Widerspruch denkbar? Wie konnte ein junges, unerfahrenes Gemüt denselben Mann zu gleicher Zeit verehren und ihm zürnen? Hier war ein Zwiespalt, aus dem der junge Gademann keinen Ausweg fand, soviel er auch grübelte, und in diesem Grübeln verging ihm die streitbare, aber fröhliche Stimmung, die ihn mit den alten Schulkameraden verbunden hatte.

Etwas ungeduldig sagte Rechtsanwalt Gademann: »Zum Teufel, Junge, was ist in dich gefahren? Früher hatte ich meine Freude an dir und deiner Heiterkeit. Jetzt aber gehst du umher, als wäre dir der Wein erfroren.«

»Er kann einem hier wohl erfrieren.«

»Dann taue ihn wieder auf, indem du zu lustiger Gesellschaft gehst, die nichts von Sorgen weiß. Jugend und Sorgen, das paßt schlecht zusammen.«

»Vater, das kann doch nicht dein Ernst sein! Gerade wir, die Jungen, haben so schwere Sorgen —«

Der Rechtsanwalt lächelte unwillkürlich. »Das bildet sich Jugend immer ein. Kümmere dich doch nicht immerfort um Dinge, die dich nicht angehen, und richte deine Augen auf die konkreten!«

Erich warf sich in die Brust und sagte pathetisch: »Die konkreten Dinge, die du meinst, interessieren mich nicht. Mir geht es um das große Ganze.«

Und wieder, wie schon früher, winkte der

Rechtsanwalt mit der Hand ab: »Bleibe mir vom Halse mit deinen Schlagworten! Hüte dich vor den Leuten, die immerfort und für alles ein Schlagwort bereithalten. Gucke nicht in die Luft und in die Sterne, sondern fest zur Erde! Da wachsen allerlei hübsche Sachen, die nur darauf warten, daß ein frischer Junge sie pflückt.

Erich beurteilte in diesem Augenblick seinen Vater ebenso wie er Seldneck beurteilt hatte, als dieser ihm von den Schweigenden und der Selbstzucht sprach. Doch eben weil der Vater ihm in seinem »ältlichen Unverstand« Aufruhr verwiesen hatte, tobte jetzt erst recht Aufruhr in dem Sohn, und am liebsten wäre er jedem an die Gurgel gefahren, der nicht gleich ihm empfand und seine Empfindung auch laut und stürmisch verkündete. Doch es bot sich zunächst keine Gelegenheit, um seinem verhaltenen Zorn Luft zu machen. Erst am letzten Tag vor seiner Abreise geschah das Unglück, das der Brief des Rechtsanwalts Hildegard meldete.

Auf dem großen Jahrmarkt war es geschehen, der alljährlich drüben, hart an der neu gezogenen Grenze stattfand und der immer einen großen Zulauf von den Grenzbevölkerungen hatte. Da war zwischen einem Budenbesitzer und einem von drüben wegen einer Geringfügigkeit Streit entstanden, der, hätte man die beiden unbehelligt gelassen, vermutlich mit wüstem Geschimpfe in zwei Sprachen abgelaufen wäre. Gleich aber mischten sich allerlei Elemente ein, gut- wie übelgesinnte, schrien und gestikulierten, bis der persönliche Streit zu einer Parteisache wuchs und man sich gegenseitig nicht nur beschimpfte, sondern auch bedrohte und sich anschickte, den Drohungen die Tat folgen zu lassen. Auch Erich und seine Schulkameraden nahmen an dem Streitfall teil, schrien und gestikulierten wacker mit, obgleich es ihnen nicht einfiel, an irgendeine Gewalttat auch nur zu denken. Da aber zog ein Betrunkener sein Messer und wollte auf den Budenbesitzer eindringen, der entsetzt hinter seiner Bude Deckung suchte. Der Betrunkene wollte nicht von ihm ablassen, rannte schwankenden Schrittes mit blaurotem Gesicht um die Bude herum, alle Schimpfworte brüllend, die seine reiche Sprache besaß. Da, als er dem schreienden Budenbesitzer schon ganz nahe war, stürzte sich Erich auf ihn, packte ihn an der Kehle und schleuderte ihn mit aller Macht zu Boden, daß er rücklings stürzte, das Messer fallen ließ, mit dem Hinterkopf auf eine unbeachtet dastehende Tonne aufschlug und bewußtlos, grausig röchelnd wie ein Sterbender, dalag. Nun stob alles mit erschrockenem Geschrei auseinander. Polizei kam zur Stelle, und ehe Erich sich's versah, saß er im Untersuchungsgefängnis.

So berichtete Rechtsanwalt Gademann. Ganz sachlich berichtete er, nicht ohne dem Bedauern Ausdruck zu geben, daß trotz aller Warnungen Erich sich habe hinreißen lassen. Hildegard solle aber Fassung bewahren. »Und komme jetzt nicht nach Hause, liebe Frau, denn wie ich dein Temperament kenne, würdest du eine Fülle unnützer, vielleicht sogar gefährlicher Schritte unternehmen, die Erichs Lage nicht verbessern, wohl aber verschlimmern könnten. Wir müssen uns zunächst mit dem furchtbaren Gedanken abfinden, daß er von uns getrennt in einem fremden Gefängnis sitzt, und daß wir nicht zu ihm können. Daran würde auch dein Hiersein nichts zu ändern vermögen. Warte meine nächsten Nachrichten ab, die ich dir zugehen lasse, sobald ich irgend etwas Nennenswertes erfahren habe. Aber komme nicht Hals über Kopf hierher! Du kannst dir ja denken, daß es mir ein Trost wäre, dich gerade jetzt hier zu haben, aber es ist besser, wenn du nicht kommst. Man kann jetzt nichts tun, als Ruhe und Glauben bewahren.«

Hildegard war vernichtet. Von dem ganzen Brief, den sie drei-, viermal las, verstand sie nichts, als daß ihr Sohn in fremde Gewalt gegeben war: im Gefängnis!

Seldneck las den Brief aufmerksam. Eine Stelle darin fiel ihm auf. Warum wollte Rechtsanwalt Gademann durchaus, daß Hildegard fernbleiben sollte? Er sagte aber nichts, las den Brief nochmals und war sehr ernst.

Hildegards Angst stieg. »Du meinst? Du glaubst?« Sie war unfähig, mehr zu sagen. Ihre Stimme flackerte, ihr Atem flog, als hätte sie einen hohen Berg erklommen.

»Ich kann im Augenblick nichts sagen. Du mußt den nächsten Brief von Gademann abwarten.«

»Nein, nein, ich warte nicht. Ich fahre noch heute heim. Ich will wenigstens in Erichs Nähe sein. In solch fürchterlicher Not gehört eine Mutter zu ihrem Kinde.«



Tiefdruck von Georg Westermann

Kinderbildnis

Nach einer Aufnahme von Kurt Hege, Naumburg (Saale)



Mit großer Mühe nur gelang es Seldneck, sie von einer überstürzten Abreise abzuhalten. Wie Gademann, hielt auch er es für besser, wenn die aufgeregte, vor Angst um ihr Kind fast sinnlose Frau erst ein wenig Fassung errang, ehe sie zu den Schrecknissen heimkehrte, die ihr wohl bevorstanden.

Dann überlas er nochmals die Stelle, mit der Rechtsanwalt Gademann seine Frau durchaus von der Heimreise abhalten wollte, und wieder machte sie ihn stutzig, obgleich er einer Meinung mit ihrem Sinn war. Doch er hatte die Empfindung, daß dahinter noch andres steckte als nur Sorge um die Frau oder Befürchtung wegen ihres Temperamentes. Er begriff sich selbst nicht recht. Es hätte ihm doch lieb sein sollen, daß Hildegard blieb, daß das neue Unglück sie nicht zu dem Gatten zurückführte. Er dachte aber gar nicht an sich. Diese Stelle im Brief war ihm verdächtig, verursachte ihm Unbehagen.

Inzwischen zerquälte sich Hildegard mit Schreckensbildern und Selbstvorwürfen. Kam nicht alles Unheil von ihr und ihrem eigenmächtigen Tun? Wäre nicht vielleicht, ja gewiß, alles anders, wenn sie daheimgeblieben wäre, bei Mann und Sohn? Es wollte in ihr aufschreien: Nein, nein, nimmermehr hätte ich bei dem Verräter bleiben können! Gleich aber ließ sich eine andre Stimme vernehmen: Gerade darum war es deine Pflicht, bei ihm auszuharren. Als *Frau* mochtest du von ihm gehen, als *Mutter* aber mußtest du bleiben!

Sie wäre um Erich gewesen, sie hätte ihn gewarnt, behütet. Sie hätte ihn niemals allein ausgehen lassen, hätte hundert Ausreden erfunden, um immerfort wachsam in seiner Begleitung zu sein. Wäre sie doch, wenn auch nur zum Schein, heimgekehrt, wenigstens für die Tage, da Erich beim Vater war! Hätte sie doch nicht immerfort an sich und ihr gesteigertes Hochgefühl gedacht, sondern auch an die Gefahren, denen ihr leidenschaftlicher Junge begegnen konnte! Ach, es gab so viele »wäre«, »hätte« und »wenn«, und jedes trug einen Stachel, der sich ins Herz der gepeinigten Frau grub.

Seldneck sagte: »Wie töricht bist du doch! Ist denn nicht schwer genug, was dir auferlegt ist? Mußt du dir die Last noch geflissentlich beschweren?«

»Wenn einer sie mir doch abnähme! Wenn einer sie doch leichter machte! Aber sie bleibt zentnerschwer auf mir lasten! Und unablässig muß ich forschen und grübeln, warum sie mir aufgeladen worden ist.«

»Hast du je gehört, daß ein ungezügeltes Herz sich von der Mutter zurückhalten ließ?«

Sie schwieg. Dann wieder: »Wenn ich doch jetzt wenigstens bei ihm wäre!«

»Auch daheim könntest du nicht bei ihm sein. Liebste, höre auf, dich mit Hirngespinsten zu quälen und anzuklagen! Laß die Wenn und Aber, spare deine Kraft, statt sie zu verzetteln! Wer kann wissen, wozu du sie noch nötig hast!«

Sie sagte nichts mehr. Entsetzen schloß ihr den Mund. Aus ihren Gedanken stiegen jetzt blutige Vorstellungen auf. Liefen tagsüber hinter ihr drein, standen nachts um ihr Bett. Zuweilen preßte sie die Hände fest vor die Augen, als stünde leibhaftig vor ihr, was sie doch zu sehen nicht ertragen konnte.

Dann kam der erwartete Brief ihres Mannes. Er brachte nichts Neues. Die Verhandlung gegen Erich sollte schon in den allernächsten Wochen stattfinden. Der betrunkene Angreifer war inzwischen gestorben. Soviel Rechtsanwalt Gademann bis jetzt gehört hatte, würde demgemäß die Anklage auf Totschlag lauten. Und abermals die dringliche Mahnung, Hildegard solle nicht heimkehren. Der »Fall Gademann« habe hüben wie drüben die Gemüter wieder sehr erhitzt.

Seldneck traf Hildegard auf der Treppe. Sie war in Hut und Mantel, ein Auto erwartete sie vor dem Hause. Sie wollte fort, heim zu ihrem unglücklichen Kinde. Sie starrte ihn abwesend an. Sie begriff die alltäglichen Dinge nicht mehr. Sie war nur von einem Gedanken besessen: Erich.

Es gelang Seldneck schließlich, sie wieder die Treppe hinauf, in die Wohnung zu führen. Er nahm ihr Hut und Mantel ab, geleitete sie, als wäre sie eine Kranke, zu einem Stuhl, hielt ihre Hände, die er zärtlich küßte: »Liebste, Liebste!«

Eine Weile saß sie starr, schien ihn nicht zu sehen, nicht zu vernehmen. Dann begann sie zu weinen, laut, wild rasend, wie nur die Verzweiflung weint. »Helfen, helfen! Du mußt mir helfen! Ich kann doch mein Kind nicht verkommen lassen!«

»Liebste —«

»Sage nichts! Kein Wort! Nur helfen, helfen! Sonst nichts! Ich kann doch mein

Kind nicht verkommen lassen! Wenn sie ihn wegen Totschlag verurteilen, muß er jahrelang ins Gefängnis! Bedenke, was das heißt, jahrelang in einem solchen Gefängnis, mein Kind, mein Sohn, den ich geliebt und gehegt und gepflegt habe! Ist es auszudenken?!« Sie griff sich an den glühenden Kopf. Ihr Gesicht war heiß und entstellt vom Weinen. Wirr hingen ihr blonde Haarsträhnen in die zuckende Stirn.

Der Mann stand erschüttert und ohnmächtig. Was konnte er solchem Jammer gegenüber sagen? Wie konnte er helfen?

Mit gläubigen Augen sah sie jetzt zu ihm auf. »Doch! Du kannst es! Du allein, kein andrer Mensch! Wenn du willst, kannst du Erich retten!«

»Sage mir, wie ich es kann. Ich tue es selbstverständlich.«

Mit einmal wurde sie merkwürdig ruhig. Prüfend sah sie ihn an. »Gilt das?«

»Was meinst du?«

»Daß du uns hilfst, wie du kannst!«

»Das gilt!«

Einen Augenblick zögerte sie. Dann setzte sie ihm, anfangs ruhig und wohl ein wenig befangen, dann immer zuversichtlicher, immer leidenschaftlicher auseinander, was sie meinte und begehrte. Er sagte kein Wort, machte nur gleich, als sie anhub, eine Bewegung, als ob er sie unterbrechen wollte, besann sich aber und ließ sie zu Ende reden.

Es entstand eine lange Pause. Angstvoll und gespannt hingen die verweinten Augen der Frau an dem Gesicht des Mannes. »Nun?«

»Hilde, was du da sagst und willst, ist unmöglich!«

Sie lachte höhnisch auf. »Ach so! Es waren nur Worte, leeres Gerede! Du willst nicht? Freilich, ich hätte es mir gleich denken können! Du willst nicht!«

»Ich kann nicht!«

Sie murmelte vor sich hin: »Kann nicht! Kann nicht!« Und wieder ihr höhnisches Lachen: »Kann nicht! sagt man immer, wenn man sich scheut, zu sagen: Will nicht!«

»Ich kann wirklich nicht. Ich gäbe, ich weiß nicht was darum, wenn ich könnte. Aber dies kann ich nicht!«

»Und warum kannst du nicht, wenn ich fragen darf?« Ein böser Ton lag in ihrer Stimme.

»Weil, was du forderst, Verrat wäre —«

»Verrat an wem?«

»An mir und an uns allen!«

Sie starrte wieder vor sich hin. Gepeinigte Mutterliebe gab ihr jetzt List und schmeichelnde Töne. »Verrat — wie das klingt! Ach, Albrecht, glaube mir, ich begehre keinen Verrat! Ist denn ein klein wenig Nachgiebigkeit schon Verrat? Gewiß nicht. Mehr als ein klein wenig Entgegenkommen verlange ich doch gar nicht von dir!«

»Doch! Du verlangst mehr! Du verlangst, daß ich mein Nein! abschwäche oder gar zurücknehme, um bei fremden Richtern eine günstige Stimmung für deinen Sohn hervorzurufen! Ich will dir gar nicht erst auseinandersetzen, wie töricht die Annahme ist, daß jene Gerichtsbarkeit irgendeinen Zusammenhang mit meinem Wort haben könnte; aber selbst wenn es in meiner Macht stünde, einen solchen Zusammenhang herzustellen, dürfte ich es nicht tun! Dürfte nicht, könnte nicht! Ich muß zu meinem Wort stehen, denn ich trage Verantwortung!«

»Zu deinem Wort stehen? Ach, wie lange glaubst du denn werden die andern noch zu deinem Wort stehen? Merkst du denn nicht, wie lau sie schon werden? Wie sie schon von der Nutzlosigkeit des Widerstandes überzeugt sind?!«

Ein Zug von Trauer trat in sein Gesicht. Sie sprach ja die Wahrheit. Aber daß gerade sie diese Wahrheit aussprach, Hilde Gademann, die er liebte, die ihm wie das Symbol freudigen Vertrauens erschienen war, das schmerzte. Doch gleich gewann sein Mitgefühl wieder die Oberhand und gebot ihm, Nachsicht an dieser Unglücklichen zu üben.

Er versuchte, ihr mit Vernunftgründen zu begegnen. »Hilde, wie denkst du dir das alles eigentlich? Nimm doch deinen klaren Verstand zusammen. Wie sollte ich imstande sein, Einfluß auf die Gerichtsbarkeit eines fremden Landes zu üben! Du verquickst Dinge, die nichts miteinander zu tun haben. Wäre die Sache nicht so traurig, so müßte man lachen über diese kindliche Vorstellung!«

Doch sie blieb hartnäckig. Sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Seldneck das Mittel besäße, Erich zu retten. In ihrer Herzensnot wurde sie rabulistisch. »Du mußt mich recht verstehen! Ich verlange doch nicht, daß du dein Wort zurückziehst! Wie dürfte, wie könnte ich das! Ich bin auch nicht so

töricht, daß ich meine, Erich würde dann gleich in Freiheit gesetzt, o nein! Nur weniger starr sollst du sein, nur ein klein wenig Versöhnlichkeit zeigen, wenn auch nur zum Schein! Überall wird doch so viel insgeheim abgehandelt und zugesichert, ohne daß die Öffentlichkeit davon erfährt! Ohne daß der Gang der Dinge dadurch sichtbar verändert wird!«

Wieder weinte sie laut und fassungslos. Ihm bebte das Herz. Alles, was sie da vorbrachte, war ja überaus töricht, aber auch überaus menschlich begreiflich. Und doch hätte er ihr keine andre Antwort geben können.

Aufs neue begann sie mit ihm zu ringen, bald heftig, bald bittend, bald mit List. Sie rang ja um ihr Kind, das, so meinte sie, Vergeltung für jenes dreimalige »Nein!« erfahren sollte, und für das sie das Wort des Mannes fortwischen wollte, als hätte er es in wirbelnden Sand geschrieben. Sie fiel vor ihm auf die Knie, umklammerte seine Hände, die sie erschrocken emporheben wollten. »Ich bettle bei dir! Ich beschwöre dich bei — ja, ich weiß nicht, bei was ich dich beschwören soll! Hilf uns! Hilf uns! Laß mir das Kind nicht verkommen!«

Er hatte in seinem Leben schon viel Schweres bestanden, doch schwerer als alles dünkte ihn diese Stunde. Und immer wieder erklang ihr Schrei: »Hilf uns!«, und immer wieder mußte sein Antlitz den trostlosen Bescheid geben: Ich kann nicht! Und selbst wenn ich könnte, d ü r f t e ich nicht!

Erbittert sprang jetzt Hildegard auf. Mit funkelnden Augen stand sie ihm gegenüber. »Würdest du auch nicht können, wenn es sich nicht um meinen, sondern um deinen Sohn handelte?«

»Ich habe keinen Sohn mehr!«

»Weiche mir nicht aus! Steh Rede: Würdest du immerfort dein Wort über alles stellen, auch wenn es sich um d e i n e n Sohn handelte?«

»Ja!«

Ganz einfach war es gesagt und stand doch wie ein Steinquader da, an dem Vorstellungen und Bitten zerschellen mußten. Fassungslos starrte ihn die Frau an. Sie spürte, daß keine leere Redensart an ihr Ohr geklungen war, sondern ein »Ja!«, ebenso unumstößlich wie jenes »Nein!« Schauder faßte sie an, tiefste Mutlosigkeit. Mit einmal kam ihr der Mann, der da vor ihr stand, wie ein Fremder vor.

»Ja, wenn es so steht, dann freilich —« Sie vollendete den Satz nicht, trat ans Fenster und starrte hinaus.

Er sagte leise: »Ich will gehen. Du bist jetzt zu erregt, um mich zu verstehen. Ich komme wieder, wenn du ruhiger bist. Wenn du mich brauchst, rufe mich!«

Ein höhnisches Auflachen war die Antwort.

»Lebe wohl, Hilde!«

Er stand schon unter der Tür. Wartete ein, zwei Sekunden, ob sie ihn nicht halten oder wenigstens ihm ein versöhnliches Wort sagen würde. Sie hielt ihn nicht, sagte nichts. Blieb regungslos am Fenster stehen und starrte blicklosen Auges hinaus.

Erich Gademann saß auf der Pritsche, die nachts sein Lager bildete, und schrieb. Er schrieb an seine Mutter, bemühte sich, seinen Brief so zu fassen, daß sich kein Laut von Anklage, Vorwurf oder mißhandelter Gerechtigkeit einschlich. Nur Fassung sollte ihr der Brief zeigen, tapfere Ergebung in das Unabänderliche, das die bevorstehende Gerichtsverhandlung über ihn verhängen würde. Er brauchte sich keiner Verstellung zu bedienen, um so zu schreiben. Unbedachtsamkeit hatte ihn dahin geführt, wo er heute war, aber nun war er auch entschlossen, die Folgen seiner Unbedachtsamkeit mutig zu ertragen, mochte auch Schreckliches über ihn kommen.

Die Zelle war eng und dumpfig, das vergitterte Fenster hoch oben angebracht, so daß das Licht nur gehemmt in den unfrohen Raum floß. Aber draußen lag doch wieder ein Sommertag, ein wolkiger Sommertag wie jener andre vor einem Jahr, der trotz seiner Bewölkung hell und glückverheißend geschienen hatte für jeden, der noch ein Fünkchen Hoffnung in sich trug. Vor einem Jahr, ja, da war alles anders gewesen! Da hatte das Leben noch dem jungen Erich gehört, hatte ihm gelächelt! Da hatte er noch ein schönes Vaterhaus gehabt, da hatte er noch für Seldneck geschwärmt und gemeint, die Zukunft und das Vaterland warteten nur auf ihn, Erich Gademann, um sie zu Glanz und Glorie zu führen. Heute war er nicht einmal imstande, sich selbst vor einem gewiß schrecklichen Schicksal zu retten — wehrlos lag er in der Hand fremder Richter. In den nächsten Tagen war ihm vielleicht schon der Spruch gesprochen, und das Gefängnis verschlang ihn für Jahre.

Mutig war er und wollte er bleiben, aber seine Seele war doch mehr aus dem Gleichgewicht geworfen, als er selbst wußte. Sie fieberte, und ihre erhöhte Temperatur ließ ihn die eigne Kraft und die ihm verbliebene Glücksmöglichkeit überschätzen. So blieb er fest überzeugt, daß er sich irgendwie noch im letzten Augenblick würde retten können. Er wußte allerdings nicht, wie eine Flucht bewerkstelligt werden sollte, denn das Fenster war zu hoch oben, um erklettert werden zu können, und obendrein vergittert, die Mauern waren grausam dick, und die Tür wurde vom Gefängniswärter stets dreifach abgesperrt. Doch warum sollte nicht ein Wunder geschehen? Jugend glaubt gern an wunderbare Dinge, ist überzeugt, daß um ihretwillen auch die Welt aus den Angeln gehoben werden könne. Erich Gademann war darum nicht verzweifelt, sondern voll gläubiger Zuversicht. Irgend etwas würde ihm noch in zwölfter Stunde zu Hilfe kommen.

Dann kam Dämmerung und eine frühe Nacht, die ein wenig Sternenschein in die lichtlose Zelle warf. Erich lag schlaflos auf seiner Pritsche, denn Schlummer fand er doch schon seit mehreren Nächten nicht mehr. Nur ab und zu verlor er für etliche Augenblicke das Bewußtsein, fuhr aber immer gleich wieder erschreckt empor, als hätte ihn jemand gerufen. Auch jetzt war sein Schlaf ohne Erquickung, von unbestimmten Schreckbildern durchzogen. Ihm war's, als sei der Morgen des Gerichts angebrochen. Deutlich hörte er das Schlüsselgerassel, mit dem der Wächter die Tür des Gefängnisses aufsperrte oder abschloß. Verstört fuhr Erich auf. War es Traum oder Wirklichkeit? Hatte sich nicht eben noch, da er schon wach auf der Pritsche saß, der Schlüssel im Schloß gedreht? Verklang nicht eben auf dem Gang das Geräusch des Schlüsselbundes?

Ehe er sich noch Antwort geben konnte, geschah etwas Unerwartetes. Die Tür tat sich auf, zwei Männer traten ein. Gesichter, die er noch nie gesehen hatte, vermutlich Hilfswärter oder ähnliches. Er wollte eine Frage tun, doch schon preßte ihm der eine die Hand auf den Mund, um ihn am Schreien zu hindern, während der zweite ihm blitzschnell eine Binde über die Augen knüpfte. Sie schoben ihm einen Knebel in den Mund, banden ihm die Hände auf den Rücken, hoben ihn sodann wagerecht in die Höhe, legten ihn unsanft auf etwas, was er trotz seiner Blindheit mit Schrecken als eine Art Bahre erkannte. Und als wäre er in der Tat eine Leiche, wurde er mit einem großen Tuch zugedeckt. Sie trugen ihn durch Gänge und über Treppen hinab, endlos lange, wie es dem halb Bewußtlosen schien. Wenn es ihm für Sekunden gelang, klar zu denken, fragte er sich entsetzt: Was machen sie mit mir? Soll ich heimlich gerichtet werden oder heimlich verschleppt? Aber weshalb heimlich, da ich doch in aller Öffentlichkeit abgeurteilt werden kann?

Dann nahmen Gänge und Treppen ein Ende. Durch sein Leichentuch spürte Erich Nachtluft. Er hörte, daß man einen Wagenschlag öffnete. Die Bahre wurde in einen muffigen Raum geschoben. Er dachte: Wie in einen Totenwagen! Und alle Greuelgeschichten von lebendig Begrabenen ängstigten jetzt sein zermartertes Gehirn.

Der Wagen setzte sich in Bewegung, fuhr langsam, wie es sich ziemte, durch stillgewordene Straßen dem Friedhof zu. —

Zu später Stunde klingelte es am Hause des Staatsrates. Hildegard saß noch auf, denn sie fürchtete die Nächte, in denen sie keinen Schlaf mehr finden konnte. Als sie das Glockenzeichen vernahm, fuhr sie zusammen. Die Knie zitterten ihr so heftig, daß sie nicht gleich von ihrem Stuhl aufstehen konnte; da ertönte die Klingel zum zweitenmal. Ein vorsichtiges, leises Läuten.

Sie ging zum Fenster, beugte sich hinaus, rief in gedämpftem Ton zur menschenleeren, schlaftrunkenen Straße hinab: »Will jemand zu Gademann oder zu Staatsrat von Hartz?«

Keine Antwort.

Sie beugte sich weiter vor, um zu sehen, ob sie sich getäuscht oder ob vielleicht ein Betrunkener den beliebten »Witz« gemacht habe, anzuklingeln und dann schnell zu verschwinden. Doch die Nacht war dunkel, Gestalten, wenn vielleicht welche da unten gingen, kaum zu unterscheiden. Sie schloß das Fenster und wollte ins Zimmer zurücktreten. Da erscholl die Klingel abermals, herzhafter als zuvor, und eine leise Männerstimme rief gedämpft zu dem sich wieder öffnenden Fenster herauf: »Hilde! Ich bin's!«

Jetzt eilte sie die Treppe hinab, schloß das Tor auf. Wollte rufen: »Du?«, aber schon befahl der Mann, wiederum mit gedämpfter Stimme: »Still! Kein Wort! Erst wenn wir oben sind —«

Wie sie die Treppe hinaufkamen, wußte sie nicht. Dann stand sie mit angstverzerrtem Gesicht ihrem Manne gegenüber: »Erich?« Kaum brachte sie den Namen über die Lippen, so ungeheuer war die Erregung dieser letzten Minuten gewesen.

Rechtsanwalt Gademann sank in einen Stuhl. Blaß und verstört sah er aus, wie ein Mann, der Übermenschliches hinter sich hat.

»Erich —?« Der Name des Sohnes war nur noch wie ein Hauch in ihrem Munde. Vielleicht war sein Urteil schon bestimmt? Vielleicht war er tot, hatte nicht erleben wollen, was menschliche Grausamkeit ihm bestimmte!

Erich —? Sie wollte es noch einmal fragen, aber kein Laut, ja nicht einmal ein Hauch wollte sich von ihren Lippen lösen.

War das möglich? Gab es so etwas auf Erden, und nicht nur in Märchen? Konnte, durfte sie es glauben? Mußte sie nicht fürchten, aus einem holden Traum zu erwachen, dem ersten, der ihr seit vielen Wochen gegönnt war?

Nein, es war und blieb Wirklichkeit. Rechtsanwalt Gademann wiederholte die Botschaft, die so unglaubhaft und so beseligend klang: »Erich ist in Sicherheit!«

Und nun ein Fragen, ein Aufhorchen, als wäre nie etwas zwischen ihm und ihr gestanden, als hätte sie sich nie von ihm lossagen wollen. Er sprach ja von ihrem Kinde, von ihrem wiedergeschenkten Kinde — nichts andres wußte die Mutter in dieser nächtlichen Stunde. Nichts andres wollte sie wissen.

Rechtsanwalt Gademann berichtete, wie Erichs Rettung bewerkstelligt worden sei. Am Friedhof hatte ein Auto auf den »Leichenwagen« gewartet. Am Friedhof kam nachts kein Lauscher und kein Aufpasser vorbei. Im Auto saß Rechtsanwalt Gademann, der seine bestochenen Helfer mit ihrer kostbaren Last erspähte, den immer noch blindgemachten und gefesselten Sohn hineinheben ließ und dann eilig dem neutralen Duodezländchen zujagte, wo das kleine Privatsanatorium Doktor Oechlins Erich für die nächste Zeit aufnehmen sollte. Er mußte Ruhe haben, Stille und Sicherheit, denn nun, da alles überstanden, war er einem völligen Zusammenbruch nahe.

Hildegard saß und lauschte, als vernähme sie ein Märchen. »Wie war das alles nur möglich? Wie hast du die Flucht nur bewerkstelligen können?«

Er mied ihr Auge, sah über sie hinweg, als er leichthin sprach: »Bestechung! Mit Bestechung geht alles auf der Welt!«

Er erörterte, was für die kommenden Tage notwendig sei. »Ich fahre schleunig wieder heim. Niemand darf ja wissen, daß ich bei Erichs Flucht die Hand im Spiel hatte. Es könnte sonst zu unangenehmen Auseinandersetzungen zwischen den Regierungen kommen. Erich bleibt also einstweilen im Sanatorium Oechlin. Später, wenn sich der erste Lärm etwas gelegt hat, bringst du ihn hierher. Hier ist er sicher und kann sich unter deiner Pflege erholen.«

Angstvoll fragte sie: »Sicher? Aber wenn man ihn zurückfordert? Wenn sein Aufenthalt entdeckt wird, und die Regierung muß ihn ausliefern?«

Rechtsanwalt Gademann überhörte geflissentlich die Frage. Sagte nur: »Armer Junge! Was hat er alles durchgemacht!«

»Und du mit ihm!« Aus aufrichtigem Herzen sagte sie die Worte.

»Besorge dir also alles für deine Reise und bringe auch hier alles für Erich in Ordnung!«

Eine kleine Pause entstand. Hildegard fragte: »Bist du wieder im Hotel abgestiegen, oder soll ich dir hier ein Nachtlager richten?«

Er besann sich ein wenig. »Weder das eine noch das andre. Ich fahre mit dem allerersten Frühzug zurück. Bis dahin ist's nicht mehr lange.«

In Hildegards Kopf wirbelte vieles durcheinander. Sie wußte noch nicht klar, aber sie spürte doch, daß hinter ihres Mannes Reden und Tun sich Ungesagtes barg. Aber sie wollte nichts spüren, nicht in dieser Nacht, die ihr so unerwartet ein übermächtiges Glück gebracht hatte. Nur an dies Glück wollte sie denken, an den wiedergeschenkten Sohn, sonst nichts.

Auch Rechtsanwalt Gademann saß stumm. Wozu an Erörterungen rühren über eine Sache, die abgeschlossen lag? Hildegard war wiedergewonnen — alles weitere würde sich von selbst finden.

Bald nach Gademanns Abreise traf Hildegard im Sanatorium Oechlin ein und hielt ihren Sohn in den Armen. Als der erste beglückende Rausch des Wiedersehens vorüber war, betrachtete sie Erich aufmerksam und sah, daß sein Nervenzustand beunruhi-

gender war, als sie gedacht hatte. Er war überreizt, sprach viel und in einer überhasteten Art, lachte ein Lachen, das keine Fröhlichkeit verriet, und hatte einen Blick, der zuweilen stechend, dann wieder unruhig flirrend war. Nicht nur der Schrecken der Zeit, die er durchlebt, sondern auch die ungeheure Willensanspannung, mit der er seine Beherrschung gewahrt, hatte ihn zermürbt, und nun, da er sich keinen Zwang mehr aufzuerlegen, nichts mehr zu fürchten brauchte, trat die Zermürbung zutage. Körperlich dagegen war er in leidlicher Verfassung, allerdings bleich und abgemagert, aber ohne Schädigung der Organe.

»Auch damit muß man zufrieden sein,« sagte Doktor Oechlin, den Hildegard besorgt fragte. Er war etwas schwerfällig von Gestalt und Rede, sprach eine Anzahl Fremdsprachen, war gewissenhaft, zutrauenerweckend, ohne durch Liebenswürdigkeit aufzufallen.

»Aber seine geistige, seine seelische Verfassung, wird sie sich wieder heben? Wird er wieder werden, wie er war?«

»Ja, ja, das wird schon werden,« meinte Doktor Oechlin. »Er muß nur geschont werden und gepflegt. Keine neuen Aufregungen, keine körperlichen Strapazen. Liegen, Milch trinken, schlafen, sich mit angenehmen, leichten Dingen beschäftigen. Dann wird sich alles allmählich geben.«

Es waren einfache Mittel, die Doktor Oechlin da empfahl, aber sie waren nicht eben leicht anzuwenden, denn Erichs Unruhe ließ ihn weder schlafen noch lange stilliegen, auch konnte ihn Hildegard durchaus nicht auf angenehme und leichte Dinge bringen, denn er sprach in seiner hastigen Art und mit flirrendem Blick fast nur von seiner Gefangenschaft und mehr noch von der Flucht. Von dieser Flucht, die sein Vater so unerhört genial inszeniert hatte. »Man kann keinen andern Ausdruck gebrauchen als unerhört genial!« beteuerte er. »So sehr ich auch darüber nachdenke, bleibt es mir doch fast unbegreiflich, wie der Vater das alles zuwege gebracht hat.«

Wieder und immer wieder berichtete er der Mutter alle Einzelheiten, die sie nun schon genau kannte. Wurde nicht müde, immer wieder alles zu durchleben und dazwischen den Vater zu rühmen: »Nur Vater konnte so etwas fertigbringen! So verschlagen, so romantisch, heimlich weggeschafft! Hahahaha! Zum Totlachen! Ich gäbe was darum, wenn ich die Gesichter der Nichtbestochenen hätte sehen können, als sie am nächsten Morgen merkten, daß der Vogel ausgeflogen war!« Er lachte wieder sein freudloses Lachen. »Ein Wunder war alles, ein wahres Wunder! Nicht wahr, Mutter?«

»Ja, ja, ein Wunder!« Sie sah ihn an. Sie suchte etwas in seinem Gesicht, in seinen Augen. Fand es nicht und atmete erleichtert.

Ein Wunder, so war es der gepeinigten, gläubigen Seele in jener Nacht erschienen, da Rechtsanwalt Gademann heimlich gekommen war und die Botschaft von Erichs Befreiung überbrachte. Nichts andres hatte sie in jener Nacht denken wollen und gedacht, als den wiedergeschenkten Sohn, und hatte doch gespürt, daß irgendwo auf ihrem Wege etwas Dunkles lag, an das sie nicht rühren, das sie nicht aufschrecken wollte. Es war vielleicht nichts, nur ein Hirngespinst, konnte aber auch ein Ungeheuer sein, das sich aufreckte, sobald man es anrief.

In jener Nacht hatte sie gemeint, alles Vergangene sei abgetan von ihr. Nur Dankbarkeit hatte sie für ihren Mann empfunden und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihrem unverhofften Glück. Doch bald war dies Gefühl wieder zusammengeschrumpft, und das zusammengeballte Ungeheuer lag finsterer denn zuvor auf ihrem Wege. Darum suchte sie in des Sohnes Antlitz und Blick, ob auch er es merkte, und war befriedigt, daß kein Widerschein davon in seinen Mienen und in seinen Worten lag.

Erich war jetzt viel zärtlicher und offenherziger, als seine Briefe in der letzten Zeit gewesen waren. Er meinte zu spüren, daß der Riß, der zwischen den Eltern geklafft, sich wieder geschlossen hatte. Oder wenigstens im Begriff stand, sich zu schließen. Wenn Hildegard davon sprach, daß sie beide nun bald das Sanatorium verlassen und in das Haus des Staatsrats heimkehren würden, sagte er: »Ach ja, Mutter! Das wird schön sein bei dir und bei Großvater! Fast wie in früheren Jahren! Und später bist du wieder beim Vater, und wir treffen uns irgendwo an einem schönen Ort, wenn ich von meinen Schulreisen heimkomme.« Forschend sah er die Mutter an, was sie zu diesen Zukunftsplänen sage, ob sie entschlossen sei, zum Vater zurückzukehren.

Sie antwortete: »Ja, so wird es sein! Wenn du von deinen Schulreisen heimkommst.«

»Und du wieder beim Vater bist!«

»Und ich wieder beim Vater bin!« Sie sprach es nach wie eine Lektion.

Erich merkte, daß nur ihr Mund, nicht ihre Überzeugung sprach. Sein Blick umflirrte ihr Gesicht. »Du bist sonderbar geworden, Mutter!«

Sie seufzte, wich aus: »Ich habe auch zu viel Sonderbares, zu viel Schreckliches erlebt. Das verändert den Menschen.«

»Nein!« sagte er heftig, wie er leicht bei Widerspruch wurde. »Nein, das ist es nicht. Vater hat genau so viel und so Schreckliches erlebt wie du, aber er ist nicht geworden wie du!«

Sie wollte das Gespräch ins Scherzhafte ziehen und lächelte mühsam: »Wie bin ich denn geworden, Herr Hofmeister und Psychologe?«

»Fremd bist du geworden!«

»Fremd, dir?« Es war ein Aufschrei.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nicht mir, sondern so — im allgemeinen.«

Dann sagte er nichts mehr. Er grübelte in sich hinein. Was war denn zwischen die Eltern getreten, daß das frühere schöne Beisammensein nicht mehr sein konnte? Trug Mutter, seine untadelige und doch nicht mehr junge Mutter wirklich einen andern Mann im Herzen, wie er schon früher vermutet hatte? Selbneck? War das möglich? Wenn er doch darüber Gewißheit gehabt hätte! Niemals war der Name zwischen ihr und dem Sohn wieder genannt worden. Ihr schien er abgetan, ihm banden Scheu und Wohlerzogenheit die Zunge. Er hatte zwar schon versucht, Gespräche so zu lenken, daß sie unversehens bei diesem Namen landen mußten, aber kurz davor hatte Hildegard jedesmal abgelenkt.

Einmal, als er lange schweigend in seinem Gartenstuhl gelegen, wandte er sich zu Hildegard, die mit einer Handarbeit neben ihm saß. Sie hatte die Arbeit in den Schoß sinken lassen und sah mit einem schmerzlichen und sehnsuchtsvollen Gesicht in den sanften, blauen Nachmittag hinein. »Mutter, ich möchte dich etwas fragen!«

»Frage, mein Kind!«

»Du mußt mir aber auch eine ganz wahre Antwort geben!«

»Nichts verschweigen und nichts hinzusetzen! Es fehlt nur noch, daß ich sagen muß: So wahr mir Gott helfe!«

»Nein, du willst schon wieder ausweichen. Wie ein Aal möchtest du mir entgleiten!«

»Ach ja, ich habe immer so viel Talent zum Aal gehabt! Die Stimme der Wahrheit nannte mich früher dein Vater.«

»Stimme der Wahrheit, das klingt schön! Das ist wie ein Ehrenname.«

»Also ziehe deinen Aal gefälligst mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück!«

Sie hoffte, dies Wortgeplänkel würde den Sohn von der Frage abbringen, die sie nahen fühlte. Sie täuschte sich. Erich fragte: »Mutter, was hat dich dem Vater so entfremdet?«

»Ich bin ihm nicht entfremdet!«

»Siehst du, schon bist du nicht mehr die Stimme der Wahrheit!«

»Ich bin ihm nicht entfremdet. Und wenn irgend etwas zwischen uns war, dann habe ich es vergessen, da du gerettet bist. Durch deinen Vater gerettet worden bist!« Überlaut sprach sie es, wie Kinder im Dunkeln singen, um sich Mut zu machen.

Erich griff nach ihrer Hand und küßte sie. »Du bist so gut! Gegen mich bist du so gut! Willst du es nicht auch wieder gegen Vater sein?«

»Aber ich bin es ja!«

»Nein, du sagst es wohl, aber du bist es nicht! Es ist etwas zwischen dir und ihm. Ich weiß es. Und es macht mich so traurig. Ich möchte, daß alles wieder sei, wie es früher war, als wir noch alle beisammen und glücklich waren, und —« Er zögerte.

»Und —?« Ihre Stimme bebte ein wenig.

»Und kein andrer Mensch zwischen uns war!«

Jetzt sah sie ihn voll und mit erlöster Ruhe an. »Ich verstehe dich nicht. Wer sollte zwischen uns sein?«

So überzeugend klang es, daß Erich keinen Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit hegte.

Eine Weile lag er wieder still. Dachte nach. Selbneck war es also nicht. Ah, wie das guttat! Ihn an den Platz lassen können, auf den ihn seine, Erichs, stürmische Begeisterung gestellt hatte! Weiter an ihn glauben dürfen, an ihn und an die Mutter!

Für mehrere Tage war er jetzt beruhigt, fast glücklich. Dann aber begann wieder Zweifel in ihm wach zu werden. Was stand

zwischen den Eltern, wenn es nicht ein andrer Mann war?

»Quäle mich nicht!« rief Hildegard verzweifelt.

Ihre Heftigkeit erstaunte ihn, bestärkte den Argwohn, daß hier eine verborgene, dunkle Spur lief, die er nicht aufzudecken vermochte. Da verschloß er sich, wurde wieder förmlich, unzärtlich, wie seine Briefe gewesen. Schmerzlich empfand Hildegard, daß sich der Sohn abermals von ihr wandte, doch sein kühles Schweigen war Wohltat. Was hätte sie ihm denn auch sagen sollen, können? Sie wußte ja nichts, und selbst wenn sie gewußt hätte, wäre es nicht wie Mord gewesen, dem seelisch zerrütteten Jüngling den Vater, den Erretter aus tiefster Not, so zu zeigen, wie er war oder wie Hildegard ihn zu sehen meinte?

Der Aufenthalt im Sanatorium Oechlin nahte seinem Ende. Erich war reisefähig, mehr konnte in dieser kurzen Spanne nicht erreicht werden. Das Übrige mußte die Mutter, mußte die Heimat tun, nach der sich der Junge in Sehnsucht verzehrte.

An einem klaren Frühherbstmorgen reisten Mutter und Sohn ab. Dr. Oechlin sah sie nicht ungern scheiden. Er war von strengster Neutralität und hätte darum sein Sanatorium am liebsten nur mit Neutralen gefüllt. Der junge Erich hatte zwar sein Mitgefühl erregt, und auch die Mutter tat ihm leid, denn er ahnte, daß sie erst am Beginn eines Leidensweges stand, aber der Rechtsanwalt mit dem bestechenden, schillernden Wesen hatte ihm von Anfang an gründlich mißfallen. Gut, daß sie abreisten! Man wußte nie, in welche Mißhelligkeiten man durch Leute dieser Art verwickelt werden konnte.

Still und friedlich wie seit langem nicht lebte Hildegard mit dem Sohn im Hause des Staatsrats, der langsam der Auflösung entgegenging. Ein Schlaganfall hatte ihn gerührt, vermutlich würde in wenigen Wochen oder Monaten alles zu Ende sein. Hildegard sah den Vater trauernd schwinden und betrachtete dennoch seinen Tod als eine Erlösung für ihn. Er hatte den Verlust seiner Frau nicht verwinden können, und Hildegard dachte manches Mal, wie glücklich ein Leben gewesen sein müsse, das bis zur Wurzel zerstört war, wenn der Lebensgefährte schied. Von solchen Gedanken, Gedanken des Absterbens, wandte sie dann den Blick zu Erich, und ein Lächeln lag um ihren Mund, der eben noch schmerzlich gezuckt hatte. Dort ging ein ausgelebtes Leben still zu Ende, hier blühte eins auf, das erst noch sein Teil Glück zu fordern und zu erringen hatte. Er würde es wohl erringen, der tapfere Junge. In der geliebten Heimat, unter der Sorgfalt und Liebe der Mutter begann er sich langsam, sehr langsam zu erholen. Die Reizbarkeit hatte sich gemindert, das Auge flirrte weniger unruhig, Schlaf kam für Stunden ohne häßliche Träume. Für den künftigen Beruf war freilich schon jetzt viel kostbare Zeit verlorengegangen, aber was bedeutete dieser Verlust, wenn ein Vollgewinn an Gesundheit ihm gegenüberstand! Aber geschont mußte Erich immerfort werden, geistig und seelisch geschont, denn jedes laute Wort, jedes Vorkommnis, das über den stillen Tageslauf hinausragte, verursachte ihm Erregungszustände, die auch seinen körperlichen Zustand wieder für Tage verschlechterten. Doch es gab kaum laute Worte oder besondere Vorkommnisse in diesem Hause, in dem ein greiser Mensch zu Tode und ein junger zum Leben gepflegt wurde.

Nie mehr betrat Selbneck die Schwelle dieses Hauses. Hildegard hatte sich von ihm geschieden, nicht durch den heftigen Auftritt jenes Abends, wohl aber als sie sich über Erichs Rettung hinweg mit dem Rechtsanwalt wieder aussöhnte. Ihr selbst kam nie der Gedanke, jene Beziehungen wieder anzuknüpfen, wenn sie auch zuweilen mit schmerzlicher Sehnsucht der Abende gedachte, da Selbneck bei ihr gesessen und sie mit Vertrauen und Glauben erfüllt hatte. Glauben, Vertrauen, brachte sie die beiden jetzt ihrem Manne entgegen? Sie ging der Frage aus dem Wege, befahl sich, in ihm immer nur den Erretter des geliebten Sohnes zu sehen, und nicht weiter zu forschen, nein, nicht weiter durch Verdacht oder Mißtrauen zu verunglimpfen, was ihr doch höchstes Glück gewährt hatte. Erich war frei, gerettet durch den Vater. Warum da noch zweifeln, noch mißtrauen? Warum den Dingen einen doppelten Boden zutrauen, da der einfache doch fest genug schien? Bestechungsgelder — in der ganzen Welt kursieren sie, werden gegeben und genommen! Warum sollte Rechtsanwalt Gademann durchaus mit andern Werten bezahlt haben als mit Geld?

Nie mehr sah sie Seldneck, doch immerfort kam ihr Kunde von ihm. Die Presse beschäftigte sich in diesen Tagen wieder viel mit den Markwaldtgruben und auch mit dem Namen Seldneck, denn seit einiger Zeit war in den Hetz- und Sensationsblättern ein regelrechter Feldzug gegen ihn eröffnet worden. Sie sprachen kaum je von unlauteren Machinationen oder gar von Kuhhandel, sie wiesen vielmehr in beinahe mitleidigem Ton auf einen fundamentalen Irrtum hin, in dem Seldneck sich befunden haben sollte, als er sein nachdrückliches »Nein« gesprochen hatte. Dies Nein, so hieß es in diesen Artikeln, sei nicht eine ganz unanfechtbare, sondern eine anfechtbare, um nicht zu sagen zweifelhafte Sache. Man könne keineswegs rund und kategorisch erklären: »Hier ist das Recht und dort das Unrecht,« sondern man müsse sich erst einmal genau und objektiv unterrichten oder unterrichten lassen, und dann würde man, sofern man guten Willens sei (woran nicht gezweifelt werden könne!), erkennen, daß dies blendende Nein eigentlich »Vielleicht« heißen müsse, und sich demgemäß zu einem andern Standpunkt bequemen.

Diese Notizen, beherrscht im Ton und klar in Gedanken, erregten Aufmerksamkeit bis in jene Kreise hinein, die im allgemeinen Hetz- und Sensationsblätter nicht zu lesen pflegen. Eben weil sie keine gehässigen persönlichen Angriffe oder wüste Schimpfereien enthielten, machten sie auch solche Leute nachdenklich, die grundsätzlich solcher Presse abgeneigt waren. Das Wort vom Recht verfing, wie es bei Deutschen immer verfängt, die in ihrem unersättlichen Durst nach Recht und Gerechtigkeit zu moralischen Flagellanten werden können, sofern sie glauben, damit dem Recht zu dienen oder zum Sieg zu verhelfen. Zu Entrüstung, zu flammenden Protesten boten diese Notizen, die immer häufiger und umfangreicher wurden, kaum Anlaß. Sie stellten sehr geschickt Seldneck nicht so sehr als eigennützig hin, denn vielmehr als einen Toren, der sich an eingebildeter Macht berauschte und dabei gar nicht bemerkte, daß er eigentlich nur ein Tor war, den ein tüchtiger Jurist nach Belieben widerlegen konnte. Ja, allmählich wurde der Ton immer mitleidiger, vermischt mit leisem Spott, daß die Bevölkerung sich wieder einmal von einem kleinen Geist mit großer Geste habe hinters Licht führen lassen. Selbstverständlich bemühten sich zahlreiche Blätter, diese Veröffentlichungen als verleumderisch hinzustellen, aber sie hatten kein leichtes Spiel, weil eben all diese Artikel nicht eigentlich verleumderisch waren, sondern sich nur damit befaßten, Seldneck als einen Verblendeten darzustellen, dessen Überheblichkeit in der Markwaldt-Angelegenheit Unheil anrichten und daher eingedämmt werden müsse. Bald wurden die Angriffe wirksam unterstützt durch Flugblätter und durch eine Broschüre »Wem gehören die Markwaldt-Gruben?«, die mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Gründlichkeit alles hervorsuchte, was sich in Archiven und juristischen Entscheidungen aller Länder und Zeiten auftreiben ließ. Immer haltloser erschien da der Anspruch des Reiches, immer klarer das Recht auf der andern Seite, und weit über den Leserkreis von Sensations- und Hetzblättern hinaus begann Zweifel sich zu regen, Enttäuschung, Verbitterung über vergebens entfachte Hoffnungen.

Wer war der Verfasser all dieser Artikel, Notizen, Flugblätter und dieser Broschüre, die in einem außerdeutschen Duodezländchen gedruckt war, das kein Urheberrecht kannte? Zweifellos kein gewöhnlicher Schmierfink, dem es nur um Sensation und Anpöbelung zu tun war, vielmehr mußte diese Feder in Kreisen hoher Bildung gesucht werden, und er, der sie führte, verstand sich meisterlich auf die Kunst feiner Vergiftung. Das Interesse an all diesen Veröffentlichungen wuchs, wurde beinahe so groß, wie bei gewissen Schlüsselromanen, deren Autor sich hinter einem pikanten Decknamen birgt. Wer war der anonyme Verfasser? Wer hatte solches Interesse daran, Seldneck als eingebildeten Toren, das Recht des Reiches als bedauerlichen Irrtum hinzustellen?

Allmählich änderte sich dann der Ton jener Publikationen. War er bis jetzt scheinbar aufklärend gewesen, so schien jetzt heiliger Zorn den Anonymus zu erfassen. Führte er doch nun aus, daß, nach allerbesten Informationen, ein schmählicher Kuhhandel hinter den Kulissen zwischen dem Nachbarstaat und dem Seldneck-Konzern abgeschlossen worden sei. Alles, was Seldneck da vom »Recht des Reiches« fasele, sei nur Spiegelfechterei. In Wahrheit habe sich die fremde Regierung verpflichtet, dem Seldneck-Konzern die strittigen Gruben zu verleihen, unter der Bedingung, daß sie mit einem ansehnlichen Pro-

zentsatz am Reingewinn beteiligt und daß kein deutscher Arbeiter eingestellt werde. Die Spiegelfechterei Seldnecks sei nur darauf berechnet, das Volk zu täuschen, bis es vor einer vollzogenen Tatsache stünde.

All diese Alarmnachrichten wurden um so williger geglaubt, weil von Seldnecks Seite kein Versuch gemacht wurde, die Verleumdungen zu entkräften oder die Spur des Anonymus zu suchen. Schweigen ging von dem Haus mit dem großen Balkon aus, und dies Schweigen erschien der Menge wie ein Eingeständnis und zugleich wie ärgerniserregende Anmaßung, die es nicht der Mühe wert findet, sich, wenn auch nur zum Schein, zu verteidigen.

Die Trennung von Hildegard hatte Seldneck schwer getroffen. Mit der ganzen Inbrunst des reifen und oft geprüften Mannes, der dem Leben ein letztes Glück abringen will, war er zu ihr gekommen, die ihm wie ein Symbol des Volksvertrauens, der Opferwilligkeit erschienen war. So hingerissen, so ganz von sich losgelöst, nur von einem großen Gedanken erfüllt, war sie vor ihm gestanden, und hatte, als die Stunde gekommen war, dennoch versagt. Wirklich versagt? War sie denn nicht eine Mutter, und muß man nicht einer Mutter alles verzeihen, was sie für ihr Kind tut? Er dachte an seine verstorbene Frau, die sich in Sehnsucht nach Mann und Kindern verzehrt hatte, und fragte sich, ob sie wohl stärker, opferbereiter gewesen wäre als Hildegard. Doch seit ihrem Tod waren Jahrzehnte hingegangen, und im Lauf dieser Zeit war ihr Bild unmerklich verblaßt, so daß er ihre Züge deutlich nur noch erkannte, wenn er ihr großes Porträt in seinem Arbeitszimmer betrachtete. Doch um das Antlitz ihrer Seele wußte er nicht mehr genau Bescheid ...

Hildegard war eine Mutter. Darum hatte sie sich von ihm geschieden, war heimgekehrt zu dem Manne, den sie nicht achtete, dem sie mißtraute, der aber der Vater ihres Sohnes war. Das gemeinsame Unglück hatte die Gatten wieder zusammengeführt, und im Glück über die gelungene Flucht des Sohnes begruben sie wohl alten Hader und Verdacht. So mochte denn auch dies späte Glück an ihm vorübergeglitten sein. Er war gewohnt zu opfern, und er tat es mit Haltung, wenn auch nicht ohne Bitterkeit.

Doch neben dem Verlust Hildegards quälte ihn noch andres. Dies sinkende Zutrauen, das er täglich mehr und mehr spürte, dieser Wankelmut der öffentlichen Meinung! Und diese niederträchtige, anonyme Feder, die er wohl zu kennen meinte und vor deren Entlarvung er doch zurückschrak, um Hildegards willen! Meinte er wirklich nur, sie zu kennen? O nein, er wußte! Wußte zunächst freilich nur mit dem Instinkt und war heimlich froh, daß er nicht Beweise vorbringen mußte.

Dies alles bedachte der einsame Mann auf der kleinen Veranda, um die Baumwipfel rauschten, aus denen das verschlafene Zwitschern eines träumenden Vogels drang. Ein andrer Abend kam ihm in den Sinn, da er hier gesessen und da der blinkende Mond ihn an Hildegards Haar gemahnt hatte. War das wirklich erst ein Jahr oder zwei her? Ein Jahrzehnt schien ihm zwischen damals und heute zu liegen, wie immer ein unendlicher Zeitraum das Verglühen eines Glücks von seiner Morgendämmerung zu trennen scheint.

(Schluß folgt.)

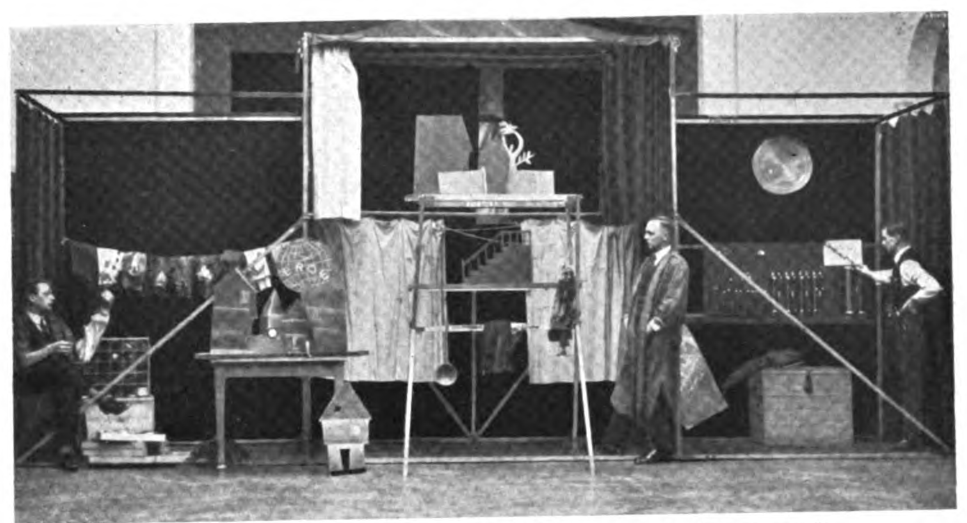
Die Eifelmühle

Steht eine Mühle bei Manderscheid;
Der Müller ist lange tot.
Der Mühlstein mahlt Untreu und Herzeleid,
Das Mühlrad ist blutig rot.

Steht eine Mühle bei Manderscheid;
Die Müllrin war schwarz und rank,
Der Mühlknecht war jung, und ihr Herz war weit,
Des Müllers Dolch war blank.

Steht eine Mühle bei Manderscheid:
Das Mühlrad ist still und stumm.
Der Mühlstein mahlt Kummer und Traurigkeit,
Der Mühlbach weiß, warum.

Heinrich Malzkorn



Einblick in die Spielleitung und den technischen Apparat hinter der Bühne

Die Wiedererweckung des Kaspertheaters

Von Helmuth Duve

Was das Marionettentheater für Süddeutschland, das ist das Kasperspiel für Niedersachsen. Bedient sich jenes vieler an Drähten gezogener Figuren von stereotypem Aussehen, so wird dieses durch holzgeschnitzte Handpuppen mit charakteristischem Gesicht und äußerem Gehaben ausgeführt. Die Hauptrolle spielt dabei Freund Kasper, der sich schon früher auf unsern Jahrmärkten allgemeiner Beliebtheit erfreute, nicht nur durch seine derben und wohlgelaunten, nie aber scharfen und bissigen Späße, sondern zum mindesten ebensosehr durch seine unermüdliche Zungenfertigkeit und weltkluge Handlungsweise. Halb Narr und halb Weiser, bleibt er immer Mensch, der einen klaren und unbefangenen Blick für die Wirklichkeitsverhältnisse beweist und diese allzu gern nach seinem Sinne ändern möchte, der aber — sobald er einsieht, daß dies unmöglich ist — dem Leben nicht verbittert den Rücken kehrt, sondern mit einem lachenden und einem weinenden Auge stets mittendrin bleibt und die Ereignisse gelassen an sich herankommen oder vorbeiziehen läßt. Nur wenn es ihm selbst an den Kragen geht, verteidigt er sich bis zum äußersten, und dann ist er mit der Zunge ebenso schlagfertig wie mit der Hand. Shakespeares Narr ist ihm innerlich verwandt, und seine Brüder sind der englische Spaßmacher Punch und der italienische Policinello, ursprünglich eine lustige Person aus der italienischen Stegreifkomödie, die auch bei neapolitanischen Volksfesten eine Rolle spielt. Sogar in der Türkei hat er einen Verwandten namens Karagöz oder Nasr Eddin Hodja. In Kasper ist Eulenspiegel unsterblich geworden; die verkörperte Weltweisheit, die im Spiegel plötzlich die Grimasse ihres zweiten allzumenschlichen Gesichtes erblickt, darüber zunächst erschrickt, dann aber über sich, wie über alles Unzulängliche, gelassen schmunzelt.



»Die Reise nach dem Mond«: Der Mondmann

Der Puppenschaubühne ähnlich ist das orientalische Schattentheater, das hinter einer erleuchteten Leinwand den im Dunkel sitzenden Zuschauern Märchen



»Die Reise nach dem Mond«: Die Mondhölle mit Gespenstern

vorführt, deren Gestalten durch Schatten von hampelmann-ähnlichen Pappfiguren oder verschiedenartigen Handbewegungen auf der hellen Fläche erscheinen, wobei reizvoll rhythmische Silhouettenwirkungen erzielt werden. Schon im Altertum sollen bei kultischen Festen bewegliche Figuren verwendet worden sein; es wird sich bei jenen Aufführungen aber kaum um Handpuppen gehandelt haben, obgleich solche in China angeblich über tausend Jahre schon in Gebrauch gewesen sind. Die



»Die Galoschen des Glücks«: Alte Straße

Gaukler dort benutzen heute zwei verschiedene Arten, nämlich hölzerne, die an Fäden gezogen, und lederne, die mit den Fingern bewegt werden. Die ledernen treten in einem vorn geöffneten Kasten auf, der auf den Schultern des Spielers steht, während sein Körper einfach durch ein Tuch verhüllt wird. Auf Silhouettenwirkung eingestellt ist das Puppenspiel auf Java (»Wajang«), das Mythen, Legenden und Heldensagen vorführt, und das Indiens, wo man vornehmlich religiöse Stücke, zum Beispiel



»Die Reise nach dem Mond«: Kaspers Notwohnung

das bekannte Epos Mahabharata, darstellt, und in den mohammedanischen Ländern, wo erotische Stoffe bevorzugt werden. Die wahrscheinlich schon den alten Ägyptern bekannten Marionetten haben auch bei den Griechen und Römern eine Rolle gespielt; sie wurden Metamorphosen (Verwandlungen) genannt, weil man ihre Kleidung für die verschiedenen Szenen wechseln konnte. Das der französischen Sprache entlehnte Wort Marionette heißt Mariechen. Im Mittelalter, wo es noch eine der antiken wesensverwandte Volksbühne gab mit Mysterienspielen, Totentänzen und Passionsstücken, nahm das Kasperspiel etwa die Stelle der griechischen Komödie ein. Hugo von Trimbergs Gedicht »Renner« aus dem Jahre 1300 enthält eine Bemerkung, daß die Gaukler jener Zeit »Kobolte«, wahrscheinlich Handpuppen, unter ihren Gewändern hervorzuziehen pflegten. Eins der ältesten Zeugnisse für das Vorkommen der Kasperbühne im Mittelalter ist uns durch eine Miniatur zu dem französischen Liede »Li romans du boins roi Alexandre« aus dem Jahre 1338 überliefert worden. Der mittelalterliche Spiel-



»Die Galoschen des Glücks«: Das Haus des Studenten



»Die Galoschen des Glücks«: Der Herr Justizrat

plan bestand aus kurzen Szenen derbkomischer Art. Zur Rokokozeit stand das Puppenspiel in besonderer Blüte, und während der Regierung Ludwigs 14. bediente der Heilkundige Brioché sich seiner sogar, um Klienten anzulocken und zu unterhalten. Schon im 17. Jahrhundert war das Handpuppenspiel in Deutschland bekannt und beliebt, und in Nürnberg, Frankfurt und Danzig tischte damals der unverwüstliche Schalk dem stets dankbaren Publikum seine Hanswurstiaden auf. Bald danach erschien er auch auf den Messen in Paris, wo 1674 eine ständige Bühne gegründet wurde; während er in England erst später heimisch wurde, weil Handpuppen von den Geistlichen damals für die Aufführung biblischer und legendarer Szenen gebraucht wurden.

Das eigentliche Kaspertheater mit Handpuppen ist etwas eigentümlich Niederdeutsches. Die Stücke, bald komischen, bald tragischen Inhalts, deren Gegenstände Märchen-, Zauber-, Ritter- und Räubergeschichten sind, haben sich ursprünglich nur durch mündliche Überlieferung erhalten, veränderten sich dementsprechend wie die Volkslieder und wurden erst neuerdings aufgezeichnet. Sie sind meist in Gesprächsform abgefaßt, da in der Regel nur zwei Figuren gleichzeitig auftreten; dabei ist der Improvisation weiter Spielraum gegeben. Die Zuschauer nehmen mitspielend daran teil, machen Zwischenrufe, die von den Hauptspielern schlagfertig beantwortet werden, und gerade darin liegt der Reiz jener Vorführungen. So werden die hier veranschaulichten Begebenheiten zu Musterstücken volkstümlicher Komödie, echter Kunst, die immer noch das beste Abwehrmittel gegen literarischen Schmutz und Schund und gegen geistige Überkultur ist.

So muß man es mit Freuden begrüßen, daß sich neuerdings in Kiel eine Handpuppenspieltruppe zusammengefunden hat, die ihre Aufgabe darin sieht, jene edle, fast vergessene Volkskunst wiederzuerwecken und ihre Wirkungsmöglichkeiten zeitgemäß umzugestalten. Das ist so erfreulich, weil dadurch der niedersächsischen Kultur gedient wird, und zwar gerade zu einer Zeit, wo auch die Marionetten in Münchner und Schweizer Spielunternehmen wieder zu Ehren gelangen. Aber im Gegensatz zu den stereotyp wirkenden Drahtpuppen erscheinen die Handpuppen nicht nur beweglicher, sondern auch dank ihres charakteristischen Aussehens persönlicher.



»Die Galoschen des Glücks«: Die Frau Bürgermeisterin



»Die Galoschen des Glücks«: Der Schutzmann

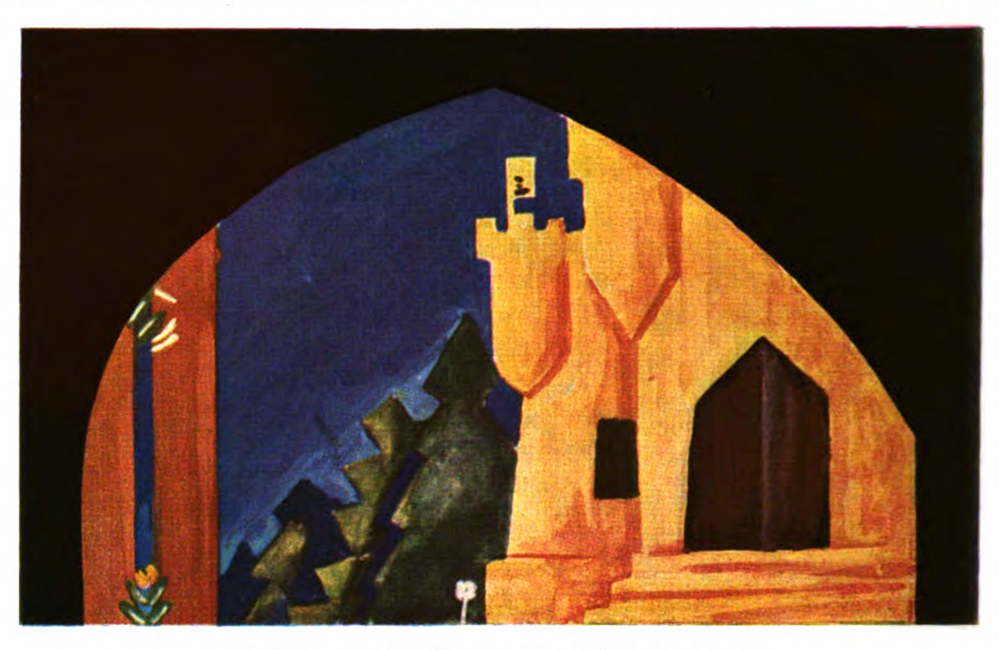
Zu den bisher üblichen Figuren, Kasper, Riecke, Schutzmann, Richter, Pastor, Tod und Teufel, sind schon eine ganze Reihe andrer getreten, die durch neue Darstellungsstoffe erforderlich wurden, und es hat sich während der mehrjährigen Arbeit der Kieler Truppe gezeigt, daß in dieser Beziehung weder dem Bedarf noch der Phantasie Grenzen gesetzt sind. Physiognomisch interessant sind ihre Gesichter, von Künstlern in Holz geschnitten; ihre Bekleidung ist mannigfaltiger und eigenartiger geworden; die bisher üblichen Hände sind weggeblieben, weil die durch die Ärmellöcher gesteckten Finger der Spieler größere Beweglichkeit im Gebärdenspiel zulassen. Immer noch spricht Kasper — im Gegensatz zur gezierten Rede der Frau Bürgermeister oder der wehleidig-würdigen des Justizrats — ein unverfälschtes Plattdeutsch, bei dem es dem heimattreuen Niedersachsen warm ums Herz wird. Sein Ton ist rauh, aber herzlich.

Die Bühneneinrichtung wurde modernisiert und mit reichen Beleuchtungsmitteln ausgestattet, die die schönsten Lichtwirkungen hergeben. Von Künstlerhand stammen die zumeist stilisierten farbenprächtigen Dekorationen, die selbst dem verwöhntesten Geschmack Anerkennung abnötigen. Dadurch erhält die Handlung das ihrem Sinn gemäße Milieu, das von Szene zu Szene mit bewundernswerter Schnelligkeit sich wandelt und den Vorgängen eine bessere Folie gibt, als es der bisher übliche hintergrundlose viereckige Ausschnitt in der Wand vermochte, durch den Publikum und Spieler getrennt sind. An dem begeisterten Widerhall, den das Kieler Handpuppentheater auf seinen mehrjährigen Spielreisen in ganz Deutschland, ja sogar in Dänemark und Finnland gefunden hat, mag man den lebendigen Wirkungswert seiner Darbietungen ermessen.

Vorläufig fehlt es der Kasperbühne nur noch an geeigneten Stücken. Die überlieferten Stoffe sind nicht mehr alle brauchbar. In dieser Hinsicht ist der Betrieb noch ausgestaltungsbedürftig. Neuerdings bringt Werner Perrey, der geistige Leiter des Kieler Unternehmens, nun eine bühnenwirksame Bearbeitung der »Galoschen



»Die Galoschen des Glücks«: Der Dichter



»Die Reise nach dem Mond«: Das Schloß des Pipifax

des Glücks« nach dem Märchen von Andersen, die überall erfolgreich aufgeführt wurde, ein reizendes, zwischen Traum und Wirklichkeit gestelltes Bild des menschlichen Lebens.

Nach kurzem Prolog beginnt das Spiel mit einem Zwiegespräch zwischen Kasper und dem Spielleiter, der die Vorbereitungen zur Vorstellung trifft. Sie unterhalten sich im Treppenhaus der Frau Bürgermeisterin, die eine Abendgesellschaft gibt, über die Galoschen, die der Regisseur dort in die Garderobe gestellt hat, um zu sehen, wer von den Gästen sie mit den seinigen vertauschen wird. Diesem Glücklichen nämlich soll ein Wunsch in Erfüllung gehen. Beim Herannahen der aufbrechenden Gesellschaft versteckt sich Kasper hinter dem Vorhang. Der Justizrat verabschiedet sich mit Handkuß von seiner Gastgeberin, und sie unterhalten sich noch über die gute alte Zeit, wo der Mensch so viel besser und das Leben so viel schöner gewesen sei. Da er versehentlich die Galoschen des Glücks angezogen hat und heimwärtsgehend von der Vergangenheit träumt, nach der er sich zurücksehnt, ändert sich unversehens das Stadtbild; er verirrt sich in eine Fischerschenke, wo Leute eines früheren Jahrhunderts fröhlich zechen und wo Kasper ihm im Schlaf dann die Galoschen entwendet. Auf dem Marktplatz findet sich der erwachende Justizrat bei der Laterne wieder und schämt sich seines Rausches. Aber Kasper, der über die gelungene Aneignung der Galoschen hochbeglückt ist, muß sie wieder herausgeben; der Regisseur stellt sie auf den Marktplatz, damit die Handlung, deren treibende Kraft sie sind, ihren Fortgang nehmen kann. Vor dem Hause des Studenten findet sie dann der Schutzmann, der sie anzieht, obgleich er empfindet, daß sich das für ihn eigentlich nicht ziemt, und der, zu dem erleuchteten Fenster hinaufsehend, den Studenten um sein freies und fröhliches Leben beneidet. In dessen



»Die Galoschen des Glücks«: Der Marktplatz

Zimmer führt der nächste Auftritt, wo Kasper erscheint und an dem Liebeskummer seines alten Freundes lebhaften Anteil nimmt. Natürlich hat auch dieser Student, wie alle seine Kommilitonen, wenig Geld und viel Examensnot. Und als der Schutzmann, der dies ja nur geträumt hat, vor dem Hause des Studenten erwacht, wird ihm klar, daß in Wirklichkeit das Los eines Studenten nicht besser als sein eignes ist. Zustimmend nickt der Mond, und jener glaubt in ihm sein Ebenbild zu erkennen: den Schutzmann als Mann im Mond. Im Sprechzimmer des Arztes, wohin die nächste Szene führt, unterhalten sich der Arzt und der Dichter über die sonderbaren Halluzinationen des bewußtlos aufgefundenen Schutzmannes. Der Arzt bestreitet, daß es mit den Galoschen eine besondere Bewandtnis haben könne; aber der Dichter, der gern ein Stück darüber schreiben möchte, läßt sie sich aushändigen und wünscht sich den Tod, nachdem er mit Kasper lange Zeit vergeblich darüber beraten hat, was wohl das höchste Glück auf der Welt sei. In wundervoller schwarzer Silhouette zeigt das Schlußbild dann Sarg und Grabkreuz des Dichters. Schluchzend erscheint nun Kasper noch einmal; er betrauert nicht etwa den Tod des Dichters, sondern die verlorenen Galoschen. Um so froher wird er, als der Spielleiter ihm die Galoschen zurückgibt. Aber selbst sein bescheidener Wunsch, eine Flasche Rum zu erhalten, wird nicht erfüllt; denn die Galoschen sind ja nur »Requisiten«.

Für die Kinder bringt der Spielplan das Märchen »Kaspers Reise nach dem Mond«. Kasper lädt die versammelten Kinder ein, in seinem aus einer Zigarrenkiste gefertigten Flugzeug mitzufahren, und fragt sie, ob sie auch bange seien wie seine Frau, die nicht mitwolle. Ein einstimmiges Nein ertönt als Antwort. Dann geht es los. Oben angekommen, begegnet Kasper zunächst dem Mondmann, der einen sehr langen Hals hat, weil er die Sterne putzen muß. Kasper wird vor Pipifax, dem Mondgeist, gewarnt, der gleich darauf in höchsteigner Person erscheint und ihn auf sein Schloß einlädt. Ein auftretendes Krokodil bietet sich ihm als Reittier an, um dahin zu reisen. Aber unverzüglich soll er sagen, ob er aufsteigen oder gefressen werden wolle. Kasper gibt klein bei und gelangt so in die Mondhölle, wo das Krokodil den Reiter einfach abwirft. Pipifax oder Minimax, wie Kasper ihn nennt, der vom Teufel die Schlüssel zu der Höllenfiliale auf dem Mond erhielt, erscheint nun. Unser Schelm soll sterben. Kasper aber überwältigt das unheimliche Zylindergeschöpf nach heißem Kampfe und bringt es seiner Frau mit, damit sie den »Kopp in Suer leggen« (den Kopf sauer einlegen) könne. Da Geister aber nicht sterben, so erwacht Pipifax des Nachts und räumt Kaspers Notwohnung aus, wofür ihn der Geprellte mit dem Mangelholz derartig bearbeitet, daß er das Zeitliche segnet.

Im »Traumspiegel« wünscht Kasper sich vom Traumgott eine hübsche Prinzessin zur Frau, gelangt mit Hilfe der Blume Silberfuß in die Küche des Zauberers Hexenpüster und steigt aus dessen Kochtopf plötzlich als Prinz empor. Er trifft bald darauf die gewünschte Prinzessin, die bereit ist, »sine lüttje (kleine) söte Fru« zu werden, unter der Voraussetzung allerdings, daß er drei Fragen beantworten könne oder sonst bereit sei, zu sterben. Kasper löst die Fragen, weil sie weit einfacher sind als sie erscheinen. Der Traumgott erweckt ihn aber, und er findet sich auf dem Sack wieder, den er für seinen Herrn fortbringen sollte.

Auch verschiedene von den altbewährten Stücken, die der Hamburger Johannes Rabe in dankenswerter Weise gesammelt hat, wie »Kasper als Soldat«, »Mesbüdel«, »Ostindienreise« und



Miniatur zu dem Liede »Li romans du boins roi Alexandre« (1338)



Kasper Policinello

andre, gehören zum Spielplan der Kieler Handpuppenspiele. Zweifellos sind die Wirkungsmöglichkeiten dieser echten Volkskunst noch nicht erschöpft. Denn sie soll ja nicht nur schnurrige Schelmenstücke bieten, sondern sie sei auch ein kritischer Zerrspiegel gegenwärtiger Kultur.

Das Eigenartige bei der Bühnenhandlung des Kaspertheaters ist die Einbeziehung des Publikums in die dargestellten Vorgänge. Sie erfolgt durch Anrede und Gegenrede, und da es ohne mehr oder weniger deutliche boshafte Anspielungen auf zeitliche Mißstände und unbeliebte Personen, ja auf die besonderen Verhältnisse des gegenwärtigen Vorführungsortes dabei nicht abgeht, so ist es auch nicht schwer, die Zuschauer zum Mitspielen zu bewegen. So kommen der lustige Einfall und der Augenblickswitz zu ihrem Recht, und trotz aller Satire läßt sich der versöhnliche Unterton weltüberwindenden Humors nicht unterdrücken. Denn inmitten des dramatischen Geschehens, das zwischen der Innenwelt der Zuschauer und den Bühnenvorgängen sich entwickelt, werden Sein und Schein eins, verschwistern sich Wirklichkeit und Traum, triumphiert das bunte, bald jubelnde, bald tiefbekümmerte Leben. Ein romantischer Schimmer umstrahlt jene Bühne, die bald den Märchenwünschen der Kindheit Erfüllung verheißt, bald die Schwächen der lieben Mitmenschen geißelt, wo Seltsamkeit des Schicksals, Lust und Leid der Liebe, Abenteuer, Bosheit und Güte ihre lebendige Veranschaulichung finden, wo man sich plötzlich wieder dessen bewußt wird, daß alles Vergängliche ja nur ein Gleichnis ist.

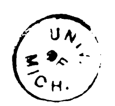
Die Wiedererweckung unsers urdeutschen Kasperttheaters ist zu begrüßen; seine geistespolitische Bedeutung wird um so größer, je ausschließlicher unsre heutige Menschheit durch Kino, Tanz und oberflächliche Literatur in Anspruch genommen wird. Sie ist eine Kulturtat, durch die längst vergessene Schätze unsrer Volkskunst wieder ans Licht der Gegenwart gehoben werden.



Der Richter



Paul Rehm: Kloster Pfullingen

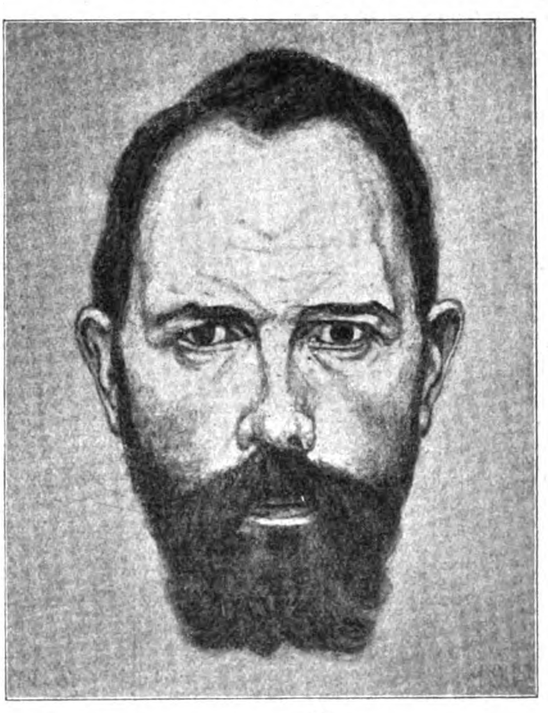


Wilhelm Schäfer

Zu seinem sechzigsten Geburtstag

Von Otto Doderer

Vom Arbeitszimmer seines Besitztums am Bodensee blickt der Dichter in die alemannische Landschaft hinaus, über das Wasser des schmalen Seearmes an die gegenüberliegenden grünen Berge mit der Burgruine und in saftiges Weideland hinter schlanken, hohen Pappeln. Fern von Kaffeehäusern, Tanzdielen und Sechstagerennen entstehen hier mitten in einer durchaus deutschen Natur die Werke dieses Hüters der deutschen Seele. An einem schlichten Stehpult werden sie niedergeschrieben in kräftigen, klaren, aufrechten, gleichmäßigen, festverschlungenen Schriftzügen, fast ohne Aufenthalt und ohne Änderungen, nachdem der Dichter sie vorher lange in sich herumgetragen hat — die herrlichste und saftigste Prosa unsrer Tage.



Wilhelm Schäfer

Hier am Bodensee ist einer der äußersten Zipfel Deutschlands, und bis zur Schweizer Grenze ist es nicht weit. Die Schweiz aber ist schon früh seltsam anziehend für Wilhelm Schäfer gewesen. Seine drei großen Lebensbildnisse, die Romane »Eine Chronik der Leidenschaft« und »Lebenstag eines Menschenfreundes« und das Volksbuch »Huldreich Zwingli«, sind geschriebene Denkmäler dreier berühmter Schweizer: Karl Stauffers (Bern), Pestalozzis und des schweizerischen Reformators und Staatsmannes. Wilhelm Schäfer war es auch, der Ferdinand Hodler, Max Buri und Cuno Amiet die Bresche schlug in die breitere Öffentlichkeit, viele der besten Schweizer sind seine Freunde, und die deutschsprechende Schweiz ist stolz auf ihn wie auf einen der Ihren. Auch sein jüngstes Buch, »Briefe aus der Schweiz«, kommt von dorther »als der Stammrepublik Europas«. Schäfer liebt in den Schweizern eine Volkschaft, die noch eine Herkunft, noch Volkstum hat und eine sittliche und bürgerliche Einheit ist, und wo er das wiederfindet, was das Ziel seiner priesterlichen Sendung bedeutet: den sicheren »Lebensgrund« einer seiner Natur gewissen und getreuen Volksgemeinschaft.

Vor etwa fünfzehn Jahren führte mich ein gutes Schicksal zum erstenmal ihm in den Weg. Nach einem Abend einer Literarischen Gesellschaft, in der er aus eignen Dichtungen vorgelesen hatte, sprach ich ihn an. Es waren nicht übermäßig viele Zuhörer gekommen, und die Spannung der Verlegenheit, die immer zwischen einem Menschen ist, der sich bekennt, und einer Ansammlung von Menschen, die ihn anhören und doch nur neugierig sind und unterhalten sein wollen, wurde noch vermehrt durch die Taktlosigkeit einzelner mokanter Dämchen mit ihren Kavalieren, die den Saal verließen, weil ihnen die Kost zu kräftig war, die ihnen hier vorgesetzt wurde. Da oben aber stand eine Leidenschaft, die kalt oder warm, aber nicht lau sein konnte, und die Worte aus der Anekdote »Beethoven und das Liebespaar«: »Für solche Schweine spiel' ich nicht!« waren wie eine Ohrfeige in den Saal geschmettert. Außer den Anekdoten, den Rheinsagen, den

»Mißgeschichten«, der »Halsbandgeschichte« kannte man damals gerade noch das Staufferbuch; im übrigen wußte man nur, daß jener schwarzbärtige Mann auf dem Podium in einer eigensinnigen Weise die Kunstzeitschrift »Die Rheinlande« leitete.

Wilhelm Schäfers Leben ist wie das wenig andrer von Freundschaften und Feindschaften flankiert. Er ist ein ganz entschiedener Charakter, für den es keine Kompromisse gibt, er entscheidet sich entweder für das eine oder für das andre, der Typus des protestantischen Menschen oder des Menschen mit Zivilcourage, mit einem außerordentlichen Gefühl für das seinem Wesen Gemäße und mit einer unbiegsamen Folgerichtigkeit der Lebensführung. Die Klarheit und Selbstzucht verleihen ihm Persönlichkeitswerte, die auf andre geradezu diktatorisch übergreifen, er nimmt Menschen, an denen ihm gelegen ist, in Besitz.

Wilhelm Schäfer, der Mitglied der Dichterakademie und Ehrendoktor ist, gehört auch heute noch nicht zu den »meistgekauften Autoren«, aber er ist eine Macht in Deutschland, er hat eine große Gemeinde, die eine Gemeinschaft ist aller derer, die auf der Suche sind nach dem, was Deutschland not tut, und in dem Dichter einen Führer haben, von dem Kraft ausgeht, uns unser selbst sicherer zu machen. Er ist ein schöpferisch entflammter Mensch, in dem sich die Ursprünglichkeit unsrer Rasse mit prächtiger Ungezähmtheit erhalten hat, ein unnachsichtiger Feind von allem Falsch und allem Schein, ein heißsporniger Eiferer gegen alles Knechtische und Unrechtliche, für alles Echte und Tapfere. Vor zehn Jahren schrieb er zu seinem fünfzigsten Geburtstag die Worte: »Der Menschheit Würde ist in meine Hand gegeben; sie zu bewahren, genügt es nicht, daß ich mir selber tüchtig bin, sondern daß ich diese Tüchtigkeit in das Schmelzfeuer der Menschheit bringe. Das zu tun, habe ich kein andres Mittel als meine Sprache, d. h. nicht die Äußerlichkeit ihres Klanges und ihre Bildkraft, sondern die Summe dessen, was mein Volk als Stimme Gottes in der Menschheit zu sagen vermochte; so ist mein Volk meine Kirche, seinen Dienst an der Menschheit Würde in meinem Werk lebendig und rein zu halten, mein Amt.« Um jene Zeit, mitten im Kriege, hatte er die »Dreizehn Bücher der deutschen Seele« begonnen, sein Hauptwerk, von dem aus seine Lebensarbeit vor- und rückwärts strahlt.

In seinem »Lebensabriß«, den er zu seinem fünfzigsten Geburtstag schrieb, hat Wilhelm Schäfer ein ungeschminktes Selbstporträt vorgelegt. Er ist am 20. Januar 1868 in Ottrau in Oberhessen als Sohn eines alten Bauerngeschlechtes, das seinen Hof verloren hatte, geboren und kam in früher Kindheit nach Gerresheim bei Düsseldorf, wo sein Vater sich in der Industrie, wie der Dichter sagt, »in einem Dasein von amerikanischer Färbung langsam herausarbeitete«. Als vereinzelte Evangelische in dem katholischen Wallfahrtsort wurde die Familie dort nicht heimisch. Mit fünfzehn Jahren kam Schäfer auf die Präparandenanstalt und dann auf das Seminar in Mettmann, wo er im Zwang des Internats die Fähigkeit lernte, wider den Stachel zu löcken. Darauf war er sieben Jahre lang Lehrer in Vohwinkel und Elberfeld, und in diesen Jahren kam er zur Dichtung. Er schrieb ein Bändchen Bauerngeschichten »Mannsleut«, das 1894 erschien und von Richard Dehmel im »Pan« besprochen wurde. Diese Besprechung war der Anfang einer Freundschaft zwischen den beiden Männern, die in vielen Dingen wesensverwandt sind, obgleich die tragisch überspitzte Problematik Dehmels in der gefestigten Stetigkeit Schäfers ihren Widerpart fand.

Inzwischen hatte Schäfer es mit zwei Theaterwerken versucht, einem Volksstück »Ein Totschläger«, das nach der zweiten Aufführung in Elberfeld verboten wurde, und einem Drama »Jakob und Esau«, das in Berlin durchfiel. Aber mit einem Stipendium des Cottaschen Verlags in der Tasche konnte der Dichter, der das Lehramt an den Nagel gehängt hatte, jetzt sein Leben als freier Schriftsteller versuchen. Er lebte erst in der Schweiz, dann einen Winter in Paris und landete schließlich in Berlin, wo er dem Kreise um Dehmel, Paul Scheerbart und Peter Hille angehörte, der seine Zusammenkünfte im »Schwarzen Ferkel« feierte. 1898 ward ein drittes erfolgloses Bühnenspiel von ihm, »Lerma«, gedruckt, ein Jahr vorher waren die Erzählungen »Die zehn Gebote« erschienen, die Hans Thoma gewidmet waren, und 1900 die Erzählungen »Der Mann in der Käseglocke«.

Vor einigen Jahren hat Wilhelm Schäfer aus seinen ersten Anfängen noch einmal eine

Auslese in dem Bändchen »Frühzeit« gesammelt. Er hält nicht viel von ihm, wohl mit Unrecht. Er tadelt an ihm, daß »noch zu viel lyrische Jugend« darin sei. Diese kühle Ablehnung, die die schönen duftigen Sachen, soweit sie aus der Nachlese bekannt werden, wirklich nicht verdienen, findet ihre Erklärung in den Worten, die später den »33 Anekdoten« vorangesetzt sind, daß er nämlich erst mit den Anekdoten gelernt habe, so zu schreiben, »wie der Verstand es forderte«. Die erste Anekdote, »Die Béarnaise«, schrieb er mit 33 Jahren. Er nennt seine novellistischen Geschichten Anekdoten, weil sie »in irgendein Stück Weltgeschichte anekdotisch, d. h. von einer zufälligen Seite aus, hineinleuchten«. Er sieht seine Aufgabe als Erzähler nicht darin, zur Unterhaltung dazusein, »noch weniger zur Darstellung und Lösung zeitgenössischer Konflikte, sondern um den Schatz der Menschheit an bedeutsamen Handlungen zu vermehren.« Die Novelle ward bei ihm wieder das »Beispiel« von einst, und er hat die anekdotische Dichtung zu einer klassischen Formvollendung geführt, die in ihrer eindringlichen Weitschweifigkeit, ihrer sprachlichen Zucht und Ausdruckskraft und in der auf den Charakter abgestimmten Rhythmik geradezu balladisch wirkt. Er ist damit ein Erneuerer der deutschen epischen Kunst geworden, indem er wieder unmittelbar an die alte deutsche Volksepik anknüpfte, die sich mit psychologischen Tüfteleien, Zustandsschilderungen und weichlicher Stimmungslyrik nicht abgab, sondern eine Geschichte, ein Geschehen, eine Handlung erzählte. Er bekennt dankbar, daß der Kalendermann Johann Peter Hebel sein Erzieher zum epischen Handwerk war; von ihm lernte er, »eine epische Sache beim Schopf packen«. Der Künstler Schäfer hatte das seine dazu zu tun in der strafferen Struktur der inneren Form und in dem künstlerischen Verantwortlichkeitsgefühl der Sprache gegenüber. »Sprache dichten« will er; er schafft neue eigenmächtige Prägungen, und eine pralle Sinnenfreudigkeit verfängt sich in seinen Verben und Beiwörtern. Die Freude am »hohen Hinschritt stolzer und schöner und liebreicher Worte« erhebt ihn über alle papierene »Schreibe«.

Wilhelm Schäfer hat seitdem viele Nachahmer gefunden, damals aber, als er für das erste Bändchen seiner Anekdoten einen Verleger suchte, war er von einem nach dem andern abgewiesen worden. Es erschien dann 1908 im Verlag der »Rheinlande«. »Die Rheinlande« waren die Kunstzeitschrift, zu deren Leitung Schäfer 1900 nach Düsseldorf berufen worden war. Er hat sie ganz nach seinen eignen Absichten ausgestaltet und sie zu einer der schönsten, ehrlichsten und feinsten Zeitschriften gemacht, die Deutschland seit dem »Pan« besaß. Ihr einziger Fehler war ihre Tugend: daß hinter jeder Zeile ihr richterlicher Herausgeber hervorsah. Mit ihr, die nach 22 Jahren ein Opfer der Inflation wurde, wollte er die kulturellen Kräfte in den rheinischen Ländern zwischen den Alpen und der Nordsee, der Kulturstraße des alten Reiches, zusammenhalten, und zu ihrer Zeit konnte wohl kaum ein starkes Talent im Südwesten Deutschlands und der Schweiz auftauchen, dem nicht Wilhelm Schäfers entschlossenes Eintreten die Zukunft geebnet hätte, von Hans Thoma und Ferdinand Hodler an bis zu den jungen Stuttgarter und Karlsruher Künstlern von heute, von Hermann Hesse, Wilhelm Schmidtbonn und Emil Strauß an bis zu Alfons Paquet, Eduard Reinacher und Nikolaus Schwarzkopf.

Erst als seine »33 Anekdoten« 1911 in einem großen Verlag herausgegeben waren, wurde Wilhelm Schäfer von der Allgemeinheit entdeckt. Die Vorwürfe in diesen neuartigen Erzählungen hatte der Dichter zum großen Teil in einer Episodensammlung, dem »Rheinischen Antiquarius«, gefunden, nur zum Teil waren sie frei ersonnen. In vielerlei Gestalten geht darin die freiheitliche deutsche Seele umher in steifnackigem Bauerntum, mit rheinischer Gewitztheit: in Gestalten aus dem bürgerlichen Mittelalter, der französischen Revolution, den Freiheitskriegen und dem Jahre 1848. Von der Kunstkritik her hatte der Dichter, der selber eine alte Neigung zur Malerei in sich trug, den Willen zur reinen Kunst mitgebracht, und in den von ihm nacherzählten »Rheinsagen« (1918) hatte er vorher schon einmal gezeigt, was er unter Erzählungskunst verstanden wissen wollte. Man wird lange suchen müssen, bis man anderswo so lebendige und prägnante Sätze findet in der Art wie »Es duftete ein Gerücht den Rhein hinunter« (um den metaphorischen Spielraum Schäferschen Stils mit einem Beispiel zu kennzeichnen).

In der »Halsbandgeschichte« (1909) wird die Geschichte der berühmten Hochstaplerin Gräfin La Motte erzählt; »Die Mißgeschickten« (ebenfalls 1909) sind ein scheu verhülltes Selbstbekenntnis aus einer Zeit, in der der Dichter bitter zu kämpfen hatte, und führen hinüber zu der Lebensgeschichte des Radierers Karl Stauffer-Bern (»Eine Chronik der Leidenschaft«), dem Roman eines zerrissenen Künstlerlebens, des Ringens eines leidenschaftlichen Talents, das zu höchster Kunst strebt, aber an den Hemmungen innerer Sprödigkeit sich zuschanden reibt. Dann kam (1913), dem Anekdotischen wieder näher, die wie in einer Weinlaune frisch erfundene »Unterbrochene Rheinfahrt«.

Im ersten Jahr des Krieges erschien der Pestalozzi-Roman »Lebenstag eines Menschenfreundes«, der neben den Anekdoten und den »Dreizehn Büchern der deutschen Seele« das populärste Buch Schäfers geworden ist. Es ist ein seelsorgerisches Buch von deutscher Menschlichkeit und Gläubigkeit, das aus dem Geist Pestalozzis heraus ausklingt in eine Rede an die Zeit über wahre Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit: »Laßt uns Menschen werden, damit wir Bürger, damit wir Staaten werden«.

Dann folgten die »Dreizehn Bücher der deutschen Seele«. Mitten in der niederdrückendsten Kriegszeit wurden sie begonnen. Das hochgemute Wort aus dem Lutherlied »Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib — das Reich muß uns doch bleiben« war wie ein Funke in den Dichter gefallen und hatte in ihm den Vorsatz entzündet, dem deutschen Volke die Herrlichkeit des Reiches seiner Seele zu gestalten. Uns, die wir nur noch »Deutsche aus Zufall waren, weil wir unser Schicksal vergessen hatten«, die »Herkunft« zu zeigen, unsre Volkskraft und die Sendung der Deutschen in der Weltgeschichte, schrieb er die Odyssee des deutschen Volkes. Das Buch, das die deutsche Geschichte nach der mythischen Zahl in dreizehn Teile gliedert, mit dem »Schuldbuch der Götter« beginnend, mit dem »Schuldbuch der Menschen« endend, erzählt die Geschichte unsers völkischen Werdens, Seite für Seite, Bild für Bild: von der Völkerwanderung an, von dem Mittelalter der Kirche und der Kaiser, dem Werden des Bürgertums und den Religionskämpfen um das deutsche Gewissen, von der Willkürherrschaft der Fürsten und dem Wiedererwachen der deutschen Seele in unsern Dichtern und Denkern um 1800, von den sozialen Bewegungen und der politischen Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts, bis in unsre Tage hinein, über die es prophetisch hinausweist. Das heiße Herz des Dichters zuckt und hämmert hinter dieser Geschichtschreibung in mythischen Hochgesängen. Kaum ein Abschnitt dieser Leistung ist Bericht geblieben; jeder Satz ist angefüllt mit heiligem Eifer, zärtlicher Liebe oder beißendem Zorn, Zorn über die verhängnisvolle Erbzwietracht der Deutschen, die Zwietracht der Konfessionen, der Klassengegensätze und der Bildung.

In den letzten Jahren hat Schäfer dann auch gern in Reden und Aufsätzen den Ruf seiner Führerschaft an das deutsche Volk ergehen lassen, am schönsten in der Rede »Deutschland«, die uns die Zuversicht geben soll: »Ein Volk in seinem Land ist Natur und stärker gewachsen, als was ihm der Tag gibt oder nimmt«.

Daneben wendet sich Schäfer als Dichter immer strengeren Formungen zu. In den Novellen »Winckelmanns Ende« und »Hölderlins Einkehr«, wundervoll abgeklärten Dichtungen, hat sich eine neue rhapsodische Form epischer Prosa entwickelt, die ihre Abstammung wohl in den »Dreizehn Büchern« hat. Das Thema ist wie eine Melodie, die immer weitere Ringe zieht und wieder zurückreist, die abgeglichene Betrachtsamkeit des Gedankens wird Musik in schwingenden Satzgefällen. In diesem Streben nach klassizistischer Vollendung hat der Dichter jetzt auch sein Zwingli-Buch und eine vorher in Prosa geschriebene Erzählung »Das Fräulein v. Rinken« in Versepen umgeformt.

Man kann dem nun 60jährigen Dichter (geb. 20. Januar 1868), der uns in die Zeit gesetzt ist als ein Wegbereiter zu unserm Eigentlichsten, kein schöneres Zeugnis ausstellen, als es die Universität Marburg getan hat bei der Verleihung der Würde eines Ehrendoktors:

»Dem weitschauenden Lebensphilosophen und Geschichtskenner, dem vaterländischen Erzieher, dem großen Erzähler und Meister des Stils«.

Das Marderfellchen

Eine Inflationsgeschichte von Herman Anders Krüger

Zum fünftenmal stand die kleine Herzogin vor dem gestrengen Direktor und bat zum fünftenmal um Geld für einen Sandhaufen.

Wenn auch nicht aus fürstlichem Geblüt, sondern nur eine junge Lehrerin aus bürgerlichem Hause, hatte dieses Fräulein Herzog doch etwas an sich von fürstlicher Hoheit und Energie, so daß ihr Spitzname »die Herzogin« schon einigermaßen begründet war.

Mit dem Sandhaufen hatte es dazumal eine besondere Bewandtnis. Es waren böse Zeiten nach der Novemberrevolution. Große Vermögen waren damals wohl überall im Versanden, ganz gewöhnliche Sandhaufen aber so kostbar, daß sogar Behörden sich außerstande sahen, sie zur Verfügung zu stellen.

Sandhaufen waren überdies weder im ordentlichen noch im außerordentlichen Schuletat vorgesehen, und Anno 1920 hatten sogar die ordentlichsten Direktoren — und Herr Kniffke war sehr ordentlich — einen ganz unordentlichen Etat, zumal der neue Volksstaat überhaupt noch keinen aufgestellt hatte, und das Geld Monat für Monat an Kaufkraft verlor.

Um so anspruchsvoller war in so bewegten Zeiten die allzeit fordernde Jugend.

Neue Ideen von Arbeitsschule durchliefen die Reihen der Schüler und Lehrer, und selbst die kleinsten Vorschülerchen wollten arbeiten, um das zusammengebrochene Vaterland wieder emporzubringen. Dem Heimatboden wollte man wieder vertraut werden und zunächst einmal mit seinem Sande beginnen. Nun gab es leider in Sifurt und Umgegend weit weniger Sand als am Meer; infolgedessen war er teuer und wurde von Monat zu Monat teurer.

Trotzdem bestanden die Schüler wie ihre Eltern auf baldige Heranschaffung des notwendigsten Arbeitsmaterials und drohten bei weiterer Sandverweigerung mit dem durchaus zeitgemäßen Schulstreik. Die klug vorausschauende Herzogin forderte darum mit einigem Recht und ebenso viel Grazie wie Nachdruck zum fünftenmal den Sandhaufen.

Direktor Kniffke war innerlich wohl auch überzeugt von der Notwendigkeit eines Spielsandhaufens — als Arbeitssandhaufen ließ er ihn freilich nicht gelten. Aber was wollte er machen? Er konnte ihn doch nicht gut aus eigner Tasche bezahlen!

So hockte er schier verzweifelt am Schreibtisch vor der aufrecht fordernden Herzogin, schielte sie halb verschüchtert, halb verkniffen von unten her an, zuckte wie hilflos mit den Achseln und zischte doch bösartig wie eine getretene Viper: »Sie wissen doch, Fräulein Herzog, daß ich nicht die geringsten Mittel zur Verfügung habe, Ihren mir schon mehrfach geäußerten Wunsch zu erfüllen.«

»Gewiß,« antwortete die resolute Bittstellerin, »dann müssen wir eben andre Wege einschlagen. Aber geschafft muß der Sand endlich werden. Wir haben auch kein Papier mehr, keine Scheren, keine Stäbchen, kein Plastilin, keinen Ton, nicht mal mehr 'nen Tafelschwamm — alles fehlt. Wie soll ich nur die Kinder beschäftigen? Sie sind doch unser Schulleiter —«

Wie von einer Tarantel gestochen fuhr Direktor Kniffke empor. Das Wort Schulleiter war ihm in tiefster Seele verhaßt, er war Direktor und wollte es bleiben, all der moderne Kram war ihm gründlich zuwider. Und so sträubten sich all seine letzten grauen Borsten auf der flachgewölbten Glatze, und mit seiner krächzenden Fistelstimme polterte er los: »Vorläufig bin ich noch Ihr Direktor und leite als solcher die Schule.«

»Gewiß, Herr Direktor,« unterbrach ihn die Herzogin mit begütigender Stimme, »aber Sie müssen doch Rat schaffen, denn sehen Sie, ohne Sand kann ich nicht arbeiten.«

»Ach was,« knurrte Kniffke noch immer verärgert, »eine tüchtige Lehrkraft weiß auch andre Auswege.«

»Um Sand zu beschaffen? Zur Not ja, aber Sie, Herr Direktor, müßten mir dann die Erlaubnis dazu geben.«

»Was soll das heißen? Wollen Sie etwa eine Anleihe aufnehmen?«

»Nicht ganz,« sagte Fräulein Herzog mit schelmischem Lächeln, »aber wir könnten zum Beispiel eine Sammlung bei den Eltern und einigen Freunden der Schule veranstalten.«

»Ganz ausgeschlossen!« fuhr Kniffke diktatorisch dazwischen.

»Nun, dann erlauben Sie mir wenigstens, einen öffentlichen Vortrag zu halten mit Eintrittsgeld nach Belieben —«

»Vortrag — worüber?« fragte der Direktor mißtrauisch.

»Nun, zum Beispiel über die Probleme der Arbeitsschule.«

»Ach — Sie mit Ihrer ewigen Arbeitsschule! Sagen Sie doch etwas bescheidener Spielschule.«

»Das ist ja eins der Hauptprobleme, aus dem Spiel der Kinder in die schaffende Arbeit —«

»Ach, papperlapapp! Spiel ist Vergnügen, Arbeit ist Leistung, Zwang zur Selbstzucht.«

»Arbeit ist Schaffen, Herr Direktor, und von der Freude am Spiel die Kinder hinüberzuführen in die Lust am Schaffen —«

»Ist Unsinn. Zucht ist und bleibt die Hauptsache, freilich jetzt ... Na ja, ich weiß, einige der jüngeren Lehrkräfte denken darüber anders, Sie auch. Aber jedenfalls kann ich Ihnen den Sandhaufen jetzt nicht beschaffen. Haben Sie noch weitere Anliegen? Nein — dann guten Morgen!«

Die Audienz der kleinen Herzogin war beendet.

Der Sommer ging vorüber, der Sand blieb aus. Der Herbst zog dahin, der Winter kam. Der Dollarkurs stieg, die Preise zogen weiter an; Sand wurde wie alles andre immer teurer, selbst die solidesten Hausfrauen mußten ohne ihn scheuern, die Vorschüler sich ohne ihn behelfen. Sie gingen mit ihrer tapferen Herzogin fleißig spazieren. Die Naturkunde blühte.

Heute zog das Fähnlein der aufrechten Herzogin über die bereiften Wiesen nach der großen Gebirgsstraße zu, auf der die Kraftwagen großer Brauereien den Hauptverkehr stellten. Man schlenderte daher der Sicherheit halber teils auf dem Fußweg nebenher oder erging sich forschend in den weiten Straßengräben, in denen stets allerlei zu finden war.

Kräuterhänschen und Temlerfritze waren meist an der Spitze und locherten überall herum. Eben kamen sie schon wieder mit einem Funde angezogen.

Fritze trug am Schwanze ein totes Tier, schwenkte es triumphierend vor dem anscheinend schon neidischen Hänschen hin und her und schrie: »Nee, nee, ich hab's zuerst gesehen, ich bring's Frollein ganz alleine«, während Hänschen dazwischen gellte: »Ich sah's noch eher, Fritze hat's mir bloß gemaust, Frollein, sehn Sie nur, das is een fliegender Hund jewest.«

Nun tobten die andern heran und schrien ebenfalls dazwischen: »Guckt nur, der Fritze wieder. Bloß so een Beest, schon mausetot, huch, wie uff dem Bilderbogen die bösen Buben von Korinth, janz plattjewalzt wie Kuchen sind. Frollein, was das woll für'n Vieh is.«

Die vorlaute Kreutzerliese rief sofort: »Das is nur 'ne tote Katze.«

Andre versicherten: »Nee, dafür is die Neese zu spitz, der Kopp zu kleene.«

Das Tier war anscheinend beim Überschreiten der Straße in den Lichtkegel eines Kraftwagens geraten und überfahren worden. Irgendein Fußwanderer mochte es dann aus dem Wege geräumt und in den Straßengraben geworfen haben.

Die naturgeschichtlichen Forschungen der Vorschüler wurden eifrigst fortgesetzt, Behauptung folgte auf Behauptung, zuletzt erklärte Schützentoni diktatorisch: »Ach, ihr wißt ja alle nischt. Das is einfach ein ausgeplätteter Iltis; wir haben neulich auch so einen im Hühnerstall gehabt, Vater hat ihn totgeschlagen und dann vierhundert Mark dafür gekriegt.«

»Vierhundert Mark für so'n totes Vieh?« schrie Fritze empört über eine solche Unglaublichkeit und erklärte Schützentoni sofort für einen ganz gemeinen Aufschneider.

Toni fühlte sich schwer in seiner Ehre gekränkt und war eben dabei, dem Beleidiger seine Beute zu entreißen und um die Ohren zu hauen, als die Herzogin herantrat, mit hoheitsvoller Geste Frieden gebot und sich das Goldene Vlies ihres kecken Jason vorlegen ließ.

Fräulein Herzog war in Naturwissenschaft ganz leidlich beschlagen, aber mit voller Gewißheit konnte sie den Fund auch nicht bestimmen, sie sagte nur: »Ein Iltis ist es wohl nicht, aber irgend so 'ne Marderart sicher. Im übrigen hat Toni recht, mindestens in der Mitte ist das Tier gut durchgeplättet. Schade, das wird seinen Wert beeinträchtigen. Aber Felle sind doch jetzt sehr teuer, den Winterpelz hat das Tier auch wohl schon, also — ein paar hundert Mark könnte man vielleicht dafür kriegen.«

Wilder Jubel löste sich aus dem Dutzend Kehlen, alles hopste hoch oder klatschte in die Hände, man schrie durcheinander: »Hun-

bert Mark, hurra, een paar Hundert, viele hundert Mark, oh, was 'ne schöne Sache! — Fritze, das kriegst du aber nich alleene. Dafür kaufen wir was Feines — aber was nur?«

Und nun ging man von den naturwissenschaftlichen zu den volkswirtschaftlichen Erwägungen über. Spekulative Köpfe übernahmen die Führung, jeder schätzte die Straßengrabenbeute verschieden ein, jeder wußte eine andre Art der Verwendung des in Aussicht stehenden Klassenkapitals. Es war ein realistisches Geschlecht, diese in Not und Materialismus hineingezwungene Jugend der Kriegs- und Revolutionsjahre. Jede Sentimentalität war ihr fremd geworden, kein Mund sprach die herkömmlichen Kinderworte: »Das arme Tierchen!« Nein, alles rechnete und sann über den voraussichtlichen Sachwert, bis endlich die Herzogin den gordischen Knoten mit dem Schwert ihrer Entscheidung zerhieb: »Kinder, nun kaufen wir uns endlich unsern Sandhaufen.«

Das schlug durch und fand begeisterte Zustimmung auf allen Seiten.

Nur der sachverständige Toni, der Sohn eines Maurers, blieb kritisch und meinte: »Wenn's nur reicht, Frollein. Vier Festmeter wer'n wir wohl schon brauchen, das sind heute noch vierhundertundvierzig Mark, dazu zweemal Fuhrlohn — macht sechshundertundsechzig Mark, mit Kutschertrinkgeld so an die siebenhundert Mark. Ich weeß nich, Frollein, ob das der Plättbalg da bringen wird.«

Die Herzogin lachte hellauf über ihren pfiffigen Toni, der so genau die Preise auswendig wußte. Sie lobte ihn: »Du bist wirklich ein Hauptkerlchen, Toni. An dir kriegt dein Vater mal 'nen guten Rechner ins Geschäft. Aber wir wollen auch pfiffig sein und bei verschiedenen Kürschnern anfragen.«

»Ach, Kürschner!« wehrte Fritze überlegen ab. »Gehn Se man lieber zu den Felljuden, Frollein, die sind heller, wissen doch bessere Jelegenheit. Aber ich gloobe, Frollein, das Tier is zu verwalzt und dadurch im Werte jesunken.«

»Aber wenn's doch en echter Marder wär'!« warf die kluge Kreutzerliese ein.

Sofort höhnte man sie aus: »Na du mit deiner toten Katz', du sei man still, Liese!«

Kräuterhänschen streichelte unterdessen still das tote Tier und blies eifrig in den gedrückten Pelz, dann meinte er pfiffig: »Wollen's man erst en bißchen aushängen lassen wie Mutters Hasenpelze. Dann bringt's mehr.«

Und Fritze fuhr, überlegen zur Lehrerin gewandt, mit seinen klugen Ratschlägen fort: »Nur nischt übereilen, Frollein, Pelze steigen noch alle Tage.«

»Der Sand aber ooch!« erklärte Schützentoni.

Die Herzogin fuhr lachend dazwischen: »Was seid ihr nur für 'ne Schieberbande, Kinder! Das is ja schrecklich, und dabei könnt ihr kaum das kleine Einmaleins. Aber am Ende versteht ihr mehr als ich von Geschäften. Gut, wählen wir eine Verkaufskommission für Verwertung des Marderfellchens und für den Sandeinkauf.«

»Hurra, ja, 'ne Kommission!« schallte es von allen Seiten wider. »Fritze muß rein und Hänschen, aber nich die Kreutzerliese, die verkauft den Marder als tote Katz im Sack.«

Alles lachte und tobte vor Vergnügen. Schließlich wurde das Marderchen an eine frischgeschnittene Haselgerte gehängt und im Triumph nach Hause getragen unter dem Gesang des »Jägers aus Kurpfalz«.

Die Aufmerksamkeit in der Vorschulklasse des Fräuleins Herzog ließ sehr zu wünschen übrig. Der Marderfellhandel beschäftigte auch weiterhin alle Gemüter.

Der erste Kürschner hatte das Fell zwar als ziemlich wertlos bezeichnet, aber immerhin, weil es für 'nen guten Zweck verkauft werden sollte, vierhundertfünfzig Mark geboten. Der zweite Fellhändler betonte ebenfalls die Minderwertigkeit des durchwalzten Felles, bot aber sechshundert Mark. Ein dritter brummte auch, machte jedoch ein Gebot von tausend Mark.

Die Aufregung in der Klasse stieg zusehends. Die Kommission wurde von allen Seiten bestürmt, noch ja nicht zuzuschlagen.

Schließlich interessierte sich die ganze Schule für den Spekulationsfall; auch der Sohn eines angesehenen Pelzhändlers hörte davon und bat sich das tote Tierchen aus, um es seinem Vater vorzulegen.

Sein Wunsch ward gewährt, aber die vorsichtige Kommission ging vollzählig mit zu Herrn Rottweiler und Sohn, »Pelze en gros«.

Der Chef der Firma war sehr belustigt von dem zahlreichen Besuch und schlug den Kindern vor, ihnen das Fell erst einmal kostenfrei vorrichten zu lassen. Es sei ein richtiger Edelmarder und könne dann, falls die Haare nicht zu sehr gelitten hätten und das Kopffell noch heil sei, vielleicht über zweitausend Mark bringen.

Die Kommission war starr, aber natürlich völlig einverstanden. Der noble Herr Rottweiler senior gab außerdem sofort einen Vorschuß von fünfzehnhundert Mark.

Mit Jubelgeschrei nahm man an; die ganze Kommission quittierte strahlend, und frohlockend überbrachte man die unerhörte Summe der Herzogin.

Schützentoni erklärte mit größtem Ernst, von den fünfzehnhundert Mark könne man ja nun eigentlich zwei Sandhaufen kaufen, er fand aber Widerspruch.

»Wozu zwei Sandhaufen? Das ist Luxus! Wir kaufen nur einen, aber noch 'ne Masse Buntpapier, dann neue Scheren, neues Knetwachs, und wenn's noch reicht, auch 'nen neuen Tafelschwamm und 'nen Haber dazu. Wenn's Geld dann immer noch nich alle ist, stiften wir den Überschuß für die Kriegsbeschädigten.«

Des Klassenvolkes Wille geschah. Alles ward neu besorgt, sogar einige Modellierbogen und zwei Bilder konnten noch angeschafft werden; auch ein herrlicher Ausflug ins Gebirge mit viel Kaffee und wenig Kuchen konnte zu Ehren des toten Marderchens und des freigebigen Herrn Rottweiler unternommen werden. Ja, es blieb noch ein hübsches Sümmchen für die Kriegsbeschädigten übrig, denn das Marderfellchen hatte schließlich ganze zweitausendachthundert Mark gebracht.

Als der alte Professor Herzog die glorreiche Geschichte vom Marderfellchen mit zu Biere brachte, fand er weit weniger Beifall bei seinen Stammtischnachbarn, als er erwartet hatte.

Einige der Herren waren hochansehnliche Juristen, die an der Berechtigung zur Aneignung sowie zur eigenmächtigen Verwertung eines so kostbaren Fundes zweifelten. Andre waren Jäger und erklärten mürrisch, man habe im Jagdklub, der doch die Eifurter und Memleber Flur für schweres Geld gepachtet habe, die ganze Sache schon kritisch erörtert. Es stehe wohl außer Frage, daß man auf Herausgabe des edlen und jetzt doppelt wertvollen Jagdwildes dringen werde; zur Not werde man auf Wiedererstattung des für das Marderfell gezahlten Betrages klagen müssen.

Der alte Herzog lachte gemütlich und meinte lakonisch: »Wollt ihr nicht gleich die Vorschulklasse auf Schadenersatz verklagen oder vielleicht den Sandhaufen, die Scheren und den Tafelschwamm beschlagnahmen lassen? Kinder, macht euch doch nicht lächerlich!«

Der ehemalige Kriegslieferant Meckel, ein großer Nimrod vor dem Herrn, fuhr empört auf: »Lächerlich! Was soll das heißen? Zweitausendachthundert Mark sind niemals lächerlich.«

Herr Justizrat Kripprich warf bedächtiger ein: »Gewiß — die Frage ist nur, wer trägt für die ganze Sache die Verantwortung?«

Jetzt wurde Herr Direktor Kniffke auffallend unruhig und krächzte in den höchsten Fisteltönen heraus: »Am Ende wollen Sie gar mich noch für alles verantwortlich machen! Ich wasche aber meine Hände in Unschuld, ich habe alles abgelehnt, sogar den Sandhaufen.«

»Das wissen wir ja,« beruhigte etwas ironisch Doktor Maßfeld, ein junger Oberlehrer, der im Verdacht stand, zu den entschiedenen Schulreformern zu gehören, »wir kennen Sie ja alle als Gegner der Arbeitsschule, Herr Direktor.«

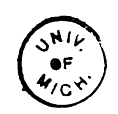
»O bitte sehr!« beteuerte Kniffke mit pathetischer Umständlichkeit. »Das kann man durchaus nicht so verallgemeinernd behaupten. Eine gewisse Methode eines maßvoll abgedämpften Arbeitsschulunterrichts hat auch durchaus meinen Beifall; aber hier, meine Herren, handelt es sich ja gar nicht darum, sondern um die Verantwortlichkeit für die aus dem Marderfellerlös gemachten Anschaffungen, für die ich jedenfalls in keiner Weise haftbar gemacht werden kann, um so mehr nicht, als ich ja gar nicht darum befragt worden bin. Fräulein Herzog ist bekanntlich eine sehr selbständige junge Dame und hat einfach angeschafft, was sie brauchte.«

»Also dann wird uns eben Fräulein Herzog für die zweitausendachthundert Mark haften,« entschied der Kriegslieferant kurzerhand.

»So einfach ist die Sache denn doch nicht,« wandte wiederum Notar Schmeißer ein.



Wilhelm Trübner: Schottenjunge



»Fräulein Herzog hat das Geld von der Kommission erhalten und nach deren Bestimmung verwandt. Die zwei oder drei Quittungen sind von sämtlichen Mitgliedern der Marderfellverwertungskommission unterzeichnet.«

»Und wer sind diese Kommissionsmitglieder?« fragte Konditor Hesse streng.

»Kinder der Vorschulklasse,« antwortete der Notar rasch, »im Alter von sechs bis acht Jahren, jedenfalls sämtlich unmündig und schwerlich haftbar zu machen im Sinne des Gesetzes.«

»Dann haftet eben doch die Lehrerin,« diktierte Meckel.

»Für meine Tochter muß ich dankend ablehnen,« sagte Professor Herzog kühl.

»Dann haften eben die Eltern,« bestimmte Meckel unverzagt weiter.

»Die haben aber keine Einwilligung gegeben,« erklärte schmunzelnd der Notar, »sind auch gar nicht gefragt worden, haben überdies keinen Vorteil von der eingekauften Masse.«

»Den Vorteil hat die Schule —«

»Aber nicht etwa der Direktor!« fuhr Knifffe angstvoll dazwischen.

»Na, denn — der Staat!« entschied wie endgültig der schon grimmige Kriegslieferant.

»Also schön!« schloß sarkastisch lächelnd Doktor Maßfeld. »Prozeß Jagdklub kontra Volksstaat Sifurt. Wer will diesen köstlichen Sensationsprozeß ums Marderfellchen führen? Juristische Freiwillige vor! Ausgiebige Prozeßweide, historische Berühmtheit garantiert! Alles für ein Fell! Prosit, meine Herren Jäger und Juristen, es lebe der Neid!«

Keine Hand rührte sich, um dem boshaften Doktor Maßfeld zuzutrinken; nur der alte Professor Herzog klopfte ihm leis auf die Schulter und sagte schneidend: »Sie haben ganz recht, lieber Doktor. Es ist weiter nichts als der blasse Neid. Meine Herrschaften vom Jagdklub, ihr solltet euch wirklich schämen.« Damit erhob er sich, zahlte und ging still nach Hause.

Die Stammtischrunde war seit diesem Abend verstimmt, und die Erregung wich nicht, sie verbreitete sich vielmehr nach und nach über die ganze ehemalige Residenz. In allen Bevölkerungskreisen sprach man fast nur noch vom Marderfell, von den zweitausendachthundert Mark und vom bevorstehenden Prozeß des Sifurter Jagdklubs. Eine öffentliche Volksversammlung wollte man einberufen, Eingaben ans Parlament und an die Regierung sollten gemacht werden, und so wurde schließlich der Streit ums Marderfellchen gar mit einer Großen Anfrage an die Regierung auf die Tagesordnung des Parlaments gesetzt.

Es war wirklich eine der denkwürdigsten Sitzungen, die das ehrwürdige Landesparlament noch kurz vor seinem Ende erleben durfte.

Dichtgedrängt stand die Menge der interessierten Tribünenbesucher auf den fast überlasteten Emporen des großen Landtagssitzungssaales.

Spannungsvolle Erwartung lag auf den Mienen aller Anwesenden, als der Herr Präsident dem Führer der stärksten Fraktion des Hauses, die unlängst die Interpellation eingebracht hatte, das Wort zur Begründung der Großen Anfrage erteilte.

Mit beweglichen Worten schilderte der Redner zunächst das Elend der armen Vorschulkinder, denen nicht einmal mehr ein Sandhaufen, geschweige denn Plastilin zur Verfügung gestanden habe, um ihren durchaus berechtigten Betätigungsdrang in frohem Schaffen stillen zu können. Er lobte die energische kleine Herzogin, die auf der Tribüne inmitten ihrer sie puffenden Freundinnen puterrot vor Verlegenheit wurde. Dann sausten einige Hiebe auf den reaktionären Direktor nieder, der bekanntlich ein Feind jedes Fortschritts sei; endlich bekam auch die Regierung ihr Teil ab, obwohl der Redner zur selben Partei gehörte wie sie.

Bis hierher hatte sich der Redner noch leidlich gemäßigt; als er jedoch nun auf den Jagdklub, seine zum Teil recht begüterten Mitglieder und gar auf den für die Prozeßführung in Aussicht genommenen Juristen zu sprechen kam, da schäumten die Wogen seiner unwiderstehlichen Beredsamkeit nur so daher. Donnernd schloß er: »Wir Klassenkämpfer des Proletariats sind überaus peinlich davon berührt, daß unter einer von uns bestellten proletarischen Regierung solche Zustände herrschen, daß neidische Bourgeois, deren Jagdvorrechte längst erledigt, mindestens heute ganz unhaltbar geworden sind, noch dergleichen freche Herausforderungen gegen Staat, Schule und vor allem gegen

Kinder des Proletariats wagen dürfen. Wir erwarten dringend Abhilfe von der Regierung, schleunigste Abstellung aller gerügten Mißstände, endlich noch vor Schluß des Landtags eine neue soziale Jagdgesetzvorlage der Regierung, andernfalls werden wir selbst eine solche in kürzester Frist einbringen.«

Nachdem der Beifall der Linken verklungen und der noch viel lautere, aber unerlaubte Beifall der Tribünen vom Präsidenten gebührend gerügt worden war, erhob sich der erste Volksbeauftragte höchstselbst zur Verteidigung der Regierung. Er entschuldigte vieles mit den Finanznöten, gelobte Besserung und versprach hoch und heilig, allen Wünschen der Mehrheit zu willfahren.

Darauf bat ein Vertreter der Rechten ums Wort, ein früherer Amtsrichter, der umständlich, bisweilen auch etwas spöttisch ausführte, daß jedenfalls bis zum Erlaß eines neuen Jagdgesetzes trotz aller Revolution noch das alte gelte. Danach habe der Pächter, also der Jagdklub, durchaus das Recht, alles erlegte, aber auch alles verendete Wild seines Gebietes oder dessen Wert zu beanspruchen. Funde bis zum Werte von drei Mark seien ja wohl frei und nicht beim Fundbureau anzumelden, anders stehe es aber mit Pelzen im Werte von zweitausendachthundert Mark. Der Jagdklub sei also bislang durchaus in seinem Recht und werde es auch dem neuen Staat und seiner roten Regierung gegenüber durchzusetzen wissen.

Die Rede ward mehrfach von höhnischen Zwischenrufen, auch von den Emporen her, unterbrochen, so daß der Herr Präsident den Tribünenbesuchern mit der Räumung durch die Polizei drohen mußte. Dann erteilte er dem Abgeordneten Doktor Maßfeld das Wort.

Elastisch schnellte dieser Benjamin des Hauses von seinem Sitz empor und begann: »Meine Damen und Herren! Warum schießen wir eigentlich hier so mit Kanonenkugeln nach einem Spätzlein oder richtiger nach einem Marderfellchen? Nehmen wir doch diese entzückende Kleinigkeit mit dem Humor, den sie verdient. Außerdem ist diese köstliche Geschichte so wundervoll verzwickt, daß wir wirklich bei allerlei Einzelheiten, die nicht alltäglich sind, launig verweilen dürfen. Trauern wir erst einmal kurz, aber gebührend um den toten Helden, das Marderchen. Er war, wie uns der Fachmann, Herr Rottweiler senior, versichert hat, aus edelstem Geblüt, wie das oft bei Räubern vorkommen soll. Gedenken Sie nur bitte unsrer romantischen Raubritter, deren Nachkommen ... (Die nächsten Worte gingen in homerischem Gelächter unter.) Darf ich nunmehr die Herren Sachverständigen vom klagenden Jagdklub sowie den juristisch beschlagenen Herrn Vorredner fragen, ob die Jagdherren auch für allen Schaden ihrer verschiedenen Wildarten aufkommen, ich meine nicht nur ein paar abgefressene Luzernewiesen oder Hafersaaten, sondern ich meine jetzt auch all die Hühner, Tauben, Enten und Gänse, die Iltisse und Marder umzubringen pflegen? Ich glaube, nein — dafür kommt kein Jäger auf, aber den Pelz der Räuber wollen die Herren haben, wenn er dank der vorzüglichen Konservierung der Firma Rottweiler und Sohn gerade mal zweitausendachthundert Mark erbringt. Sonst lassen die Herren Jäger verunglücktes Raubwild wohl verasen. (Stille Heiterkeit im Saale und auf den Tribünen.) Und wie steht es mit dem Schutze der Bevölkerung vor solchen nobelpelzigen Räubern? Schützen die hohen Jagdherren unsre Geflügelzüchter gegen dieses nächtliche Gesindel durch pünktlichen Abschuß? Fällt ihnen gar nicht ein; aber die Pelzchen wollen sie haben, wenn die gütige Vorsehung mal schützend eingreift in Gestalt eines Autos, das gelegentlich einen besonders schlimmen Räuber wie unser Edelmarderchen nächtlich durch Überfahren zur Strecke bringt. (Wiederum Heiterkeit.) Aber nun zur Kernfrage, meine Damen und Herren: Wo jagte oder strafte denn nun die Vorsehung in ihrer unerbittlichen nächtlichen Gerechtigkeit? Auf der Staatsstraße, wohlgemerkt, nicht im Jagdgebiet des hochmögenden Jagdklubs von Eifurt, Memleben und Umgegend, sondern ausgerechnet auf Staatsgebiet. Wo wurde ferner das corpus delicti vom braven Temlerfritzchen gefunden? Wieder auf einwandfreiem Staatsgebiet im Graben der Staatsstraße. (Lautes ‚Hört, hört!' und Gelächter.) Sollen wir weiter noch untersuchen, ob die Jagdherren von Eifurt, Memleben und Umgegend etwa berechtigt sind, ihre Böcke auf Staatsgebiet zu schießen? Ich vermute, darauf erheben die Herren gar keinen Anspruch. (Stürmische Heiterkeit im ganzen Hause.) Aber auch das Fell des vom Auto und nicht

vom Jagdklub erlegten Marderchens dürfte zu früh von ihm beansprucht sein. Dem Staate gehört dieses Fell fraglos, und im Staatsinteresse haben die Kinder einer Staatsschule es höchst sorgsam und redlich verwertet. Der Staat und seine Regierung hätten hübsch beizeiten für einen ordentlichen Sandhaufen, für ausreichende Scheren, für Tafelschwamm und Tafelhaber in seiner Vorschule sorgen müssen. Sie haben's verabsäumt! (Hört, hört!) Die tüchtigen Kinder dagegen haben das dem armen Staat wie seinem noch ärmeren Schulleiter mangelnde Geld in schwerster Zeit beschafft, zwar nicht aus dem Boden gestampft, aber wenigstens aus dem Straßengraben aufgelesen, haben alles Fehlende davon gekauft und verdienen also die höchste Anerkennung des Staates, der Regierung und auch unsers Landesparlaments. (Stürmische Bravorufe im Saal und auf den Tribünen.) Aber diese wackeren Kindlein der Vorschule haben noch mehr geleistet. Sie haben sich auch als sozial empfindende Staats- und Mitbürger erwiesen, haben nicht nur an sich und ihren Vorteil gedacht. Der Staat wie das Reich sind verpflichtet, für die armen Kriegsbeschädigten zu sorgen. Beide geben vor, es jetzt nicht zu können. Da sind ihnen die kleinen Vorschüler mit einem guten, vielleicht dem besten Beispiel vorangegangen und opferten sofort an zwanzig Prozent ihres Erlöses. Geht hin und tut desgleichen, Staat, Reich und ihr Herren vom Jagdklub! Wenn jeder von euch und von uns hier und da braußen sofort zwanzig Prozent seines Besitzes oder auch nur von jeder neuen Einnahme hergäbe, wie schnell wäre dann wohl dem schlimmsten Herzeleid in unserm Vaterlande gesteuert! (Erneute lebhafte Bravorufe im ganzen Hause.) Hier gebührt also den braven Vorschülern nicht nur die Anerkennung des Landes wie des Reiches, der Regierung wie unsers hohen Hauses, sondern auch der innigste, herzlichste Dank Deutschlands! (Donnernder Beifall ringsum.) Ich schließe, meine Damen und Herren, und stelle nur noch den Antrag, über die ja genügend klargestellte Angelegenheit nunmehr zur Tagesordnung überzugehen, und ich rate auch dem hohen Jagdklub von Sifurt, Memleben und Umgegend, ein gleiches zu tun.«

Unter Beifallsstürmen, wie sie das Landtagsgebäude noch nie gehört, setzte sich der Redner. Trotz des andauernden Lärms wurde sein Antrag angenommen.

Das Fähnlein der aufrechten Herzogin hatte auf der ganzen Linie gesiegt, sogar im Jagdklub war vom Prozeß ums Marderfellchen nie wieder die Rede.



Dorfuhr

Ich will ein Lied singen und will dein Dasein preisen,
Liebe, alte Dorfuhr du:
Durch deine Stunden blüht der Frühling,
Aus deinen Zeigern schießen Blumen
Und exerzieren wilde Scharen
Von Gänseblümchen und Vergißmeinnicht,
Du mahlst das Himmelsblau in deinen Rädern,
Du führst die Sonne in den Tag.

Mit goldnen Sonnenketten hält
Der Mittag dich so hell umschlungen.
Der grüne Schein des Lindenbaums
Legt innig sich auf dein Gesicht,
Und kühl bläst dich der Nachtwind an.

In deine Träume schauen Sterne;
Dir strahlt die Nacht mit blauer Pracht.
Und langsam hebt der große, runde Mond
Dir die Laterne stumm vors Angesicht.

Der Sommer summt mit Ernteklang
In deinen halbverschlafnen Rädern.
Oktoberhimmel überspritzt
Dich bunt mit seinen Farbentinten,
Und eine weiße Mütze stülpt
Der Winter dir aufs graue Haupt. –

Behüte treu den Bauernsegen,
Der fromm auf deinen Zeigern liegt!
Verkünde hell die Morgenstunde,
Die sich dir jung entgegenbiegt!
Gib allen, die da fröhlich schaffen,
Mit deinem Schlage kurze Mittagsruh
Und decke mit der letzten Abendstunde
Behutsam dann dein kleines Dörfchen zu!

Willy Hopf



Augustin Kolb: Die heilige Elisabeth

Das Asthma

Entstehung des Bronchialasthmas — Neuartige Auffassung und neue Behandlungsweisen — Künstliches Klima als wirksames Mittel — Allergenfreie Kammern

Von Dr. W. Schweisheimer

Ist das möglich: eine nervöse Veranlagung, eine Neigung zu Stoffwechselerkrankungen, eine Verunreinigung der Luft, eine Überlastung der Nahrungszufuhr mit bestimmten Eiweißarten — alle diese Ursachen rufen ein und dieselbe Erscheinung hervor, einen Asthmaanfall?

Die moderne Medizin ist dieser Anschauung. Krankheitsursachen wirken oft auf eigenartigen Umwegen auf das Erfolgsorgan, das ist jener Körperteil, an dem sich die Krankheit offenbart. Jemand ißt Erdbeeren: nach kurzer Zeit überfliegt Nesselsucht seine Haut. Es liegt aber hier keine Hauterkrankung vor, sondern der Körper ist überempfindlich gegen einen in den Erdbeeren enthaltenen Stoff. An der Haut offenbart sich die Überempfindlichkeit. Ein Mensch ist überempfindlich gegen gewisse Gräserpollen: es tritt heftiger Schnupfen und Tränenabsonderung auf, Heuschnupfen. Bei einem andern Menschen hat die Überempfindlichkeit gegen die Graspollen Asthma, Heuasthma, zur Folge. Weder die Bronchien noch die Lungen sind eigentlich erkrankt; die Krankheitserscheinungen an den Bronchien sind der Ausdruck der Überempfindlichkeit dieses Menschen gegen den Pollenstoff, der hier als Gift wirkt, während ein nicht so veranlagter Mensch mit Wonne den herrlichen Gräserduft einatmet.

Der Begriff Asthma ist keineswegs gleichbedeutend mit Atemnot. Das Wort wird in der Medizin im allgemeinen abgekürzt für den Begriff Bronchialasthma gebraucht. (Asthma kommt vom griechischen aistho = ich keuche.) Gewisse Krankheiten rufen heftige Atemnot hervor, mit ähnlichen Erscheinungen wie das Bronchialasthma: Schwäche des Herzens mit Behinderung des Lungenkreislaufs, Nierenerkrankungen mit ungenügender Ausscheidung der Stoffwechselreste, Folgeerscheinungen von Stoffwechselkrankheiten, Erkrankungen der Lunge, örtliche Behinderung der Atmung in den oberen Luftwegen durch Schwellungen, Wucherungen oder Fremdkörper. Nur wenn diese Entstehungsmöglichkeiten durch gewissenhafte Untersuchung ausgeschlossen sind, kann Bronchialasthma angenommen werden.

Der Anfall selbst ist außerordentlich charakteristisch. Die ringförmige Muskulatur der Bronchien, der Verzweigungsäste der Luftröhre in die beiden Lungen, zieht sich krampfhaft zusammen, erschwert die Luftzuleitung; mit allen Kräften wird von dem Kranken die Luft trotz den Erschwernissen in die Lungen gesogen, und der Kampf zwischen der Notwendigkeit der Luftzufuhr und dem Widerstand in den verengerten Bronchien findet seinen Ausdruck in dem Asthmaanfall. Schon vor dem Anfall, aber mehr noch während seines Auftretens, ist die Atmung von pfeifenden Geräuschen begleitet, wie wenn Luft gewaltsam durch eine verengerte Röhre gepreßt wird. Die Einatmung ist mühsam, noch angestrengter die Ausatmung. Die Ausatmung verlängert sich, sie kann die doppelte Zeit der Einatmung betragen. Normalerweise genügt die natürliche Elastizität der Lungen im Verein mit dem Zwerchfell, diesem großen Atemmuskel, und den kleineren Atemmuskeln an den Rippen zur ungestörten Durchführung der Atmung. Beim Asthmaanfall genügen diese Kräfte nicht, um die Luft durch die verengerten Kanäle hindurchzupressen: alle Muskeln, die irgendwie am Brustkorb angreifen und zu seiner Erweiterung und Verengerung beitragen können, werden aufs äußerste in Anspruch genommen, also auch Arm- und Rückenmuskeln. Daher die oft zu beobachtende Haltung des Asthmakranken im Anfall: wie er sich mit den Armen auf den Tisch stützt und sich vorbeugt, um auf diese Weise die Armmuskulatur zur Hilfeleistung herbeizuziehen, oder das Aufsitzen im Bett, um das Zwerchfell zu entlasten.

Obwohl Asthmakranke niemals im Anfall ersticken und obwohl sie das selbst wissen, ist die Qual des Ringens nach Luft so groß, daß jeder Anfall von neuem Erstickungsfurcht mit sich bringen kann. Der Anfall geht zu Ende, mühsam wird ein wenig zäher, glasiger Schleim ausgehustet. Nach kurzem sind die Folgen des Asthmas ausgeglichen, Wohlbefinden tritt ein — bis zum nächsten Anfall, der in schweren Fällen nur kurze Zeit auf sich warten läßt. Eine höchst unangenehme Begleiterscheinung mancher Asthmaanfälle ist ein trockener, quälender Husten, der die Kräfte des Körpers stark in Anspruch nimmt.

Merkwürdigerweise treten Asthmaanfälle mit Vorliebe während der Nacht auf. Das muß doch irgendwie mit der veränderten Lage in Zusammenhang stehen. Vielleicht sammeln sich kleine Schleimmengen in der flachen Lage in den tieferen Teilen der Bronchien an, oder sie werden während des Schlafes — im Gegensatz zum Tage — nicht rechtzeitig ausgehustet oder ausgeräuspert, und die Summierung des Reizes wirkt dann anfallauslösend. Schlafen mit offenem Mund bringt die kalte Atemluft ungewärmt unmittelbar in Luftröhre und Bronchien und wird dadurch zum Reizauslöser.

Warum tritt nun gerade bei bestimmten Menschen und durch bestimmte Ursachen Asthma auf? An einem Ort, der über 1000 Meter hoch gelegen ist, sind viele Asthmatiker von ihren Beschwerden befreit; andre verspüren nicht die geringste Besserung. Die Veranlagung zu Asthma läßt sich nicht selten auch in der anfallfreien Zeit nachweisen: etwa in einer eigenartigen Veränderung des Blutbildes, einer Vermehrung der eosinophilen Blutkörperchen, so genannt, weil sie bei der Färbung im mikroskopischen Präparat viel roten Farbstoff, Eosin, aufnehmen. Die Krankheitsbereitschaft ist oft erblich; dabei werden einzelne Familienmitglieder von Asthma befallen, andre von verwandten Leiden wie Migräne, Gicht und andern Stoffwechselstörungen. Die Krämpfe der Bronchialmuskeln werden durch Reizung der zugehörigen Nerven hervorgerufen. Schon dieser Umstand läßt es verständlich erscheinen, daß eine nervöse Disposition vielen Asthmaanfällen zugrunde liegt. Eine Krankheitsbereitschaft, die sich schon bei Kindern mit Ausschlägen, Schleimhautentzündungen usw. äußert (exsudative Diathese), kann sich auch als Asthma offenbaren. Das Bronchialasthma ist vorwiegend eine Krankheit des mittleren Lebensalters, das sehr frühe Kindesalter wird selten davon betroffen.

In zahlreichen Asthmafällen ist eine Überempfindlichkeit gegenüber körperfremden, eiweißhaltigen Stoffen nachzuweisen (Anaphylaxie). Eine ganz moderne Asthmadiagnose macht von dieser Tatsache Gebrauch. Die Schwierigkeit der Asthmabehandlung ist immer die Erkennung der auslösenden Ursache. Zum Zweck der Prüfung werden nun verschiedene verdächtige Stoffe in die Haut eingeimpft, ähnlich wie das schon seit längeren Jahren auch bei Heufieber vorgenommen wird. Es sind oft mehrere Proben nötig. Wird der richtige Stoff, gegen den also Überempfindlichkeit besteht, in die Haut gebracht, so entsteht eine starke Reaktion, ein Bläschen, eine Quaddelbildung, eine Rötung, ein Juckreiz usw. Andre Untersucher begnügen sich mit der Feststellung, daß bei Einimpfung eines Stoffes überhaupt Überempfindlichkeit nachzuweisen ist, ohne den einzelnen Stoff, der für die Überempfindlichkeit verantwortlich ist, ausfindig zu machen.

Die Auslösung eines Asthmaanfalles geht in erstaunlicher Mannigfaltigkeit vor sich. Störungen in der Nase, Berührungen der Nasenschleimhaut mit einer Sonde können den Asthmaanfall ebenso auftreten lassen wie Katarrhe der oberen Luftwege und Störungen im Verdauungskanal. Nervösen Erregungen, Erschöpfungszuständen und Übermüdung schließen sich Anfälle an. Doch damit nicht genug. Die moderne Psychoanalyse und Individualpsychologie hat festgestellt, daß sich Personen aus irgendeinem Minderwertigkeitsgefühl in die Krankheit flüchten, die ihnen früher einmal zum seelischen Vorteil wurde; körperliche Behandlung bleibt hier erfolglos, nur Aufdeckung und Ausbakung der seelischen Verklemmung bringt Hilfe. Witterungseinflüsse, klimatische Veränderungen wirken deutlich ein. Ein Spezialforscher auf diesem Gebiete gibt eine Reihe von Beispielen individueller Überempfindlichkeit gegen bestimmte Stoffe; Asthma war die Folge. So bekam die Frau eines Apothekers jedesmal Asthma, wenn in der Apotheke Ipekakuanha gestoßen wurde, auch wenn sie sich an einen weit entfernten Ort des Hauses begab. Einatmung von Hafer- und Strohgeruch erzeugt schon durch den mechanischen Reiz auf die Schleimhäute Asthma. Ein Jäger bekam immer Asthma, wenn er einen Rehbock anfaßte. Eine Dame erlitt einen Asthmaanfall, wenn sie sich an der Stirn die Haare scheitelte oder an einer Rose roch. Ortsveränderungen bringen Asthmaanfälle zum Verschwinden oder umgekehrt erst zum Auftreten. Ein asthmaleidender Schiffer verlor seltsamerweise sein Asthma sofort, wenn er auf einer südamerikanischen Insel Guano holte. Solange er sich dort aufhielt und solange er auf seinem mit Guano beladenen Schiffe blieb, war er beschwerdefrei; danach traten die alten Anfälle alsbald wieder auf.

Genaueren Einblick in das Wesen der Asthmaauslösung gibt ein Fall von gewerblichem Asthma. Bei einem Lederfabrikanten trat, nach einer Näsenoperation, Asthma auf, nachdem er schon früher jahrelang einen Ausschlag unbekannter Ursache gehabt hatte, der im Anschluß an einen fieberhaften eitrigen Karbunkel verschwunden war. (So etwas ist durchaus denkbar: die allgemeine Umstimmung des Körpers im Verlaufe einer fieberhaften Krankheit kann andre Beschwerden und Krankheitserscheinungen zum Schwinden bringen.) Der Kranke wurde mit verschiedenen sonst angewandten Hautimpfungen (Testen) geprüft, alle Reaktionen blieben jedoch ohne Ergebnis; es ließ sich also auf diese Weise eine Überempfindlichkeit gegen einen bestimmten Stoff nicht nachweisen. In der Lederfabrik des Patienten wurde Sohlenleder mittels Tannin gegerbt. Zu diesem Zweck bezog er Eichenrinde, die er in der Fabrik zu Pulver verarbeiten ließ. Dieses Pulver ist daher in vielen Räumen der Fabrik verstäubt. Es wurde nun mit Verdünnungen dieses Pulvers eine Untersuchung auf Überempfindlichkeit in der schon angedeuteten Art vorgenommen. Eine Verdünnung von 1 : 200 ergab bei dem Patienten sowohl bei Impfung auf wie in die Haut eine sehr starke Reaktion, während Einimpfung auf die Haut eines Gesunden wirkungslos blieb. Damit war zum mindesten ein deutlicher Hinweis gegeben, den Lohestaub als Ursache des Asthmas (und wohl auch des früheren Hautausschlages) anzunehmen.

Auch die einsetzende Behandlung ist kennzeichnend für die moderne Asthmabehandlung überhaupt. Allgemein wurde eine Abhärtungskur vorgenommen, um die Widerstandsfähigkeit des Körpers zu erhöhen. Ferner wurde durch steigende Impfungen eine »Desensibilisierung« versucht, d. h. die Herabsetzung der Überempfindlichkeit. Keimfreie Extrakte von Lohestaub, dem als »Allergen« (d. i. der körperfremde Erreger der Überempfindlichkeit) in diesem Falle erkannten Stoff, wurden in steigenden Mengen in die Haut geimpft, um die Abwehrkräfte des Körpers allmählich anzuregen. Ob man diese Impfungsmethoden als richtig anerkennt oder nicht, auf jeden Fall sind die andern angeordneten Maßregeln von ausschlaggebender Bedeutung: Entstaubung aller Fabrikräume, in denen nicht mit Lohestaub gearbeitet, in die er aber verschleppt wird, mit dem Staubsauger; Entstaubung der Privatwohnung des Kranken; möglichste Vermeidung der Räume, in denen mit Lohestaub gearbeitet wird; falls doch ihr Betreten nötig wird, Einfetten der Nase und Einlegen von Wattebäuschen in die Nase, um möglichst wenig von dem Lohestaub in den Körper eindringen zu lassen. Das Asthma blieb viele Monate vollkommen aus; erst im Anschluß an eine heftige Erkältung trat es in leichter Form wieder auf.

Im übrigen gilt für die Asthmabehandlung ganz allgemein die Regel, daß eine Behandlung um so eher Aussicht auf Erfolg hat, je eher sie einsetzt. Sind die nervösen Bahnen, auf denen die Auslösung und der Ablauf des Asthmaanfalls vor sich geht, einmal lange Zeit ein- und festgefahren, so sind sie schwieriger wieder auszuhaken, und ein Rückfall findet leichter statt. Entsprechend der Vielfältigkeit der Ursachen und der Auslösungsmöglichkeiten wird sich auch die Behandlung sehr verschieden gestalten müssen. Gerade bei den nervös und seelisch bedingten Asthmaleiden kann nur individuelles Vorgehen eines wahrhaft seelenkundigen Arztes Erfolg bringen. Kinder, die aus Vererbung oder persönlicher Veranlagung zu Asthma neigen, wird man von Jugend auf nach Grundsätzen erziehen, die das Nervensystem kräftigen. Wichtig ist es, die Kinder möglichst lange vor dem Anblick eines Asthmaanfalles zu bewahren und auch sonst das Asthmaleiden der Eltern nicht in den Mittelpunkt der kindlichen Aufmerksamkeit zu stellen. Der Nachahmungstrieb des Kindes findet hier ebenso Anhaltspunkte zur Betätigung wie sein stetes Streben, Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit und Anteilnahme zu werden.

Kalkzufuhr in mäßigen Grenzen scheint von Vorteil zu sein; bei Asthmaleidenden ließ sich schon eine Verminderung des normalen Kalkgehaltes im Blut feststellen. Die Ernährungsbehandlung des Asthmas vermeidet allzu große Eiweißmengen. Bestimmte Nahrungsmittel können als Allergene wirken und den Asthmaanfall auslösen, also Fleisch (namentlich Schweinefleisch) oder Fisch, Milch oder Butter, Spinat oder Kohl. Werden Asthmaanfälle durch die Nahrung ausgelöst, so wird eine mehrtägige Hungerkur (nur Tee und etwas Zwieback) sie zum Verschwinden bringen. Dann muß ausfindig

gemacht werden, welches Nahrungsmittel den Anfall wieder zur Auslösung bringt, und an diesem Punkt wird die Ernährungsbehandlung einsetzen.

Von den außerordentlich zahlreichen Medikamenten, die innerlich, durch Einspritzung, durch Rauchen, Inhalieren usw. den Asthmaleidenden zur Linderung ihrer Beschwerden verabreicht werden, hat sich keins als Allheilmittel bewährt, was angesichts der vielfältigen Entstehungsursachen auch niemals zu erwarten sein wird. Viel gebraucht werden Adrenalin, Hypophysenpräparate, Atropin, Jod; nur mit Vorsicht, wegen Gefahr der Gewöhnung, sind morphiumhaltige Mittel zu verwenden. Atemgymnastik, Kaltwasserkuren, feuchte Packungen werden vielfach verwendet, auch Röntgenstrahlen und chirurgische Behandlung (Operationen an Nerven im Halsgebiet) werden verschiedentlich herangezogen. Die Anwesenheit von Schimmelpilzen in feuchten oder dumpfen Wohnungen, eine häufige Asthmaursache bei Menschen, die sonst nichts von dieser Krankheit wissen, erfordert Änderungen in der Gestaltung der Wohnung oder des Hauses.

Von großer Bedeutung ist oft das Aufsuchen eines geeigneten K l i m a s. Das Hochgebirgsklima und das Seeklima rufen die besten Dauererfolge hervor, namentlich bei Kindern. Die Mehrzahl der Asthmaleidenden ist in einer Höhe von 1200—1800 Meter anfallfrei, über 1800 Meter sind Anfälle sehr selten. Aber auch schon in der Höhe zwischen 500 und 1000 Meter treten oft auffällige Besserungen ein, vornehmlich bei Menschen, die sonst die Tiefebene bewohnen. Trockener, sandiger Boden in einer Gegend ist für den Asthmaleidenden gut, feuchter, mooriger Boden wenig zuträglich. Die Niederungen großer Flüsse haben sich als Gegenden häufigen Asthmaauftretens erwiesen.

Der deutlich erkennbare Einfluß des Klimas hat schon früher daran denken lassen, im Hause ein k ü n s t l i c h e s K l i m a zur Besserung des Asthmas herzustellen, und zwar durch Einbauen von Filtern in die Fenster, durch Apparate zur Trocknung oder Anfeuchtung der Luft. Einen offenbaren Fortschritt in der Asthmabehandlung bedeutet die Ausarbeitung a l l e r g e n f r e i e r K a m m e r n durch Storm van Leeuwen. Vor etwa zwei Jahren hat Storm van Leeuwen in der holländischen Stadt Leiden, wo er Universitätsprofessor ist, eine Klinik für allergische Krankheiten eingerichtet. In ihr befinden sich sechs luftdicht geschlossene Zimmer; sie sind aus einem Material verfertigt, auf dem keine Pilze, Bakterien usw. gedeihen. Im Inneren der Kammern ist alles vermieden, was die Bildung von Allergenen begünstigt, also vornehmlich Holz und Bettfedern. Eiserne Bettstelle, eisernes Tischchen, desinfizierte Wolldecken, Kapokmatratzen sind die ganze Einrichtung. Mit einem Ansaugrohr, das um zwölf Meter das Hausdach überragt, wird die Luft durch Filter in das Haus gesogen. In Kühlmaschinen wird der Wasserdampf der Luft mit den Staubteilchen als Schnee und Nebel niedergeschlagen. Die gekühlte und getrocknete Luft strömt durch weitere Röhren in eine Heizvorrichtung, wo die gewünschte Temperatur von 21—22 Grad Celsius erzeugt wird. Die Luftfeuchtigkeit ist auf 20 bis 25 Prozent gesenkt, also sehr trocken (Wüstenluft enthält bei gleicher Temperatur 30—35 Prozent Feuchtigkeit). Erst jetzt wird die so gefilterte, gekühlte, getrocknete, erwärmte Luft in die allergenfreie Kammer geleitet, in der sich der Asthmaleidende aufhält. Auch in Deutschland sind bereits derartige Einrichtungen gebaut worden. Mit gutem Erfolg, wie die Statistik zeigt: 76 v. H. vollständige Besserung, 14 v. H. bedeutende Besserung, 10 v. H. keine Besserung.

Die klinische Behandlung und Beobachtung schafft die Möglichkeit, den Leidenden auch zu Hause günstige Lebensbedingungen zu schaffen, unter Vermeidung der Allergene, gegen die sie überempfindlich sind. Verschiedentlich sind bereits in die Wohnung von Asthmaleidenden allergenfreie Zimmer eingebaut worden. Meist genügt der Aufenthalt darin während der Nacht und am Abend, so daß der Beruf des Kranken ungehindert ausgeübt werden kann. Vorläufig aber wird die umfassende Verbreitung dieser Einrichtung noch an der Kostenfrage scheitern.

Auf jeden Fall ist hier ein neuer Grundsatz in die Behandlung des Asthmas eingeführt worden, der ebenso interessant wie aussichtsreich ist. Auch Keuchhusten, Heufieber, Hautausschläge werden nach dem gleichen Grundsatz behandelt. Namentlich für die bisher oft so verzweiflungsvoll undankbare Aufgabe der Keuchhustenbehandlung scheint sich hier endlich ein erfolgversprechender Hilfsweg zu zeigen.



Jacob Ochtervelt: Liebespaar

Aus der Galerie Karl Haberstock in Berlin



Der Kampf um Seegeltung

Von Admiral Scheer

Seit der Entdeckung der Neuen Welt und des Seeweges nach dem fernen Osten hat der Kampf um Seegeltung die hervorragendste Rolle bei allen entscheidenden geschichtlichen Vorgängen gespielt. Das Gewoge der innerstaatlichen Auseinandersetzungen verdunkelte in Deutschland immer wieder das Verständnis für die Bedeutung des Wettstreites der seefahrenden Nationen um die reichen Gewinne, die Seehandel und Kolonisation abwerfen. Wie oft sich Deutschland in den Dienst dieser Machtstrebungen andrer Völker stellen ließ, ist ihm bei dem Jahrhunderte währenden Mangel eines geschlossenen Staatsbewußtseins unklar geblieben, bis Bismarck in der Reichsgründung die Voraussetzung für Deutschlands Einreihung unter die aktiven Weltvölker geschaffen hatte. Der gewaltige Auftrieb, der Deutschland zur stärksten Landmacht erhob, öffnete ihm gleichzeitig den Blick für die unabsehbare Bedeutung des Meeres, an das es grenzte.

Ohne die Fernwirkung der Seemacht ist Weltpolitik undurchführbar. Diese hat zum Zweck die Mitbeteiligung an den Möglichkeiten, die sich in Übersee bieten und für die Produktionskraft der Heimat und ihre Bedürfnisse unentbehrlich sind.

Dem Inselstaat England sind die Vorzüge des Überseehandels naturgemäß früher aufgegangen als den Kontinentalstaaten, deren Wirtschaft zunächst nicht notwendig auf das Ausland angewiesen war. Handel schafft Reichtum, und wer den Handel beherrscht, beherrscht die Reichtümer der Welt.

Da das Objekt des Seekrieges der Handel ist, zu dem auch die Aufbringung feindlicher Handelsschiffe gehört, konnte sich in England der Grundsatz ausbilden: Der Seekrieg nährt. Diese wirtschaftliche Erkenntnis bildete den fundamentalen Glaubenssatz des britischen Seevolkes und erklärt sein entschlossenes und einmütiges Bekenntnis zur Machtpolitik, durch die jeder einzelne Bürger seinen persönlichen Vorteil am besten gewahrt sah, so daß innerpolitische Reibungen niemals die Fortführung einer zielstrebigen und offensiven Außenpolitik beeinträchtigten.

Sie hatte zunächst England zu den Kriegen gegen die spanische Seemacht am Ausgang des 16. Jahrhunderts geführt, wobei es sich der Holländer als Bundesgenossen bediente, die dabei die Unabhängigkeit der Generalstaaten erreichten. In der Folge entwickelte sich der holländische Handel zu solcher Blüte, daß er mit einem Bestand von 10 000 Kauffahrteischiffen größer war als der aller übrigen Seestaaten zusammengenommen. Das englische Mißfallen hierüber entfesselte die drei englisch-holländischen Seekriege in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in denen die Niederlande schließlich doch unterlagen, trotz der ruhmreichen Taten ihrer hervorragenden Seehelden, wie Tromp und de Ruyter, weil ihre Landbasis zu klein und zu angreifbar war.

Im Gegensatz dazu hat Großbritannien das nunmehr gewonnene Handelsprivileg in einem neuen Jahrhundert der Kämpfe mit Frankreich durchgesetzt und deshalb zu behaupten vermocht, weil es durch seine Insellage zu Lande unangreifbar war und es verstanden hat, sich auf dem Kontinent Bundesgenossen gegen Frankreich zu werben, während England ihm die See verschloß und als Hauptsiegesbeute den wertvollsten Teil des französischen Kolonialbesitzes in Amerika an sich riß.

Der napoleonische Anlauf Frankreichs zur Erringung der Weltherrschaft scheiterte an der insularen Lage Englands und seinen Hilfsmitteln von Übersee. Die wertvollen Dienste aber, die Deutschland während der Befreiungskriege zur Bezwingung Napoleons geleistet hat, sind nicht zuletzt zur Stärkung der englischen Weltstellung ausgefallen, ebenso wie schon früher die Kämpfe Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege den englischen Staatsmann Pitt zu der Bemerkung veranlaßten, Amerika sei auf deutschen Schlachtfeldern gewonnen worden.

Wie ehemals der deutsche Kampf gegen den Usurpator zum Hauptvorteil eines andern wurde, so wollte es die Tragik des deutschen Schicksals, daß auch im Weltkriege ein andres, weniger beteiligtes Land, Amerika, den Gewinn des deutschen Kampfes um die Befreiung von der englischen Seetyrannei davontrug.

Die mit der Schlacht von Trafalgar gewonnene Suprematie zur See hatte England eine vollkommene Entschließungsfreiheit andern Mächtekombinationen gegenüber verliehen und ihm die Möglichkeit geboten, die

geographische Vorzugsstellung des Inselreiches auch zu einer politischen »splendid isolation« auszubauen. Aus der Sicherheit und Einzigartigkeit dieser in Jahrhunderten erkämpften Stellung entwickelte sich in seiner Bevölkerung die Überzeugung, daß sie eine gottgewollte Einrichtung sei.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts bringt die Entwicklung der Technik einen mächtigen Antrieb für die industrielle Mitbeteiligung andrer Staaten an der Weltwirtschaft und gleichzeitig auch eine Änderung des Schiffahrtswesens, die andre Länder zur Anteilnahme am Seeverkehr und an seinen Vorteilen veranlaßt. So ist es erklärlich, daß mit der Pariser Deklaration im Jahre 1856 ein Seerecht zustande kommt, das, vorzugsweise unter englischem Einfluß, scheinbar doch den neutralen Staaten Rechte für die freie Schiffahrt zur Kriegszeit sichern sollte. Dieses Seerecht ist aber noch ganz auf die Bedingungen der Segelschiffszeit eingestellt, und England war in seinem Machtgefühl gewillt, es nach seinem Interesse im Notfall umzumodeln.

Während die technischen Fortschritte neue Kriegsmarinen und Handelsflotten schufen, wurde der Vorteil der politischen »splendid isolation« immer anfechtbarer, so daß für England eine Anlehnung an die Mittelmächte nicht unerwünscht war, weil es in den achtziger Jahren in Frankreich und Rußland seine Hauptwidersacher erblickte, deren vereinte Marinen im Begriff waren, der britischen den Rang abzulaufen, so daß sich England genötigt sah, mit der Flottenvorlage von 1889 seine veraltete Flotte neu und den andern überlegen aufzubauen. Damit feiert das Zwei-Mächte-Stärkeverhältnis seine Auferstehung.

Inzwischen rückt Deutschland mit seiner zunehmenden Seegeltung und dem Bemühen, für ihren Schutz durch eine angemessene Flotte zu sorgen, an die britischen Interessensphären heran und zieht Englands Aufmerksamkeit auf sich. Seine Bestrebungen, um die Jahrhundertwende zu einer Verständigung mit Deutschland zu kommen, müssen auch heute noch mit dem Vorbehalt gewertet werden, daß im Untergrund seiner Bemühungen die Absicht vorherrschte, die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmeer als machtpolitischen Faktor auszuschalten. Die Ehrlichkeit seiner Vorschläge wurde außerdem gehemmt durch die alte Anschauung von den Vorzügen der »glänzenden Vereinsamung«. Unsre Art, dem englischen Entgegenkommen mit übertriebenem Mißtrauen zu begegnen, war allerdings kein Zeichen großzügiger politischer Auffassung, denn es haftete ihr noch allzusehr die Engherzigkeit kontinentaler Denkungsart an, die zwar aus unserm historischen Werdegang erklärlich ist, mit dem Streben nach einem »Platz an der Sonne« aber im Widerspruch stand.

Die Einkreisungspolitik Edwards 7. kann als ein Versuch angesehen werden, durch den Druck der europäischen Koalition die Ausbreitung unsrer Seemacht in einer für England erträglichen Grenze zu halten. Sie diente zunächst mehr dem Zwecke der Abschreckung als dem der Gewaltanwendung. Dabei entglitt den Engländern aber die Führung gegenüber dem schärferen Drängen ihrer Verbündeten, dem sie sich endlich anschlossen, in der althergebrachten Meinung, daß auch jetzt von einem Kriege mehr Vorteile als Nachteile für Großbritannien zu erwarten seien. Churchills Ausspruch: »Business as usual« (Geschäft wie gewöhnlich) ist dafür bezeichnend.

Der Weltkrieg ist für England die große Enttäuschung geworden, weil die deutsche Seekriegführung seine schwache Stelle aufgedeckt hat. Dies ist der Wirkung des U-Boot-Krieges zuzuschreiben, gegen den die übermächtige »Große Flotte« hilflos war, weil sie sich nicht entschließen konnte, die deutsche Flotte niederzukämpfen. So verfiel sie auf eine bloße Abwehr der U-Boot-Gefahr, die übrigens England ohne die Hilfe Amerikas auch nicht einmal hätte durchführen können.

Admiral Sims, der im Kriege die England zur Verfügung stehenden Streitkräfte befehligte, schreibt sich in seinem Buche über die amerikanische Mitwirkung, dem er den Titel »The victory at sea« gegeben hat, nicht mit Unrecht den Haupterfolg zu, der ihm ja auch durch Churchills nach dem Kriege lautbar gewordenen Ausspruch bestätigt wurde: »Der Enderfolg hing an einem kleinen, dünnen, gefährdeten Fädchen. Nur ein wenig mehr, und der U-Boot-Krieg hätte uns alle durch Hunger zu unbedingter Übergabe gezwungen.« Den Preis für die Hilfe in dieser Not hat England auf der von Amerika einberufenen Seeabrüstungskonferenz von 1922 in Washington bezahlt.

Die Bedeutung dieses Abkommens, das ein Kräfteverhältnis der verschiedenen Flotten festsetzt, liegt darin, daß der seit Jahrhunderten durchgeführte Zustand der unbedingten Seevorherrschaft einer Macht aufgehoben worden ist zugunsten eines Ausgleichs der Kräfte, wie er auf dem Lande tatsächlich vorhanden war. Damit ist für die übrigen Mächte die Möglichkeit geschaffen worden, sich im Seekriege vor Vergewaltigungen zu schützen, vor denen England den Neutralen gegenüber nie zurückgeschreckt ist, auf das Prestige seiner Unbesiegbarkeit gestützt.

Die Schwäche unsrer neutralen Nachbarn im Kriege hat es England ermöglicht, seine an sich für diesen Krieg strategisch überaus günstige geographische Lage zur Durchführung der Hungerblockade auszunutzen, weil hinter den Protesten gegen diese Nichtbeachtung des Seerechtes keine Macht stand, groß genug, um England zur Rücksichtnahme zu nötigen. Amerika zieht daraus für sich die Folgerung, eine Flotte, die keiner andern nachsteht, zu halten, und ist auch offenbar bereit, daraus trotz der britischen Freundschaftsbeteuerungen die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen, wenn auf seinen Vorschlag einer allgemeinen Abrüstung nicht eingegangen wird.

Eine weitere Folge der veränderten Machtverhältnisse zur See wird auch die sein, daß das veraltete Seerecht, dessen Unzulänglichkeit im Kriege klar hervortrat, einer Revision unterzogen werden muß, die voraussichtlich nur durch die Abschaffung des Seebeuterechts eine befriedigende Lösung finden kann. Das Axiom »Der Seekrieg nährt« ist durch den Weltkrieg ad absurdum geführt worden; es wurde im Gegenteil bewiesen, wie sehr die gesamte Weltwirtschaft durch einen Seekrieg in Mitleidenschaft gezogen wird. Um so mehr wird es im allgemeinen Interesse liegen, die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See sicherzustellen. Damit fällt auch der Anreiz zur Bereicherung an feindlichem Gut, wie sie früher in so ausgiebigem Maße betrieben wurde, als ein Fortleben der Seeräuberei in legalisierter Form.

Schon Schillers Verse vom Jahre 1800:

> Seine Handelsflotten streckt der Brite
> Gierig wie Polypenarme aus,
> Und das Reich der freien Amphitrite
> Will er schließen wie sein eignes Haus

enthalten die innere Ablehnung eines Anspruchs auf die ausschließliche Behauptung der Seeherrschaft durch eine Macht. England wird es heute bei der veränderten Weltlage, in der die Verflechtung der Wirtschaft eine immer größere Bedeutung gewinnt, nicht unternehmen können, seine Stellung in der alten Form zurückzuerwerben, denn die Voraussetzung dazu hat sich gewandelt: bei der Entwicklung der Luftwaffe und sonstiger moderner Kriegsmittel ist England keine im alten Sinne unangreifbare Insel mehr.

Will das »Empire« der Auflockerung seines Weltreiches vorbeugen und seine Dominions verhindern, eigne anstatt englischer Interessenpolitik zu treiben und sich andern wirtschaftspolitischen Machteinheiten, die ihnen räumlich näher stehen, zuzuwenden, so muß England seine geschwächte Position sowohl machtpolitisch wie wirtschaftlich zu sichern versuchen. Eine Isolierung wie früher erscheint für die englische Politik nunmehr völlig ausgeschlossen. Sie muß vielmehr auf eine Koalition bedacht sein, deren Partnerschaft ihre lebenswichtigen überseeischen Interessen nicht bedroht.

England wird um so mehr auf seine europäische Basis zurückverwiesen werden, als sein Einfluß in Asien bei dem erwachten Selbstbewußtsein der farbigen Völker im Schwinden begriffen ist. Seine Aufmerksamkeit wird sich den neuen Mächtekomplexen zuwenden müssen, die, auf wirtschaftlichen Notwendigkeiten beruhend, im Werden sind und großräumigere Zusammenschlüsse zeitigen werden, als sie bei der europäischen Staatenbildung bisher erfolgt sind. Die wirtschaftliche und politische Behauptung Europas gegenüber den amerikanischen und asiatischen Macht- und Raumgebilden, zu denen auch Rußland gehört, liegt daher auch im englischen Interesse.

Für den verschwommenen pazifistischen Begriff »Paneuropa« ist in diesem Zusammenhang kein Platz, denn eine gesunde Politik der Selbstbehauptung wird auf die Kraftquelle des nationalen Impulses nicht verzichten können, ebenso wenig wie auf eine zur Wahrung berechtigter Interessen ausreichende Macht. Mit Hegemoniegelüsten eines einzelnen Staates innerhalb des naturgegebenen Lebensraumes mehrerer Völker ist der große Gedanke eines friedlichen Nebeneinanderlebens der Nationen unvereinbar.

Wohl aber ist seine Verwirklichung möglich zwischen Völkern, die, in Abwehr gemeinsamer Gefahr, bei voller Wahrung ihres Nationalbewußtseins sich als gleichberechtigt empfinden. Ein Kulturvolk vom Range des deutschen unter Fronarbeit halten zu wollen, noch dazu mit dem vor der geschichtlichen Wahrheit nicht haltbaren Vorwand der Kriegsschuld, ist auf die Dauer undurchführbar, weil dadurch ein Herd von Unzufriedenheit und Beunruhigung bestehen bleibt, der die Sammlung der Kräfte vereitelt. Die inneren Reibungen des einen Volkes werden immer eine internationale Ansteckungsgefahr sein und ein gesundes, eindeutig national eingestelltes Staatswesen davon abhalten, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Die Befreiung Deutschlands vom wirtschaftlichen Druck liegt auch im Interesse eines zukünftigen Partners, weil es seine Staatsverfassung dann leichter so regeln kann, wie es eine leistungsfähige, von ideologischen Experimenten freie Wirtschaftsführung erfordert.

Wo ein gemeinsames wirtschaftliches Interesse, das auf Seegeltung nicht verzichten kann, besteht, ist die machtpolitische Rivalität der Vorkriegszeit auf diesem Gebiet überflüssig geworden. Dann werden sich auch die kolonisatorischen Fragen in Übersee für eine zeitgemäße Besiedlung und Nutzbarmachung durch »die beiden weißen Völker« in einer Weise lösen lassen, die der sich anbahnenden Wandlung der Kolonialpolitik entspricht.

Die alte Erfahrung würde sich dann wieder bestätigt finden, daß erst ein Krieg gegeneinander, also mit falsch laufenden Fronten, die Germanen dazu bekehren mußte, sich zu gemeinsamer Betätigung zusammenzufinden. Wenn aus dem Kampf gegen eine als unzeitgemäß empfundene Vorherrschaft ein mitteleuropäisches Staatengebilde unter Englands Mitbeteiligung entstehen würde, so wäre damit etwas Wertvolleres und Wertbeständigeres geschaffen, als bei der früheren Rivalität möglich war, die die Einzelstaaten um ihre engeren Interessen allzu besorgt machte, um an die Stelle des überalterten Grundsatzes »Teile und herrsche!« die neue Losung »Sammle und arbeite!« treten lassen zu können. Die Umwälzungen des Weltkrieges verlangen gebieterisch nach einer Regelung, die es vermeidet, im Kampf um die Seegeltung die Kräfte der alten Kulturvölker des Abendlandes zu verbrauchen, statt sie zu sammeln, um Europas Weltbedeutung aufrechtzuerhalten.

Patrouille in der Winternacht

Wir lagen im Smolensker Wald,
Die Nacht war kalt — o, bitterkalt,
Die Reiter waren abgesessen,
Ich ging am Waldsaum her indessen.

Du wilder Wald, du fremde Welt,
Ein Wolf im Tal am Dnjepr bellt,
Das Gras war klirr wie Glas gefroren, —
Im Grasweg klangen meine Sporen!

Und die Patrouille hat die Nacht
Zum drittenmal im Frei'n verbracht —
Es knirscht der Schnee, wenn sie sich wälzen
Bebend vor Frost in ihren Pelzen.

Du schwarzer Wald, du weißes Feld ...
Ein erster Strahl von Osten fällt —
Du liebes Licht — ach, tausend Male
Grüß' meinen Turm im Pleißentale!

Börries, Freiherr von Münchhausen



Marie Preußner: Stilleben mit Porzellan


UNIV.
OF
MICH.



Aufn. Rudolf Rudolphi, Garmisch-Partenkirchen

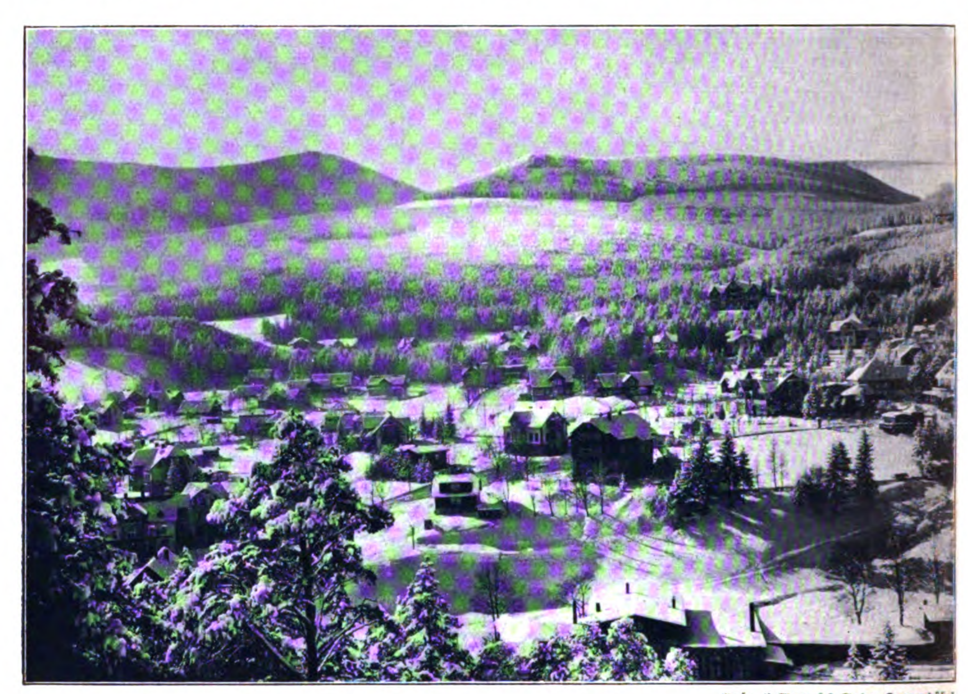
Skigelände der Alpspitze bei Garmisch-Partenkirchen

Sportwinter in den Bergen

Von Klaus Benseler

Kein Maßstab ist gültig, kein Eifer überzeugend genug, um die oder jene Sportart vor einer andern mit dem Preise höchsten Lobes auszeichnen zu können. Daß sich aber auf gleitendem Holz und Stahl besonders viele von denen zusammenfinden, die im Gegensatz zu den Professionals und gelegentlichen Amateuren die echten Liebhaber des Sportes heißen sollten, gereicht dem Wintersport zu auszeichnender Ehre. Die Umwelt von Schnee und Eis ist dem Aufwuchs einer »Bizepsaristokratie« im Sportreich, von der wohl manchmal halb spöttelnd, halb nachdenklich die Rede ist, nicht förderlich. Kann auch Bob, Skeleton und Rodel nicht ohne geschmeidige Glieder gelenkt, Eis- und Schneeschuh nicht ohne stählerne Gelenke geschwungen werden, so gilt der Muskel doch nur als Diener jenes vibrierenden Nervs, der Unerschrockenheit, Geistesgegenwart, Anmut, Gefahrenwitterung und alle andern Kardinaltugenden des an die Beharrlichkeit, die Instinktsicherheit und den Schönheitssinn gleich hohe Ansprüche stellenden winterlichen Sports nährt. Die ungeschlachte Kraft ist **nirgends hilfloser als auf den mit Motorgeschwindigkeit fliehenden Kufen oder im** federnden Sechzig-Meter-Sprunge von der Schanze. Denn der Muskel ist am wirksamsten, wo es derb zu beharren oder zu widerstreben gilt, um eine Sportleistung zu vollbringen. Die blanke weiße Fläche aber fordert gelöste Hingabe im körperlichen Spiel mit dem gleitenden Gerät, und die Gebote ihres Sports disziplinieren schon den Anfänger dazu, auf Muskelhilfe, mit der er zuerst allen Bewegungsaufgaben gerecht zu werden und plötzliche Gefahren abzuwehren sucht, möglichst zu verzichten. Deshalb auch ist der Wintersport früher und weitgehender als die meisten andern modernen Sportarten von der Frau erobert worden, die zumal für den Eislauf, der nicht mehr Unerschrockenheit fordert, als dem weiblichen Herzen gemeinhin eigen ist, angeborene, den ästhetischen Ansprüchen zugute kommende Vorzüge mitbringt.

Das Bekenntnis zum winterlichen Sport, das eines Tags als jauchzende Sehnsucht häufig gerade aus den Menschen aufzusteigen pflegt, die der alltäglichen Sportläuferei in wählerischer Zurückhaltung abhold sind, wird manchmal schon allein durch das Naturerlebnis **der weißen Welt hervorgelockt. Wer zu bekennen vermag, weiß auch zu erleben. Ihn**



Aufn. P. Wenzel & Sohn, Krummhübel

Oberkrummhübel mit Blick nach der Schneekoppe

rührt unsäglich friedbringend und versöhnend an, daß dieses scheinbare Gestorbensein der eben noch starren oder im Nebelgerinnsel erstickenden Berge, Wälder und Almen sich — vielleicht eigens für seine Lust? — unter dem blonden Auge einer bis ins Blut leuchtenden Sonne festtäglich bereitet hat. Daß gestern noch griesgrämig und müde die Zudringlichkeit des Windes abwehrende Tannen auf einmal in funkelnden Staat gezaubert sind, mütterlich behäbig unter der Last des weißverbrämten Kleides. Daß um das scharfe Gebiß der Schründe und Klüfte plötzlich ein heiteres Lächeln gesponnen ist. Daß die Bergspitzen nicht mehr drohend und zornig in die Mäntel der Wolken stechen und schneiden, sondern geruhsam, fast neugierig herniederschauen. Daß über allem eine Kuppel samtnen Blaus gebogen ist, zu deren Schweigen jeder Laut gedämpfter, jedes Lachen reiner aufklingt. In dieser Gottesobhut regen sich der körperstraffen Jugend Kräfte und Säfte zu überschwenglicher Begierde, hinauszutreten, mitzusein, sich schön und stark zu wissen als adligstes Geschöpf des Lebens.

Dieses Winterwunder ist nur in der Heimat des Eises, in den Bergen, zu empfangen. In der Ebene ist der Himmel zu fern, die Sonne zu matt, um das fahle, unter dem weißen Tuche ausdruckslose Gesicht der Erde zu beleben. Das Plattflächige, zu dem Wind, Wasser, Farbe gehören, erstarrt zur Totenmaske. Selbst das Mittelgebirge bleibt noch manchen Zauber schuldig, den das Hochgebirge über den Wintergast bestürzend auszuschütten weiß. Doch versteht es das Erlebnis um etwas zu bereichern, das sich nur unterhalb der 2000-Meter-Grenze darbietet: den Rauhreif. Um dessentwillen nimmt man gern die Unbeständigkeit des Wetters, das vor allem im Harz eine launische Herrschaft treibt, mit in Kauf, zumal wenn Geld und Zeit nicht ausreichen, von den Großstädten der Ebene bis an das Herz des Winters, ins Hochgebirge, zu fahren.

Der norddeutsche Wintersportler wird zwischen dem Harz, dem Thüringer Walde, den schlesischen Gebirgen und dem sächsischen Erzgebirge zu wählen haben. Der Harz gilt zwar als wenig schneesicher und zeigt oft schon im Februar wieder eisfreie Wasser und grüne Hänge, aber die groteske Mannigfaltigkeit seines winterlichen Gesichts und seine gepflegten Sportgelegenheiten lohnen das Wagnis, sich dem wendischen Wetterglück anzuvertrauen. St. Andreasberg, der älteste

Wintersportplatz des Harzes, wird vor allem den Skiläufer anziehen. Nicht umsonst gilt das Gebiet um den Rehberg, die Sonnenberge und den Bruchberg unter den norwegischen Meisterläufern als das beste Skigelände des deutschen Nordens. Schierke, eingebettet in die Flanken des Brockens und des Wurmberges, hat sich aus einer kleinen Waldarbeitergemeinde in kurzer Zeit zu einem der elegantesten Plätze des winterlichen Sports entwickelt. Der Skiläufer findet dort Übungswiesen und im Eckerloch eine Sprungschanze, dem Schlittensportler bieten sich mehrere Rodelbahnen. Dem Bobfahrer steht eine vorbildlich angelegte Bahn zur Verfügung, mit ihren 2800 Metern die längste Deutschlands, auf der alljährlich ein paarmal Rekordzeiten gefahren werden. Die Tennisplätze an der Bode sind im Winter Eisplätze für Schlittschuhlauf und Eisspiele. Mit Rodelbahnen und Skisprunghügel vermögen auch Elend, Braunlage, Altenau, Wernigerode und das erst seit wenigen Jahren in die Reihe der Wintersportplätze getretene Bad Harzburg aufzuwarten, während der Bobsleighsport außer in Schierke noch auf den Anlagen in Thale und Hahnenklee-Bockswiese gepflegt wird.

Die Wintersportplätze des Thüringer Waldes, auf dessen Rücken sich über anderthalbhundert Kilometer lang der uralte Grenzpfad des Rennsteiges hinzieht, haben sich, im Herzen Deutschlands und teils an Haupteisenbahnstrecken gelegen, ihrer leichten Erreichbarkeit, ihrer günstigen Schneeverhältnisse und ihres milden Klimas wegen ebenso erfolgreich wie die Harzer Kurorte in die Gunst des Sportfreundes einzuschmeicheln verstanden. An ihrer Spitze Oberhof mit seinem Kranze vornehmer Gaststätten, umgeben von hochstämmigem Gebirgswald auf sanft abfallenden Hängen, dessen Hauptwege schneefrei gehalten werden und auch dem, der sich vom lauten Sportgetriebe einmal ausruhen will, Gelegenheit zu Spaziergängen ohne hilfreiches Gerät bieten. Das günstige Skigelände mit der vorbildlichen großen Sprungschanze am Wadeberg und die kunstgerecht angelegten Bahnen, vor allem der romantisch und mitten im Ort gelegene Eislaufplatz, ermöglichen jeden winterlichen, in Deutschland eingebürgerten Sport. Mit Oberhof streitet das tiefer gelegene Städtchen Friedrichroda um den Rang des beliebtesten Kurplatzes in Thüringen. Bad Ilmenau, Goethes Lieblingsaufenthalt, wird wegen seiner 12 Kilometer im Geviert messenden prächtigen Eisbahn vor allem von Freunden des Schlittschuhsports aufgesucht.

Das beste Wintersportgebiet des deutschen Mittelgebirges wird aber von den schlesischen Gebirgen umschlossen. Ihm kommen schon die Vorzüge eines mehr kontinentalen Klimas zugute, das sich durch strenge, schneereiche



Aufn. Hans Rudolphi

Eishockey-Wettkampf in Schierke



Aufn. Kaiser, Freudenstadt

Im Skigelände bei Freudenstadt

Winter auszeichnet. Oft schon im Oktober reicht das weiße Gewand der fast zu 2000 Meter Höhe aufragenden Berge bis tief in die Täler hinab, und nicht selten gewähren noch zu Pfingsten die Kämme des Riesen-, Glatzer- und Altvatergebirges winterliche Sportfreuden. Zahlreiche Seen und Flüsse im Gebiete der Vorberge bieten dem Kunstläufer ideale Eisflächen, dem Wanderläufer Gelegenheit zu meilenweiten Fahrten. Schreiberhau in dem westlichen, Krummhübel im östlichen Teile des Riesengebirges sind als »Vororte von Berlin und Breslau« die bekanntesten und am meisten besuchten Plätze, wo sich bei günstigem Wetter ein geselliges, an Zerstreuungen reiches Getriebe entfaltet, von dem auch der nicht immer willkommene Typus des mondänen Wintergastes angelockt wird. Die Nur-Sportler pflegen sich, wenn es im Tale gar zu städtisch-lebhaft hergeht, auf die Bauden zurückzuziehen. Dann werden auf einmal die Wiesenbaude, Prinz-Heinrich-Baude oder Neue Schlesische Baude und wie sie alle heißen zu Ruhepunkten sportlicher Tätigkeit, aus denen nach Sonnenuntergang bei Tanz und dem beliebten Zitherspiel warme, wohlige Behaglichkeit strahlt.

Vom Kamme des waldreichen Isergebirges lokken Bad Flinsberg, im Waldenburger Gebirge, das mit seinen tiefgefurchten Tälern und steilen Kuppen an die schönsten Teile Thüringens erinnert, Bad Salzbrunn, im schwarzwaldähnlichen Glatzergebirge Bad Rein-



Aufn. E. Bernl, Klosters

Bobbahn in Klosters



Aufn. E. Gyger, Adelboden

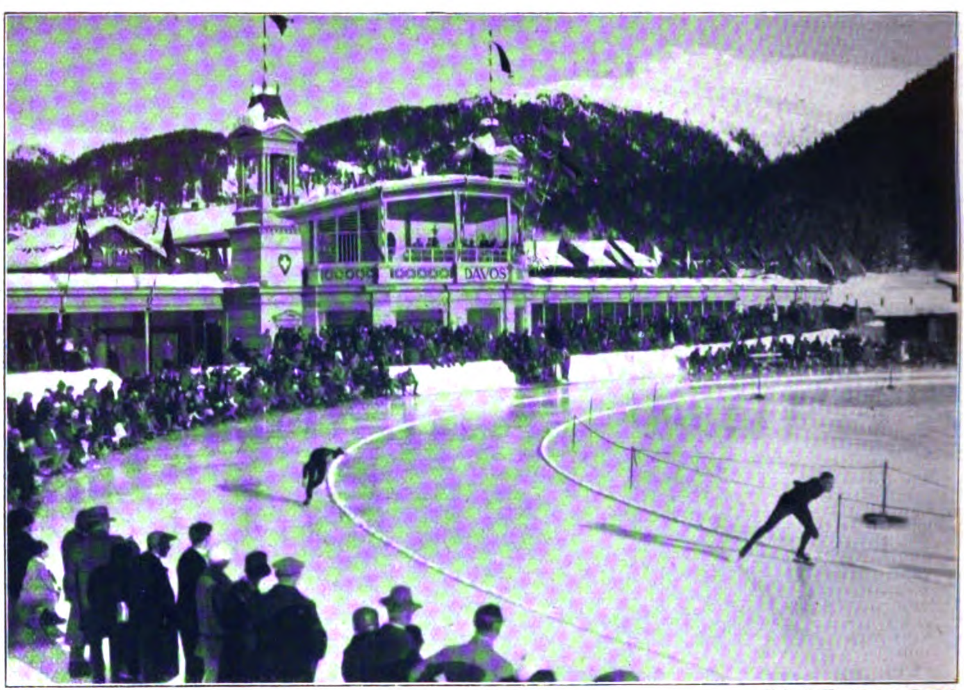
An der Sprungschanze bei Adelboden

erz als bekanntere Wintersportplätze. — Im sächsischen Erzgebirge mit seinen phantastischen Rauhreifbildungen wird Oberwiesenthal, am Fuße des Keil- und Fichtelberges, bevorzugt, die höchstgelegene Stadt Deutschlands (900—1215 Meter). Im östlichen Teil liegen Altenberg und Geising, die für ihre mannigfaltigen Winterveranstaltun-



Aufn. E. Gyger, Adelboden

Eis-Gymkhana in Adelboden



Aufn. E. Meerkämper, Davos

Eiswettlauf in Davos

gen vortrefflich ausgebaute Sportgelegenheiten bieten.

Die Wiege des deutschen Skisports ist der von Süddeutschen leichter zu erreichende Schwarzwald. Schon lange bevor der Begriff des Wintersports in den neunziger Jahren sich ausprägte, war der Schwarzwald das Ziel erholungsbedürftiger und sportfreudiger Wintergäste, die sich selbst von dem feuchten Nebeldunst nicht abschrecken ließen, der vom Rheintal hinauf in die Höhen zieht und dort oft wochenlang als weißgraues Meer braut, aus dem die höheren Bergkuppen wie Inseln herausragen. Das Feldberggebiet, das recht eigentlich erst von der Höllentalbahn erschlossen wurde, liegt schon über der Nebelgrenze. Hinterzarten hat durch seine Weitsprungschanze, auf der die Wettbewerbe der bekannten badischen Schneelaufmeister ausgetragen werden, in letzter Zeit als Wintersportplatz einen guten Namen bekommen. Das anmutige Titisee bietet neben größerer sportlicher Abwechslung eine regere Geselligkeit in stattlichen, modernen Gasthäusern. Südöstlicher liegen Bernau, der Geburtsort Hans Thomas, und Todtmoos, beide mit gutem Skigelände. Weltbekannt als Wintersportplätze sind Triberg, der Mittelpunkt der berühmten Schwarzwaldbahn, und Freudenstadt am Kniebis, die mit vielen sportgerechten Veranstaltungen aufzuwarten pflegen.

Noch lockender weiß das deutsche Hochgebirge mit seinen winterlichen Reizen zu prunken und den Sportfreund für sich einzunehmen. Die Verzauberung der Natur, deren herrische Majestät und sprödes Ungestüm unter dem weißen Mantel besänftigt liegt, gräbt sich noch unvergeßlicher ins Erlebnis als während der Jahreszeiten ihres Wachens. In den höheren Schneeregionen glänzt tagaus, tagein durch die dünne, frostklare Luft eine weder von Nebel noch Staub befehdete Sonne, dem Auge unermeßliche Fernen gleißender Pracht hinbreitend. Der Sportler findet lohnendere Aufgaben für Mut und Geschicklichkeit, reichere und schwierigere Gelegenheiten zur Erprobung seines Gerätes als im Mittelgebirge. Tal und Hänge bieten, fast ohne daß es künstlicher Nachhilfe bedarf, zahllose natürliche Bahnen für die Zaghaftigkeit des Anfängers wie für die Ansprüche des Meisters. Das gesellschaftliche Treiben in den dichter gesäten Winterkurorten spiegelt sich durch das Prisma der Internationalität wie im Herzen der Schweiz.



Aufn. E. Meerkämper, Davos

Eiskunstlauf in Davos

Wenige Stunden Bahnfahrt von München, dem Hauptausgangspunkt für die lockendsten Ziele des Wintergastes im bayrischen Hochland, und schon tut sich die weiße Welt der Alpen auf. Berchtesgaden, im äußersten Südostwinkel des Reiches, kennt längst nicht mehr die stummen Monate der «toten Saison«. Kaum sind die letzten Herbststürme über den Watzmann hingestrichen, so wird schon die Spritzbahn im Ort für den Übungs- und Schaueislauf hergerichtet. Wenn Mitte Dezember endlich der Frost den Königssee schließt, so daß an die großen Schlittenrennen, das Eishockey und das typisch bayrische Eisschießen auf seinem sich sechs Kilometer hinstreckenden Spiegel gedacht werden kann, ist die Rodelbahn, die vom Lockstein zum Weinfeld führt, und die Kälbersteinschanze bereits von unzähligen Kufen geglättet. Dann beginnt auch der Sportwinter im benachbarten Bad Reichenhall, das sich auf den Wiesen von Bayrisch-



Aufn. E. Meerkämper, Davos

Gymkhana-Spiele auf der Davoser Eisbahn

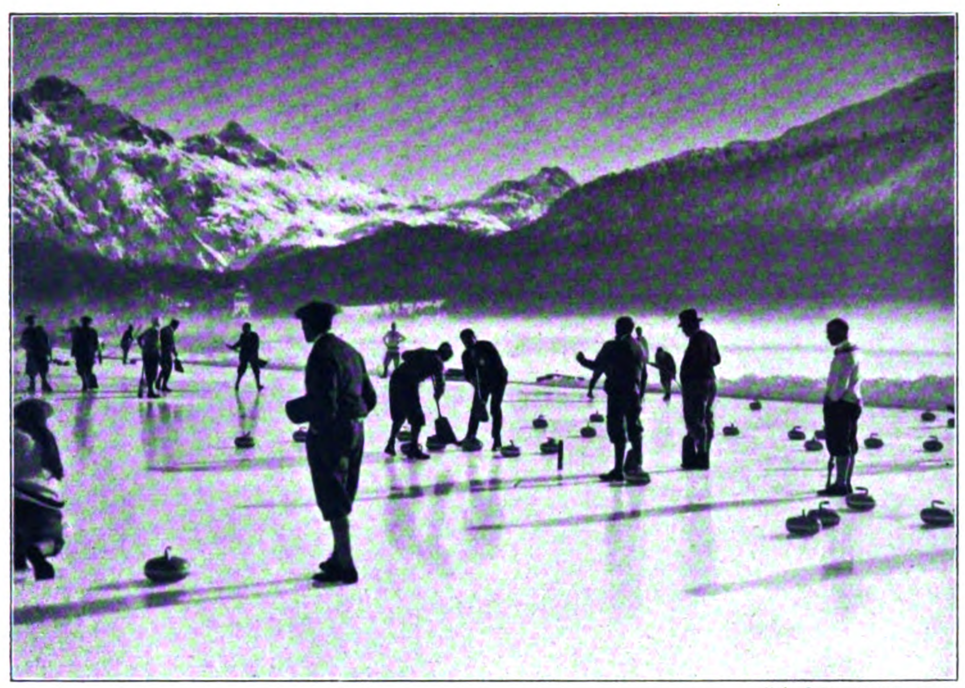


Aufn. Albert Steiner, St. Moritz

Trabrennen auf dem St. Moritzer See

Gmain ein gepflegtes Sportgelände mit der imposanten »Reichenhaller Schanze« geschaffen hat. Weltruf vermochte sich Garmisch-Partenkirchen als Wintersportplatz zu erringen, zumal seit die Drahtseilbahn zum Kreuzeck hinauf das prächtige Skifeld unterhalb der Alpspitze mit dem Ablauf zu den Sprunghügeln am Hausberg und Gudiberg erschlossen hat. Am Rissersee ist der Start der berühmten Bobsleighbahn, der einzigen im bayrischen Hochland. Ländlicheren Charakter bewahren sich auch zur Winterszeit Mittenwald und Oberammergau, beide mit reizvollen Sportmöglichkeiten bedacht. Vor Tegernsee und Schliersee, wo der Skiläufer ein treffliches Übungsgelände findet und besonders das Eissegeln gepflegt wird, steht Oberstdorf im Algäu neben Garmisch-Partenkirchen in erster Reihe, merklich dem Range der großen Schweizer Wintersportstätten nachstrebend. Wie dort werden auch hier die Straßen und Wege mit Schneewalzen und -pflügen offen gehalten, so daß auch bequeme Gelegenheit zum Skijöring gegeben ist.

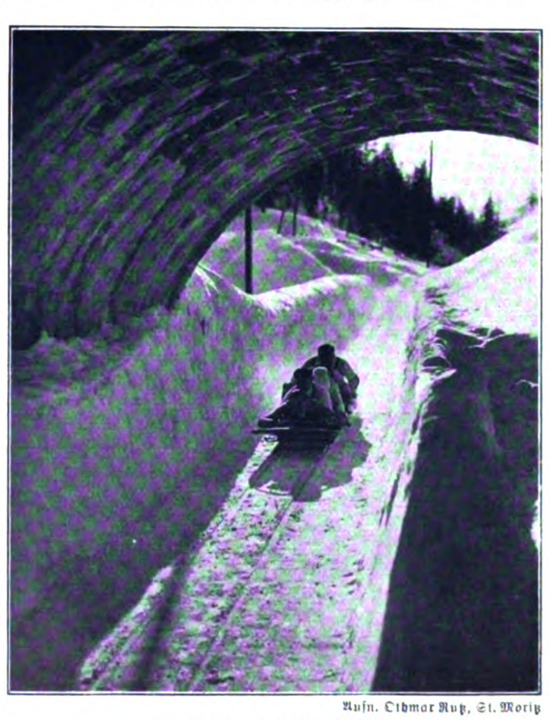
Der Freund des Skijörings, des Schneeschuhlaufs mit schellenbehängtem Pferdevorspann, gehört in der Schweiz, wo der Wintersport vielerlei in deutschen Gebirgen unbekannte Verfeinerungen erfahren hat, zu den alltäglichen sportlichen Erscheinungen. Zuweilen tritt an die Stelle des ziehenden Pferdes sogar das Motorrad oder der leichte Kraftwagen. Der sich so bekundende, mit Maschinenwitz verbündete Erfindersinn will manchem nicht zu Unrecht als ein Raffinement erscheinen, das sich mit der ursprünglichen naiven Körperfreudigkeit des winterlichen Sports schlecht verträgt. Auch den Bob, diesen ausländischen Bruder unsers Rodels, hat man wohl zum Gegenstand solcher sportlichen Unart zu machen versucht, indem man ihm einen Motor aufbürdete. Die großen internationalen Schweizer Bahnen haben sich diesem seltsamen, den Gedanken des Bobsleighsports widersprechenden Vehikel allerdings nicht geöffnet. Schwerlich auch hätte es die Geschwindigkeiten übertrumpfen können, die die stählernen Zweier, Vierer oder gar die selteneren Achter erreichen, wenn sie auf den frischen, durch Übergießen mit warmem Wasser vereisten Schneebahnen von St. Moritz, Davos, Celerina oder Arosa dahinsausen. Diese Geschwindigkeiten von



Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Beim Curling in St. Moritz

annähernd achtzig Stundenkilometern — die Schnelligkeitsrekorde der Bob- und Skeletonfahrer und Skispringer halten sich annähernd auf gleicher Höhe — machen das Fahren mit dem Bob oder dem kleineren Boblet zu einer der gefährlichsten Sportarten, und die berühmten Kehrkurven der »Sunny Corner« und »Horse Shoe«, der »Sonnigen Ecke« und des »Hufeisens«, auf der St. Moritzer Bobbahn fordern wohl dann und wann noch Todesopfer. Trotz des neuerdings vorgeschriebenen Knie- und Armschutzes und der Sturzhelme, die auf dem Skeleton schon längst getragen wurden. Der Skeleton ist ein schmaler, niedriger Schlitten, der durch die Körperbewegung des auf dem Bauch liegenden Fahrers gelenkt wird. Kratzeisen an seinen weit über das Schlittenende hinausragenden Füßen ermöglichen schnelles Bremsen. Die berühmteste Skeletonbahn, den von St. Moritz nach Celerina führenden Cresta Run, zu Beginn des Winters selbst anzulegen, ist ein unverbrieftes Vorrecht der Engländer und Amerikaner. In Pontresina sieht man



Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Bobbahn bei St. Moritz



Aufn. Othmar Rutz, St. Moritz

Der »Sunny Corner« der St. Moritzer Bobbahn

im Rennen und Training oft den Toboggan, den niedrigen Schlitten der nordamerikanischen Prärieindianer, der kufenlos auf der vorn aufgebogenen Unterfläche gleitet.

Gilt Bob- und Skeletonfahren als der gefährlichste, Schneeschuhlaufen als der lohnendste Wintersport, so ist das Eislaufen der künstlerischste. Davos rühmt sich der größten Eisbahn des Kontinents, auf der von internationalen Meistern das Erlesenste gezeigt wird, was Anmut und Geschmeidigkeit auf dem Gebiete des figürlichen, tänzerischen und Sprung-Kunstlaufes zu vollbringen vermögen. Hier wie in Adelboden, Klosters, Arosa und auf den Bahnen der andern großen Schweizer Sportzentralen werden regelmäßig Eisfeste, internationale Wettkämpfe und die scherzhaften, aus Indien übernommenen, reichlichen Anlaß zu Spott und Schadenfreude bietenden Gymkhanaspiele veranstaltet. In St. Moritz ist eine besondere Eisbahn dem von Holland eingeführten Schnellauf mit Schlittschuhen, wie sie auf den Grachten benutzt werden, vorbehalten. Das altbayrische Eisschießen ist von den englischen und amerikanischen Wintersportlern der Schweiz zum Curling umgewandelt worden. Statt des auf einer Scheibe gleitenden Holzstückes wird eine ovale Granitkugel genommen, die aus freiem Schwung an einem Griff über die glatte Bahn getrieben wird. Das Curling ist ein wenig unserm biederen »Kegelschieben« verwandt, nicht zuletzt deshalb, weil sich dazu gern die behäbigeren Sportfreunde zusammenfinden, denen es genügt, sich am Stoßen oder am Fegen zu vergnügen, das nötig ist, um möglichst jedes hergewehte hemmende Schnee- oder Eisstäubchen aus der Bahn des gleitenden Steines fortzuputzen. Auch dieses Spiel, bei dem der Besen zum seltsamen Sportgerät wird, vermag noch vom Sportbekenntnis umschlossen zu werden. Denn nicht aus dem Anreiz, drohenden Gefahren zu begegnen, auszeichnende Geschicklichkeit zu beweisen oder kunstgerechter Anmut nachzueifern, erwächst die oft zur Selbstvergessenheit gesteigerte Neigung zum winterlichen Sport, sondern aus dem lustvollen, die Erstarrung der Werktäglichkeit spielerisch lösenden Tun, das immer wieder die Wohltat der Versöhnung zwischen Mensch und Natur erneuert.

Orang=Utans

Von Paul Eipper

Mit zehn Originalaufnahmen aus dem Dresdner Zoologischen Garten von Hedda Walther

Eigentlich habe ich eine Abneigung gegen Affen. Und wenn ich irgendwo einen zoologischen Garten erforsche, kommt das Affenhaus immer zuletzt an die Reihe. Die »Vierhänder« sind mir »zu possierlich«, nicht tierisch genug; ich muß immer an einen Ausspruch Bengt Bergs denken, der sagt: »Tiere gleichen wertvollen Menschen darin, daß sie Aufdringlichkeit verabscheuen. Sie sind Fremden gegenüber vorsichtig und abwartend.« Selbst die klugen Schimpansen stören mich in ihrer »Menschenähnlichkeit«. Und wenn sie gar in gestrickten Windelhöschen auf dem Zweirad fahren, so sind sie trotz allem — nur eine schlechte Kopie.

Aber einer packt mich, seit Tiere mein Leben beschäftigen: der Orang=Utan. Glückhafte Umstände fügten es, daß in den letzten Jahren das Unwahrscheinliche geschah und jene indischen Menschenaffen in hervorragenden Vertretern zu uns nach Deutschland gelangt sind, ausgewachsene Tiere, die ich aus bevorzugter Nähe beobachten konnte.

Vor dem Jahre 1926 kamen deutschen Forschern ganz selten erwachsene Orangs zu Gesicht. Ältere Tierfreunde erinnern sich vielleicht, daß vor ungefähr 37 Jahren der Privatzoo von Pinkert in Leipzig zwei riesenhafte indische Menschenaffen zeigte, kranke, scheue und gräßlich bösartige Tiere, die kaum aus der Transportkiste herauszubringen waren und bald darauf im Pariser Jardin des Plantes starben.

Da glückte es dem erfahrenen Tierfänger Mynheer van Goens am 20. Juli 1926, im Urwald von Troemon (Westküste des nördlichen Sumatra) einen ausgewachsenen Orangmann zu greifen und der Tiergroßhandlung von L. Ruhe im Oktober desselben Jahres wohlbehalten in Alfeld abzuliefern. Ich lasse über diese erste Besichtigung in Alfeld meine Tagebuchnotizen sprechen:

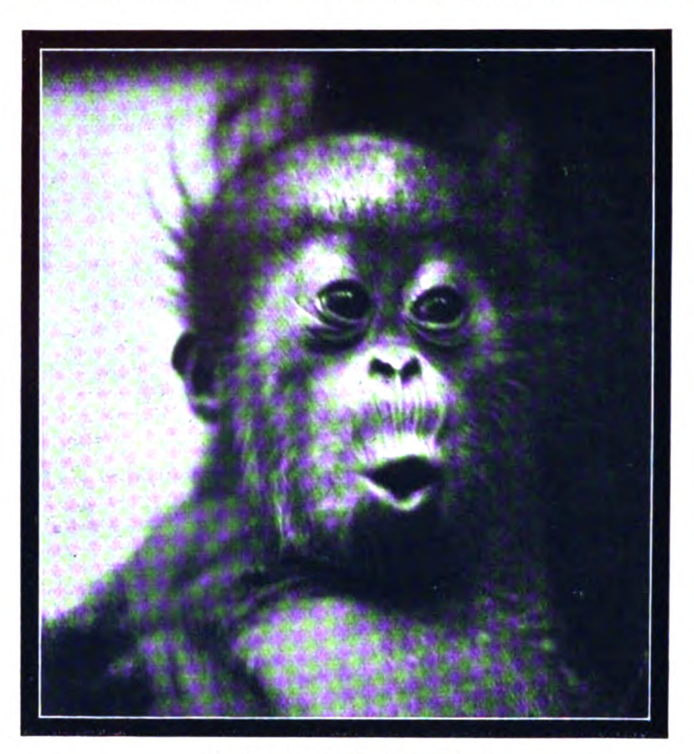
Man geht durch den langen Gang an Boxen vorbei, in denen Zebras stehen, Elenantilopen, Gnus und Kaffernbüffel. Dann eine eiserne Tür mit einem Guckfenster, hinter dem ein Thermometer hängt. Zwanzig Grad Wärme sind im Vorraum, der sich als Fortsetzung des Ganges präsentiert. Und dann kommt linker Hand wieder eine Schiebetür, diesmal aus Glas, und eine Lüftungsklappe daneben. Daran hängt das zweite Thermometer: 24 Grad. Der Oberwärter Siegfried öffnet, und ehe man dazu kommt, das dritte Thermometer abzulesen, das mitten im Hauptraum hängt, prallt der Besucher angstvoll zurück.

Hinter schweren Gitterstäben steht ein rostbrauner Koloß, menschengroß, menschenähnlich trotz der Behaarung seiner gigantischen Arme: der Orang. Jakob, so haben ihn die Matrosen getauft, ist schätzungsweise 24 bis 26 Jahre alt. Er mißt von den Fußsohlen bis zum Kopf 155 Zentimeter; die Arme sind über einen Meter lang, und die Klafterweite von links nach rechts beträgt annähernd 3 Meter.

Es ist wohl begreiflich, daß solche Größenverhältnisse Beklemmungen wecken, um so mehr, als die Temperatur in diesem Raum 28 Grad beträgt und feucht ist wie im tropischen Urwald. Von der Decke herab hängen in großen Gefäßen



Sumas Armbehang hüllt sie in einen Mantel ein; zärtlich behütet ruht das Kind wie in einer Wiege



Oho! es wird photographiert!

ein dumpfes Knurren aus seinem Kehlsack. Nur als ich in respektvoller Distanz Pitt, das einjährige Orangkind, vor seine Eisenstäbe hielt, hat er einiges Zusammenhängende geknurrt. Leider wußten wir nicht, ob das ein Zustimmung bedeuten sollte, sonst hätten wir ihm gern die kleine Base als Gespielin in den Käfig gesetzt. Es ist ein Risiko. Seine Hände zerdrücken ein mehrzölliges Brett; und er hatte tags zuvor einem Wärter, der unvorsichtig war, beinahe das Schlüsselbein durchgeknickt.

Um die Mittagszeit, an die er sich während der Schiffsreise bereits gewöhnt hat, wird der Orang verträglich. Er setzt sich ans Gitter vor, klaftert die

Blattpflanzen und Schlinggewächse; sie werden automatisch berieselt und erzeugen auch ihrerseits Feuchtigkeit. In schwerem Fall klatschen Wassertropfen zu Boden. Die Dampfheizung ist aufgedreht; aber das genügt noch nicht, um dauernd eine Atmosphäre zu erzeugen, die der Menschenaffe zur Eingewöhnung nötig hat. Die Bretter des Fußbodens überbrücken ein großes Bassin, in dem sonst Flußpferde hausen und das jetzt mit dampfendem Wasser gefüllt ist; 38 Grad Celsius zeigt das vierte Thermometer dieses Hauses.

Fast fünf Stunden habe ich vor dem Käfig zugebracht und den Orang-Utan beobachtet. Er war nicht gesprächig; selten kam



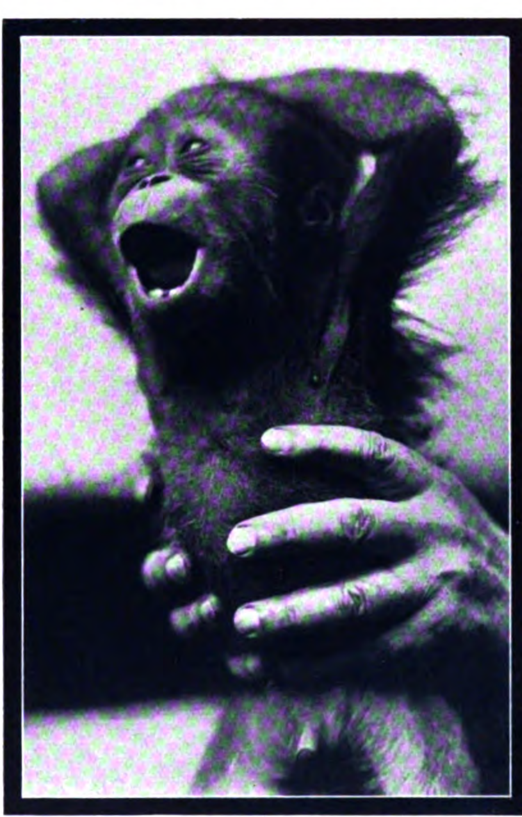
Schade, der Wärter hat den Milchreis fortgenommen!

Arme hoch und sperrt den Rachen auf. Übergroße, gelbbraune Schneidezähne werden sichtbar, und unbesorgt kann man ihm nun die angewärmten Trauben und Bananen auf die Zunge legen. Genießerisch kaut das Tier die süßen Früchte, ganz ohne Gier und Hast. Die kleinen eng beisammenstehenden Augen verfolgen aufmerksam, wie von der nächsten Banane die Schalenstreifen abgelöst werden.

Charakteristisch für diesen ausgewachsenen indischen Menschenaffen sind die großen Backenwülste, die blauschwarz und glänzend sein Antlitz umrahmen. Während das Gesicht dunkel und völlig unbehaart ist, krönt den Schädel ein leuchtend rostroter Haarschopf, und unter dem Kinn sproßt ein üppiger Bart. Er verdeckt nur zum Teil den mächtigen Kehlsack, der in weiten Falten bis auf den Leib niederhängt. Arme und Nackenpartie zeigen dicke Muskelwülste; Hals ist kaum vorhanden, so daß der Kopf tief und scheinbar klein zwischen den Schulterblättern hängt. Überhaupt verwischt die rotbraune Behaarung alle Proportionen des Körpers und erhöht den Eindruck der Gedrungenheit; wie lange Wollfransen hängt sie mähnengleich um den Koloß.

Der Orang erfreut sich restloser Gesundheit. Seine Liebhaberei ist der Fliegenfang, und zwar schlägt er die Beute mit dem Rücken der übergroßen Hand, so wie der Bauer seinen Skat klopft. Dann grunzt das unheimliche Tier und klettert an den Seilen aufwärts der Decke zu. Da steht der Waldmensch auf einem Bein, das andre weit vom Körper abgespreizt und späht — den Kinnbart vorgestreckt und die Arme hinterm Kopf verschränkt — nach der Tür. Draußen wiehern die Zebras, die er nicht sehen kann. Enttäuscht steigt er herab und geht auf allen vieren seinem Schlafkasten zu. Dort angekommen, schnellt der Orang herum, poltert jäh und brüllend ans Gitter, wirft sich auf den Rücken und geht schließlich doch zur Ruhe. Sein Körper aber gleicht von hinten der Gestalt eines vorsintflutlichen Höhlenbären. — Soweit mein Alfelder Tagebuch von der ersten Begegnung mit dem Orang von Troemon.

Die Anwesenheit dieses seltenen Tieres in Alfeld blieb nicht verborgen. Schon nach wenigen Tagen lag ein Angebot des Moskauer Zoologischen Gartens vor, und schwere Probleme drückten den Besitzer. Wie kommt dieser empfindliche Exote in Schnee und Nebel nach Rußland? Anfrage bei der Lufthansa. Aber kein Flugzeug hat genügend breite Türen, um die Transportkiste durchzulassen, und mit den nötigen Zwischenstationen hätte die Luftreise zwei Tage gedauert. Eisenbahn? Vierzehn Tage im schlecht heizbaren Güterwagen? Unmöglich!



Wie behutsam Brandes seinen Schützling hält! Buschi jauchzt vor Vergnügen

Da kam Professor Gustav Brandes, der verdienstvolle Tierpfleger und Leiter des Dresdner Zoologischen Gartens, nach Alfeld und entschloß sich, begeistert von dem herrlichen Orang, zum sofortigen Kauf. So blieb ein wertvolles tierisches Beobachtungsobjekt Deutschland erhalten, und der Optimismus des Dresdner Gelehrten wurde glücklicherweise belohnt: Goliath, wie der Orang dort ge-



»Mias Chappan, den Alten vom Berge« nennen ihn die Eingeborenen Sumatras und lauschen seinem geheimnisvollen Singen

von dem Fachmann Brandes meisterlich erdacht.

Goliath saß die ersten Wochen neugierig am Gitter und starrte auf jene seltsam in Felle gehüllten Wesen, die aufrecht gehen und ununterbrochen in hohen Lauten sich verständigen. Aber bald wurde es ihm zu langweilig. Diese Kreaturen blieben ja immer unten am Boden kleben, keiner sprang an den Gitterstäben hinauf, turnte über die Dachbalken und juckte sich — die Dresdner Zoobesucher waren für Goliath erledigt. Nur Troschke interessierte ihn noch, sein Wärter, das sächsische Original. Von ihm kam in regelmäßigen Zeitabständen Obst, Milchreis und Apfelmus. Dann kauerte sich der Orangmann ganz vorn ans Gitter, nach Baumaffenart, das heißt, er hatte die Greifzehen des einen Beines hoch oben um den Querstab geklammert, stützte die beiden Arme auf einen Baumstamm unten am Käfigboden und ließ sein Gesicht in der richtigen Höhe herabhängen; der Mund spitzte sich dabei zu rüsselartiger Schnauze.

nannt wird, ist bis heute in seiner neuen, endgültigen Heimat völlig gesund geblieben.

Man betritt im Dresdner Garten das tropische Warmhaus, in dem eine Nilpferdfamilie vergnügt im Wasser pantscht, und sieht sich dort einem Eisenkäfig gegenüber, der auf starken Pfosten in Augenhöhe aufwärts ragt. Eng aneinandergereiht bilden kräftige Eisenstäbe einen Würfel von etwa 60 Kubikmeter Rauminhalt. Am Boden dieses Käfigs liegen kreuz und quer wohl ein Dutzend dicker Baumstämme; Äste ragen wirr nach oben, und der Besucher gewinnt den Eindruck, als blicke er — sobald er sich auf die Zehen reckt — in ein Baumnest gigantischer Dimension. Idealer Aufenthalt für Orangs, die ausgesprochene Baumtiere sind,

Hatte das Tier gefressen, so klafterte es die überlangen Arme und schwang sich schaukelnd nach oben auf den höchsten Baumstamm in der Ecke. Dort befindet sich ein Rätsel, das der Orangmann auch im fünften Monat seines Dresdner Aufenthaltes noch nicht entziffern konnte: eine glatte, weiß gegipste Mauer.

Wohl hat er sich gewöhnt, daß um sein Baumnest jäh Lianen gewachsen sind, spröde und harte Schnüre, die auch seine Urkraft

nicht zur Seite biegen kann (die Eisenstangen); aber was die weiße Wand bedeutet, ist ihm unerklärlich.

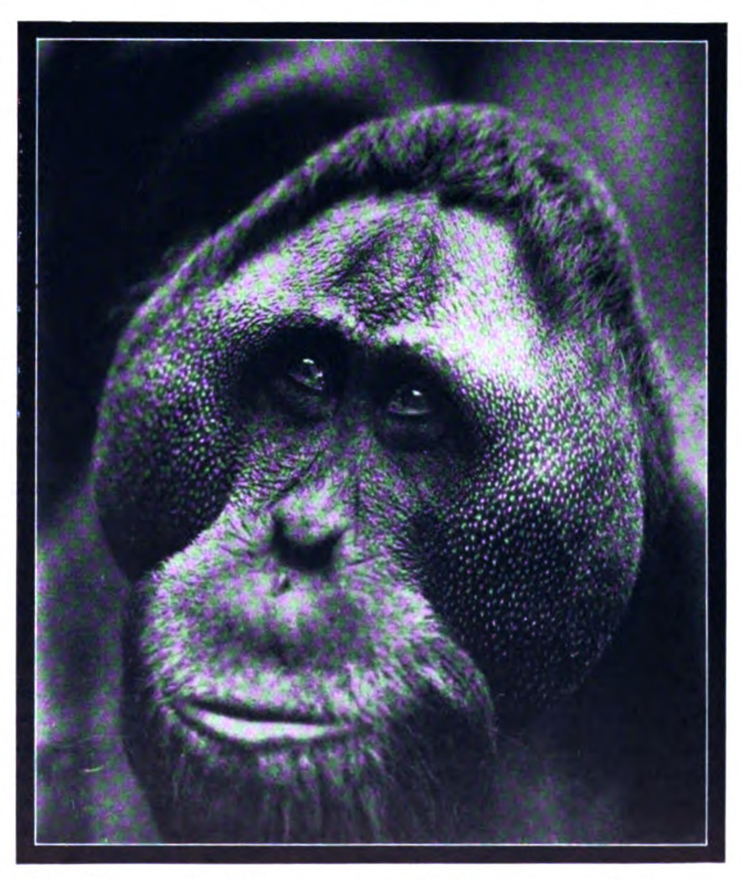
Die lange Behaarung seiner Schultern und Arme hüllt ihn mantelartig ein. So sitzt er und schaut, Stunde um Stunde. Dann schiebt er überaus zart einen Finger aus geballter Hand und streicht über das weiße, glatte Ding, einmal, zwei-, dreimal, hundertmal. Er kratzt auch hin und wieder; dann ist sein schwarzer Daumennagel hell überpudert; aber die Mauer selbst verändert sich nicht. Sie riecht nicht, sie schmeckt nicht, ein ewiges Rätsel.

Im Sommer machte Professor Brandes einige Experimente mit dem Tier. Wir brachten einen Musikapparat ins Nilpferdhaus. Die »Wolgaschiffer« erklangen, die »Matthäuspassion« und schließlich laut schallende Blechmusik.

Goliath saß hoch oben an seiner Mauerwand und fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, herum. Er begann zu suchen. Von einer Ecke des Käfigs hangelte er zur andern, lugte unter die Baumstämme, beobachtete prüfend das Nilpferdpaar, sah nach der Decke hinauf — nirgends war der Ursprung des fremdartigen Geräusches zu entdecken. Vielleicht von draußen her, dachte er und sah aus dem Fenster. Auch da war nichts Besonderes. Das Grammophon, den tatsächlichen Geräuscherreger, übersah der Orang; seine kleinen Ohrlöcher liegen unvermittelt hinter den fetten Backenwülsten, so daß er den Schall niemals direkt von vorn wahrnehmen kann.

Das Spiegelexperiment: Goliath erhielt in einem Blechnapf warmen Tee, beugte den Kopf ganz tief nach unten und schlürfte behaglich. Genau in der gleichen Haltung wird er im Urwald wohl getrunken haben, angehängt am untersten Zweig des Nestbaums, den Kopf hinabgeneigt zur Regenpfütze; denn wohl niemals betritt ein Orang freiwillig den Erdboden. Während er also trank, schob Professor Brandes einen großen Spiegel von unten her ans Gitter. Goliath erblickte sich selber, einen haarigen, braunen Affen. Lebhaft blitzten die Augen, er vergaß zu trinken und beobachtete das Bild; aber eine Handlung löste der Anblick nicht aus.

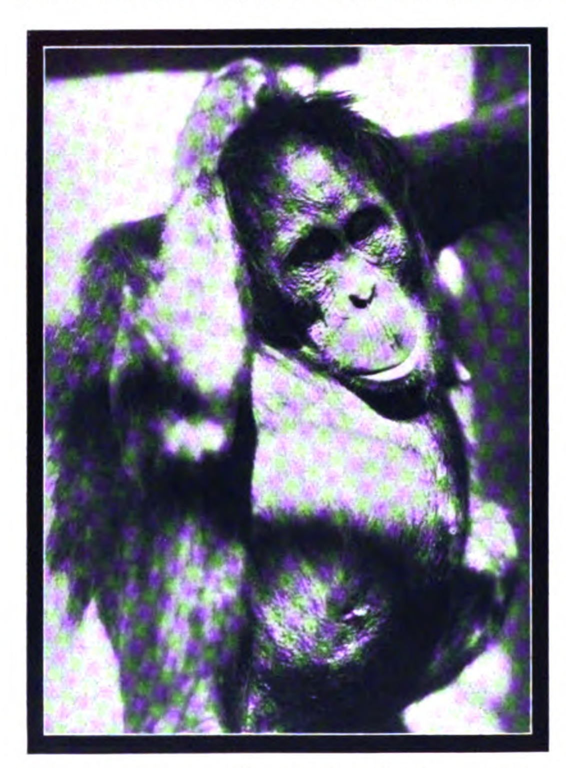
Schließlich holte Troschke den zahmen Leoparden ins Haus. Jetzt wurde der Orang interessiert; Leoparden kannte er vom Urwald und wußte, wie gefährlich sie für die Affenkinder sind. Er schrak in die Höhe, ging eilends rückwärts bis zur Wand, richtete



Hier sieht man deutlich die ungeheuren Backenwülste des erwachsenen Orang und den klugen, nachdenklichen Blick seiner Augen

sich zu voller Höhe auf, klafterte die Arme und wölbte seinen enormen Brustkasten. Der Kinnbart sträubte sich, unheimlich lange Eckzähne wurden sichtbar. Jetzt komm, Leopard!

Und dann erlebte ich die stärkste Erschütterung, die mir je bei Tieren geworden ist: den Gesang des Menschenaffen. Viele Stunden mußte ich ausharren — endlich, endlich, als es allmählich dunkler wurde, kurz ehe Goliath in seinen Schlafraum ging, da erfüllte es sich.



Wie eine müde alte Menschenfrau sitzt der weibliche Orang, Stunde um Stunde, und stützt seinen Kopf

Folgendes geschah: Der Orangmann saß vor jener kalkigen Wand, die — grau verdämmernd — seinen roten Haarpelz nur schwach abzeichnete. Die Nilpferde schliefen schon, es war ganz still im Hause.

Da — oa oa oa, leis, dumpf, aber sehr schnell, wie das Rumpeln eines Motors, drang von oben her ein Ton. Er kam aus dem Tier und stand pausenlos, vielleicht zehn Sekunden, wurde durch ein seufzerartiges Atemholen unterbrochen und fuhr alsbald wieder fort, diesmal eine Oktave höher und anschwellend in der Stärke. Wieder ein Seufzer, noch höheres oa oa oa; schon zitterte mein Trommelfell im überlauten Klang; ich sah, wie dem Orang der Kehlsack schwoll; und nun dröhnte zwischen das Singen hinein ein donnerähnliches, markerschütterndes, lang hingezogenes huuuh! Immer schneller wechselte aaaa und huuuh, ein gewaltiges Lied, stark wie Löwengebrüll — der Sang der Urwelt, Donnersprache der Natur.

Wohl achtzig Sekunden dauerte die Erschütterung; dann ebbte das Singen wieder ab und verklang still und getragen, ein demütig murmelndes Gebet. Ohne Bewegung saß der »Mias Chappan«; wir hatten die Abendandacht des Bergmenschen gehört, und gewiß ging in diesen Augenblicken die Sonne unter im Waldgebirge Sumatras.

Während ich in jenen Wochen und Monaten jede Möglichkeit benutzte, von Berlin nach Dresden zu fahren, um den Orang zu beobachten, fuhr ein Schiff durchs Mittelmeer mit seltsamen Frachtstücken an Deck. Als nämlich Mynheer van Goens den Orang Goliath ablieferte, fragte er seinen Auftraggeber: »Wollen Sie mehr davon? Ich bringe Ihnen ein Dutzend herüber, vielleicht sogar auch eine Familie mit Jungen! Kenne jetzt einen Platz, wo viele von diesen großen Affen hausen.«

Hermann Ruhe, ein Mann von erstaunlichem Unternehmungsgeist, schlug ein. Der Holländer bestieg das nächste Schiff, blieb ein halbes Jahr verschollen und schickte dann ein Kabeltelegramm: »All right! Fünfundzwanzig Menschenaffen an Bord!«

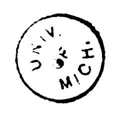
Die erfahrensten Tierpfleger sind in staunende Bewunderung ausgebrochen, als sie diesen Orangtransport zum erstenmal betrachtet haben. Da waren nicht weniger als sieben ausgewachsene Affenpaare, sechs davon mit je einem Jungen, gesunde Exemplare, die sich nun von der langen Einzelhaft erholten und während der vierzehntägigen Ruhepause in Amsterdam die Wiedervereinigung mit dem Ehepartner zärtlich vollzogen.

»Fünfundzwanzig Tiere habe ich gefangen, fünfundzwanzig aus dem Urwald an Bord gebracht; eins ist unterwegs gestorben; dafür hat im Roten Meer ein Weibchen geboren,« meldete van Goens, als er in Alfeld seinen

Tiefdruck von Georg Westermann

Schloß Ranis in Thüringen

Nach einer Aufnahme von Kurt Hege, Naumburg (Saale)



Transport ablieferte. Telephon und Telegraph spielten nun, und die Direktoren fast aller Tiergärten kündigten ihren Besuch an — Alfeld wurde für eine Woche die Metropole der zoologischen Welt.

Nicht ein Tier glich dem andern; Temperamente schieden sich, Persönlichkeiten. Hier ein Orangmann von vielleicht achtzehn Jahren; gutmütig hält er sein Weibchen umfangen, das mit hellen Schnalzlauten das Junge aus dem Strohbett zu sich locken will. Im nächsten Käfig hängt oben an der Rundholzdecke mit allen vieren ein andres männliches Tier gleich einer riesenhaften Traube und neigt rückwärts nach unten den langen, schmalen Kopf, von dem ein stattlicher Bart absteht. Überhaupt die Bärte! Einer wächst buschig unter dem Kinn hervor, wie bei einem wetterharten Oberförster. Jener hat eine kahle Oberlippe, aber links und rechts über den Mundwinkeln sproßt es mit altösterreichischer Grandezza. Ein andrer Orangmann dreht seinen Vollbart in zwei stattliche Zipfel, so daß der Kehlsack prall dazwischen leuchtet. Die Weibchen sind fast alle haarlos im Gesicht und haben am Schädel einen weich-lockeren Schopf. Der Behang ihrer



Wehe, wenn jemand Anstalten macht, das Kleine zu fassen! Suma bleckt die Zähne, ein wütendes Muttertier; weg ist alle Melancholie!



Auch Buschi bekommt seinen ersten Zahn nicht ohne Schmerzen, wie man sieht

Arme hüllt sie in einen Mantel ein, so daß man oft das kleine Kind nicht erkennt, wenn es — mit vier Händchen festgehakt — wie ein Menschensäugling an der nährenden Brust liegt. Denn die Mutter hält, auch hier ein echtes Menschentier, den Kleinen behutsam mit beiden Armen wie in einer Wiege.

Drei Orangjünglinge spielen in einem gemeinsamen Käfig. Sie sind vielleicht jeder einen halben Meter hoch und toben und turnen am verästelten Spielbaum auf und ab. Um ihre Augen stehen hellere Haarkreise; es sieht aus, als trügen sie Brillen.

Der eine ist fast haarlos, nur ein dünner Wollflaum bedeckt seinen Körper; der Kopf ist gänzlich kahl. Mit seinem dicken Kugelbauch gleicht er komisch grotesk einem chinesischen Buddha, pfiffig, schlau und trinkfreudig (Menschenaffen trinken gern Bier, Wein und Schnaps; sie zeigen bei übermäßigem Genuß durchaus »menschliche« Trunkenheitserscheinungen).

Der andre paradiert mit einer steil nach oben stehenden Haartolle; er ist ein verschlagener Teufel und beißt alle Augenblicke den Kameraden ins herabhängende Bein.



Die beiden »Einzelgänger« sind die größten Tiere des Transports. Wie seinerzeit Goliath, so erinnern auch sie in der Ruhestellung an Höhlenbären durch die ungeheuren Muskelbänder der Schultern und des Rückens. Bläulich schimmern die dicken Backenwülste; seltsam winzig funkeln die eng gestellten Augen über der eingedrückten Nase. 30 Zentimeter mißt der mittelste Finger ihrer Hand. Einer von den großen Orangmännern lag die ganze Zeit unten am Boden, das Gesicht auf beide Fäuste gestützt. Sein dichtes Haarkleid schimmerte an den Schultern altersgrau. Trat man in sein Gesichtsfeld, dann schoß plötzlich der unheimlich lange, wollig behaarte dicke Arm aus dem Stroh, die fettschwarze Hand klammerte sich ans Eisengitter und riß scheinbar selbsttätig die übergroße Scheibe des schauerlichen Gesichts nach vorn. Das Maul öffnete sich, Knirschen und Krachen — ein Ungetüm, dessen Körper unsichtbar blieb.



Ohne Gier, vorsorglich kauend, ißt der Orang

Nebenan haust eine Familie: der Vater schläft meist, etwas melancholisch, im Strohbett: ein heimwehkranker, edler Indianer. Die Mutter aber sitzt oben auf einem Querbrett, und auch am Nachmittag, wenn alle andern schlafen, folgt sie mit ihrem Blick jeder Bewegung, die das Kindchen tut. Ist ein fremder Mensch im Raum, springt sie jäh auf, hält die Arme geweitet und stößt ihren Drohruf aus: eine Folge von zwei Tönen, erst ein helles Schnalzen, dem sofort ein böser, dumpfer Grunzlaut folgt. Und dann greift sie mit ihrem Arm quer durch den ganzen Käfig und zieht das Kind zu sich heran, schützt das Hilflose an ihrer Brust.

Der Kleine liebt diese Vorsorglichkeit nicht. Kaum daß er ein bißchen Milch genuckelt hat, weint er in dünnen, hohen Piepstönen und reißt aus. Er ist nicht eine Sekunde still. Jetzt rüttelt er an der Trinkschale, dann hängt er seine 25-Zentimeter-Körperlänge vom Ast herab und wirbelt sich selber im Kreise. Oder er versucht, was wohl am schwersten ist, auf allen vieren am Boden zu gehen. Da fällt das Baumtier freilich regelmäßig auf die Nase.

Zuweilen schüttelt der Kleine eine Handvoll Stroh über sich und spielt Versteck. Die Mutter geht ihm gutmütig auf den Leim und sucht verzweifelt ihr Kind, das mit allen Zeichen der Spannung zwischen den Strohhalmen hervorblinzelt. Am liebsten aber leckt es die Eierschalen aus, die ihm der Vater gnädig überläßt.

Wenige Tage nur dauerte die Herrlichkeit in Alfeld. Dann wurden die Transportkisten wieder hervorgeholt, und von neuem reisten die Orangs, um in den zoologischen Gärten vieler Städte uns Menschen Freude zu bereiten.

Dresden aber erwarb »Buschi«, das Orangkind, das in der Straße von Aden am 18. April 1927 geboren worden war. Es kam mit seiner Mutter »Suma« im Juli des Jahres zu »Goliath«, der inzwischen sein neues, eigens für ihn konstruiertes Haus bezogen hatte, einen fast 20 Meter langen, sehr geräumigen Käfigbau mit Oberlicht und vielen, vielen Kletterbäumen. Die Vereinigung gelang über alles Erwarten. Goliath begrüßte seine neue Gefährtin mit vieler Zärtlichkeit und zeigte sofort schützende Vatergefühle. Alle drei Tiere sind gesund und bieten dem Beschauer den Anblick größten Wohlbehagens. »Buschi« bekam am 25. August seinen ersten Zahn und wog im vierten Monat bereits 2700 Gramm.

Es ist der zoologischen Wissenschaft hier zum erstenmal Gelegenheit geboten, einen Orang fast vom Tage seiner Geburt an zu beobachten — und wer weiß, ob nicht im Frühjahr 1928 »Suma« ihrem neuen Gatten »Goliath« zu dem Stiefsohn auch einen leiblichen Sprößling bescheren wird.



Gesamtansicht der Stadt Soest vom Wall aus

Das alte Soest und seine Kunst

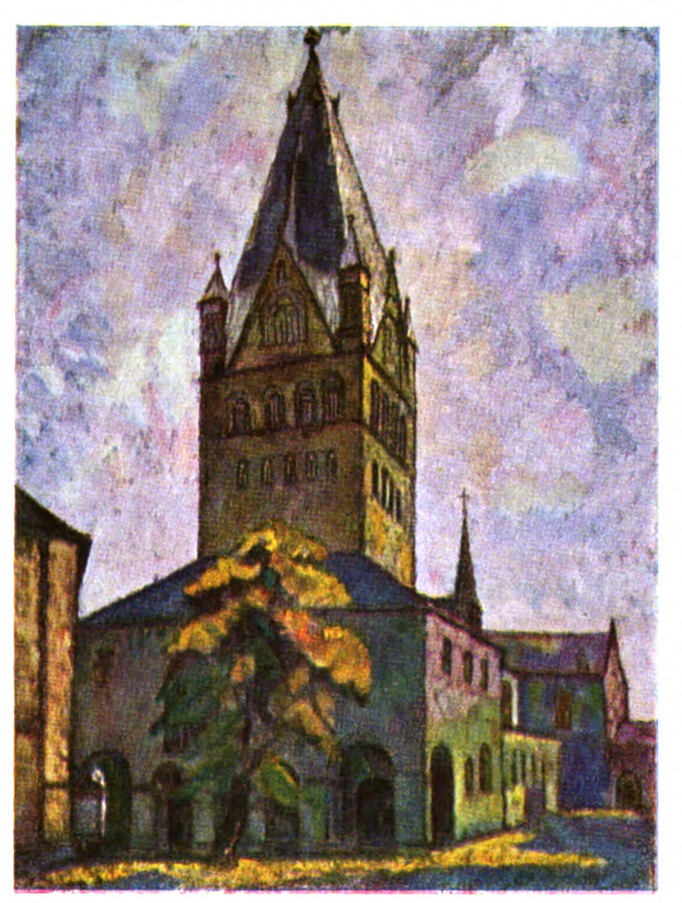
Von Prof. Dr. Gustav Grimme

Mit zwölf farbigen Abbildungen nach Ölbildern von Prof. August von Brandis

Es ist kaum möglich, unter den altertümlichen deutschen Städten eine Parallele zu Soest zu finden, so ausgeprägt ist der Charakter dieser Westfalenstadt. Obwohl sie im Mittelalter eine reiche und mächtige Hansastadt war, hat sie doch ein ganz bäuerisch-kleinbürgerliches Gepräge. Überaus farbig, ja oft bäuerisch bunt leuchtet das Stadtbild auf. In warmen grünen Tönen schimmert der Mergelsandstein seiner Kirchen. Diese Farbenfreude hat in den romanischen Kirchen der Stadt die großen Wandflächen mit fein abgestimmten Monumentalmalereien überzogen, sie hat in der gotischen Zeit die gewaltigen Fenster der stolz aufragenden Gotteshäuser mit farbenglühenden Glasgemälden gefüllt, sie hat zu Beginn des 15. Jahrhunderts die gold- und farbenschimmernde Tafelmalerei zum Leben erweckt, den großen Meister Konrad zu seinen zarten Farbensymphonien und den Fra Angelico des Nordens, den Liesborner Meister, zu seinen holdseligen, in den strahlendsten Farben leuchtenden Altarbildern begeistert.

Künstler von Ruf haben sich oft die Stadt und die reizende Landschaft der sie umgebenden Börde als dankbares Arbeitsfeld ausersehen, allen voran Christian Rohlfs, sodann der Farbenzauberer Emil Nolde und der tüchtige Franz Nölken. Zu guter Letzt hat sich den Kündern von Soests malerischen Schönheiten noch der bekannte Meister der Farbe **August von Brandis** (Aachen) zugesellt und eine Folge Soester Stadtbilder vor der Natur gemalt. Was das feingeschulte Auge des Künstlers da an Schönheiten erschaut und mit glänzender Technik festgehalten hat, schmückt diesen Aufsatz.

Dem Wanderer, der, von Süden her aus den Bergen des Sauerlandes kommend, auf gewaltiger steinerner Bogenbrücke die Möhnetalsperre überschritten und alsbald die Höhe des Haarstrangs erreicht hat, bietet sich eine Stadtsilhouette von auserlesener Schönheit. Flach ausgebreitet in der weiten Ebene der Börde liegen die Häuschen der Stadt nebeneinander, mit ihren roten Ziegeldächern aus dem sie tief einbettenden Grün hervorlugend, überragt von den stolzen Türmen der Kirchen. Am besten wählt man einen Standpunkt auf der alten Umwallung (Abbild. S. 647). Da erhebt sich vor uns der gewaltige Steinklotz des Patrokli-Turmes mit seinem mächtigen, silbrig schim-



St.-Patrokli-Münster. Turm mit Vorhalle

Daß im Verlaufe des 19. Jahrhunderts noch viel im Stadtinneren gesündigt worden ist, soll nicht verschwiegen werden. Niemand beklagt die schwere Schädigung des Stadtbildes mehr als der Soester Bürger von heute, der inzwischen einsehen gelernt hat, welch unersetzliche Werte ihm verlorengegangen sind, der aber auch weiß, was seine Stadt noch immer an malerischen Reizen, an altem Kunst- und Kulturgut besitzt, und nun um so zäher für die sorgsame Pflege des noch vorhandenen kostbaren Bestandes kämpft. Trotz aller Zerstörung ist doch noch überaus viel Schönes in Soest erhalten geblieben. Der Freund alter malerischer Städtebilder und buntscheckiger Bürgerbauten kommt noch immer reichlich auf seine Kosten.

Den alten Stadtplan mit seinen strahlenförmig nach dem Mittelpunkt strebenden Hauptstraßen und dem labyrinthartigen Netz der dazwischen eingespannten, in die Kreuz und Quer laufenden Nebenstraßen konnte man schlechterdings nicht zerstören. Ein besonders hervorstechender Gesichtszug im Soester Stadtbilde, der ihm vornehmlich jene malerische und farbige Note verleiht, ist das so reichlich zur Geltung kommende Grün der vielen Gartenanlagen. Man denke sich: ausgedehnte Gärten im Stadtinneren, innerhalb des Wall- und Mauerringes, Gärten, umgeben von verwitterten, aus grünlichem Gestein aufgeschichteten, mit Moos und Efeu bewachsenen Bruchsteinmauern! Aber was heute vom städtebaulichen Standpunkt aus als größter Vorzug der Stadt angesehen werden muß, nämlich die durch die vielen Gärten und freien Plätze in reichem Maße erfolgende Luft- und Lichtzufuhr, ist weniger auf die weise Voraussicht der alten Stadtväter zurückzuführen, sondern erklärt sich durch die furchtbaren Verheerungen, die die Stadt im Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriege erlitten hat, wo mehr als die Hälfte aller Häuser vernichtet und dem Erdboden gleichgemacht wurde; es erklärt sich ferner noch durch die schrecklichen Seuchen, die im 16. Jahrhundert die Häuser gänzlich entvölkerten. Die dadurch notwendig gewordene Niederlegung der Wohnhäuser ergab weite Flächen

mernden Helm, da taucht der vierkantige, verwitterte Turm von St. Paul auf, da sucht der lustige kupferne Zwiebelturm von St. Peter an Höhe mit St. Patroklus zu wetteifern, da zeigt St. Maria zur Wiese ihr schlankes, zierlich durchbrochenes Turmpaar, da stemmt sich der windschiefe Turmhelm von Alt-St. Thomas trotzig gegen die Gewalt des Sturmes. Immer wieder ändert sich das herrliche Bild der Stadt beim Wandern über den 2½ Kilometer langen baumbestandenen Stadtwall, die Türme verschieben sich, der Vordergrund mit seinen alten farbigen Häuschen und Höfen, seinen Wiesen und Baumgruppen wechselt beständig; immer neue malerische Bilder tauchen vor unserm entzückten Auge auf. Mit tiefem Bedauern erfüllt freilich die schon in den Jahren 1800—1823 erfolgte Niederlegung der Tore und Mauertürme. Von den ursprünglichen zehn Toren steht nur noch eins, das Osthofentor, das aber durch die Freilegung viel von seiner ursprünglichen Wirkung verloren hat (Abbild. S. 653). Von den 32 Türmen hat sich allein der wuchtige, halbrunde, mit Zinnen gekrönte Katzenturm erhalten.

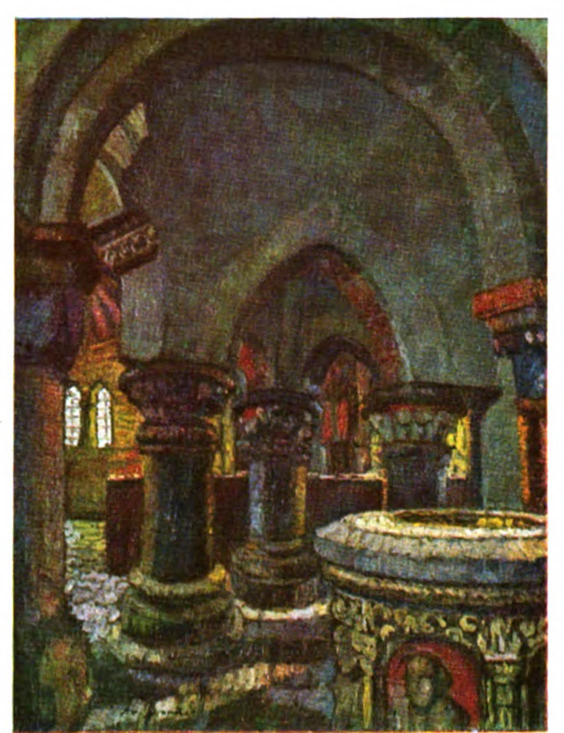
für Garten- und Wiesenland. Wer den vollen Zauber dieser alten Gartenstadt genießen will, der muß im Frühlingsblütenmonat hierherkommen, wenn ihre bunten Häuschen förmlich im Blütenschnee vergraben sind, die Obstpflanzungen des Stadtgrabens im jungfräulichen Blütenschmuck prangen und über all der weißen Pracht der sonnige blaue Himmel lacht: dann ist Soest ein wahres Frühlingsmärchen, ein unbeschreibliches Farbenwunder.

Zur Verschönerung des Stadtbildes gesellt sich noch das Wasser. Von den munter durch die Stadt strömenden, blitzsauberen Bächen ganz abgesehen: was wäre Soest ohne seinen »Großen Teich«! Ein wundervolles, blaugrünes Wasser entquillt da im Mittelpunkte der Stadt dem Schoße der Erde und füllt das Becken eines spiegelklaren Sees. Dieser »Sod«, der lebendig sprudelnde Quell, führt uns zurück in die älteste Geschichte der Stadt; hier gründeten sich einst die vier ältesten Sodsaten-Höfe, von denen die nachmalige Stadt ihren Namen Sosatum, Soest, d. h. Quellsiedlung, erhielt. Aus den Bauernhöfen wurden Bauerschaften, und daraus entwickelte sich eine blühende Handels- und Hansastadt, deren Schiffe die weiten Meere belebten. Hier am Großen Teich verspürt man noch am meisten den Hauch der einstigen Macht und Größe der Stadt. Seine Ufer gewähren die entzückendsten Landschaftsbilder, und die schönsten Türme der Stadt spiegeln sich in ihm.

Wie hat doch jede Straße, jede Gasse der Stadt ihr eigentümliches Gepräge, ihre besonderen Reize! Wenn es auch schwerfällt, die malerischsten Straßenzüge mit Namen zu nennen, so mag doch besonders auf die Höggen- und Rosenstraße, die Kleine und Große Osthofe und die Straße am Loerbach (Abbild. S. 656) hingewiesen werden. Eigensinnig winden und krümmen sich die Gassen, verlaufen ohne Gesetz, ohne Bauordnung, bald sich in behäbiger Breite ausdehnend, bald sich eng zusammenziehend; immer nur überschaut man einen kleinen, saalartig in sich abgeschlossenen Teil, immer wieder wird der Straßenabschnitt begrenzt durch eine wirkungsvolle Kulisse, sei es durch einen hochragenden Kirchturm, durch den stattlichen Chor einer Kirche, durch eine stolze Patrizierwohnung, ein buntbemaltes, bürgerliches Fachwerkhaus oder eine prächtige Baumgruppe. Von einer Baufluchtlinie wissen die Alt-Soester Häuser gar nichts. Bald lehnen sie sich mit der Giebel-, bald mit der Breitseite gegen die Straße, bald verstecken sie sich in mauerumfriedeten Gärten, bald lugen sie mit ihren blitzenden Fenstern verstohlen zwischen den Laubkronen hoher Bäume hindurch, bald versperren sie mit steiler Freitreppe den Bürgersteig, bald führen sie mit spitzbogigem Laubengang darüber hinweg. Die Mehrzahl der Häuser trägt einen bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Charakter. Meist sind es zwei- und mehrstöckige Fachwerkbauten mit nur wenig vorragenden Stockwerken, hübschen, buntgestrichenen Balkenschnitzereien und steilen, roten Ziegeldächern. Das schönste dieser Bürgerhäuser, an der Marktstraße gelegen, das sogenannte Freiligrath-Haus (1825 bis 1831 die Wohnung des Dichters), ragt gar bis zur Höhe von sieben Stockwerken empor. Unser Bild gibt den alten Zustand des Gebäudes, ehe es durch



Blick auf St. Maria zur Wiese von der Ritterstraße aus



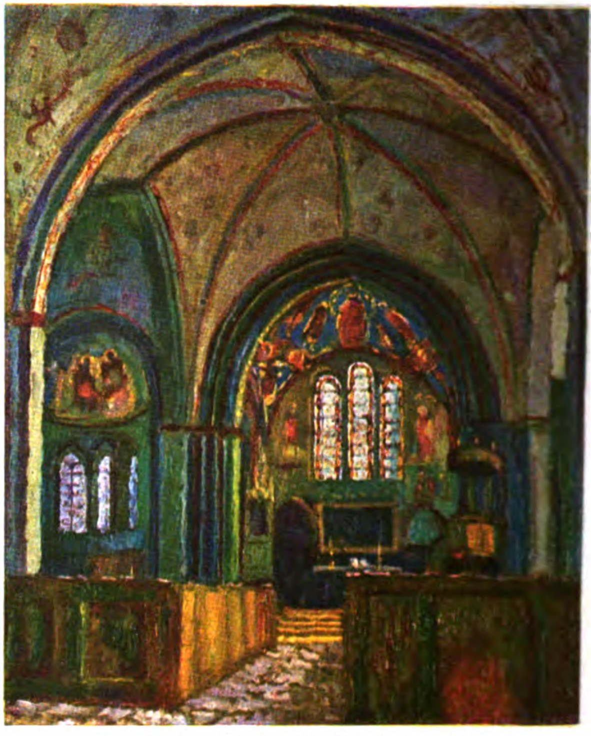
Taufkapelle unter dem Turm der Kirche St. Maria zur Höhe

sigen Gotteshäuser in dieser kleinen Stadt, so wird das Staunen noch größer, wenn man bedenkt, daß im Laufe der Zeit so viele andre niedergelegt worden sind. Verschwunden ist die schöne romanische Sankt-Georgs-Kirche am Großen Teich, verschwunden ist St. Walburgis und das Dominikanerkloster, und von den fünfundzwanzig Kapellen blieben nur noch die Nikolai- und die Brunsteinkapelle übrig. Die steinernen Architekturdenkmäler aber, die die Jahrhunderte überdauert haben, zeigen trotz der Verschiedenheiten der Baustile eine enge Wesensverwandtschaft, die deutlich beweist, daß das Volk, das sie schuf, niemals seinen ursprünglichen Stammescharakter geändert hat. Westfalen waren diese Erbauer, nüchterne, aufrichtige, grundehrliche, hartköpfige Leute, die nicht fragten nach Spiel und Tand und zierlichem Schmuck.

Da steht man vor dem gigantischen Turmrecken von St. Patroklus (Abbild. S. 648), dem markantesten Beispiel Soester Architektur (Anfang des 13. Jahrhunderts), und wird sich bewußt, daß dieser trutzige Geselle nirgendwoanders als in Westfalen stehen könnte. Der Bau ist

den Einbau von zwei modernen Schaufenstern verunstaltet wurde (Abbild. S. 651). Die besten Beispiele dieser schmucken Fachwerkhäuser entstammen durchweg dem 16. Jahrhundert. Nach dem Dreißigjährigen Kriege ist an solchen bürgerlichen Architekturen nur wenig Nennenswertes mehr entstanden.

Und nun fasse man das Wunder, daß in dieser Stadt der Bauern, in dem Gewirr ihrer krummen Gäßchen, zwischen all den bescheidenen Häuschen und mauerumfriedigten Gärten sich eine kirchliche Architektur von staunenerregender Größe und Wucht entwickeln konnte! Dieser Kontrast zwischen dem kleinbürgerlichen Grundcharakter der Stadt und den gewaltigen Offenbarungen einer wahrhaft großen Steinarchitektur ist vielleicht ihr hervorstechendster Charakterzug. Was für ein Gemeinschaftsinn muß zur Zeit des Mittelalters in den Bürgern Soests, die diese Bauwerke erstehen ließen, gelebt haben! Wundert man sich noch heute über die große Zahl der rie-



Inneres der Kirche St. Maria zur Höhe



Freiligrath-Haus

wie aus einem Guß. Bis zu einer Höhe von 70 Metern reckt er sich zur Spitze seines steilen Pyramidendaches empor; zwei Reihen kleinerer und größerer Fenster bilden die einzige Gliederung des Unterbaues, der dann zu Beginn des Daches in vier Spitzgiebeln und ebenso vielen viereckigen Türmchen ausläuft. Den Sockel des Turmes umschließt nach drei Seiten hin eine wundervolle Vorhalle, die sich in einer Reihe wuchtiger Arkaden zur Straße hin öffnet; die Mitte wird durch eine Art von Zwerggalerie betont, über der sich drei feingegliederte zweiteilige Rundbogenfenster erheben. Der Hauptreiz dieser Vorhalle, die in ihrem oberen Geschoß einst die Rüstkammer der Stadt enthielt, beruht aber auf der feinfühligen Proportionierung ihrer Bauglieder. Nicht als ein bloßes Anhängsel empfindet man diese Halle; nein, sie ist mit dem Turm zu einer organischen Einheit fest verschmolzen und von ihm gar nicht wegzudenken. Und dabei ist der Riesenbau des Turmes samt der schon früher erbauten Kirche ganz aus einem wundersamen grünen Sandstein aufgeschichtet, der alle Tönungen bis zu hellem Gelbgrün durchläuft.

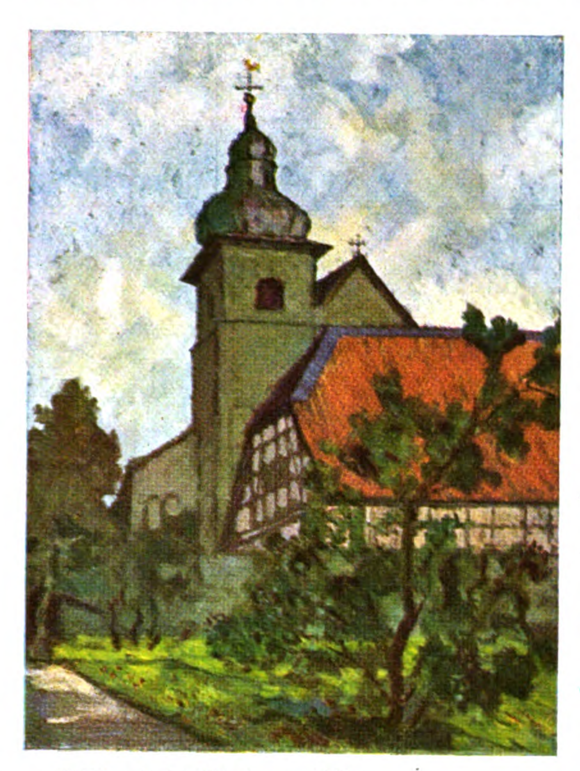
Das Innere des Patroklidomes, einer dreischiffigen Basilika, entspricht in seinen wuchtigen, ungefügen Formen ganz dem Äußeren. Wie von Zyklopenhänden scheinen die Pfeiler aufgetürmt. Nirgends ein heiterer architektonischer Zierat. Durch die wenigen Fensteröffnungen dringt nur gedämpftes Licht in den weiten, etwas einförmig auf Graugrün abgestimmten Raum. Nur im Osten der Kirche hellt die düstere Stimmung sich auf; die Farbe kommt zu ihrem Recht. In harmonischen Tönen gemalt, prangen dort die Bilder des Weltenrichters, heiliger Männer, Frauen und deutscher Könige an den Wänden der Chorapsis, und in wundersam durchleuchtetem Blau, Grün und Rot erglühen ihre alten Glasfenster.

Inneres der Nikolai-Kapelle

Nur wenige Schritte von St. Patroklus entfernt liegt ein Kirchlein, dessen bescheidene Außenseite nicht vermuten läßt, welch architektonisches und malerisches Juwel sein Inneres darstellt: die spätromanische Nikolaikapelle (Abbildung S. 652). Sie wurde von der Soester Schiffergilde dem Patron der Seefahrer, dem heiligen Nikolaus, geweiht. Zwei überaus schlanke Säulen teilen die Kapelle in zwei Schiffe und tragen die Stichkappengewölbe. Man läßt sich hier gern die Mär erzählen, daß so die Gründer der Kirche ihr absichtlich die Form eines Seeschiffes mit zwei hochragenden Masten gegeben hätten. Auch dieses Kirchlein bietet seine farbigen Wunder. Hat schon das Mauerwerk im Inneren einen warmen, grünlichgoldenen Grundton, so strahlt das Chörlein vornehmlich in blauen, gelben und roten Farben. Wieder erscheint hier, wie im Chor von St. Patroklus, Christus in der Mandorla, von Aposteln und Heiligen umgeben, doch in einer freieren Auffassung und in jener spitzigen, nervösen Gewandbehandlung, der man die Bezeichnung »Zackenstil« verliehen hat.

Nur eine enge Straße trennt den Patroklusdom von seinem Rivalen St. Peter, der »Alten Kirche«, wie sie im Volksmunde heißt, da an ihrer Stelle einst ein noch älteres Bauwerk, vielleicht das älteste Kirchlein Westfalens stand. Es war dem Patron des Kölner Bistums St. Peter geweiht, dessen Erzbischof als oberstem Lehnsherrn Soest im Mittelalter unterstand, bis es in der berühmten Soester Fehde (1444—49) sich von seiner Herrschaft lossagte und sich dem Herzog von Jülich-Kleve unterstellte. Gegenüber der prachtvollen Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Bauanlage des Patroklidomes stellt St. Peter eine Gruppe von Bauteilen dar, die aus verschiedenen Zeiten stammen. Dadurch, daß hier die ursprüngliche romanische Basilika-Anlage in eine Hallenkirche verwandelt und in frühgotischer Zeit ein dreifacher, polygoner Ostchor unmittelbar der ganzen Länge des Querschiffes angeschlossen wurde, entstand eine im Äußeren wenig glücklich gegliederte, langgestreckte Baumasse. Man muß die Schönheiten der Kirche in ihren Einzelteilen suchen, so besonders in der eleganten, fünfschiffigen inneren Vorhalle, den schönen Emporen, dem weiträumigen Chor und dem stolzen Westturm.

Der Umbau der St.-Petri-Kirche führte durch das Hinausziehen der Seitenschiffe bis zur Höhe des Mittelschiffes den Typus der Hallenkirche in Soest ein, und dieser neue Bautypus bildet



Blick auf St. Maria zur Höhe
aus dem Garten des
von Schmitzschen Hauses

weiterhin bis zum Ausgang des Mittelalters das Ideal der Soester Bauleute. Auch Soests originellste Kirchenschöpfung, St. Maria zur Höhe, im Volksmunde die »Hohnekirche« genannt, entstand aus dem Umbau und der Erweiterung eines älteren, bescheidenen Kirchleins zu einer größeren, dreischiffigen Hallenanlage (Abbild. S. 653). Aus derart schwerwiegenden baulichen Veränderungen erklären sich auch die seltsamen architektonischen Unregelmäßigkeiten des Baues, die aber für den Gesamteindruck durchaus nicht als störend empfunden werden. Ein Architektenkunststück stellt die unter dem seitlich stehenden Westturm befindliche Taufkapelle dar, der man in höchst eigenartiger Weise einen Zugang zur Kirche verschaffte, indem man den schweren, im Wege stehenden inneren Pfeiler in halber Höhe abfing und auf drei wuchtige, kurzgedrungene Säulen stellte (Abbild. S. 650). Keine andre Soester Kirche ist so reich an alten Wandgemälden wie St. Maria zur Höhe. So steht der großartig gemalte Engelreigen in seiner byzantinischen Feierlichkeit unter dem kuppelförmigen Gewölbe des Hauptchors in der deutschen Wandmalerei des Mittelalters einzig da. Das farbige Wunder, das man in dieser Kirche erlebt, wird noch erhöht durch das gold- und farbenstrahlende Altarbild des Chores, eine figurenreiche Kreuzigung, vielleicht das schönste und besterhaltene Erzeugnis der Alt-Soester Malerschule aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Abbild. S. 650).

Wenn sich mit der eindringenden Gotik auch die Einzelformen der Soester Architektur verändern, so hält sie doch an dem einmal errungenen Bauideal der Hallenkirche fest. Drei imponierende Hallenschöpfungen entstehen im 14. Jahrhundert: die Paulikirche, ein Bauwerk von imponierender Raumwirkung, mit einem einfachen, vierkantigen, in niedrigem Pyramidendach auslaufenden Turm, der so wundervoll in seine malerische Umgebung hineingestellt ist, sodann die turmlose Minoritenkirche, eine kühne und luftige Konstruktion, in deren weite Chorhalle das ungebrochene Tageslicht in mächtigen Strömen hineinflutet, und schließlich die herrlichste von allen, der Wunderbau von St. Maria zur Wiese.

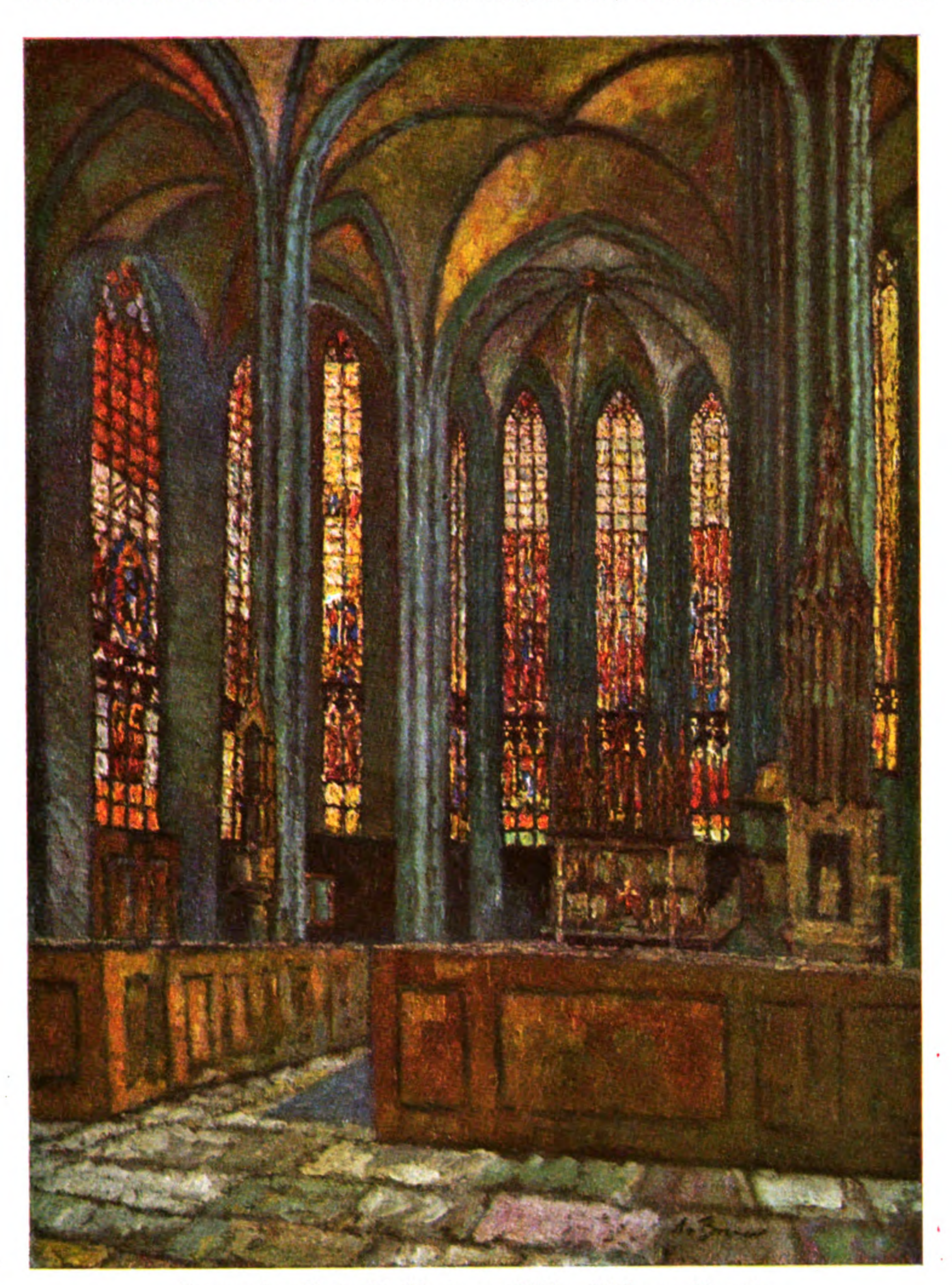


Osthofentor



Inneres der Kirche St. Maria zur Wiese. Blick vom Chor ins Langhaus

In keinem andern Kirchenbau des Mittelalters kommt wohl das Wesen der deutschen Gotik im Gegensatz zur französischen so klar zum Ausdruck wie in der Soester Wiesenkirche des genialen Meisters Johann Schendeler (begonnen 1331). Größte Einfachheit außen und innen, Weglassung aller nur entbehrlichen Bauteile, höchste Sparsamkeit in der Verwendung des Ornaments, glatte Wandflächen, von riesenhohen Fenstern durchbrochen, überaus einfacher, nahezu quadratischer Grundriß, fast gleiche Breite der drei Schiffe, nur vier himmelhohe, freistehende Pfeiler ohne Kapitelle als Gewölbeträger, ein dreifacher polygoner Chor als Abschluß im Osten.



Inneres der Kirche St. Maria zur Wiese. Blick zum Chor hin

Die Westfassade mit ihrem für Westfalen ungewöhnlichen Turmpaar wirkt, für sich betrachtet, recht gut: besonders eindrucksvoll, wie sie mit ihrer hochragenden Masse die altertümliche Ritterstraße absperrt (Abbild. S. 649). Doch mit dem Langhaus der Kirche verglichen, sind ihre beiden nach Köln-Freiburger Vorbild erst im 19. Jahrhundert ausgebauten Türme mit ihren durchbrochenen Pyramidenhelmen gar zu zierlich geraten und widersprechen dem Geiste der ernsteren westfälischen Gotik. Von unbeschreiblicher Wirkung ist das Raum-, Licht- und Farberlebnis, das uns im Inneren der Kirche zuteil wird (Abbild. S. 654 u. 655). Der Gesamteindruck der



Am Loerbach

Kirche ist von einer unerhörten Leichtigkeit. Es erscheint uns unfaßbar, wie hier überhaupt der statische Halt des Ganzen noch möglich ist. Durch die ungeheuren, 20 Meter hohen Fenster dringt das Tageslicht mächtig flutend in den geweihten Raum, wird aber durch die farbenglühende alte Verglasung zart gedämpft und verklärt, so daß das feine Grün des Sandsteins der Pfeiler und Gewölbe um so wärmer aufleuchtet und die Flügelaltäre in erhöhter Leuchtkraft erstrahlen.

An diesem Musterbau deutscher Gotik, Sankt Maria zur Wiese, hat man bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein gebaut. Mit ihm hat die Bautätigkeit in Soest eine letzte Höhe und zugleich ihr Ende erreicht.

Die Glaubensstreitigkeiten, die mit der Einführung der Reformation in Soest verbunden waren, der Dreißigjährige Krieg mit all seinem Elend, die Brandschatzung der Stadt im Siebenjährigen Kriege, der durch die Entdeckung Amerikas veranlaßte Niedergang des Soester Handels, das alles versetzte der Stadt so schwere Wunden, daß es von ihnen keine Erholung mehr gab; das alles mußte auch ihr einst so blühendes Kunstschaffen zum völligen Stillstand bringen.

Das Bild, das hier von der Kunst Soests entworfen ist, muß unvollständig bleiben, wenn nicht auch der großartigen Blüte seiner Tafelmalerei des 15. Jahrhunderts gedacht wird. Doch ist der Schatz an alten Altargemälden in den Kirchen der Stadt verhältnismäßig gering. Das meiste, was einst der Begründer der Soester Malerschule, Meister Konrad, und seine anonymen Nachfolger, der Liesborner, der Schöppinger Meister, der Meister der Lippborger Passion u. a., geschaffen haben, befindet sich in den Kirchen der verschiedensten Orte des Westfalenlandes zerstreut oder ist in die Museen von Berlin, Münster und London gewandert. Auch das umfangreiche Kupferstichwerk des letzten großen Künstlers, der, von Dürer angeregt, in Soests Mauern, von der Welt abgeschlossen, einsam, ohne Gesinnungsgenossen seine wundervollen figürlichen und ornamentalen Blätter schuf, das Heinrich Aldegrevers (1502—55), findet man noch vollzähliger in den Kupferstichkabinetten der großen Kunstzentren als in der an sich sehr beachtenswerten Sammlung des Soester Burghof-Museums, das über die Kunst und Kultur der Stadt vortrefflichen Aufschluß gibt.





Max von Schellerer: Pferderennen

Von Kunst und Künstlern

Jacob Ochtervelt: Liebespaar — Julius Scholtz: Bildnis der Gräfin Einsiedel — Wilhelm Trübner: Schottenjunge — Kinderbildnis und Schloß Ranis (Naturaufnahmen von Kurt Hege) — Paul Rehm: Kloster Pfullingen — Elfriede Jungk: Bei Zinal — Marie Preußner: Stilleben — Ernst Seger: Mädchenstatuette — Augustin Kolb: Die heilige Elisabeth — Max von Schellerer: Pferderennen — Carl Kappstein: Rinderherde im Wasser — Richard Müller: Hofhund — Herbert Knorr: Mittagsruhe

Jacob Ochtervelt (1635—1700), den wir den Lesern in dem farbigen Kunstblatt »Das Liebespaar« vorstellen, war einer der geschätztesten Meister des holländischen Genrebildes. Seine Schilderungen des häuslichen Lebens spiegeln nicht bloß inhaltlich die Wohlhabenheit wider, deren sich das holländische Bürgertum erfreute; auch die farbige Delikatesse, die Feinheit des Pinselstriches entsprechen der verfeinerten Lebensführung dieses bürgerlichen Hollands. Mit besonderer Vorliebe stellt Ochtervelt das ruhige Beisammensein weniger Personen dar: die Mutter mit dem Kind, die Hausfrau im Gespräch mit Dienstboten oder Händlern, die Dame mit ihren Gästen oder Besuchern. Für seine künstlerische Technik und seine Stoffwahl hat er mehr noch als von seinem Lehrer Berchem von seinem nur um weniges älteren Mitschüler Pieter de Hooch gelernt. Spät erst ist sein Name wieder zu den verdienten kunstgeschichtlichen Ehren gekommen. Gingen seine Werke doch lange unter den Namen Terborchs, Metsus oder Pieter de Hoochs; erst die jüngere Forschung hat diese falsch bezeichneten Arbeiten ihrem eigentlichen Schöpfer zuerteilt. Ochtervelts Bilder hängen heute fast in allen europäischen Galerien, in denen die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts überhaupt vertreten ist. Kurios freilich, daß gerade das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin erst vor kurzem einen Ochtervelt, und zwar ein auffallend figurenreiches Gemälde, hat erwerben können: ein paar Bettelmusikanten spielen auf der Straße vor einem vornehmen Hause ihr Stückchen, zu dessen Klängen sich die Kinder, elegant gekleidete Dämchen von drei bis sechs Jahren, im Tanze drehen, nachdem sie ihre Spielsachen achtlos auf den Boden geworfen haben.

Auch Julius Scholtz (1825—1893), den Maler des eleganten Bildnisses der Gräfin Einsiedel (gemalt 1874), haben Kunstfreunde erst kürzlich der drohenden Vergessenheit entrissen. In der letzten Dresdner Akademie-Ausstellung hing von ihm das vielbewunderte



Carl Kappstein: Rinderherde im Wasser

Mit Genehmigung der Galerie Domeniko Biankoni in Bremen

Bildnis einer alten Dame (Freifrau von Kapherr), und Chemnitz, dessen Städtische Kunstsammlung unter der Leitung ihres Direktors Schreiber-Weigand einen so glücklichen Aufschwung nimmt, hatte nicht lange vorher das Glück, in dem hier farbig wiedergegebenen Bildnis ein Werk zu erwerben, das jenem andern aus Privatbesitz stammenden vielleicht an Pracht, keineswegs aber an Vornehmheit und Geschmack nachsteht.

Den Schottenjungen, an dem ihn offenbar neben dem malerischen Kostüm die gesunde jungenhafte Frische in Erscheinung und Haltung reizte, hat Wilhelm Trübner zweimal kurz hintereinander (1891) gemalt: einmal im Straßenanzug (Original im Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg) mit Mütze und hochgeschlossenem Kittel, das andre Mal im Gesellschaftsanzuge, wie unsre Wiedergabe ihn zeigt, beide Male vor demselben alten Gobelin, wohl um das Historische der Tracht auch durch den Hintergrund noch zu betonen.

Es scheint uns lehrreich, ab und an zwischen die freischöpferischen Werke der Malerei künstlerische Naturaufnahmen zu mischen, um das Auge des Betrachters für die Unterschiede zu schärfen und Maßstäbe aufzustellen, an denen sich die Leistungen gegenseitig messen können. So bringen wir hier zwei Naturaufnahmen von Kurt Hege in Naumburg, ein Kinderbildnis und das Schloß Ranis in Thüringen, beide in Kupfertiefdruck. Die freie künstlerische Auffassung seines Bruders Walther, die sich in dessen berühmten Naumburger und Bamberger Domaufnahmen ausdrückt, findet sich bei dem jüngeren Kurt Hege auf den Menschen, insbesondere das Kind, und auf die Landschaft übertragen. Im Schloß Ranis ist es die architektonische Silhouette und die Bewegung der Wolken, in dem Kinderbild die Raumverteilung und der ungezwungene, von aller photographischen Pose befreite träumerische Gesichtsausdruck, was diese mitnichten »mechanischen« Kameraleistungen in die nächste Nachbarschaft der freien bildenden Kunst rückt.

Vergleichen wir mit Heges Landschaftsaufnahme das Gemälde des Klosters Pfullingen (bei Reutlingen) von Paul Rehm, der uns nicht zum erstenmal begegnet, so wird zwar jedes einigermaßen geschulte Auge entdecken, wie der Maler hier bewußt und überlegt komponiert

hat. Nicht bloß, daß eine einheitliche malerische Stimmung das Ganze zusammenhält, die wohltuende Weichheit des Tons verleiht ihm auch einen Schimmer und eine Wärme, die die Photographie wohl durch äußere technische Mittel vortäuschen, niemals aber so von innen her erschaffen kann, wie es hier geschieht.

Das Hochgebirge mit seiner dünnen, klaren Luft und seinem unbarmherzigen, oft harten und dann alle feineren Übergänge mordenden Sonnenlicht gilt als unmalerisch. Daß es aber von dieser Regel (oder diesem Vorurteil) Ausnahmen, schöne und bezwingende Ausnahmen gibt, beweist das Hochgebirgsbild »Bei Zinal« (Kanton Wallis) von Elfriede Jungk, einer in Berlin geborenen und schaffenden Malerin, die freilich in dem Schweizer Hans Beat Wieland einen Lehrer und Meister hatte, der die Hochgebirgsmalerei aller kleinlichen Pedanterie entkleidet und sie zur Monumentalität erhoben hat.

Wie hier das malerische Vorbild des Schweizer Landschafters, so ist in Marie Preußners Stilleben mit Porzellan das des Wieners, aber künstlerisch im Leibl-Kreise heimisch gewordenen Charles Schuch nicht zu erkennen. Gleich ihm wendet die Berliner Künstlerin ihre Liebe und Kunstfertigkeit vornehmlich dem Metallglanz der Geräte, dem Schmelz des Porzellans, dem gebrochenen Weiß der Tischdecke, dem stumpfen Flaum des Obstes, dem delikaten Farbenfleck eines Bucheinbandes oder einem kecken Dekor zu und erzielt so die köstlichen Farbenklänge, mit denen sie das Auge immer wieder entzückt.

Schlanke Frauengestalten von Anmut, Sanftheit und Geschmeidigkeit, die es auch vor der Herrschaft des modernen Sports schon gegeben hat, sind die Domäne des Berliner Bildhauers Ernst Seger. Er steht damit heute fast allein da in der andre Wege suchenden Plastik unsrer Zeit, aber diese Einsamkeit braucht ihn nicht zu beirren. Wie sich seine Mädchenstatuette in der jüngsten Großen Berliner Kunstausstellung zugleich die Achtung der zünftigen Kritik und die Liebe der nur »laienhaft« genießenden Besucher zu erringen wußte, so wird sie durch unsern Doppeltondruck mit der Grazie ihrer Haltung und dem Adel ihrer feingliedrigen Formen auch zu unsern Lesern und Leserinnen sprechen.

Zu den mit Vorliebe der Legende, der heiligen wie der heroischen, entnommenen Holzschnitten von Augustin Kolb (geb. 1869 in Güntersleben bei Würzburg), die wir schon in früheren Heften gezeigt haben, gesellt sich in diesem (auf Seite 620) die »Heilige Elisabeth«, wie sie sich mit dem Kuß der Demut und Liebe, nach dem Beispiel des Heilands, zu dem armen Bettelkinde niederbeugt. Wie feierlich schön, gleich Orgel-



Richard Müller: Hofhund — Aus der Ersten Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926



Herbert Knorr: Mittagsruhe

klängen, das Licht da durch den Wald fließt, wie es die Stämme versilbert und seine Glorie über Gewand und Haupt der heiligen Frau ausgießt! (Verlag von B. Kühlen in M.-Gladbach.)

Unsre Abteilung »Von Kunst und Künstlern« erscheint diesmal in farbigem Schmuck. Wir stellen hier Gemäldewiedergaben zusammen, in denen die Tierdarstellung vorherrscht, so grundverschieden sie sich auch geben mag. Das lebendigste und bewegteste, auch koloristisch flotteste Bild zeigt uns zweifellos der Münchner Max von Schellerer, ein Schüler Zügels und Angelo Janks, in seinem Pferderennen; hier ist alles zitternder Nerv und hochpulsendes Fieber. Ruhe und Gelassenheit dagegen atmet Carl Kappsteins »Rinderherde im Wasser«, in der Haltung der rotscheckigen, schwarzbunten, gelbgeplatteten Tiere selbst wie in der gesättigten Einheit, zu der Tier und Landschaft verschmelzen. Zum Tierporträt wird unter Richard Müllers zärtlich ziselierender Hand der zwischen ein buntes Allerlei von Scherben, Scharteken und Abfällen faul gebettete Hofhund, während der Braunschweiger Herbert Knorr in der »Mittagsruhe« schon wieder zum Landschafter hinneigt. Indem er seine Ziegen und ihren Hüter zeichnerisch und koloristisch in die Landschaft hineinkomponiert, weiß er uns in der Stimmung des Bildes etwas von der Stunde Pans zu geben, da sich das große Schweigen auf die Natur und ihre Geschöpfe herabsenkt. F. D.

Elemente / Von Leo Sternberg

Ich gehe in Felsen, ich gehe in Wind,
Wo die fühllosen Geister der Öde sind.

Am Meer, das die Grenzen der Welt nicht kennt
Und mit donnerndem Schäumen die Küste berennt.

Auf nebligem Grat, wo der Gipfel Gesicht
Gespenstisch die jagenden Wolken durchbricht...

Ich bin ihnen allen befreundet, verwandt,
Doch keines — hat eines Menschen Hand.



Elfriede Jungk: Bei Zinal



Konnersreuth

Von Dr. Rolf Reißmann

Ein Phänomen ist aufgetaucht, seltsam und fast absurd in unsrer Zeit, es hängt gleichsam in der Luft, man hat keinen Zugang zu ihm, und man beginnt, mühsam, von zwei Seiten her Brücken zu ihm zu schlagen: von der medizinischen und der religiösen — ohne daß damit für unser lebendiges Nachempfinden Entscheidendes gewonnen wäre. Denn wir glauben ja nicht mehr an ein Wunder, nicht an Gottes plötzliches Eingreifen, vor dem sich in Demut zu neigen Pflicht wäre; uns genügen ebensowenig medizinische Diagnosen und Hypothesen, da sie uns den Fall menschlich kaum näher zu bringen vermögen. Wir müssen vielmehr, wollen wir die Wurzel dieses Phänomens erkennen, zurückgehen auf das Einfach-Menschliche. Denn in Konnersreuth leidet nicht eine Kranke, nicht eine Heilige, sondern ein Mensch.

Dieser Mensch wuchs auf in einem kleinen Dorfe, zwischen Häusern, um die der Geruch alten frommen Holzes schwebt — in uralt katholischem Land. An allen Wegen stehen Kreuze, und die Wanderer beugen ehrfürchtig die Knie. In den Tälern liegen die Klöster, die Schiffe ihrer Kirchen sind steingewordene Träume, jubelnde Ekstasen der Anbetung. Hier gibt es nur *einen* Glauben. Hier ist, mitten im 20. Jahrhundert, ein Stück Mittelalter geblieben: ein Patriarchentum. Das Dorf ist eine Einheit des Glaubens, eine *Gemeinde*. Nur aus dieser Atmosphäre heraus ist das Phänomen zu begreifen.

Therese Neumann, die nie mit der Eisenbahn gefahren ist, die nie das zwanzigste Jahrhundert gesehen hat, erlitt mit neunzehn Jahren bei einem Brande eine Schreckneurose, lag fünf Jahre blind, halb taub und gelähmt in ihrem einsamen Zimmer, abgeschnitten von aller Welt. Sie, ein leerer Mensch, nicht angefüllt mit Problemen des Lebens, nicht mehr dahingenommen von den täglichen Arbeiten und Pflichten, war plötzlich ganz auf sich verwiesen, stand in sich gleichsam im leeren Raum. Womit konnte sie ihn füllen? Sie hatte nichts gesehen, nichts erlebt, woran ihre Phantasie anknüpfen konnte. Neben der Welt ihres Alltags gab es nur *eine* andre: die biblische. Das war die andre Welt, die Welt, die zu lieben fromm war, jene gestaltenreiche, heilige Welt, deren Abbilder sie in Erbauungsbüchern und in den Gemälden der Kirchen gesehen hatte. Da war die Gestalt des leidenden Heilands, des Menschen, der leiden mußte wie sie. Kein Wunder, daß das Bild des Gekreuzigten in den Mittelpunkt ihres Seelenlebens trat: sie, deren Liebeskraft nie irdische Verwirklichung gefunden hatte und nicht mehr finden konnte, wandte ihre Liebe ganz dem Bilde des Heilands zu.

Sie projizierte dies Bild aus sich hinaus: Halluzinationen traten auf, visuelle Erscheinungen, bei denen ein Bild nicht nur *vorgestellt*, sondern so sinnlich wahrgenommen wird, als wenn es in der Tat irgendwo im Raum sich befände. Diese Kraft des »Von-innen-Schauens« entwickelte sich in der Kranken mehr und mehr: ihr Auge, funktionell gestört, aber organisch intakt, schuf sich Bilder, die ihm von außen nicht kamen. So lebhaft wurde dies innere Schauen, so sehr hatte es den Anschein tatsächlichen äußeren Sehens, daß — ein bis heute noch nicht beachteter Punkt —, als Therese nun wirklich wieder sehend wurde, sie gar keinen Unterschied merkte und erst von andern mit Bestürzung darauf aufmerksam gemacht werden mußte, daß sie äußere Dinge mit dem Auge wieder wahrnahm. Und wenn heute Therese Neumann in ihren Ekstasen die Bilder der Leidensgeschichte so wirklich vor sich sieht, als stünde sie selbst mitten in diesem Bild, als sei sie selbst hineingezogen in jene Welt, so wurde damals der Grund zu solchem Schauen gelegt. Diese Fähigkeit der Seele, mit Hilfe erloschener Augen eine neue Welt sichtbar und nicht weniger real als die andre hinauszuprojizieren, ist tief und seltsam genug: in allen Sagen und Mythen ist der »*Seher*« blind. Sie, die Blinde, *sah* den Gekreuzigten. —

Folgen wir weiter der medizinischen Deduktion, soweit sie uns Menschliches enthüllt, so führte dies ganz von innen auf das Bild des leidenden Heilands gerichtete Starren zur *Selbsthypnose*. Durch die Hypnose aber wird in jedem Menschen eine Möglichkeit frei, die bei Therese Neumann in stärkstem Maße gegeben ist: die Einwirkung des Unterbewußten auf das vegetative Nervensystem.

Hier ist eine wichtige Unterscheidung nötig. Das Unterbewußtsein vermag nach zwei verschiedenen Seiten hin Wirkungen hervorzubringen: hinauf ins Wachbewußte und hinunter ins vegetative Nervensystem, ins Physiologische. Greift das Unterbewußte störend, hemmend oder übermäßig akzentuierend ins Wachbewußte ein, so entstehen jene psychischen Krisen, die man im engeren Sinne als »Hysterie« bezeichnet. Diese Seelenhaltung liegt bei Therese Neumann nicht vor; hierüber wird noch zu sprechen sein. Die andre Möglichkeit jedoch, die Wirkung des Unterbewußten auf das Physiologische, ist bei ihr in außergewöhnlicher Weise freigegeben und betätigt. Wie sehr Seelisches auf Körperliches zu wirken vermag, wissen wir alle: wir werden rot, werden blaß, fallen vor Schreck in Ohnmacht, bekommen eine Gänsehaut; Menschen, die besonders sensibel sind, zeigen körperliche Erscheinungen, die — und das ist das Wichtige — in ihrer Art dem besonderen *Inhalt* des seelischen Erlebnisses entsprechen: eine Mutter, die sieht,

wie ihr Kind den Kopf durch die Brotmaschine gesteckt hat, so daß die Schneide jeden Augenblick herunterfallen kann, bekommt um den Hals herum einen blutroten Streifen, als wäre das Messer ihr selbst in den Hals gefahren; ein Mann, der mitansehen muß, wie ein andrer von Pferden geschleift wird, bekommt selber Schmerzen in den Füßen und bleibt gelähmt. Der erste große seelische Eindruck, den die Resl empfing — der Brand beim Nachbarn —, hatte nicht eine psychische Erschütterung zur Folge, sondern — sie wurde gelähmt — eine physische.

In der Hypnose ist dieser Weg vom Unterbewußten ins Körperliche bei jedem Menschen in besonderem Maße freigegeben: man kann Kälte, Hitze suggerieren, ja Brandblasen und Blutungen unter der Haut, sogar in bestimmter Gestalt, erzeugen. Von hier bis zur Erklärung der Stigmatisation ist nur ein kleiner Schritt. Therese Neumann, hingegeben dem Bilde des Gekreuzigten, verwirklicht körperlich an sich selbst das, was sie erregt, woran sie mitleidet, und an ihrem Körper treten die miterlittenen Male auf, wie sie dem Inhalt, dem Anbild ihres Leidens entsprechen.

In Köln hängt das merkwürdige Bild eines alten Kölner Meisters, das die Stigmatisation des Franz von Assisi zeigt. Wohl ist auf ihm am Himmel ein feuriges geflügeltes Kreuz zu sehen; Franziskus aber kniet im Vordergrunde, totenfahl, als wäre alles Leben in ihm erloschen, kalt, starr, ganz nach innen gewandt, mit erloschenen Augen. Er sieht nicht das flammende Kreuz; er wendet sich nicht zu ihm hin. Was für ein Vorwurf wäre es für den Maler gewesen, die himmlische Erscheinung und den irdischen Begnadigten einander zuzukehren, die ganze Spannung und Verzückung dieses Augenblicks, in dem Gott und Mensch sich berühren, sichtbar darzustellen! Er hat es nicht getan. Er, der Meister des 13. Jahrhunderts, wußte, daß nicht ein Eingriff von oben, nicht ein »Wunder« die Stigmatisation bewirkt hatte, sondern daß in innigster Sammlung der Seele ein Weltabgewandter, ein ganz in sich Konzentrierter, ein für die Außenwelt Erloschener von innen heraus das verwirklichte, wozu seine Seele ihn zwang.

Wenn die Wissenschaft diesen Prozeß unter den Begriff der Hysterie reiht, so ist damit nur gesagt, daß hier das Seelenleben in besonderer Weise aktualisiert und akzentuiert sei; nicht aber, wie dieses Seelenleben beschaffen ist, welche treibenden Kräfte, welche Inhalte es beherrschen. Auf dieses Grundlegende aber kommt es an. —

Als ich zuerst nach Konnersreuth fuhr, erwartete ich, dort einen besonders merkwürdigen klinischen Fall zu finden, eine Erscheinung, die, seltsam und unverständlich, als eine menschliche Farce befremden und ins seelische Panoptikum gehören würde. Was ich fand, war ein Mensch, der, ruhig, klar und gelassen, mit Selbstverständlichkeit das lebte, was er geworden war: ein Mensch, bei dem all jene Erscheinungen, die vielleicht absonderlich und abstoßend wirken könnten, als ganz natürliche Folge des eignen So-Seins seinem Ganzen so organisch verbunden waren, daß man für Augenblicke ihre Unerhörtheit völlig vergaß. Und wenn ich erwartet hatte, eine Kranke zu finden, die, ähnlich wie die üblichen Medien, passiv, weich, unterlegen, irgendwo süchtig und unklar sich einem übermächtigen Geschehen unterworfen hätte, so fand ich statt dessen einen Menschen von positiver, aktiver religiöser Kraft, der, zwar ebenso medial und sensitiv, dennoch innere Stärke und Geschlossenheit besaß.

Zum Bilde der Hysterie gehört Geltungsbedürfnis, Theatralisches: Anzeichen innerer Unterlegenheit. Dies alles fehlt bei Therese Neumann vollkommen. Sie war ein gesundes, starkes Bauernmädchen. Von keiner Seite her ist die Familie erblich belastet. Sie ist nicht zu vergleichen mit jenen Patienten der Städte, den nervösen, reizbaren, innerlich planlosen Neurotikern des 20. Jahrhunderts, die die Sprechzimmer unsrer Psychiater und Psychoanalytiker füllen. Nur aus städtischer Peripherie heraus ist die unzutreffende Diagnose einer psychischen Hysterie gestellt worden. Bei diesem Menschen liegen keine Widersprüche, keine Spannungen zwischen Unterbewußtem und Wachbewußtem vor; keine Komplexe, keine Hemmungen, keine Minderwertigkeiten; keine Probleme zwischen Geist und Seele, zwischen Gewolltem und Nichtgekonntem. Dies Mädchen steht da, mitten unter uns, als ein Stück Mittelalter: aufrecht, einfach und ganz. Es besitzt Kraft.

Heute ist es wieder erlaubt, aus Gesicht und Gestalt auf das Seelische des Menschen zu schließen; auch innerhalb der Psychologie gewinnt der uralte, lange vergessene Satz, daß das Leibliche dem Seelischen vollkommen entspreche, und damit die morphologische Betrachtungsweise eines Goethe ihre volle Bedeutung wieder. So sei es gestattet, zu sagen, daß diese lange, schlanke, hochhüftige Gestalt, dieses harte Gesicht, vollkommen ohne Anmut, dennoch von einem merkwürdigen Glanze überstrahlt, diese Züge, still, einfach und doch durch Leiden schwer gezeichnet, und das Eckige, Holzige dieser Bewegungen Symbole steilster und strengster Haltung sind: daß aus dem Widerstreit zwischen schwerem Bauernblut und hinausdrängender, nach oben reißender Gewalt des Geistes hier eine Gestalt geworden ist, die wir vielleicht, um ihre Eigenart uns verständlicher zu machen, als typisch gotisch bezeichnen dürfen; in mancher Wendung, in mancher Ekstase erinnert sie an die herbe, fast ekstatische und doch schlichte Haltung der Figuren, die wir an gotischen Kathedralen finden.

Sinn der Gotik aber ist, die Spannung zwi-

schen Seele und Leib, zwischen Himmlischem und Irdischem, zwischen Geist und Körper bitter empfinden; das Geistige herausreißen aus irdischer Verstrickung, sei es zu exaltierter Gestalt, sei es zur Verzerrung, sei es zum Tode; und: das Geistige darstellen durch das Leibliche, den Leib ganz zum Werkzeug, zum Träger, zum Symbol des Geistigen machen. Symbol dieses Geistigen war das Kreuz: Symbol der Überwindung des Irdischen, und sei es durch leiblichen Tod. Höchstes Gebot gotischer Frömmigkeit darum: das »Kreuz auf sich nehmen«; ganz wirklich, ganz leiblich auf sich nehmen; es durch den eignen Leib verwirklichen und damit den Leib selbst zum Symbol Gottes machen. Das hat die Resl getan. Sie ist in der Tat, ohne es zu wissen, ohne es gewollt zu haben, Exponent des gotischen, des katholischen Geistes geworden.

Ein andres wäre physiognomisch zu bemerken: die fahle, fast durchsichtige Blässe dieses Gesichts, der merkwürdige Glanz dieser Augen, die jedem Blicke ruhig begegnen, ihn ruhig aushalten, und die feine, schlanke Form der schmalen Hände. Wer diese rührenden Hände in der Ekstase gesehen hat, wie sie sich falten, sich wieder ausstrecken, sich vor Entsetzen ineinanderkrampfen und wieder sich ausstrecken, um zuletzt, in der Kreuzigungsekstase, arme, angenagelte Hände, in unendlichen Qualen sich zu winden, der wird den Anblick solcher Hände nie wieder vergessen.

Zweierlei ist fast selbstverständlicher Ausdruck eines Menschen, in dem der Geist so sehr Herr des Körpers geworden ist: jene Stunden der Entrückung, in denen die geistige Kraft den Körper erneut in Fesseln schlägt, so daß der ganze Mensch erneut Symbol des Leidens wird, dem er sich schenkte, und weiterhin die Enthaltung von Speise und Trank.

Es ist hier nicht mehr nötig, darauf hinzuweisen, daß weder bei der Stigmatisation noch bei den Ekstasen irgendein Betrug im Spiele ist; wer sich für den medizinischen Befund interessiert, sei auf den Untersuchungsbericht von Prof. Dr. Ewald verwiesen. (»Die Stigmatisierte von Konnersreuth«, Sonderdruck der Münchner Medizinischen Wochenschrift. München, J. F. Lehmann.) Anders steht es um die Stoffwechselfrage. Therese Neumann gibt an, seit Weihnachten 1926, also nunmehr seit über einem Jahre, lediglich eine Achtelhostie und einen Teelöffel Wasser täglich zu sich genommen zu haben. Bedenken wir die klare, ruhige, sittlich strenge Grundeinstellung der Leidenden, bedenken wir, daß sie in ihrer völlig ins Religiöse gewandten Seelenverfassung auf die Frage des Essens oder Nichtessens keinerlei Gewicht legt, so dürfen wir auch hier ihr glauben. Bliebe ein unbewußter Betrug: eine Nahrungsaufnahme in Trance; jeder Trancezustand jedoch ist so stark von religiösen Vorstellungen beherrscht, so ausschließlich ins Geistige gerichtet, daß auch diese Möglichkeit nicht wahrscheinlich wird; zudem bleibt Therese kaum je allein.

Die Angaben der Resl bedurften wissenschaftlicher Nachprüfung: das Mädchen wurde vom 14. bis zum 28. Juli einer Quarantäne unterworfen, deren Exaktheit von medizinischer Seite aus durchaus anerkannt wird; wurde keine Sekunde aus den Augen gelassen; und »trotz größter und angespanntester Aufmerksamkeit und striktester Einhaltung aller Punkte der Instruktion konnte nicht einmal beobachtet werden, daß Therese versuchte, etwas zu sich zu nehmen«. Was sie in diesen vierzehn Tagen zu sich nahm, waren insgesamt drei Hostien im Gesamtgewicht von 0,39 Gramm und drei Eßlöffel Wasser. Es bestanden keine festen Ausscheidungen und nur geringe flüssige, deren chemische Untersuchung gleichfalls alle Anzeichen für eine fehlende Nahrungsaufnahme erbrachten.

Die Beurteilung dieses Ergebnisses ist verschieden. Prof. Ewald ist der Ansicht, daß, obwohl er ein Loch in der Beobachtungsanordnung nicht habe entdecken können, ein solches doch noch vorhanden sein müsse. Dem wäre entgegenzuhalten, daß das »Loch in der Versuchsanordnung« keineswegs so groß gewesen sein kann, um einem Menschen vierzehn Tage lang so viel Nahrung zuzuführen, wie er zur Erhaltung seines Gewichtes braucht. Das Gewicht belief sich zu Beginn der Untersuchung auf 55, nach der ersten Ekstase auf 51, vor der zweiten Ekstase auf 54, nach der zweiten Ekstase auf 52,5, am Ende der Untersuchung wieder auf 55 Kilogramm. Niemand wird behaupten wollen, daß diese starken Gewichtszunahmen sich erklären lassen, selbst wenn man annimmt, die Resl hätte in der Tat den Willen gehabt und die Gelegenheit gefunden, hie und da etwas zu sich zu nehmen. Zudem hat Ewald am letzten Tage der Überwachung einen körperlichen Befund aufgenommen, der keinerlei krankhafte Symptome, wie sie sich sonst bereits nach zwei- oder dreitägigem Hungern einstellen, zeigt, ein Befund, der beweist, daß der Zustand des Fastens für das Mädchen ein gewohnter, ein selbstverständlicher war. So kommen andre Mediziner, wie Dr. Stephan, Chefarzt der Medizinischen Klinik in Frankfurt, der die Resl persönlich untersuchte, zu dem Schluß, daß auch bei kritischster Reserve die Beweiskette schlüssig genug ist, daß die fehlende Nahrungsaufnahme als »objektiv gesicherte Tatsache« zu werten, ja, daß die absolute Nahrungsenthaltung geradezu als theoretisches Postulat für die Entstehung aller übrigen körperlichen Symptome zu betrachten sei.

Damit steht die Wissenschaft nun allerdings vor einem Rätsel. Nicht, was den Flüssigkeitshaushalt des Körpers angeht; denn soeben hat Geheimrat Kraus — ohne Zusammenhang mit

dem Konnersreuther Fall — die Beobachtung veröffentlicht, daß manche Menschen die Fähigkeit besitzen, durch die Haut nicht nur Feuchtigkeit abzusondern, sondern sie auch (ähnlich wie die Pflanzen) aufzunehmen. Da bei der Resl — die Tatsache der Stigmatisation beweist es — die Haut besonders leicht veränderbar ist, darf man annehmen, daß das Mädchen durch sie Feuchtigkeit genug aufnimmt, um nicht in gleicher Weise auszutrocknen, wie dies etwa bei hungernden Fakiren der Fall ist.

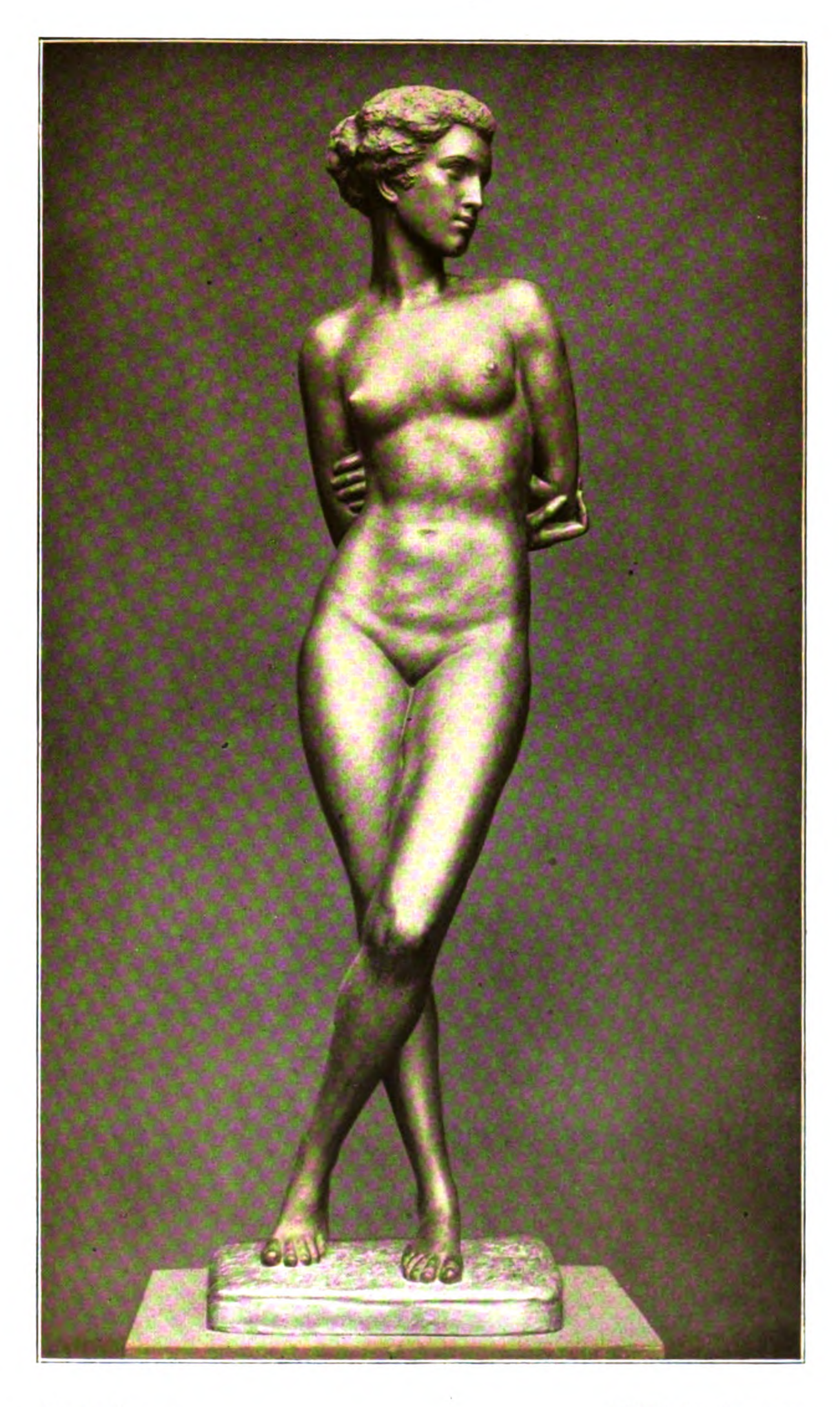
Ungeklärt aber bleibt die Frage, woher Therese Neumann die Energien, die sie verbraucht, zu ersetzen vermag. Es sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden: etwa die der Übertragung von fluidaler Energie, über die wir freilich wenig wissen; immerhin dürfte es zu denken geben, daß künstliches Eiweiß, das chemisch nach jeder Richtung hin genau so reagiert wie natürliches, doch keinerlei Nährwert besitzt, und hier offenbar nicht das Stoffliche, sondern die dem Ei mitgegebene biologische Energie das eigentlich Nährende ist, so daß, wenn wir das »Leben« als biologische Energie betrachten, dieses Leben im Notfall durch direkte Zuführung solcher Energien — etwa durch Berührung, wie beim »Magnetisieren« — erhalten werden könnte. Für diesen Gedankengang freilich, der hier nur flüchtig gezeichnet werden kann, fehlen der heutigen Wissenschaft die meisten Prämissen, so daß wir nur ein »Wir wissen nicht« aussprechen können. Naturgesetze sind hier nicht durchbrochen; aber Naturgesetze dürften sich hier vielleicht enthüllen, die zu beobachten wir bisher nicht Gelegenheit hatten. Hier liegt die wissenschaftliche Bedeutung des Phänomens.

Endlich bleibt noch über die Ekstasen und über die Inhalte dieser Visionen einiges zu sagen. Manches findet sich in ihnen, das die Resl kaum aus ihrem eignen Erfahrungsschatze heraus hat schöpfen können: sie beschreibt Gewänder, die Topographie Jerusalems, die Häuser, die Gesichter derer, die sie sieht; sie schildert Szenen, die aus der Überlieferung nicht bekannt sind; sie behauptet, entgegen dem, was sie lernte, Christus habe nicht ein Kreuz, sondern die Balken nach Golgatha hinaufgetragen; sie sieht, entgegen dem, was sie in Bildern fand, das Kreuz Christi als Y-förmiges Gabelkreuz; sie stellt, entgegen dem, was sie jemals hörte, Judas höher als Petrus. Gerade auf diese Erscheinungen ist die Annahme aufgebaut worden, es müsse sich hier um Manifestationen einer höheren Macht handeln. Hinzu kommen jene merkwürdigen Kenntnisse der aramäischen Sprache, die, lange bezweifelt, nunmehr durch eine exakte Untersuchung des Hallenser Semitologen Prof. Dr. Bauer bestätigt worden sind. Therese gibt in der Tat Worte und Sätze wieder, die sie in der Ekstase gehört hat, deren Sinn sie nicht versteht, die aber an den betreffenden Stellen der Vision sinngemäß sind.

Diese Erscheinungen geben jedoch kaum Rätsel auf. Wenn man weiß, daß schon bald nach Eintritt der Stigmatisation ein des Aramäischen kundiger Geistlicher in die Nähe der Therese Neumann kam, so wird man eine telepathische Übertragung nicht von der Hand weisen: erkennen wir doch heute immer mehr, in welchem Umfange derartige Übertragungen stattfinden, und daß nicht nur positiv Gedachtes, sondern auch Unbewußtes oder Vergessenes übertragen zu werden vermag, so daß ein so sensitiver Mensch wie die Resl unschwer im Sprachschatze des Orientalisten diejenigen Worte fand, die sie wiedergibt.

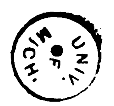
Nicht anders verhält es sich mit jenen nicht aus der Überlieferung bekannten Szenen und Einzelheiten, wie etwa mit der Form des Gabelkreuzes, Szenen, die sich weitgehend mit den Visionen der Katharina Emmerich decken; diese Visionen, die uns Brentano überlieferte, werden auch heute noch gern in katholischen Kreisen gelesen und haben dadurch die Möglichkeit telepathischer Übernahme geboten. Eine solche Erklärung scheint ebenso ausreichend wie selbstverständlich; denn die Fähigkeit, Gedanken andrer aufzunehmen fügt sich organisch dem Bilde eines Menschen ein, der, schon fast unkörperlich geworden, allen Kräften des Geistes in besonderem Maße offensteht.

Bliebe zu fragen — eine Frage, die noch kaum erörtert worden ist —, wie sich Therese selbst zu den Erscheinungen stellt, die sich an ihr vollziehen. Die Leidende hat keinerlei Distanz zu ihnen; sie vermag ihren Umfang, ihre Tragweite nicht zu übersehen. Gewiß, sie ist — im Gegensatz zu jenem andern heute lebenden Stigmatisierten dem Padre Pio, der, ein wenig blöde, die Einsamkeit liebt — klug genug, um die Eigenart ihres Zustandes zu werten und zu vertreten; aber nicht anders, als indem sie ihn als göttliche Gnade, als göttliches Geschenk demütig und dankbar hinnimmt. Denn dieser Mensch, an dem Stigmata und Ekstasen, Fasten und das Stammeln der Worte Christi nicht befremdend, sondern fast natürlich erscheinen, dieser Mensch, der durch beispiellose Kraft und Innigkeit des Empfindens in sich selbst das Symbol seines Glaubens verwirklichte, dieser Mensch ist seiner eingeborenen Linie getreu und ihr unerbittlich gefolgt und wird ihr folgen bis zum Ende. Man rede hier nicht von Heilung; man wird dies über das Normale Hinausgesteigerte zerbrechen, aber nicht heilen können. Dieser Mensch, ungespalten und ganz, ist seiner sicher; er hat das Höchste erreicht, was uns zu erreichen gegeben ist: die eigne Prägung lebendig entwickelt zu haben; und so ist diesem Mädchen, so furchtbar es leiden mag, dies Leiden Vollendung, Erlösung und Gnade.



Ernst Seger: Mädchenstatuette

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1927


UNIV. OF MICH.

Arbeit und Organisationen der deutschen Landfrauen

Von Helene Wenck

Fest verwurzelt mit der gesunden Urkraft der Ackerscholle und in lebendiger Fühlung mit der kulturellen Tradition des Landes sehen die deutschen Landfrauen ihre Aufgabe darin, in erster Linie dem Lande und der Landwirtschaft zu dienen. Dank ihrer genialen Führerschaft, die hellen Blickes in Gegenwart und Zukunft schaut, entgeht ihrer Umsicht keine das Land und seine Bevölkerung angehende Kultur- und Lebensfrage, an der sie nicht zum Heil des Landes mitarbeiten.

Wer mit dem Wesen der Landfrau noch irgendwie die Vorstellung der Enge und Ablehnung jedes Fortschritts verbindet, wird seinen Irrtum einsehen, sobald er Einblick in das umfassende Wirken der Landfrauenorganisationen erhält. Sie begnügen sich nicht damit, die ländliche Hauswirtschaft zur höchsten Stufe der Meisterschaft zu entwickeln und als vollwertige Berufsarbeit in die deutsche Landwirtschaft einzureihen, sondern sie haben auch die Bedeutung der Volkswirtschaft im Auge, nehmen ihren Zusammenhang mit der Weltwirtschaft wahr und suchen im vaterländischen Sinne zusammen mit den städtischen Hausfrauenverbänden den Ausgleich zwischen landwirtschaftlicher Warenerzeugung und hauswirtschaftlichem Verbrauch herbeizuführen, soweit es in ihren Kräften steht.

Der Reichsverband der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine (Vorsitzende Frau Elisabeth Boehm) erstrebt wirtschaftliche Höchstleistungen der Produktion auf den Arbeitsgebieten der Landwirtin: der Geflügelzucht, des Gartenbaues, der Milchwirtschaft und Imkerei. In engstem Zusammenhang mit der Vervollkommnung auf wirtschaftlichem Gebiete stehen die kulturell-ethischen Ziele, die der Verband der L. H. V. ebenso wie die sozial und konfessionell arbeitenden Landfrauenverbände verfolgt. Ob es sich um wirtschaftspolitische Fragen, wie die Bedeutung der landwirtschaftlichen Weltproduktion für die Agrarschutzzollfrage, oder um neuzeitliche Eignungsprüfungen zur Auswahl ländlichen Hauspersonals, oder um die Verantwortung der Frauen im allgemeinen und der Landfrauen im besonderen für die kommende Müttergeneration handelt — immer werden die gemeinsamen Tagungen benutzt, um alte und neue Zeitfragen vor Mitgliedern und Gästen zu erörtern und zu klären.

Diese wenigen Schlaglichter mögen genügen, um begrifflich in die Vielseitigkeit der Berufsarbeit einer Landfrau einzuführen. Besonders der weitverzweigte Haushalt einer Gutsfrau ist mit einer Organisation zu vergleichen, die nur Erfolg hat, wenn eine Führerpersönlichkeit an der Spitze steht, die wie ein Feldherr die Hilfstruppen überschaut, um sie stets an der richtigen Stelle einsetzen zu können. Sie muß ihre eignen Fähigkeiten und die Leistungen ihrer Unterorgane kennen, um zu wissen, was sie von jeder Angestellten verlangen kann. Jeder deutsche Landhaushalt eine Musterwirtschaft! Das ist das Ideal der führenden landwirtschaftlichen Hausfrauen. Um es annähernd zu erreichen, legen sie in ihren Vereinen Wert auf ständige Fortbildung durch Vorträge und Lehrgänge, durch Ausstellungen und Besichtigungen von Lehr- und Musterwirtschaften, von Mustergeflügelhöfen und Molkereien. Ehrenamtlich und beruflich angestellte Beraterinnen haben die Pflicht, die Mitglieder an alle notwendigen Saisonarbeiten in Haus, Hof und Garten zu erinnern und die zweckmäßigste Art der Ausführung vorzuschlagen. Das energische Vorwärtsschreiten der hauswirtschaftlichen Frauenbildung in der Landwirtschaft bekundet auch die Zusammenarbeit des Reichsverbandes der L. H. V. mit der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. In Verbindung mit der Wissenschaftlichen Versuchs- und Forschungsstelle der D. L. G. in Pommritz ist eine Versuchsstelle für Hauswirtschaft eingerichtet worden, in der die besten ländlich-hauswirtschaftlichen Arbeitsweisen erprobt und festgestellt und hauswirtschaftliche Geräte und Maschinen auf ihre Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit geprüft werden sollen. Auf diese Weise ist die Verbindung mit Industrie und Technik hergestellt, die der landwirtschaftlichen Erzeugung dienstbar gemacht wird.

Frau Elisabeth Boehms Zukunftshoffnung ist eine Disziplin für Hauswirtschaft an den Universitäten und Hochschulbildung für Hauswirtschaftslehrerinnen. Den Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde steht übrigens schon jetzt die Immatrikulation an

den landwirtschaftlichen Hochschulen frei. Wenn ein Hauswesen rationell und im Sinne der nationalen Volkswirtschaft und Volksgesundheit geführt werden soll, bedarf es der wissenschaftlichen Durchdringung, bei der auch die Ernährungsgesetze neuester Forschung nicht außer acht gelassen werden dürfen. Tiefes Wissen um alle Dinge, mit denen man umgeht, erhöht die Freude an der Arbeit daran. Die dadurch gewonnene seelische Bereicherung ist wiederum von Nutzen für die allgemeine Persönlichkeitskultur der Frau, auf deren Pflege die führende Landfrau im Interesse ihrer Mitschwestern den größten Wert legt. Das Beispiel erzieht. Durch gediegene Bildung verschafft man sich Autorität, gewinnt Einfluß, wird anerkannt. Als Lehrmeisterin der Jugend, die in ihrem Hause junge Haustöchter und Angestellte anleiten und erziehen muß, hat die landwirtschaftliche Hausfrau Einfluß auf die günstige Entwicklung des ländlich-hauswirtschaftlichen Lehrlingswesens, das in seiner äußeren Organisation durch behördliche Bestimmungen geregelt worden ist. Der Umgang mit jungen, lernenden Menschen verlangt nicht nur die Eigenschaften einer zielbewußten, in allen Haus- und Küchenarbeiten bewanderten und geschickten Hausfrau, sondern auch eine vom Adel der Gesinnung getragene wohlwollende Behandlung. Ihr Einfluß erstreckt sich auf den inneren und äußeren Menschen. Sie wird versuchen, nicht nur auf die Hausangestellten, sondern auch auf die ländliche Bevölkerung, die oft in der wahllosen Nachahmung städtischer Moden gedankenarme Geschmacklosigkeit bekundet, geschmackbildend in bezug auf die Kleidung einzuwirken. Wer die Kunst erlernt hat, den eignen persönlichen Stil zu finden und ihn seiner Umwelt anzupassen, besitzt Geschmackskultur. Mehr als für jede andre arbeitende Frau kommt für die Landfrau eine bequeme, schnell anzuziehende, stets sorgfältig aussehende Kleidung in Betracht. Gediegene, wetterfeste Stoffe und gute Verarbeitung bestimmen den Wert der Grundtypen einer Kleidung, die sich nicht sklavisch der Modelinie, wohl aber in gefälliger Form den natürlichen Körperformen und der Arbeit anpaßt. In der äußeren Gewandung lassen sich Oberflächlichkeit ablehnen und Gesinnungswerte ausdrücken, ohne dem Schönheitsprinzip Abbruch zu tun. Die kulturelle Bedeutung der Art und Weise, sich zu kleiden, ist unbestritten. Sie auf dem Lande den ländlichen Verhältnissen entsprechend zur Geltung zu bringen, ist der Wille der führenden Landfrauen. Zur Mitarbeit haben sie den Verband für Frauenkleidung und Frauenkultur herangezogen. Die Hebung der ländlichen Handweberei und die Erhaltung alter Bauern- und Volkskunst, des Volksliedes und Volkstanzes gehen mit diesen Bestrebungen Hand in Hand. Die Jugend leiten und führen zu können, verlangt vielseitigen Besitz an Klugheit, Takt und Erfahrung, der ganz gewiß nicht mit geistigem Hochmut verbunden sein darf, der aber aus Geistes- und Herzenseigenschaften bestehen muß. Das gesamte ländlich-hauswirtschaftliche Bildungswesen steht im Zeichen dieser Anforderungen.

Den wesentlichsten Anteil an der ländlich-hauswirtschaftlichen Jugendbildung hat der Reifensteiner Verband für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande (Vorsitzende Dr. Käthe von Herwarth), denn in seinen Maidenschulen werden die zukünftigen Hausfrauen und in seinen Seminaren die Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde — also die Lehrkräfte für alle Schultypen hauswirtschaftlicher Berufskunde — und die Haushaltpflegerinnen ausgebildet. Die wirtschaftlichen Frauenschulen bereiten für die Aufgaben der Frau im gesamten deutschen Kulturleben vor. Der Unterricht baut sich auf der Forderung auf, daß die Frau auf Grund naturwissenschaftlicher Kenntnisse Pflegerin des Lebens und der Gesundheit, auf Grund der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen des Vaterlandes Gehilfin des Mannes, und daß sie Hüterin der Sittlichkeit und Fürsorgerin des Volkes in christlichem Geist sein soll. Die fachliche Schulung versetzt die Schülerinnen in die Lage, ihre Arbeit geistig zu erfassen und zu beleben und selbst zu ermessen, auf welche Weise Entlastung möglich ist, ohne daß die Güte der zu leistenden Arbeit leidet. Sie weckt das Verständnis für die Volkswirtschaft. Die Schülerinnen lernen Fragen der Einfuhr ausländischer Erzeugnisse, Hebung des inländischen Marktes durch planmäßige Förderung einzelner Produktionszweige verstehen und beurteilen, um an ihrer Lösung mitarbeiten zu können. Aber auch die Bildung der Persönlichkeit wird weder in sozial-kultu-

reller Beziehung zum Verständnis des ländlichen Gemeinschaftslebens noch in ethischer Richtung durch Weckung des Verantwortlichkeitsgefühls vernachlässigt.

Das ist der große gemeinsame und einigende Zug aller ländlichen Frauenorganisationen, daß sie ihre Aufgabe darin sehen, Führerpersönlichkeiten heranzubilden, die in schlichter Weise vorbildlich ihre Pflicht tun.

Der Evangelische Verband zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands (Vorsitzende Exzellenz v. Keudell-Hohenlübbichow) hat innerhalb seiner weitverzweigten Tätigkeit eine ausgedehnte ländliche Jugendpflege-Organisation auf christlicher Grundlage. In ähnlicher Weise arbeiten an den katholischen Glaubensschwestern die Landkommissionen des Katholischen Frauenbundes. Auch sie nehmen sich der Landjugend an. Von der Krippe, dem Kindergarten und Kindergottesdienst an geleiten sie die Mädchen durch praktische Lehrgänge und gemeinsame Unterhaltungsstunden ins Frauenleben hinüber. Dem Charakter ihrer Organisation gemäß sind sie Gesinnungsgemeinschaften und karitative Vereinigungen, die durch Wort, Schrift und Tat für soziale Verständigung wirken.

Der Deutsche Landpflege-Verband (Vorsitzende Gräfin zur Lippe-Hille) bildet in seinen Schulen eigens für das Land Schwestern aus, die nicht nur als Krankenpflegerinnen Gemeindedienst tun, sondern auch so für das ländliche Hauswesen ausgebildet sind, daß sie in Notfällen als Vertreterin der kleinbäuerlichen Hausfrau und der Landarbeiterfrau einspringen und ihnen helfen können. Der Landpflege-Verband ist zugleich Berufsorganisation der Landpflegeschwestern wie der Reichsverband der Beamtinnen und Fachlehrerinnen in Haus, Garten und Landwirtschaft (Vorsitzende Maria Schott, M. d. R.) die Vereinigung ist, die im Interesse der ländlichen Wirtschaft Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu ersprießlicher Zusammenarbeit zusammenführt und die Rechte seiner Mitglieder wahrnimmt und vertritt.

Ganz auf wissenschaftlichem Gebiet arbeitet der Reichsausschuß ländlicher Frauenverbände, früher Zentrale der Landfrauen (Vorsitzende Gräfin Keyserlingk-Cammerau) zur Förderung der Wohlfahrt des Landes. Ob es sich auf dem Lande um den Bau von Wohnungen, bei dem auch an Räume für Krankenpflege, an Gemeindehäuser, Jugendheime und Wohnungen für alleinstehende Lehrerinnen und Gemeindehelferinnen gedacht werden muß, oder um das Für und Wider der Kinderarbeit handelt — irgendeine brennende Gegenwartsfrage beschäftigt immer den Reichsausschuß. Er hat eine Enquete eingeleitet, um festzustellen, wo Landlehrerinnen fehlen und wo die vermehrte Anstellung von Lehrerinnen auf dem Lande erwünscht ist. Die Erteilung des Koch- und Handarbeitsunterrichts an den ländlichen Volksschulen ist abhängig von der Lehrerinnenfrage. Gräfin Keyserlingk hat als deutsche Delegierte an der diesjährigen internationalen Landwirtschaftskonferenz in Rom teilgenommen. Sie konnte mit Genugtuung von der deutschen Landfrauenarbeit berichten.

Die Landfrau ist sich der Tatsache bewußt, daß die Gegenwart dem Manne, die Zukunft der Frau anvertraut ist. Die künftigen Mütter müssen den gesamten Erbbesitz an deutscher Kultur weitertragen und fruchtbar machen. Höchste Bildung mit höchster sittlicher Kraft vereint wird die Idee »Mein Volk« immer über alles stellen.

Im Vertrauen auf die Kraft der deutschen Landwirtschaft und auf das Wirken ihrer tapfer vorwärtsschreitenden Landfrauen leuchten Hoffnungsstrahlen auf. Man fühlt den nie versagenden Rhythmus deutscher Arbeit und deutschen Strebens.

Ständchen

Mit schwarzen Wolken ringt der letzte Dämmerschein,
Und Nacht haucht schon die kühlen Nebel aus. —
Nun steh ich wieder vor deinem Haus.
Schlafe, mein Lieb; es wird bald neuer Morgen sein.
Verklungen sind längst alle frohen Lieder.
Schlaf ein! Wir sehn uns ja im Traumland wieder.

Wie ich dich liebe: keiner weiß es, der uns kennt.
Was du mir bist, du selber weißt es nicht. —
In deinem Zimmer glüht noch rotes Licht.
Lösch' aus! Die Sterne brennen schon am Firmament.
Schlaf wohl, mein Lieb! Verstummt sind alle Lieder.
Schlaf! Schlaf! Im Traumland treffen wir uns wieder.

Herbert Hippel

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Schüsse im Theater — Taber und Gleason: Knock-out — M. Watkins: Chicago — Ossip Dymow: Bronx-Expreß — Colette und Léopold Marchand: Chéri — Noël Coward: Die Ehe von Welt — Bach und Arnold: Unter Geschäftsaufsicht — Carl Sternheim: Das Fossil — Frank Wedekind: Schloß Wetterstein — Hermann Burte: Katte — Paul Gurk: Wallenstein und Ferdinand 2. — Kleists »Guiskard« und Büchners »Wozzek« im Schillertheater — »Der Kaufmann von Venedig« im Staatstheater — Gerhart Hauptmanns Hamlet

Im neuen Deutschen Theater zu Prag — so wußten die Zeitungen gegen Ende des Jahres zu berichten — ereignete sich bei der ersten Aufführung des Detektivstückes »Der Hexer« von Edgar Wallace ein aufregender Zwischenfall. Während des Spiels erhob sich plötzlich in den vorderen Reihen des Parketts ein Mann und feuerte zwei Schüsse ab. Ein Selbstmordversuch? Ein verbrecherischer Anschlag? Die Tat eines Irrsinnigen? Nichts davon! Vielmehr stellte sich beim Verhör heraus, daß man es mit einem verkannten Dramatiker zu tun hatte, der auf diese etwas ungewöhnliche und heftige Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte. Er habe, gab er zu Protokoll, drei Dramen geschrieben und sie zahlreichen Theatern eingereicht, immer aber seien ihm die Manuskripte »ungelesen« zurückgeschickt worden. Da habe er in seiner Verzweiflung beschlossen, in einem Stück, »das bedeutend schlechter sei als die seinigen«, mitten aus dem Publikum zwei Schüsse abzufeuern, in der Hoffnung, daß dieser Vorfall für die Sensationslust der Direktoren genügen werde, nun unverzüglich seine Stücke zu spielen ... Armer Tor! Gar so plump darf man es nun doch nicht anfangen. Aber ein Stückchen Wahrheit und Weisheit steckt trotzdem in deiner Narrheit. Die Stelle, wo unsre Unsterblichen sterblich sind, hast du in deinem kindlichen Gemüt ganz richtig erkannt. Oder wären viele unsrer heutigen Theateraufführungen anders zu erklären als durch die Sensationslust ihrer Veranstalter? Durch die blanke Lust am Auffallenden, Verblüffenden, noch nicht Dagewesenen, Aufsehenerregenden? Zumal das, was aus Amerika zu uns herüberkommt, trägt zu neunundneunzig Prozent die Marke des Bluffs, den Stempel krampfhafter Anstrengung, um jeden Preis etwas Neues, Unerhörtes auf die Bühnen zu bringen, das die Nerven aufpeitscht oder die Zuschauer zwingt, vor Staunen und Verwunderung kopfzustehen.

Da gibt man jetzt im Berliner Theater nach dem »Gespensterzug« des Amerikaners Ridley, in dem immerhin noch etwas von redlicher dramatischer Spannung und resolutem theatralischem Handwerk, in einer Nebenfigur sogar etwas von angelsächsischem Humor steckte, ein Boxerstück, »Knock-out« von den Amerikanern Taber und Gleason. Das macht sich gar nicht erst die Mühe, die alte abgedroschene Schwarz-Weiß-Technik: hie gut, hie böse, hier die Schafe, dort die Böcke, durch irgendwelche feineren Motive oder Mittel zu verhüllen oder auch nur eine leidliche Schattierung des Sieges der Guten über die Schlechten zu versuchen. Wozu auch? Ist es nicht genug, daß der Boxer, der Liebling und Hätschelhans unsrer Zeit, mitsamt seinem Manager auf die dramatische Bühne kommt? Daß all ihre Manipulationen vom Training bis zum Endkampf vorgeführt werden? Wenn man sich dafür gar noch Hans Brausewetter, den frischen, knusprigen Jungen, und Max Adalbert, den süßen alten Knaben mit seinen unverfrorenen Augenblicks- und Eigenwitzen, engagiert, so ist der Run schon gemacht. Die geistige (oder ungeistige) Anspruchslosigkeit unsers heutigen Theaterpublikums verträgt nachgerade jede Belastungsprobe.

Doch damit nicht genug des Amerikanismus! Den Boxer von drüben hatten wir schon längst in unser Herz geschlossen — wie aber wäre es, wenn wir uns jetzt, da wir zu Hause mit uns selber so wenig zu tun haben, ein wenig um den Feminismus der amerikanischen Justiz kümmerten? Da ist in Chikago, das in den U. S. A. immer — man denke an die Bücher von Upton Sinclair — sozusagen die Rolle von Sodom und Gomorra gespielt hat, ein Stück von einer, wie es heißt, noch blutjungen Amerikanerin M. Watkins erschienen, heißt »Chicago«, wie der Sumpf Sumpf, die Kloake Kloake heißt, und versetzt dem dort stadtüblichen und stadtbekannten Gerichtswesen einen Faustschlag, daß es seitdem mit geschwollener Nase und zerbrochenen Kinnbacken herumläuft. Nun könnte man in diesem Falle vielleicht sagen: Amerika den Amerikanern! und sich auf das alte gute deutsche Sprichwort berufen, daß jedweder genug mit dem Mist vor seiner eignen Tür zu tun habe. Aber wir müßten eben nicht Deutsche sein, wenn wir da nicht flugs bereit wären, mit unserm Besen mitzukehren. Also lassen wir uns das Stück übersetzen — sogar von Karl Vollmoeller, der sich früher nur mit den altgriechischen Tragikern abgab — und führen es im Deutschen Künstlertheater auf, mit einem heiligen Eifer, als sei es eigens für uns gedacht und geschrieben worden ... Eine schöne, nur ein bißchen wurmstichige Mörderin. Erschießt als junge Ehefrau ihren oder einen von ihren Liebhabern, weil er nicht splendid genug ist im Zahlen. Einfache Sache, denkt man. Um den elektrischen Stuhl oder zehn Jahre Zuchthaus wird sie schwerlich herum-

kommen. Heilige Einfalt von Europa, was weißt du von der Zauberkraft der Frau zu Chikago im Staate Illinois! Roxie wird zunächst als Untersuchungsgefangene ins Frauengefängnis geführt. »Palais des Dames« sollte es heißen, so nobel ist es eingerichtet, so üppig geht's da her. Und Roxie ist die ungekrönte Königin, hält unter den bewundernden Augen der Polizei ihr Lever, wird flattiert von Photographen, Reportern und andern Liebhabern ihrer Reize und Toiletten. Kein Wunder, daß sie immer frecher und vergnügter wird. Aber damit allein ist es auch in Chikago nicht zu machen. Will man auf die Herren Geschworenen wirken, muß man auf die Tränendrüsen der Sentimentalität drücken. So studiert denn Rechtsanwalt Flynn seiner gelehrigen Klientin eine große Reue- und Rührungszene ein mit Haarausraufen, Ohnmachtsanfall und kokettem Liebäugeln zu den Bänken der Geschworenen. Aber als es ernst wird, macht sich die Schülerin selbständig und übertrumpft den Meister. In guter Hoffnung will sie sein, Mutter fühlt sie sich plötzlich und deckt schützend die Hand über ihren gesegneten Leib. Da bleibt kein Auge trocken, da schmelzen alle Herzen. Roxie wird glänzend freigesprochen, und Rechtsanwalt, Staatsanwalt, Gerichtspräsident und Beisitzer lassen sich mit ihr photographieren. Was würde sonst auch das liebe Publikum sagen, das in den illustrierten Zeitungen wochenlang mit ihren Bildern gefüttert worden ist? Alles für die Presse, alles für das Publikum! So, meine Herrschaften, soll es in Chikagoer Gerichtssälen zugehen. Ihr meint, das ginge uns in Deutschland, wo wir denn doch noch weit von solch närrischem Weibdienst der Justiz entfernt sind, einen Dr... an? Meint, wir könnten die Chikagoer getrost ihre Suppe allein auslöffeln lassen? Aber ich bitte Sie, solche Szenen wie die mit der aufgeputzten Dirne im Mittelpunkt der Gesetzeshüter und Unschuldsverteidiger darf sich ein einigermaßen smartes Theater in Deutschland doch nicht entgehen lassen! Es würde hinter dem Kulturfortschritt zurückbleiben. Lieber unsre beiden Backen hinhalten für die schallende Ohrfeige, die eigentlich nur dem entarteten Gemeinwesen am Michigansee gilt, als abseits stehen, wenn sich so pikant-sensationelle Dinge auf dem Welttheater begeben!



Aufn. Verlag Scherl

Grete Mosheim und Johannes Riemann in Noël Cowards Komödie »Die Ehe von Welt« (Komödie)

Näher auf Leib und Seele rückt uns das, was Ossip Dymow, einer der zarten, melancholischen Lyrodramatiker Altrußlands, aus seinen Erlebnissen in Neuyork heimgebracht hat. Das furchtbare, alles Persönliche zerquetschende Menschengewimmel auf der Subway und dem Autobus, das die Arbeitermassen aller Nationen morgens zu bestimmter Stunde in die Fabrik, abends in ihren Vorort schwemmt, hat ihn tief ergriffen. Sie alle fronen dem Gotte der Produktion, und vor diesem neuen Gott verbleichen und versinken alle andern, weicht uralte religiöse Tradition, schwinden alle aus der alten Heimat mitgebrachten lieben Gewohnheiten und Sitten der Vorväter. Insbesondere gilt das von des Dichters Glaubens- und Rassegenossen, den in East Side, Brooklyn und Bronx zu Hunderttausenden angesiedelten Juden. Was mögen sie denken, wovon mögen sie träumen, wenn sie so im »Bronx-Expreß« morgens und abends im riesigen Schmelzkessel amerikanischer Arbeit hin und her geschleudert werden? Werden da nicht etwa die bunten, schreienden Plakate — Pluto-Mineralwasser, Arrow-Herrenkragen, Wrigleys Kaugummi, Brother Smiths Hustenbonbons, Nestles Kindermehl, Tante Jaminas Waffeln — vor ihnen lebendig und umspinnen sie mit ihren goldenen Illusionen vom goldenen Amerika? Und nun nimmt Dymow Chazkel Hungerstolz, einen schon ergrauenden jüdischen Knopfmacher, bei der Hand und führt ihn durch alle Stationen eines solchen gleißenden Millionärslebens — oh, wie



Aufn. Scherl

Fritz Kortner und Pamela Wedekind in Frank Wedekinds »Schloß Wetterstein«
(Theater in der Königgrätzer Straße)

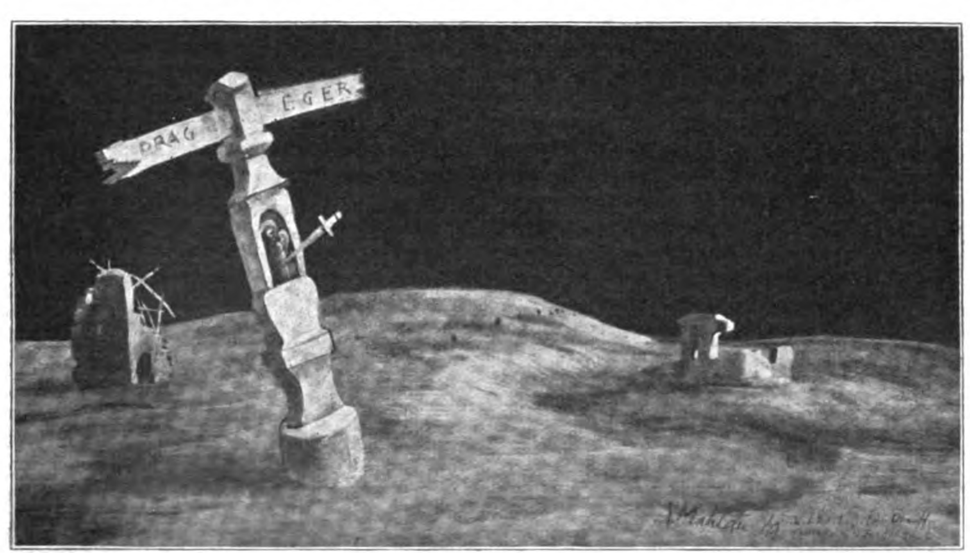
froh und glücklich ist der Mann, als er aus dem Traum erwacht und sich in seiner alten kleinbürgerlichen Dürftigkeit, aber Gesetz und vererbten Bräuchen treu, daheim bei den Schabbeslichtern wiederfindet! Jehova behüte ihn und sein Volk für jetzt und alle Ewigkeit vor der »Amerikanisierung der Juden«, der Verwirklichung dieser »großen Idee«, die ein Windhund von skrupellosem jüngerem Freund ihm eingeflößt hat!... Kein übler und gewiß kein unnützer Vorwurf für ein Zeitdrama. Nur schade, daß die Handlung in den allzu breit und platt ausgewalzten Traumbildern ins Possenhafte und Närrische ausartet, und daß diese von einem Vor- und einem Nachspiel begleitete dreiaktige Komödie in den »Kammerspielen« auch mit Albert Steinrücks ins Große und Allgemeinmenschliche strebendem altem Hungerstolz den Käfig des Gettohaften nicht zu sprengen vermochte. Das Gespenst des Amerikanismus ist uns wohl schon nahe genug gerückt, um auch uns beim Kopf und Kragen zu packen; die spezifisch jüdischen Vorstellungen, Lebensbedingungen und Gefühlsregungen aber, die das Stück von Anfang bis zu Ende durchdringen, machen es zu einer rassepsychologischen Spezialität.

Drüben steht Amerika, jenseits der Vogesen — immer noch! — steht Frankreich, das Vaterland der Kameliendame. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn das nicht auch etwas Kulturfortschrittliches zu dem Thema Dirnenverherrlichung zu sagen hätte. Da gibt es einen oder mehrere Romane von der Colette (Colette Willy), die sich mit den Damen der Halbwelt, ihrer Lebens- und ihrer Gefühlssphäre beschäftigen. Aus ihnen ist unter ihren und ihres Kompagnons Léopold Marchands geschäftigen Händen die Komödie »Chéri« erwachsen: letzter, flammender, dann aber unter dem Anhauch jungen Eheglücks ihres allzu jugendlichen Liebhabers zum elenden Aschenhäufchen zusammensinkender Liebesrausch einer Grande Cocotte; hart daneben als Folie und Spiegelbild einer auch für sie nicht mehr fernen Zukunft die schon abgetakelten Schaluppen ihrer einstigen Freunde und Freundinnen, Lebens- und Liebesgenossen, die sich nur noch auf dem Tümpel ihrer Erinnerungen wiegen, aber so tun, als schwämmen sie noch auf dem Ozean der großen Erotik. Wenn man darüber die Achseln zuckt und fragt: Was geht's uns an?, bekommt man die augenbrauenverziehende Frage zu hören: »Ja, aber wissen Sie denn nicht, daß die französische, will sagen Pariser Kokotte ein ganz andres Geschöpf ist als so ein deutsches Halbweltdämchen?!« Und man wird — Unwissender, der man ist — an die Hetären des griechischen Altertums erinnert, an Lais und Thaïs, an Phryne und Aspasia, wie edel, hochgebildet und kunstverständig sie waren, wie die bedeutendsten Staatsmänner ihnen zu Füßen

lagen, und was alles sie für die Bildung und Erziehung der jungen Männerwelt taten. So oder so ähnlich noch heute in Frankreich. Möglich — ich gönne den Franzosen diese Volkserzieherinnen. Aber ich glaube sie nicht unserm Theater am Kurfürstendamm, und erst recht nicht, wenn Ida Wüst und Rosa Valetti die Laïs und Thaïs spielen.

Den Franzosen ist kürzlich durch Sperrung des Brieux-Preises, der für 30000 Franken ein Bühnenstück mit moralischer Idee fordert, öffentlich durch die Académie française attestiert worden, daß sie keine moralischen Stücke mehr schreiben können. Bald werden es auch die Engländer nicht mehr können, die doch lange Zeit hindurch einen Vertrag mit dem lieben Gott dafür hatten. Jedenfalls sind sie bei den unmoralischen Franzosen schon höchst erfolgreich in die Schule gegangen. Zeugnis und Beweis: ihres jüngsten Lieblings Noël Cowards Komödie »Die Ehe von Welt«. Ein Ehebruchsstück vom reinsten Wasser. Mit einer Variante freilich, und die verrät doch noch etwas von der angelsächsischen Herkunft des Stückes: die schöne Sünderin ist noch mehr Backfisch als Weib und holt sich aus dieser Unfertigkeit, die in ihrem Puppenstande doch schon so viel Raffinement und Verderbnis birgt, die pikantesten ihrer Pikanterien. Oder lag es nur an der entzückenden kleinen, zarten und feinen Grete Mosheim in der »Komödie«, daß wir von dem Schmetterling, der einst der Rose in den Schoß eilen soll, vorerst nur die Ahnung, den ersten Duft des Flaums zu schmecken kriegen?

Wenn ich nun von den Amerikanern, Engländern und Franzosen zu den Deutschen komme und zuerst zu dem neuen Schwank der Firma Bach & Arnold, betitelt »Unter Geschäftsaufsicht«, gespielt mit Guido Thielscher im Lustspielhaus, so müßte ich wohl nach geheiligtem Kritikerbrauch ein Klagelied à la Riccaut de Marlinière anstimmen: »Oh, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak, für ein plump Sprak!« Fällt mir aber gar nicht ein. Vielmehr erkläre ich ohne die geringste Spur von Erröten, daß ich mich bei dieser sauberen, ehrlichen, geschickten und handwerkstüchtigen Arbeit zweier in allen Schwanksätteln gerechten Theaterleute besser unterhalten habe als bei ihren englischen, französischen und amerikanischen Kollegen. Diese Fülle von lustigen und witzigen Einfällen, diese immer wieder verknotete, immer wieder übertrumpfte und parierte Handlung, die sich schließlich so glatt in Wohlgefallen und allseitige Beglückung auflöst, dieser Reichtum an originellen, wirksam abgestuften und kontrastierten Schwankfiguren — ich spreche nicht von Kunst, nicht von Dichtung, nicht von Humor, aber ich scheue mich nicht, zu behaupten, daß es um unser Alltagstheater besser stünde, wüßten wir solch hausbacken Brot mehr zu schätzen. Thielschers Geschäftsaufseher und Sparkommissar Haselhuhn aus Merseburg, der in Berlin Großstadt lernen muß, und die ostpreußische Provinzpomeranze des Frl. Käthe Lenz, die, mit grauen Wollstrümpfen und weißen Flanellhöschen angetan, bei der Operettendiva Pussy Angora höchst gelehrig gute Umgangsformen übt, das sind Schwanktypen, für die ich ruhigen Herzens Chazkel Hungertrost im Bronx-Expreß, sämtliche Boxer und Trainer Tabers und Gleasons und sämtliche Hetären der Colette in den Kauf gebe. Ohne mir deshalb schon einzubilden, ein Nationalist zu sein.



Aufn. J. Maaß

Szenenentwurf zu Paul Gurks »Wallenstein und Ferdinand 2.« (Lübecker Stadttheater)



Aufn. Zander & Labisch

Fritz Kortner als Shylock und Elisabeth Bergner als Porzia im »Kaufmann von Venedig« (Staatliches Schauspielhaus in Berlin)

Wie hoch erhaben sich Carl Sternheim über Autoren wie Bach und Arnold fühlt, möchte ich nicht auszumessen verurteilt sein. Zeitkritiker und Zeitprophet von jeher, geriert er sich in seinem neuesten Schauspiel »Das Fossil« (Renaissancetheater) nun gar als Richter und Nachrichter der Vergangenheit. Denn als »Fossil« stellt er uns einen abgedienten General der Kavallerie aus der wilhelminischen Zeit vor, der Augen und Ohren vor der veränderten Gegenwart verschließt, seinen Stammsitz als wehrhafte Burg ausrüstet, seine adligen Gutsnachbarn zur Feier des Kaiserlichen Geburtstages in feierlicher Audienz empfängt und sich in Ermangelung eines Streitrosses mit gezücktem Säbel aufs Schaukelpferd schwingt, als reite er unter den Augen des obersten Kriegsherrn in die Reiterschlacht. Sein Sohn Otto, Generaldirektor der angeheirateten Maske-Werke, ist in die Industrie entgleist; seine Tochter Ursula aber, noch unbegeben, scheint desto aristokratischer veranlagt und wird deshalb, meint er, den heroischen Auftrag, dem Bolschewistenjüngling Ago von Bohna das gefährliche kommunistische Manuskript, das der wie eine Bombe mit sich führt, zu entreißen, mit Wonne und Begeisterung zur Ausführung bringen. Es gelingt ihr, aber nur gegen den Preis ihrer Hingabe. Worauf der Alte beide, engverschlungen wie sie sind, mit einem wohlgezielten Pistolenschuß ins Jenseits befördert. Nützen wird ihm dieser Säuberungsprozeß im Hause Beeskow-Maske nicht viel: die hoffnungsvollen Liaisons, die sich zwischen seinem Sohn und der Gouvernante und zwischen seiner Enkelin und dem Chauffeur anspinnen, werden schon dafür sorgen, daß sich der Ausgleich mit der neuen Moral von Anno 1923 u. ff. glatt und reibungslos vollzieht ... Bessere Gelegenheit, sein eignes Nest, d. h. die Geschichte seines eignen Landes und Volkes, zu beschmutzen, hätte sich ein deutscher Dichter allerdings kaum schaffen können. Diese schamlose Selbstverhöhnung war sogar dem Berliner Premierenpublikum zu viel, und so wurde das Stück bald in seinem eignen Moder und Morast begraben.

Sternheim mit Wedekind auf eine Stufe zu stellen, würde zu einer Verherrlichung des Lebenden und einer Beleidigung des Toten führen. Wir wissen heute, daß es dem Moralisten und Sexualethiker Wedekind auch dann um ihm heilige Dinge ging, wenn er in die Kloaken der menschlichen Leidenschaften und Verirrungen hinabstieg. Aber sein Verhängnis war es, daß er dort unten nur zu oft die Freiheit des Künstlers verlor und sich in dem, was er bekämpfen oder entblößen wollte, dermaßen verstrickte, daß er aus einem Bezwinger des Übels zu dessen Knecht und Sklaven wurde. So auch im »Schloß Wetterstein«, diesem aus drei Einaktern sorglos und kunstlos zusammengekitteten Schauspiel, das die Freiheit und Heiterkeit des Geschlechtsgenusses feiern möchte, aber unter dem die Idee mehr und mehr überwältigenden Gewicht der theatralischen Mache in ein Schaustück des — Sadismus ausläuft. Nicht zu leugnen, daß diese im Königgrätzer Theater von Fritz Kortner und Pamela Wedekind, der Tochter des Dichters, gespielte Szene eine ungeheure, infernalische Wucht entfaltet. Ihr Höllenfeuer brennt sich mit glühenden Geißelhieben in Fleisch und Nerven, aber die Befreiung und Erhebung, die der Dichter uns nach solchem Ansturm doppelt schuldig wäre, bleibt aus, und der Ekel wird uns nicht aus der Kehle genommen.

Uns von solchen unfruchtbaren und entwürdigenden Sensationen zu erholen, gibt es keine andre Zuflucht als bei den wenigen historischen Stücken, zu denen sich unsre Bühnen, oft nur unter dem Drucke volkserzieherischer Vereinigungen, halb widerwillig bequemten. So wurde im Wallnertheater auf Betreiben der Großdeutschen Theatergemeinschaft Hermann Burtes »Katte«, dies von vaterländischem Selbstentäußerungs- und Opfergeist erfüllte Preußendrama, wieder hervorgeholt, und im Lübecker Stadttheater ging Paul Gurks fünfaktige Tragödie »Wallenstein und Ferdinand 2.« (Buchausgabe bei Otto Quitzow, Lübeck) in Szene:

ein Drama, das im Temperamentskontrast des von magischen Gewalten beratenen rebellischen Feldherrnwillens und des von seinen weltlichen und geistlichen Höflingskreaturen gegängelten schwachherzigen Kronenträgers persönliches Charaktergewicht und weltgeschichtliche Tragik genug entwickelt, um sich ohne allzu tiefe Beschämung in den Strahlenkreis Schillers wagen zu dürfen. Diese Begabung aufzumuntern heißt sich um Drama und Theater verdient machen. Auch dafür, daß wir im Schillertheater einmal wieder die von problematisch-heroischer Tragik trächtigen Rhythmen des Guiskard-Fragmentes hören durften, wollen wir dankbar sein, wenngleich diese Aufführung in Walther Franck nur einen schwächlichen, seine Umgebung kaum überragenden Normannenherzog hatte, und die Ergänzung des Abends, Büchners »Wozzek«, unter Jürgen Fehlings an jeder Silbe und jedem Schnitzelchen klebenden Spielleitung ins Pedantisch-Naturalistische entartete, das sich nun wie Aschenregen auch auf die lodernde Flammenglut der Kleistschen Dichtung legen mußte.

Mit Shakespeare, der wahrlich aller eitlen Erneuerungs- und Belebungsversuche entraten könnte, um in und durch sich selber zu bestehen, erlaubte man sich um dieselbe Zeit zwei sonderbare Experimente. Im Berliner Staatstheater stellte man im »Kaufmann von Venedig« neben Fritz Kortners Shylock, den wuchtigsten, ätzendsten und dämonischsten, den die Bühne seit Menschengedenken gesehen hat, Elisabeth Bergners Porzia, die zarteste, lieblichste und süßeste, aber auch die zerbrechlichste Darstellerin, die diese Rolle je gefunden hat. Die Regie suchte den offensichtlichen Gefahren dieses Mit- und Gegeneinanders zu begegnen, indem sie das Ganze in den Charakter des Spiels tauchte, konnte damit aber nicht verhindern, daß dieser überlebensgroße Shylock nun erst recht ins Gigantische ausschweifte und diese filigranhafte Porzia unter ihrem Richter- und Gnadenamte rettungslos zerbrach. Uns soll dadurch die Freude an Elisabeth Bergners geheimnisvoll-romantischem Zauber gewiß nicht vergällt werden, aber hoffentlich wird diese augenfällige Fehlbesetzung den Direktoren auch die Augen darüber öffnen, daß man einen Liebling des Publikums, wie sie es ist, deshalb noch nicht wahllos mit jeder Rolle belasten darf.

Verwegener noch war der Versuch, den Gerhart Hauptmann im Dresdner Staatstheater mit Shakespeares »Hamlet« unternahm. Von der Überzeugung durchdrungen, daß uns dieses Stück entstellt überliefert ist, und von dem Wahn besessen, daß er berufen sei, es einzurenken, hat er es umgedichtet. Dabei kam es ihm namentlich darauf an, dem Dänenprinzen, der bisher seine Tragik im Zagen und Zaudern hatte, eine aktive Rolle zuzuerteilen, ihn zum Manne der entschlossenen Tat zu machen, indem er ihm, nicht dem Laertes, die Führung des gegen König Claudius gerichteten Aufstandes zuschiebt. Überzeugt hat diese Umdichtung, die sich, einmal begonnen, unmöglich mit der bloßen Umstellung der Handlung und dem bloßen Rollentausch begnügen konnte, wohl keinen einzigen der Hörer und Zuschauer, auch nicht Hauptmanns beste Freunde und unbedingteste Bewunderer. Wenn ein Dramatiker nun gar selbst so viele äußerlich oder innerlich unfertige Werke auf dem Kerbholz hat wie Hauptmann, so darf er nicht verwundert sein, daß ihm hier ein fast einmütiges »Hände weg!« entgegenklang und daß man über dieses ebenso unnütze wie unerfreuliche Experiment alsbald zur Tagesordnung überging.



Aufn. Ursula Richter

Bühnenbild aus Gerhart Hauptmanns Hamlet-Inszenierung (Staatstheater in Dresden)

Drei Berliner Opernaufführungen

Ferruccio Busoni: Dr. Faust — Ernst Krenek: Und Jonny spielt auf — Verdi: Luisa Miller

Die neuen Werke, die aus der bisherigen Winterspielzeit der beiden Berliner Opernhäuser hervorragen, stehen in auffälligem Gegensatz zueinander; sie decken die ganze Zerrissenheit der heutigen Musikbekenntnisse auf. Zwei Welten bekriegen sich: hier das Ringen um das letzte und höchste der Kunstideale, dort der einzige Wunsch, den Augenblick nicht zu versäumen, die Stunde der Gegenwart auszunutzen. Man vergleiche die Opern »Dr. Faust« von Ferruccio Busoni mit dem seltsamen Spiel »Und Jonny spielt auf« von Ernst Krenek! Bei beiden Werken der seltene Fall, daß der Komponist sein eigner Textdichter ist. Busoni, der vor drei Jahren als Achtundfünfzigjähriger aus seinem rastlosen Schaffen gerissen wurde, hat seinen »Dr. Faust« gleichsam als künstlerisches Vermächtnis hinterlassen, in allem Wesentlichen vollendet, nur kleiner Vervollständigungen bedürftig, die nun durch Philipp Jarnach pietätvoll bewirkt worden sind.

Busoni ist »Bekenner«. Mit einem gesprochenen Prolog wendet er sich an die Theatergemeinde. Zwei Leuchtpunkte durchgleißen das Leben dieses adligen Streiters: das Problem Don Juans und das Fausts. Er naht sich den Idolen, die Jahrhunderte der Kultur- und Kunstwelt beherrscht haben. Doch schon stockt der Fuß, zaudert die schaffende Hand. Mozarts Don-Juan-Gestalt bringt die Zuversicht ins Wanken, vor dessen Zaubergewalten schrickt das mutige Vorhaben des neuen Himmelsstürmers zurück. So bleibt nur der Faust-Stoff übrig. Das Puppenspiel des Dr. Faust soll neu erstehen, wie es vor Goethe, vor dem Gretchen-Drama bestand.

Auf den Prolog, der gleichsam das Selbstgespräch in der Studierstube des Dichters offenbart, folgen die Szenen des Puppenspiels, das Ringen um die Macht der unterirdischen Geister, der Streit um die Dogmen des Glaubens, Sieg und Fall dieser wie jener Verkündung, Begegnung im Münster, Parkszene zu Parma. Selbstentäußerung heißt das Gebot. Busoni, der seinen Idealen der Jugend allzeit treu blieb, der sich nie zu billigen Zugeständnissen herbeiließ, er bleibt auch hier für uns der Ritter ohne Furcht und Tadel. Freilich, lang und steinig zieht sich der Weg von dem mittelalterlichen Puppenspiel zum neuzeitlichen Tondrama hin. Eine Reihe von Bildern ersteht, wie Leidensstationen des Märtyrers in einer versunkenen Legende. Jedes Bild erzählt ein frei herausgegriffenes Erlebnis, das Ganze endet völlig undramatisch, mündet in eine Abart von Oratorium. Der dichterischen Anlage folgt naturgemäß die Musik. Sie ist in eine



Aufn. Scherl

Bühnenbild aus der Oper »Luisa Miller« von Guiseppe Verdi (Staatsoper in Berlin)

innerlich zehrende Flamme gehüllt. Dieser Musiker Busoni, in dessen Adern romanisches Blut floß, konnte sich nicht von der abstrakten Vorstellung zur greifbaren Realität durchsetzen. Die Musik, die viele feine Züge trägt, die dem Chor, sichtbar und unsichtbar, gleichsam die Rolle wie im griechischen Drama zuweist, die der Orgel mehrfach die Führung gibt, die wiederholt zu geschlossenen Formen drängt, symphonischen Reichtum anstrebt, sie ist letzten Endes unsinnlich, unplastisch. Aber das Theater braucht Sonnenlicht, und die stolzeste Fülle geistreichen Ton-Philosophierens ersetzt nicht eine Szene blutvoller Erfindung. So konnte die Aufführung, die zwei außerordentliche Vertreter für die führenden Helden aufbieten durfte, den Bariton Schorr für den Faust, den Tenor Soot für Mephisto (also in umgekehrter Prägung, als es die überkommene Tradition will), und die von Kapellmeister Leo Blech und Regisseur Hörth in all und jedem mit der äußersten Hingabe betreut wurde, nicht den Widerhall wecken, den sich der Dichter, der vom Reinsten beseelte Künstler Busoni erhofft. Die edle Hingabe an die Sternenideale entflammte ihn zu einem herrlichen Versuch, dessen Einzelteile uns Bewunderung abringen, dessen Gesamtwirkung aber nicht die letzte Erfüllung bringt.



Aufn. Euse Byk

Ludwig Hofmann als Jonny in »Und Jonny spielt auf« (Städtische Oper in Charlottenburg)

Und nun zu dem Gegenpol, dem Augenblickserfolg »Und Jonny spielt auf«! Text und Musik von Ernst Krenek. Schon bei der Namengebung stockt die Feder. Eine »Oper« ist dieses Spiel nicht. Dafür hat es nicht den Stil. Operette ist es auch nicht. Denn es hat nicht die leichte, gefällige, melodienstrahlende Selbstverständlichkeit. Man denkt an Revue. Wie bei einer Revue rollen die Bilder vorbei. Auf Logik der Geschehnisse, auf Wahrscheinlichkeit der Entwicklung kommt es nicht an. Krenek zerrt uns durch zahllose Szenen: auf den Gletscher, in das Arbeitszimmer des Komponisten, in das Boudoir der Primadonna, die in der Oper des Komponisten brillieren wird. Nach Paris, in das Grand-Hotel, in die lichterglühende Halle mit Fünf-Uhr-Tee, mit Jazz-Kapelle und Negertänzen, unter brillanter Saxophonführung des Negermusikers Jonny, auf den Broadway, zu den Polizeisergeanten, in die lärmende Bahnhofshalle mit Gepäckträgern, Reisenden, Würstchen- und Zeitungsverkäufern und einer Schnellzugslokomotive amerikanischen Formats. Grammophon, Lautsprecher, Autorasen, Fluggeschwindigkeit, Jazz-Rhythmus — die Zeit der Romantik ist entschwunden. Sachlichkeit heißt die Parole. Zum Schluß schwingt sich Jonny der Sieger über der phantastisch ersonnenen Bahnhofsuhr auf den Zenit der herrschenden Welt, Jonny kommandiert den Weltengang.

Die Liebeshandlung zwischen dem Komponisten und der Primadonna, die Abenteuerlust dieser Sängerin, die, ohne jede seelische Belastung, dem Geliebten in Paris untreu wird, die Tändeleien der frivolen Zofe, die Rivalität zwischen dem europäischen, vor Eitelkeit platzenden Hotel-Kapellmeister und dem draufgängerischen Neger Jonny, der seinem Kapellmeister die Geige stiehlt, um ihn zu entwaffnen, der mit der Geige durch Stadt und Land gehetzt wird, um schließlich sein Ziel zu erreichen, alles dies ist eigentlich nur Folie für die taumelnde Bilderwut neuzeitlicher Sinnenfreude. Ein wüster phantastischer Traum, den ein junges Künstlergemüt, vom Alpdruck befreit, in die Welt schleudert. Soll sich diese Welt daran die Zähne ausbeißen? Das wäre der Stolz des Komponisten. Aber zu diesem Triumph gelangt Jonny Krenek nicht. Man hat ihm zu schnell in die Karten geguckt.

Die Einmaligkeit dieses Einfalls bleibt trotzdem außerordentlich. Ein Beweis, daß Krenek mit Talent geladen ist wie kaum einer. Ob dieses Talent sich in der Oper dereinst erfüllen wird — wer will es heute sagen? Im Schnittpunkt der Scheinwerferstrahlen singt Jonny sein Triumphlied, einen Choral mit Jazz-

Hintergrund. Krenek nimmt sich seine Melodiesplitter, wo er sie findet. Er streift an Mozart, an Wagner, an Puccini vorbei. Dieses Kaleidoskop der Stilandeutungen, der Farbenräusche, der Instrumentendialekte alter, neuer und neuester Zeit ist gewiß nichts Schöpferisches, aber immerhin: manche kleine diskretere Ausdeutung des Jazz-Triumphes kennzeichnet das Talent.

Krenek ist also der Repräsentant der Augenblicksbehauptung. Er gibt seiner Seele Seligkeit um den zwingenden Erfolg der Stunde, in der Berliner Städtischen Oper (vgl. die Besprechung des Werkes nach der Aufführung in Hannover im Aprilheft 1927) von Kapellmeister Sebastian, den Sängern Hofmann und Frau Pfahl-Wallerstein glänzend unterstützt. Von den einen erhoben, von den andern gelinde zurechtgewiesen, von den Gestrengen in Grund und Boden verurteilt. Und doch, man muß es wiederholen: aus der weltendurchmessenden Phantasie spricht eine Bühnenbegabung, die sich nicht wegleugnen läßt, so bedenklich und gefährlich sie für die Entwicklung sein mag.

Von der ungeläuterten Gegenwart ein Blick rückwärts in leuchtende Vergangenheit. Das neuerlich erwachte starke Interesse für Verdi bestimmte die Staatsoper, eines seiner unbekannten Werke auf seine Wirkung zu erproben. Unter den zahlreichen verschollenen Dramen wählte man »Luisa Miller«. Nichts andres als »Kabale und Liebe«, die »Millerin«. Verdis getreuer Textschreiber Cammarano hat ohne viel Federlesens, aber mit sicherem Blick und Geschick diese Umwandlung vollführt. Das Sozialpolitische, das in Italien nicht verstanden worden wäre, ist ausgelöscht, das rein Menschliche wird, verstärkt und zusammengedrängt, herauskristallisiert. Für den Schiller-Nahen bekommt die Oper so etwas Aufdringliches, Derbes: die Szene, die italienische Szene verlangt es.

Aber Verdi steht da, zum Kampfe bereit. Mit all dem Rüstzeug des Kulissengewaltigen, mit all der Schöpferkraft des Opernsiegers. Veranschaulichen wir uns die Lage! Es war im Jahre 1849. Über ein Dutzend Bühnenarbeiten, darunter »Die Lombarden«, »Ernani« und »Die Schlacht von Legnano«, hatte der Musik-Geladene schon hinausgeschleudert. Wenn auch noch kein ganz großer Wurf gelang, so kündete sich immerhin der starke Erfolg an. Er hoffte ihn mit Schillers Hilfe der Neapeler Oper aufzuzwingen. Er fühlte sich im Besitz der Vollkraft. Flammte doch nur zwei Jahre später in rascher Folge das Dreigestirn Rigoletto — Troubadour — Traviata auf! Man stelle sich vor, wie einem Schöpfer zumute ist, der drei solcher Kapitalwerke bereits mit sich herumträgt. Und nun soll schnell zuvor Luisa Miller ans Licht. Kein Wunder, daß sie zahllose Einzelzüge dieser drei Meisteropern aufweist. Hier eine Stretta, die sich später im Troubadour zur Lebensgröße auswächst. Dort eine Germont-Stimmung nach Traviata, die beinahe als Probe aufs Exempel gelten könnte. Dann wieder unheimliche Flüstereingebungen, frei nach Rigoletto und Troubadour. Mit andern Worten: diese Luisa Miller trägt kein rechtes Eigengesicht. Sie zeigt die Verwandtschaftsmerkmale dreier nahen Zeitgenossen. Und doch ist gerade in diesem Werk der Anlauf zu einer stärkeren Einzelcharakteristik genommen, wie sie bisher von Verdi nur gelegentlich gestreift worden war.

Die Darstellung mußte auf Überwindung der Schwächen angelegt werden. Kapellmeister Zweig, der seine energische Führerkraft bewährte, tat sein möglichstes, den dem bel canto nicht völlig gewachsenen Sängern den rechten Impuls einzuflößen. Der Kreis der Verdi-Freunde erfuhr jedoch keine wesentliche Erweiterung. Wilhelm Kleefeld.

Emil Nikolaus v. Rezniceks „Satuala" in Leipzig

Seit seinem ersten großen Opernerfolg mit »Donna Diana« steht E. N. v. Reznicek unter den zeitgenössischen deutschen Opernkomponisten an vielbeachteter Stelle. Und so oft er auch seit jenem Werk sich auf der deutschen Opernbühne zu Worte meldete, immer fand er williges Gehör. Eine Zeitlang, etwa als sein »Blaubart« erschien, hatte es den Anschein, als ob er in das Lager der radikalen Moderne übergehen wolle; doch schlugen die folgenden Werke wieder eine weit gemäßigtere Richtung ein. Sein jüngstes Werk, die an der Leipziger Oper aufgeführte »Satuala«, gehört sozusagen zum täglichen Brot, wie es die Opernbühne braucht. Sie wirft weder textlich noch musikalisch irgendwelche tieferen Probleme auf. Aber sie weiß in allen ihren Teilen das Publikum zu fesseln und gibt Zeugnis von der tiefen Kenntnis, die der im 68. Lebensjahre stehende Komponist sich von der Technik der Bühne erworben hat.

Nach Hawai führt uns die Handlung. Zurück in die Zeit, da die einsam im Weltmeer ruhende Insel die Segnungen moderner Kultur erfahren soll. Noch hat man über jungem Christentum die alten Götter nicht vergessen; noch leben Eingeborene, die den weißen Fremdling hassen. Einer der Häuptlinge hat seine Stammesgenossen zum letzten verzweifelten Widerstand gegen die Eroberer aufgestachelt, tötet den Priester und will, beim nächtlichen Fest der Königin, die kleine Besatzungstruppe überfallen und vernichten. Eine schöne Insulanerin, Satuala, soll mit Liebesgetändel den Kapitän des Landungskorps so lange hinhalten, bis alles zum ent-



Aufn. Pieperhoff

Bühnenbild aus der Oper »Satuala« von E. N. v. Reznicek (Leipziger Stadttheater)

scheidenden Schlag vorbereitet ist. Aber aus dem Getändel wird Ernst. Im letzten Augenblick verrät das liebende Mädchen den Plan, der dadurch scheitert. Aus Rache gesteht der gefangene Häuptling dem Admiral den ganzen Zusammenhang. Satualas Geliebter, von seinem Führer zur Rede gestellt, weiß aus diesem Konflikt zwischen Ehre und Liebe keinen andern Ausweg als den freiwilligen Tod. Satuala, zur Verräterin am eignen Stamm geworden, folgt ihm darin nach; ihre kindliche Schwester bleibt unbehütet zurück.

Man sieht: eine reichlich unproblematische, mit Dolch, Pulver und Blei nicht sparende Mär. Aber ein rechter Opernkomponist wie Reznicek weiß auch einem solchen Stoff musikalisch dankbare Seiten abzugewinnen, weiß alle Härten zu mildern, weiß das gleichgültige Einzelschicksal dem Menschheitsempfinden harmonisch einzugliedern. Die Musik gibt allen diesen Figuren reiches Leben, adelt ihre primitiven Reden und Taten. Es liegt ein eigner Reiz über dieser Partitur, befremdend und anziehend zugleich. Meisterhaft ist in allen Teilen die Schilderung des fremdländischen Milieus. Wenn Reznicek sein Orchester mit einem breit gesponnenen Unisono beginnen läßt, wenn er daran Chöre von ureigner, kaum bewegter Harmonik schließt, aus denen zunächst aphoristisch, dann immer mächtiger und gebundener, Einzel- und Zwiegesänge sich eindrucksvoll lösen, dann ist eine Atmosphäre geschaffen, deren starker Stimmungsgewalt sich kein Hörer entziehen kann. Einen sehr wesentlichen Beitrag zu dieser musikalischen Milieuschilderung bedeutet die ungemein charakteristische Gestalt der Schwester Satualas, der vom Komponisten volksliedmäßige Gesänge in den Mund gelegt sind, so täuschend echt in der Wirkung, daß man fast an hawaische Originalmelodien glauben möchte. Daß ein solcher Vorwurf in irgendeiner Form auch dem Jazz zu seinem Recht verhelfen würde, war vorauszusehen; aber gerade hier zeigt sich die hohe Kultur der künstlerischen Persönlichkeit Rezniceks am deutlichsten. Wenn (beim nächtlichen Fest des zweiten Aktes) die Eingeborenen ihre tänzerischen Künste zeigen, dann erklingt, sehr diskret und dem Bild der Gesamtpartitur organisch eingefügt, Jazzmusik im Orchester und auf der Bühne. — Den Dramatiker Reznicek lernt man in der scharf konturierten musikalischen Zeichnung der führenden Rollen des Werkes kennen, am besten in der von echter Leidenschaft durchpulsten Hauptpartie der Satuala. Unnötig zu sagen, daß Reznicek virtuos zu instrumentieren versteht, daß sein Orchesterkolorit eine schier unerschöpfliche Palette hat.

Die Leipziger Oper bestand bei dieser Uraufführung in höchsten Ehren. Das Orchester und die Sänger entwickelten unter der dämonisch glutvollen Stabführung Gustav Brechers ihren ganzen, nicht leicht zu übertreffenden Wohllaut. In der Hauptrolle gab Marga Dannenberg eine Probe ihres hohen schauspielerischen und gesanglichen Könnens. Gute Bühnenbilder von stärkstem farbigem Reiz und außerordentlicher Stimmungsgewalt hatte der um Leipzig schon mehrfach verdiente Paolos Aravantinos geschaffen, während die Inszenierung in den Händen Walther Brügmanns lag, der seine weite Phantasie wiederum einer dankbaren Aufgabe dienstbar machte.

Dr. Adolf Aber.

Literarische Rundschau

Wozu kaufte oder brauchte man früher eine Blütenlese oder Anthologie, wie man noch vor dreißig Jahren lieber sagte? Für die Schule, insbesondere die Deklamationsaufgaben, die etwa allmonatlich einmal zu erfüllen waren, und für Geschenke, insbesondere zur Firmelung oder Einsegnung, vielleicht auch zu Backfischgeburtstagen. Daher die bei ihnen lange anhaltende Vorherrschaft des Geschichtlich-Lehrhaften auf der einen, des Religiös-Gefühlsseligen auf der andern Seite. Dann kamen Zeiten, die solche Fesseln sprengten. Man fand es einer freien dichterischen Schöpfung unwürdig, sich zum Vorspann des Geschichtsunterrichts oder der Moral gebrauchen zu lassen, und gab nicht zuletzt jenem sentimental angehauchten Geschenkzweck die Schuld, wenn die Lyrik immer mehr zu einer Backfisch- oder Pubertätsangelegenheit gestempelt wurde. Aber wie dagegen ankommen? Man versuchte es mit prunkvoller Ausstattung, mit Prachteinband, mit künstlerischem Druck und Bilderschmuck — vergebens! Besserung war auch hier nur von innen her zu schaffen.

Einer der ersten, die das erkannten und entschlossen ans Werk gingen, war Ferdinand Avenarius, mitnichten ein Mann der »Oberflächenkultur«, zu dem man ihn hat herabsetzen wollen. Sein »Hausbuch deutscher Lyrik« (das freilich von Theodor Storms viel zu früh aufgegebenem »Hausbuch« mehr als den Titel entlehnte), sein »Fröhliches Buch« und namentlich sein »Balladenbuch« fanden neue Wege für die Auswahl, Anordnung und Ausstattung, und siehe da! die Anthologie oder Blütenlese war auf einmal eine ernste literarische Erscheinung auf dem Büchermarkt geworden, die in die Hand zu nehmen und ins Fach zu stellen sich auch der Erwachsene und Gebildete nicht mehr zu schämen brauchte. Da waren keine Schulanklänge mehr, da waren sogar alle literarhistorischen Zwecke über Bord geworfen, da sollte nicht mehr dem Lernen, sondern dem Leben gedient werden, dem Innenleben der Gedichte, dem Innenleben des Lesers. Drum auch die Anordnung nach dem Lebensgehalt der Dichtungen: Natur; Schuld und Sühne; Liebesleid; Rätseln und Träumen; Sehnen und Hoffen. Auf diesen Bahnen kamen die Avenariusschen Anthologien, voran das Balladenbuch, zu ihren erstaunlichen Erfolgen, auch da, wo man sich sonst vor solchen Büchern Augen und Ohren zuhielt. Ein klein wenig mag zu solcher Ehrenrettung der Blütenlesen auch die neuartige Ausstattung beigetragen haben. Keine für den Zweck eigens hergestellte Illustrationen, von denen man sich bei der damaligen Abneigung der echten Künstler gegen sie wenig Gutes hätte versprechen können, sondern freie Auswahl von schon vorhandenen Gemälden und Zeichnungen, die nun von selbst vor jener fatalen Verplattung und Vernüchterung geschützt waren, der sich bestellte Illustrationen so schwer zu entziehen vermögen.

Ein solches Buch neu zu bearbeiten, zu erneuern und zu vermehren, ist keine kleine Aufgabe. Es gehört Mut und Selbstvertrauen, mehr aber noch Pietät und ein durch des Meisters Schule gegangener Kunstgeschmack dazu. Der Lyriker Hans Böhm, einst von Avenarius selbst entdeckt und gefördert, hat in der neuen Ausgabe des Balladenbuches (171. bis 176. Tausend; München, Georg D. W. Callwey; in Ganzleinen geb. 7,50 M.) beides bewährt. Mut und Selbstvertrauen, indem er für die Ergänzung die Wege des in die Ferne, ins Geheimnis und Abenteuer, ins Seelische und Kosmische drängenden Zeitwillens ging; Pietät und bewährten Kunstgeschmack, indem er sich von seinem Vorgänger den Grundsatz des »Dienstes am Leben«, der volkstümlichen Verbindung von künstlerischen und praktischen Rücksichten, zu eigen machte. Ob es dafür auch nötig war, den künstlerischen Bilderschmuck von Grund auf zu erneuern, läßt sich bezweifeln. Vielleicht war der ältere etwas zu romantisch; dafür ist der neue, der sich mit gutem Recht an die deutsche Graphik hält, sicherlich zu streng und zu herb für ein so volkstümlich gedachtes Buch.

Elementare gesellschaftliche Bedürfnisse, auch des Büchermarktes, lassen sich, mögen sie im Laufe der Zeit noch so trivial geworden sein, auf die Dauer nicht ausschalten. Immer wird die Zeit der jungen Liebe nach einem Liebesliederbuch verlangen, immer werden ernstgerichtete Eltern, Lehrer und Erzieher, die ja wohl auch die »neue Jugend« nicht abschaffen kann, für den Eintritt des jungen Menschen ins selbständige Leben nach einem Buche suchen, das ihm den Ernst des Lebens und die Unentbehrlichkeit idealer, ins Hohe und Ewige, mit einem Wort ins Religiöse flüchtender Gedanken und Stimmungen nahebringt. So wird auch Paul Th. Hoffmanns umfangreiche Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Zeiten, genannt »Das Göttliche« (ebenda; in Ganzleinen geb. 8,50 M.), aus dem herkömmlichen Bedürfnis erwachsen sein, den Werdenden unter uns ein »Konfirmationsbuch« zu bieten. Ein gutes selbstverständlich, ein geistig und künstlerisch gehobenes, eins, das schon die vertiefte, zugleich freiere und tätigere Religiosität unsrer durch so viele schwere, tragische Erlebnisse geschrittenen Zeit in sich gesogen hat. Frei von allem Dogma, darf sich dieser mit Ernst und Fleiß aufgeführte Bau doch ein religiöses Erbauungsbuch für Menschen nennen, »die nach Festigung, Vertiefung und Erneuerung ihrer Weltanschauung streben«.

Und — gleich dem gesellschaftlichen — läßt auch das historische Interesse sich aus solchen Sammelbüchern nicht unwiderruflich verbannen. Es zu retten und zu rechtfertigen, ist sogar ein Lyriker der jüngeren Generation, ein sonst durchaus eigenwilliger Geist, auf die Schanze gesprungen. Ernst Lissauer hat sich für seine Sammlung deutscher bürgerlicher Dichtungen von 1770 bis 1870, betitelt »Der heilige Alltag« (Berlin, Propyläenverlag), ein dreifaches Ziel gesetzt: gute Gedichte sammeln; die innere Verbundenheit wesentlicher Dichter, über Landschaften und Folge der Generationen hinaus, sinnfällig darstellen; das Gemälde einer Kultur entwerfen, die nicht zufällig gerade im lyrischen Gedicht sich abgespiegelt hat. Das nenn' ich ein Stück deutscher Kulturgeschichte in einem Strauß Gedichte schreiben. »Bürgerlich« bedeutet hier nicht nur eine Umgrenzung nach Stoffen und Ständen, sondern auch nach Stimmungen: eine gewisse Höhenlage und Dynamik der Empfindung sollte in dieser Sammlung nicht überschritten werden. Auch hier war Storms »Hausbuch« Anstoß und Vorbild, selbst insofern, als »zwischenhinein auch wohl das Hausbackene (Schmidt von Werneuchen!) Aufnahme gefunden hat, sofern darin ein warmes Stück Menschenleben und dann gelegentlich und wie von selbst auch ein Stück Poesie zum Vorschein kommt«. Nach Art der Avenariusschen Sammlungen schmückt sich dieser Band mit künstlerischen Bildern, doch ist hier Text und Bild enger und innerlicher verbunden, schon deshalb, weil meistens zeitgenössische Bilder gewählt sind und der häuslichen Poesie der Zeit eine gleichgeartete Kunst der Malerei und Zeichnung zur Seite schritt.

Wie hier Storm, so hat für ein der Gegenwart noch enger auf den Leib rückendes Sammelbuch Mörike den Taufpaten abgegeben. »Rückkehr nach Orplid« nennt Martin Rockenbach den Band Dichtungen, den er aus unsrer Zeit gesammelt und ästhetisch und biographisch eingeleitet hat (Essen, Fredebeul & Koenen; in Ganzleinen geb. 5,50 M.). »Wir alle«, sagt er im Vorwort, »suchen nach Orplid ... Orplid ist überall möglich. Seine Gefilde breiten sich selig über die von wirrem Geschrei widerhallenden Länder der irdischen Welt. Orplid taucht auf, wo Selbstbesinnung das Zauberwort gibt. Das Zauberwort aber heißt Stille.« Und wie heißen die Dichter, die hier — mit Lyrik und Prosa — zu Worte kommen? Um nur einige, aber die markantesten zu nennen: Ernst Bertram, Otto Brües, Theodor Däubler, Gerrit Engelke, Joachim v. d. Goltz, Kurt Heynicke, Jacob Kneip, Heinr. Lersch, Lissauer, Molo, Ponten, Schaukal, Schmidtbonn, Sorge, Winckler, Zerkaulen. Es kann nicht behauptet werden, daß die hier ausgewählten Proben immer gerade das Bezeichnendste und Unterscheidendste aus der Dichtung der Beiträger treffen. Aber daß auch in der Dichtung der Gegenwart ein starker Zug zur Innerlichkeit, zur Sammlung, zur Reife und Ruhe zu bemerken ist, läßt sich nach dieser Auslese nicht mehr leugnen.

Neben den Geschichtsperioden behauptet sich als ordnendes und gliederndes Prinzip nach wie vor die Landschaft, und da ist es kein Zufall, daß auf Kosten der süd- und mitteldeutschen nun schon seit geraumer Zeit die niederdeutsche Landschaft in den Vordergrund getreten ist. Gewiß, sie ist spröder, zäher und widerstrebender als die andern und bei weitem nicht so kulturgesättigt, aber gerade diese Widerstände und Hemmnisse haben ihrer Dichtung eine Strenge, Tiefe und Tragik, jedenfalls eine Charakterprägung gegeben, die den Forderungen künstlerischer Gestaltung nicht wenig entgegenkommen.

Eine alle bedeutenden plattdeutschen Lyriker alter und neuer Zeit vom Niederland bis Ostpreußen umfassende Sammlung stellt das von Albr. Janssen und Joh. Schräpel herausgegebene Hausbuch niederdeutscher Lyrik dar (München, Georg D. W. Callwey; in Ganzleinen geb. 8 M.). Nach dem Vorbild von Avenarius, das hier ja so nahe lag, sind die nach rein künstlerischen Gesichtspunkten ausgewählten Dichtungen harmonisch zu lebensvollen Zyklen geordnet. Kein bedeutender plattdeutscher Dichter fehlt, besonders stark aber ist das Volkslied und unter ihnen wiederum das Liebeslied vertreten. Prof. Dr. Conrad Borchling, der Lehrer für niederdeutsche Sprache und Literatur an der Hamburger Universität, hat eine einleitende Abhandlung über die geschichtliche Entwicklung der niederdeutschen Lyrik beigesteuert, und für hochdeutsche Leser findet sich im Anhang ein plattdeutsches Wörterverzeichnis mit den nötigen Verhochdeutschungen.

Das Zwillingsbuch dieser Sammlung, das von denselben beiden Herausgebern besorgte Niederdeutsche Balladenbuch (ebenda; in Ganzleinen geb. 8 M.), greift in einen noch reicheren und kostbareren Schatz, weil hier nach niederdeutschen Stoffen, nicht allein nach plattdeutscher Form gesammelt worden ist. Storm, Liliencron, Löns, Lulu von Strauß u. Torney, Börries von Münchhausen — sie haben ihre Balladen hochdeutsch geschrieben, aber wer möchte gerade sie in einem niederdeutschen Balladenbuche missen? Selbstverständlich ist auch hier das Volkstümliche, also die uns ohne Dichternamen überlieferte Volksballade, zu ihrem vollen Recht gekommen. Mit den Federzeichnungen von Prof. Bernhard Winter, dem sonst künstlerische Beherrschung des niederdeutschen Stoff- und Stimmungsgebietes gewiß nicht abgesprochen werden darf, kann ich mich nicht überall befreunden. Ihre Herbheit steigert sich manchmal zur Härte und Nüchternheit, und

darunter leidet das Phantastisch-Geheimnisvolle, das die Dämmerpfade der Ballade begleitet.

Ganz neue Gliederungs- und Gruppierungsmale beobachtet eine Gabe der Fehrs-Gilde, also der dem Gedächtnis und der Anerkennung des niederdeutschen Erzählers Johann Hinrich Fehrs († 1916) gewidmeten Vereinigung. Ihre Anthologie »Niederdeutsche Dichter und Denker« (Braunschweig, Westermann; in Ganzleinen geb. 6,60 M.) stellt sich die Aufgabe, niederdeutsches Wesen durch Dichter- und Denkerwort zu umreißen, gerade aus der Zeit, wo das Niederdeutsche sich noch mehr unbewußt als bewußt und gewollt kundgibt. Das wäre noch nichts Neues. Auch die hier stark betonte Tatsache, daß es ein niederdeutsches Stammestum gibt, das sich in allen Lebensäußerungen des niederdeutschen Menschen bekunden muß, also auch in der Kunst und Literatur, ließe sich schwerlich eine neue Entdeckung nennen. Aber die Forschungen der neueren Rassenkunde, wie Ernst Kretzschmers Lehre vom Körperbau und Charakter, Nadlers Lehre von der »Vertikallinie«, die von der Dichterpersönlichkeit hinführt zu der allgemeinen geistigen Grundlage, der diese Persönlichkeit entsproß, nämlich zu Stammestum und Deutschtum — diese und ähnliche Kriterien geben der Sammlung ein ganz neues Gesicht. Die Sammlung (mit Bildnissen) umspannt anderthalb Jahrhunderte (1700—1850), wird aber, da es ihr um Gehalt und Auffassung, weniger um die Form zu tun ist, nur aus hochdeutschen Schriften der niederdeutschen Schriftsteller bestritten und kann deshalb alle die bevorzugen, die mit am Charakter der Zeit und des deutschen Lebens gearbeitet haben.

Niederdeutschland hat es in der Kinderstube Mutter Germanias in letzter Zeit gut gehabt; ja, man darf sagen, es ist vor andern deutschen Stämmen und Landschaften regelrecht verwöhnt worden. Daher ist ihm denn auch der Kamm etwas geschwollen, so daß es manchmal scheinen konnte, als wolle das Aschenbrödel von einst seiner hochdeutschen Schwester die Krone vom Haupte reißen. Wir sollten doch nicht vergessen, daß auch jenseits der Berge noch Deutsche wohnen, und daß sie, losgesplittert vom Mutterstamm und in ein fremdes Volkstum, eine fremde Sprache und Kultur nicht immer sanft gebettet, unsrer Bruderhand, ihres warmen Druckes und ihrer hilfreichen Stütze bedürfen. Insbesondere die Kolonialdeutschen in Südosteuropa fühlen sich den Reichsdeutschen, seit die mehr trennende als verbindende Brücke Österreich gefallen ist, näher und hingegebener als zuvor. Deshalb begrüßen wir dankbar jeden redlichen Versuch, uns mit ihnen, ihrem Fühlen, Denken und Dichten in Verbindung zu setzen, zumal wenn er schon für sich kritische Auslese hält und nicht glaubt, daß Kunst jemals allein mit guter Gesinnung zahlen könne. Die zehn literarischen Bildnisstudien siebenbürgisch-sächsischer Dichter der Gegenwart, die Karl Kurt Klein in seinem Bändchen »Ostland-Dichter« entwirft (Kronstadt, Klingsor-Verlag), halten dieses Maß, und deshalb werden sie mit ihren 90 Seiten mehr für den geistigen Zusammenschluß deutschen Wesens tun als Kleins vor Jahresfrist erschienenes weit umfangreicheres Buch »Die deutsche Dichtung Siebenbürgens im Ausgange des 19. und 20. Jahrhunderts«, das mehr historisch als kritisch verfuhr.

Nicht nur ein Entdecker und Wegbereiter junger Begabungen, auch ein Bewahrer alter Kostbarkeiten, über die sich nur zu leicht der zerfressende Rost der Jahre legt, soll die gute Anthologie sein. Deshalb begrüßen wir in ihrer Gesellschaft mit Freude die Auswahl, die Wilhelm von Scholz in einem zierlichen Bändchen des Seldwyla-Verlages in Zürich aus den Minnesängern der Schweiz getroffen hat. Hier begegnen uns außer dem durch Gottfried Keller bekannt und berühmt gewordenen Meister Hadloub durchweg unbekanntere Namen, was jedoch kein Maßstab für den Wert ihrer Verse ist. Scholz gibt oder riskiert — denn Übertragungen aus einer Sprachstufe in die andre gehören zum Schwersten aller Übersetzungskunst — Verhochdeutschungen, aber er setzt jedesmal unmittelbar neben seine modernen Fassungen die mittelhochdeutschen Texte und führt so an sanfter und doch fester Hand zum Verständnis und Genuß der Originale, so frei meistens seine Nachdichtungen auch sind. F. D.

Mitteilungen

In die Bildunterschrift auf Seite 426 des Dezemberheftes 1927 hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Statt Litauer Straße muß es heißen: Libauer Straße. Unsre Leser im Memelland legen Wert darauf, daß dieser Druckfehler berichtigt werde: »Es liegt uns Deutschen in Memel«, heißt es in ihren Zuschriften, »viel daran, hier keine Litauer Straße zu haben.«

Der Name des Künstlers, dem wir die farbigen Abbildungen zu dem Aufsatz »Das Kind und das Spielzeug« im Dezemberheft verdanken, heißt Werner von Houwald, nicht Honwaldt, wie versehentlich in der Überschrift gedruckt worden ist.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alfred Sattler in Braunschweig.
Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Westermanns Monatshefte



Februar 1928

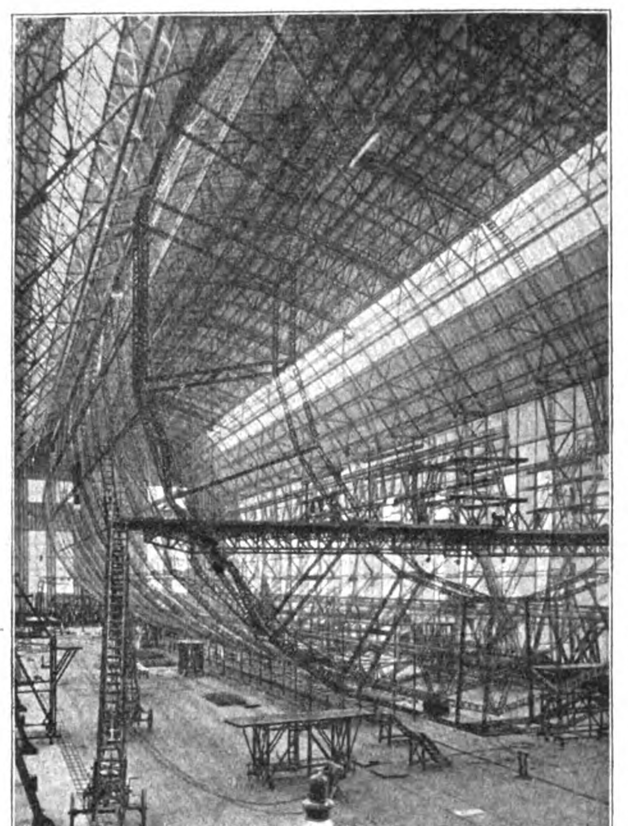
72. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Bilder aus der Zeit

Das größte deutsche Luftschiff

geht auf der Zeppelinwerft in Friedrichshafen am Bodensee seiner Vollendung entgegen. L. Z. 127, der 117. in Deutschland gebaute Luftkreuzer, soll als Verkehrsluftschiff für die Beförderung von Fahrgästen und Frachten über weite Strecken dienen und dadurch zugleich die Möglichkeit eines Überseeverkehrs mit Luftschiffen beweisen. Bevor das gewaltige Fahrzeug an die spanische Gesellschaft „Colon" verchartert wird, die mit ihm im Herbst dieses Jahres den Überseedienst zwischen Sevilla und Buenos Aires eröffnen will, hat es unter Führung seines Erbauers, Dr. Eckener, noch die Gefahren einer Weltreise und die Eignungsproben für eine Reihe technischer Neuerungen zu bestehen. Als Betriebsstoff wird ein Kohlenwasserstoffgas verwendet, von dem ein Kubikzentimeter mehr Explosivkraft entwickelt als ein Kilogramm Benzin. Die fünf über je 530 Pferdestärken verfügenden, in Einzelgondeln untergebrachten Maybachmotoren sind für den üblichen Brennstoff wie auch für das neue Gas eingerichtet. Die Länge des Luftschiffes beträgt 235 Meter. Mit äußerster Maschinenkraft wird eine Eigengeschwindigkeit bis zu 128 Stundenkilometern erreicht. 26 Mann Besatzung versorgen den technischen Betrieb und die Passagiere, denen ein großer Aufenthalts- und Speiseraum sowie eine elektrische Küche zur Verfügung stehen. Im Innern des Schiffskörpers liegen zehn Wohnkammern, die Waschkabinen und die Laderäume.





Aufn. Ganzemüller, Herford

Bilder aus der Zeit

Ein neues Kriegsgedenkmal

wurde zu Ausgang des vorigen Jahres in Herford i. W. eingeweiht. Sein Schöpfer, der in Herford ansässige Bildhauer Ernst Paul Hinckeldey, von dessen plastischen Werken an dieser Stelle früher schon einige Proben gezeigt worden sind, gehört zu den jüngeren Bildkünstlern und wurde 1893 in dem thüringischen Städtchen Arnstadt geboren. Nachdem er die Berliner Akademie als Meisterschüler durchlaufen und seine Ausbildung in der Reichshauptstadt abgeschlossen hatte, erhielt er den Rompreis, den Großen Staatspreis für Bildhauer und mancherlei andre Auszeichnungen, mit denen seiner Kunst früh öffentliche Wertschätzung entgegengebracht wurde. Das in unsrer Abbildung gezeigte Ehrenmal versucht mit gutem Gelingen das Opferleid des Krieges in einen symbolischen plastischen Ausdruck zu fassen, den gefallenen Söhnen der Stadt zum Gedächtnis, den Lebenden zur Erinnerung und Mahnung. Der sterbende Jüngling dieser strenglinigen Gruppe hält noch in der Rechten das zerbrochene Schwert. Aus der Gebärde helfender Obhut, mit der der Vater den Hingesunkenen stützt, spricht der stumme Menschheitsschmerz, von dem ein Tropfen in das Wesen jedes von der Kriegsnot Angerührten gefallen ist, und zugleich die zum Glauben geläuterte Hoffnung auf ein besseres Morgen.



Aufn. Scherl

Bilder aus der Zeit

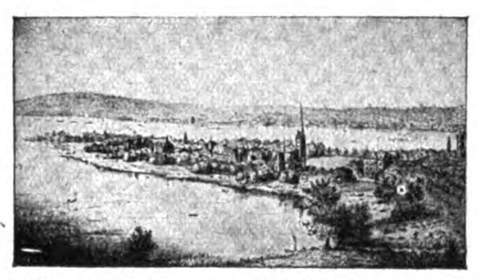
Eine Kirchen-Ehrenmünze

Der Kirchensenat der evangelischen Kirche der altpreußischen Union hat eine Münze zur Auszeichnung hervorragender kirchlicher Leistungen geschaffen. Die in unsrer Abbildung wiedergegebene Vorderseite zeigt die aus dem Strom aufragenden Kirchen Wittenbergs, darunter Lutherrose und Fische. Als Sinnspruch zu seiten des die Türme der Lutherstadt überragenden Heilandkreuzes ist das Wort Johanni gewählt worden: Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren. Die Rückseite dieser von dem vielseitigen Berliner Bildhauer Prof. Hermann Hosaeus entworfenen Münze trägt das Kirchensiegel und den Namen der Union.



Steiff-
Knopf im Ohr
Tiere
die herrlichen weichen
Spielzeugschöpfungen
mit dem natürlichen
Gesichtsausdruck bereiten
dauernde Freude.
Ihre überragende Schönheit
und Qualität ist
weltbekannt.
Überall zu haben
Prospekte kostenfrei
Margarete Steiff
G. m. b. H.
Giengen a. Brenz 43
(Württemberg)

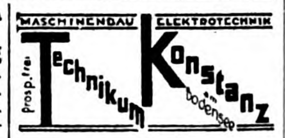
Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen



Unterrichts- und Erziehungsanstalten der Hoffbauer-Stiftung
Potsdam - Hermannswerder 14
Säuglingsheim, Kindergarten, Oberlyzeum (Univ.-Reife), Frauenschule u. Lehrgang für technische Lehrerinnen (Staatl. Berecht.)

RACKOWs
kaufmännische Privatschulen
Berlin W, Wilhelmstr. 49, Tauentzienstr. 1, Alexanderstr. 50
Hamburg, Glockengießerwall 19 — **Dresden**, Altmarkt 15
Hannover, Sophienstraße 6 — **Köln**, Agrippastraße 13
Magdeburg, Bismarckstraße 4 — **Stettin**, Bismarckstr. 6
Vor- und Fortbildung von Damen und Herren für den allgemeinen und höheren kaufmännischen Beruf
Prospekt, Auskunft, Pensionsnachweis frei.

Pädagogium Neuenheim Heidelberg
Kleine Gymn. u. Real-Klass. **Sexta bis Reifeprüfg. Sport.** Förderg. körperl. Schwacher. Gute Verpfl. durch eig. Landwirtschaft. **Prüfungserfolge.**



Leipzig **Deutsche Buchhändler-Lehranstalt** / Buchhändlerhaus
Ostern 1928: Neuer Jahreskursus für hochschulm. Ausbildung in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch für Damen u. Ausländer. Satzungen u. Lehrpl. geg ½ GM. d. Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel**.

Hochschule für Musik in Sondershausen
Dirigieren, Gesang, Klavier, Theorie sämtlicher Steich- und Blasinstrumente usw. Vollständige Ausbildung für Oper und Konzert. Prüfungen unter staatlicher Aufsicht Mitwirkung im staatlichen Lohorchester, Freistellen für Bläser und Streichbassisten. — Eintritt: Ostern, Oktober und jederzeit. — Prospekt kostenlos.

Bildungsheim
für junge Mädchen
der
Schule Hellerau-Laxenburg
Schloß Laxenburg bei Wien

Wissenschaftl. Unterricht, Sprachen
Haushaltung, Körperbildung.

Vorbereitung für das Rhythmisch-Gymnastische Seminar.
Großer alter Park. Vielerlei Sportgelegenheit.
Illustrierter Prospekt Nr. 4 durch das Sekretariat.

Kassel / Töchterheim Salfeldt Wissenschaftl. u. hauswirtschaftl. Ausbildg. ADT

Plön (Holsteinische Schweiz) **Hauswirtschaftliches Töchterheim Seidel**
bietet Gewähr für gründl. Ausbildg. Kleiner Kreis. Beste Verpfleg. Sport, Geselligk., Wissenschaft a. Wunsch. Erstkl. Ref. Prosp. d. d. Vorst.

Kassel-Wilhelmshöhe **Töchterheim des Evangelischen Diakonievereins a. Brasselsberg.**
Staatl anerk. Haushaltungsschule in schönst. gesund. Lage, am Fuße des Habichtswaldes. Gr. Gart., Haus mit all. neuzeitl. Einrichtg. Gründl. prakt. u. theor. Ausbildg. in Hаush., Küche, Handarbeit., Weißnähen u. Gartenarbeit. Sittl. u. geistige Fortbildg. Berufsberatg. Auf Wunsch Sprach-, Zeichen-, Musik- u. Tanzunterr. **Semesterbeginn: April und Oktober. Semesterpr.: 800 M.** Näher. d. die Leiter. Marg. Wiederhold.

Schwer erziehbare Töchter aus gebildeten Familien (13–20 Jahre alt) finden Aufnahme im **Pensionat Marienheim, Hamburg 20, Anscharhöhe.** Prosp. durch die Hausmutter, Diakonisse Alwine Scheel.

Pädagogium Lübeck, Am Burgfeld 10. **Privatschule für Knaben und Mädchen.**
Vorbereitung für sämtliche Prüfungen — Sexta bis Abitur aller Schulsysteme. **Erstklassig geleitetes Internat.** M. Gerhardy.

Der Arbeitsbund Deutscher Töchterheime

(eingetragener Verein) verpflichtet s. Mitglieder zu **ernster Arbeit** an der vertieften Weiterbildung u. Erziehung junger Mädchen.

Dem Arbeitsbund angehörende Mitglieder führen in ihren Ankündigungen das Zeichen ADT

Die Mitgliederliste ist anzufordern bei der Schriftführerin, Eisenach, Bismarckstraße 14

Goslar a. H. / Töchterh. Holzhausen
Gegr 1902. Gedieg. Ausbild i. all. Fäch.: wissensch., hauswirtsch., gesellschaftl. Ziel: Frauenlehrjahr. Prosp. d. d. Vorst. Frau E. Holzhausen.

Schenkt Kindern Westermanns Jugendbücher

INGENIEURSCHULE
ALTENBURG TH.
STAATSKOMMISSAR
MASCHINENBAU · ELEKTROTECHNIK
AUTOMOBIL- u. FLUGZEUGBAU
PROGRAMM AUF WUNSCH

TECHNIKUM STRELITZ · MECKL.
Hoch- u. Tiefbau, Betonb., Eisenb., Flugzeugb., Maschinenb., Autobau, Heizg. u. Elektrot. Ingenieure u. Techniker. Progr. fr.

Gnadau b. Magdeburg
Evangelische Brüdergemeine
Höhere Mädchenschule und Lyzeum
(mit zwei Schülerinnenheimen auf dem Lande).
Oberlyzeum neuen Stiles (mit Schülerinnenheim.
Abiturientenprüfung vermittelt die gleiche Berechtigung wie das Oberrealschulabiturium.
Sorgfältige Charakterbildung auf christlicher Grundlage.
Große Gärten und Spielplätze. — W. Hafa, Direktor

U. E. N.
Unterrichts- und Erziehungsanstalten-Nachweis
Bitte beachten Sie Seite 10

Unterrichts- u. Erziehungsanstalten-Nachweis

Bildungsanstalten für Schülerinnen

Oberlyzeen und Studienanstalten. Aufbauschulen und Lehrerinnenbildungsanstalten

Oberlyzeum, Schülerinnenheim Gnadau bei Magdeburg.

Erziehungsheime. Hoffbauer-Stiftung, Potsdam-Hermannswerder.

Lyzeen / Höhere Mädchenschulen und Mittelschulen

Landerziehungsheim für Mädchen Breitbrunn a. Ammersee (Oberb.), gegründet 1904; mit groß. Garten am Seeufer u. eigen. Landgut von 200 Morgen. Aufnahme finden Mädchen von 9 bis 16 Jahren.

Lyzeum. Höh. Mädchensch., 2 Schülerinnenheime Gnadau b. Magdeb.

Privatschule mit Internat, Lübeck.

Erziehungsheime. Hoffbauer-Stiftung. Potsdam-Hermannswerder.

Töchterheime

Frauenschulen/Fortbildungsschulen/Haushaltungsschulen

Töchterbildungsheim Lohmann, Thale am Harz, gegr. 1902. ADT.

LOCARNO / Töchter-Institut CASTELLO-BIANCO.

Altenburg i. Th., Charlottenheim. Töchterheim u. Haushalt.-Schule.

Aschaffenburg: Edelinenhaus Töchterheim der Math.-Zimmer-Stiftg.

Berlin-Nikolassee: Annenhaus, u. Bln.-Zehlendorf: Ottilienhaus der Mathilde-Zimmer-Stiftung e. V.

Töchterh. Deckert, Blankenburg/H.

Dresden-Hellerau: Nietschel-Schillinghs. d. M.-Zimmer-Stiftg.

Töchterheim Elsa Beyer, Eisenach, staatl. anerk. — Frauenschulplan.

Eisenach: Töchterheim Feodora, ADT., M. Bottermann.

Eisenach: Johannahs., Irmgardhs. u. Marienhs. d. M.-Zimmer-Stiftg.

Heidelberg, Töchterh. Scheffelhöhe.

Töchterheim Salfeldt, Kassel.

Erziehungsheime. Hoffbauer-Stiftung Potsdam-Hermannswerder.

Töchterheim Bischofswerda/S., Dr. Langestr. 2, Ausbildg. i. Haushalt.

Gernrode-H., Töchterh. Doerweg.

Godesberg/Rh., Haus Flora ADT. Erstkl. Töchterheim A. H. Frenzel.

Frauenschule Neudietendorf

Kassel-Wilhelmshöhe: Töchterheim des Evang. Diakonievereins am Brasselsberg f. Inf.

Hauswirtschaftliches Töchterheim Seidel, Plön (Holstein. Schweiz).

Haushalt.-Pens. Frau A. Schlüsselburg, Müllheim/B. b. Badenweiler (südl. Schwarzw.) Prosp. u. Ref.

Evang. Töchterheim Groos, Luftkurort Laasphe, Westf. Sauerland.

Kass.-Wilhelmshöhe: Elisabethenhaus, Katharinenhs. u. Luisenhs. der Mathilde-Zimmer-Stiftung.

Weimar: Charlottenh. u. Mathildenhaus d. Math.-Zimmer-Stiftg.

Lausanne: Pens. Heuser, av. Simplon.

Bayr.-Gmain/Obb. Töchterheim Gut Hohenfried, herrl. Gebirgsl. Vorn. christl. Haus. Frfr. v. Roeder.

Waltershausen/Thür. W., Haush.-Schule Köbitz. Schuldir. Pietzsch.

Töchterpension Klepp, Potsdam

Altheide, Haustöchterheim Talblick.

Töchterheim Hoffmann, Goslar/H.

Töchterpension. Pellaton, Lausanne.

Bad Harzburg: Töchterheim Abel. ADT. Frau Bürgermstr. Abel.

Körperbildung und Musik

Bodeschulen
Körperbildung / Bewegungsrhythmik / Berufsausbildung
München, Leopoldstraße 102 I
Berlin, Potsdamer Straße 38 II
Bremen, St. Magnus Sonnenhof.

Ausbildungsstätte vom Bund für angewandte und freie Bewegung e. V. München, Luisenstr. 21, Gth. Lehrausbildungen: Mensendieck-rhythm. und tänz. Schulung.

Berufs-Ausbildungsanstalten

Neulandhaus, Eisenach. Seminar zur Ausbildung v. Gehilfinnen in Gemeinde, Kirche u. Inn. Mission.

Andere Ausbildungsanstalten

Ev. Frauensem. Berlin, Potsdamer Str. 73a. Soz. Wohlfahrtsschule.

Kinderpflegerinnenschule des Diakonissenhauses Halle/S., Burgstraße 37.

Volksschulen, Grundschulen, Vor- und Familienschulen

Erziehungsheim Auhof-Mittelfr. (Bayern) für Knaben u. Mädchen.

Erziehungsheime. Hoffbauer-Stiftung, Potsdam-Hermannswerder.

Kindergärtnerinnen-Semin.

Kindergärtner.-u. Hortnerin-Sem. W.imar, Gartenstr. 4, m Schülerin.-Heim. Abschl. auch i. Preuß. anerk.

Bildungsanstalten für Schüler

Anstalten mit Prüfungsberechtigung für die Hochschulreife Gymnasien u. Realgymnasien

Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein. Realgymnasium und Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung an der Anstalt. Internat in Familienhäusern. Direktor Prof. O. Kühne.

Erziehungsheim Melsungen a. F. Ref. Realgymn. Vornehm geleitet.

Oberrealschulen, Realschulen

Baden-Baden / Pädagogium Höhere wissenschaftl. Lehranstalt. Sexta-Prima. Bestgeleitetes und eingerichtetes Internat. Fernruf Nr. 21. Prospekt und Auskunft durch die Leitung.

Hamburg 26
Wichern-Stiftung. Pädagogium in kleinen Familienhäusern. Prüfungsberechtigte Realschule. Realgymnasiale Abteilung. Volkssch. Kleine Klassen.

Evang. Pädagogium in Herchen a. d. Sieg. Realschule mit Berechtigung zur Versetzungsprüfung nach Obersekunda an der Anstalt. Internat in Familienhäusern. (Hauptanstalt in Godesberg.)

Priv. Realschule v. J. Seifensieber m. Hand.-Abt. u. Intern., Nürnberg.

Samson-Schule in Wolfenbüttel.

Schulen m. Gymnasial-, Realgymnasial-, Oberrealschul- oder Aufbauschul-Lehrplan

Gabbe's Lehranstalten Berlin W 56, Oberwall-Str. 16a.

Eppesche Schule, Braunschweig.

Schloß Ellingshausen b. Meiningen

Voralp. Knabeninstitut Pestalozzi Feldafing am Starnberger See.

Höh. Vorbereitg.-Anstalt Weigel, Freiburg i. Br. Auch Damen.

Dr Harangs Höh. Lehranst. Halle/S. gegr. 1864. Sexta-Abit. Schülerh.

Pädagog. Lübeck, Am Burgfeld 10

Dir. Dr. J. Müller, Marburg a/L. Sexta-Abitur, neues Schülerheim.

Alpenschulheim Schloß Marquartstein (Ob.-Bayr.) Dir. E. Endemann.

Pädagogium Neuenheim-Heidelb.

Heilerziehungsanstalten

Schloß Ellingshausen b. Meiningen

Trüpers Erziehungsheime und Jugendsanatorium Jena (Thür.)-Sophienhöhe. Für Knaben und Mädchen. Illustrierte Prospekte.

Handelsschulen

Bonn: Kaufm. Pr. Schule Rochol.

Rackows
kaufmännische Privatschulen: Berlin W 8, W 50 u. C 25 / Dresden-A. Hamburg / Hannover / Magdeburg Köln (Rohloff) / Stettin (Sanke)

Kaufmännische Privat-Ausbildung Victor Nowack Breslau 8 / Lützowstraße 11.

Priv.-Handels-Schule zu Gotha Dir. A. Kaesgen, Gartenstraße 18.

Kaufmännische Privatschule von Wilh. Baer, Halle/S., Geiststr. 41

Handelsschule Blunck, Kassel.

Handelssch. Holzapfel, Göppingen.

Spöhrersche Höh. Handelsschule Calw. Schüler- und Töchterheim. Handels-, Real-, Ausländerklassen.

Techn. Lehranstalten

Technikum Mittweida, höh. techn. Lehranstalt f. Ingenieurausbildg.

Technikum Konstanz. Ingenieurschule f. Maschinenb., Elektrotechn.

Technikum Strelitz i. M. Ingenieur- und Bau-Schule.

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee

Ingenieurschule Bad Sulza Thür. Maschinenb., Elektrotechn., Gas- u. Wassertechn., Chemie, Flugwesen

Technikum Sternberg, Mecklenb

Hindenburg-Polytechnikum Oldenburg i. O.

An alle W.-Mh.-Freunde!

Auskünfte über geeignete Unterrichts- und Erziehungsanstalten gibt kostenlos

Der Auskunftsdienst von Westermanns Monatsheften / Braunschweig.

Ein Fortschritt in der Bekämpfung der Lungentuberkulose

ist die Erkenntnis, daß mittels kalk- und kieselsäurehaltiger Pflanzen die Verkalkung und Abkapselung der Tuberkelgeschwüre gefördert wird und wir dadurch der Heilung der Tuberkulose ein Stück nähergekommen sind. Besonders reich an diesen Nährsalzen sind verschiedene Heilkräuter, aus denen unser **Herbaria-Lungen-Nährsalztee** besteht. Professor Dr. Kobert, früherer Leiter der Görbersdorfer Lungenheilanstalten, hat mit einer solchen Kräutermischung 300 schwere und leichtere Tuberkulose erfolgreich behandelt und schreibt darüber:

„Selbst in schwersten Fällen besserte sich das Befinden schon nach 14 Tagen auffällig, der Appetit hob sich, das Gewicht nahm zu, die Bazillen im Auswurf verschwanden, Fieber und Nachtschweiß minderten sich."

Ähnlich lauten die uns fast täglich stoßweise zugehenden lobenden Dankschreiben, wovon wir nachstehend einige folgen lassen:

Ich habe mir im Felde ein Lungenleiden zugezogen, welches mit den Jahren in Tuberkulose ausartete und im November 1925 voll zum Ausbruch kam. Ich nahm in 3 Monaten 45 Pfund ab. Nach 14tätigem Gebrauch Ihres Lungen-Nährsalztees kam das Fieber zum Stillstand und hatte ich eine Gewichtszunahme von $3^1/_2$ Pfund erreicht. Nach viermonatigem regelmäßigem Gebrauch ihres Tees habe ich bereits wieder 26 Pfund zugenommen und bin in der Lage, schon wieder Spaziergänge zu unternehmen. Ich kann daher Ihren Lungentee warm empfehlen und bitte um weitere Zusendung von 3 Paketen. gez. Ed. Faustmann, Sasel bei Hamburg.

Senden Sie mir umgehend sechs Pakete Ihres Lungen-Nährsalztees Nr. 166, der im wahrsten Sinne ein Nähr- und Heiltee ist.
gez. Lehrer W. Wend, Rothenschirmbach.

Ihr Herbaria-Lungen-Nährsalztee, auf den ich durch die Zeitung aufmerksam wurde, hat in zwei Fällen an jungen Mädchen, die schon in ein schweres Tuberkulose-Stadium geraten waren, geradezu Wunder getan. Zur höchsten Überraschung des Arztes in dem einen Falle, der schon aufgegeben war. Ich bestelle weiter ...
Striegau, den 27. Dezember 1926.
gez. Frau verw. Fabrikbesitzer Geisler.

Das Paket Lungen-Nährsalztee haben wir erhalten und möchten nicht versäumen, Ihnen mit ehrlichem Gewissen unseren freundlichen Dank dafür auszusprechen, denn die Wirkung des Tees erregte in unserer ganzen Familie Staunen. Unser Großvater mit 67 Jahren ist seit dem Genuß der ersten Tasse Ihres vorzüglichen Tees wie durch ein Wunder wieder wohlauf. Senden Sie uns wieder vier Pakete dieses Tees usw.
Pforzheim, den 20. Juni 1926. gez. Hch. W.

Ich bin mit Ihrem Lungen-Nährsalztee sehr zufrieden, habe schon viele Mittel gegen mein schon jahrelanges Lungenleiden angewandt, und noch kein Mittel hat so schnell gewirkt wie Ihr Herbaria-Lungen-Nährsalztee. Senden Sie mir deshalb wieder weitere sechs Pakete.
Bad Kreuznach, den 1. November 1925. gez. R. L.

Trotzdem wir unseren **Herbaria-Lungen-Nährsalztee** nicht als Heilmittel anpreisen, sondern als **diätetisches Nährmittel** für Lungenkranke empfehlen, berichten unsere Kunden über derartige Erfolge. Unser Philippsburger Herbaria-Lungen-Nährsalztee wird hergestellt aus den kalk- und kieselsäurereichsten Lungenheilkräutern ausgesuchter, geprüfter Qualitäten besonderer Standorte, zusammengesetzt nach der Vorschrift von Professor Dr. Kobert, früherem Leiter der Lungenheilanstalt Görbersdorf.

Unser Herbaria-Lungen-Nährsalztee bezweckt:

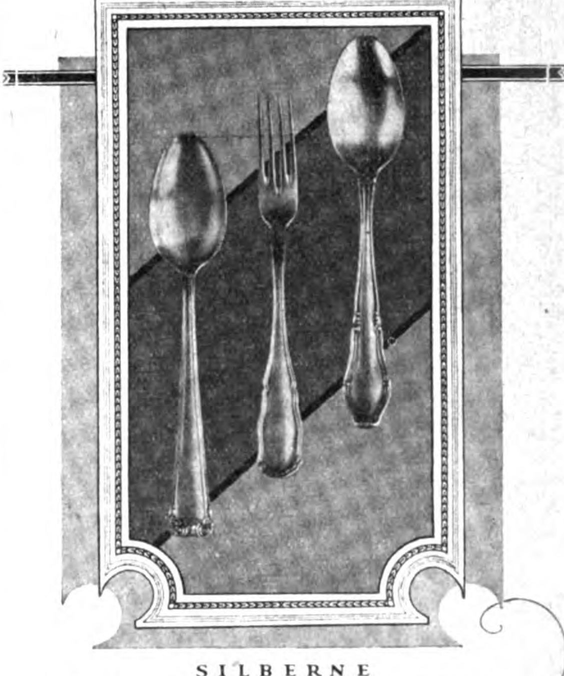
1. Die Zuführung der in diesen Kräutern in bereits gelöster und daher leicht aufnehmbarer Form enthaltenen Blut- und Lungen-Nährsalze (besonders Kalk und Kiesel) und dadurch Förderung der Verkalkung, Vernarbung und Abkapselung tuberkulöser Krankheitsherde.
2. Die Mineralisation des Blutes, Festigung des Lungengewebes und der Körperkonstitution und dadurch Widerstandskraft des Blutes und der Säfte gegen Bakterien.
3. Die Reinigung der Atmungsorgane von Verschleimungen und Förderungen des Auswurfes und dadurch Linderung und Befreiung von Katarrhen der Atmungsorgane und des quälenden, trockenen Hustens.
4. Verminderung der schwächenden Nachtschweiße und des Fiebers.
5. Hebung des Appetits und dadurch Steigerung des Körpergewichts und des allgemeinen Wohlbefindens.

Preis per Paket nur 2,30 M., 3 Pakete 6,50 M. franko bei Einsendung des Betrages mit Bestellung.

Alleinige Hersteller:

Herbaria - Kräuterparadies, Philippsburg L 324 (Baden).





Bei Verstopfung Blähungen und Fettsucht

verlange man Gratisprobe von **Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen** (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch Merzsche Apotheke, Bad Mergentheim.

Neue literarische Erscheinungen

Aus den bei uns eingelaufenen Neuerscheinungen des Buchhandels geben wir hier zunächst eine, wie wir glauben, den Interessen unsrer Leser angepaßte Auswahl. Besprechungen in der ‚Literarischen Rundschau' bleiben vorbehalten. Rücksendungen erfolgen nicht.

Romane, Novellen und Erzählungen

Bahr, Herm.: Der inwendige Garten. Roman. Ganzleinen 4,50 M. Hildesheim, Franz Borgmeyer.
Thema und Problem: Unauflöslichkeit der Ehe und wahres Priestertum nach katholischer Lehre.

Beheim-Schwarzbach, Martin: Die Runen Gottes. Novellen. Geb. 6,80 M. Leipzig, Reclam.

Bethge, Hans: Die Treulose. Novellen. Brosch. 2,50 M. Berlin, Universitas Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft.

Bock, Alfred: Die Oberwälder. Roman. Geb. 3 M. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung.
Eine hessische Dorfgeschichte. Im Mittelpunkt ein sein Amt mit Hingebung und Herzensfreudigkeit verwaltender Lehrer, der für Gemeinschaftsgefühl und Landgenossenschaft kämpft.

Boris, Otto: Um die Grenze. Brosch. 2,50 M. Berlin, Großdt. Buch- und Zeitschriftenverlag.
Masurischer Schmugglerroman. Mit Buchschmuck des Verfassers.

Britting, Georg: Michael und das Fräulein und andre Geschichten. Karton. 1,50 M. Frankfurt a. M., Iris-Verlag.

Bronnen, Arnolt: Film und Leben, Barbara La Marr. Roman. Geh. 5 M. Berlin, Ernst Rowohlt.

Cervantes: Schelmen- und Liebesgeschichten. Geb. 3 M. München, Albert Langen.
Inhalt: Geschichte von Eklein und Schrittel; Die vornehme Küchenmagd; Zwiegespräch zwischen Cipion und Berganza.

Chesterton, G. K.: Die Sünden des Prinzen Saradin. Sechs Detektivgeschichten. Halbleinen 3,30 M. München, Kösel & Pustet.
Mit Zeichnungen von Rudolf Wirth.

— — Die verdächtigen Schritte. Sechs Detektivgeschichten. Halbleinen 3,30 M. München, Kösel & Pustet.

Conrad, Joseph: Nostromo. Roman. Geh. 6 M. Berlin, S. Fischer.
Die Geschichte einer Silbermine in einer südamerikanischen Republik.

— — Sieg. Roman. Geh. 5 M. (ebenda).
Zwei Menschen unsrer Tage, in die urweltliche Einsamkeit einer Tropeninsel versetzt, kämpfen ihren stillen Kampf mit Weltmüdigkeit und Zweifelsucht. Den Sieg aber behält die Liebe.

de Coster, Charles: Die Legende vom lustigen Schmied Smetse Smee. Mit sechs Holzschnitt-Originalen von E. Lörcher. Geh. 3,60 M. Tübingen, Alexander Fischer.

Deeping, Warwick: Hauptmann Sorrell und sein Sohn. Ganzleinen 8 50 M. Leipzig, Grethlein & Co.

Aus dem Englischen. Hauptinhalt: die Kameradschaft zwischen Vater und Sohn von ihren ersten Ansätzen bis zur reifen Vollendung.

Die Rache des jungen Meh oder das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Leipzig, Insel-Verlag.

Ein chinesischer Studenten- und Revolutionsroman, halb politisch-realistisch, halb rom ntisch-erotisch.

Dienst, Rudolf: Die Wildnis ruft. Geh. 5 M. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Auf einer tatsächlichen Begebenheit fußend, schildert D. die fortschreitende Umwandlung eines ins Urland Bolivien verschlagenen überfeinerten Kulturmenschen. In tiefster Wildnis macht Lord Greyborke für sich die ganze Entwicklung der Menschheit noch einmal durch, erzogen und geläutert von der Natur, der er sich ans Herz bettet. Mit 8 Kohlezeichnungen oon H. A. Aschenborn.

Freißler, Ernst W.: Der Glockenkrieg. Geh. 6,50 M. München, Albert Langen.

Humoristischer Roman aus dem italienischen Bergdorfleben.

Freksa, Friedrich: Ein Mädchen reist ins Glück. Roman. Geh. 5,50 M. Berlin-Zehlendorf, Sieben-Stäbe-Verlag.

Humoristischer schwäbischer Heimatsroman.

Freksa, Friedrich: Verschwende und gewinne. Leinen 4,50 M. Berlin, Brunnen-Verlag.

Eine innerlich verbundene Folge ergötzlicher und lehrreicher Geschichten.

Gide, André: Die Falschmünzer. Roman. Deutsche Übertragung von Ferdinand Hardekopf. Leinen 9 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Gruhner, Emmi: Der Irrlichtmann. Roman. Geb. 2,50 M. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Ein phantastischer Roman, der die Idee des Gottsuchers mystisch-symbolisch darstellt.

Hahn, Herbert: Ein Meister der Liebe und andre Erzählungen, Legenden, Märchen. Leinen 5,:0 M. Stuttgart-Gablenberg, Ernst Surkamp.

v. Hanstein, Otfried: Ein Flug um die Welt und die Insel der seltsamen Dinge. Ganzleinen 6 M. Leipzig, Koehler & Amelang.

Ozeanüberquerung! Ein Zauberwort für die heutige Jugend. Erlebnisse zweier Brüder bei einem Wettbewerb um den schnellsten Weltflug. Viele schwarzweiße und farbige Abbildungen.

(Fortsetzung auf Seite 14)

Bei allen Anfragen und Bestellungen bitten wir auf Westermanns Monatshefte gef. Bezug zu nehmen.

Hausmann, Manfred: Die Verirrten. Novellen. Geb. 3 M. Leipzig, Philipp Reclam.

Hellmert, Wolfgang: Fall Behme Holzdorf. Novelle. Geb. 3,50 M. Leipzig, Philipp Reclam.

Hergesheimer, Joseph: Kap Java. Aus dem Amerikanischen übertragen von Toni Harten-Hoencke. Ganzleinen 2,85 M. Berlin, Th. Knaur Nachf.

Hervey, Harry: Der schwarze Papagei. Übertragen von Rich. v. Goßmann. Kartoniert 1 M. Berlin W 50, Th. Knaur Verlag.

Jacob, Heinr. Ed.: Dämonen und Narren. Drei Novellen. Ganzleinen 6 M. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Helden: Nero, Byron, Raimund.

Jüssen, Wilhelm: Der Jägerfranz. Geb. 4 M. Neudamm, J. Neumann.
Roman aus der „Deutschen Jägerzeitung".

Kessel, Jos.: Die rote Steppe. Ganzln. 5,50 M. Stuttgart, Julius Hoffmann.
Novellen aus dem russischen Bolschewismus.

Kipling, Rudyard: Das Dschungelbuch. Neu übersetzt von Benvenuto Hauptmann. Ganzleinen 4,50 M. — Geschichten aus Simla. Deutsch von E. A. Reinhardt. Ganzleinen 6,50 M. Leipzig, Paul List.
Damit ist diese jetzt allein noch empfehlenswerte neue deutsche Ausgabe in zehn Bänden abgeschlossen. Als Ergänzung bietet sich der neueste Novellenband des immer noch bezwingenden Wirklichkeitsdichters:

— — Bilanz. Deutsch von Hans Reisiger. Einzig autorisierte Ausgabe. Ganzleinen 6,50 M. (ebenda).

Krieglstein, Eugen: Zwischen Weiß und Gelb. Ganzleinen 2,85 M. Berlin, Th. Knaur Nachf.
Ein Roman von Asiens Seele und Menschen.

Kurpiun, Rob.: Berthold Ringmanns Heimkehr. Brosch. 1,50 M. Berlin SW 68, Großdt. Buch- und Zeitschriftenverlag.
Erzählung aus Oberschlesiens Freiheitskämpfen 1919 - 1924.

Larsen, Sven: Die Saat der Mohren. Der Roman eines Herrnhuter Missionskindes. Leipzig, Bernhard Steffler.

Leßkow, Nicolai: Am Ende der Welt. München, C. H. Beck.
Novelle nebst einer Biographie Leßkows von Erich Müller.

London, Jack: Martin Eden. Roman in 2 Bänden. Geh. 3,50 M. Berlin, Universitas.
Ein selbstbiographischer Entwicklungsroman von rücksichtsloser Offenheit.

Lüdtke, Franz: Menschen um achtzehn. Erziehungsroman. 4. Aufl. Ganzleinen 5 M. Barmen, Aussaat-Verlag.

Behandelt die Frage der geschlechtlichen Aufklärung in einer scharf gegensätzlich zugespitzten Erzählung.

Luhmann, Heinrich: Die Heiligen in Holzschuhen und andre Geschichten. Ganzleinen 7 M. München, Kösel & Pustet.

Mit Holzschnitten von Rud. Wirth.

Luschnat, David: Die Reise nach Insterburg. Novelle. Ganzleinen 3,80 M. Leipzig, Philipp Reclam.

Mereschkowskij, Dmitrij: Der Messias. Ganzleinen 9 M. Leipzig, Grethlein & Co.

Großer historisch-religiöser Roman aus dem Ägypten Echnatons (Amenophis 4.), der hier als erster Vorläufer Christi erscheint.

Merzenich, Friedel: Der gelbe Schrecken. Berlin, Brunnen-Verlag.

Eine heitere, lebenswahre und lebenswarme Erzählung, frisch, fröhlich, humorig, voller Menschen- und Lebenskenntnis.

Münzer, Kurt: Jude ans Kreuz! Roman. Wien und Leipzig, R. Löwit.

Das Rassen- und Lebensschicksal eines Juden aus dem polnischen Ghetto.

Natonek, Hans: Schminke und Alltag. Bunte Prosa. Geh. 3,80 M. Leipzig, F. Krick Verlag.

Nexö, Martin Andersen: Bauern-Novellen. Geh. 6 M. München, Albert Langen.

Olden, Balder: Ich bin ich. Geh. 5 M. Berlin, Universitas.

Das Leben des Koloniengründers Carl Peters in Romanform.

Paquet, Alfons: Städte, Landschaften und ewige Bewegung. Ganzleinen 6 M. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Einen „Roman ohne Helden" nennt der Verfasser dies fast 500 Seiten starke Buch. Das ist zu bescheiden: es hat mehr als einen, es hat viele Helden: all die Städte, Landschaften, Meere, Schiffe und Straßen, die hier lebendig werden und ihre Schicksale vor uns öffnen. Ein Buch voller Farbe und Erlebnisfülle.

Paul, J.: Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch. Mit 7 Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha und einem Vorwort von Christian Kraus. Berlin-Grunewald, Zettka-Verlag.

Penzoldt, Ernst: Der Zwerg. Roman. Geb. 5,80 M. Leipzig, Philipp Reclam.

Presber, Rudolf: Der Stern von Saragossa. Roman. Geb. 7 M. Berlin, Dr. Selle-Eysler A. G.

Moderner Berliner Roman aus dem Kunst-, Sport- und Weltstadtleben.

— — Masken. Roman. Ganzleinen 7 M. Berlin, Guido Hackebeil.

(Fortsetzung auf Seite 16)

v. Rennenkampff, Anna Lydia: Das Haus auf der Höhe. Roman. Ganzleinen 5 M. Stuttgart, Verlag Dienst am Volk.
Roman aus Wernigerodes Gegenwart.

Riel, W. H.: Die schönsten Geschichten und Novellen. Ganzln. 4 M. Stuttgart, J. G. Cotta.
Inhalt: Abendfriede — Der stumme Ratsherr — Mein Recht — Rheingauer Deutsch — Der Stadtpfeifer — Das Quartett.

Roda Roda: Die Streiche des Junkers Marius. Ein Buch für Backfische. Ganzlein. 3,50 M. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.
Aber nicht bloß für Backfische, auch für Gesottene und Geselchte!

Roselieb, Hans: Der Barbar. Die Geschichte eines Stieres. Illustrationen von Karl Drerup. Geb. 4 M. Augsburg, Benno Filser.

v. Salzmann, E.: Zeitgenosse Fo springt über den Schildkrötensteig. Ein neuer China-Roman. In Ganzleinen 6 M. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Hermann Klemm.

Schaeffner, G.: Vom Manne, der sein Porzellan zerschlug. Geb. 6,50 M. Bern, A. Francke.
Eine graziös-galante Novelle für Sammler von Porzellan und andern kunstgewerblichen Kostbarkeiten. Mit farbigen Vignetten von F. Garraux.

Schalek, A.: Wir aus dem Niemals. Roman aus dem australischen Busch von Mrs. Aeneas Gunn. Frei nach dem Englischen von A. Sch. Mit Aufnahmen der Übersetzerin. Geh. 4,50 M. Berlin-Zehlendorf, Sieben-Stäbe-Verlag.

Schickele, R.: Blick auf die Vogesen. Roman. Geh. 6,50 M. München, Kurt Wolff.
2. Band der Romantrilogie „Das Erbe am Rhein".

Schiff, Bert: Iwan und Feodora. Roman. Geb. 6,50 M. Leipzig, Philipp Reclam.

Schneider-Schlede, Rud.: Der Frauenzüchter. Brosch. 4 M. München, Musarion-Verlag.

Schubart, Arthur: Fischerbrevier. Geschichten von Fischern und Frauen. Geb. 4,50 M. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Sidow, Max: Haß. Novellen. Geb. 5,50 M. Leipzig, Philipp Reclam.

Thieß, Fr.: Lebendige Welt. Eine neue Bücherreihe (Erzählungen und Bekenntnisse). Stuttgart, J. Engelhorn.
Darin: „Wunderbare Menschen" von Osk. Maria Graf; „Das gefangene Gefängnis" von Axel Lübbe; „Taifun" von Joseph Conrad und „Der Kampf mit dem Engel" von Frank Thieß.

Trebitsch, Siegfried: Der Geheilte. Zwei Novellen. Geh. 3 M. Berlin, S. Fischer.
Eine Kranken- und eine Ärzte-Novelle, beide durch das gemeinsame psychologische Bestreben, das Innere eines Menschenschicksals zu erfassen, verbunden.

Uzarski, Adolf, Kurukallawalla von Filmsternen, Murillos, Seeschlangen und andern Wilden. München, Delphin-Verlag.

Vallerin, Petrea: Der Kurier der Königin. Halbleinen 3,80 M. München, Kösel & Pustet.
Mit Zeichnungen von Rud. Wirth.

(Forts. auf S. [illegible])

Bei allen Anfragen
und Bestellungen, die auf Grund hier abgedruckter Anzeigen erfolgen, beziehe man sich auf
Westermanns Monatshefte

Beilagen-Hinweis

Ich bitte, den der heutigen Ausgabe beigefügten Prospekt des Palace Hotel Sass Maor, San Martino di Castrozza (Italien) besonders zu beachten.

Eine Dresdner Ausstellung „Die Technische Stadt" 1928. Im Zusammenhang mit der Feier des hundertjährigen Bestehens der Technischen Hochschule in Dresden veranstaltet im Jahre 1928 als siebente ihrer jährlichen Ausstellung die „Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden eine Ausstellung „Die Technische Stadt". 34 Hallen und ein Ausstellungsgelände von 124000 qm Flächeninhalt stehen der Industrie zur Verfügung. Es ist bei dieser Ausstellung, die voraussichtlich am 16. Mai eröffnet wird, nicht etwa beabsichtigt, eine technische Schau der deutschen Städte zu geben, noch viel weniger die Verhältnisse der Stadt Dresden zugrunde zu legen. Vielmehr sollen zunächst die äußeren Unterscheidungsmerkmale einer neuzeitlichen Stadt gegenüber einer solchen vor hundert Jahren herausgearbeitet, dann die wesentlichen Einrichtungen des technischen Lebens der gegenwärtigen Stadt dargestellt und hierzu die Erzeugnisse der einschlägigen Industrien und Gewerbe ausgestellt, schließlich auch problematische Erscheinungen und Zukunftsaufgaben gestreift werden. Es sei auch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß diese Dresdner Ausstellung „Die Technische Stadt" sich keineswegs mit der geplanten Münchner Ausstellung „Heim und Technik" kreuzen wird. Auf besondere Vereinbarung mit Exzellenz Oskar v. Miller, dem Leiter der Münchner Ausstellung, sind die Gebiete beider Ausstellungen nach bestimmten Gesichtspunkten abgegrenzt worden, so daß eine Überschneidung der Industrie nicht in Frage kommen kann.

Die **Ingenieur-Schule Technikum Strelitz** begann am 1. Oktober ihr 104. Semester. Der guten Entwicklung in den letzten Jahren entsprechend, hat sich die Zahl der Studierenden gegenüber dem Vorjahre wiederum um 60, insgesamt auf 638 gehoben. Die im Sommer erbauten Laboratorien für Heizung und Lüftung und für Automobilbau werden schon in diesem Semester benutzt werden. Der mit den neuesten Maschinen ausgestattete Werkstoffprüfraum wurde bereits im Sommer zu Übungen benutzt. Die Ingenieur-Lehrpläne erstrecken sich auf 5 Semester, denen für Nicht-„Einjährige" ein Vorsemester vorausgeht. Die Techniker-Lehrpläne sind 3semestrig.

Beachten Sie bitte den Hotel-Führer auf Seite 10

Allerleirauh

Schlagfertigkeit des Grafen Zeppelin

Die »Deutsche Allg. Ztg.« bringt eine hübsche Anekdote aus den letzten Lebensjahren des Grafen Zeppelin. Im letzten oder vorletzten Kriegsjahre saß der alte Graf, der gegen seinen Geschmack als Held gefeiert war, bei einer Feier in Frankfurt a. M. neben einem überaus höflichen Manne, der ihn mit vielen schönen Reden überschüttete.

»Aber«, sagte der höfliche Herr mit einem schwermütigen Augenaufschlag, »es muß doch für Sie, Herr Graf, ein schrecklicher Gedanke sein, daß durch Ihre großartige Erfindung, die dem friedlichen Fortschritt zu dienen berufen ist, jetzt Menschen den Tod finden.«

Graf Zeppelin streifte den Redenden mit einem Blick, in dem sich Trauer mit Spott mischten. »Eine edle Gesinnung!« sagte er dann. »Wie glücklich müssen Sie darüber sein, daß Sie nicht das Pulver erfunden haben!«

Im Eichhornverlag (Lothar Kallenberg, Ludwigsburg) ist eine von Prof. C. Belschner herausgegebene zweibändige Sammlung schwäbischer Anekdoten unter dem Titel „Schwäbischer Geist" erschienen (geb. je 3 M.). Wir glauben dieses Buch allen Freunden guten deutschen zumal schwäbischen Humors nicht besser empfehlen zu können als durch die Mitteilung einiger freilich vorwiegend nach ihrer Kürze ausgewählter Probestücke:

Geistesgröße kein Erbstück

Die Söhne großer Männer sind selten an Bedeutung ihren Vätern ebenbürtig gewesen. Von Schillers Sohn (geboren 14. September 1793 in Ludwigsburg, gestorben zu Stuttgart 21. Juni 1857), der sich dem Forstfach widmete und als Oberförster in Lorch und Neuenstadt a. K. tätig war, erzählt man, daß er sich den Ausspruch geleistet habe: »Mein Vater hat schöne Gedichte gemacht, aber von der Forstwissenschaft hat er nichts verstanden.«

Etwas näher als der Oberförster Schiller seinem Vater, stand der Sohn des großen Philosophen Fichte, dessen Lehren und Wirken so viel zum Wiedererstarken des deutschen Geistes beigetragen hat, dem seinigen. Der junge Fichte wurde Professor der Philosophie in Tübingen. Aber er war kein guter Hochschullehrer. Die Studenten fanden seine Vorlesungen trocken und ledern und besuchten sie nur sehr spärlich. Ein Witzbold wandte auf ihn die Worte aus Schillers »Glocke« an:

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein!

Der Rechtsanwalt als Friedensstifter

Ein seltener Fall. Aber es hat doch auch schon solche Advokaten gegeben. Zu ihnen gehörte der Rechtsanwalt Dr. Wetzel in Tübingen. Er war ein Mann von eigner Wesensart; als Anwalt viel gesucht und begehrt, aber kein Freund von unnötigen Prozessen, die nur Geld kosten und schließlich die Sache lassen, wie sie vorher auch war. Einst kam ein Tübinger Bürger zu ihm, den er wohl kannte. Der Mann war nicht sonderlich begabt; das hätte er sich selber zugestehen müssen, wenn er nicht ein bißchen zu beschränkt dazu gewesen wäre. »Herr Doktor,« sagte er zu dem Rechtsanwalt, »der N. N. hat zu mir gesagt, ich sei das größte Rindvieh, das in ganz Tübingen rumlauf. So e Beleidigung laß i mir net g'falle; den verklag i vor dem Amtsgericht, und Sie, Herr Doktor, bitt i jetzt, daß Sie mein' Partei vertrete.« — »Das ist unmöglich, und ich kann Ihnen nur raten, die Klage zu unterlassen.« — »So, und worom, wenn i froge derf?« — »Ja, wisset Se,« sagte Dr. Wetzel, »der geht her und tritt den Beweis der Wahrheit an, und was wellet Se no dergege mache?«

Vom Schweigen

Prälat Oettiner (1804—1876) in Stuttgart kam einst von einer Sitzung des Konsistoriums, dessen Mitglied er war, nach Hause. Mit Spannung wurde seine Ankunft dort von seiner Familie erwartet. War doch in der Sitzung der Oberkirchenbehörde an diesem Tage eine Frage zur Entscheidung gelangt, an der seine Angehörigen den lebhaftesten Anteil nahmen. Gefragt, was beschlossen worden sei, antwortete der feine alte Herr, der sich stets seiner Pflicht bewußt blieb: »Könnt ihr schweigen?« Als alle die Frage aufs bereitwilligste bejahten, sagte er: »Ich auch.«

„Großmutter, hopf!"

Die Großmutter war erblindet, und ihr kleiner Enkel sollte sie bei Gelegenheit eines Besuches, den sie bei einer befreundeten Familie zu machen wünschte, geleiten. Es hatte geregnet, und auf der Straße war das Wasser an einzelnen Stellen, Lachend bildend, stehengeblieben. Man hatte deshalb dem kleinen Führer die Weisung gegeben, achtzuhaben, daß die Großmutter nicht da hineintrete und sich beschmutze. Das wolle er schon besorgen, sagte der Kleine und trat mit der Großmutter den Gang an. Als sie nun an die erste Stelle kamen, wo eine Lache fast die ganze Straße überquerte, gab er der Großmutter den Rat, »einen Hopf« zu machen; bald darauf ein zweites Mal. Die Bewegungen, welche die hilflose Frau dabei ausführte, erschienen aber dem Knirps so possierlich, daß er ihr, sobald einige Schritte zurückgelegt waren, auch dann, wenn eine Pfütze fehlte, immer wieder zurief: »Großmutter, hopf!« Nun blieben aber Leute, die dem Paar begegneten und denen das Gebaren des Kleinen auffiel, stehen und hielten ihm vor, daß er unrecht handle und seine liebe Großmutter unnützerweise mutwillig plage. Da nahm der nichtsnutzige Schlingel eine entschlossene Haltung an und erwiderte: »Dees ischt mei' Großmutter; die kann i hopfe lasse, wann i will!«

* * *

Datsülbe in Irün

Kamt dar in'n letzt'n Ogenblick up den'n lütjen Bahnhoff twe Hambuddels angerast und grölt all von wiet'n: »Zwe mal zwe na Hilmessen!«

De Beamte makt den'n Schalter noch mal up und fragt: »Was wollen Sie haben?«

»Zwe mal zwe na Hilmessen!«

»Dumme Quasselei! Wollen Sie zwei oder vier Karten haben?«

»Na, denn geben Sie mir erst mal eene!«

De Beamte stempelt een Billjet vierter Klasse aff: »Fünfzig Pfennig, bitte!«

De erste Hambuddel betahlt, und de twete seggt: »Datsülbe in Irün!«

De Beamte nimmt een Billjet tweter Klasse, stempelt düt aff und leggt et up den'n Dreihteller: »Eine Mark zwanzig, bitte!«

»Wat, eene Mark twindig —?«

»Jawohl, eine Mark zwanzig! Wollen Sie die Karte haben, sonst bleiben Sie hier, oder Sie bezahlen in Hildesheim die doppelte Fahrt!«

De tweete Hambuddel betahlt sin »Eene Mark twindig« und neiht denn öbern Bahnsteig und mit sinen Kumpan rin in de veerte Güte.

»Minsch,« seggt he, »de Isenbahn makt nu ok noch'n Geschäft in Farb'n. Ick köp mi in ,Irün' keen Billjet wedder!«

(Aus dem „Tagebuch eines Eisenbahners" von Heinrich Eggersglüß, Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Berlin und Hamburg.)

Zwei neue entzückende Kinderbücher


Heinrich Scharrelmann

Heinrich Scharrelmann

Billi der Hund

und andere Tiergeschichten

In Ganzleinen M. 3,–

Inhalt: Billi / Vier junge Mäuse / Männi / Pussi Mau / Meta, die Ente / Der mutige Gockel / Der Sperling / Die Krähen und das Butterbrot / Am Rande des Waldes / Am Graben / Der Fasan / Papageien / Der Hamster / Der Uhu / Das Eichhörnchen

Diese entzückenden Tiergeschichten sind mit einer so herzlichen Frische und Natürlichkeit mit so viel Liebe und Verständnis für das Kind und seine Gedankenwelt erzählt, alles ist so packend und Anteilnahme erzwingend geschildert, daß Eltern und Kinder von Scharrelmanns unübertrefflicher Erzählungskunst gefangengenommen werden müssen.

*

Heinrich Scharrelmann

Aus Heimat und Kindheit

und glücklicher Zeit

Band 4: Geschichten

In Ganzleinen M. 3,–

In dieser Geschichtensammlung erschienen früher:

Band 1:	Band 2:	Band 3:
Geschichten aus der Stadt Bremen	Geschichten	Geschichten
In Leinen M. 2,25	In Leinen M. 3,—	In Leinen M. 3,—

... Der Verfasser erzählt seine „erlebten" Geschichten für unsere Kinder in einer so anheimelnden Art und Weise, die geradezu vorbildlich für den Jugendschriftsteller wirkt. Er sieht mit den Augen des Kindes und fühlt mit seinem empfänglichen Herzen ... Lehrern und allen Leuten, die es gut mit der Jugend meinen, sei das Buch mit freudigem Herzen empfohlen. („Niedersachsen")

Georg Westermann / Braunschweig / Berlin W10 / Hamburg

Die Dichterin Marie Bregendahl, der kürzlich das vom Dänischen Staat ausgesetzte Ehrenlegat für hervorragende dänische Frauen in Höhe von 10000 Kr. zugesprochen wurde, gibt im Herbst bei Georg Westermann in Braunschweig ihren Roman „Jungvolk" in deutscher Sprache heraus. Wir können unsern Lesern die nachstehenden biographischen Aufzeichnungen der Dichterin vermitteln.

Über mein Leben

Von Marie Bregendahl

Ich bin geboren auf dem Hofe Bregendahl in Fly, einem Dorfe nahe der kleinen Stadt Skive in Mitteljütland; meines Vaters Familie hat viele Generationen lang auf diesem Hofe gewohnt. Mütterlicher- und väterlicherseits stamme ich aus alter Bauernfamilie. Beide Familien können ihre Stammbäume drei- bis vierhundert Jahre zurückverfolgen. Meine ganze Kindheit und Jugend habe ich unter Bauern verbracht. Ich bin 1867 geboren und kam 1889 nach Kopenhagen in dem Gedanken, mich zu irgend etwas auszubilden. Aber die Verhältnisse gestalteten sich so, daß ich mich statt dessen nach etwas umsehen mußte, was das tägliche Brot gab, und eröffnete deshalb ein Pensionat für Studenten.

1893 heiratete ich den Dichter Jeppe Aakjaer; aus dieser Ehe entsproß ein Sohn. Etwa acht Jahre später wurde die Ehe getrennt, und Aakjaer heiratete eine andre, während ich den Knaben behielt, der jetzt Archivar am Reichsarchiv und ein bekannter junger Historiker ist.

Als ich allein geblieben war, kam ich auf den Gedanken, zu schreiben, und 1902 erschien von mir eine größere Novelle »An Schneider Lars Krankenlager«, die bereits einige Aufmerksamkeit erregte und mir die Aufforderung vom Verlag Gyldendahl brachte, ihm meine weiteren Arbeiten vorzulegen. 1904 erschien mein erstes Buch »Heinrich vom Hügel«, und ich darf sagen, daß bereits dieses das Interesse von Lesern und Kritikern weckte, und zwar, wie aus den Kritiken hervorgeht, durch seine sichere Form und seine reife Menschenschilderung. Aber ich war fast 37 Jahre, als es erschien, und hatte einen bewegten Lebensabschnitt hinter mir, auch manche kleinen Entwürfe in meiner Schreibtischschublade liegen, so daß ich vielleicht der Mensch war, den der Erfolg am wenigsten verblüffte: ich wußte, was das Buch gekostet hatte.

Damals waren meine Eltern nicht mehr am Leben, und ich stand allein mit meinem Jungen, war arm und krank und durch die Verhältnisse gezwungen, mich wieder nach etwas umzusehen, was mir gleich das tägliche Brot geben konnte. Die Lebensbedingungen der Schriftsteller sind in Dänemark sehr ungünstig; Einnahmen sind immer erst nach längerer Tätigkeit zu erwarten. Ich nahm bei einer Verwandten eine Stellung als Haushälterin an und blieb dort die folgenden sieben Jahre, bis mein Sohn, den ich bei mir haben konnte, sein Abiturium machte.

Da gestaltete sich die Lage etwas besser für mich; mein Sohn und ich konnten eine eigne kleine Wohnung mieten, und ich vollendete wieder ein Buch »Eine Todesnacht« (deutsch bei Albert Langen, München). Darauf machte ich mich an die »Bilder aus dem Leben der Södaler«.

Ich bin voll von Stoffen, denen ich Leben geben möchte, und glaube den wichtigsten Teil meiner schriftstellerischen Arbeit noch vor mir zu haben. In dieser Hoffnung arbeite ich jedenfalls weiter und denke nichts weiter als: Vorwärts, vorwärts!

Ich hatte schon früher Gelegenheit, »Goldgräber Peter« und »Drei alte Frauen« deutsch herauszubringen, aber ich habe mich zurückgehalten, weil ich warten wollte, bis das ganze Werk »Der Södaler« vollendet sei.





Allerleirauh

Von Künstlern, Frauen und Herrschern

Nach dem Kriege ist es. Nikisch dirigiert als einer der ersten deutschen Dirigenten in Rom. Schon steht er am Pult, schon hebt er den Taktstock. Im Publikum atemlose, erwartungsvolle Stille. Da — eine Tür wird geöffnet; Leute kommen plaudernd herein, suchen ihre Plätze. Nikisch legt den Stab aus der Hand, wartet. Es wird wieder ruhig. Wieder hebt Nikisch die Hand. Jetzt beginnt er. Da, zum zweitenmal, geht die Tür auf, um Verspätete einzulassen, die nach Landessitte ganz ungeniert sprechen. Nikisch zaudert. Wird das so weitergehen? Hat es etwas zu bedeuten? Noch überlegt er die Erziehungsfrage, da tönt es vom Olymp herab: »Corragio, maestro!« — Mut, Meister! Nikisch lächelt über den Italiener, der Lampenfieber bei ihm vermutet, die Hemmung ist besiegt. Und das Konzert beginnt.

*

Bei einer »Lohengrin«-Aufführung war der berühmte Tenor Karl Burrian nicht in bester Verfassung auf der Bühne erschienen. Er war nämlich gerade in einer sehr lustigen Gesellschaft gewesen und hatte mehr konsumiert, als ihm zuträglich. So geschah es, daß er, als er die Bühne betrat und in den vom Schwan gezogenen Nachen einsteigen sollte, das Gleichgewicht verlor und hinfiel. Der Schwan mit dem Kahn zog davon. Unter den mitwirkenden Künstlern entsteht ungeheure Bestürzung, und keiner weiß, was tun ...

Da sagt Burrian zu dem ihm am nächsten stehenden Schauspieler: »Du, sag' mal, wann fährt der nächste Schwan?«

*

Eine kluge Frau wurde einst gefragt, woher es komme, daß die Frauen den Wankelmut der Männer weniger fürchten würden als ihren Undank?

Da antwortete diese: »Der Treulose gibt uns auf, aber der Undankbare gibt uns preis.«

*

Kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt befahl Friedrich der Große, daß man sich in den Kirchengebeten aller im gewöhnlichen Leben üblicher Titulaturen enthalten solle und daß man nur zu beten hätte: »Wir empfehlen dir noch, o Gott, unsern König, deinen Knecht.«

*

Kaiser Karl 5. soll einst Michelangelo gefragt haben, was er von Albrecht Dürer halte.

»Wär' ich nicht Michelangelo,« soll dieser geantwortet haben, »so wollt' ich lieber Albrecht Dürer denn Karl der Fünfte sein.«

*

Friedrich Wilhelm 4. von Preußen, der bekanntlich ziemlich wohlbeleibt war, stand bei einem Hofball mitten im Tanzsaal mit einem sehr hageren Würdenträger im Gespräch. Im Eifer einer feurigen Galoppade tanzte ein Husarenleutnant mit seiner Dame zwischen den beiden Herren durch. Als der Offizier den König erkannte, entschuldigte er sein Ungestüm, aber Friedrich Wilhelm rief lachend: »Ach was, ein Husar muß ohne Scheu — durch dick und dünn!«

(Aus „Das Jahr in 365 Anekdoten" von Heinz Neuberger; Verlag Kurt Scholtze Nachf., Leipzig.)

Allerleirauh

Leibls Nichte

Von Karl Haberstock

Während meiner mehr als zwanzigjährigen Kunsthändlertätigkeit ist mir zwar manche viel wertvollere Erwerbung gelungen, aber mit keiner verbindet sich eine so angenehme Erinnerung wie mit der folgenden:

Ein paar Jahre vor dem Kriege machte ich mit meinem Freunde Thannhauser an einem klaren Wintertage eine Autopartie von München aus. Wir waren bis Basel gekommen, wo ein Autodefekt uns zum Aufenthalt zwang. Kleine Ursachen, große Wirkungen: dieser Panne ist es zu verdanken, daß ein bis dahin ganz unbekannter Künstler, der in keiner Kunstgeschichte und in keinem Lexikon erwähnt war, die Anerkennung fand, die ihm im Leben versagt war. Und das kam so:

Wir benutzten die unfreiwillige Pause zum Besuch des Museums. Beim Verlassen des Gebäudes fiel mir in dem Raum, in dem Photographien und Postkarten zum Verkauf auslagen, ein versteckt hängendes Gemälde auf, das von den Bildern des 19. Jahrhunderts den stärksten Eindruck auf mich machte. Darunter stand ein Name, den ich noch nie gehört hatte. Der Künstler stand sichtlich unter dem Einfluß Courbets oder Leibls. Ich ließ mich bei dem Direktor der Galerie melden und bat ihn um Auskunft. »Das ist ein Mann, der hier gewohnt hat,« sagte er, »und seine Witwe lebt noch hier. Fahren Sie doch zu ihr, sie hat noch seinen Nachlaß.« Wir gingen zu unserm Wagen zurück, und der Chauffeur meldete uns, daß er in einer Stunde fahrbereit sei. Während Thannhauser sich zur Weiterfahrt vorbereitete, benutzte ich die Zeit, die mir noch blieb, um in einer Droschke zu der Wohnung der Witwe hinauszufahren, denn der Eindruck des Bildes verließ mich nicht. Draußen vor der Stadt traf ich sie in einer verschlafenen Villa an einer stillen Straße.

Sie war erstaunt, daß jemand zu ihr kam; seit fünfzehn Jahren hat nie jemand nach den Bildern ihres Mannes gefragt, nie hat sie eins verkauft. Sie führte mich in das Atelier ihres Mannes, das nun eine Waschküche war. An den Wänden hingen Bilder, andre standen zwischen den Waschfässern am Boden umher. Über die Wände blickend, rief ich plötzlich erstaunt: »Da haben Sie ja einen Leibl!« — »Freilich,« erwiderte sie, »ich bin ja Leibls Nichte Lina, mein Bildnis hängt in der Münchner Pinakothek.« So war der Zusammenhang des unbekannten Malers mit dem großen Meister aufgeklärt. In der Eile traf ich meine Auswahl. Ich kaufte zwanzig Bilder, zusammen mit dem Leibl, und ich kam gerade rechtzeitig zur verabredeten Zeit in unser Hotel zurück.

Die Fahrt ging weiter, den Rhein entlang. War es nun die herrliche Landschaft, in die wir hineinfuhren, oder der herrliche Wintertag, ich befand mich in glänzender Laune. »Haberstock,« sagte mein Freund Thannhauser, »Sie müssen ein gutes Geschäft gemacht haben, Sie sind heute so aufgeräumt. Mit wem, kann ich mir allerdings nicht erklären, aber es muß so gut sein, daß ich mich beteiligen möchte.«

Die Bilder kamen nach Berlin, und ich hatte mich in der Tat nicht getäuscht. Heute sind sie in verschiedene deutsche Galerien übergegangen, und der Name Schider ist der Vergessenheit entrissen worden.

Aus dem Liederbuch eines Schwarzwälder Uhrmachers

Die Uhr schlägt eins. Ich war ein Kind,
Wie war die Zeit mir wohlgesinnt
Und flog dahin in Wonnen!
Die Uhr schlägt zwei. Es wächst der Knab',
Feld, Wald und Heid' sind seine Lab',
Frisch fließt der Lebensbronnen.
Die Uhr schlägt drei. Es wird ungrad'.
Die Welt ist weit und rauh der Pfad,
Doch Kraft ist in der Seelen.
Die Uhr schlägt vier. Es winkt das Glück.
Ihm nach, ihm nach und nie zurück!
Es kann dir gar nicht fehlen.
Die Uhr schlägt fünf. Ich hatt' eine Braut,
Sie ward zum Weib mir angetraut.
Wie war die Arbeit süße!
Die Uhr schlägt sechs. Das Haus war voll,
Der Kinder Lust im Ohr mir scholl,
Doch Sorg' hat schnelle Füße.
Die Uhr schlägt sieben. Krankheit kam,
Mich bang und trüb gefangennahm,
Mein Weib ging für mich schaffen.
Die Uhr schlägt acht. Ich sah einen Schrein,
Da legten sie mein Kind hinein,
Konnt' mich empor nicht raffen.
Die Uhr schlägt neun. Ich bin erwacht,
Ich hab' mein Weib zur Ruh' gebracht,
Wohl unter grünem Rasen.
Die Uhr schlägt zehn. Das Herz mir brach,
Die Kindlein folgten der Mutter nach,
Haben mich alle verlassen.
Die Uhr schlägt elf. Die Zeit ist stumm,
Wie einsam ist's um mich herum,
Nichts will mir wiederkehren.
Genug, genug! Bald schlägt es zwölf.
Den letzten Schlag, Gott helf, Gott helf,
Werd' ich ihn endlich hören?

Tolstoj über die Frauen

»... Ilja fragte mich heute: ‚Können Frauen nicht klug und vernünftig sein?' Zuerst konnte ich nicht recht antworten, aber dann sagte ich zu mir selbst: Frauen können wohl sehr geschickt sein und sind im ganzen nicht dümmer als die Männer, vielleicht sogar geschickter; aber ihr Verstand ist nicht am richtigen Platz, geradeso wie die Sparren nicht am richtigen Platz sind, wenn sie auf dem Dach über den Schindeln liegen, anstatt die Schindeln über den Sparren. Der Verstand eines Mannes, wie er auch sein mag, dient doch immer dazu, seine Handlungen zu lenken. Der Verstand der Frauen ist ein Spielzeug, ein Schmuck. Das Leben der Frau ist bestimmt durch alles Mögliche, durch Eitelkeit, Mutterschaft, Begierde, Liebe, aber nicht durch Verstand. Ihre Hauptantriebe sind zwei: Liebe zum Manne und Liebe zu den Kindern, mit ihren Folgen: sich schön anzuziehen, um dem Manne zu gefallen, und Geld zusammenzuscharren für ihre Kinder. Nur der Mann kennt seine Frau. Er allein sieht hinter die Kulissen. Deswegen schrieb Lessing, alle Ehemänner sagten: ‚Es gibt nur eine schlechte Frau, und die hat mich geheiratet.' Sie spielen so trefflich vor der übrigen Welt, daß ihr wirkliches Wesen unbekannt bleibt, besonders wenn sie jung sind.«

Aus den Tagebüchern Tolstojs aus den Jahren 1899—1904, veröffentlicht in der Revue des Vivants, Paris.

Über den Dichter Timm Kröger

und sein Schaffen hat in einem ausgezeichneten Timm-Kröger-Heft (April 1927) die von Will Vesper herausgegebene Zeitschrift „Die schöne Literatur" einen eindrucksvollen Überblick gegeben. In dem einleitenden Aufsatz sagt Otto H. Brandt u. a.:

„... Auf bäuerlicher Scholle geboren, hat Timm Kröger aus freier Wahl den gelehrten Beruf gewählt. Als er fern der engeren Heimat in den Sielen des Berufes schmachtete, ging ihm das Bewußtsein der Heimat auf. In ihm verbinden sich die Eigenschaften des Dithmarschen und des Holsten, und aus ihrer Vereinigung entsteht die weiche, träumerische und humorvolle Mischung von glühender Heimatliebe und lebensbejahender Weltanschauung. Sein Beruf als Jurist führte ihn weit über Land und brachte ihn erneut mit bäuerlichen Kreisen in Berührung, in deren Fühlen und Denken er sich wohl versetzen konnte. Und was in den Akten stand, gewann vor seinem geistigen Auge Fleisch und Blut; die toten Blätter begannen zu reden, daß er nur die Worte zu bannen brauchte. Kaum je ist das Herbe und Eigenartige des holstischen Bauern klarer und sachlicher wiedergegeben worden als von Timm Kröger.

Als Dichter ist Timm Kröger selbstsicher und tendenzlos. Gerade sein Schaffen zeigt, daß ein Gegensatz zwischen moderner Kunst und Heimatkunst, wie er oft ausgeklügelt worden ist, nicht besteht. Das wahrhaft Schöpferische in ihm liegt in der Harmonie seines Lebens und Dichtens: Abstammung, Heimatliebe, Naturgefühl und Weltanschauung vereinigen sich, das einheitliche, in sich geschlossene Kunstwerk zu schaffen. Nur durch sie ist es möglich, den Mikrokosmos des Kunstwerkes zum Abbild des gewaltigen Makrokosmos Welt zu gestalten.

Timm Kröger ist Bauernblut entsprossen, und die enge Bindung zwischen Mensch und Boden, die da vorhanden ist, gibt ihm Selbstsicherheit und Festigkeit. Hier fließen die Quellen seiner Kraft. Nur die Großstadt vermag jenen Typ des Literaten zu erzeugen, der, aus der Heimat entwurzelt, nirgends mehr den Halt findet, den der Zusammenhang zwischen Mensch und Natur gibt. Für jedes wahrhaft große Schaffen muß dieser Zusammenhang bestehen, denn dem Rationalen muß ein Irrationales gegenübertreten, das unbewußt seine Einflüsse geltend macht. Fast ausschließlich auf der heimatlichen Scholle spielen Krögers Werke, und wenn trotzdem der Leser bei dem so schlichten Schauplatz nicht ermüdet, spricht das dafür, ein wie echter Dichter und Gestalter Kröger ist. ...

Wie alle Menschen nur geben können, was in ihnen wogt und treibt, so sind auch Timm Krögers Werke ‚Bruchstücke einer großen Konfession'. Eruptiv entringt sich dem Dichter das innere Leben in gebändigter Form, das Unbewußte gleitet in das Bewußte über, und nur selten vermögen wir so klar den Prozeß dichterischen Schaffens zu erkennen wie bei ihm. Was die heilige Not ihn gebären läßt, ordnet und gestaltet rein und klar der sichtende Kunstverstand. Die rohe Form, die Kanten und Ecken aufweist, wird gereinigt, damit die Idee klar der kristallisierten Form entspringt..."

Die Kinder Israel

Ein Mose-Roman von

WERNER JANSEN

Den internationalsten Stoff der Weltgeschichte – Auszug Moses aus Ägypten – hat Jansen zu einer gewaltigen Symphonie der Persönlichkeit und wahren Menschentums verdichtet. Aus frommer Sage dürftiger Historie, schemenhafter Überlieferung ließ er Menschen entstehen, die, ob sie auch drei Jahrtausende entfernt sind, uns mit Urgewalt in den Kreis ihres mächtigen Lebens hineinziehen. — Schnüffler mögen Tendenz wittern, Historiker Fehler finden – einerlei – Jansen hat nur eins gewollt, nämlich die alles besiegende Kraft des Blutes zu zeigen, für die es keinen sinnfälligeren Vorwurf gibt als Mose.

●

Preis in Ganzleinen M. 6,50, in Halbleder M. 8,— / In jeder guten Buchhandlung erhältlich. Verlangen Sie auf jeden Fall kostenlos den interessanten Sonderprospekt.

Georg Westermann, Braunschweig

M 6,50

Keine Tendenz – eine reine Dichtung

●

Wie stehst Du zu diesem einzigartigen Buch? –

Allerleirauh

Machen wir einmal Ernst mit dem oft zitierten Wort, daß für die Jugend nur das Beste gut genug sei! Dann werden die wirklich guten, empfehlenswerten Kinderbücher und Jugendschriften wohl auch im Allerleirauh aufzuzählen sein.

Da ist zunächst der Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg. Er hält's mit den Kleinen und Kleinsten. Drum bringt er vornehmlich Bilderbücher auf starker (»unzerreißbarer«) Pappe mit einfach gezeichneten, aber möglichst farbkräftigen Bildern von Else Wenz-Vietor. Drei neue gibt's diesmal; die (etwas länglich geratenen) Titel und die (bescheidenen) Preise erfährt man beim Buchhändler. Sie haben drei Geschwister, schon etwas größer und mit Text zu den Bildern; für die hat Helmut Scarbina allerlei Gefährte, Wagen und Pferde, Schiffe und Flugzeuge, Automobile und Eisenbahnen, Gottfr. Eisenhut Spuk- und Traumgeister, Paula Jordan Berufsvertreter gezeichnet: Gärtner, Jäger, Matrose, Flieger, Sipo usw. Zu guten Liedern und Kindergedichten zeichnet wieder Else Wenz-Vietor, zum »Gang der Jahreszeiten« Hildeg. Weinitschke teils ein-, teils mehrfarbige Bilder (mit Versen von Karl Hobrecker). Damit aber auch die schon Ernsthaften und Anspruchsvollen nicht zu kurz kommen, erzählt ihnen in einem von Paula Jordan illustrierten Band Will Vesper die Geschichte von Tristan und Isolde (2 M.) und nach Jonathan Swift Gullivers Reisen (mit Bildern von Walter Waentig; 3 M.).

Dann Jos. Scholz in Mainz: im ganzen mehr volkstümlich, enger an den überlieferten Geschmack anknüpfend. Deshalb bevorzugt er große Märchenbücher, wie den »König Drosselbart«, gezeichnet von Leo Putz, »Buntes Allerlei« aus der Kinderstube, »Freunde aus dem Tierleben« mit Versen von Gust. Falke und Bildern von Eugen Oßwald, »Tiere des Waldes« nach Brehm mit Bildern von Carl Fahringer, »Putiputs (eines Küchleins) Abenteuer« mit Bildern von C. O. Petersen (schon flotter und freier), »Lustige Tierbilder«, abermals von Eug. Oßwald, »Im Zoologischen Garten«, ein Bilderbuch auf Pappe, wiederum von Carl Fahringer, diesmal aber besonders naturgetreu gezeichnet, und endlich als wohl schönste seiner diesjährigen Gaben das »Heidi-Heida!«, eine Sammlung froher Kinderreime mit reizenden Bildern. Die Preise all dieser durchweg farbig illustrierten Bücher bewegen sich zwischen 1 M. und 5 M.

J. F. Schreiber in Eßlingen bringt ein neues Märchen, »Firlefanz, der Puppendoktor«, von Egon H. Strasburger mit farbigen Bildern von Ad. Propp (2,50 M.), »Hampelmanns Reise« mit Bildern und Text von Aline Stickel, »Allerlei Lustiges« aus Haus, Garten, Schule und Wald in Bildern und Versen von Albert Sixtus (3,20 M.) und auch ein »Heiteres Tierbilderbuch« von Fritz Baumgarten mit Versen von Karl Meitner-Heckert. Außerdem pflegt dieser Verlag als seine Spezialität die mit Material und Anleitung versehenen Beschäftigungsbücher, z. B. zur Herstellung von Flugzeugmodellen, Nistkästchen, Theaterbühnen, Mädchenhandarbeiten, Rundfunk, Geschenke und naturgeschichtliche Atlanten mit Bildern aus Tierkunde, Sternenkunde, Erdgeschichte u. a. (Preise 1—3 M.).

Zum erstenmal begegnet uns der Verlag von G. Löwensohn in Fürth, zeigt aber gleich beim



J. C. Heinemann, Erfurt

Billi der Hund

und andere Tiergeschichten von Heinrich Scharrelmann

in Ganzleinen Mark 3,–

Ein Jugendbuch, schön wie wenige!

Diese entzückenden Tiergeschichten sind mit einer so herzlichen Frische und Natürlichkeit, mit so viel Liebe und Verständnis für das Kind und seine Gedankenwelt erzählt, daß Eltern und Kinder von Scharrelmanns unübertrefflicher Erzählungskunst gefangengenommen werden müssen.

Verlag Georg Westermann / Braunschweig

JAHRESKALENDER „MUTTER UND KIND" 1928

Ein Führer durch Mutter- und Kinderland; vielseitig und interessant, lebendig und modern! 108 Blätter mit je 1 Bild, zum Teil farbig. — Jeden Tag Schreibraum für das

TAGEBUCH DER MUTTER

Mit Sammelmappe
Preis: RM. 2,80

HIPPOKRATES-VERLAG STUTTGART

In jed. gut Buchhdlg.

JAHRESKALENDER „MUTTER UND KIND" 1928

„Bubikopf"

moderne, natürliche Wellen- und Lockenfrisur, kein Brennen, keine künstlichen Mittel, wirkliche Schönheitspflege, voller Haarwuchs, dauernd bestaunt und bewundert. Spielend leicht selbst hergestellt, garantiert für 75 Pf. monatlich. Damen, Herren, Kindern, Berufstätigen auf Reisen unentbehrlich. Jederzeit fertig. Anleitung nach meinen Erfahrungen 1,45 M. Komplett für 1/2 Jahr 4,45 M. **Weihnachtspackung** gegen Voreinsendung oder Nachnahme.

Frau **Kunigunde V. Gabor, Breslau 2.**

Frei Haus!

Allerfeinste Preißelbeeren

mit 50% Kristallzucker eingekocht. Ganz vorzügl. Ware. 10-Pfund-Eimer nur M. 7,90.

Alfred Roth, Hamburg 30,
Lehmweg 57.

Sie altern nicht

und Ihr Aussehen bleibt unverändert durch den neuzellenbildenden Hautnährstoff **Creme Olana,** der Runzeln Stirn- und Halsfalten, scharfe Züge Krähenfüße vertreibt, welker, erschlaffter Haut die ihr fehlende Fettsubstanz wiedergibt und sie in dauernder Verjüngung erhält. Frappante Wirkung. M 2.50 und 4.50. Wo nicht erhältlich, gegen Nachnahme durch **Otto Reichel, Berlin** 300 SO. Eisenbahn-Straße 4.



Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung von Seite 22

Chevalley, Heinr.: Hundert Jahre Hamburger Stadt-Theater. Herausgegeben von der Hamburger Stadt-Theater-Gesellschaft. Ganzln. 7,50 M. Hamburg, Broschek & Co.
Überblick über die wechselvollen Schicksale des Hamburger Stadttheaters seit seiner Eröffnung, unter besonderer Berücksichtigung der Hamburger Oper. Viele Bildnisse in Tiefdruck, Rollenbilder, Theaterzettel u. a.

Dennert, Fr.: Goethe und der Harz. 2. Aufl. Leinen 4,25 M. Quedlinburg, Hermann Schwanecke.
Gedenkbuch an Goethes erste Besteigung des Brockens. Mit sieben, z. T. hier zum ersten Male veröffentlichten Bildern in Kupfertiefdruck.

Freytag, Gustav: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Zwei Bände. Leinen 5,50 M., Halbleder 7,50 M., Ganzleder 9,60 M. Berlin W, Th. Knaur Nachf.
Freytags „Bilder“ sind dank ihrer künstlerischen Gestaltung unzerstörbar und unanfechtbar. Hier erscheinen sie, eingeleitet von Arn. Reimann, der sie mit Recht als Volks- und Schulbuch, als Führer zur Vaterlands- und Staatsgesinnung wertet, in vollständiger Ausgabe (besorgt von Dr. L. Heinemann).

(Fortsetzung auf Seite 30)

ersten Erscheinen Geschmack und Charakter, so bescheiden seine Hefte auch auftreten. Anerkennenswert ist namentlich, daß er alte gute Volksbücher, wie Ludw. Aurbachers »Abenteuer der sieben Schwaben«, das mittelalterliche Märchen vom Schneekind, Märchen von Grimm, Simrock und Reinick, alte schöne Weihnachtslieder und Kinderreime, lustige Rätsel, Schattenspiele von Pocci, wieder aufleben läßt, sich aber für Bilder von Bruno Zwiener auch neue Reime von Albert Sergel bestellt (Preise von 30 bis 50 Pf.). Das Beste, was dieser Verlag herausgebracht hat, ist das Frida-Schanz-Buch mit neuen Märchen, Geschichten und Gedichten von ihr selbst, von Elis. Dauthendey, Clara Hepner, Max Jungnickel, Münchhausen u. a., mit Bildern von Hans Thoma, Rud. und Matth. Schiestl u. a.

Ein neues künstlerisches Bilderbuch zeigt Ernst Kreidolf, den Schweizer Meister duftig-zarter Blumen- und Zwergenbilder, einmal auf andrer Spur. Diesmal lockt ihn nämlich ein Hundefest, und in zwölf farbigen Bildern mit Versen ist da etwas wahrhaft Entzückendes zustande gekommen (Zürich, Rotapfel-Verlag; 6 M.). Ihm an die Seite treten darf — und das will etwas heißen — Rudolf Rinkefeils »Schlierilei«, ein Tiermärchen, erfinderisch und spannend erzählt, phantasievoll ein- und mehrfarbig von Franziska Schenkel illustriert (Lahr, Rich. Keutel; 8,50 M.).

Eine bunte Schüssel für klein und groß, Knaben und Mädchen stellt der Verlag von K. Thienemann in Stuttgart auf den Tisch, aber alles schon Bücher zum Lesen, nicht mehr bloß zum Besehen. Für die Kleinen: »Die Spielratzen« von Sophie Wilmanns (mit 8 zarten farb. Offsetbildern von Elsa Eisgruber; 5 M.); für Knaben die Geschichte von »Michel Schneidewind« von Charlotte Niese (mit farb. und schwarzen Bildern von Hans Schroedter; geb. 2 od. 3 M.); für Knaben und Mädchen: »Das blaue Männlein« von Trude Bruns (ähnlich illustriert von Rolf Winkler; 5 M.); für Mädchen allein oder vorwiegend: »Ein Blättlein im Walde« von Lotte Gumtau (2 od. 3 M.), »Li-Lo« von Else Model (5 M.), eine Reise- und Abenteuergeschichte mit Bildern von Paul Hey, und als Krone der diesjährigen Mädchenbücher Helene Raffs »Mädchen von Spinges«, eine historische Erzählung vom Heldentum eines Mädchens aus den Tiroler Freiheitskämpfen (für Vierzehn- bis Achtzehnjährige; ohne Bilder; 184 Seiten; geb. 5 M.).

Da wir bei den Jungmädchenbüchern sind, gleich noch ein paar andre. Von der glücklichen Jugend dreier Geschwister im fröhlichen Elternhause zu Lübeck (mit Ausblicken in die Zukunft) erzählt Eva Gräfin von Baudissin in der fast schon zum kleinen Roman werdenden Geschichte von den »Weberskindern« (Stuttgart, Union; in Leinen geb. 5,50 M.), und dann erweckt der Verlag von Friedr. Andr. Perthes in Stuttgart die Klassikerin der Jungmädchenbücher, Johanna Spyri, zu neuem Leben und neuer Wirkung, indem er all ihre schon unsern Müttern vertrauten Erzählungen in neuen Ausgaben erscheinen läßt: »Heidis Lehr- und Wanderjahre«, »Einer vom Hause Lesa«; »Aus unserm Lande« (Schweiz), »Gritlis Kinder« u. a. (geb. je 4,50 M.).

Aber auch die Knaben sind gut bedacht. Die Deutsche Landbuchhandlung in Berlin gibt ihnen eine historische Erzählung aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. von Fritz Schultz-Merzdorf (»Montur und Burschenhut«; geb. 4 M.); Hans Caspar von Zobeltitz erzählt ihnen unter dem Gesamttitel »Die Quadriga im Weltkriege«, was vier junge

Deutsche 1914—1918 erlebten (erster Band: »Georg Goetz der Infanterist«; zweiter Band: »Werner Holten der Seemann«, illustr.; geb. 6 M.); »Der Möwe Fahrten und Abenteuer« schildert ihnen Korvettenkapitän a. D. Graf Nik. zu Dohna-Schlodien, der Kommandant des heldenmütigen Schiffes (mit vielen Bildern; geb. 6,80 M.). Diese drei Bücher bei Friedr. Andr. Perthes in Stuttgart, der sich in der Pflege vaterländischen Sinnes durch die pazifistische Zeitströmung nicht stören läßt. Für Reise- und Abenteuergeschichten sorgt der Verlag August Scherl in Berlin mit dem »Volk der Zelte« (ein Sommer in Lappland) von der Schwedin Ester Blenda Nordström (mit 31 Tafelbildern; geb. 5 M.), F. Witschetzky im »Cormoran«, Geschichten aus der Südsee, aus Australien, Neuseeland, China und Japan (Stuttgart, Union; mit 30 Aufnahmen; geb. 4,80 M.), und E. Landenberger mit seinen »Abenteuern im Wilden Westen«, die auf eignen Jugenderinnerungen beruhen (Stuttgart-Cannstatt, Emil Landenberger); den weitverbreiteten technischen Neigungen der heutigen Jugend dient Hans Dominik mit den »Triumphen der Technik«, einem zugleich erläuternd und unterhaltend illustrierten Bande von Bongs Jugendbücherei (Berlin, Rich. Bong; geb. 5 M.).

Auch die großen, nun schon bei mehr als einer Generation bekannten und beliebten Jahrbücher haben sich pünktlich wieder eingestellt: »Das neue Universum« mit seinem der Welt der Technik, der Naturwissenschaft, Erfindungen, Entdeckungen, Reisen, Jagden, Selbstbeschäftigungen gewidmeten Inhalt (Stuttgart, Union; mit vielen Abbildungen; geb. 8 M.) und Thienemanns Knabenbuch, das seine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem Sport und den Leibesübungen, aber auch der Technik und den Naturwissenschaften zuwendet und es daneben nicht an Erzählungen fehlen läßt (für Zehn- bis Fünfzehnjährige; Stuttgart, K. Thienemann; mit 190 Bildern; geb. 7,50 M.). Sein weibliches Gegenstück ist Thienemanns Mädchenbuch für dasselbe Alter, in derselben Ausstattung und zu demselben Preise. Die »Jungmädchenwelt« der Union (mit 120 Abbildungen; geb. 7,80 M.), gefüllt mit Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, Plaudereien über Kunst und Wissenschaft, Länder und Völker, Beruf, Sport, Haus, Hof und Garten, nähert sich mehr dem Charakter des Backfischbuches.

Sehr reichlich ist diesmal das Genre Kindergeschichten vertreten, d. h. Erzählungen aus der Kinderzeit und -welt für Kinder, aber auch für Erwachsene, die sich, wenigstens in der Phantasie, gern wieder dorthin zurückführen lassen. Empfehlen lassen sich davon aber nur drei: »Alle Tage Gloria« von Felix Riemkasten, Geschichten von der kleinen Mananne (mit Aufnahmen; Berlin, Brunnen-Verlag; geb. 5,50 M.), »Das Kindergärtchen« von Erich Bockmühl (mit 42 Bildern von Eug. Oßwald; Stuttgart, Friedr. Andr. Perthes; geb. 4 M.) und Heinrich Scharrelmanns der realen Welt entnommene, aber nun erst recht an Wundern und Erlebnissen reiche Geschichten »Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit«, die Ernst Kutzer mit lebens- und ausdrucksvollen Federzeichnungen begleitet (4. Band; Braunschweig, Westermann; geb. 3 M.).

Zu guter Letzt noch eine besonders warme Empfehlung den ernsten und heiteren Tiergeschichten, die Louis Pergaud geschrieben, Ad. Heilborn uns übersetzt, Adolf Dahle launig illustriert hat (Berlin, Bong & Ko.; geb. 7 M.).

Dichtung und Erlebnis

Neue Nordische Meisterromane

Knud Andersen, Das Meer. Roman. Ganzleinen ... M. 7,50

Die fast faustische Erlebnisdichtung eines seebefahrenen Bauernsohnes. (Dr. Kurt Bock i. d. „Yacht")

Eira Hellberg, Wenn die Grenze gleitet. Ganzleinen .... M. 4,50

... Ein Buch für innerliche Menschen, die das Fließend-Relative unseres ganzen Daseins fühlen; ein Buch das in der Tiefe seiner Psychologie, der Entschiedenheit seiner Problemstellung und -lösung, im Adel seiner Ethik und nicht zuletzt in der wunderbaren Zartheit seiner Gestaltung seinesgleichen suchen muß. (Leipziger Neueste Nachrichten)

Ernst Didring, Inseln des Sturms Roman. Ganzleinen ... M. 7,—

... „Die Inseln des Sturms" gehören zum Besten und Reifsten, was über das Leben in den Schären je geschrieben worden ist. ... Es sind keine billigen Idealfiguren oder Lockvögel, sondern blutwarme Menschen mit ihren kleinen Tugenden und Sünden .... Szenen von überwältigender Wucht ... (Der Bund, Bern)

Ernst Didring, „Erz". Umfassend: „Hölle im Schnee", „Krater", „Spekulanten". 3 Bde. i. Kassette. Ganzleinen .... M. 17,—

... „Hölle im Schnee" und „Krater" sind wohl das Großartigste, Wirkungsvollste und Machtvollste, was wir in letzter Zeit in der Literatur erlebten ... (Cöthensche Zeitung) In der Erinnerung steigern sich die beiden Bücher schnell zu einer Sage vom trotzig sterbenden Menschen in unüberwindlicher Urnatur. (K. Münzer i. d. Literatur)

... „Spekulanten". Das Buch hat Tempo und Schwung, ist ruhelos wie die beiden Spekulanten selber, ein gutes Zeitgemälde, das man nachdenklich und erschüttert aus der Hand legt. (Wilhelmshavener Zeitung)

Gudmundur Kamban, Ragnar Finnsson. Rom. Ganzln. M. 8,50

Der Isländer Kamban ist mit dem Sensitivismus des Skandinaviers begabt. Seine (äußerlich) an die naturalistischen Zusammenbruchsromane erinnernde Geschichte eines im „Titanenkampf mit sich selber" Untergehenden hat kräftige, breite Unterbauten, feine, mit Fingerspitzen ertastete Charaktere. (Literarische Welt, Berlin)

Gudmundur Kamban, Das schlafende Haus. Rom. Ganzln. M. 5,-

... Eine keineswegs ungewöhnliche Geschichte wird mit einer sinnreichen, geschmackvollen Umrahmung, mit einem feinen Regietrick mitgeteilt. Es ist eine hübsche Ehrlichkeit des Künstlers in dem Buche; er gibt tatsächliche Wahrheit und überschattet sie mit echtem Gefühl; gedämpftes Licht ist über die Geschichte einer verirrten Frauenseele gebreitet. (Neues Wiener Abendblatt)

Eine Auswahl der besten deutschen Romane

Ludwig Anton, Der Mann im Schatten. Ein Napoleon-Roman. Ganzleinen .... M. 6,50

... Man liest das Buch mit verhaltenem Atem. Eine Welt steht vor uns auf, mit pulsendem Blut und heißem Leben erfüllt. (Schlesische Zeitung, Breslau)

Georg Asmussen, Hans Hühnchens Feierabend. Roman. Ganzleinen .... M. 4,50

... Das Buch kann als vollwertige Fortsetzung von Seidels „Leberecht Hühnchen" gelten; in mancher Beziehung ist es aber mehr. (Memeler Volksstimme)

Georg Asmussen, Wegsucher. Roman. Ganzleinen ... M. 7,50

... Wer diese wertvolle, stark dichterische, doch ohne jeden Überschwang gehaltene Zeichnung eines schwer mit den Widerständen der Welt ringenden, sie aber besiegenden Menschen auf sich wirken läßt, wird sicherlich innerlich stark davon ergriffen werden ... (Preußische Lehrer-Zeitung)

Herman Anders Krüger, Gottfried Kämpfer. Ein herrnhut. Bubenroman Ganzleinen M. 8,50

Wenn irgendein Roman die ungeheure Bedeutung der Jugenderziehung darzulegen versteht, so ist es dieser, und ich stehe deshalb nicht an, ihn den besten Erziehungsroman unserer modernen Literatur zu nennen. (Literarisches Echo)

Herman Anders Krüger, Sohn u. Vater. Eine Jugendrechenschaft. Ganzln. M. 6,80, Halbldr. M. 10,—

... Für dieses neue Buch dürfen nicht nur die Jugend, sondern auch alle durch das Leben gereiften Menschen Krüger dankbar sein. Es fesselt ungemein. (Jenaer Volksbl.)

Herman Anders Krüger, Kaspar Krumbholtz. Roman. Halbln. M. 6,—, Halbldr. M. 10,—

... ein erfreuender Beweis für die Stärke der dichterischen Begabung Krügers, daß sein Kaspar Krumbholtz in nichts seinem Vorgänger (Gottfried Kämpfer) an Frische nachsteht ... (Leipziger Zeitung)

Herman Anders Krüger, Versagtes Volk. Kartoniert ... M. 4,— Ganzleinen .... M. 5,—

... der zähe Kampf der Thüringer Waldbauern um ihre Heimat.... Mit einer bewundernswerten Eindringlichkeit und Kraft ist der Kampf geschildert. Die Gestalten sind plastisch und lebenswahr herausgearbeitet... (Neue Preuß. Lehrerzeitung)

Julius Berstl, Die Fahrt ins Rosenrote. Rom. Ganzln. M. 6,—

Wie es scheint, hat der Verfasser als Modell zu dem Helden dieses geistreichen und eine sehr feine Seelenstudie darstellenden Romans den Fürsten Pückler-Muskau genommen, jedoch die Zeit, in der die Handlung spielt, in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts verlegt und auch sonst den Stoff mit vollendeter Freiheit behandelt.... Das Werk stellt ein echtes menschliches Dokument von hohem Werte dar. (Bremer Zeitung)

Emil Frithjof Kullberg, Bösenberg & Sohn. Ein hamburg. Kaufmannsroman. Ganzlein. M. 5,50

Wer den Hamburger Kaufmannsstand, das Hamburger Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten kennenlernen will, wie es war und wie es vielleicht wieder einmal werden wird in zukünftigen Tagen, der lese dieses Buch. (Monatsrundschau)

Henriette von Meerheimb (Gräfin von Bünau), Die Toten siegen Kleist-Roman. Ganzln. . M. 7,50

Ein Dichterschicksal, überreich an seelischen Kämpfen, durchglüht von unbezähmbarem Streben nach dem Höchsten und Reinsten in der Kunst, zieht an uns vorüber. Der Hannoversche Kurier nennt diesen Roman „eine Meisterschöpfung".

A. J. Mordtmann, Aus tiefer Not. Ein geschichtl. Roman aus der Zeit Kaiser Heinrichs IV. Nach einer alten Handschrift. Ganzln. M. 3,—

... Ein Buch voll reichster Anregung, ein Buch fürs deutsche Volk, wie ich es besser schon lange nicht in die Hand bekam ... (Wolgadeutsche Monatshefte)

Ernst v. Wolzogen, Erzählende Meisterwerke. 5 Bde. in Kassette. Ganzleinen .... M 32,—
— **Wie ich mich ums Leben brachte.** Erinnerungen. Ganzln. M. 6,—
— Der Kraft-Mayr. Roman. Ganzleinen .... M. 7,—
— Der Erzketzer. Roman. Ganzleinen .... M. 7,50
— Süddeutsche Geschichten. Ganzleinen .... M. 7,—
— Norddeutsche Geschichten. Ganzleinen .... M. 6,50

Mit vollen Händen hat Wolzogen aus dem Leben geschöpft Es gibt wenige Werke der deutschen Dichtung, die mit solcher Anschaulichkeit und in so scharfer Beleuchtung eine Zeit wiedergeben, und darum werden sie nicht nur für die Literaturgeschichte, sondern auch für die kulturgeschichtliche Forschung ihre Bedeutung behalten.

Verlag Georg Westermann / Braunschweig / Berlin W 10 / Hamburg


Wer
Lebenslust u. Lebensgeist
in sich spürt — hinein in des Winters Pracht! Fröhliches Leben und Treiben in Gesellschaft, am Übungshang, bei Schwung und Sprung – halten Sie all das fest mit einer
Zeiss Ikon Camera
Dazu den guten Zeiss Ikon-Film!
Fordern Sie kostenlos unseren Camera-Katalog und „Mit Ski und Camera" von einem Photohändler oder von uns
Zeiss Ikon Aktiengesellschaft Dresden 70

Allerleirauh

Bei Georg D. W. Callwey in München ist ein Deutsches Anekdotenbuch (herausgegeben von Herm. Rinn und Paul Alverdes; in Ganzleinen geb. 6 M.) erschienen. »Anekdoten« hier natürlich, da es sich um eine Fortführung der Avenariusschen Anthologien handelt, in dem höheren Sinne von gehaltvoller, markanter und bedeutsamer Kurzgeschichte gefaßt. Ein paar Proben aus der fünf Jahrhunderte umfassenden Sammlung werden den Charakter des Buches näher kennzeichnen.

Die Gelehrten

In Berlin saßen Savigny und Eichhorn bereits im Landwehrausschuß, beim Landsturm war niemand eifriger als Fichte, seine Pike und die seines Sohnes lehnten im Vorsaal an der Wand, und es war eine Freude, den eifrigen Mann zu sehen, wenn er auf dem Exerzierplatz die Waffe schwenkte und zur Attacke ausfiel. Man hatte ihn zum Offizier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: »Hier tauge ich nur zum Gemeinen.« Er, Buttmann, Rühs, Schleiermacher exerzierten in derselben Kompanie; Buttmann aber, der große Grieche, vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterscheiden, er erklärte das für das Schwerste. Rühs war in derselben Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß sie bei den Wendungen einander den Rücken zukehrten oder verdutzt in die Augen sahen. War dann einmal von dem Zusammentreffen mit dem Feind die Rede, und wie sich ein tapferer Mann dabei zu halten habe, dann hörte Buttmann zu, betrübt auf seinen Spieß gelehnt, und sagte endlich: »Ihr habt gut reden, ihr seid von Natur herzhaft.«

*

Das Blindekuhspiel

In ein Wirtshaus zu Helmstedt kamen eines Abends sieben oder acht Studenten, die Abschied feiern wollten, und zechten gehörig. Als gegen Mitternacht die junge Wirtin, eine liebliche Einfalt, die Rechnung machte, wollte keiner dulden, daß der andre den Geldbeutel hervorlange: »Bruderherz,« hieß es hin und her, »laß mich bezahlen, denn der Himmel weiß allein, ob wir unser Lebtag jemals wieder zusammenkommen.« Endlich, nachdem sie lange genug miteinander gestritten hatten, schlug einer vor, man solle der lieben Frau Wirtin ein Schnupftuch vor die Augen binden, und welchen sie dann als ersten von ihnen erhasche, der solle das ganze Gelage bezahlen. Die Wirtin schlug vor Freude über den Spaß die Hände zusammen; aber sie hatte das Tuch noch nicht lange vor den Augen, so machte sich einer nach dem andern sachte davon. Der Wirt, der unten im Hause bei den andern Gästen saß, wunderte sich, da er die Studenten hatte alle fortgehen sehen, was seine Frau doch da oben noch allein zu schaffen habe, und ging die Stiegen hinauf. Sie hatte ihn auch gleich, als er zur Tür hereintrat, beim Kragen, hielt ihn fest und rief: »Gefangen, Herr, Ihr müßt allein die ganze Zeche zahlen, die andern gehen alle ledig aus«, womit sie die Wahrheit gesprochen hatte.

*

Von Ärzten

Ein Quacksalber, wie es deren viele gibt, wollte einem Hufschmied vom Fieber helfen. Es wurde aber täglich schlimmer, so daß der Mann ganz von Kräften kam. Da fiel dem Kranken ein, er wolle einmal wieder nach Herzenslust Sauerkraut essen. Und er aß und wurde besser. Als dies der Quacksalber erfuhr, schüttelte er den


RUDO
Was hat MM mit Ihrer Zukunft zu tun?
MM
MM
In die Hände meine Lieben
Wurde Euch MM geschrieben!
Was die Hände sonst noch künden
Ist in einem Buch zu finden,
Das Matheus Müller sendet,
Wenn Ihr Euch an diesen wendet!
Alle MM-Freunde erhalten
die interessante Broschüre
„Was sagen mir die Handlinien"
von Issberner-Haldane
gegen Einsendung dieses Abschnittes
kostenlos und portofrei zugesandt.
An
Matheus Müller Sektkellerei
Eltville a. Rh. 81
Name:
Ort:
Wohnung:
Matheus Müller + Eltville a. Rh.
Seit 1811

Kopf, mußte es aber doch gut sein lassen; und er trug in sein Arzneibuch ein, wie er denn zu tun pflegte, und schrieb: »Sauerkraut gut fürs Fieber.« Nicht lange darauf geschah, daß ein Schneider das Fieber bekam. Dem verordnete der Quacksalber sogleich Sauerkraut. Und der Schneider starb. Der Quacksalber schüttelte den Kopf, mußte den Schneider aber doch tot sein lassen. Und er schrieb in sein Rezeptbuch: »Sauerkraut gut für Hufschmiede, aber nicht für Schneider.«

*

Die andächtigen Zuhörer

Wenn ein Prediger merkt, daß seine Zuhörer nicht aufmerksam sind, so müßte er es machen wie ein gewisser Dr. Alymer, Bischof von London. Als dieser fand, daß der größte Teil seiner Versammlung schlief, fing er auf einmal laut an in einer hebräischen Taschenbibel zu lesen, die er bei sich hatte. Sogleich wurde alles aufmerksam. Da fing er an: »Was seid ihr doch für feine Leute! Ihr seid aufmerksam, wenn ich euch etwas vorlese, wovon ihr kein Wort versteht, und schlaft, wenn ich mit euch in eurer Muttersprache von Dingen rede, auf denen das Heil eurer Seele beruht.«

*

Der preußische Gesandte

Ein preußischer Gesandter wurde in Konstantinopel zum Gehör beim Sultan geboten. Als er in den Saal trat, bemerkte er, daß, nicht aus Versehen, sondern aus muselmännischem Stolz, kein Stuhl für ihn bestellt worden. Gleich breitete er seinen Mantel auf die Erde, setzte sich mit preußischem Trotz darauf und trug seinen Auftrag mit solcher Gemütsverfassung vor, daß der Sultan staunte. Nach geendigtem Gehör ging er weg, ohne seinen Mantel mitzunehmen. Man glaubte, er habe ihn vergessen, und erinnerte ihn sogleich daran. Allein er antwortete mit einem Ernst, den Anmut milderte: »Ein Preuße, der seinen König vorstellt, ist nicht gewohnt, seinen Stuhl mit sich zu nehmen.«

Der zerstreute Gelehrte

Zu Newton kam einmal ein Freund, um, gemäß einer Verabredung, mit ihm zu konferieren. Der Bediente bedeutete ihm, sein Herr sei noch im Studierzimmer; er dürfe ihn jetzt nicht melden, niemand dürfe Newton stören. Da es bald Mittagzeit war, entschloß sich der Besucher, zu warten, um nicht noch einmal wiederkommen zu müssen und in der Annahme, Newton müsse sowieso bald erscheinen. Kurz darauf wurde das Essen in einer verdeckten Schüssel aufgetragen. Der Besucher lüftete den Deckel und sah, daß es ein gebratenes Huhn war. Eine volle Stunde verging — Newton kam nicht. Der Freund, den der Hunger plagte, verzehrte in einem Anflug von Galgenhumor die für Newton bestimmte Mahlzeit und beauftragte den Diener, die leere Schüssel stehenzulassen und für seinen Herrn ein andres Huhn zuzubereiten. Ehe dieses jedoch fertig war, trat Newton in das Zimmer, entschuldigte sein langes Fernbleiben und setzte hinzu: »Erlauben Sie mir nur noch, mein Mittagessen zuvor zu nehmen; ich stehe dann gleich zu Ihren Diensten — ich bin ganz abgespannt und hungrig.« Mit den letzten Worten nahm er den Deckel von der Schüssel, aber als er sie leer fand, wandte er sich ohne Befremden an den Freund: »Was wir Gelehrte doch für sonderbare Leute sind! Ich habe wahrhaftig gar nicht mehr daran gedacht, daß ich ja schon gegessen habe!«



(Fortsetzung von Seite 16)

Wille, Hansjürgen: Rosenkavalier. Novellen. Geb. 4 M. Leipzig, Philipp Reclam.

Zollikofer, Fred von: Die Nacht von Mariensee. Novelle. Geb. 3,50. Leipzig, Philipp Reclam.
Hölty-Novelle.

Religion, Weltanschauung und Erziehung

Ewald, Osk.: Freidenkertum und Religion. Geb. 5,20 M. Leipzig, Rotapfel-Verlag, A.-G.

Haecker, Th.: Christentum und Kultur. Ganzleinen 7 M. München, Kösel & Pustet.
Sammlung formvollendeter, feingeschliffener Essays, die eine Synthese zwischen Geist und Leben, Gott und Schöpfung erstreben. (Sören Kierkegaard; Über das Prinzip der Analogie; Francis Thompson; Geist und Leben u. a.)

Handbuch der Preußischen Unterrichts-Verwaltung, Jahrgang 1927. Geh. 3 M., Leinen 5 M. Berlin SW 68, Weidmannsche Buchhandlung.

Kappstein, Theod.: Emil Frommel. Ein Gottesfreund für unsre Zeit. Sein Leben und Wirken aus eigner Erinnerung erzählt. Ganzleinen 8 M. Gotha, Leopold Klotz.
Im Januar 1928 feierte die große Frommel-Gemeinde den 100. Geburtstag des unvergeßlichen Hofpredigers und Volkserzählers, Künstlers und Seelsorgers. Ein Buch für die evangelische Christenheit; gutes Konfirmationsgeschenk.

Müller-Freienfels, Richard: Geheimnisse der Seele. Geh. 6,50 M. München, Delphin-Verlag.
Uralte oder funkelnagelneue Menschheitsfragen, dargestellt im Lichte heutigen Denkens. Ein paar Kapitelüberschriften: Die Einheit von Leib und Seele; Seele und Welt; Schicksal und Charakter; Vom Wesen des Glücks; Moral im Jugendlande; Höflichkeit und gesellschaftliche Formen; Amerika und der Amerikanismus; Verwirklichung der neuen Religiosität.

Natonek, Hans: Heilige? Kranke? Schwindlerin? Kritik des Mirakels von Konnersreuth. Kart. 1 M. Leipzig, F. Krick.

Otto, Rudolf: Sinn und Aufgabe moderner Universität. Rede zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Philippina zur Marburg. Marburger Akademische Reden Nr. 45. 1,50 M. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Schütz, Dr. W. Die neuzeitliche Turnhalle. 2., verb. Auflage. Braunschweig, v. Dolffs & Helle.
Verfasser ist Turnrat an der Preuß. Hochschule für Leibesübungen (Landesturnanstalt) in Spandau. Sein Buch gibt auch Anweisungen für technische Einzelheiten, Anbringung und Anordnung der Turngeräte.

Seidel, Dr. A.: Die Schule und das Recht des Kindes. Grundsätzliches zum Reichsschulgesetz. Oldenburg i. O., Schulzesche Verlagsbuchhandlung.
„Wir haben alle ein lebhaftes Interesse daran, uns über die Prinzipien sicher zu unterrichten, denen ein Schulgesetz zu entsprechen hat, wenn es den Willen des Volkes wiedergeben soll." Diese Orientierung darf man hier erwarten.

Suali, Luigi: Der Erleuchtete. Das Leben des Buddha. Geb. 7 M. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Weizsäcker, Carl: Das Neue Testament. (Übersetzung.) 11. Aufl. Ganzleinen 3 M. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Im Gegensatz zu Luther klare, sachliche, verstandesmäßige Übertragung, auf Grund der neuesten philologischen Forschungen. Wertvolles Register.

Wohlbold, Hans: Mysterienweisheit. Menschheitsentwicklung vom Mythos zum Christentum. Geh. 6 M. München, Delphin-Verlag.
W. deutet das Wesen des Mythos als reales Erlebnis eines grundsätzlich von dem unsern verschiedenen Bewußtseins, das Wesen der Mysterien als die heilige Erinnerung an diesen mythischen Zustand. So darf er das Christentum den untergehenden heidnischen Mysterien als neue Mysterienweisheit der Zukunft gegenüberstellen.

Bildende Kunst und Kunstgewerbe

Behrendt, Walt. Curt: Die holländische Stadt. Ganzleinen 12 M. Berlin, Bruno Cassirer.
Der Verfasser ist Architekt, zieht aber neben der Baukunst auch die andern bildenden Künste nebst dem Geologischen und Kulturgeschichtlichen in den Kreis seiner Betrachtung. Mit 126 Tafeln.

Benkard, Ernst: Das Selbstbildnis vom 15. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. Berlin, Heinrich Keller.
Ein höchst fesselndes und aufschlußreiches Werk, für die Kunstgeschichte wie für die Psychologie und Charakterologie. Mit über 100 Selbstbildnissen auf ganzseitigen Bildtafeln.



Abgangszeugnis, schön! —
Aber was nun? —

Diese Frage bewegt Eltern, Erzieher, Schülerinnen und Schüler wohl schon lange vorher. Welcher Beruf ist nach Veranlagung und Eignung des Einzelnen der zweckmäßigste? Welche Aussichten bieten sich? Welche Befriedigung innerer Träume und Hoffnungen wird man finden? Das Lebensglück steht und fällt ja mit der Wahl, und unaussprechliches Elend ist schon durch unüberlegte Berufsergreifung entstanden.

Hier will das Westermann-Preisausschreiben helfend eingreifen und ein ruhiges Selbstprüfen, ein zielbewußtes Nachdenken, eine klare Formung des als richtig Erkannten veranlassen zu Nutzen und Frommen jedes Einzelnen.

Aufgabe: Wer in nächster Zeit ins Leben tritt, sei es direkt in die Praxis, sei es zur weiteren Ausbildung für einen bestimmten Beruf in irgendeine Fach- oder Hochschule, soll in Form eines kurzgefaßten Aufsatzes klar und ungeschminkt sagen, welches Ziel er sich gesteckt hat, insbesondere aber auch sagen, welche in seiner persönlichen Eigenart liegenden Bedingungen ihn dazu führen, sich gerade dieses Ziel zu stecken.

Bedingungen: Der Aufsatz darf den Umfang von 250 Worten nicht überschreiten. Unter der Arbeit stehend, sind Vor- und Zuname, Alter und genaue Anschrift mitzuteilen. Die preisgekrönten Arbeiten werden Eigentum des Verlages Georg Westermann mit uneingeschränktem Verfügungsrecht. Schlußtermin der Einsendungen ist der 10. April 1928.

Preise: 1. Preis: M. 100,— 2. Preis: M. 75,— 3. Preis: M. 50,—

4.—30. Preis: ein Jahresabonnement „Westermanns Monatshefte"
31.—50. Preis: ein Buch nach Wahl im Werte von Mark 10,— aus dem Verlage Georg Westermann.

Das Preisrichteramt liegt in den Händen des bekannten Psychotechnikers und Berufsberaters beim Landesarbeitsamt Berlin, Herrn Bogen, der seine Entscheidungen auf Grund jahrelanger praktischer Erfahrungen fällen wird.

Die Veröffentlichung der Preisträger erfolgt in der Juni-Nummer der „Westermanns Monatshefte". An gleicher Stelle werden auch die Arbeiten der drei ersten Preisträger abgedruckt.

(Fortsetzung von Seite 22)

Biermann, Georg: Paula Modersohn. Geb. 2,50 M. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.
Mit einer farbigen und 32 einfarbigen Bildtafeln.

Ehmcke, F. H.: Die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen. Kart. 4,50 M. Ravensburg, Otto Maier.

Michalski, Ernst: Balthasar Permoser. (Meister der Plastik, Band 4.) Kart. 6 M. Frankfurt a. M., Iris-Verlag.
Mit 100 Abbildungen nach Werken des bayrischen Barockbildhauers (1651—1732).

Rodenwaldt, Gerh.: Die Kunst der Antike. Berlin, Propyläen-Verlag.
Band 3 der „Propyläen-Kunstgeschichte". Mit genau 600 ganzseitigen, z. T. farbigen Abbildungen. Verfasser ist der Archäologe an der Berliner Universität und Leiter der Archäolog. Reichsinstitute. Die Antike ist hier neu gesehen, neu empfunden, neu dargestellt und wirkt deshalb auch neu und frisch. Behandelt werden die griechische und die römische Kunst von ihren dunklen Anfängen bis zu ihrer Höhe und ihren Ausklängen.

Schaumann, Ruth: Die Rose. 24 Holzschnitte mit Versen. Pappband 5 M. München, Kösel & Pustet.
Reine, innige Kindlichkeit und doch Tiefe des Empfindens in den Bildern und Versen.

Schultze-Naumburg, Paul: Kunst und Rasse. Geh. 7,50 M. München, J. F. Lehmann.
Mit 158 (positiven und negativen) Abbildungen. Herleitung des künstlerischen Schaffens aus der Rasse des Schöpfers und der Empfangenden. „Der Untermensch spricht aus der Kunst unsrer Zeit mit ihrer Bevorzugung der Entartung und ihrer widernatürlichen Vorliebe für den fremdrassigen, kranken oder häßlichen Menschen." Anhang: Überblick über Rassenkunde und -hygiene für Künstler.

Steindorff, Georg: Die Kunst der Ägypter. Bauten, Plastik, Kunstgewerbe. Mit 200 Bildern. Leipzig, Insel-Verlag.

Jahrbücher, Kalender und Almanache

Almanach 1928 für S. Fischers Verlag, Berlin. Geb. 1,50 M.

Bayern-Kalender 1928. 2,50 M. München, Carl Gerber.
Auf 122 Blättern Ansichten aus bayrischen Landschaften, Kunstschöpfungen und Städten.

Blodigs Alpenkalender 1928. 2,80 M. München, Paul Müller.

Der Greif-Almanach 1928. Karton. 1 M. Stuttgart, J. G. Cotta.
Bringt Briefe literarischer und politischer Persönlichkeiten an Joh. Friedr. Cotta, ferner Proben aus neuen Büchern von Sudermann, Herzog, Roßner, Lilienfein und andern Cotta-Autoren.

De plattdütsche Dagwiser 1928. 2,50 M. Bremen, Carl Schünemann.

Deutscher Handwerker-Kalender. Herausgegeben vom Reichsverband des deutschen Handwerks. Auf Holzstativ. Leipzig, Concordia-Verlag.
Mit originellem farbigem Titelblatt von Georg Scholz.

Deutscher Reichsbahn-Kalender 1928. Herausgegeben von Dr. Hans Baumann. 4 M. Leipzig, Konkordia-Verlag.
Thema der Bilder und des Textes: Reichsbahn und Wirtschaft.

Deutscher Werkkalender 1928. 2,50 M. München, Carl Gerber.
Auf 122 Blättern mannigfaltigste Bilder des schaffenden Deutschlands: Motive aus der Eisen-, Glas-, Textilindustrie, Architektur, dem Brückenbau, den Kunstwerken usw.

Deutsches Wandern 1928. Künstlerischer Wochen-Abreißkalender. 2 M. Dresden-A., Wilhelm Limpert.





Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1927. Herausgeber: Dr. Walter Georgi. Geb. 4 M. Jena, Eugen Diederichs.

Eine Brücke des Verständnisses und der gegenseitigen Schätzung zwischen Deutschland und den nordischen Ländern. Bisher 8 Jahresfolgen. Diese neuste mit Beiträgen von Sig. Ibsen, Georg Brandes, Ernst Bertram, Karin Michaelis, Albert Dresdner u. a.

Eichendorff-Kalender 1927/28. Herausg.: Prof. Wilh. Kosch. Mit 4 Kunstbeilagen und 1 Notenbeigabe. Ganzleinen 5 M. Aichach, Lothar Schütte.

Hessenkunst 1928. Herausgegeben von Dr. Christian Rauch. Preis 2,50. Marburg, N. G. Elwert.

Jahrbuch der bidenden Kunst Hessens; mit vielen Abbildungen.

Insel-Almanach auf das Jahr 1928. Leipzig, Inselverlag.

Mit vielen Wort- und Bildproben aus den jüngsten Veröffentlichungen des Verlags.

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Herausgegeben von Max Hecker. Weimar, Goethe-Gesellschaft.

An der Spitze die große Gedenkrede der letzten Versammlung auf Gust. Roethe (von Vikt. Michels); im übrigen wesentlich mit Beiträgen über Goethes naturwissenschaftliche Arbeit gefüllt. Darunter: „Die Naturerkenntnis im Weltbilde Goethes" und „Meer und Wolken im Faust".

Jean-Paul-Kalender für das Jahr 1928. 1. Jahrgang. 1 M. Bayreuth, Georg Niehrenheim.

Jung-Land. Jahrbuch für das junge Landvolk. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. 19. Jahrg. Geb. 3,20 M. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Kolonial-Abreißkalender 1928. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. 3 M. Neudamm, J. Neumann.

Kreuzkalender 1928. Der Pfad des Jahres im Spiegel junger christlicher Kunst (Holzschnitte und Zeichnungen). Preis 2,75 M. Dresden.-A., Landesverein für Innere Mission in Sachsen.

Kunst und Leben 1928. 3 M. Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder.

Der 20. Jahrgang des bekannten Kalenders, für den 54 Künstler die Bilder (Holzschnitte und Zeichnungen) diesmal eigens geschaffen und 50 Dichter Beiträge gegeben haben.

Kürschners Jahrbuch 1928. Kalender, Welt- und Zeitspiegel. Herausgegeben von Herm. Hillger. Halbleinen 3 M. Berlin, Herm. Hillger.

Dieser Dr. Allwissend wird nach fünfjähriger Abwesenheit überall freudig begrüßt werden.

Meininger Almanach 1928. Herausgegeben von den Zwangslosen. Meiningen, Brückner & Renner.

Meyers Historisch-Geographischer (Abreiß-) Kalender für 1928. 4 M. Leipzig, Bibliographisches Institut.

31. Jahrgang. 376 Blätter mit 12 erläuterten Sternkarten, 354 Bildern, astronomischen Notizen, Gedenktagen u. a.

Münchener Fliegende-Blätter-Kalender 1928. Brosch. 1 M. München, Braun & Schneider.

Neustätter, Dr. med. Otto: Gesundheitskalender 1928. 2 M. München, Gesundheitswacht Verlags-Ges.

Schwäbischer Volkskalender für 1928. Herausgegeben von der Banater Deutschen Zeitung. Temesvar, Schwäbische Verlags-A.-G.

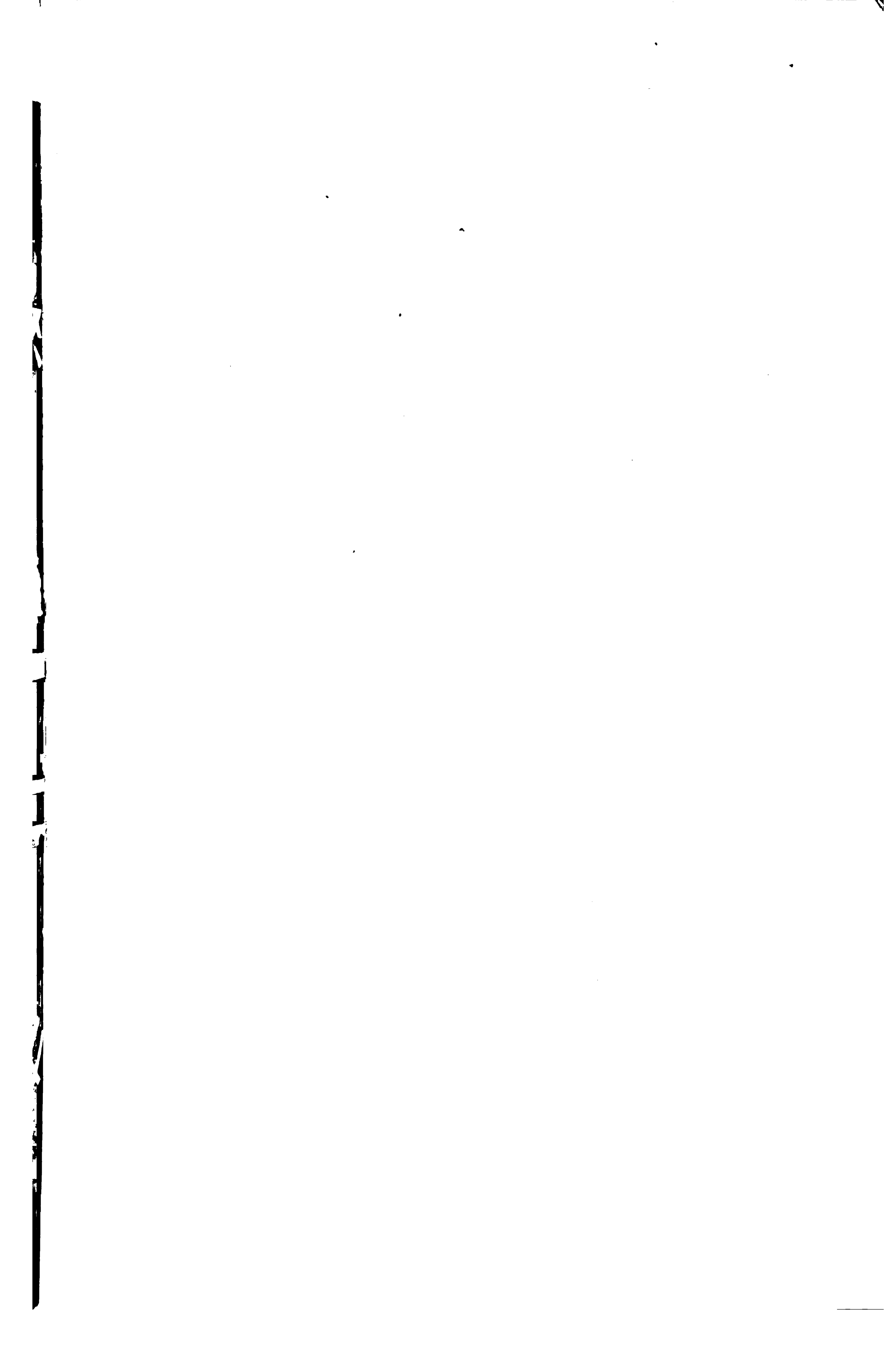
Muster eines deutschbewußten Volkskalenders im Inhalt; Ausstattung leider vernachlässigt.

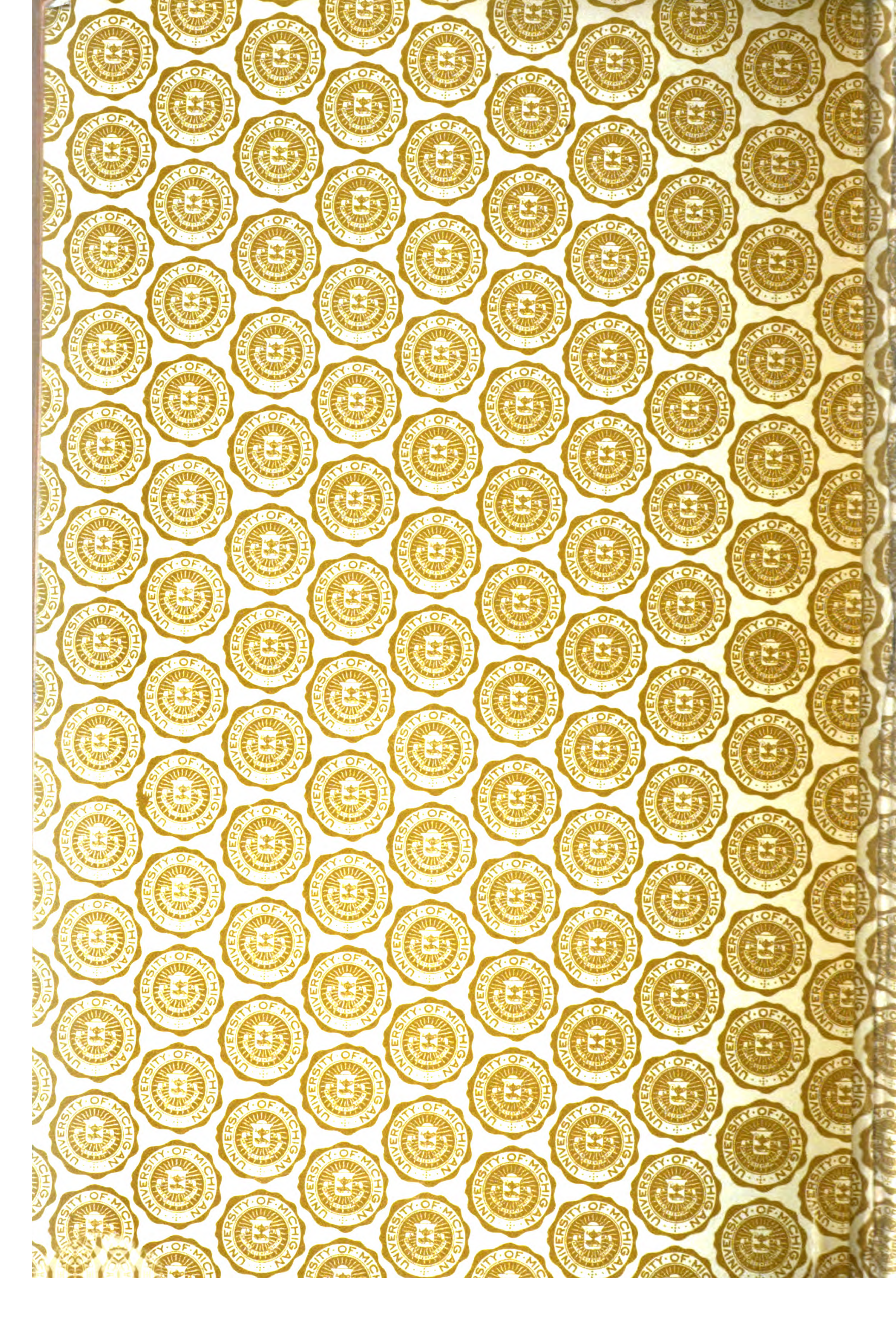
Staackmanns Almanach. Geb. 1 M. Leipzig, L. Staackmann.

Das früher als „Taschenbuch für Bücherfreunde" erschienene altbekannte Jahrbuch zeitgenössischen Schrifttums hat mit dem neuen Titel eine bedeutende Erweiterung und Belebung erfahren.

Werke der Meister zum Jahr des Herrn 1928. 3,60 M. Stuttgart, Emil Fink.

Kunst-(Abreiß-)Kalender mit 12 farbigen und 42 Doppeltondrucken nach meist noch unbekannten plastischen Bildwerken.




UNIVERSITY OF MICHIGAN



